Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Einundvierzigster Jahrgang.

Januar.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1841.

Digitized by Google

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst.
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten.
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

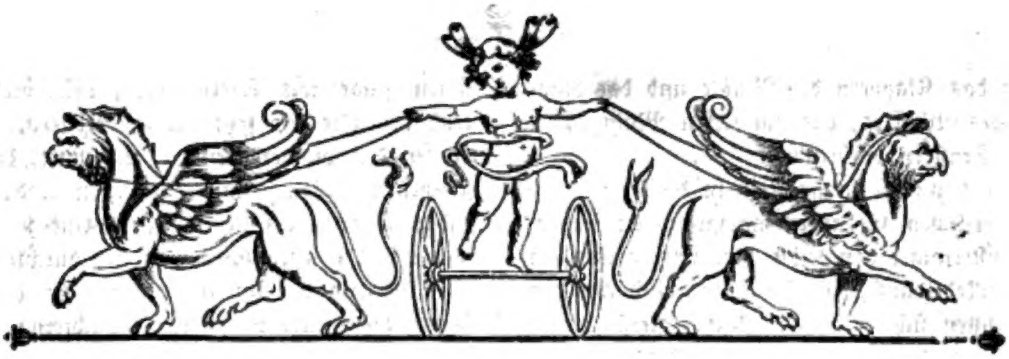
Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 1. — den 1. Januar 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Pfaffenborn.

Ein oberlausitzisches Mährchen von Ernst Willkomm.

Frau Gertrud kniete an der Wiege ihres neugeborenen Kindes und betrachtete mit mütterlicher Zärtlichkeit die unbeholfenen Bewegungen der kleinen Händchen, die bald nach den Hüllen haschten, bald in der Luft tappend hin und wieder fuhren. Als nun aber der Kleine seine großen, lichtbraunen Augen aufschlug und die Mutter mit den frohen, lebensmuntern Sternen freundlich-neugierig anguckte, da fuhr es Frau Gertrud wie ein Krampf durch die Brust. Sie stieß einen tiefen, fast schreienden Seufzer aus, schlug die Arme über den Wiegenrand, als wolle sie das Kind vor einer unsichtbaren, schreckenvollen Gewalt beschützen, und erhob ihr von Angst und Gram entstelltes Gesicht zu dem Muttergottesbilde, das gerad' über an dem braunen Gebälk der Wand hing. Eine Zeit lang sah Frau Gertrud die Mutter des Erlösers in bittender Schweigsamkeit an, ihr Busen hob sich unter bangem Stöhnen, dann bewegten sich ihre Lippen und sie brach in die stammelnden Worte aus, die sie mit Inbrunst und Glaubensfrömmigkeit an die Retterin aus irdischen Bedrängnissen richtete:

„O Du gebenedeite, heilige Jungfrau Maria, nimm, so es Dir möglich ist, die Angst von meinem Herzen, die mich jetzt ob meiner vor Jahresfrist an Dich gerichteten Bitte beschleicht! Du hast mich erhört, Du hast mir ein Kind, einen holden Knaben geschenkt, der froh und gesund in das milde Licht der Sonne blickt. Aber ach, wie lange wird er mir zugehören! Wie lange wird es ihm gestattet sein, die unschuldigen Freuden dieser Welt genießen, ein froher Mensch unter Frohen sein zu dürfen! Heilige Mutter Gottes, Du hast meine Bitte, mein Gelübde gnädig aufgenommen! Nicht mir, nur Dir, nur dem Himmel gehört dieser Knabe, den ich geboren habe. Ich will mein Gelübde nicht brechen, ich will ihn nicht von Dir zurückfordern; aber, wenn nun ein unbezwinglicher Hang zum Irdischen in dem Herzen dieses Kindes sich entwickeln sollte, wenn sein Gemüth nicht auf das Heilige gerichtet wäre und ewige Entsagung seinem Innersten fremd bliebe: was soll dann aus dem Armen, unschuldig Geopferten werden, und wie mag ich Ruhe finden, die ich allein Schuld bin an dem Elende meines Kindes? Du, die Du die Liebe und Duldung selbst bist, die du die Schmerzen einer Mutter bei den Leiden ihres Kindes gefühlt hast, vergib mir mein Flehen und Zagen, und sende diesem armen Kinde, wenn es nicht Kraft genug besitzen sollte, den Versuchungen der Welt zu widerstehen, einen Deiner Engel, daß er es behüte, führe und schirme!"

Die Augen der Bittenden füllten sich mit Thränen und hingen noch lange, nachdem sie schon aufgehört hatte, ihre Seufzer in Worte zu kleiden, an dem Muttergottesbilde, das wehmüthig auf die Knieende herabblickte. Es war Alles still um sie her. Das Kind hatte seine Aeuglein wieder geschlossen und lächelte sanft im Schlummer. Nur von draußen herein tönte in ein-

(RECAP) 6902 997 184 pt.1

65815

Digitized by Google

förmigem Tact das Klappern der Mühle und das dumpfe Rauschen des Waſſers, das im tiefen Mühlgraben dicht unter den Fenſtern vorbeiſchoß.

Frau Gertrud mochte lange Zeit in dieſer Einſamkeit ihren ſchmerzlichen Gedanken nachgehangen haben, als ſich ein Fenſterflügel von ſelbſt leiſe öffnete und ein weicher, heller Nebeldunſt, wie er allabendlich auf den Teichen und Flüſſen ſich zu bilden pflegt, gleich einem Silberſtreif in das Gemach hereinzog. Die Frau des Müllers bemerkte von alledem nichts, denn ihr Auge ruhte wieder auf den lieben, klugen Geſichtszügen des kleinen Sohnes, um deſſen Zukunft ſie ſo bange Sorge trug. Erſt als die Dämmerung das Zimmer mehr und mehr verdüſterte, ſtand ſie auf, um Licht anzuſchlagen. Sie erſchrak aber nicht wenig, als ſie zu Häupten des Kindes ein äußerſt zart und ſchlank gebautes Frauenbild in ſchimmernder Gewandung ſitzen ſah. Die Fremde trug ſich wie eine Edeldame, ihr Kleid war von dem feinſten, durchſichtigſten Stoffe, und umhüllte höchſt einfach die zierlichen Glieder. Ein ſchöner breiter Gürtel mit blitzenden Perlen geſtickt, hielt es unter dem Buſen züchtig zuſammen. Sonſt trug die Fremde außer einem lang herabwallenden Schleier, der faſt noch zarter war als das Duftgewebe des fliegenden Sommers, durchaus keinen Schmuck. Ihr goldblondes Haar ringelte ſich in langen blitzenden Locken über die Schultern und den Buſen herab und umſchimmerte ihr mit zarter Röthe überhauchtes Geſicht wie ein Heiligenſchein.

„Um Gott, gnädige Frau!“ rief Gertrud beſtürzt und ſchüchtern aus, denn ſie hielt die hohe Geſtalt für die Edeldame des nahen Hörnitz, die wohl zuweilen auf ihren Abendſpaziergängen in der Kupfermühle einkehrte. „Um Gott, entſchuldigen Ew. Gnaden meine gänzliche —“

„Du irrſt, liebe Gertrud,“ fiel ihr die Fremde mit einer Stimme ins Wort, die wie das melodiſche, die Sinne umſtrickende Säuſeln des Rohres, oder wie das bezaubernde Singen eines Waldbaches klang, der über Steingeröll in einiger Entfernung dahinfließt. „Ich bin keine Edeldame, aber ich will Dir und Deinem kleinen Erſtgeborenen wohl, und wenn Du mir vertrauen willſt, könnte ich Deine vorhin ausgeſprochene Bitte wohl erfüllen.“

„Heilige Jungfrau Maria, wer ſeid Ihr?“ rief Gertrud erſchrocken aus und faltete die Hände über der Bruſt.

„Kein böſes Weſen, wie Du ſiehſt,“ verſetzte die Fremde, indem ein mildes Lächeln ihre ſchönen, regelmäßigen Züge wie Sternenglanz beleuchtete. Frau Gertrud bemerkte erſt jetzt die ſonderbaren, geheimnißvollen Augen der wunderbaren Frauengeſtalt, die in einem nie geſehenen hellen Blau erglänzten und, ſo ſanft und ruhig ſie auch auf ſie und das Kind herabblickten, doch von einem eigenthümlichen Feuer durchleuchtet wurden.

Gertrud begann zu zittern, ſie beugte ihr Knie, faltete die Hände und ſprach ſchüchtern: „Seid Ihr ein Engel!“

„Nimm mich immer dafür und glaube an das, was ich Dir jetzt ſagen werde“, antwortete die geheimnißvolle Fremde mit der melodiſch klingenden, ſäuſelnden Stimme. „Dein Sohn,“ fuhr ſie fort, „bleibt am Leben, und Du wirſt, damit Du nicht in ſchwere Strafe verfällſt und nach dem Tode hart büßen mußt, Dein Gelübde gewiſſenhaft erfüllen. Denn was man unter Gebet und Flehen Gott gelobt, iſt ein heiliges Vermächtniß, das uns nie gereuen darf. Wer dennoch ſchwach und wankelmüthig ſich erweiſt, der kann nur durch lange und ſchwere Büßung wieder Gnade erlangen. Glaube mir und den Meinigen! — Indeß, liebe Gertrud, ſind Deine Beſorgniſſe weder ungerecht, noch unmenſchlich, und eben darum komme ich zu Dir und übergebe Dir hiermit, weil ich Dich und Dein frommes Weſen, Deine Achtung vor dem geheimen Walten der Natur ſchätze, einen Talisman, der dieſem Knaben in jeder Lage ſeines künftigen Lebens von Nutzen ſein wird. Weder die Luſt, noch die Verführung der Welt wird ihn überwältigen können, macht er von dieſem Talisman zur rechten Zeit vorſichtig Gebrauch. In Deine mütterlichen Hände lege ich ihn jetzt nieder. Bewahre ihn ſorgſam bis zu der Zeit, wo Dein Sohn das Prieſtergelübde ablegt, dann händige ihm denſelben ein. Sein Geiſt wird dann ſo ausgebildet, ſein Herz ſo gereift ſein, daß er ihn leicht verſtehen wird. Und nun lebe wohl, bleibe fromm, zweifle nicht und laſſe Dich es nie wieder gereuen, daß Du dem Himmel und ſeinem Dienſt das Theuerſte gelobt haſt, was Dir auf Erden gegeben werden konnte.“

Mit dieſen Worten legte die Fremde ein Souvenir in die Hände Gertrud's. Dieſe wollte die Fingerſpitzen der großmüthigen Geberin dankbar küſſen, ſie fuhr aber erſchrocken zurück, als ihr Mund einen naßkalten weichen Gegenſtand berührte, der unter der Berührung ſchon ſich verflüchtigte und in Geſtalt einer breiten zitternden Nebelſchicht durch das Fenſter zog, ſich nach dem Mühlgraben hin fortbewegte, und dort auf den weißen und blauen Waſſerblumen, die in ewiger Unruhe mit ihren zartgeformten Kelcheimern die klare Fluth ſchöpften

Digitized by Google

und wieder ausgossen, mit der Schnelligkeit eines Blitzes hinter dem überhängenden Erlengebüsch verschwand.

Erstaunt, aber beruhigt sah sich Frau Gertrud allein an der Wiege ihres Kindes, das ruhig fortschlief. Das wunderbare Verschwinden der Fremden bestärkte noch den Glauben in ihr, daß ein Engel sie besucht habe und fortan das Leben ihres Kindes bewahren werde. Die Dunkelheit ließ sie das erhaltene Geschenk nicht genau erkennen, sie schlug daher hastig Licht an und betrachtete nun das wunderbare Kleinod mit neugieriger Bewunderung. Es war ein dünnes Büchlein von mittler Octavform, äußerst sauber gearbeitet und von auffallend geringem Gewicht, obgleich die äußere Schale oder der Einband von Stein zu sein schien. Wenigstens ließen dies die feingebildeten, mit größter Bestimmtheit ausgeprägten Dendritenzeichnungen vermuthen, die in reizender Mannichfaltigkeit und ganz in der Art, wie sie häufig in dem benachbarten Steinbruche am Schülerbusche gefunden wurden, darauf zu sehen waren. In der Mitte des Einbandes, wenn man ihn so nennen kann, sah man eine sandige Vertiefung, von zarten Baumsprossen halb überdacht. Diese Vertiefung glich beinahe einem für wunderkräftig gehaltenen Brunnen, den man gewöhnlich entweder seiner sonderbaren Gestalt wegen, oder weil das Volk allerhand Sagen damit in Verbindung setzte, die Feenmuschel nannte. Rund um diese Vertiefung schlang sich als Einfassung ein dendritenfasriges Geäst, das je nachdem man das Souvenir dem Auge näher brachte, oder es davon entfernte, sich verschiedenartig zu gestalten schien. Denn einmal glaubte Frau Gertrud übereinander gelegte Baumzweige darin zu erblicken, dann ähnelte es wieder mehr einem durch einander geflochtenen knöchernen Gewinde, und nun schienen es gar seltsam gestaltete Blumen zu sein, die einander zunickten und ihre Blätter wie Händchen sich gegenseitig drückten. Das Büchlein zu öffnen war völlig unmöglich, obgleich das Schloß, von dem es zusammengehalten ward, nur ein durchsichtiger Silberfaden war, der in Kreuzform zierlich zusammengeknüpft, keinem noch so angestrengten Zupfen und Ziehen nachgeben wollte.

Frau Gertrud mußte sich in Geduld fassen. Kopfschüttelnd wickelte sie das geheimnißvolle Geschenk in ein seidenes Tuch und verschloß es sorgfältig in das Beikästchen ihrer Hochzeitslade. Dann setzte sie sich wieder an die Wiege ihres Kindes und versank mit schützend darüber gebreiteten Armen, unter dem eintönigen Klappern der Mühle, alsbald in einen erquickenden traumlosen Schlaf.

Es vergingen nun viele Jahre still und friedlich. Frau Gertrud erzog ihren Balthasar mit nie ermüdender Liebe, bewachte jeden seiner Schritte, und hatte die Freude, den aufgeweckten Knaben in blühender Gesundheit aufwachsen zu sehen. Der Vater Balthasar's, Besitzer der sogenanten Kupfermühle, eines uralten Gebäudes, so genannt, weil man in früherer Zeit im nahen Schülerbusche auf Erz gebaut und für die gewonnenen Stufen in dieser Mühle eine Wäsche errichtet hatte, war wenige Jahre nach der Geburt des Knaben gestorben. So blieb nun dessen Erziehung der Mutter allein überlassen, die mit Hülfe eines tüchtigen Mühlschaers, wie man dort den ersten Mühlknappen nennt, das Geschäft rüstig forttrieb, und durch ihre humane Behandlung viele Leute an sich zog.

Balthasar ward, wie der Scharfblick der Mutter richtig bemerkt hatte, ein äußerst heiterer und lebenslustiger Knabe. Geistig aufgeweckt und körperlich gewandt, that er es sowohl in der Klosterschule als auf dem Spielplatze allen Knaben zuvor, ohne doch je deren Eifersucht und Neid zu erwecken. Denn er meinte es mit Jedem gut, lief und arbeitete Allen zu Gefallen, und zeigte sich stets versöhnlich, wenn ja irgend ein kindischer Streit eine augenblickliche Entzweiung herbeiführte. Von Seiten seiner Mutter und der Mönche, die ihm Unterricht gaben, ward ihm zwar oft vorgepredigt, daß er sich einer möglichst großen Ernsthaftigkeit befleißigen solle, indem er vom Himmel selbst für den geistlichen Stand bestimmt sei. Allein Balthasar bekümmerte sich wenig um dergleichen Ermahnen, und ließ sich noch weniger seine jugendliche Heiterkeit damit trüben. Sobald seine Arbeiten beendigt waren, die ihm leicht von der Hand gingen, schlenderte er in dem nahen Gebüsch herum und durchkroch vorzüglich oft alle die hundert kleinen Abdachungen des Schülerbusches, oder erstieg die hervorragenden felsigen Kuppen desselben, von denen sich die herrlichsten Aussichten auf das nahe Gebirge und die malerische Umgegend eröffnen. So reizend aber diese Oertlichkeiten sind, so heiter die Laubgehege, so anmuthig still die Thalabsenkungen dieser buschigen Erhebung, so hatten und haben sich dennoch mancherlei Sagen darin festgesetzt, die ein einsames Herumstreifen beängstigend machen konnten. Von etwas Schauerlichem oder Gefahrdrohendem wußte zwar Niemand, vielmehr gestaltete sich die mit dem Schülerbusche verknüpfte Sage eher barockhumoristisch. Laut einer unter dem Volke allgemein geglaubten Erzählung wandelte damals, wie auch noch jetzt, die curiose Gestalt des Doctor Horn auf den Höhen des Schülerbusches

Digitized by Google

herum, und knüpfte mit zufällig Begegnenden wohl allenfalls Bekanntschaften an, die in der Folge unbequem werden konnten. Wer dieser Doctor Horn sei, wußte so eigentlich Niemand bestimmt zu sagen. Einige hielten ihn für einen Rechtsgelehrten, der sich arger Streiche und Verbrechen schuldig gemacht habe, und dafür von dem Teufel in den Schülerbusch verbannt worden sei, um hier über sein unrechtmäßig zusammengescharrtes Geld zu wachen, Andere behaupteten, er sei ein Giftmischer gewesen und habe allen reichen Leute vergeben, um ihr Vermögen an sich zu reißen, die Mehrzahl aber hielt ihn schlechtweg für den Teufel selbst, der es sich zum besondern Vergnügen mache, auch einmal in einer nicht gewöhnlichen Gestalt das alberne Menschenvolk zu äffen.

Dieser Doctor Horn ging nun, ganz gegen die Etiquette vernünftiger und verständiger Gespenster, am hellen Mittage auf dem Schülerbusche und dessen nächsten Umgebungen spazieren. Um jedoch was recht Apartes zu haben, humpelte er blos auf einem Beine, das in einem höchst zierlichen, knapp anliegenden hellgrünen Beinkleide stak, und in einem gelbsaffianenen Pantoffel endigte, über Berg und Thal. Das andere Bein war nur zur Hälfte noch vorhanden und lief unter dem Knie in einer schön gezeichneten Natter aus, die sich in dreifachem Ringe gleichsam als Strumpfband um das andere Bein schlang, und beim Gehen immer hinter ihm her zischte, so laut, daß man es schon in einiger Entfernung hören konnte. Seine übrige Tracht bestand aus einer engen, schwarzen, kurzen Jacke, an der hinten vom Kragen herab bis an die Hüften eine dicke goldne Troddel hing, in der rechten Hand trug er einen langen Rohrstock mit einem Todtenkopfe, der jederzeit eine Cigarre rauchte. So rutschte oder hüpfte er denn immer in der heißesten Mittagssonne über die Felsen, und zwar ohne alle Kopfbedeckung, denn sein schwarzes, struppiges Haar war von so übermäßig starkem Wuchse, daß es füglich die Stelle eines Hutes vertreten konnte. Der Weg, welchen er gewöhnlich einschlug, hieß bei dem Volke nur Doctor Horn's Pantoffelsteig.

Von diesen wunderlichen Spaziergängen hatte Balthasar oft sprechen hören, ohne daß ihm sein Wunsch, einmal selbst mit ihm zusammenzutreffen, erfüllt wurde. Eines Tages aber, an dem die Sonne gerade recht drückend heiß schien, und Niemand sich ihren Strahlen gern aussetzte, strich der schon erwachsene Knabe ganz allein über die Felsen. Er war den Vormittag über ungewöhnlich heiter gewesen und hatte sogar einige lose Streiche ausgeübt. Als er nun an die Felswand kam, die steil und schroff ins Thal hinabsinkt, und er hier, versunken in den anziehenden Anblick, welchen die gegenüber stufenweise aufsteigenden Berge mit ihrer prächtigen Waldung, die üppig grüne Wiese, durch die sich, im Sonnenlicht funkelnd, die rauschende Mandau schlängelt, in schweigendem Genuß ruhte, vernahm er dicht an seiner Seite ein lautes Gezisch, und war nicht wenig überrascht, als er urplötzlich die oft beschriebene Gestalt des Doctor Horn neben sich stehen sah. Die curiose Tracht des gespenstischen Herrn des Bergs machte ihn lachen, während sie einem minder Beherzten oder weniger Schuldlosen vielleicht Schrecken eingeflößt hätte. Diese ungetrübte Lebensheiterkeit schien dem einbeinigen, gelbbepantoffelten Doctor zu gefallen. Er griff mit der Linken in seinen hohen schwarzen Haarbusch, der wie ein paar Hörner sich hoch über der finstern Stirn erhob, und indem er sich den ganzen Kopf wie eine Mütze vom Rumpfe riß und graziös gegen den Knaben schwenkte, rief der durch die Luft wandernde Kopf:

„Bonjour, Monsieur! Ein prächtig warmer Tag heut, wunderlieblich zum Spazierengehen!" (D. F. f.)

Notizen.

[Friedrich II. an General Elliot.]

Ein furchtbarer Sturm trieb am 10. Oct. 1782 die Bourbon'sche Seemacht vor Gibraltar auseinander und beendigte hiermit die Belagerung. Der nachfolgende Brief des großen Königs muß noch im October, spätestens im November des gedachten Jahres geschrieben sein. Elliot hatte mit Auszeichnung im siebenjährigen Kriege unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig gedient, und war daher dem Namen nach dem Könige sehr wohl bekannt. Die nachfolgenden Zeilen Friedrich's sind bisher nirgends im Druck mitgetheilt.

Pendant que les yeux du monde entierent été fixés ces derniers trois ans sur Gibraltar, j'ai été un observateur attentif de tout ce que s'y est passé, espérant avec certitude un heureux résultat.

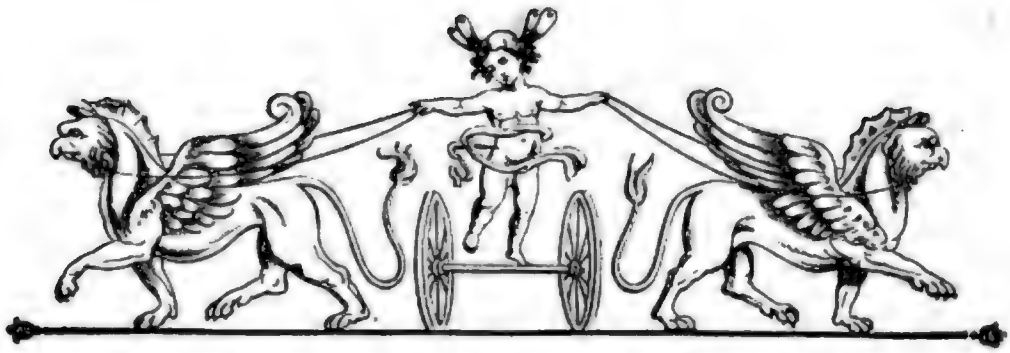
Quoique peu initié dans cette guerre moi-même, il sera cependant permis à un vieux compagnon d'armes, de Vous feliciter de la gloire que Vous avez acquis, et de me réunir au reste de l'Europe, qui admirera à jamais Votre mémorable défense. Frédéric.

[Das malerische und romantische Deutschland.]

In Kassel bei Theodor Fischer erscheint ein Supplement zum romantischen Deutschland. Die Hessen und Weserbewohner wollen nämlich ebenfalls nicht blos zu Deutschland gehören, sondern auch romantisch und malerisch sein. Das malerische Hessen erschien dort in 8 Lieferungen, Text von G. Landau. Vom Weserthal erschienen 2 Hefte Stahlstiche, Text von Franz Dingelstedt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 2. — den 2. Januar. 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Pfaffenborn.

(Fortsetzung.)

Balthasar fuhr doch etwas zusammen, da er jedoch sah, daß der Kopf des Doctors schon wieder fest auf den Schultern saß, faßte er sich ein Herz und erwiederte in seiner muntern, scherzhaften Weise:

„Für Leute Eures Schlages muß es doch ein wenig angreifend sein, sollte ich meinen; denn ein Bein, denke ich, wird eher müde als deren zwei. Und wer nun gar einen so weitbauschigen, ausgetretenen Pantoffel trägt wie Ihr, den mag das Klettern über diese Felsen und steilen Hügel eine schweres Stück Arbeit sein."

„Gefällst mir, Junge," erwiederte Doctor Horn, stemmte sich mit beiden Händen auf seinen langen Rohrstock, dessen Todtenkopfknopf richtig ganz gemächlich seine Cigarre rauchte. „Soll mich freuen," fuhr er fort, „wenn Du so lustig bleibst und Dich nicht einschüchtern läßt von den Dickbäuchen aus dem Kloster. Jungen, wie Du, sind rar geworden auf Erden, und darum, Balthasar, wenn Du 'mal was brauchst, das sich just nicht von den Bäumen schütteln läßt, komme nur hierher und rufe mich."

„Wie soll ich Euch denn rufen?" fragte mit listigem Augenblinken der Knabe."

„Mit der süßen Stimme meines schlanken Weibchens da," erwiederte Horn, und schlug mit seinem Stocke die in der Luft herumfahrende Natter, daß sie lauter als gewöhnlich zischte.

„O," sagte Balthasar, „ist das Euer Weibchen? Bei Gott und allen Heiligen, ein wunderliches Weibchen! Das also ist Eure Parole?" — Und damit fing er an, so laut und prächtig zu zischen, daß der Doctor laut auflachte vor Freude, und seine Natter mit den muntern Aeuglein sich gegen den Knaben wandte und mit ihrer spitzigen Zunge freundlich nach ihm züngelte.

„Bist ein wahrer Feuerbube," sagte Horn, und nahm aus einer Art von Respect grüßend seinen Kopf abermals vor Balthasar ab. „Sage mir doch, Junge, wie kann es Dir denn einfallen, ein Schwarzrock oder Kuttenmann zu werden? Meinst Du, das sei ein Leben in Lust und Freude, in Sang und Klang? Weit gefehlt, Balthasar! hast Du ein menschliches, empfindsames Herz in der Brust, so sollst Du Dich wundern, wie Dir das die Rippen morsch klopfen wird, wenn Du so über Deinem Brevier sitzen mußt, und draußen die heitere, sonnige Welt jauchzend an Dir vorüberhüpft. Ich rathe Dir also, laß ab von dem albernen Zeuge, werde ein freier Jägersmann, wozu Du doch eigentlich geschaffen bist, und streife durch Busch und Feld."

„Mein Jesus," erwiederte Balthasar und schlug aus Gewohnheit ein Kreuz, „das ist nun einmal so beschlossen, und da wird sich's auch durchführen lassen."

Wie er so sprach, hörte er die Natter so giftig zischen, daß er den Hauch ihres Athems fühlte, zugleich aber sprang auch der Doctor in wahnsinnigen Sätzen auf seinem einen Beine von Hügel zu Hügel, und war

in wenig Secunden jenseit des Thales in dem Baumlabyrinth des sogenannten Thiergartens verschwunden.

Balthasar sah ihm erstaunt nach, er fühlte sich beklommen, die Sonne brannte wie Feuer auf seinen unbedeckten Scheitel, die Grillen zirpten und hüpften in wilden Sprüngen wie toll um ihn herum, und aus dem Birkengebüsch hauchte es ihm wie Flammendunst entgegen. Er stand eiligst auf und lief zurück in die Mühle. Hier fand er zwar bald seine heitere Laune wieder, doch sprach er mit Niemand, auch nicht einmal mit seiner Mutter, von dem gehabten Abenteuer, — und wie sehr es ihn auch drängte, den unheimlichen Doctor wieder einmal zu sehen und zu sprechen, eine unerklärliche Scheu hielt ihn ab, in der Mittagsgluth, wenn es auf Flur und Berg einsam ward, die Felswand wieder zu besuchen.

So kam es, daß einige Jahre vergingen ohne ein Zusammentreffen mit Horn. Balthasar ward in dieser Zeit durch seine Studien ernster, er trat endlich gar als Novize ins Kloster, und als er später die priesterlichen Weihen empfing, händigte ihm seine Mutter, die unterdeß alt und schwach geworden war, das auf so sonderbare Weise erhaltene Souvenir ein, indem sie ihm nunmehr die Geschichte ihres Gelübdes, ihre Angst, und wie sie durch den Besuch jener Engelsgestalt davon befreit worden sei, umständlich erzählte. Balthasar nahm das Geschenk mit Dank und Rührung an, gelobte feierlich in die Hand der Mutter, es heilig zu halten, und es nur dann zu Rathe zu ziehen, wenn Beklemmungen, Zweifel und ein innerer Zwiespalt mit dem Leben sich seiner bemächtigen sollten.

Noch an demselben Tage starb Frau Gertrud, die Kupfermühle ward verkauft, da Balthasar als Geistlicher doch unmöglich die Verwaltung derselben übernehmen konnte, und einige Zeit darauf ward der junge Priester als Kaplan an die Kapelle des nächsten Dorfes gerufen, das nur eine Viertelstunde von der Kupfermühle entfernt lag und heut zu Tage ein großes Kirchdorf geworden ist.

Die Gemeinde, deren geistlicher Vorstand Balthasar nunmehr geworden war, zählte damals nur wenig Seelen, und der junge Weltpriester hatte daher meistentheils nach abgehaltener üblicher Frühmette den ganzen Tag für sich. In der ersten Zeit seiner Amtsverwaltung gewährte ihm dies gerade einen eigenthümlichen Genuß, denn nun konnte er ganz nach Willkür und mit süßem Behagen seinen Studien obliegen, denen er schon im Kloster einen hohen Reiz abgewonnen hatte, oder auch in den nahen und fernen Bergen herumstreifen. Er studirte also in seiner Priesterwohnung, die, hart an der Kapelle gelegen, die fernen Gebirgszüge wie die nahen Hügel und Büsche überschaute, emsig die Kirchenväter, erfreute und erbaute sich an den Legenden der Märtyrer, las mit innigster Theilnahme die Historien der Heiligen, und führte in jeder Weise ein stilles, beschauliches, echt priesterliches Leben. Das ging aber doch nur eine Zeit lang. Die Kirchenväter lassen sich einmal mit vielem Genuß lesen, bei einer Wiederholung der nämlichen Lectüre will die Theilnahme nicht ausdauern. Genau so kam es auch dem jungen Priester vor. Er hatte beinahe seine ganze Bibliothek durchgelesen, nur ein paar bestäubte Tröster standen noch unberührt. Unter diesen befand sich auch das Leben der büßenden Magdalena. Diese trostreiche Lectüre nahm Balthasar jetzt vor. War es nun aber der Inhalt, oder die Schilderung der schönen Sünderin, oder die erwachte Sinnlichkeit, die gegen den heiligen Menschen in Balthasar rebellirte; genug, dem Priester ward bei diesem heiligen Buche höchst bedenklich zu Muthe, und so oft er es weglegte und seine Augen über die sonnige Landschaft schweifen ließ, war es ihm, als riefe jeder Grashalm, jede Blume, jeder Strauch und Baum ihm zu: komme heraus zu uns und freue Dich mit uns Deines Lebens! Der Gesang der Vögel, der ihn früher stets erquickt hatte, klang ihm jetzt wie Spott und Hohn, oder machte den Eindruck eines melancholischen Klaggesanges auf ihn, und sah er gar heitere Menschengruppen an seinem einsamen Fenster vorüberziehen, hörte er das Scherzen und Jodeln der Schnitter, die Arm in Arm mit muntern Dirnen aufs Feld gingen: da fühlte er sich so verlassen wie ein Gefangener. Was konnte es ihm helfen, daß er ein Diener des Herrn, ein Geweihter Gottes war! Diese Weihe schied ihn ja von der heitern Gemeinschaft aller übrigen Menschen; diese Theilnahme am Reiche Gottes und seiner Auserwählten schon auf Erden entrückte ihn den unschuldigen Freuden dieser Welt, und machte ihn wider seinen Willen zu einem Halbgott unter den Menschen. Niemand verkehrte herzlich und ungezwungen mit ihm, kein Mann nannte ihn vertraulich Freund, kein Mädchen blickte mit schelmischem Auge in das seinige, oder schlang ihre vollen Arme um seinen Nacken; ein Glück, dessen sich doch jeder gemeinste Knecht rühmen konnte! Daß man ihn ehrerbietig grüßte, daß jede Frau, jedes Mädchen ihre warmen weichen Lippen auf seine Hand drückte, konnte ihm keine Entschädigung gewähren. Was er früher nie geahnt, was ihn nie bewegt hatte,

der schwebende Schritt einer jungen Dirne, und noch mehr ihr Handkuß, machte jetzt seine Nerven erzittern, und versetzte ihn in eine Betrübniß, die er durch nichts mehr vertreiben konnte. Am Entsetzlichsten war es ihm, wenn er im Beichtstuhle saß, und so viele blühende Jungfrauen mit schmelzend süßer Stimme ihm die Geschichten ihrer kleinen Liebessünden ins Ohr wisperten. Er wußte kaum, was er den armen niedlichen Sünderinnen sagen sollte, denn er fühlte, daß das, was sie für Sünde hielten, und was er selbst vermöge seines Priesterthums verdammen mußte, nichts anderes war, als das gesunde Verlangen des unschuldigen Naturmenschen. Und wenn er nun vollends ein Brautpaar einzusegnen und ihre Hände mit dem seidenen Bande zu umwinden hatte, dann bebte seine Stimme, es flirrte ihm vor den Augen, und er blieb kaum seiner Sinne noch mächtig. Fasten, Beten und Bußübungen, die Balthasar sogar bis zur Geißelung steigerte, wollten nicht anschlagen; machte er sich aber gar wieder an das Lesen seiner heiligen Geschichtsbücher, so war, so zu sagen, der Teufel erst recht in ihm los, und es fehlte gar nicht viel, so hätte der junge Priester zu rasen und zu toben angefangen.

In dieser stets zunehmenden Herzens- und Gewissensqual fiel dem Priester seine Unterredung mit dem gespenstischen Doctor Horn wieder ein, die er vor Jahren auf dem Schülerbusche gehabt hatte. Auch, was der finstersatyrische Mann damals über Welt und Leben geäußert, kam ihm ins Gedächtniß. Was war zu thun? Als geweihter Priester mußte es ihm allenfalls wohl erlaubt sein, auch mit einem Geiste Umgang zu pflegen, im Nothfall wußte er ja alle Bann- und Zauberformeln, um den Teufel unschädlich zu machen, wenn er wirklich in dem einbeinigen Doctor stecken sollte. Balthasar entschloß sich demnach, am nächsten Mittag nach dem Schülerbusche zu gehen. Ein Skapulier und ein geweihtes Crucifix sollten ihn schützen. Während er nun Beides unter seinen unschätzbaren Besitzthümern suchte, bemerkte er das Vermächniß seiner verstorbenen Mutter, an das er gar nicht mehr gedacht, und plötzlich stand die Erzählung der ganzen seltsamen Begebenheit, wie sie ihm die Mutter mitgetheilt, lebhaft vor seiner Erinnerung.

Gedankenvoll nahm Balthasar das federleichte Büchlein auf, sein tief liegendes, in wildem Feuer brennendes Auge forschte in den verworrenen Dendritenzügen nach einer Lösung, nach einem Wink, wie dies Engelsgeschenk zu benutzen sein möchte. Lange blieb sein Bemühen vergeblich, plötzlich aber, als er das Büchlein der Sonne zuwendete, bemerkte er mit freudigem Entsetzen, daß die arabeskenartige Einfassung des Büchleins sich verwandle, daß die Aestchen und Zweige sich zusammenzogen und in Gestalt ausblühender Wassergewächse und zwar von jener Art, die man Nixenhaar nennt, und das wie ein grüner Mantel auf schnell fließenden Gewässern schwimmt und in weißen kleinen Kelchblüthen sich über die Oberfläche des Wassers erhebt, in Schriftzügen zusammentraten. Balthasar drehte und wendete das Wunderbüchlein herüber, hinüber, um den Anfang und Sinn dieser Dendriten-Blumenschrift zu entziffern, und so fand er denn endlich heraus, daß rund um den sonderbaren Talisman folgende Reimzeilen eingefügt waren:

„Ein Tropfen rein,
Im Vollmondsschein
Geschöpft am Feenmuschelrand,
Löst dieses Büchleins Silberband."

Diese Entdeckung war für Balthasar von hoher Wichtigkeit. Er entging dadurch nicht allein der Versuchung, mit dem gespenstigen Doctor Horn in Verbindung zu treten, er konnte sogar auch mit Zuversicht auf Rettung aus seiner für ihn mehr und mehr unerträglich werdenden Lage hoffen. Es fehlten nur noch wenige Tage bis zum Eintritte des Vollmondes, und diese brachte Balthasar in steten Gebetsübungen und unter strengem Fasten zu, um sich möglichst gegen alle sündhaften Gedanken zu sichern. Die langen Körper- und Seelenleiden, die fieberhafte Gemüthsaufregung, an der er schon seit Monden litt, hatten den jugendlich-blühenden Mann in eine bleiche eingefallene Jammergestalt verwandelt, so daß ihn seine Beichtkinder theils für wahrhaft fromm, theils für geisteskrank hielten.

An dem Tage, wo der Vollmond eintrat, hatte Balthasar eine Todtenmesse zu lesen. Er ließ, um sich zu weihen, ein paar Weihrauchkörner mehr als gewöhnlich in das Rauchfaß fallen und las überhaupt die Messe selbst mit einer Ergriffenheit, die seine Zuhörer gewaltig erschütterte, und sie noch mehr in dem Glauben an die Frömmigkeit ihres Geistlichen bestärkte. Die Messe hatte lange gedauert, die Düsterniß des Abends dämmerte schon durch die kleinen runden Scheiben der Kapelle, als die Administranten die zahlreichen Kerzen auf dem Hochaltar löschten. Balthasar ging bewegt, wie nie, in seine Wohnung zurück, legte seinen Chorrock ab, hüllte sich in ein unscheinbares Gewand und steckte das Wundergeschenk zu sich, nachdem er zuvor den Segen darüber gesprochen und sich selbst mit Weihwasser besprengt hatte.

Die Feenmuschel war, wie schon bemerkt, ein silberklarer sehr starker Quell, der mitten auf einer großen

Wiesenfläche unter einer Gruppe von Erlen und Birken aus glänzendem Sandgrunde hervorrieselte. Da er streng genommen Niemand zugehörte, so betrachtete ihn Jedermann als sein Eigenthum, das Volk aber setzte sein geheimnißvoll-klares Wasser, das Sommer und Winter gleich stark floß, unter die Obhut der Feen. Dieser Brunnen lag eine gute Viertelstunde von Balthasar's Wohnorte entfernt und der Priester mußte, wollte er dahin gelangen, ins Mandauthal hinabsteigen und eine ziemliche Strecke an dem kleinen Flusse in einer fruchtbaren und anmuthigen Niederung fortwandeln, bevor er über eine recht unheimlich aussehende Lehne den Quell selbst erreichen konnte. In jener Niederung erhob sich auf einer Wiesenfläche, die bis an den nahen Berg hin lief, eine schöne, große Eiche, die man wohl hin und wieder des Teufels Reitgerte nennen hörte. Denn eine düstere Sage erzählte, daß man vor ein paar Jahrhunderten auf dieser Wiese die Kapelle zu bauen beabsichtigt habe, die nunmehr eine Viertelstunde weiter oben stand. Es habe sich nämlich das merkwürdige Wunder zugetragen, daß jede Nacht um 12 Uhr der Teufel, auf einem schwarzen Hengste reitend, alle Steine, die man den Tag über auf die Wiese gefahren, an die Stelle transportirt habe, wo die Kapelle wirklich erbaut wurde, und diese nächtliche Fortschaffung der Steine sei denn so lange exercirt worden, bis man sich endlich freiwillig in das Nothwendige gefügt. Als nun der Teufel seines Sieges gewiß gewesen, habe er triumphirend seine Reitgerte in die Wiese gestoßen, die denn über Nacht zu einer mächtigen Eiche emporgeschossen sei.

Als nun Balthasar der Eiche näher kam, bemerkte er durch den silbernen Dunst, der über dem Thale hing, daß eine Figur unter den breiten Aesten stehe, und mit Schaudern erkannte er bald darauf den einbeinigen Doctor Horn. Er that indeß, als sähe er gar nichts und ging rasch fürbaß, allein der Doctor schien damit nicht zufrieden zu sein. Er rief ihm laut sein „Bon soir Monsieur" zu, denn er pflegte als Gentleman und böses Wesen immer französisch zu grüßen, und schwenkte seinen Kopf gegen den Priester.

„Ei, ei, Herr Kaplan", fuhr er fort, als dieser auch diesen Gruß unbeachtet ließ, „Ihr geht da einen recht unangenehmen und schlüpfrigen Weg. Warum kamt Ihr nicht lieber vor ein paar Tagen am hellen Mittag nach der Felswand? Wir hätten da einen recht muntern Discours führen und Brüderschaft in einem Gläschen lacrimae diaboli trinken können. Das ist ein Wein für kranke Priester, als wäre er ganz besonders für solche heilige Männer gewachsen. Aber es thut nichts, Herr Kaplan. Es ist noch nicht aller Tage Mittag gewesen, und wenn Ihr Euch bei dem zugigen, feuchten Brunnen erkältet habt, dann werdet Ihr Euch meiner Parole schon erinnern. Hört Ihr!"

Balthasar vernahm unter Fieberschütteln das Zischen der Schlange, er sah ihre stechenden Augen listig und lockend wie ein paar blitzende Brillanten durch den Nebel funkeln und hörte das Athmen des rauchenden Todtenkopfes. Dennoch gab er keine Antwort, sondern ging so eilig als möglich weiter. Horn folgte ihm nicht, nur das Schlangengezisch ließ sich noch lange in der Entfernung hören.

Als der Priester an der Feenmuschel ankam, fiel gerade das volle Licht des Mondes in das leis bewegte Wasserbecken. Rundum war es still, kein Heimchen zirpte, kein Vogel sang, kein Hauch bewegte das Laub der Bäume. Kaum schwankten einige Binsen, über welche die funkelnde Welle sich ergoß. An dem nahen, dicht bewaldeten Berge wehten einzelne Nebelstreifen, gleich Schleiern, die von dem Umherstreifen der Feen an den Bäumen hangen geblieben waren, über dem grünen Wiesenteppich aber und in der engen Schlucht, welche der Kucks heißt und von einem raschen Bach belebt wird, glänzte jener Silberduft jeder Sommernacht, der die Sinne mit süßem Zauber umstrickt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

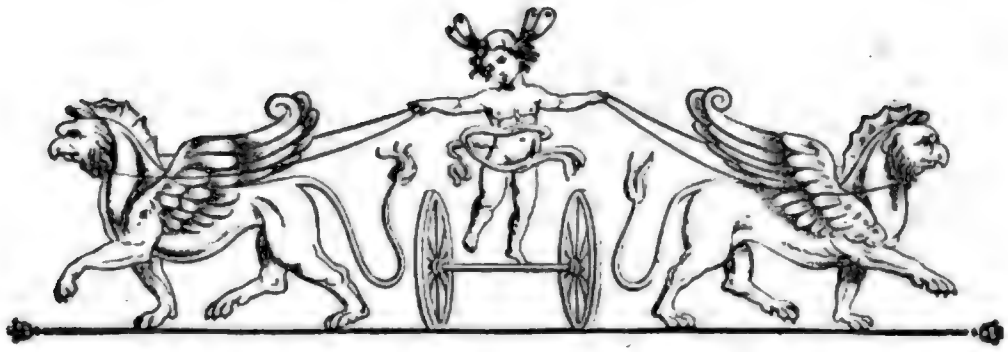
[Balzac's Pierrette.]

Die Franzosen haben noch immer keinen historischen Sinn, wissen nichts von einem Gott in der Geschichte, und können folglich mit den Früchten der eignen Revolution nicht haushalten. Ihr Atheismus schleppt sich freilich nur als Phrase weiter. So schließt Balzac seinen Roman „Pierrette" (deutsch in Magdeburg bei Bühler) mit einer Erinnerung an Beatrice Cenci, die eine Parallele zu seinem Stoffe gibt, und mit dem Seufzer: „Laßt uns gestehen, daß die Gesetzlichkeit etwas Herrliches wäre, wenn es keinen Gott gäbe". — Wie brillant und wie albern! Was ist Gott anders, als die lebendige Gesetzlichkeit in der Geschichte?

[Die leipziger Allgemeine.]

Die leipziger Allgemeine kündigte an, daß sie in Hannover wieder erlaubt ist. Zugleich gibt sie die Mittheilung, daß von keiner Regierung jemals eine Concession von ihr verlangt sei. Hiermit erklärt sie jedoch noch nicht den Calcül mit den Beilagen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 3. — den 4. Januar 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Pfaffenborn.

Ein oberlausitzisches Mährchen von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

Balthasar ließ sich am Rande des Quelles nieder. Das Abbild des Mondes sah ihn kalt und bleich aus dem Wasser an. Er zog mit zitternder Hand das Wundergeschenk hervor, tauchte den Finger in den Brunnen und ließ einen funkelnden Tropfen auf die silberne Bandschleife fallen; sogleich löste sie sich, flatterte wie ein weißer Rauch über den Quell und drehte sich als durchsichtige, äußerst zart gearbeitete Krone in unbeschreiblicher Geschwindigkeit gerade über dem Spiegelbilde des Mondes fortwährend im Kreise. Zugleich sprang das Büchlein auf und ließ Balthasar weiter nichts als eine jener großen lieblich duftenden Wasserlilien erblicken, wie sie in reicher Anzahl auf den Teichen blühen. Die wunderbar zarte, gefärbte Blume war vertrocknet, dennoch leuchteten aber die beiden Staubfäden, die über den weißen Blätterrand herausfielen, wie ein paar Sterne. Der Priester wußte nicht, was er mit dieser Blume anfangen, was sie ihm nützen sollte; da entfiel seinem Auge eine Thräne und berührte das Pistill. Nun fing das Büchlein in seinen Händen an zu zittern, die Blume wehte hin und wieder und wuchs über den Buchrand hinaus. Auf dem Wasser begann es zu nebeln, auch die wachsende Blume ward von den feuchten Dünsten erfaßt, und ehe Balthasar noch wußte, wie ihm geschah, bildete sich aus dem Gewirr des Nebels eine zarte, wunderbar schöne Frauengestalt, die ihm zur Seite saß und ihren weichen Arm zutraulich um seinen Nacken schlang. Ihre Augen mit den goldnen Sternen glichen zwei blühenden Vergißmeinnicht, ihr goldblondes Haar rollte in reichen Locken um die Schultern und auf der Höhe ihres Scheitels ruhte jetzt mit einem goldnen Stern angeheftet, die silberne Krone. Den schlanken Leib umgab ein feines weißes Gewand, das bis auf die Füße herabreichte und nur die Schuhschleifen sehen ließ, die aus ein paar unruhig flatternden blauen Libellenflügeln bestanden.

Balthasar war so überrascht, daß ihm das Wort auf der Zunge erstarb, erst als die geheimnißvolle Gefährtin mit melodischer Stimme ihn anredete, kehrte ihm Muth und Jugendlust zurück. Er umschlang das schöne Weib, er drückte es an seine Brust, er bedeckte seine Lippen mit heißen Küssen.

„Wer bist Du, sonderbares Wesen?“ fragte er dann furchtsam und die reizende Gestalt mit ausgestreckten Armen von sich fern haltend. „Wer bist Du, und weshalb führst Du mich in Versuchung?“

„Ich Dich in Versuchung führen?“ versetzte das schöne Weib. „Du irrst, Balthasar! Ich bin Dein Schutzgeist, Dein Engel und Deine Geliebte. Nenne mich jetzt, mit welchem Namen Du willst. Ich gehöre Dir, so lange Du an diesem Brunnen weilst, und weil ich weder ein Mensch bin wie Du, noch ein Geist, sondern eine Nymphe, eine Fee; so kann ich über Dich wachen, so lange Du mir glaubst und mich nicht ver-

läugnest, und leicht kann ich Dir das ersetzen, was die Willkür der Satzung Dir geraubt hat. Erfülle ich diese Aufgabe meines kurzen Erdenseins, dann bin ich jenen Geistern gleich, die sich Selige nennen, und mein Volk nähert sich der Erlösung."

Obwohl Balthasar den Sinn dieser räthselhaften Worte nicht deutlich verstand, so konnte er doch unmöglich ein Wesen für bös halten, das mit solcher Innigkeit sich ihm hingab, das mit solchem Silberton der Sprache verwandte Klänge in seinem Herzen weckte, und er überließ sich ohne weitere Frage in glücklichem Vergessen seiner Qual ganz dem süßen Geplauder und Kosen der lieblichen Nymphe. Schnell verflossen ihm die Stunden, die Sterne erblaßten, des Mondes Bild im Brunnen ward bleich und wolkig. Da fühlte er, daß auch seine Gefährtin verschwunden war. Wieder kreiste in schneller Bewegung die Silberkrone über dem Quell, die Nebel rannen und flutheten durch einander und ballten sich zuletzt über dem geheimnißvollen Büchlein zusammen, das am Rande der Feenmuschel lag. Endlich verschwanden auch die letzten Flocken, die Staubfäden funkelten wieder, das Buch schloß sich, und vom Quell her flatterte das Silberblümchen, und legte sich als festgeknüpfte Schleife vor die Dendritenhülle.

Im Osten glühte schon der neue Tag, als Balthasar, seinen kostbaren Schatz im Busen, neu belebt in seine Wohnung zurückkam.

Dieses fabelhafte Zusammenleben Balthasar's mit der aus den Wassern des Quelles heraufsteigenden Nymphengestalt gewährte allen seinen unklaren Wünschen volle Befriedigung. Er lebte von neuem auf, seine trübgewordenen oder unheimlich blitzenden Augen begannen sanft zu leuchten, und ruhten mit freudenvoller Innigkeit auf der Welt. Sah er jetzt die jungen Bursche mit ihren Mädchen an Sonn- und Festtagen lustig an seiner Wohnung vorübergehen, so freute er sich selbst der fröhlichen Menschen. Keine Regung von Neid oder Mißgunst, kein quälendes Gefühl der Unzulänglichkeit überschlich ihn. Er fühlte sich ein Mensch unter Menschen, und so glücklich, als es ein zufriedener, denkender Mensch überhaupt sein kann. Seine Studien, die er mit altem Eifer forttrieb, beunruhigten ihn jetzt nicht mehr, die Lectüre der heiligen Historien, die ihn sonst wie zerfleischende Geißelhiebe trafen, gewährte ihm Genuß und Erbauung.

Dachte er nun über diese Verwandlung seines Innern nach, so wiederholte er sich wohl oft die Frage: wie er eigentlich dazu komme, als geweihter Priester so vertraulich, so innig und herzlich mit einem Wesen zu verkehren, das offenbar der Erde selbst nicht angehörte, wenn auch mit dem Menschengeschlecht in verwandtschaftlicher Beziehung stehe? Immer jedoch kam er zu demselben Resultate: daß sein Umgang mit jener Fee kein Frevel, weder gegen Gott, noch gegen die Natur sein könne, da sich das zauberfüße Weib willig vor dem Kreuz beuge, und ihm ja dieses Wesen selbst durch eine unbegreifliche Schickung schon in der Wiege gleichsam testamentarisch vermacht worden sei.

So lange der Vollmond am Himmel leuchtete, versäumte der Priester nicht, den Brunnen zu besuchen, wo denn durch die magische Kraft der Welle sein Talisman sich erschloß und ihm die Heißgeliebte in die Arme legte. Nun erst fühlte sich Balthasar durch und durch Mensch, das unheimliche Schaudern, das ihn früher oft vor sich selbst befallen hatte in dem Bewußtsein, daß er kein Mensch wie andere, daß er ein Ausnahmswesen, ein Bastard sei, wie sie die vorsorgliche Liebe des Kirchendogmas gebäre, löste sich in ein beseligendes Genügen auf, da er sich mit gutem Gewissen sagen konnte, er halte die Gelübde und füge sich doch den weisen Gesetzen der Natur.

Ungestört vergingen in diesem Kommen und Verschwinden der Fee mehrere Monate. Der Herbst neigte sich dem Ende zu, der Winter drohte hereinzubrechen, und noch immer war dem rufenden Priester die Geliebte willig erschienen. Bisher hatte sich Balthasar bei seinen Besuchen am Brunnen streng an die Dauer der Vollmondszeit gehalten, gegen Weihnachten aber traf es sich, daß er, sei es durch ein Versehen, oder weil er glaubte, es dürfte unnöthig sein, sich gar zu peinlich an die Form zu binden, schon vor Beginn jener Frist zur Feenmuschel wanderte.

Zu seinem nicht geringen Verdrusse fand er hier den Doctor Horn, der sich gemüthlich auf einem paar überzwerch gewachsenen Erlenbäumchen schaukelte.

„Bon soir, Monsieur Balthasar!" rief er dem Priester zu, der ein paar Schritte von dem Brunnen unschlüssig stehen blieb. „Wie hübsch ist's, daß wir uns gerade hier treffen, alter Knabe! Es ist zwar just nicht mein Lieblingsort und mein gewöhnlicher Spaziergang, und wie Ihr seht, Hochwürden, hab' ich mir bei dem Herabrutschen von dem verdammten Berge da meinen vortrefflichen Pantoffel ein wenig wund gerizt. Was hilft's, ich hatte Durst, und das Wasser hier, mein Bester, ist, was die Kühle betrifft, ganz geeignet, einem

innerlich Verbrennenden den Durst zu löschen. Aber, mein lieber Herr Balthasar, sagt mir doch, wie Ihr zu dem verwünscht lockern Leben kommt," fuhr er fort, indem er einen so widerlich höhnischen und schadenfrohen Blick auf den Priester warf, daß dieser davor zusammenschrak. „Ich bin kein Kostverächter und noch weniger ein Moralist, aber, aber — ich dächte denn doch, ein ehrliches Menschenkind sollte sich mit seines Gleichen auf rechtschaffene Weise begnügen. Warum denn zu Geistern seine Zuflucht nehmen, und, muß es just gesündigt sein — denn so nennt Ihr, glaub' ich, das Bischen Zeitvertreib — mit dem kalten Fluß- und Quellgesindel anbinden?"

„Herr Doctor," versetzte Balthasar trotzig, „mir däucht, es wird am besten sein, Jeder von uns kümmert sich um seine Angelegenheiten. Die Eurigen scheinen mir außerordentlich complicirter Natur zu sein, was ich zumeist aus Eurer absonderlichen Einbeinigkeit und Eurem wirklich haarsträubenden Kopfabnehmen schließen möchte."

„Ah, so!" sagte lachend Doctor Horn und schwenkte zugleich recht gravitätisch sein schwarzbuschiges Haupt. „Laßt mir immerhin meine Eigenthümlichkeiten, alter Knabe, ich bin der Präsident der Kopflosen, in deren Gesellschaft ich Euch demnächst einzuführen Gelegenheit nehmen werde."

„Mich? — Danke ergebenst! Ich fühle durchaus nicht das Bedürfniß, diese ehrenwerthe Gesellschaft zu incommodiren, vielmehr möchte ich wünschen, andere Leute hätten dieselbe Gesinnung."

„Na, Herr Kaplan," versetzte Horn, „höflich hat Euch das Nymphchen da unten nicht gemacht. Das thut aber nichts. Für heut Abend müßt Ihr schon mit meiner Gesellschaft vorlieb nehmen; denn auf Ehre und Unseligkeit, Eure holde Unholdin läßt Euch diesmal im Stiche."

„Ich erlaube mir daran zu zweifeln," sagte Balthasar.

„Und ich bin so grob," sprach Horn, „zu behaupten, daß Ihr dem kalten Geschöpfchen heut Abend untreu werdet!"

„Ich schwöre es, daß Ihr lügt!" rief der Priester ganz entrüstet.

„Schwören! Du liebe Zeit, was ist damit viel gethan! Abwarten ist weit priesterlicher gehandelt. Doch sagt mir, alter Knabe, hättet Ihr denn wirklich nicht Lust, das schlanke Wasserwesen einmal mit einem lebensvollen feurigen Weibe zu vertauschen? Mich wundert nur, daß Ihr unter Euren Küssen noch nicht zusammengefroren seid."

„Lästert nicht, Herr Doctor," sprach Balthasar und zog seinen Talisman hervor. „Habt die Güte und tretet ein wenig zurück, damit ich dem gottgesandten Engel meines Lebens mindestens einen Gruß zurufen kann."

„Nicht mehr als billig," erwiederte Doctor Horn, schwang sich von seiner Schaukel herab und stelzte über den Brunnen hinweg, wo er sich am Saume des Waldes auf einer Windwehe niederließ.

Allein wie sorgsam auch Balthasar die Wunderschleife mit Wasser berührte, sie wollte sich nicht öffnen, und sogleich vernahm er auch das höhnische Lachen des einbeinigen Doctors.

„Sagt ich's doch," sprach dieser, „daß Ihr heut Nacht in diesem bitterkalten Wetter den weiten Weg umsonst bergeschwänzelt seid. Ueberdies scheint der Mond jetzt nicht hell, und wenn Ihr sonst meint, es könne sich bis Mitternacht ändern, so will ich Euch bis dahin die Zeit vertreiben helfen. Wie wär' es, wenn wir zusammen ein Spielchen machten? He! das erregt die Geister, bringt das Blut in Wallung und schützt gegen den verdammten Frost! Nun, wie steht's?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus London.

[Die Braut von Messina.]

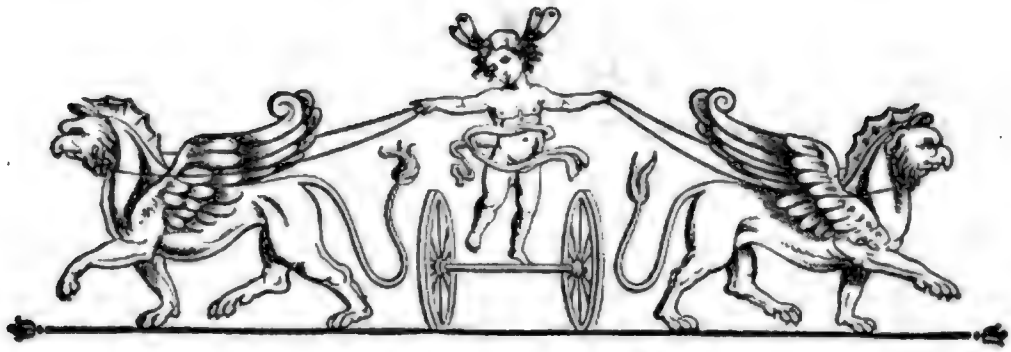
Wenn ich am Schlusse meines letzten Berichtes mich enthalten mußte, von Sheridan Knowles' neuester Tragödie, die er sehr richtig Johann von Procida, die Direction des Coventgarden-Theaters hingegen sehr unrichtig die Braut von Messina genannt hat, mehr als die Intrigue mitzutheilen, so darf ich heute um so eher darauf zurückkommen, je aufmerksamer ich, schon um meiner Correspondentenpflicht Genüge zu leisten, einer zweiten Vorstellung beigewohnt habe. Das aber ist wirklich Jedem zu rathen, der in seinem Urtheile über eine neue, bedeutende Bühnenerscheinung gegen den Dichter, wie gegen die Schauspieler gerecht zu sein wünscht. Der Dichter selbst erkennt in der Regel nur aus der ersten Vorstellung, wo Nachhilfe Noth thut, wo er abzukürzen oder in seiner Berechnung sich geirrt hat. Der geübteste Bühnendichter verrechnet sich und namentlich ist es den englischen Dramatikern eigen, zu lang und zu breit zu werden. Die Schauspieler sind bei seiner ersten Vorstellung oft genug in ihre Repräsentation wie eingemauert, und da außerdem die englischen Bühnenkünstler gegen die deutschen in dem Nachtheile stehen, zu ihren Füßen kein Orakel zu haben, sondern, wenn das Gedächtniß versagt, sich der Coulisse nähern zu müssen, was auch nicht immer thunlich, so geschieht es häufig, daß über dem Suchen nach dem Worte der Ausdruck und die Geberde verloren gehen. Deshalb sollten besonders hiesige Kritiker erst nach einer zweiten Vor-

ſtellung die Feder zur Hand nehmen, und weil ſie anſtatt deſſen meiſt unmittelbar aus dem Theater ans Pult eilen, denn ſchon wartet die Preſſe auf das Manuſcript, ſollten deutſche Blätter bei ihren Ueberſetzungen das nicht vergeſſen, oder deutſche Leſer ſo ausgeſprochenen Urtheilen mißtrauen. In vorliegendem Falle koſtete ein zweites Sehen ſchon deshalb keine Ueberwindung, weil das Stück von Knowles iſt, und dünkte mir bei der Abſicht, es zu beſprechen, eine doppelte Pflicht, weil bereits Jemand, der nicht hundert Meilen weit von Leipzig wohnt, zu einer deutſchen Bearbeitung Auftrag gegeben hat. Säumniß könnte daher leicht zur Verſpätigung werden, denn die Beſtellung iſt preſſant, und wenig fehlte, der Auftrag hätte mit umgehender Poſt erfüllt ſein ſollen.

Die ſicilianiſche Veſper ſcheint für den Dramatiker kein dankbarer Gegenſtand zu ſein, vielleicht, weil ſie zu tiefen Schauder und Abſcheu erregt und wir für die Betheiligten wenig oder keine Sympathie haben. Miſtreß Hemans ſchrieb ein herrliches Gedicht, the Vespers of Palermo. Wider ihren Willen wurde es unter dieſem Titel als Tragödie auf die Bühne gebracht und fiel durch. Die Künſtler hatten daran keine Schuld; Young gab den Procida, Charles Kemble den Sohn, Miß Kelly die Heldin, — drei Künſtlernamen, neben welche die Jetztzeit — in England verſteht ſich — keinen zu ſtellen hat. Caſimir Delavigne verſuchte ſich an demſelben Sujet, ſtutzte es im Geiſte der alten franzöſiſchen Schule auf und hing ihm in einem melodramatiſchem Schluſſe das an, was ein engliſcher Matroſe ein naſſes Segel nennen würde. Dennoch machte ſein Trauerſpiel kein Glück. Das alſo iſt von vornherein an Knowles als klug zu rühmen, daß er von dem Gemetzel nach Möglichkeit wenig ſehen läßt und ſich vorzugsweiſe in dem Gebiete bewegt, das ihn Herr und Meiſter nennt — im Gebiete des Gefühls. Gleichwohl hat er es nicht vermeiden können, einige der von den Franzoſen an den Sicilianern geübten Gräuel in ſein Stück zu verflechten, und dadurch gibt er den erſten Anſtoß. Das Stück beginnt mit der Entweihung von Angelo's Tochter, und daß eine der Hauptſpringfedern in dem beſteht, was der Gouverneur von Meſſina Procida's Gemahlin gethan, habe ich in meiner Inhaltsanzeige bemerkt. Es war aber ein gefährliches und jedenfalls ein herzzerreißendes Beginnen, dem Sohne davon durch den Mund des Vaters die Mittheilung zu machen. Ein weiterer Anſtoß liegt darin, daß einige Scenen zwiſchen Vater und Sohn Wiederholungen ſind; dieſelben Gefühle werden zu demſelben Zwecke aufgeregt und das Stück rückt um keinen Schritt vor. Demnächſt iſt es zwar ganz löblich, daß Knowles, wie Shakſpeare, Menſchen, nicht Engel gezeichnet hat, Fernando keins der „fehlerfreien Ungeheuer, dergleichen die Welt nie geſehen", ſondern „ein Erdenkind iſt und irdiſch." Daß er aber ſeinem alten bewährten Freunde Angelo in einem Momente und bei einem Vorfalle, wie der angedeutete, ſeine Hülfe entzieht, iſt dem Freunde und dem Manne nicht zu verzeihen. Es iſt wahr, er bereut es ſpäter; allein ſelbſt dieſe kurze Reue erſcheint mehr ein Werk des Impulſes als der Ueberzeugung begangenen Unrechtes. Sein ganzer Charakter iſt überhaupt ſchwankend, vielleicht richtiger, Mangel an Kraft iſt der Hauptzug ſeines Charakters. Das gilt einigermaßen auch von Procida; wenigſtens zeigt er ſich ſo in der Scene, wo er auf einmal Alles vergißt, weshalb er früher die Verbindung Fernando's mit Iſolinen zu hindern geſucht, und die Schwiegertochter an ſeine Bruſt nimmt. An Iſolinen hat man gerügt, daß in ihrer Weigerung, dem Gatten, wie er es fordert, auf der Flucht zu folgen, ſich ein zu ſtarker Selbſtwille äußere. Heißt das nicht das Gebot: Du ſollſt Vater und Mutter verlaſſen und deinem Manne anhängen, zu wörtlich nehmen, es auch zu einem Geſetze der Tragödie machen? Iſoline handelt aus einem Beweggrunde, der edel und heilig iſt. Was auch ihr Vater an Anderen verbrochen haben mag, gegen ſie hat er ſich nicht vergangen, und ich geſtehe, daß gerade die Scene, wo ſie ſich weigert, der Gefahr zu entfliehen, ohne dem Vater ein Lebewohl geſagt zu haben, mir eine der ſchönſten des ganzen Stückes dünkt. Obgleich aber das ganze Stück mehrere treffliche Scenen hat, möchte ich es doch nicht eine gut gebaute Tragödie nennen. Die Klippe des fünften Actes iſt nicht vermieden worden, dieſer unbedingt ein Schwächling. Den Rath, ihm einen donnernden Ausgang zu geben, in der letzten Scene Schwerter klirren, Flinten und Kanonen abfeuern, Mord und Todtſchlag verüben und die Bühne in bengaliſchen Flammen auflodern zu laſſen, dieſen Rath, der, à la Lodoiska ausgeführt, die Galerieen im Sturm erobert und wohl auch den Beifall manches Parterriſten und Logiſten gewonnen haben würde, hat der Dichter verworfen und, meines Erachtens, daran recht gethan. Ihn zu befolgen, wäre des Dichters des Virginius unwürdig, abgeſehen, daß es zur Tendenz ſeiner Tragödie nicht paßte. Sollte aber Johann von Procida auf die deutſche Bühne übergehen, ſo wünſche ich ihr einen beſſern Repräſentanten des Procida, als den hieſigen Moore. Dieſer iſt nicht der Mann, die an ſeinem Vaterlande verübten Frevel zu rächen, und was er gelitten, über den Leiden ſeines Vaterlandes nicht zu fühlen. Ein Künſtler wie Kean würde der fürchterlichen Erzählung vom Niederſturze ſeiner Hausgötter eine zerſchmetternde Kraft geliehen haben. Wie Moore ſie vortrug, klang's wie ein erlebtes Unglück, das zwar fürchterlich, aber doch zu ertragen geweſen iſt. Dagegen wünſche ich der Iſoline eine Tree zur Darſtellerin. Die Rolle muß bedeutend ſchwer ſein. In den erſten Scenen iſt Iſoline gezwungen, bei ihrem Verlobten gleichſam um die Erfüllung ſeines Verſprechens zu werben, und der Bau des Stückes bringt es mit ſich, daß ſie faſt durchgängig im Widerſpruche mit dem ſteht, den ſie liebt. Nur eine tiefe Ruhe, d. h. eine Ruhe, wie ſie der See zeigt, der, einmal aufgeregt, zur tobenden Meerfluth wird, — nur eine ſolche vermag den Charakter durchzuführen. Zudringlichkeit in den erſten und Leidenſchaft in den letzten Scenen würde ihn vernichten. Und ſo hatte die Tree ihn ſich angeeignet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 4. — den 5. Januar. 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Pfaffenborn.

(Fortsetzung.)

Aergerlich, daß er schon einmal den Kürzern gezogen hatte, wollte sich Balthasar nicht zum zweiten Male eine Blöße geben. Auch war der Mond wirklich so dicht von Nebeln verhüllt, daß man kaum einen Schimmer von ihm erkennen konnte, und bisher hatte sich die Schleife immer nur beim hellsten Glanze des schönen Gestirns erschlossen. Er überlegte daher nicht lange, und gab seine Einwilligung, indem er fragte, ob der Herr Doctor auch Karten und Würfel bei sich habe?

Da müßt' ich ein jämmerlicher Stümper sein, wäre ich damit nicht versehen," versetzte Horn. „Hier, alter Knabe, sind die neumodischsten Karten von der Welt, hier zwei funkelnde Würfel, und da ein Becher, wie Ihr ihn besser, hol' mich Gott, sicherlich niemals gesehen habt!" Und während er so sprach, zog er sich, daß es krachte, seine langen, schwarzen Nägel von den Fingern und legte zehn der saubersten Karten vor sich auf die gefrorne Erde. Dann nahm er seinen Stock, schlug den Schädelknopf gegen seine Kniee und klopfte auf diese Weise zwei amethystene Würfel aus den leeren Augenhöhlen, die in der Dämmerung der Nacht wunderbar blitzten. Endlich riß er sich die Troddel ab, die hinten von seiner Jacke herunterhing, und präsentirte sie dem verwunderten Balthasar in Gestalt eines goldenen, mit erhabener Arbeit geschmückten Würfelbechers.

„Was sind denn das für Karten!" rief der Priester aus, indem er bemerkte, daß auf jeder einzelnen eins der zehn Gebote in blauen Feuerbuchstaben brannte

„Echte Sünderkarten," erwiederte Doctor Horn. „Ich habe sie gewählt, um Euch nicht anstößig zu erscheinen. An den zehn Geboten, denk' ich, werdet Ihr nichts auszusetzen haben."

„Gewiß nicht! Doch sagt wir, wie heißt das Spiel, und welches sind die Regeln? Auch möchte ich gern wissen, um was Ihr zu spielen gedenkt?"

„Seelenzwick nenn' ich's!" sagte Doctor Horn. „Ich spiele immer nur Seelenzwick, denn es verlohnt sich der Mühe. Oder kann man etwas Besseres thun, als die zehn Gebote einem abgewinnen?"

„Schon gut," sprach Balthasar, dem die Finger nach den brennenden Karten juckten. „Und wer verliert, was gibt der dem Gegner?"

„Man darf nicht unbillig sein," erwiederte sehr großmüthig Doctor Horn. „Darum sollt Ihr mir nichts geben, wenn ich gewinne, weil Ihr das Spiel nicht kennt: verliere ich dagegen an Euch, so verspreche ich Euch, falls um Mitternacht Euer Liebchen nicht kommen will, an ihrer Statt ein anderes zur Stelle zu schaffen, Alles, versteht sich, wenn Ihr es wünschen, oder auch nur meine Kunst zu sehen verlangen solltet."

Balthasar lachte über diese Gewissenhaftigkeit und bezeigte sich damit zufrieden. Die Karten wurden nun der Reihe nach aufgelegt und das Spiel begann.

„Ist es gefällig, Hochwürden?“ sagte der Doctor, und reichte ihm den Becher.

„Sehr verbunden!“ versetzte Balthasar. „Also: Du sollst nicht andere Götter haben neben mir! — Juchhe. — Neun!“

Die Natter nieste, Horn rief Prosit und nahm den Becher. „Juchhe! — Sieben! Sie haben gewonnen.“

Balthasar zog die Karte an sich und legte sie auf den Talisman, der auf dem gefrorenen Sande der Feenmuschel neben ihm lag. — „Du sollst den Namen Deines Gottes nicht unnützlich führen!“ — Hz! nieste die Natter wieder, Horn rief Prosit und der Priester warf zwei.

„Juchhe!“ rief der Doctor, schüttelte die Würfel und warf zehn. „Diesmal ist das Glück auf meiner Seite, der nächste Wurf an mir. Nur rasch drauf zu. — Du sollst den Feiertag nicht heiligen!“ las der Doctor, die Schlange lachte, daß die dürren bereiften Aeste der Erlen an einander schlugen und die gefrorene Schneedecke klingend zersprang. „Juchhe — vier!“

„Ihr habt Euch garstig versprochen, Herr Doctor,“ versetzte Balthasar. „Das nicht steht nicht in dem Gebote. Juchhe — zwölf!“

„Ihr habt Glück, wie ein Bastard,“ sprach der Einbeinige. „Wieder einmal ein Beweis, daß die Redensart: Glück in der Liebe, Unglück im Spiel, — ein alberner Alterweiberschwank ist. Ein rechter Kerl ist ganz und durch und durch des Teufels, und wer einmal Glück hat, dem geben die Weiber genau eben so viel, als das Spiel!“

So ging denn nun das Würfeln fort, immer belebter, immer hitziger. Balthasar gewann immer mehr Karten, und jedesmal, wenn er das Gebot ablas, nieste die Natter und der Doctor rief Prosit. Gewann hingegen dieser einmal eine Karte, so setzte er dem nächsten Gebote allemal ein nicht hinzu, oder, stand es dabei, so ließ er es weg, und dann lachte die Natter immer greller und lauter, daß zuletzt die Tannen auf den Bergen an einander schlugen vor Furcht und Zittern, daß die Felsen bersteten und die Glocken auf den benachbarten Ortschaften und in Zittau fürchterlich schrillten. Balthasar war so vertieft in das Spiel, daß er weder hörte noch sah. Jauchzend schwang er den goldenen Becher über sein Haupt und die amethystenen Würfel fielen wie Sternschnuppen zwischen die Spieler nieder. Er hatte eben das zehnte Gebot gewonnen, als es dumpf durch die Nacht die zwölfte Stunde schlug.

„Ihr seid Sieger geblieben,“ sprach Doctor Horn, „und ich halte mein Versprechen. Euer Liebchen kommt nicht, würde Euch Beiden heut auch zu kühl sein; soll ich Euch jetzt ein frisch Gebackenes verschaffen.“

„Hol' mich der Teufel, meinethalb!“ rief der ganz außer sich gerathene Balthasar und packte seine gewonnenen Karten zusammen.

„Brav, alter Junge, so gefällst Du mir,“ versetzte der Doctor, ergriff seinen Stock und stieß seine Natter mit einem Ruck von seinem Beine ab. Da blitzte es wie Feuer über dem Brunnen, ein rother duftiger warmer Nebel umwallte den Priester, und um ihn blühten würzige Blumen. Das schönste Grün breitete sich vor ihm aus, in säuselnden Büschen lachten und scherzten Amoretten, Musik klang allerwärts, und in seinen Armen ruhte das schönste, feurigste Weib, das er noch je gesehen hatte. Diese rabenschwarzen Flechten, die sich warm und weich um seinen Nacken schlangen, diese liebeglühenden Augen, und diese Lippen, die verzehrend an den seinigen hingen, verwirrten seine Sinne. Wonneschauer durchrieselten sein Gebein, und indem Alles um ihn her wie ein beseligender Traum durch einander taumelte, verließ ihn zuletzt im Genuß des höchsten Glückes das Bewußtsein.

Als er wieder zu sich kam, war Alles verschwunden. Er selbst lag halb erstarrt, über und über mit Reif bedeckt, am Rande der Feenmuschel. Nirgends eine Spur von den süßen Erlebnissen der Nacht! Doctor Horn war nicht zu sehen, die Schlange war verschwunden, nur sein Talisman lag neben ihm, und darauf so viele häßliche schwarze verwachsene Hornklauen, als er Gebote gewonnen zu haben sich erinnerte. War es ihm auch nicht mehr ganz deutlich, ob dies Alles nur Traum gewesen, oder wirklich ein Erlebniß, so graute ihm doch vor diesen schwarzen Klauen. Er schüttelte sie herab und trat sie tief in den Schnee; dann verbarg er das Wunderbüchlein, das sich unbeschädigt erwies, in seinen Busen, und schleppte sich, vor Kälte und Fieberschauer zitternd, mühsam nach Hause.

Im Laufe des Tages überschlich den Kaplan ein unbezwingbares Angstgefühl. Immer und immer mußte er sich die Erlebnisse der vergangenen Nacht wiederholen und alles Widerstrebens ungeachtet sich selbst bekennen, daß auch die unheimlichen düstern Partieen in diesem wüsten Durcheinander, die er anfangs für Traum gehalten hatte, Wahrheit enthielten. Er erinnerte sich nun ganz deutlich seines wilden, unchristlichen Spieles mit dem unheimlichen Doctor, seines Glückes dabei, und der Folgen, welche dies für ihn gehabt hatte.

Mußte er ſich auch ſagen, daß er unklug, wo nicht gar ſündhaft gehandelt habe, ſo zog ihn doch ein unerklärlicher Sehnſuchtsdrang nach einem abermaligen Zuſammentreffen mit dem Doctor, und er mußte ſeine ganze Willenskraft aufbieten, um dieſem Hange begegnen zu können. Ueberhaupt fühlte Balthaſar eine dämoniſche Luſt zu lautem Aufjauchzen, zu unziemlichem Betragen und zu völlig unheiligen Redensarten in ſich lebendig werden, die, je näher der Abend heranrückte, deſto heftiger, und zuletzt ganz und gar unbezwingbar ward. Dabei kochte ſein Blut in den Adern, ſein Herz ſchlug bang und unregelmäßig, ſein Auge glühte und rollte fieberhaft. Alle Studien waren ihm verhaßt, heilige Bücher widerten ihn an, und als er genöthigt war, die Abendmette zu leſen, kam es ihm vor, als lache er mitten in den Geſang hinein.

In dem Bewußtſein ſeiner Unheiligkeit und ſeines läſterlichen Betragens ſuchte er Hülfe bei dem Geſchenk der Fee. Er ſteckte das Büchlein beim Einbrechen des Abends zu ſich, und begab ſich wieder auf den Weg zur Quelle. Der Himmel war diesmal hell, der Mond ging leuchtend über den Bergen auf. Für Balthaſar war ein ſolcher Anblick früher immer beglückend geweſen. Schon das Bewußtſein, die Zaubergabe bei ſich zu tragen, hatte ihn ſonſt beruhigt, beſeligt; diesmal aber wuchs nur ſeine Ungeduld und Wildheit damit. Kaum verſchwanden die letzten Häuſer der Ortſchaft ihm aus dem Geſichte, ſo fing er an zu laufen, zu ſpringen, und endlich in förmlichem Raſen nach dem Brunnen der Verheißung fortzurennen. Mit zitternder Hand riß er den Talisman heraus, betupfte die Schleife mit Waſſer und ſprengte ſie auch glücklich. Allein diesmal verdichtete ſich das zarte Gewebe weder in eine Krone, noch auch fand ſich in dem Büchlein die wunderzarte Lilie. In Geſtalt einer zuckend gelben Flamme ziſchte die aufgelöſte Schleife durch die Luft über die Mandau fort nach der Felſenwand des Schülerbuſches, wo ſie geraume Zeit, ſich mehr und mehr vergrößernd, auf und niedergaukelte und zuletzt als rieſengroßer Uhu darauf ſitzen blieb, fort und fort mit den Flügeln ſchlagend und ein widerliches Tuhu, tuwit heulend. Statt der Lilie aber fand Balthaſar in dem Buche nur eine verdorrte winzig kleine Natter, jener des Doctors ſo ähnlich, als ſei ſie es ſelbſt, nur in verjüngtem Maßſtabe.

Bei dieſem Anblicke ergriff den betrogenen Kaplan nicht eigentlich Schmerz und Betrübniß, nur ein noch heißeres Verlangen, den geſpenſtiſchen Doctor zu ſprechen, erfüllte ſeine ganze Seele. Denn daß er jetzt bei dieſem Hülfe finden könne, ſagte ihm eine unklare Ahnung. Er ſteckte daher das jetzt unverſchloſſen bleibende Büchlein wieder zu ſich, und drang auf der Stelle durch Dick und Dünn über das hart gefrorene Erdreich und den Fluß nach dem Schülerbuſche vor, von deſſen Felſenkamme ihm noch immer der feurige Uhu ſein ſchauerliches „Tuhu, tuwit“ entgegenkrächzte. Bei der Eile, die Balthaſar's Schritte beflügelte, legte er den ſchwierigen Pfad bald zurück, und erklomm nun die Felſenwand auf dem erſten beſten Wege. Indeß nahm das Geſchrei des Uhus ab, die feurige Geſtalt ſelbſt ward trüber und kleiner und glänzte nur noch wie ein Glühwurm, als Balthaſar die höchſte Spitze des Felſens erreicht hatte.

Vor Ungeduld, Ingrimm und Verlangen bebend, ließ er hier ein wahrhaft dämoniſches Schlangengeziſch ertönen, dem auch ſogleich Antwort gegeben ward. Genau auf der Stelle, wo das letzte Flimmern des verſunkenen Uhus zu bemerken war, ſtand jetzt die Geſtalt des Doctor Horn.

„Schon hier, mein wunderlicher Heiliger?“ redete er den Prieſter an. „Freut mich, Balthaſar! Sehe ich doch daraus, daß noch Mark und Feuer in Euch ſtecken, und daß Euch unſer Spiel von geſtern und meines Weibchens luſtige Schweſter wohl bekommen ſind. Habt Ihr Appetit, und ſoll der Tanz von neuem losgehen.“

„Doctor!“ unterbrach den höhniſch Sprechenden der Kaplan, „Ihr habt mich betrogen und beſtohlen, und ich rief Euch, um Euch den Raub wieder abzujagen. Wo iſt meine ſüße Zauberblume, meine holde Genoſſin am Quellrande, meine ätheriſche Fee, die mich zum glücklichen Menſchen, zum zufriedenen Prieſter, zum frommen und treuen Diener Gottes machte? Gebt ſie mir heraus, furchtbarer, heuchleriſcher Mann, und nehmt dies elende Gewürm wieder zurück, von deſſen giftiger Zunge ich mein Herz zerriſſen, mein Gewiſſen beunruhigt fühle. Fordert, was Ihr wollt, Entſetzlicher, nur meine Engelsgenoſſin gebt mir wieder!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus London. (Fortſetz.)

[Maſter Clarke von Serie; Bankerotte.]

Die Tree war das Weib, das tief und innig liebt, doch über ſeine Liebe nicht ſeine Pflicht vergißt, und dem die Ehre des Gatten mehr gilt als der eigene Wunſch. Sie war das Weib, das den Gegenſtand ſeiner Wahl anbetet; doch auch den Herd nicht vergißt, an welchem es aufgewach-

sen, und den Vater nicht vergißt, der es in den Armen gewiegt. Sie erstürmte sich den Beifall nicht, sondern empfing ihn, eine freie Herzensgabe. Eine solche Isoline also wünsche ich meiner vaterländischen Bühne, und ist sie dabei so hübsch wie die Tree, — es soll seine Gefahren haben, einer hübschen Schauspielerin in die Augen zu sehen.

Unter den übrigen theatralischen Neuigkeiten zeichnet sich, meines Wissens, nur noch eine aus, die ich aber auch nicht unerwähnt lassen darf. Sie ist ein fünfactiges Schauspiel von Serle und heißt: Master Clarke. Serle hat bereits mehrere Dramen geschrieben, die mit wechselnder Gunst aufgenommen worden sind, und obgleich keine hervorragende Notabilität, hat doch sein Name einen guten Klang. Was den Hörenden und Lesenden — denn gleichzeitig mit der Aufführung ist das Stück im Druck erschienen — erst das Ende des zweiten Actes entdeckt, will ich sofort verrathen. Master Clarke ist niemand anders als Richard Cromwell, der geschichtlich bekannte Sohn und Nachfolger des aus der Geschichte noch besser gekannten Oliver Cromwell. Oliver Cromwell, dieses Schwert von Eisen, ist kurz vorm Anfange des Stücks gestorben, und Richard Cromwell, dieser Stab von Wachs, dermaliger Protector von England. Nach dem Empfange zahlreicher Beglückwünschungsadressen erscheint General Disbrown, angeblich im Auftrage der Armee, die Entlassung des Parlaments zu fordern. Richard, sich wohl bewußt, daß das Parlament seine Stärke ist, verweigert das Gesuch, entsendet aber heimlich Kundschafter, die Gesinnung des Heeres zu erforschen, und als diese die Angaben des Generals bestätigen, fügt er sich dem Willen der Soldateska und unterzeichnet in der Auflösung des Parlaments seinen eigenen Verzicht auf das Protektorat. Zwischen dem ersten und zweiten Acte liegt die Zeit der Restauration. Karl ist König von England und Richard, seiner Gewalt entkleidet und gebeugt von Sorgen, zieht heimathlos im Lande umher, keinen andern Wunsch hegend als unerkannt zu sein. Und unerkannt ist er Zeuge der rohen, gemeinen Rache, welche die Royalisten an der Leiche seines Vaters nehmen. Da erkennt ihn Disbrown, der ehrenfeste Republikaner, und mit mehrern Gleichgesinnten dringt er in Richard, das Gewicht seines Namens an die Spitze einer neuen Umwälzung zu stellen. Nach langem Widerstreite mit sich selbst geht Richard zu König Karl, unterwirft sich seiner Gnade und erhält nicht blos diese, sondern auch als Zeichen königlicher Huld einen Paß, der, um ihn gegen Ungebühr zu schützen, ihn Master Clarke, einen Vertrauten des Königs nennt. Die Republikaner, fortwährend wünschend, ihn ihrer Partei zu gewinnen, wenden sich an seine Gemahlin, Lady Dorothy Cromwell, und erlangen von dieser auch wirklich einen, von ihrem Gemahl unterzeichneten und an Lord Falconberg adressirten Brief. Monate vergehen, ehe Richard von diesem Briefe Kenntniß erhält. Kaum aber weiß er darum, so will er den Inhalt widerrufen; da treten die Verschworenen ihm entgegen und lassen ihm nur die Wahl zwischen Schweigen und Schaffot. Eine Gegenverschwörung befreit Richard; er rettet dem Könige das Leben und verläßt England. — Was mir an diesem Stücke mißfällt, ist der Mangel an Handlung und — Richard; Richard ist kein Mann für die Bühne. Was mir aber außerordentlich gefallen hat, ist die meist schöne und markige Sprache. Meine Vermuthung geht deshalb dahin, daß Master Clarke zwar auf der Bühne sich nicht lange halten, jedoch außerhalb derselben viele Freunde finden wird.

Von der Sprache gebe ich die zwei kürzesten Belege, die sich geben lassen. Lady Cromwell, in Gefahr, unwissentlich ihren Gatten zu verderben, sagt:

— — — From my agony
Wrench, if you dare, the secret I would hide.
There have been torturers that have torn the body,
Till, amid shrieks, they have drawn forth confession;
But in the judgment day they shall stand clear
Compared to him who would rend a woman's heart
To pluck out danger to the thing she loves.

Und in der letzten Scene, wo Richard vom Könige aufgefordert wird, sich wieder zurückzuziehen in die Stille und den Frieden des Landlebens, entgegnet Richard:

— Peace would I find indeed,
But it will not be here. I am the centre
Of ill men's wrathful hopes — to break that bond
We must quit our Country.

King.

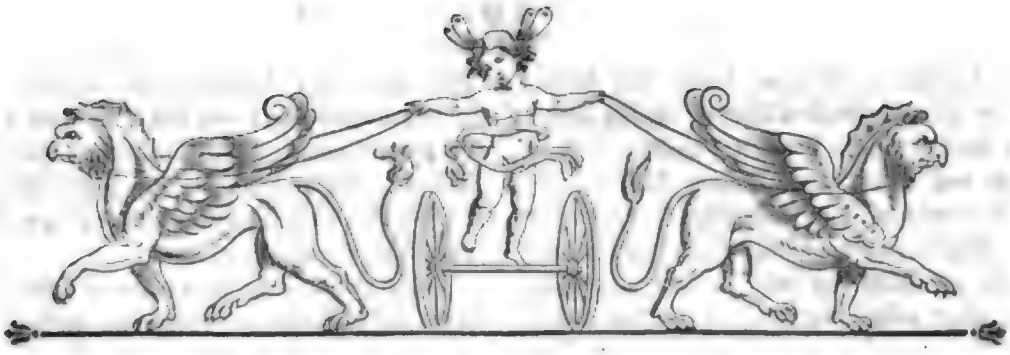
Self-exiled!

Cromwell.

Aye, Sire!
As child from parent, whom it would not burden,
And loves most leaving. May it be at rest
When we are gone, and its peace long assured.
I'll bear the hope, a child's hope, Sire, to spend
In elder age a few brief years where first
I drew my breath, and lay me down at last
On the bosom that first nourished me, thanking heaven
I have not wounded it.

Zwei Schauspiele anderer Art, als die in Theatern aufgeführt werden, deshalb aber in ihren einzelnen Scenen um nichts weniger tragisch oder komisch, bot vor Kurzem in rascher Folge das Falliment der beiden alten und hochgeachteten Banquierhäuser Hammersley und Wright. Bankerotte ereignen sich auch anderwärts und machen schmerzlichen Eindruck. Ich entsinne mich eines Banquiers-Bankerotts in Leipzig, der mit Ausnahme der den Rathhaussaal auf und niederschreitenden Sachwalter allgemeines Heulen und Zähneklappen erregte, und wobei 20 oder 30 Familien einen Theil ihres Sparpfennigs verloren. Abgerechnet nun aber, daß London seine 40 bis 50 Mal mehr Einwohner zählt und auch sonst in Beziehung auf Handel und Wandel etwas bedeutender ist als Leipzig, treten auf hiesigem Platze bei der Insolvenz einer Banquierfirma Umstände ein, die auf dortigem gar nicht vorkommen und tief und weit in Gewerbe und bürgerliches Leben eingreifen. Es ist eine londoner Eigenthümlichkeit, daß ziemlich Jeder, der nicht von Woche zu Woche aus der Hand in den Mund lebt, einen Banquier zum Schatzmeister hat, d. h. an ihn einzahlt, was er empfängt, und von ihm bezahlen läßt, was er schuldet. (D. F. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 5. — den 7. Januar 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Pfaffenborn.

(Fortsetzung.)

Unwillkürlich war der Priester während dieser heftigen Anrede vor dem Doctor auf die Kniee gefallen, der mit dämonischer Ruhe den Armen höhnisch anlächelte.

„Bon soir!" sprach er jetzt und schwenkte den grinsenden Kopf gegen ihn, „Bon soir, Monsieur! Ihr gefallt mir über die Maßen gut. Ihr seid ein musterhafter Büßender, über den der Papst selber, wenn er Euch so daliegen sähe, seine Freude haben müßte. Nun, Hochwürden, Ihr kennt das noble Sprichwort: „Ein gutes Wort findet eine gute Statt," und damit Ihr seht, daß ich keineswegs schlimmer Art und unerbittlich bin, so will ich Euch sehr gern erhören, doch unter einer Bedingung, die einzugehen Euch ganz freigestellt wird."

„Sprecht, sprecht!" rief der zitternde und noch immer knieende Pfaffe, sein offenes Wunderbüchlein mit der kleinen dürren Schlange, die von den glänzenden Augen der Natter Horn's beleuchtet wurde, mit ausgestreckten Armen dem Unheimlichen entgegenhaltend. „Ich genehmige Alles, wenn Ihr nicht meine Seele selbst verlangt."

„Ach, wer möchte so grausam sein, Dir gleich Deine Seele zu nehmen," versetzte Horn. „Davon ist gar nicht die Rede. Laß uns wieder ein Spiel entriren. Du hast Glück, Du spielst mit Leben und Feuer, Du brauchst Dich also nicht zu fürchten. Gewinnst Du zehnmal hinter einander — bon — so will ich Dir Dein Wassergeschöpfchen wiedergeben, da, wie es scheint, mein Geschmack hinsichtlich der Weiber nicht der Deinige ist. Damit Du mich aber nicht abermals des Betruges beschuldigen kannst, laß es diesmal ein Kegelspiel sein. Ich setze meinen Kopf zum Pfande, daß nichts Deiner Geschicklichkeit in den Weg treten soll. Bist Du's zufrieden?"

„Alles, Alles," keuchte Balthasar. „Wann soll der Schub losgehen?"

„Je nun, ein paar Tage mußt Du Dich schon noch gedulden," versetzte Doctor Horn. „Ich und meine lieben Gesellschafter spielen nur einmal im Jahre Kegel, dann geht's bei uns aber auch toll her, und die Kegel fallen, daß es eine Lust ist. Da will ich Dich nun einführen, und auf zehn Kugeln für Dich gut sagen. Richte Dich so ein, daß Du am heiligen Weihnachtsabende nach der Christmette hier bist."

„Und in der Zwischenzeit?" sprach stotternd der Priester. „Was soll in der Zwischenzeit aus mir werden, dessen Blut vergiftet ist von Deiner Schlange, dem Du mit Deinen falschen zehn Geboten die Zufriedenheit aus dem Herzen, den Unglauben in die Seele gespielt hast? Was soll ich in diesen sechs langen Tagen — denn so viele fehlen noch am Weihnachtsabende — mit meinem wüthenden Menschen anfangen? Wie soll ich meine Gedanken bändigen, meine Begierden im Zaume halten?"

„Sieh da," versetzte der Doctor, indem sein finsteres Gesicht sich in höhnisch-frivolem Lächeln bis zur Fratze verzog und sein buschiges Haar Flammen sprühte. „Sieh da, wie hatte ich doch Recht vor funfzehn Jahren, als ich Dir rieth, Du möchtest die klösterliche Frömmigkeit quittiren, Dein Blut tauge nicht für Kutte und Chorrock. Jetzt liegt der Naseweis mir zu Fuß und küßt mein Weibchen, ohne mich eifersüchtig zu machen. Armes Pfäffchen, Du dauerst mich. Da ich indeß Niemand umkommen lasse, der sich mir zutraulich nähert, will ich auch Ew. Hochwürden nicht verlassen, den Gott im Zorne, oder vielmehr seine eigene Mama in sündigsüßer Lust zu seinem Diener berufen hat. Das hübsche Schlänglein in Deinem närrischen Buche da, bleibe noch sechs Tage lang Dein. Fühlst Du dich beunruhigt, siedet Dein Blut, möchtest Du juchheien und wilde Lieder singen, anstatt beten und das Kreuz über der Monstranz schlagen; so gib dem kleinen holden Thierchen nur gute Worte, thu' schön mit ihm und nenne sie Herzliebste und was Du sonst für schön klingende Namen ersinnen kannst. Das, glaube mir, wird Dich wunderbarlich stärken und Dich empfinden lassen, was Leben und Liebe sei. Nun, gute Nacht! A revoir am Weihnachtsabend!"

Balthasar wußte nicht, wie ihm geschehen war, doch ließ ihm die innere Unruhe keine Zeit, um über seine mißliche Lage nachzudenken. Mit dem offenen Büchlein in der Hand schlich er nach Hause. Hier legte er es vor sich hin, sah die winzige Schlange mit verlangenden Blicken an, flüsterte mit ihr, wie mit einer Geliebten, und hatte allerdings davon das Genügen, sich in einen Zustand versetzt zu sehen, der einem wilden Sinnentaumel glich. Zahllose verlockende Frauengestalten umringten ihn, und zogen ihn in berauschende Tänze hinein, bis ihn die Sinne verließen und ein schwerer dumpfer Schlaf den Gequälten überfiel.

Dies räthselhafte halbdämonische Leben setzte Balthasar sechs Tage lang fort. Es gewährte ihm nicht Befriedigung, nicht Ruhe, aber es zerstreute seine wüsten Gedanken und zog ihn von der peinigenden Wirklichkeit ab. Grauenhaft nur kam er sich selbst vor, wenn er jetzt in einem Augenblicke ruhigen Denkens den Talisman betrachtete und bemerkte, daß die zarte Dendriteneinfassung stündlich sich verwandelte, und am Ende des letzten Tages ein verworrenes, grausenerregendes Geflecht von züngelnden Schlangen und mit einander ringenden Todtengerippen bildete. Bei diesem Anblick ward dem Kaplan so unheimlich und weh, daß er keinen Blick mehr auf das ihm sonst so liebe Geschenk zu werfen wagte. Mit steigender Angst zählte er die Stunden, las er zerstreut, mit hohler Stimme, die Weihnachtsmesse, und stürmte dann, in den Mantel gehüllt, nach dem Schülerbusche.

Es mochte neun Uhr vorüber sein, als er hier ankam. Das Wetter war rauh und stürmisch. Der Schnee fiel in dichten Flocken, und die heftigen Windstöße trieben ihn in weißlichen wirbelnden Säulen über die Felder, oder häuften ihn an niedrigen Orten zu hohen Wehen an. Balthasar fühlte jedoch nichts von dem Ungestüm des Wetters. Die Erwartung durchglühte ihn, seine Adern schlugen fieberhaft, in seinem Gehirn schienen Flammen zu leben und zu kreisen.

Bei seinem Schlangengezisch wehte ein hellrother Feuerschein in dem beschneiten Gesträuch, die entblätterten Birken knitterten, und Doctor Horn stand vor dem Priester, diesmal jedoch in einer etwas veränderten Toilette. Statt seines Stockes nämlich führte er ein wieherndes Roß am Zügel, zu welchem die schon erwähnte Troddel den Stoff hergegeben, und wahrscheinlich um sich gegen die schneidende Kälte zu sichern, hatte er einen lang nachschleppenden, von hellen Flammen lodernden Mantel um sich geschlagen. Der Doctor sah in dieser ungewohnten phantastischen Tracht fürchterlich genug aus, und verursachte auch dem Priester Herzklopfen.

„Bist zuverlässig," sprach Horn zu Balthasar, diesmal nur durch ein leises Nicken grüßend.

„Wo soll es nun hingehen?" fragte der erstaunte Priester.

„Nur ein Stündchen weit über die Berge," versetzte Doctor Horn, in welchem Balthasar nachgerade den Teufel zu erblicken glaubte. „Im Kälberbusche sind meine Gesellen und lustigen Kegelschubgenossen schon beisammen."

„Der Weg soll uns sauer werden," erwiederte Balthasar, „indeß immer frisch voran geritten, Herr Doctor, ich will schon nachkommen. Es ist sehr anerkennenswerth von Euch, daß Ihr etwas Licht mitgebracht habt; wir werden es brauchen in dieser Schneenacht."

„An Licht wird kein Mangel sein, Hochwürden," versetzte Horn mit seinem gewohnten widerlich grinsenden Lächeln, „und was unser Fortkommen anlangt, so ist dafür ebenfalls gesorgt. Nur keine Zeit verloren! Frisch, schürzt Euren Schwarzrock, besteigt mein Rößlein, und haltet Euch, wenn es zu rasch galoppiren sollte, an meinem Mantel fest. Vor dem Bischen Flammenzeug dürft

Ihr Euch nicht fürchten. Ein Kerl wie Ihr brennt nicht so leicht mehr an."

Balthasar that nach des Doctors Geheiß, dieser sprang auf des Rappen Hals, und alsbald sauste das wilde Roß in gräßlichen Sprüngen durch die wirbelnden Schneewolken fort. Des Doctors Flammenmantel flog wie eine Decke über den schaudernden Priester dahin, ohne ihn zu berühren oder zu versengen, und das gluthrothe Licht, das von ihm ausging, ließ ihn trotz des Schneewehens alle Gegenstände bis in die weiteste Ferne erkennen. Da sah er nun zur Linken den hellen Eisspiegel der Mandau und darüber hinter dem Gebüsche die weiße Fläche mit dem Erlenkranze bei der Feenmuschel, an welcher er weiße Gestalten zu erblicken glaubte, die ihre zarten Hände rangen, und mit ihren langen von den Silberkronen herabwallenden Schleiern ihm zuwinkten. Und zur Rechten tauchte das Kirchlein auf, das unter seinen Schutz gestellt war. Noch flimmerten die Lichter aus den kleinen Fenstern und die Glocken, die das Ende der Christmette verkündeten, klagten traurig in die Winternacht hinein! Da ward ihm bange ums Herz, er versuchte zu beten; allein kaum faltete er die Hände, kaum trat ein Ave Maria auf seine Lippen, so troffen brennende Funken aus dem Mantel hernieder und die gespaltene Zunge der Natter stach ihm nach den Augen. Todesmatt, aber im Herzen reuig, ergab sich Balthasar in sein Geschick, während der Doctor im tollsten Galopp den schnaubenden Hengst über die Mandau hinwegsprengte, und nun längst den Bergen so furchtbar rasch hinjagte, daß der Priester den Schlag der Hufe nur in dem Zischen der Luft hörte und aus den Flammenstrudeln erkannte, die nach jedem Hufschlag in der Luft fortwirbelten. Jetzt flog das Roß über das Dickicht des Niederbusches, jetzt raste es über die Klippen des Eisberges, und nun ging es immer schneller, immer wilder über die beschneiten Tannenwipfel des Kälberbusches nach einer großen Wiese fort, die schon aus der Ferne durch eine wunderliche Helligkeit vor allen andern Gegenständen sich auszeichnete.

„Was blitzt dort so hell, Herr Doctor?" fragte Balthasar seinen Führer, denn die innere Angst machte ihm das Schweigen unerträglich.

„Es ist die Todtenwiese," versetzte Horn, „und meine lustigen Bursche sind eben dabei, die Christbäume anzuzünden."

„Kommen wir dorthin?" fragte Balthasar.

„Sind gleich da," sagte der Doctor. „Dort ist mein Kegelschub, und Du wirst jauchzen, siehst Du, wie flink die Kerle bei ihrem Spiele sind."

Noch ein paar Sätze und der Hengst stand mitten auf der Wiese. Eiligst sprang Doctor Horn ab und half seinem bleichen Gefährten aus dem Sattel. Ein ohrenbetäubendes Geräusch, das man nicht eigentlich ein Getön nennen konnte, erschreckte anfangs den Priester und ließ ihn nicht augenblicklich das mehr als seltsame Schauspiel übersehen, das hier aufgeführt ward. Rings um die sogenannte Todtenwiese glühten nämlich in verschiedenfarbigem Licht riesengroße Pyramiden, aus höchst seltsam ja kunstreich verschränkten Todtengebeinen erbaut. Die Wiese entlang waren zehn Kegelbahnen in dem Schnee geebnet, und am Ende einer jeden standen anstatt der Kegel acht Todtenköpfe, der neunte, welcher zugleich die Königin vorzustellen hatte, fehlte. Um diese zehn Kegelbahnen schwärmte nun eine zahllose Menge riesengroßer, klapperdürrer Gestalten, die man nicht gerade Gerippe nennen konnte. Alle trugen lange bis an die Knöchel herabreichende aschgraue Mäntel, unten mit einem breiten Saum von Flammen eingefaßt, und boten einen Anblick dar, der an schauerlicher Erhabenheit Alles übertraf, wenn der Wind die Mäntel erfaßte und in den wunderlichsten Wendungen um die hastig auf- und abrennenden Träger wehte. (D. B. f.)

Correspondenz.

Aus London. (Fortsetz.)

[Hans Hammerstein.]

Wie überhaupt die londoner Geschäftsführung die einfachste von der Welt, leicht, schnell und courant ist wie keine andere, so auch in Bezug auf jene Schatzmeisterei. Für jeden seiner Kunden hält der Banquier ein Octavbuch; auf der Seite links notirt er, was er von ihm erhalt, auf der Seite rechts, was er für ihn weggibt, und je nachdem der Umsatz klein oder groß, schließt er monatlich, viertels-, halbs-, oder ganzjährlich ab. Seine Belege sind die Anweisungen, die der Kunde auf ihn zieht. Die Belege des Kunden wider den Banquier sind abermals ein Octavbüchelchen, in welchem Letzterer bei jeder Einzahlung den Empfang dadurch bekennt, daß er kurzweg die Summe hineinschreibt. Doch gibt es Tausende, die jahrelang mit einem Banquier verkehren und kein solches Buch haben. Sie verlassen sich auf die Einzeichnung des Banquiers in das seinige und halten höchstens für sich ein Gegenbuch, um daraus zu ersehen, wie viel oder wenig sie noch gut haben. Denn da in der Regel kein Banquier für seinen Kunden mehr bezahlt, als er von ihm in Kasse hat, so würde eine auf ein Mehreres gezogene Anweisung Gefahr laufen, nicht honorirt zu werden, und wer seinen Ruf liebt, setzt sich einer Verdrießlichkeit nicht aus, die um so unangenehmer ist, weil dergleichen Anweisungen wie baares Geld rouliren und deshalb oft aus

der sechsten und zwölften Hand an den Banquier gelangen. Wer indessen dem Banquier von einer Seite bekannt ist, welche diesen wegen eines gezahlten plus nicht ängstlich macht, der kann ihn auch getrost überziehen — to overdraw, wie der Ausdruck lautet, denn leichtes Creditiren ist in London ebenfalls zu Hause. Weil nun aber jene Schatzmeisterei nicht etwa blos unter Gewerbtreibenden, sondern auch unter Privatleuten im Gebrauche ist, so concentrirt sich der bei weitem größere Theil alles baaren Geldes in London in den Kassen der Banquiers und es läßt sich als gewiß behaupten, daß, wer mit einem Banquier in Verbindung steht, selten mehr Geld in seiner Tasche oder in seinem Hause hat, als er zu seinen kleinen Ausgaben bedarf. Ich wähle absichtlich das Wort kleine und bitte, es wörtlich zu verstehen. Alle Gewerbe geben in London Credit, der Bäcker, der Fleischer, der Materialist, der Gemüsehändler. Wöchentlich oder monatlich erscheint die Rechnung. Sie wird mit einer Anweisung auf den Banquier bezahlt. Der Schneider bringt einen Rock, der Schuster ein Paar Stiefeln, die Putzmacherin einen Hut für Madame, und gegen Empfang einer Anweisung wird dankbar quittirt. Alle diese Leute laufen nun nicht stracks zum Banquier, to get the cheque cashed; nein, der Banquier wohnt vielleicht Stunden weit. Also bezahlt der Schneider seinen Bäcker, der Schuster seinen Fleischer, die Putzmacherin den Seidenhändler mit der empfangenen Anweisung, und was diese zu viel oder zu wenig ist, wird baar oder sonst wie ausgeglichen. Daher sagte ich, der cheque werde oft erst vom sechsten und zwölften Inhaber zur Zahlung präsentirt. Hieraus erklärt sich das unermeßliche Drangsal, welches der Bankerott, die Zahlungseinstellung eines londoner Banquiers über die Gewerbtreibenden wie über Privatleute bringt. Das einzige Haus Hammersley stand — ich will die Zahl ausschreiben und unterstreichen, damit es meine Schuld nicht sei, wenn sie nicht groß gedruckt wird — mit mehr als zehntausend vorerwähnter Kunden in Zu- und Abrechnung, und an dem Tage, wo die Insolvenz erklärt wurde, befanden sich von diesen Kunden über sechstausend Anweisungen im Umlaufe. Ich brauche also wohl das Getümmel und die Scenen nicht zu schildern, welche die Insolvenzanzeige in der Nähe jenes Hauses öffentlich zur Folge hatte. Was zwischen vier Wänden in vielen Familien und was in der Brust von tausend Einzelnen vorgegangen sein mag, könnte gewiß keine Feder schildern. Hinsichtlich der Firma Wright bin ich zwar außer Stand, die Zahl der Betheiligten anzugeben; doch höre ich, daß sie nicht niedriger ist. Bei der Firma Hammersley kommt außerdem noch etwas in Betracht, das viele reisende Engländer stark in Verlegenheit bringen wird. Dieses Haus war eins von denen, welche allen Menschen, die Geld haben und reisen wollen, die Mühe ersparen, vorher zu überlegen und zu bestimmen, wohin die Reise gehen soll. Vorausgesetzt, daß das Absehen nicht auf Sonne, Mond und Sterne gerichtet war, brauchte man sich nur zu Hammersley's zu verfügen und zu sagen: Hier sind so und so viel Pfund, für die ich Anweisungen auf die Welt zu dem und dem Betrage (nicht unter 20 Pfund) zu haben wünsche, und die Anweisungen wurden verabreicht und es stand in Inhabers Belieben, ob er sich nach Paris oder nach Burtehude, nach Amerika oder nach Australien einschiffen wollte. Hier wie dort und dort wie hier waren die Papierchen zahlbar. Die Bequemlichkeit dieses Welt-Reise-Systems bedarf keiner Erörterung, und da in der Regel Jedermann die Bequemlichkeit liebt, unzählige Engländer reisen und Hammersley's unbeschränktes Vertrauen genossen, so mag, was der Nouvelliste Vaudois aus Genf berichtet, daß daselbst die Insolvenz des Hauses Hammersley eine große Menge Engländer in die peinigendste Verlegenheit gebracht, wahrscheinlich von vielen Städten der bereisbaren Welt gelten. Wie schnell solche Vorfälle das Murren über Mangel an Geld beschwichtigen, begreift sich von selbst. Nur ist das für den Mangel Habenden ein sehr negativer Trost.

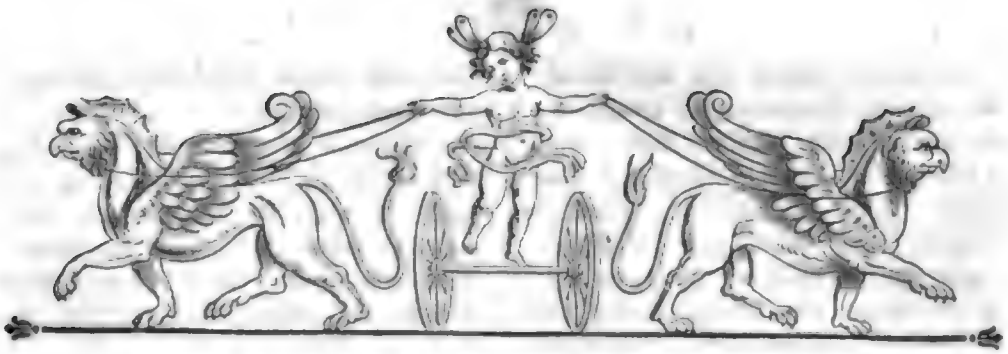
(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Constitutionelle Länder.]

In Nr. 20 der „sächsischen Vaterlandsblätter", redigirt vom Advocaten Adolph Schafer in Dresden, lesen wir einen sechsten Artikel über „Verfassungsrecht". Schäfer erläutert den Satz der sächsischen Verfassungsurkunde: „Die Regierungsform ist monarchisch und es besteht dabei eine landständische Verfassung." Dies „Dabei" ist wichtig. In England, Frankreich, Norwegen, Belgien haben die Stände das Recht, selbst Gesetze vorzuschlagen. In Schweden, Holland und sämmtlichen deutschen constitutionellen Ländern hat nur der Fürst rechtmäßig die Initiative; mithin ist das monarchische Element in diesen Staaten gesetzlich überwiegend. In der Regel wirft man die Begriffe durcheinander, und doch ist der Unterschied zwischen Constitutionen und Constitutionen ein wesentlicher. Von England kann man z. B. umgekehrt sagen: „die Regierungsform ist constitutionell und dabei besteht ein König." Hier nämlich erscheint das Königthum als vermittelndes Princip, als letzte Entscheidung, als Act der Gnade, als ceremonielle Repräsentation der Nationalwürde. Die Macht liegt hier der Sache nach weit mehr in der Entwicklung der beiden großen Nationalkräfte, die den Staatshaushalt nicht blos controliren, sondern auch verwalten. In Deutschland sind die landständischen Versammlungen nur eine Form, das Volk zu hören. Und in Ermangelung von Preßfreiheit ist diese Form, wenn auch nur ein Nothbehelf, doch immer ein wesentlicher Act der Volkserziehung. Den Hanoveranern ist der Streit über diese Form sogar eine gute Schule. Es steht zu wünschen, daß Preußen seine Provincialstände sich lebendiger entwickeln ließe. Dabei hat Preußen noch gar nicht zu fürchten, es werde aufhören, monarchisch zu sein. Es sollte sich ruhig die Urkunde stellen: die Regierungsform ist monarchisch und — dabei bestehen Landstände. Es hätte dann den Vortheil, daß der leidenschaftliche blinde Haß gegen nichtconstitutionelle Staaten aufhört. Dieser Haß hindert jede deutsche Eintracht. In Zeiten der Noth und Bedrängniß kann er unser Fluch sein.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags 6. den 8. Januar. 1841.

Redacteur: Dr. J. S. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Pfaffenborn.

(Beſchluß.)

Es ſchien, als ſei Balthaſar ſchon gekannt von dieſer Geiſterſchaar, denn man machte ihm ſogleich Platz und geleitete ihn zur nächſten Kegelbahn. Erſt jetzt bemerkte der Prieſter, daß hier noch acht Geſtalten wie verzaubert oder gefroren daſtanden, denen ſämmtlich die Köpfe fehlten. Nun kam Doctor Horn herbeigeſchritten, rannte die Bahn hinauf, bis wo die Schädel aufgeſetzt waren, und indem er ſich ruhig den Kopf abnahm und als lohende Feuerflamme mitten unter die acht übrigen aufpflanzte, klatſchte er in die Hände und gab damit das Zeichen zum Beginn der Luſtigkeit. Sogleich bewegten ſich die Kopfloſen an die Bahn, Jeder ballte ſich aus Schnee eine Kugel zuſammen, und der Erſte ſchob ſie hinab nach den Schädeln. Der Ball verwandelte ſich während des Laufes in eine rollende Flamme, richtete aber wenig Schaden an. Doctor Horn ſetzte geſchwind die umgefallenen Kegel auf, und die zweite Todtengeſtalt ſchoß ihre Kugel ab, und ſo ging es fort, bis alle acht Kopfloſe ihren Flammenball nach dem geſpenſtiſchen Ziele geworfen hatten, ohne daß Einer alle Neun getroffen. Jetzt trat Balthaſar an die Bahn. Auch er nahm einen Schneeball, allein als er ihn abſchob, rollte eine rabenſchwarze Kugel über die weiße Fläche und ſtürzte alle neun Schädel um. Die Todten jauchzten in jenem entſetzlichen Geräuſch, das ſie ſchon bei ſeiner Ankunft hatten hören laſſen, ſie klatſchten in die Hände und einige ſchlugen ſogar mit ihren dürren Knochenarmen auf ihren Knieen eine Art von Freudenwirbel. Doctor Horn aber nahm ſeinen Kopf auf, winkte dem Prieſter damit zu und pflanzte ihn an der zweiten Bahn unter die Schädel. Nun begann wieder daſſelbe Spiel. Erſt hüpften und ſauſten die glühenden Schneebälle der Kopfloſen über die beſchneite Wieſe, ohne je ſämmtliche Schädel zu treffen, und zuletzt riß wieder Balthaſar's ſchwarzer Ball alleſammt in das gleiche Verderben. Was der Kaplan kaum gehofft hatte, geſchah; er traf auf allen zehn Kegelbahnen, ohne einmal zu fehlen, alle Neun, und die ſchauerliche Geſellſchaft begrüßte ihn überlaut als Sieger.

„Haſt Deine Sache gut gemacht, Balthaſar," ſprach jetzt Doctor Horn, indem er ſich den Kopf wieder aufſetzte. „Biſt ein wahrer Teufelskerl, Deine vermaledeiten ſchwarzen Kugeln haben meinen Wizbehälter unverſchämt malträtirt. Sieh her, er will mir kaum mehr paſſen, und hängt auf die Seite, als wollte er 'runter rutſchen. Thut aber nichts, biſt doch ein braver Kerl und ſollſt auch an mir eine ehrliche Haut finden. Hier," fuhr er fort, „haſt Du Deine kalte Schmachtlilie wieder. Bewahre ſie ſorgfältig, in dem Falle, daß ſie von heut' an noch mit Dir zufrieden ſein wird!"

Ungeduldig, zitternd und im Herzen dem Himmel innigſt dankend, empfing Balthaſar die weiße Waſſerlilie in ſein Buch. Er ſah ſie genau an und mußt

ſie für die rechte anerkennen. Haſtig aber und bekümmert, wie er war, und nicht minder darauf bedacht, der unheimlichen kopfloſen Geſellſchaft möglichſt bald zu entkommen, um ſich daheim der ſtrengſten Buße für ſeine Frevel zu unterwerfen, ſchlug Balthaſar ſein Wundergeſchenk zu, und ſah es ſogleich wieder von der Silberſchleife zierlichſt und feſt verſchloſſen. In dieſer Eile hatte er vergeſſen, dem Doctor ſeine winzige Natter wieder einzuhändigen, weshalb denn dieſer jetzt unisono mit der ganzen zahlloſen Schaar der Todten ein ſchreckliches Halt! ausrief. Balthaſar glaubte, man wolle ſich ſeiner bemächtigen, das Herandrängen der flammenbemäntelten Geſtalten beſtätigte dies, und da er neue Kraft, friſchen Muth und ſtolzen Glauben ſeine Glieder durchſtrömen fühlte, ſo hielt er es für das Sicherſte, ſich auf Gott und ſeine Kraft zu verlaſſen. Er ſchlug alſo ein Kreuz gegen den Doctor und ſeine Schaar, und rannte, was ſeine Füße vermochten, über die Wieſe geradewegs in den Wald hinein.

Dieſes Ausreißen des Prieſters war das Signal zu einer furchtbaren Hetze. Denn kaum war Balthaſar im Walde verſchwunden, als auch Doctor Horn ſeine Geſellſchaft aufforderte, dem Strafbaren nachzuſetzen. Das ging indeß nicht ſo leicht und ſchnell, als er geglaubt hatte, denn einmal waren Alle durch das über ſie geſchlagene Kreuz etwas gelähmt, und ſodann liefen eine hübſche Anzahl auch erſt nach ihren reſpectiven Köpfen, die noch auf der Wieſe ſtanden. Doctor Horn ſelbſt wußte ſich eben ſo wenig in ſeinen verſchobenen Kopf zurecht zu finden. So raſch er auch mit ſeinem Feuermantel hinter dem Flüchlinge her fegte, immer mußte er wieder eine Pauſe machen, um den tauſendmal verdammten Kopf wieder zurecht zu rücken; denn bald hing er auf die Achſel herunter, bald drehte ſich die ganze Maſchine nach hinten zu, ſo daß ſchon an gar kein Fortkommen zu denken war. Mehrere von der Kegelgeſellſchaft hatten ſich ſogar die Köpfe ganz verkehrt aufgeſetzt und ſtelzten nun wunderlich genug die Kreuz und Quer in der ſchneeigen Luft herum.

Dieſe Verwirrung verſchaffte dem bedrängten Prieſter einen ziemlichen Vorſprung. Allein konnte ihn dieſer auch retten? Die Beſorgniß, daß der erzürnte Doctor ihn dennoch einholen möge, hielt ihn kräftig, und trieb ihn geraden Weges nach der Feenmuſchel. Nur dann und wann warf er einen flüchtigen Blick zurück auf ſeine Verfolger, die von den flammenbeſäumten Mänteln umflattert oder eingehüllt, ihr Führer und Herr wie ein feuriger Drache an der Spitze, gleich dem wilden Heere hinter ihm drein durch Schnee und Nebel fortzogen.

Schon brachen dem Verfolgten die Kniee zuſammen, ſchon keuchte er athemlos in der kalten Winternacht, da raffte er nochmals ſeine wenigen Kräfte zuſammen, ſprach ein inbrünſtiges Gebet und rannte die letzte Höhe hinan, hinter welcher ſein Aſyl, die Feenmuſchel, lag. Er erklomm die Höhe unangefochten, er ſtürzte am Rande der Quelle nieder. Er rief mit thränendem Auge nach der Geliebten, und tauchte in der Angſt ſeines Herzens das ganze Buch in die ſanft tönende Welle. Ein Strom von Thränen benetzte die wiedereroberte Blume, Nebel wallten und flatterten um ihn, aber nicht ſeine Geliebte, ſondern neue andere zarte Frauengeſtalten erhoben ſich aus dieſem Wirrwarr und umgaben in trauriger Verſchlingung den Quell und den am Rande deſſelben knieenden Balthaſar.

Ein flüſterndes Klagen zog durch die Luft, und auf den bleichen Lippen der Feen bebten ebenfalls leiſe wimmernde Töne, auf dem Grunde der durchſichtigen Quelle aber ſah Balthaſar jetzt die holde ſchlanke Geſtalt ſeiner Geliebten mit gebrochenem Auge ruhen. Ein Kiſſen von den ſchönſten Schmetterlingsflügeln dienten ihr zum Lager, und aus dieſen ſtets bewegten Flügeldecken ſtiegen zahlloſe Perlenſäulen empor, und füllten den Quell mit dem lieblich-klaren Kryſtall. Der weinende Prieſter ſah mit ſtarrem Auge auf die regungsloſe Geſtalt, und wendete ſich dann wieder um nach den heraufgeſtiegenen Feen, die in ihrer weißen Gewandung wie Friedensgeiſter ihn umſchwebten. Ihre nackten, zart geformten Arme verſchlangen ſich, die Kronen auf den Häuptern und darüber die goldenen Sterne leuchteten in lindem Glanze, und indem ihre zierlichen Füßchen auf einem Opalringe mit Sturmeseile fortglitten, bildeten ſie um den Brunnen und um Balthaſar einen undurchdringlichen Wall, der von ihren emporfliegenden Schleiern wie von einem Lichtgewölk umwogt ward.

Der Prieſter bat und flehte in den rührendſten Bitten die ihn beſchirmenden Feen, ihm Auskunft über das Schickſal ſeiner Geliebten zu geben, doch weder eine Klage noch ein Vorwurf ward ihm als Antwort zu Theil. Gleich ihm ſelbſt ruhten auch die Blicke der Feen auf der bleichen Geſtalt in dem Kryſtall der Quelle. Da nun Balthaſar bemerkte, daß er das wunderbare Geſchenk mildgeſinnter, um das Wohl der Menſchen redlich beſorgter Geiſter durch unverzeihliche Unvorſichtigkeit für immer verloren hatte, als er außerhalb des

von den Feen gezogenen Kreises die wilde Hatze seiner Verfolger heranstürmen hörte, als das Lästern und Fluchen Doctor Horn's in sein Ohr drang, und sein flammender Mantel, ja sogar sein zürnendes, jetzt funkensprühendes, gräßlich verzerrtes Angesicht über den Feen sichtbar ward; da erfaßte ihn ein unsagbares Entsetzen, und indem er seine Arme nach der Geliebten ausstreckte, sank er lautlos in den Quell hinab, dessen Gewässer sich murmelnd über ihm schlossen. Jetzt wollte Doctor Horn seine Beute erhaschen, allein die Feen beugten sich still über den Quell mit ihren lockigen Häuptern und bildeten so eine geschlossene Grotte über demselben, auf welcher die neun Silberkronen mit den neun goldenen Sternen wie ein hehres Opferfeuer brannten.

Vor diesem Anblick mußte Doctor Horn fliehen. Er entwich, von seinen Schaaren verlassen, nach den Felsen des Schülerbusches. Am Morgen darauf fand man Balthasar, die gefalteten Hände über das geheimnißvolle Buch gebreitet, mitten in dem nicht tiefen Quelle todt. Seit diesem Tage faßte man das klare Gewässer und nannte es den Pfaffenborn. Doctor Horn aber konnte von Stund' an seinen Kopf nicht wieder gerade auf den Schultern tragen. Weil es ihn nun ärgerte, daß er stets wie ein Kopfhänger herumgehen sollte, und man ihn deshalb wohl gar für einen Frommen halten konnte, entschloß er sich, den Kopf gar nicht mehr aufzusetzen. Daher kommt es, daß, wer ihm jetzt auf dem Pantoffelsteige begegnet, ihn mit dem Kopf unter dem linken Arme erblickt. Seine Höflichkeit hat er aber nicht abgelegt; denn er schwenkt nach wie vor sein struppiges Haupt gegen jeden Fremden und ruft ihm unter dem Gezisch seiner Natter ein freundliches Bonjour, Monsieur, oder Madame zu. An jedem Weihnachtsabende aber eilt er nach abgehaltenem Kegelfeste auf der Todtenwiese nach dem Pfaffenborne, wo ihn jeder Wanderer an dem Aufleuchten seines Feuermantels, der wie ein Meteor durch die Luft fliegt, erkennen kann. Denn noch immer hofft er, wenn nicht den todten Balthasar, doch seine kleine Natter wieder zu erobern.

Correspondenz.

Aus London. (Beschluß.)

[Nelson-Monument; Victoria's Töchterlein.]

Ziemlich um dieselbe Zeit versammelte eine erfreulichere Veranlassung in der Gegend von Hammersley's Comptoir eine beträchtliche Volksmenge, neugierig, die Grundsteinlegung des Nelson-Monumentes zu sehen. Daß solches auf einen freien Platz zu stehen kommt, welcher Charing Cross und dessen innerer Cirkel Trafalgar-square heißt, dürfte vielleicht schon bekannt sein. Da jedoch vor Kurzem ein pariser Correspondent des Morgenblattes die guten Londoner bedauert hat, weil sie nur einen einzigen öffentlichen Park zum Luftschlucken, freie Plätze im Innern der Stadt gar nicht und nebenbei für den Eintritt in ihr Museum à Person einen Schilling zu bezahlen hätten, während die guten Londoner mit Einschluß des Kensington-Gartens fünf öffentliche Parke zum Luftschlucken, einige Dutzend freie Plätze im Innern der Stadt — die wohlthätigen und London eigenthümlichen Squares — und für den Eintritt in ihr Museum nichts zu bezahlen haben, so kann die Bemerkung nicht überflüssig sein, daß unter allen hiesigen freien Plätzen Charing Cross einer der schönsten und größten ist. Schön macht ihn seine grandiose Einfassung, der alterthümliche, von einem kolossalen goldnen Löwen überwachte Palast des Herzogs von Northumberland, die als Bauwerk ausgezeichnete Kirche St. Martins in the fields, die neue, in architektonischem Schmucke glänzende National-Galerie und die drei einmündenden Hauptstraßen, Schlagadern des londoner Lebens, Pallmall, Whitehall und der Strand, — die zwar kleine, aber zierliche Reiterstatue Karl des Ersten nicht zu erwähnen. Inmitten dieses Platzes also soll das Nelson-Monument sich erheben, auf einem Fußgestelle von ringsum zwölf Stufen, an den vier Seiten Erinnerungen aus Nelson's vier Hauptschlachten, St. Vincent, Kopenhagen, Nil und Trafalgar, und jede Ecke von einem Löwen gehütet. Die Säule, in ihrer ganzen Höhe 170 Fuß, im Durchmesser 11 Fuß 6 Zoll, und korinthischer Ordnung, wird auf ihrem, dem kühnen Muster des Mars Ultor in Rom nachgebildeten und auf jeder Seite mit einer Victoria besetzten Capitale ein rundes, mit Lorbeerzweigen und Löwenköpfen verziertes Piedestal und dieses die 17 Fuß hohe Statue des großen Seehelden tragen. Die Feier der Grundsteinlegung war im Ganzen sehr einfach, kein militairisches Gepränge und keine parlirenden Behörden, nur ein von den Subscribenten ernannter Ausschuß und die Bevölkerung einer mittelgroßen Stadt. Ehrensecretair des Comité ist ein Sohn des Privatsecretairs Nelson's, John Scott, der zugleich mit Nelson in der Schlacht von Trafalgar die Todeswunde empfing, und ich will meine deutsche Sentimentalität gestehen, die es recht hübsch fand, daß die adligsten Männer Englands vor dem Sohne des an der Seite seines Gebieters gefallenen Secretairs zurücktraten und es ihm überließen, die Flasche mit goldenen und silbernen Denkmünzen unter den Grundstein zu legen und die drei ersten Hammerschläge zu thun. Der Schluß der Inschrift soll lauten: His memory shall endure when this column shall have perished — sein Andenken wird fortdauern, wenn diese Säule nicht mehr ist — und die Statue fertigt der geachtete Bildhauer Bailey.

Lange bevor diese Zeilen nach Deutschland schwimmen, wird ihnen die Kunde vorausgeflogen sein, daß in der dritten Nachmittagsstunde des 21sten November d. M. die Königin Victoria eines gesunden Töchterleins genesen ist, und Mutter und Kind sich allerhöchsten Wohlseins erfreuen. Als man hier in der — ich weiß nicht, worauf gegründeten — Erwartung sich getäuscht sah, daß ein Knäblein, ich meine

ein Prinz von Wallis das Licht der Welt erblicken würde, hingen mehrere sehr verständige Menschen den Kopf, und der vom Donner der Kanonen, vom Geläute der Glocken und vom bunten Flaggenspiel geweckte Jubel verminderte sich bei der Nachricht, daß der präsumtive Thronerbe weiblichen Geschlechts sei. Während dies beinahe zu der Vermuthung berechtigt, als habe dies oder jenes den anfänglichen Enthusiasmus für weibliches Regiment etwas abgekühlt, und aufrichtig, es hat auch seine Bedenklichkeiten, ein weibliches Regiment, so ist doch deshalb das Kopfhängen am unrechten Platze. Ein gutes, altes, deutsches Sprichwort sagt: Die Jungen laufen den Mädeln nach, und weiß ich auch von keinem englischen Sprichworte gleichen Inhalts, so findet doch die Sache in England um nichts weniger Statt. Dazu kommt die Jugend des königlichen Ehepaares und die Bestimmung im englischen Thronfolgegesetze, daß unter gleich nah mit dem Regierungsvorfahr verwandten Mitgliedern derselben Linie die männlichen den weiblichen vorgehen, wenn schon Letztere früher geboren. Das Kopfhängen hätte man also für spätere Zeiten sparen können, und wirklich fangen auch alle verständige Menschen an sich aufzurichten. Indessen hat man sich doch von seiner getäuschten Erwartung nicht schnell genug recolligirt, um die bradsichtigte Illumination zu bewerkstelligen. Ein Verlust ist das nur für die Gascompagnie und für die Fettigkeitsverkäufer, denn das hiesige Illuminationstalent ist ein bis zur Erbärmlichkeit bescheidenes. Uebrigens haben einige Palastbeamte die glückliche Niederkunft der Königin mit Dienstentlassung gebüßt, und curios wie das klingen mag, setze ich doch unbedingt hinzu, und das von Rechtswegen. Ein Rechnungsfehler hatte die Entbindung für Mitte December anberaumt und die mit der häuslichen Einrichtung für den Ankömmling betrauten Diener hatten um der, einen Verzug entschuldigenden Rechnung willen den Befehl, die Anstalten bis zur Rückkehr der Königin von Windsor zu Ende zu bringen, unbefolgt gelassen. So geschah es denn, daß die kleine Prinzeß nicht blos ein unmeublirtes Quartier, sondern, auch kaum die vorschriftsmäßige Wäsche und — was das Uebelste — keine Amme vorfand. Die beiden letztern Requisiten wurden zwar schleunigst herbeigeschafft. Allein den Quartier-Mängeln, zumal wenn die Baulichkeiten über dem Haupte der Wöchnerin poltern, läßt sich so schnell nicht abhelfen, und da die Königin sehr richtig entschieden hat, daß nicht denken, sondern gehorchen die Pflicht eines Dieners sei, so steht ihr Dienstentlassungsbefehl nicht zu mißbilligen. Ueber die Verwirrung, welche aus nurgenanntem Grunde der Eintritt des für England so wichtigen Augenblicks im Buckinghampalaste angerichtet, könnte ich ein halbes Dutzend verbürgte Anekdoten beifügen. Sie hängen aber mit Persönlichkeiten zusammen und „nur keine Persönlichkeiten" ist die Parole.

Notizen.

[Fürst Pückler und Karl Streckfus über Preußen.]

Fürst Pückler gibt in einer Mittheilung über Mehmed Ali, welche die augsburger Allgemeine brachte, zugleich ein Gutachten über die preußischen Zustände, das wie eine Dankadresse an das jetzige Regiment in Preußen aussieht, indem es die Hoffnung auf Wiederherstellung eines mittelalterlichen Adels als festbegründet annimmt. Ich glaube, der Verstorbene hat verstorbene Hoffnungen. Im äußersten Fall kann die Herstellung eines Adels nur Mittel, nicht Zweck in Preußen sein. Hr. Streckfuß gibt in der leipziger Allgemeinen eine Erklärung, worin er, ein preußischer Beamter, geradezu sagt, in der scheinbaren Sicherstellung einer Geburtsaristokratie wolle man nichts anderes als den Grundbesitz consolidiren. Adel ist dabei Accidenz; Grundbesitz, also eine reelle Macht in der Gesellschaft, ist das Wesentliche, was man damit will.

[Französische Volksbücher.]

Auf die Verurtheilung Lamennais' dürfte bald eine andere folgen, die eines Herrn Esquirol, der ein revolutionäres Volksbuch geschrieben hat. In dieser Schrift wird das französische Volk durchgehends mit dem Erlöser am Kreuze verglichen, das Kreuz ist der Julitraktat, ein Kosack durchbohrt mit der Lanze die Seite des Völkerheilandes. Im Fall die russisch-französische Allianz zu Stande kommt, wird das Bild vielleicht dahin variirt, daß es der Kosack ist, der dem Erlöser den Essigschwamm reicht. Ein anderes revolutionaires Volksbuch, das Evangelium mit politischem Commentar, wird schon lange für 10 Sous verkauft, ist aber nie angefochten worden, vermuthlich, weil es eine weniger lärmende, wenn auch wirksamere Sprache führt.

[Katholicismus in Preußen.]

Einige erledigte Hofstellen, geht ein Gerücht in Preußen, sollen mit Katholiken besetzt werden. Die orthodoxen Altlutheraner schreien darüber Zeter. Ein Glück, daß ihr steifer Hochmuth sich nicht mit dem Bollwerk einer englischen Hochkirche verschonzen kann, um vier Millionen Menschen für Halbmenschen zu erklären! Eine exclusive Staatskirche ist sicherlich eine mittelalterliche Barbarei. — Und warum sollen Katholiken nicht auch Hofbediente werden können?

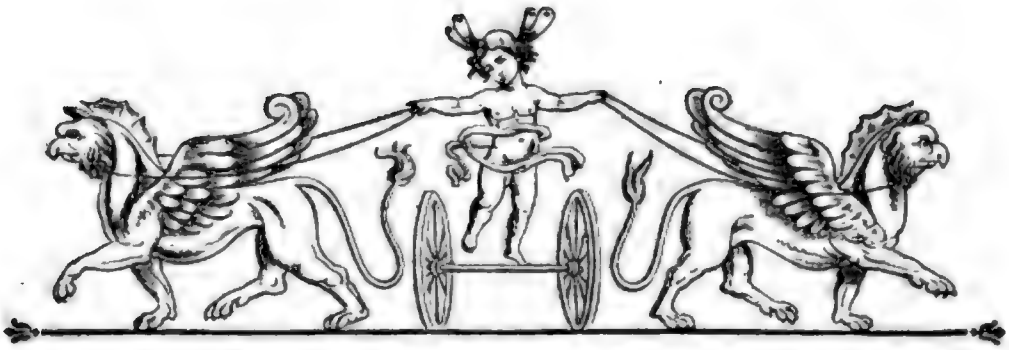
[Die beiden deutschen Allgemeinen.]

Die leipziger Allgemeine brachte vom Fürsten Oettingen-Wallerstein eine interessante Erklärung an das deutsche Publikum. Dieser Artikel war früher der augsburger Allgemeinen eingesandt, ohne daß sie ihn brachte. Hiermit ergibt sich abermals ein Beweis von der Art von Unabhängigkeit und Freiheit, in welcher die erste und beste politische Zeitung der Deutschen steht.

[Karl Beck's Doppelgänger.]

Karl Beck, der Dichter der „Nächte", hat einen halb ironischen Doppelgänger gefunden. In Wien ist von einem Herrn, der ebenfalls Karl Beck heißt, eine „Ahnentafel des Schwarzenbergischen Hauses" erschienen, welche bereits die dritte Auflage erlebte. Seltsamerweise schreiben manche Wiener unserem bekannten Dichter der „Nächte" die Autorschaft der „Ahnentafel" zu. Solche Wiener werden hiermit um Berichtigung ihres Irrthums gebeten.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 7. — den 9. Januar 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Deutsche Romane.

Vittoria Accorombona. Ein Roman in fünf Büchern von Ludwig Tieck. 2 Bde. Zweite Auflage. Breslau, Max u. Comp.

Als Anhang zur zweiten Auflage dieses vielgerühmten Tieck'schen Romans wird uns ein Aufsatz von der Feder des Professors Braniß in Breslau geboten. Schon dieser müßte zu einer wiederholten Besprechung des Buches auffordern, nachdem bereits Nr. 171 u. 172 dieser Blätter (September 1840) sich mit diesem jüngsten Ereigniß einer alten Muse beschäftigt. Auch sollte schon an sich das Erscheinen einer neuen Auflage zu fortgesetzter Beachtung eines Werkes nöthigen. Was nun die wiederholte Edition betrifft, so hat es uns, wo nicht in Schreck, doch in gerechte Verwunderung gesetzt, daß uns die ganze saloppe Liederlichkeit des Romans in Diction und Darstellung ohne alle Scheu unverändert wieder geboten wird. Daß der alte Herr in Dresden seine Sachen für den Druck hinwirft, bogenweis dem Händler hinschleudert, diese beklagenswerthe Thatsache war uns längst bekannt; die vielen sprachlichen Nachlässigkeiten in der ersten Ausgabe der Vittoria Accorombona wurden uns hieraus erklärlich, wenn auch nicht verzeihlich, da sie sich in der That nicht selten bis zur Gemeinheit und Trivialität steigern. Die neue Auflage bringt sie uns in gleicher Gestalt, und wir sehen mit Schmerz den gefeierten Phantasus der Welt gegenüber aller Scham und Scheu entblödet. Das deutsche Publicum hat ihn so lange vernachlässigt, es hat seine herrlichsten Dichtungen, seinen Aufruhr in den Cevennen, so gleichgültig aufgenommen, daß der alte Meister in seinem Verhalten zur Welt und zur Oeffentlichkeit in grenzenlose Indifferenz versunken scheint. Welche Pietät, welche Scheu blieb im alten Goethe bis zum letzten Federstrich seiner Hand lebendig! Pietät vor seinem eignen Genius, daß ihm in der Form nicht die geringste Gemeinheit entschlüpfen solle, Scheu vor der Welt der Oeffentlichkeit, — Goethe fühlte sich nicht einer deutschen Nation, er fühlte sich Europa gegenüber — welche Lust zur Sauberkeit und edlen Formgestaltung bis in sein hohes Alter! Wie rief er jüngere gelehrte Freunde zu Hülfe, um seinen Werken noch in Aeußerlichkeit die letzte kleine Zuthat zu geben, womit sie nach allem, was sie sein sollten und konnten, wenigstens der Gestalt nach vollendet wären. Gehört unsauberer Geist zum Wesen deutscher Romantik, so müssen wir allerdings mit Tieck's Prosa die Verwahrlosung des deutschen Styls datiren. Freilich stehen die kleinen Jämmerlichkeiten der Diction, wie sie sich partienweise in diesem Romane dargeben, zum Inhalt des Buches in getreuer Wechselwirkung. Nur darf vorerst das Bedauern nicht unausgesprochen bleiben, daß man dem Altmeister sein Kleid nicht säubert, wenn er vors Publicum tritt. Fehlt es ihm wirklich so ganz an Eckermann, an Riemer, an gelehrten Freunden? Oder sind vornehme Bediente wirklich zu nichts tauglich? — Dies betrifft die äußere Form des Romans. Was seine innere Gestalt angeht, so ist sie im Inhalt bedingt, und in dieser Beziehung ist bereits angedeutet, wie sich hier, während der Verfasser sein Werk Roman nennt, Novellen- und Romanform begegnen, durchgreifen, mitunter auch wohl verwirren. Streng auseinander scheiden, was sich nur im Begriffe als gesondert ergibt, ist hierbei auch nicht wohl möglich. Dennoch wird die Vermischung beider Gattungen deutlich, wenn man die Entstehungsart dieser Production ins Auge faßt. Als Inhalt stellt sich uns die großartige Aufgabe hin, auf italischem Boden mitten in der Barbarei und Verwahrlosung mittelalterlicher Zustände das freie Weib als innere Möglichkeit, als historische Wirklichkeit, als moralische Wahrheit zur Erscheinung zu bringen. Schon in viel früherer Zeit reizte den Dichter dies Thema in der Vittoria Accorombona. Es

war vielleicht in der Epoche seines Sternbald und William Lovell, als er mit der Gestalt seiner Heldin sich zuerst beschäftigte. Hätte er damals den Roman ausgeführt, es wäre eben ein Buch wie jene beiden geworden, die lyrisch emphatische Entwickelung einer liederlichen Genialität weiblichen Geschlechts, während jene beiden Romane die entfesselte Gier sinnlicher Ausschweifung als männliche Genialität feierten. Da jene Epoche bereits die Lucinde aufzuweisen hat, so war eine Vittoria Accorombona im Styl der Romantik von damals unnütz. In jetziger Ausführung erinnern die ersten Scenen, die Situationen der Heldin am Bach mit Camillo, an das alte Gelüst, in frecher Enthüllung nackter Formen schon einen Triumph der Freiheit zu sehen. Für Tieck ist das Wort „Wollust" immer ein gefeierter Religionsbegriff geblieben, so wie das Wort „Wunder", „wunderbar", zu seinem Cultus gehört; allein in der Jugendrohheit damaliger Periode, — ich verschmähe hier den Ausdruck Jugendkraft, weil er zu edel ist, — in ihrer Jugendrohheit war die Tieck'sche Romantik ordinär genug, um schon in der flachsten und geistlosesten Form sinnlicher Aufregung eine Feier der tiefsten Mysterien geschlechtlicher Gegenseitigkeit für erledigt zu wähnen. Sinnlichkeit, diese Basis menschlicher Existenz, ist allerdings fortwährend Inhalt der Poesie. Es frägt sich nur, in welcher Atmosphäre sie sich entwickelt. Verhunzt und entwürdigt ist dieser Lebensinhalt vielleicht nirgends mehr, als in der Tieck'-Schlegel'schen Romanperiode. Nimmt nun der Greis Tieck ein Thema von damals auf, so erscheint, was früher wilde Gemeinheit war, jetzt leicht als wehmüthiger Kitzel und faunenhaftes Gelüst. Und diese Adern laufen auch in der That durch den Roman. Unbescholtenen entgehen diese Züge, Nachdenklichen erregen sie vielleicht Widerwillen, und die Kritik, obschon sie nicht moralisirt, hat doch ihrerseits von Wirkungen solcher Art Notiz zu nehmen. Doch sind dies noch nicht die eigentlichen Armseligkeiten des Buches, welche die ehrliche Kritik in den Harnisch jagt, während die gebildete Affectation sich darüber täuscht. Als wolle das Zeitalter die lange Unbill, die es gegen den Dichter verschuldet, plötzlich vergüten, hat sich die Philosophie mit der Gutmüthigkeit förmlich verschworen, dies Buch einer hinfälligen Größe emphatisch zu feiern. Seltsames deutsches Gemüth! Die feinsten und tiefsten Dichtungen Tieck's, den Aufruhr, Dichterleben und Dichtertod, habt Ihr mit Scheu vorübergehen lassen, und dieses Buch voll salopper Nachlässigkeit, das nur in wenigen Zügen den morschen Geist eines großen Dichters verräth, erscheint rasch in zweiter Auflage, einen philosophischen Trompeter als begeisterten Ausrufer zur Seite! — Ich glaube nicht, daß ich blind bin gegen die Bedeutsamkeit des Themas, in welchem die Gestalt der Vittoria sich bewegt. Ich erkenne es als großartig an, eine jungfräuliche Weiblichkeit in der Opposition gegen die Tyrannei der schlaffen Satzung und gegen die Gemeinheit verworrener Triebe sich zum Heroismus gestalten zu lassen. Und in dieser Haltung zur Welt, sie sei befreundet oder feindlich, stattet der Dichter seine Heldin mit dem besten Wissen seines geheimsten und tiefsten Lebens aus; die Weisheit des Greises kommt hier einem Jugendthema mit ihren großen Schätzen zu Hülfe. Wer in der Entwickelung dieser Vittoria Widersinniges findet, versteht nichts vom Heroismus der jungfräulichen Natur, die nur, wo sie die Macht der Liebe fühlt, sich willenlos hingibt, ohne diese Weihe aber in der Ehe ein Concubinat sieht, und gegen die Lüste der männlichen Welt zu einer Freiheit erwächst, die wie Verwilderung aussieht, im Grunde jedoch nur der zähe Trotz der Tugend ist. Die Entwickelung dieses Naturells macht das Buch zum Roman. Aber diese Figur steht in einer Welt, die der Dichter in Situationsbildern entwickelt. Diese Ausführung des Werkes, die es zur Novelle macht, ist spätere Zuthat, die sich auf Studien der italienischen Zustände stützt. Wie wenig Sinn Deutschland für historische Zeichnung und Charakteristik besitzt, erweist sich deutlich genug, wenn die Wortführer des Publicums diese Partieen des Buches lobpreisen konnten. Die fast hülf- und rathlose Hinfälligkeit der Darstellung sinkt hier nicht selten in die Sphäre gemeiner Räuberromanfabrication; die stumpfe Mattigkeit der Schilderung sieht mir wie Demoralisation der geistigen Kräfte aus, und das Zeitalter hält sie für künstlerische Weisheit; wo ich gesunde Ueppigkeit verlange, um Italiens Natur in der Barbarei jener Zeit zur Erscheinung gebracht zu sehen, fühl' ich nur welke Glieder sich wollüstig regen. Es ist ein großer Unterschied zwischen üppiger Gesundheit und krankhaftem Gelüst. Das furchtsame Zeitalter unserer Tage flüchtet sich hinter dieses, weil es nicht ehrlich genug ist, um sich stark zu entwickeln. Jugendkraft irrt, aber nur Altersschwäche sündigt. Gegen jene meint sich die Moral von heute waffnen zu müssen, und buhlt lieber mit dieser, um den Schein der Sicherheit zu haben, wie jenes Muckerthum hinter dem Deckmantel religiöser Uebung sinnlich wurde. — Das Buch ist auf Studien Italiens gestützt. Tieck wirft sie nur hin, verräth seine Kenntniß, hat aber nicht die Kraft, jenes Zeitalter sicher zu fassen. In den breit ausgesponnenen Scenen, wo wir Historie erhalten sollten, geht Schwäche mit Trivialität Hand in Hand. Die Art, wie Tasso eingeführt wird, ist ärmlich genug. Die Hofintriguen werden so kindisch erzählt, als blickte eine geschwätzige Zofe durchs Oeil de boeuf jener Zeiten. Wir erwarten in Sixtus dem Fünften eine historische Größe und hören Tieck's Montalto wie ein altes Weib Wirthschaftssachen verhandeln. Die zweite Hälfte des ersten Bandes versinkt ganz in altweibische Interessen. Zu Anfang des zweiten Theiles erhebt sich die Darstellung in der Gerichtsscene noch einmal zur letzten Feier der Heldin, um dann für immer sich in haltungslose Jämmerlichkeit zu tauchen. Wo es gilt, Vittoria zu entwickeln, werden die schlaff gewordenen Fäden plötzlich straff, und so imponirt uns auch fortgesetzt die ihr zunächst stehende Figur, jener Bracciano, durch noble Haltung, während für sich genommen dieser Charakter nichts weniger als richtig und fertig motivirt und ausgeführt erscheint. Die Ruhe, mit der er sein ungetreues Weib erdrosselt, ist nicht Größe des Löwen, sondern Kälte des Tigers. Gleichwohl möchte die Darstellung ihm diejenige Haltung geben, welche den Heroen zukommt und welche Shakspeare'sche Helden mit Fug und Recht behaupten. Es ist dieselbe Verwechslung der Begriffe, wie sie sich bei Victor

Hugo und andern französischen Roman- und Dramendichtern findet. Bei Tieck liegt diese Verwirrung in seiner Unfähigkeit, männlichen Heroismus und historische Größe zu verstehen. Aus dieser Unfähigkeit erklärt sich auch, daß sein Montalto-Sixtus, als er vom Privatmann zum Herrscher übergeht, plötzlich von weibischer Schwachheit zu tigerhafter Wuth überspringt. Jenen Bracciano, den er zu Ende ganz fallen läßt, will er uns schließlich noch als Alchymisten interessant machen, womit sich der ganze Charakter kindisch auflöst. Selbst seine Heldin, die er so lange mit gespannter Kraft aufrecht erhielt, erliegt endlich der mattherzigen Trivialität, die sich zum Schluß des ganzen Werkes bemächtigt. Mit schwächlicher Widersinnigkeit läuft alles durcheinander und die Darstellung gibt sich an ganz ordinäre Chroniküberlieferung gefangen. Oder irr' ich mich wirklich? Und kann die viehische Art, wie der Dichter seine geliebte Heldin massacriren läßt und zugleich in ihrem Schlächter die unreinsten Triebe aufruft, für Shakspeare'sche Naturkraft gelten? Fürwahr, dann irre ich mich, aber nur in meinem Zeitalter, nicht in der Sache.

Die Schlußcapitel des Buches, aller Poesie baar und ledig, sind sehr chronikgetreu abgefaßt, vielleicht geradezu übersetzt, wie wenn der Historiograph plötzlich von der Höhe der Schicksalsfügung herabsteigt und nach Zeitungsberichten seine Heroen reden läßt. Auch sind nach unserm besten Gefühl die in Prosa aufgelösten Dichtungen der Vittoria nichts als trivialer Gallimathias, so sehr auch der Philosoph Braniß diesen Abhub von der Tafel der Tieck'schen Romantik für Meisterwerke der trunknen Phantastik ausgibt. — Was diese philosophische Abhandlung, die das Werk in zweiter Auflage begleitet, sonst betrifft, so ist sie, wie es der Philosophie häufig widerfährt, durchaus blind über die einzelne Erscheinung, sie subsumirt diese nur, wofern sie ihr für das Princip ihrer Hauptanschauung tauglich scheint. Was Braniß gegen die Hegel'sche Auffassung Tieck's in Erinnerung bringt, ist durchaus gerecht und sicher. Die Hegel'sche Aesthetik ist gegen Naturphilosophie und Naturromantik gleich sehr erbittert, und Braniß weist nach, wie selbst Goethe vor ihrem Richterstuhl eine falsche Stellung gegen sich selber einnimmt. — Wie seltsam gestaltet sich die Parteiung Deutschlands! Während der junghegelsche Eifer in seiner Wuth gegen alle Romantik radical wird, schaaren sich die Anhänger des alten Phantasus und preisen die greisenhafte Schwäche des Meisters als Extrem der Genialität. Das Publikum aber, das sich thatsächlich für den Roman entschieden hat, weiß von beiderlei Zelotismus nichts; es liest das Buch mit Ungestüm um der vielen Familienmisère willen, die sich zur Schau legt, und weil der gefeierte Dichter nun endlich einmal in die gemeine Räuberromantik herabstieg. Der Alte aber lächelt indifferent über den ganzen Wirrwar solcher leidenschaftlichen Beschränktheit.

Kaiserin und Sklavin. Ein historischer Roman aus dem dritten Jahrhundert der christlichen Kirche. 3 Bde. Leipzig, Engelmann.

Factisch, an historischen Personen und romanhaften Entwickelungen und Katastrophen soll in vorliegendem Roman dargethan und durchgeführt werden, was Börne vom Christenthum sagt: „Das Christenthum ist der Arzt der römischen Welt geworden. Es schrieb Allen eine heilsame Seelen- und Körperdiät vor, und diese strenge Diät hat der Welt das Leben gerettet und sie geheilt. Das Christenthum hat nicht die Rechte des Fleisches aufgehoben, es hat sie blos unter die Vormundschaft der Seele gestellt, um sie reiner und dauernder zu machen. Keine Religion hatte ja so viele Nachsicht mit den menschlichen Schwächen als die christliche." Das Christenthum war in der That die homöopathische Arzenei für die alte Welt, es begann billionenfach verdünnt, hin und her geschüttelt, hier ein Tropfen, dort ein Tropfen, still aber nachdrücklich zu wirken; an die geheimsten innersten Stellen des kranken Körpers setzte es sich an, man merkte es kaum, man täuschte sich über seine innere Größe und Gewalt, so wurde es mächtig im Geist, in der Liebe und Wahrheit, und erwuchs zu einem neuen Lebensprincip, das alle staatlichen und kirchlichen Organisationen durchdrang und umgestaltete. Als man dessen inne wurde, war es zu spät, und die Ströme von Blut und die Tausende von Blutzeugen, die man nun dem alten Principe zum Opfer brachte, dienten nur dazu, den Boden für das jugendstarke Christenthum zu düngen und kräftig zu machen. Das war auch der Wahnsinn der französischen Revolutionsmänner, als sie theoretisch festsetzten und praktisch ausführten, daß die aristokratischen Ideen mit dem Fallbeil ausgerottet werden und sich so verbluten müßten. Kirchliche und politische Religionen lassen sich aber durch mechanische Mittel nicht vertilgen. Blut ist ein kostbares Gut; darum wirkt es auch in acuten Krankheitsfällen so heilkräftig auf den Körper zurück, dem es abgezapft wird. Jede Sache hat gewonnenes Spiel, wenn sie erst ihre Märtyrer hat; der Aristokratismus, stolz und kräftig durch seine Blutzeugen, erlebte unter Napoleon und den Bourbonen seine Wiedergeburt, und vergebens ringt gegen ihn die Demokratie und das souveräne Volk, weil das Märtyrerthum, auf das er sich berufen darf, ihn beharrlich und die von der rechten Mitte, die nicht wissen, ob sie zu den Aristokraten oder Demokraten gehören, scheu, bedenklich, vorsichtig und furchtsam macht. Der venetianische Rath verfuhr schlauer, wenn er seine Opfer im Stillen abthat oder in lautlose Kerker versenkte, welche, wie das Grab die Leiche, die Gefangenen für immer festhielten; da war gar keine Ostentation, kein Pomp, kein Opfergepränge. Die römischen Kaiser und die französischen Terroristen griffen die Sache ungeschickter an; sie schlachteten ihre Opfer auf dem Forum, vor den Blicken des Volks; da galt es gewissermaßen, einen theatralischen Abgang zu halten und die blutgierigen Opferer durch Muth, Standhaftigkeit und Freudigkeit zu beschämen und zu verwirren; es wurde ein Ruhm, eine Ehre, ein Triumph, ein Fest, sich schlachten zu lassen. Vorliegender Roman erzählt viel davon, wie junge Christinnen den wilden Thieren im Circus vorgeworfen wurden, und wie freudig und standhaft sie es duldeten, daß ihr schöner Leib von gierigen Zähnen und Klauen zerrissen und zermalmt wurde. Und Neodemia, eine der Hauptfiguren in diesem Romane, eine junge schöne Christin, in glücklicher Ehe einem römischen Ritter ange-

traut, bis dahin furchtsam und weltlüstern, erhebt, hingerissen von der Schönheit und der Pracht dieses Märtyrerthums, ihre Stimme und begehrt, geopfert zu werden wie Jene. Aber der wilde trotzige Gladiator, ihr Vater, duldet nicht, daß Neodemia vor dem Volke die Rolle einer Märtyrerin spiele, er besucht sie im Kerker und mit einem kräftigen Griffe seines Schwertes trennt er ihr liebreizendes Haupt von dem weißen Nacken. Ihr Gemahl aber bekehrt sich zum Christenthum und siedelt sich in der thebaischen Wüste an, wohin sich Hunderte von denen zurückzogen, welche von den Lüsten der Welt abgespannt und ermüdet waren. So verdunstet der Roman in der Körperlosigkeit der mönchischen Ascetik. Diese Ascetik ist aber kein gezwungener, sondern ein freiwilliger und jahrelanger Opfertod. Der Verfasser oder die Verfasserin bemerkt hierbei: „In der thebaischen Wüste war es, wo die christliche Kirche sich zur katholischen Kirche umwandelte. In der Wüste begann Johannes der Täufer seine Laufbahn; in der Wüste sah Jesus Christus den Calvarienberg vor sich. — — Uns fehlt die Einfalt des Herzens, mit der diese Berichte gelesen werden sollten, allein ich weiß auch, daß noch in vielen Seelen ein Klang herzinniger Sehnsucht schläft, den sie wecken werden" u. s. w. Es ist vortrefflich nachgewiesen, wie der unhaltbare Zustand der römischen Welt dem jungen Christenthum in die Hand arbeitete, lebte und speculirte; man glaubte an die alten Götter nicht mehr und war doch nie mehr geneigt zum heidnischen Muckerwesen, zur Gründung mystischer Orgien und Secten, zum Glauben an allerlei Prophezeiungen, Geheimmittel und Zaubereien; und die heidnische Philosophie, die Lehre der Neuplatoniker stand gar nicht zu weit von der christlichen Lehre abwärts. Der Roman spielt unter den drei Gordianen und den Cäsaren Maximus, Balbinus und Maximinus, ist mit großer Kraft und Phantasie angelegt, entwickelt manche Figuren vortrefflich — wir erinnern nur an die Cäsarin, die wilde Faustina — und enthält viel schöne Schilderungen und glänzende Reflexionen. Aber des materiell Gräßlichen ist darin fast zu viel aufgehäuft; außerdem schreckt die Breite der Erfindung und Durchführung. Wir vermuthen, daß irgend eine detaillirte, in französischer Sprache geschriebene historische Schilderung jener wunderbaren Zeit dem Romane zum Grunde liegt, obgleich wir im Augenblick die Quelle namentlich nicht angeben können. Wäre dies nicht der Fall, so wüßten wir keinen Grund, warum der Verfasser oder die Verfasserin sich nicht genannt haben sollte, da der Roman von Geist, Talent und Phantasie zeugt und dem Autor nur Ehre eintragen könnte.

H. M.

Erzählungen von Henriette Ottenheimer. Leipzig, Reichenbach.

Von der Verfasserin waren uns bisher Gedichte bekannt, subjectiv lyrische Ergüsse voll Wärme des Gefühls, voll edler Sentimentalität. Auch der vorliegende Band bringt eine kleine Reihe lyrischer Verse; darunter einen Nachruf an Börne, voll guter Gesinnung, aber ohnmächtig. Die Lyrik kann überhaupt nicht charakterisiren, deshalb sind Gedichte, die eine Person speciell erfassen wollen, meist zu allgemein, wo nicht phrasenhaft. — Ihre Erzählungen nennt die Verfasserin bald Novellenskizzen, bald Schattenrisse. Etwa, weil sie nur Linien geben, nicht ausgeführt genug sind? Was ihnen mehr noth thut, ist Fleisch und Blut. So wie sie sind, eignen sie sich für Jugendlectüre. „Die alten Jungfern" behandeln ein Thema, das Amalie Winter in der Stiftsdame sehr glücklich erfaßte. In „Ruth" ist das Judenthema behandelt. Ueberall fühlen wir den edlen Sinn und die religiöse Wärme, die Henriette Ottenheimer beseelt.

Gedichte und Erzählungen, von Elisabeth Grube, geb. Diez. 2 Thle. Düsseldorf, Schreiner.

Die ehrenwerthe Verfasserin weiß sehr wohl, für wen ihre lyrischen Gaben bestimmt sind, sie spricht es selbst aus, daß diese Productionen nur dem nächsten Kreise von Freunden angehören können. Für ihre Erzählungen und den prosaischen Aufsatz „über das Oel" sollte sie ebenfalls die Bestimmung angegeben haben, damit die Kritik nicht in Versuchung geräth, einen öffentlichen Maßstab an diese Gemüthlichkeiten zu legen. Eine Novelle, wie „der Großvaterstuhl", so echt deutsch das Thema auch sein mag, scheint doch nur für angehende Jungfrauen geschrieben. Das große Publikum von heute ist kein so harmloses Geschöpf mehr.

Rheinsberg. Von August Lewald. Stuttg., Krabbe.

Diese Fortsetzung des Buches „Katte", mit dem zusammen sich der Titel „Aus dem Leben Friedrich's des Großen" hinstellt, gibt uns einige detachirte Bilder aus dem Leben des Kronprinzen Friedrich; sein Leben und Treiben in Rheinsberg, als Mensch, Denker und künstlerischer Dilettant, ist mit vieler Anmuth geschildert; die Darstellung folgt den Quellen der Geschichte oft wörtlich; sie reicht bis zum Tode des alten Königs und der Huldigung Friedrich's des Zweiten.

Deutsche Bilder. Von A. Langerhanns. Thl. 2. Leipzig, Kollmann.

Der zweite Band bringt sieben Bilder aus erlebten Zuständen. Der Verfasser war viel zur See, scheint Cavalleriedienste gethan zu haben, das Leben eines Officiers in kleinen Nestern zu kennen. Genrestücke aus diesen Sphären sind die glücklichsten in der Sammlung.

Erzstufen für 1841. Novellen und Erzählungen von Ida Frick. Dresden, Bromme.

Ein neuer weiblicher Flügelmann in der Reihe der emancipirten deutschen Frauen. Was wir von Ida Frick in Journalen an Erzählungen lasen, war sehr keck, aber auch sehr geschmacklos. Die Leidenschaft, die hier tobt, ist kein Strohfeuer, keine Affectation, sondern Bedürfniß, das sich aber, will es sich befriedigen, um die Gesetze der Schönheit bekümmern muß, soll es nicht widerwärtig erscheinen. Die Gesetze der Schönheit aber findet ein edles Herz in sich selber. — In den drei Erzählungen, die sich hier als Erzstufen darbieten, ist noch manche Schlacke. Die Dichterin hat Metall, aber sie muß erzen und säubern lernen. Styl und Gesinnung, Form und Inhalt, alles muß sich noch läutern.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das **Intelligenzblatt Nr. 1.** und eine **literarische Anzeige** der **Gebrüder Borntträger** in **Königsberg.**)

Anzeigenblatt
Zeitung für Kriegsgefangene Mark
Wochentlich 1 Ausgabe Nr. 8 Januar 1916

Für Deutschland.

Die Skipost für Malmö.

Von Dr. Rudolf Martin.

Die Skipost für Malmö, die bisher nur Sonntags abging, wird vom 1. Januar ab auch Mittwochs befördert werden.

Die Abfahrtszeiten sind Mittwochs und Sonntags 10 Uhr vormittags.

Letzter Annahmetag für Briefe und Postkarten ist Dienstag und Sonnabend.

Letzter Annahmetag für Pakete ist Montag und Donnerstag.

Letzter Annahmetag für Wertsendungen ist Montag und Donnerstag.

Letzter Annahmetag für Eilsendungen ist Montag und Donnerstag.

Letzter Annahmetag für Postanweisungen ist Montag und Donnerstag.

Letzter Annahmetag für Nachnahmesendungen ist Montag und Donnerstag.

Letzter Annahmetag für Postaufträge ist Montag und Donnerstag.

Letzter Annahmetag für Postscheckkonto ist Montag und Donnerstag.

Letzter Annahmetag für Postsparkasse ist Montag und Donnerstag.

Letzter Annahmetag für Postgiro ist Montag und Donnerstag.

Letzter Annahmetag für Postbank ist Montag und Donnerstag.

Letzter Annahmetag für Postversicherung ist Montag und Donnerstag.

Letzter Annahmetag für Postkarten ist Montag und Donnerstag.

Letzter Annahmetag für Briefe ist Montag und Donnerstag.

Letzter Annahmetag für Pakete ist Montag und Donnerstag.

Letzter Annahmetag für Wertsendungen ist Montag und Donnerstag.

Letzter Annahmetag für Eilsendungen ist Montag und Donnerstag.

Letzter Annahmetag für Postanweisungen ist Montag und Donnerstag.

Letzter Annahmetag für Nachnahmesendungen ist Montag und Donnerstag.

Letzter Annahmetag für Postaufträge ist Montag und Donnerstag.

Letzter Annahmetag für Postscheckkonto ist Montag und Donnerstag.

Letzter Annahmetag für Postsparkasse ist Montag und Donnerstag.

Letzter Annahmetag für Postgiro ist Montag und Donnerstag.

Letzter Annahmetag für Postbank ist Montag und Donnerstag.

Letzter Annahmetag für Postversicherung ist Montag und Donnerstag.

Anzeige.

Taschenbuch
für das
Geschäftsleben
auf das Jahr 1841.

Halle, C. A. Kümmel. Verlag.

Preis 1 Thlr.

Der achte Jahrgang dieses sehr beliebten und höchst praktischen Taschenbuches ist zugleich eine neue, sehr verbesserte, vermehrte und elegant ausgestattete Auflage desselben.

Wer hätte wohl nicht den Wunsch, bei Anfang eines neuen Jahres eine Uebersicht der Geschäfte und Pläne des kommenden sich zu entwerfen, oder beim Schlusse sich zu fragen, was erfüllt oder unerfüllt geblieben, welches Glück oder Unglück ihm dasselbe gebracht und durch welches Resultat seine Erfahrung für künftige Jahre bereichert sei. In diesem Taschenbuche ist dafür gesorgt, dass Jeder sowohl in den geistigen als materiellen Interessen sich controliren und so durch geregelte Ordnung sein Leben ruhig, glücklich und angenehm machen kann. Wie dies gemeint sei, wird der gefälligst nachzusehende Inhalt darthun. Es ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Herabgesetzter Preis.

Taschenbuch
der vaterländischen Geschichte.

Herausgegeben von Jos. Frhr. v. Hormayr.

Neue Folge. 1r bis 6r Jahrgang. 1830—1835. Mit vielen Kupfer-Stahlstichen und Lithographien. 8. 6 Bände cartonnirt

bisheriger Preis 15 Thlr. oder 27 fl. — nunmehr herabgesetzt auf unbestimmte Zeit auf 6 Thlr. 20 Ngr. — 10 Ggr. oder 12 fl. Einzelne Jahrgänge, so weit es der Vorrath gestattet, auf 1 Thlr. 15 Ngr. — 12 Ggr. oder 2 fl. 42 kr.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an.

München, den 1. Nov. 1840.

G. Franz.

Bei **C. F. Ostander** in Tübingen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Collection of english poems from the best modern authorities. 12. 15 Ngr. — 12 Ggr. oder 54 kr.

Eine Auswahl von Gedichten, geeignet, in der edelsten Form die englische Aussprache zu erlernen. Lehrer und Schüler sind für die Anstrengung, sich durch die Schwierigkeiten derselben durchzuarbeiten, durch diese Poesien reichlich entschädigt.

Die Namen von Wordsworth, Cowper, Byron, Moore, Mallet, Percy, Scott, Addison ꝛc. beurkunden den Werth derselben hinlänglich.

Die
Zeitung für den deutschen Adel
redigirt vom
Baron de la Motte Fouqué,

erscheint auch für das Jahr **1841**. Es sind auch von diesem zweiten Jahrgange Probenummern ausgegeben, die man in allen Buchhandlungen, sowie in jeder Zeitungs-Expedition, gratis erhalten kann, und auf die wir alle Mitglieder und Freunde des Adels besonders aufmerksam machen, da sie die Besprechung eines Planes enthalten, welcher für die Gesammtheit des Adels von höchster Wichtigkeit ist. Aus der ersten Liste der genannten Subscribenten, welche wir der Probenummer beifügten, mögen die Freunde, sowie die Feinde des Unternehmens die Ueberzeugung schöpfen, daß die Fortdauer der Zeitung gesichert ist; denn wo so viele glänzende und edle Namen an der Spitze stehen, da ist an einer Nachfolge Gleichgesinnter nicht zu zweifeln.

Es erscheinen, wie bisher, wöchentlich zwei Nummern, welchen von 14 zu 14 Tagen ein Intelligenzblatt beigefügt wird, welches sich besonders zu der Bekanntmachung von Familiennachrichten eignet. — Der Preis des Jahrgangs von 104 Nummern ist 8 Thaler.

Alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Bestellungen hierauf an.

Leipzig, im Decbr. 1840. **Heinrich Franke.**

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

COMMENTARII
DE BELLIS
C. IULII CAESARIS.
RECENSUIT ET ILLUSTRAVIT
CAR. ERN. CHRIST. SCHNEIDER
LITT. ANT. PROF. VRATISL.

PARS I.

C. IULII CAESARIS COMMENTARIORUM DE BELLO GALLICO
LIBRUM I—IV. CONTINENS. 8 maj.
Preis 1⅓ Thaler.

Euklid's Elemente,
funfzehn Bücher,
aus dem Griechischen übersetzt
von
J. F. Lorenz.
Aufs neue herausgegeben
nebst einem Anhange
von
M. C. Dippe.

Mit 10 Kupfertafeln. 6te verbesserte Ausgabe. gr. 8.
Preis 1⅓ Thaler.

Rosa Maria's Nachlass.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Rosa Maria's
poetischer Nachlaß.

Herausgegeben
von
D. A. Affing.

8. Altona, Hammerich. geh. 1 Thlr. 10 Ngr. — 8 Ggr.

Rosa Maria Assing, geborne Varnhagen von Ense, die Jugendfreundin Chamisso's, Uhland's, Kerner's u. s. w., ist in der literarischen Welt nicht unbekannt, und ihren zahlreichen Freunden wird dieser Nachlaß eine willkommene Gabe sein.

In allen Buchhandlungen ist zu haben die so eben erschienene 1ste Lieferung von:

Allgemeine Weltgeschichte

in anmuthigen, zusammenhängenden Erzählungen nebst bildlichen Darstellungen der Hauptereignisse, nach der J. Gottfried'schen Chronik gezeichnet, von Prosper Landau und von Wallmont.

Dieses Geschichtswerk erscheint in halbmonatlichen Lieferungen à 3 Bogen Text und 3 schön lithographirten Bildern, und wird im Ganzen 3 Bände umfassen. Preis jeder Lieferung 5 Ngr. — 6 Ggr. oder 18 kr.

Subscribentensammler erhalten von jeder Buchhandlung auf 12 Exempl. 1, auf 25 — 3 Freiexempl.

Fr. Neumann
in Saarbrücken.

Ein neuer Roman von L. Mühlbach.

In meinem Verlage ist erschienen:

Des
Lebens Heiland.
Ein Roman
von
L. Mühlbach.

Preis 1 Thlr. 15 Ngr. — 12 Ggr.

Diese neue Dichtung der Verfasserin von „Frauenschicksal" und „Zugvögel" behandelt in sehr interessanten und anregenden Bildern eine Bekehrungsgeschichte der allerneuesten Zeit. Die Verfasserin thut hier unter der ansprechenden Form der Dichtung tief ernste Blicke in das innere psychologische Leben der Gegenwart und führt zugleich in eine buntbewegte Welt von Ereignissen und Charakteren, in deren glänzender Entfaltung die Verfasserin von Neuem ihr jugendlich lebensvolles Talent bewährt hat.

Altona, December 1840.

J. F. Hammerich.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Gedichte
von
Ludwig August Frankl.

8. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr. — 4 Ggr.

Leipzig, im October 1840.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von F. H. Köhler in Stuttgart ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz u. s. w. zu haben:

Das Dekameron von Boccaccio.
Neu übersetzt von **Ernst Ortlepp.**

1. 2. 3. Theil; Taschenformat. Das Bändchen à 24 kr. 7½ Ngr. — 6 Ggr.

Dieß berühmte Werk Boccaccio's enthält 100 Novellen, welche eine solche Anziehungskraft besitzen, daß man unwiderstehlich ans Lesen gefesselt wird. Eine heitere Gesellschaft hat sich der Pest in Florenz (1378) durch die Flucht entzogen, und verlebt auf dem Lande poetische Tage, deren jedem 10 Novellen gewidmet sind, daher der Name Dekameron.

Der Verleger fordert jeden Freund dieses humoristischen klassischen Werkes auf, diese neue Uebersetzung mit allen bisher existirenden zu vergleichen, und Niemand wird in der Wahl unschlüssig bleiben. — Die Fortsetzung folgt ununterbrochen, und wird das Ganze binnen 3 Monaten im Druck beendigt sein.

Bei Heinrich Hunger in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Illustrationen
zu
Wieland's Oberon.

24 Blätter in 4 Lieferungen. Jede Lieferung 10 Ngr. — 8 Ggr.

Napoleon Bonaparte's
erste Jahre.

Mit einem Anhange noch nicht bekannter Documente über seine Person. Von dem Baron von Coston. Uebersetzt durch Dr. C. Herrmann. 3 Theile mit Kupfern. Broch. 3 Thlr.

J. K. Schreiber,
Deutschlands Eisenbahnen und Dampfschifffahrt.

Ein unentbehrliches Taschenbuch für Reisende mit Dampf. Gebunden 22½ Ngr. — 18 Ggr.

Katholischer
Kirchen-Kalender
auf die Jahre **1840** bis **1869.**

Enthält die Fest-, Fast- und Heiligentage der katholischen Kirche. Broch. 5 Ngr. — 4 Gr.

Am 14. December 1840 erschien in meinem Verlage:

Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!

Gedicht von *Niclas Becker.*

Preiscomposition

von *Gustav Kunze.*

In allen üblichen Arrangements à 5, 7½ und 10 Ngr.

Bei dem in öffentlichen Blättern mehrfach besprochenen Concurrenz-Concert (am 7. Dechr. a. c.) in Leipzig, wo 8 der vorzüglichern Compositionen des Rheinliedes (von *C. Kreutzer, Marschner, Reissiger, R. Schumann, Verhulst* etc.) aufgeführt wurden, gewann die Bearbeitung von *Kunze* durch die Stimme **der weit überwiegendsten Majorität den Preis.** — Seitdem hat dieselbe auch in weitern Kreisen die freudigste Anerkennung gefunden und sich bereits als **ächte deutsche Volksmelodie** herausgestellt. —

Für Männerchor und Militär-Musik

von *Julius Becker.*

Auch in allen übrigen Arrangements à 5, 7½ u. 10 Ngr.

Auch diese Bearbeitung hat bei allen Aufführungen sich reichen Beifalls zu erfreuen gehabt, und ist sicherlich eine der **volksthümlichsten** Melodieen. Bei obenstehend erwähntem Concerte concurrirte dieselbe nicht mit.

Ich gebe von beiden Compositionen allen deutschen Musikchören 1 Exempl. der Orch.-Stimme, allen deutschen Gesangvereinen 1 Exempl. der Singstimmen gratis, sofern sie sich direct an mich wenden, entweder in frankirten Briefen oder durch die ihnen zunächst gelegene Buchhandlung.

G. Schubert in Leipzig.

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Griechische

Schul-Grammatik

von

J. A. Hartung.

gr. 8. Preis 1½ Thlr.

Geschichte und heutige Verfassung

der

katholischen Kirche Preussens

von

Dr. E. A. Th. Laspeyres,

ordentlichem Professor an der Universität Halle-Wittenberg.

Erster Theil. gr. 8. Preis 3½ Thaler.

Polytechnisches Centralblatt

(Redaction: *Dr.* J. A. Hülsse und *Dr.* A. Weinlig.)

6. Jahrg. f. 1840. No. 62 — 67. mit 63 Abbildungen.

Ueber die Gichtgase des Kupferschieferofens zu Friedrichshütte bei Rotenburg, von Bunsen. — Samuel's Verbesserungen in der Sodafabrication. — Die Seife von Davis. — Gossage's Verbesserungen im Eisenfrischprocesse. — K. Karmarsch, Versuche über die Heizkraft der im Königreiche Hannover vorkommenden Torfarten. — Dr. R. Böttger's Apparat zu Vergoldung von Silber, Messing und Stahl auf nassem Wege und zu Erzeugung von Reliefkupferplatten — Ueber das Preys'sche Waschmittel (radix saponariae), von Carl. — Ueber das schwefligе Wasser der westphälischen artesischen Brunnen, von Dr. Becks. — Ueber die Fabrication von Metallwaaren und das Maschinenwesen in Frankreich. — Raper's wasserdichte Zeuge. — W. Hawes' Verbesserung in der Seifenfabrication. — Englands Einfuhr, Ausfuhr und Verbrauch an Zink in den letzten 6 Jahren. — Windheizungsapparat von Kattentidt. — Lineal des Obersten Müller zum Zeichnen wenig gekrümmter Linien, von Dittmer. — J. Mandslay's und J. Field's Verbesserungen an Dampfmaschinen. — Nash's Verbesserungen in der Maschinerie bei Bearbeitung der Seide. — Church's Walzendruckmaschine. — G. Wilson's verbesserte Papierschneidpresse. — Harcourt's verbesserte Fussrollen für Meubles. — Wahl's Verfahren, die Röhren in Röhrenkasten zu befestigen. — Shrapnel's verbesserter Pfropfenzieher. — Doe's verbesserter Seifenkasten. — Warserdichte Zeuge. — Watson's patentirte Indigpräparate. — Davie's feuersichernder Ueberzug für Holz. — Einige Zusätze zur Theorie der Reibung, vom Professor Weisbach. — Chronik der Eisenbahnen.

Diese verbreitetste und wohlfeilste gewerbliche Zeitschrift, von welcher alle 5 Tage ein Bogen mit den nöthigen Abbildungen erscheint, kostet jährlich 5 Thlr.

Leipzig, den 1. December 1840.

Leopold Voss.

Bei Eduard Meißner in Leipzig erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Zwei Kapitel

aus einem Manuscripte

über

deutsche Angelegenheiten.

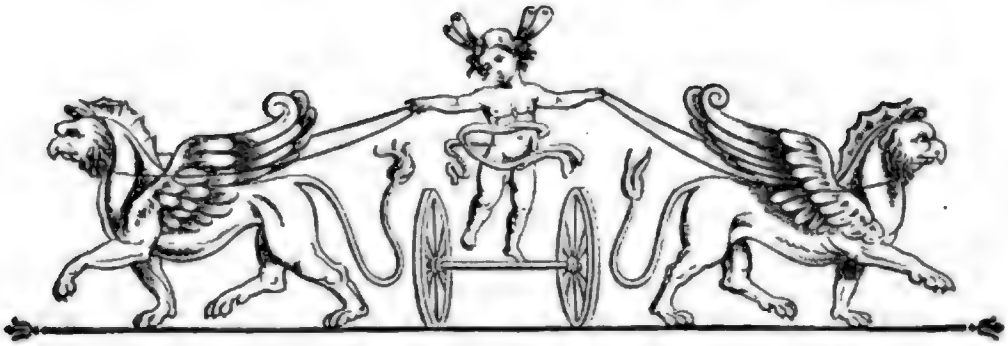
1) Ueber den Beruf und die vornehmste Aufgabe deutscher Publicisten.
2) Ueber den deutschen Adel und seine Reform in geschichtlicher, staatsrechtlicher, national-ökonomischer und politischer Beziehung, mit besonderer Hinweisung auf die neuesten Erscheinungen in Preußen.

gr. 8. brosch. 20 Ngr. — 16 Sgr.

Bei G. Berthge in Berlin ist eben erschienen:

Hanke, Henr. geb. Arndt, Herbstblätter in drei Erzählungen. br. 1 Thlr. 5 Ngr. — 4 Sgr.

Druck von Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 8. — den 11. Januar 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Zwei Bräute.

Novelle von Th. Mügge.

Die Lampe brannte dunkel, von einer alten Bibel umstellt, in dem kleinen Zimmer; die Uhr an der Wand sprach eintönig gemessen in die Stille, als ermahne sie diese, hübsch ruhig zu bleiben und alte Geschichten aufmerksam zu hören. — Ein schmaler Mondstreif fiel durch einen Spalt des Vorhanges am Fenster; blaß und schnell lief er über den Boden hin und starb in der nächsten Minute, weil eine Wolke ihn auslöschte. Wie er über das Bett in der Ecke forthuschte, schien er einen Augenblick auf dem bleichen Gesicht eines schlafenden Weibes zu verweilen und sie mitleidig anzuschauen.

Das Weib war jung und wohlgebildet. Ihr dunkles Haar floß aufgelöst über das Nachtgewand. Lange Wimpern bedeckten ein schön geformtes Auge. Die Stirn war marmorhell und hoch, das Gesicht mit den blutlosen Lippen edel und fein, aber krank und kummervoll. — Als das Mondlicht die geschlossenen Augen erhellte, spiegelte es in zwei halbvertrockneten Strömen, welche sich ein glänzendes Bett auf diesen eingesunkenen Wangen gebildet hatten. Dann waren sie auf das Köpfchen eines Kindes geträufelt, das an ihrer Brust ruhte: der schreckliche Segen einer Mutter, die, unter Thränen eingeschlafen, für den Schrei ihres Kindes nichts hatte als Seufzer!

Plötzlich öffnete sich die Thür; die schlanke hohe Gestalt eines Mannes trat herein. Leise legte er den Mantel ab und ging mit vorsichtigen Schritten an das Bett. Er rückte einen Stuhl näher, setzte sich und suchte in der dämmernden Finsterniß die Züge der beiden Schlafenden zu durchmustern. Die Arme gekreuzt, den Kopf tief auf die Brust gebeugt, schien er nachzusinnen, und wie er öfters hastig seine Stellung veränderte, so begegneten und bekämpften sich widersprechende Gedanken und Pläne in ihm. Endlich mußten sanfte und zärtliche Empfindungen wohl die Oberhand behalten haben. Der düstere Ausdruck seiner stolzen Züge verlor sich, seine Stirn glättete die drohenden Falten, und der harte Blick seiner Augen schmolz in Wehmuth. Er stand auf, lehnte sich über das Bett und küßte die Stirn der Schlafenden. Sie bewegte sich. „Wer ist da?“ fragte sie furchtsam und ungewiß.

„Ich,“ sagte er, und faßte ihre Hand. „Wie geht es Dir, meine arme Jenny?“

„Richard!“ rief sie mit dem Tone unermeßlicher, unerwarteter Freude, und dann sprach sie leise klagend und vorwurfsvoll: „O, Richard! ich habe viel ertragen, viel gelitten.“

„Um mich,“ murmelte er, „sprich es aus, um mich.“

„Um meine Liebe, um meine Schwäche,“ sagte sie erlöschend.

„Was haben sie Dir gethan, die Grausamen, Hartherzigen!“ rief er erschüttert. „Hat die alte Mutter Dich verflucht, mich verflucht? Höre sie nicht. Die Menschen sind schnell bereit zum Fluch und Segen. Kein Blatt

regt sich stärker darum, kein Gott beachtet die Unvernunft dieser jämmerlichen Geschöpfe. Ich bitte Dich, weine nicht, ich bin bei Dir; nie werde ich Dich verlassen. Laß mich mein Kind sehen."

Sie hielt ihn weinend fest umschlungen. Sanft machte er sich los; sie reichte ihm das schlafende Kind hin. Er legte es auf seinen Schooß und sah es lange starr an; dann nahm er die Bibel von der Lampe und ließ den Lichtschein voll auf das Köpfchen fallen. Erst als das zarte Wesen, beunruhigt von der Flamme, Zeichen des Lebens gab, legte er es der Mutter auf das Bett. „Es ist häßlich und schreit," sagte er rauh, „ich kann keine Aehnlichkeit entdecken, nicht mit Dir noch mit mir. Es könnte eben so gut der Sprößling eines Kosaken oder Hottentotten sein."

Ihre großen schwarzen Augen thaten sich feurig auf. Sie drückte das Kind heftig an ihr Herz, sah ihn an, als wollte sie in seine tiefste Seele blicken, und schüttelte dann traurig den Kopf. „Ich verstehe Dich nicht," sagte sie, „wehe mir, wenn ich Dich verstände! Richard, meine alte Mutter hat mich nicht verflucht, nur geweint hat sie, heiße kummervolle Thränen über mich und meine Schande. Die Menschen haben sich von mir gewandt, wenige, die mich nicht verachten und verspotten. Mögen sie doch, ich denke nicht daran. Aber an Dich dachte ich, lange, lange Tage und Nächte. Wenn sie Dich lästerten, zerriß es mein Herz; wenn sie Dir fluchten, traf ihr Fluch auch mich und dies arme Kind. Er hat Dich verlassen! schrieen sie in meine Ohren, wenn ich aus Phantasieen und Fieber erwachte. Oft hatte ich Dich gesehen, denn meine Träume führten mich zu Dir. Wilde, grausame Geschöpfe umringten mich; häßliche Wesen mit langen scharfen Zähnen und feurigen Augen, Furien der Verzweiflung, die mich zerreißen wollten. Wenn sie dicht bei mir sich rangten, nach mir schnappten, ihr glühender Athem giftig über mein Gesicht fuhr, dann warst Du plötzlich bei mir und trugst mich fort. Und freudig sagte ich zu den Versuchern: Er hat mich nicht verlassen! Wie viel tausend Eide hat er mir geschworen, daß keine irdische Macht je zwischen unsere Herzen treten sollte, wie könnte ein Wesen, das mich so sehr geliebt, so schrecklich freveln? — Dann dachte ich der Stunde, wo Du zuerst mir ewige Treue und Liebe schwurest, wo meine Brust so voll Seligkeit und doch voll Furcht war. Ein dunkler Schatten schwebte bei mir vorüber. War es meines Vaters ehrwürdige Gestalt? ich weiß es nicht, aber er sah zornig aus und drohte mir. Richard! rief ich, ja, ich liebe Dich; aber die Welt, die Menschen, die Verhältnisse! Du schütteltest Deine Locken, Dein Auge rollte und glühte, Du sahst den Himmel an und hobst Deine Hände zu ihm auf. Menschen, sagtest Du, was können die armen Menschen gegen meinen Willen? Ich bin ein Gott, wie der dort oben in der blauen Unendlichkeit. Ich will! ja, ich will Dich lieben, ewig, unendlich! Laß die Welt kommen und sagen: Gib sie mir! Ich zerreiße sie, ich verlache ihre Schicksale, ihr Muß, ihre tyrannischen Ketten. Verflucht sei die Schwäche der Gemeinheit, die allen Menschen angedichtet ist. Ich liebe Dich, Jenny, weil ich will. Mein Wille ist ewig!"

„Weiter, weiter!" sagte er heftig. „Es war ein großer schöner Augenblick. Ich fühlte meine Göttlichkeit; aber der Mensch lebt in flüchtigen Minuten."

„Deine Worte habe ich nie vergessen können," fuhr Jenny fort. „Ich vergaß die Welt, die Menschen, Gott — Du warst mein Gott! So groß und schön standest Du vor mir; Dein Anblick so majestätisch, gebietend, als müßte der Donner sich zu Deinen Füßen legen. Wie hätte ein Weib voll Liebe widerstanden! Dein Ewig! klang in meinen Ohren, es war mein Glaube, mein Gebet, ich höre es noch. Als meine Briefe ohne Antwort blieben, als die langen bangen Tage des Elends kamen, die Nächte ohne Trost, als endlich dies Kind an meiner Brust lag, in meinen Thränen gebadet: da schrie eine Stimme plötzlich in meinem tiefsten Herzen: Ewig! und ein Lächeln der Hoffnung kam auf meine Lippen. Ich wußte, Du würdest kommen, Du mußtest kommen; nun bist Du da und Alles ist gut. —

„Meine arme Jenny," sagte er gerührt, „ich will Dich nie verlassen. Hier erneue ich meine Schwüre; mein Wille soll unendlich, ewig sein! Du weißt, daß ich gezwungen war, zu reisen. Ich that es widerstrebend, Du selbst vereintest Dich mit unsern Widersachern."

„Ich wollte Dir Zeit geben," erwiederte sie leise, „fern von mir Dein Herz zu prüfen, ob es stark sei, alle Stürme zu ertragen, oder das kaum beschworene Bündniß zu lösen."

„Und diese Trennung mit ihren hingebenden Stunden voll schwärmerischer Liebe machte Dich unglücklich," fuhr er leise fort. „Glaube Alles von mir, glaube das Schlechteste, das die Menschen sagen können, aber nicht, daß ich ein Verführer sei. Ich hasse diese ekle lüsterne Sünde, diese berechnende Schändlichkeit mehr, als alle Laster. Ich liebte Dich mit stürmischer Leidenschaft, ich

vergaß, wie Du, in dieſem ſüßen Taumel die Satzungen der Menſchen, darin allein beſteht unſer Fehler."

„Und Du liebſt mich noch?" fragte ſie furchtſam.

„Ich liebe Dich, ja ich liebe Dich!" ſagte er ſanft und legte den Arm um ihren Hals. „Als ich Deine Briefe endlich empfing, zitterte ich vor Sehnſucht und Bangen. Ich war tief in England auf den Gütern eines Verwandten. Man wollte mich halten, man hatte manche wichtige Gründe; aber Tag und Nacht ſah ich Deine Leiden, Deine Angſt. Du ſtandeſt vor meinen Augen überall, und nicht eher ruhte ich, bis ich hier war. Vor einer Stunde bin ich angekommen."

„Und nun biſt Du ſchon bei mir!" rief Jenny und küßte ihn zärtlich. Er nahm ſie in ſeine Arme und flüſterte leiſe ſüße Worte; zitternd und lauſchend ſchmiegte ſie ſich an ſeine Bruſt. Die Leiden waren vergeſſen, der geliebte Mann hielt ſie umſchloſſen; Träume des Glücks fuhren durch den ſchwachen kranken Körper, und machten ihn ſtark. Die eingefallenen Wangen rötheten ſich, die Augen glänzten, die Thränen, welche an den langen Wimpern hingen, fielen freudeheiß auf ſein Geſicht.

Plötzlich trat die Mutter herein, eine hohe Frau mit ſcharfgeſchnittenen ernſten Zügen, nicht ohne Zeichen eines beſcheidenen Wohlſtandes gekleidet, aber mit der Würde jener hohen Bildung des Geiſtes und Herzens gerüſtet, die Achtung und Ehrfurcht gibt.

Jenny zitterte und erglühte. Der junge Mann ſtand verlegen und unmuthig auf, das ſtolze Geſicht der Frau mit den leuchtenden großen Augen richtete ſich feſt auf ihn.

Er ſtreckte ihr die Hand entgegen und murmelte einige Worte, ein Gemiſch von gewöhnlichen Floskeln. „Sie reichen mir Ihre Rechte," ſagte ſie mit ſcharfer Ausprägung der Sylben. „In welcher Eigenſchaft ſoll ich dieſe ergreifen? Sie haben gränzenloſes Unglück über mich und mein Kind gebracht; ſind Sie gekommen, dies zu vergüten?"

„Ich kam, um Troſt und Hülfe zu bringen," ſagte er.

„Dann ſind Sie willkommen," erwiederte ſie. „Troſt und Hülfe ſind unbekannte Namen bei uns geworden, wenigſtens ſo weit dieſe außer uns liegen. Jenny's Herz aber iſt ſo dicht an der Wurzel gebrochen, daß es kaum noch eine Stütze geben mag, welche dies arme Bäumchen wieder aufrichtet."

„O, Mutter!" rief Jenny leiſe ſchluchzend, und ſtreckte die Arme nach ihr aus, „Du biſt tiefer verwundet, als ich. Ich war Deine Freude, der Stolz Deines Lebens, und nun — und nun!"

Das ſtille kalte Geſicht der großen Frau ſchien noch bleicher und geiſterhafter zu werden. Sie faltete die Hände und ſagte mit tonloſer Stimme: „Ich danke dem Allmächtigen täglich, daß er Deinen Vater dies Alles nicht erleben ließ. Was mich betrifft, ſo iſt mein Stolz zwar tief verletzt, aber Gott gab mir Kraft zum Tragen. Ich ſehe die Dinge mit menſchlichem Auge. Ich, ſelbſt ein Weib, fühle die Schwächen meines Geſchlechts, und das unendliche Mitleid in mir mit dem armen ſo bitter getäuſchten Weibe iſt weit mächtiger als mein Zorn und mütterlicher Kummer."

„Er wird es gut machen, er wird Alles gut machen," flüſterte Jenny und faßte die Hände ihres Geliebten, den ſie bittend und angſtvoll anſah, indem ſie zu lächeln verſuchte.

„Ach! ſo iſt das Herz eines Weibes," ſagte die alte Dame und nahm mit einem Blick der Liebe und Beſorgniß das leiſe ſchreiende Kind auf. Welche Schmerzen hat ſie beſtanden, wie zahlloſe Thränen hat ſie vergoſſen, Verzweiflung und Schande haben ſie faſt getödtet, und nun hat ein einziges Wort des Mannes, den ſie liebt, ſeine Nähe allein ſchon, Alles ausgelöſcht von der ſchrecklichen Gedächtnißtafel. — Und ich ſelbſt," fuhr ſie leiſer murmelnd fort, „ich wiege dies Kind in meinen Armen, ich ſehe mit Freude und Beſorgniß in ſeine tiefblauen Augen; Erbarmen und angſtvolle Liebe verknüpfen ſein ſchuldloſes, ach! ſo ſchuldvolles, Daſein mit dem meinen. Meine Thränen fallen heiß auf ſein kleines friedliches Geſicht. Müßte ich ihm nicht auch fluchen? Müßte ich es nicht von mir ſtoßen? Und wunderbar! ich liebe es mehr vielleicht, als wäre es in der glücklichſten Ehe geboren. Mein Segen, ja, mein Segen ſoll Dich begleiten, Du armes, liebes Kind, der Segen Deiner Großmutter, die Dich ſo heiß liebt, um Deiner Mutter Unglück."

Auf Richard's Stirn lag eine Falte des Unmuths, den er kaum beherrſchen konnte. Seinem ſtolzen Sinne war die hofmeiſternde alte Frau niemals recht geweſen; jetzt aber, wo ſie ſtrafend und richtend ſich vor ihn ſtellte, ihn wohl gar bedrohend, war ſie ihm noch weit verhaßter. Er fühlte das Bedrückende ſeiner Lage zwiefach, er fürchtete ihre kalte Beſtändigkeit bei den Plänen, welche er ſich gemacht. Indem er ſeine Zukunft und Ruhe durchkreuzt ſah, ärgerte er ſich über die ſtrengen prüfenden Blicke, mit welchen ſie ihn beobachtete, und die er kaum ertragen konnte.

Sie ſetzte ſich und rückte den Stuhl dicht an ihn. „Laſſen Sie uns denn ſprechen," ſagte ſie, mit aufge-

thanem Herzen voll Milde und Vergebung. „Sie sind hochgeboren in der Welt; Ihre Familie ist stolz und reich, ich sehe wohl, welche Schwierigkeiten Ihnen erwachsen müssen, wenn Sie vor Gott und Menschen ein in Ehren und Rechten ungekränkter Mann bleiben wollen. Hier aber ist Ihr Weib, hier ist Ihr Kind. Ihre Pflichten gegen diese sind weit heiliger und höher, als was die Menschen sich ersonnen haben; Ihre Ehre ist fest an diese Beide gebunden. So frage ich denn: Was haben Sie beschlossen? Was wollen Sie thun?"

„Sie fragen mit einer seltenen Kürze und Entschiedenheit," erwiederte er.

„Und ich denke, ich habe ein Recht dazu," sagte die Dame. „Ich denke, es ziemt sich für mich, zu sagen: Du hast mein Kind elend in Unehre gebracht, wie willst Du ihr die Ehre wiedergeben? Für Sie: Ich will den besten Weg gehen, den ich weiß."

Eine dunkle Röthe lief über Richard's Gesicht. „Ich bin nicht der Mann, mich an Pflichten mahnen zu lassen," sagte er stolz, „noch weniger aber, Vorschriften zu empfangen. Ich weiß, was ich muß; allein Forderungen mit Ungestüm angebracht, finden bei mir leicht einen Widerstand, den sie sonst nicht verdienen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Schlesien.

[Schlesische Fruchtbarkeit; Bergansichten.]

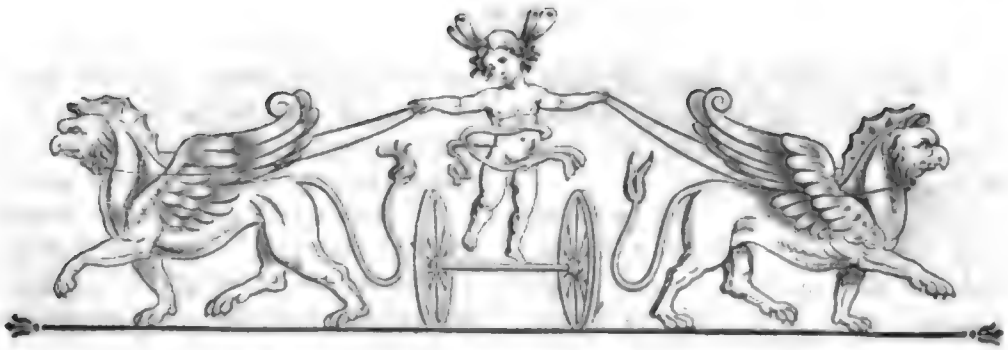
Mit dem Abschlusse vorigen Jahres feierte bekanntlich Schlesien auch das erste abgeschlossene Jahrhundert seit der preußischen Invasion. Am 15. December 1740 nämlich näherte Friedrich, der Stern Preußens, sich der schlesischen Grenze bei Krossen, und erfüllte hier auf freiem Felde die erste schlesische Bitte, indem er einer von Glogau aus an ihn abgesandten Deputation das erbetene Versprechen gab, die Festung nicht an der Seite der evangelischen Kirche anzugreifen, unter welcher Bedingung der Commandant, Graf Wenzel von Wallis, diese nicht niederbrennen lassen wollte, wie bereits drei Mühlen an der Oder und ein Wirthshaus, weil er dort Vortheile für den belagernden Feind fürchtete. Friedrich sagte den beiden Abgeordneten: „Ihr seid die ersten Schlesier, welche um eine Gnade bitten; sie soll Euch gewährt werden". — Der König ging darauf bei Weichau über die Grenze, und hielt das erste Nachtquartier auf schlesischem Boden bei Gründerg, in dem Dorfe Schweinitz; ob er jedoch auch hier an diesem Tage zu Mittag gespeist, — diese welthistorische Frage haben die schlesischen Mikrologen in den Zeitungen schon im Anfange des Jahres mit allem Aufwande von Scharfsinn und Gelehrsamkeit vergebens zu lösen gesucht.

Die Erinnerung an das Jubiläum veranlaßt mich, Sie von unsern literarischen und allgemeinen Zuständen, zunächst von der periodischen Literatur zu unterhalten. Der minutiöse Geist darin bei Besprechung schlesischer Interessen ist immerhin hoch anzuschlagen; denn vor wenig Jahren gab es noch gar keinen Geist dafür, und jetzt wird doch bei dieser literarischen Hechelkrämerei manches bestehende Gute gefördert, mancher Sumpf bezeichnet, aus dem ein Garten oder Acker zu schaffen wäre, und Belehrendes und Interessantes erzählt. Es entsteht ein provinzielles und ein locales Bewußtsein, woran früher in Schlesien so wenig zu denken war, als heute hier an ein deutsches Nationalbewußtsein, wozu das überwiegende deutsche Volkselement die Schlesier auffordert, sowenig, als an eine höhere Lebens- und Weltanschauung und den Willen, die Idee der Humanität vom nationalen Standpunkte aus realisiren zu helfen.

An Lebensreizen und Kräften dazu fehlt es nicht. Schlesien ist ein materiell so reich gesegnetes Land wie die Rheinprovinzen, und die Perle in Preußens Krone. Zwischen der Oder und dem Gebirge dehnt eine weite fruchtbare Ebene sich aus, und darin erhebt sich Liegnitz, die alte bedeutsame Herzogsstadt, deren üppige Gemüsefelder ringsum das Blut von vier welthistorischen Schlachten düngte. Minder reich ist das Füllhorn der Ceres jenseits der Oder; aber der erzdurchgossenen Erde dort entspringen überall Quellen des Reichthums, wo der Bergmann nur in sie einschlägt; und zu diesem Reichthume legt die Natur, wenigstens in dem Garten Niederschlesiens, allenthalben den Kranz ihrer Schönheit. Wandern Sie nächsten Sommer am Saume der blauen Sudetenkette entlang, von Lauban bis Neisse und Grätenberg, und auch Sie werden sich mit mir freuen über dieses reizende Abschiedsgedicht, das die südliche Natur der nordischen mit dieser grünenden Gebirgsmauer geschenkt, und die Kritik so vieler stimmfähigen Reisenden gefeiert hat. Besteigen Sie die Berge selbst und ihren Culminationspunkt, die Schneekoppe, welche schroff aus zwei Abgründen, gleich der Genialität über die Gemeinheit, sich erhebt, und diesseits in dem Bergvorsprunge der schwarzen Koppe gleichsam mit dem Talent, jenseits in der weißen Wiese mit der Hochebene strebsamer Mittelmäßigkeit zusammenhängt. Schauen Sie dann hinunter vom Haupte dieser Riesin des Urgebirges auf die Wellenlinien der jüngern niedern Gebirgszüge, auf das wogende und — versteinte Meer der letzten Schöpfungsepoche, und darüber hinaus, am passendsten bei Abendbeleuchtung, nach dem hoch oben verschwimmenden Horizonte, nach der weiten Ebene voll Sand und Kiefernwälder, nach Polen, dem hoffentlich ausgebrannten Vulkan!? — Das ist noch ein Standpunkt, der die Wanderung lohnt. „Man athmet lang und athmet tief, und begrüßet das himmlische Licht", nachdem man sich aus dem Schutte der Wissenschaft, aus den Kellerlöchern der Rücksichten glücklich herausgearbeitet, den Staub abgeschüttelt und die rothen und weißen Ameisen der Zudringlichkeit von den Beinkleidern geklaubt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 9. — den 12. Januar. 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Zwei Bräute.

(Fortsetzung.)

„O, liebste Mutter! ich bitte Dich," sagte Jenny bebend, „er wird Alles thun."

„Er wird nichts thun," sagte die Matrone, „was Deiner würdig wäre. Armes verblendetes Mädchen, siehst Du nicht, mit welchen Vorsätzen er gekommen ist? Sieh ihn an, er kann Deinen Blick nicht ertragen; denn er ruft ihm zu, daß die Lüge tief in seinem Herzen sitzt. Laß ihn sprechen, ich will Dir aber vorher erzählen, was er sagen wird: In diesem Augenblicke erfordern es die Umstände, daß unsere Verbindung so geheim gehalten werde als möglich; denn sicher müssen wir eine günstigere Zeit abwarten als eben jetzt. Dies Geheimniß zu bewahren, bin ich so schnell gekommen. Ich liebe Jenny, ja, ich würde sie sogleich zum Altare führen, aber in der Welt sind viele Dinge zu bedenken, deren unkluge Verachtung uns zerschmettern könnte. Vorsicht und Geheimniß allein können uns glücklich machen."

Mit lebhafter Unruhe stand Richard auf, Zorn und Verwirrung leuchteten aus seinen Blicken. „Wenn ich für meine Opfer auch jede Verkennung empfangen soll," sagte er, „so wird mich das nicht abschrecken, nach meinen Ueberzeugungen zu handeln."

„So ist denn wahr," murmelte die Frau mit dem Ausdruck schmerzlicher Trauer, indem sie ihn ansah, „so hatte die innere Stimme nicht gelogen. Armes Kind! arme Jenny!" — Dann richtete sie sich auf, ihre Augen hatten einen prophetischen Glanz, ihre Stimme war hohl. „Es gibt Menschen," sagte sie, „die unglücklich genug sind, weit in die Zukunft sehen zu können. Lebendige erscheinen ihnen als Leichen, wo das Glück zu wandeln glaubt, erblicken sie Unheil, und wie Schmerz sich in Freude verkehrt, das ist ihnen bekannt. So sehe ich jetzt, wie aus dieser Stunde sich neues Elend über uns ausgießt, und wie wir in Kummer untergehen müssen. An diesem Augenblicke hängt unser Aller Leben; denn, was der Mensch sein Schicksal nennt, das ist gemeiniglich, im Guten wie im Bösen, an den Entschluß einer Minute geknüpft, wo sein Engel oder sein böser Geist triumphirt." —

„Da seh' ich es deutlich," fuhr sie fort und zeigte mit dem Finger vor sich hin. „Es sind keine Träume, ach! es ist allzugewiß. — Ist es nicht wahr!" rief sie, „das wollten Sie sagen?! Warte und weine nur im Verborgenen, Du leichtgläubige Dirne. Die Zeit wird Dich trösten, und wenn Du hörst, daß ich mit meiner reichen schönen, hochgebornen Braut zur Kirche gehe, so wirst Du nicht, wie es in dem alten Liede heißt, ein bleicher Schatten in Deinem nassen, schwarzen Haar zwischen uns treten." — Jetzt wurden ihre Blicke immer starrer, sie faltete die Hände und weinte leise.

„Ich will gehen," sagte Richard düster, „sie ist krank. Morgen komme ich wieder."

Da stand die Frau auf, wischte die Thränen ab und sagte mit fester Stimme: „Sie sollen nicht gehen, mein Herr, bis ich gethan habe, was meines Amtes ist.

Ich bin auch nicht krank, wenigstens nicht, wie Sie meinen. Sie haben anerkannt, daß Sie in der Absicht gekommen sind, das Unglück meiner Tochter und Ihre Schuld geheim zu halten. Ist es nicht so?"

„Ich habe allerdings viel Ursache, dies zu wünschen," erwiederte er beschämt und mit seinem Stolze ringend, „denn ich bin nicht unabhängig und bedarf Zeit, Hindernisse fortzuräumen. Auch dürfte es nöthig sein, eine gewisse Vergessenheit des Geschehenen in der Menschen Gedächtniß zu bringen."

Ein tiefer Seufzer Jenny's unterbrach ihn hier, die Mutter aber sagte mit melancholischer Ruhe: „Vergessenheit! darauf kommt es zuletzt immer an, das ist das Ziel alles menschlichen Strebens. Was sollen wir thun, und was wollen Sie thun, um uns dies zu verschaffen."

„Einer meiner Freunde," sagte er mit erzwungener Gleichgültigkeit und geheimem Zorn, „besitzt ein kleines artiges Landhaus ganz in der Nähe, das steht zu meinen und Ihren Diensten. Bewohnen Sie es so lange, bis ich frei handeln kann. Dort wird auch meine Jenny gesund und heiter sein," fuhr er sanft fort und wandte sich zu der Kranken, „dort ist es mir auch möglich, sie täglich unbemerkt zu besuchen."

„Unbemerkt!" rief die alte Dame mit einer bittern Empfindung.

„Sie wollen böse deuten, was ich gut meine," erwiederte er. „Leider, ja, unbemerkt muß ich sagen, bis ich einst dies schlechte Wort ausstreichen kann."

„O, mein Richard!" rief Jenny zärtlich, „ich will glauben und glücklich sein. Lügen kannst Du nicht, es ist unmöglich. Ich will thun, was Du willst. Ich will Dich erwarten; den ganzen Tag will ich mich auf die Stunde freuen, wo Du kommen wirst. Es muß so sein, gewiß! Mutter, er kann nicht anders."

„Wir wollen nach Ihrem Willen thun," sagte die alte Frau nachsinnend, „wir wollen uns verbergen, so lange Sie es wünschen, denn der Schande ist es noth, daß sie Einsamkeit suche; aber Eines verlange ich, obgleich es nur ein Spielwerk in der Hand des Bösen scheint: Setzen Sie sich, schreiben Sie und betheuern es mit Ihrer Ehre, daß Sie Jenny als Ihr ehrlich Weib heimführen wollen, sobald die Verhältnisse es erlauben."

„So mißtrauen Sie mir?" rief er mit stolzem feindlichen Ernst.

„Ja," sagte sie ruhig.

„O, Mutter, Mutter!" rief Jenny weinend, „Du kennst sein Herz nicht. Nein, ich will kein Versprechen, kein geschriebenes Wort. Ich habe seine tausend Eide; und hätte ich auch diese nicht, er hat mir gesagt: Mein Wille ist ewig, ich bin auch ein Gott! und das ist mein Evangelium, darauf will ich leben und sterben."

„Unglückliche!" murmelte die Mutter, „jetzt sprichst Du Dein Todesurtheil. Ja, Du wirst für Deinen Glauben sterben, der so viele Märtyrer hat. Für Deinen falschen Gott wird Dein Herzblut hinströmen, und der Hohn der Welt wird Deine Thorheit begleiten."

„Was können mir Worte helfen," rief Jenny mit fieberhafter Reizbarkeit. „Werden diese ihn in Treue und Glauben binden? Und wenn es nur Worte wären, die ihn an mein Herz führten, wenn es nicht meine unendliche Liebe thäte und dies Kind, sein Kind! Allmächtiger! ich zerrisse diese schändlichen falschen Worte, diesen unerhörten Frevel, der ihn und mich elend macht."

„Armes Kind," sagte die alte Frau, „Du weißt nicht, welchen Zauber das geschriebene Wort hat. Es braucht kein Blut zu sein, auch kein Stempel, keine Unterschrift eines Richters. Der Mund spricht leicht ein unbedachtes Wort und einen thörichten Schwur, aber diese kleinen Buchstaben haben eine magische Kraft. Das Wort schallt weiter, der Schwur ist festgezaubert, Menschenaugen können ihn verstehen."

„Was keines Menschen Auge weiß und sieht, das sieht Gottes Auge," erwiederte Jenny leise. „Sein Wille ist ewig! Friede ist in mir, ich bin ruhig."

„Meine Jenny," sagte Richard, und küßte ihre Hand, „ich danke Dir. Glaube, ja glaube fest, das ist das Mittel, mich sicherer zu halten als alles Pergament der Erde. Willst Du aber den Rath Deiner Mutter hören, so bin ich bereit zu unterschreiben, was Du verlangst."

„Sage ja, Jenny!" rief die Mutter mit furchtbarer Angst, und umklammerte ihre Hände. „Laß ihn schreiben, Du rettest ihn, Dich, Dein Kind, mich!"

„Nein!" sagte Jenny. „Richard, ich glaube!"

„Amen!" murmelte die Matrone, und dann nahm sie das Kind, küßte es und seufzte, und schien zu weinen.

Sie hörte es auch nicht, oder wollte es nicht hören, als Richard Abschied nahm; als er Jenny küßte und ihr leise sagte, morgen um die Abendzeit würde er einen Wagen senden, in den möchten sie Alle steigen, ihre Wohnung zuschließen und die Mobilien lassen, wie sie wären. In dem Landhause würden sie Alles finden; es sei ganz eingerichtet, und was etwa fehlen sollte, würde er morgen noch beschaffen lassen. Endlich flüsterte er ihr noch zu, sie möchten Niemandem sagen, wo

sie wären, ausgenommen vielleicht einem treuen verschwiegenen Freunde, der die nöthigen Geschäfte besorge in der Stadt, für alle Andern sollten sie verreist sein auf unbestimmte Wiederkehr.

So ging er fort, die Mutter seiner Geliebten grüßend, die ihm nicht dankte, und welche er nicht anzureden wagte. Er fühlte eine Furcht vor der alten Frau und ihrer entschlossenen Sinnesart, die an Abscheu gränzte, obwohl er sich sagen mußte, was sie wolle, sei Recht, und schweres Leid habe er an ihr gut zu machen.

Während er durch die finstern schweigenden Straßen ging, kämpften die guten und bösen Mächte in seiner Brust. „Wenn diese alte starrsinnige Frau nicht wäre," sagte er endlich, „es möchte sich wohl Alles noch fügen und schicken. In diesem hinfälligen Körper aber wohnt ein arger Ehrgeiz, die steife Tugend des vorigen Jahrhunderts, die Anmaßung versteckten bürgerlichen Hochmuths und jene verruchte strenge Consequenz altväterlicher Gesinnung, die hier, unglücklicherweise, weit über Habgier und niederer Leidenschaft steht, und so klar verständig ist. Wenn ich nicht von diesem Geisterblick fürchten müßte, ich würde sie lieben können und aufrichtig verehren. Sie hat bis in mein tiefstes Herz geblickt, und wer hat es ihr geöffnet? Jenny, armes Mädchen, ja, ich liebe Dich, und ewig, ewig will ich Dir mit heiliger Freundschaft nahe sein; aber meinen Lebensweg an Deiner Seite nehmen — es kann nicht sein! Gott sei es geklagt! es kann nicht sein!"

„Was kann nicht sein?" fragte eine lustige Stimme dicht bei ihm, denn unwillkürlich hatte er diese Worte laut gesprochen.

Verwundert sah Richard sich um. Er war auf einem der großen Plätze der Stadt, der Lampenschein ließ ihn jedoch leicht einen Vetter und Freund in der jungen schlanken Gestalt erkennen. „Ich möchte Gottes Finger in diesem Begegnen finden," murmelte er für sich, und erwiederte dann laut die geschwätzigen Begrüßungen des Freundes, dem er Rechenschaft über seine Reisen und seine unverhoffte Wiederkehr geben mußte.

„Ueber Etwas aber willst Du nicht beichten," sagte der Vetter endlich lachend.

„Ueber was?" fragte Richard bestürzt, denn er dachte an Jenny.

„Ueber Deine Muhme, Mylady Recha."

„Ach, Possen!" sagte Richard.

„Das mach' einem Andern weis," sprach der Vetter mit Ueberzeugung, „aber Dein Vater sagt es ja öffentlich, daß sein Sohn der jungen Witwe, die so unermeßlich reich ist, über die Maßen gefallen habe."

„Mein Vater sagt, was er wünscht," erwiederte der junge Mann stolz.

„Du findest sie also nicht schön?"

„Schön, liebenswürdig und voller Geist," sagte Richard.

„Nun, so heirathe ich sie!" rief der Vetter lustig, „vorausgesetzt, daß es wahr ist, sie kommt hierher, denn eine Reise mache ich nicht darum."

„Wer sagt, daß sie kommt?" fragte Richard heftig.

„Ich schlug zwei Fliegen mit einem Schlage," erwiederte der witzige Freund. „Ich komme so eben von Deiner Schwester, erfuhr dort Deine Ankunft, und daß ein Brief von der Muhme Recha eine Stunde später mit Courier gekommen sei, sie könne es nicht aushalten, und folge Dir, sobald sie kann."

Richard schwieg, und Beide gingen über den Platz fort. „Du hast das kleine Landhaus Deiner verstorbenen Tante noch nicht verkauft, Willfried?" sagte er plötzlich.

„Nein," erwiederte der Vetter lachend. „Willst Du etwa die romantischen Reize dieser himmlischen Natur, den unübertrefflichen Sand, die Weiden, Wiesen und den reizenden Strom mit Mylady Recha dort elegisch genießen?

„Willst Du es verkaufen?"

„Mit dem größten Vergnügen, ich laß es Dir billig. Zehntausend Thaler hat es gekostet, Du gibst die Hälfte, aber baar."

„Ich nehme es an," sagte Richard, „aber ich habe eine Bedingung. Du verkaufst es nicht mir, sondern einer Dame, die ich Dir nenne, und gibst mir Dein Wort, gegen Niemanden etwas davon zu äußern."

„Gut," erwiederte Willfried lächelnd, „nur bitte ich Dich, sei nicht allzu geheimnißvoll gegen mich. Wenn Du nicht reden willst, meinetwegen, aber es ist recht von Dir, daß Du Dich bei Zeiten abzufinden suchst. Noch wissen es Wenige, die Geschichte konnte Dich aber später doch in manche Verlegenheit bringen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Schlesien. (Fortsetz.)

[Bevölkerung des schlesischen Parnaß.]

Doch wohin verirr' ich vaterländischer Enthusiast mich; ich will Sie von ganz andern Dingen, als schlesischen Bergaussichten unterhalten. — Und doch! Schlesien ist so schön,

daß hier wieder zuerst die Poeten erwachten, als der deutsche Genius des ritterlichen Minneliedes entschwunden war, und die bürgerliche Prosa sich mit seinen ausgefallenen Federn schmückte. Ich erinnere an Opitz den Lyriker, Gryphius den Dramatiker und Logau den Satyriker, welche nach der Zeit der Meistersänger in diesen drei Hauptrichtungen die schlesische Dichterschule gründeten. In der darauf folgenden geistlosen Reifrock- und Alexandriner-Periode war es noch einmal ein Schlesier, der den echten Genius geltend machte, der unglückliche Günther, der Vorläufer der modernen Poesie, der Johannes von ihrem Messias Goethe. Dann versank der schlesische Dichterruhm in einem Ocrane von Gelegenheitsverseleien, und beharrte darin, selbst als im übrigen Deutschland längst ein neues Morgenroth der Poesie anbrach; desto bedeutsamer und entschiedener war der Antheil, den die Schlesier in neuerer Zeit daran hatten. Auf dem Dorfe Straupitz bei Liegnitz ist Raupach geboren, der Milchbruder Kotzebue's, in Liegnitz selbst Spindler; im nahen Jauer lebt die gemüthliche Erzählerin Henriette Hanke; Hirschberg ist der Geburtsort der Dichterbrüder Contessa; in Breslau, Sagan und Grünberg standen die Wiegen v. Holtei's, Häring's, Van der Velde's, Weisflog's und v. Wachsmann's und in Militsch erblickte die edle fromme Agnes Franz das Licht der Welt, wie v. Eichendorf in Lubowitz bei Ratibor und v. Zedlitz, der Dichter der „Todtenkränze", in Johannisberg. Weit auseinander, wie ihre literarischen Richtungen und häuslichen Wohnsitze, liegen die Geburtsstätten von Wolfgang Menzel und Heinrich Laube, den beiden schlesischen Repräsentanten der modernen Literaturbewegung. Jener ist ein Gebirgssohn, aus dem reizenden Bergstädtchen Waldenburg, dieser aus dem unschönen Theile Niederschlesiens, aus Sprottau, wo Windmühlen, Torfmoore und Kiefernwälder schon einen Vorschmack von der Mark geben.

In wissenschaftlicher Hinsicht haben die Namen Schleiermacher, Wachler, Büsching, Steffens, Purkinje, Passow, Schneider, Braniß, Adolf Menzel, Stenzel, Nees v. Esenbeck und Hoffmann Gewicht. Diese Männer wurden entweder in Breslau geboren, oder lebten und leben noch hier in bedeutungsvoller Wirksamkeit. Unter den jüngern Gelehrten zeichnen sich aus: Kahlert, Geyder und Freitag. Nun kommt jener gesinnungs- und nutzlose fade Troß der professionirten Wissenschaftler, dem schon zu viel Ehre widerführe, wenn ich auch nur eine einzige Individualität aus ihm näher bezeichnen wollte. Man vergleicht diese Hermaphroditen der Societät am besten mit den Herrnhutern und Pietisten aller Farben. Wie diese mit dem Jesulein liebäugeln, wie sie unselig sind ohne dieses, Gnade suchen in dessen Wunden und ausruhen in den Seitenhöhlen des Lammes, so fanatisch beten jene geist- und talentausgeklopften Priester der Minerva deren Eule an, und verkünden den Namen statt des Wesens, die Form statt des Inhalts, die Geschichte statt der Lehre, das Mittel statt des Zwecks. Es ist an der Zeit, daß sie selbst zur Eule dienen, nachdem bereits so mancher muntere Vogel in dem heraufgekommenen Vorfrühlinge neuer menschlicher Werdelust das rechte Lied auf den noch dürren Zweigen hören läßt. Es ist an der Zeit, sag' ich, daß dieses schlimmste Priesterthum, das des Wissens, so lange die satyrische Peitsche bekommt, bis es von der Weltbühne verschwindet, wo es sich nicht mehr sowohl um Wissen, als um Bewußtsein handelt, nicht um den Schmuck mit tausend fremden Federn, sondern um einen hochwogenden Federbusch von bestimmter Farbe, als Feldzeichen der Gesinnung, nicht um gelehrte Krämer-Interessen, sondern um die literarische und historische That, um einen ehrlichen Kampf für Wahrheit und Schönheit!

Die heiligen Hallen der Wissenschaft und Literatur sollen nicht zu einem Bazar der Eitelkeit und des Broterwerbes dienen, wozu jene zünftigen Partekrämer sie gemacht haben. Wer mit Beruf lehrt oder schreibt, muß davon ehrenvoll leben, um dafür leben zu können, das versteht sich. Aber das verstehen diese Herren nach den Hegel'schen Begriffen des An-sich-seins und Für-sich-seins ungefähr so: Wir wollen an sich sein, d. h. leben, vegetiren, „es zu Etwas bringen", und für sich sein, d. h. uns mit unsern schwer bezahlten unendlich unnöthigen Leistungen täglich im Spiegel der Selbstsucht beschauen. Darum ist das gelehrte Philisterthum das Schlimmste, weil es nur sich selbst, nicht der Menschheit dient, wie namentlich aus der Gelehrtengeschichte des vorigen Jahrhunderts zu entnehmen ist; weil die Buchstaben- und Phrasenhelden in der positiven Wissenschaft, auf deren Grunde das neue speculative Zeitgebäude sich erheben soll, statt Quadern Sandhaufen aufthürmen, so daß alles positive Leben fortwährend wie Sand unter den Händen zerrinnt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Die Presse in Preußen.]

Die leipziger Allgemeine meldet aus Berlin, daß die Amnestie sich bis jetzt noch nicht auf die fünf Schriftsteller, welche man als junges Deutschland zusammenfaßte, erstrecke. Laube's „Lustschlösser" sollen sogar neuerdings aus dem Inhaltsverzeichniß einer berliner Leihbibliothek vom Censor gestrichen worden sein. Ist dies wirklich der Fall, so ergibt sich daraus, daß die untern Censurbeamten noch keine neue Instruction erhielten und nach alter Ordre verfahren. Man will also das Verbot nicht durch einen mildern Usus beseitigen; mithin stellt sich die Frage, ob der damalige Beschluß, der nur als ein vorläufiger anzusehen war, zum Gesetz erkräftigt, oder ob das neue Regiment den fünf Autoren zu ihrem Recht verhelfen werde.

[Deutsche Oper.]

Eine Oper von Pentenrieder, einem Musiker des münchner Orchesters, unter dem Titel: „Die Nacht zu Palazzi," Text von Forst, hat im Theater zu Leipzig wenig Glück gemacht. Ein übler Fall, daß wieder eine deutsche Oper in Deutschland mißfällt. Abermals ein Vorwand, wenn die deutschen Theater sich wieder an pariser Componisten wenden, die es wenigstens geschickt machen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 10. — den 14. Januar 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Zwei Bräute.

(Fortsetzung.)

„Was meinst Du damit?“ sagte Richard und sah ihn finster an.

„O, über diese Verstellung!“ rief der Vetter. „Warum das? mich täuschest Du nicht. Glaubst Du, ich kenne Deine Aventuren mit der niedlichen Professortochter, mit der zarten kleinen Jenny nicht? Ich habe Dein Glück beneidet; wahrhaftig! Du mußtest eine Art Hexenmeister sein, um dies schöne Täubchen so zahm zu machen.“

„Du hast sie gesehen!“ fragte Richard.

„Vormals,“ erwiederte Willfried mit unterdrücktem Lachen, „und wenn ich Dir rathen darf, sieh sie auch so lange wie möglich nicht. Was ich Dir übrigens sagen könnte, wirst Du längst wissen, denn obwohl es die Mutter der bösen Welt zu verbergen suchte, so hat diese bekanntlich zahllose Augen und Ohren. Sie sind aus ihrer freundlichen Wohnung in ein entferntes Quartier einer Vorstadt gezogen, wo der junge Weltbürger ganz im Stillen sich ausschreien kann. Das ist sehr zu loben, das zeigt von Verstand und Discretion. Wenn eine Zeit hingeht, wird die kleine Verirrung aufs Land gebracht zu irgend einer tüchtigen Pachters- und Predigersfrau, dort wächst es heran in ländlicher Vollkommenheit; man zahlt eine mäßige Pension, und schenkt ihm Gott Leben und Gesundheit, so lernt er Oekonomie; denn man kann ihn dann als Verwalter benutzen, oder er studirt, und es findet sich eine Pfarre, wo er heiter und zufrieden lebt und stirbt.

„Und die Mutter?“ sagte Richard dumpf und leise.

„Nun, die Mutter behüte der Himmel, daß es von ihr heißen mag: Einen Fehltritt verzeiht Gott dem Sünder, aber den zweiten wird er rächen. Tragen mußt Du, was Du verschuldet hast, mein guter Freund, ob nun mit Recht oder Unrecht, lassen wir dahin gestellt sein. Du willst Dich wie ein Mann von Ehre benehmen, das hör' ich aus Deinem Anerbieten, mir das Häuschen abzukaufen, denn ohne Zweifel soll es doch Dein Wochen- und Brautkranzgeschenk, ein für allemal, sein. Das ist nobel und lobenswerth. Die Villa, wie meine selige Tante es immer nannte, ist übrigens reizend genug, auch für eine bessere; und wüßte Manche, daß Du eine schwache Stunde so reich belohntest, Du würdest Zulauf haben. Es ist auch schönes Feld dabei, Teiche und allerlei Zubehör, wo ein reeller Mann sein Brot findet. Nun laß ein paar Jahre vergehen, und Fräulein Jenny wird wiederum die Krone der Feste sein. Sollte ja irgend Einer zufällig etwas von ungewissen Gerüchten gehört haben, so kann man entweder entschuldigend wie jenes Fräulein sagen: Ja, es ist wahr, ein Kind hatte sie, aber es war nur ein ganz kleines, — oder man ignorirt es stolz, ist empört über die Verläumdung und ganz sicher in der niedlichen Villa und im Genuß eines achtungswerthen Wohlstandes. Kurz, Richard, was willst Du wetten, in zwei Jahren, oder drei spätestens,

hat Jenny den schönsten Mann, der sich todtschlagen läßt für ihre Ehre, und den sie unaussprechlich liebt."

„Wenn ich sie glücklich machen könnte," rief Richard mit Heftigkeit, „nichts sollte mir zu schwer, zu theuer sein. Du kennst sie nicht, Du weißt nicht, wie sie mich liebt, wie fest sie sich an diese Liebe klammert, und was sie fordert."

„Sie fordert Dich," sagte Willfried. — Richard antwortete nicht. — „Oder vielmehr, sie ist albern genug, Deine Hand zu begehren?" fuhr Jener fort.

„Sprich nicht mit so unwürdigem Spott von einer heiligen Sache, an der meine Ehre, mein Leben, das Glück einer schuldlosen Familie hängt!" rief Richard. „Sie hat ein Recht, mich zu fordern: reuig, schuldbeladen, mit zerrissenen Empfindungen stehe ich bebend, wie ein Knabe, und ringe mit Kopf und Herz."

„Ach, Possen!" rief Willfried, „Du wirst kein Thor sein. Hat sie Deinen süßen Worten geglaubt, kennt sie die Welt nicht besser, um so schlimmer für sie. Heirathen sollst Du sie? — Sie ist toll! — Freilich glaubt das Jede und weint ihre heißen Thränen, wenn's nicht geschieht, aber das ist zum Lachen!"

„Oder zum Verzweifeln!"

Willfried betrachtete ihn ernsthaft. „Ich hoffe, Du hast Dich entschieden," sagte er.

„Ich habe entschieden," erwiederte Richard stolz, „aber nicht von so frevenlichem Leichtsinn geleitet, wie Du. Gott ist mein Zeuge! ich habe das arme Mädchen nicht mit raffinirter Bosheit zur Schande geführt, um sie dann zu verlassen. Ich liebte sie mit Leidenschaft; diese verleitete mich, an eine Ewigkeit meines Willens und Wollens zu glauben. Ich war ein junger Thor, ich kannte die Welt und das menschliche Herz nicht. Mein Trotz hat sich nun an mir selbst gerächt; ich fühle, daß dies Mädchen mich nicht beglücken kann, daß es ein selbstmörderischer Act wäre, wollte ich mein Wort halten. Selbsterhaltung ist das höchste Gesetz des Lebens. Soll ich um eine Jugendthorheit meine Vernunft gefangen geben, mich opfern; meine Stellung zur Welt, meine Ansprüche an Glück und Zukunft? — Es gibt im Leben eine unentschiedene, vielleicht unentscheidbare Frage: Soll man unbedacht gegebenen Eid und Wort halten in der gewissen Aussicht, unglücklich zu werden? und das auf mich angewendet: Soll man Liebesschwüren blind Alles opfern, um vor Welt und Menschen ein sogenannter ehrlicher Mann zu heißen? Das deute und vertheidige nun Jeder, wie er kann und mag, aber er verdamme den nicht als einen Schurken, der vor der Hölle des Lebens zurückbebt, die sich vor ihm aufthut."

Willfried hatte aufmerksam zugehört. „Nach vielen schönen Redensarten und Entschuldigungen," sagte er nun lachend, „bist Du gerade dahin gekommen, wo ich auf dem kürzesten Wege anlangte; das heißt, Du läßt sie sitzen und weinen, so gut wie ich."

„Nur mit dem Unterschiede," erwiederte Richard, „daß ich von ganzem Herzen bereue, daß ich in jeder Weise ihre Thränen zu trocknen suche, und willig und gern jedes Opfer bringe, ihre Schmerzen zu erleichtern."

„Du gibst ihr Steine und sie verlangt Brot!" rief Willfried; „oder vielmehr: Du gibst ihr ein Haus und sie verlangt ein Herz. — Täusche Dich nicht, Richard. Du handelst wie ein reicher Mann, das heißt, Du suchst mit Geld Deine Sündenvergebung, aber die Welt wird davon nicht bestochen. Die sogenannten Redlichen werden es Dir nicht verzeihen, die Geschiedten werden Deine Opfer obenein dumm nennen, und nur die Gemüthlichen und Schwachen sagen allenfalls: Er sucht wenigstens seine Ehrlosigkeit in anderer Art gut zu machen. Was man will, muß man ganz wollen, nicht aber sich philosophisch-sophistisch beschwatzen, man thue Recht und könne nicht anders. Du bist es Deinem Stande und Deiner Familie schuldig, das ist genug. Das Mädchen hat Dir gefallen, sie ist gutherzig gewesen; nun behandelst Du sie nobel, schenkst ihr Haus und Hof, und sagst dabei: ein andermal wollen wir Beide klüger sein. — Hat es die Leidenschaft verschuldet, oder war es überlegter Plan, gleichviel, das Resultat ist dasselbe. Das Ende der Komödie ist völlig gleich, und eitel Hochmuth ist es, wenn Du besser zu sein glaubst als ich."

„Gute Nacht," sagte Richard. „Morgen früh machen wir den Kaufcontract."

Lange irrte er in dem feuchten Nachtdunkel umher. Der Septemberabend war voll leise wallender Nebel, zwischen denen die Sterne vereinzelt blinkten, und diese Mischung von Milde und ahnungsvoller Nähe des Winters, die hinsterbende Natur, welche aus Luft und Himmel, aus falbem Laub und feuchtem Sterngefunkel wehmüthig sprach, beschlich Richard's Herz. Er ging durch viele ihm fast unbekannte Straßen sinnend und zweifelvoll. Herr Gott, ich danke Dir, daß ich nicht bin wie dieser da, sagte er für sich, und sagte es immer wieder; aber bei jedem Male fühlte er einen Kampf in seinem Gewissen, das sich nicht beschwichtigen wollte. Endlich stand er still, lehnte sich über den Rand einer einsamen Brücke und sah auf die dunklen stillen Wasser, welche leise rau-

schend und plätschernd an die Pfeiler schlugen. Zuweilen funkelte ein Stern hell auf im Nebel und zog einen glänzenden Streif über den schwarzen Strom. Dann glaubte er tief unten Gesichter zu sehen, die ihn anstarrten; weiße Hände, die langsam aus den Fluthen stiegen, immer länger und länger wurden und bis zu ihm heraufreichten; oder schwarze Locken, die sich auflösten, über das Wasser flossen und immer weiter schwammen, ohne Ende. Der Nachtwind jagte die Nebel darüber hin und seine flatternden Streifen und Gebilde waren wie ein Roß, das zügellos ohne Laut über die dampfende Tiefe fährt, und ein Weib mit langem wehendem Schleier trägt. — Recha, sagte er leise, da bist Du; so schnell, zu schnell, Recha. Ich werde Dir nicht verbergen können, daß ich nicht besser bin als die, die Du verachtest.

„Welche Narrheit!" rief er dann laut und richtete sich auf, „welche dumme Schwäche will mich beschleichen. Ist es doch, als sehe ich Jenny's Auge, Jenny's stilles kaltes Gesicht in den Wasserfäden da unten. Will die Faselei der Phantasie sich auch noch mit der Wahrheit verbinden; ach! sie ist schon traurig genug und bedarf solcher Hülfe nicht. Und wenn es wäre, wenn sie, wie die Menschen sagen, vor Gram stürbe, wenn das schwache Weib ihr Leid nicht ertrüge?" — Er sah ruhig in die Nacht hinauf, wo die ewigen Welten glänzend und kühl ihr reines Licht in sein Auge senkten. „Dann wäre die Erlösung ihr früher gekommen, ihr Schicksal erfüllt, der Weg zurückgelegt, der Alles aufnimmt," sagte er kalt. „Was ist der Welt Freude und Leid? Was ist die Spanne Leben? Ja, wüßte ich auch, daß sie hier hinabstürzen würde, um ihr Leid zu begraben, ich würde doch nicht von meinem Willen wanken. Es ist vernünftig, was ich will; es muß so sein. Wer der Welt Weh nicht ertragen kann, der flüchte sich in den frühen Tod, er rettet den Mühseligen und Verlorenen; er nimmt den Starken liebend nach langem Kampfe auf." — Nun zitterten die Sterne in seinen Wimpern und spiegelten in tausend Farben mit den feuchten Krystallen. Er wischte sie fort. „Keine Schwäche," murmelte er, „keine Schwäche, mein Herz bedarf der Thränen nicht." — Er schlug den Mantel fester um und ging. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Schlesien. (Fortsetz.)

[Der allgemeine Anzeiger.]

Was eigentlich noth thut, nämlich das Wissen mit dem Leben der Völker in Harmonie, und deshalb die Literatur mit demselben in eine organische Verbindung zu bringen, während jetzt nur eine zufällige besteht; wie es dabei anzufangen ist, das Nebensächliche vom Wesentlichen auszuscheiden, die Goldkörner vom Sande; wie dieses Gold der subjectiven Erkenntniß dann nach kritischen Läuterungsprocessen und Umprägungen als gangbare Münze für jede Zeit angemessen in Cours zu setzen, und jene für das blutwarme Leben gehaltlosen Sandhaufen der Wissenschaft dagegen nur einer Art Magazinverwaltung werth zu halten sind, — das kümmert die schlesischen Gelehrten der angegebenen Kategorie nicht, ja sie haben überhaupt keinen Begriff von einem andern als dem armseligsten Selbstzwecke ihrer Individualität und der Wissenschaft, daher sie davon so viel Plunder als möglich anhäufen. Desto mehr kümmert sie: ob ein Autor einen akademischen Gradus habe, ob er auch in der hergebrachten Weise mit den nöthigen lateinischen und pecuniären Spiegelfechtereien dazu gelangte. Im Ganzen ist es ihnen nicht gleichgiltig, auf welchen Wegen er seine positiven Kenntnisse erlangte, und sie setzen frech den Mangel voraus, auch wenn sie ihn nirgends nachweisen können, sobald sie nur wissen, daß Jemand nicht studirt, d. h. in dem Triennium die akademischen Biermürden nicht erreicht habe; denn immer nur um Persönliches, Unwesentliches, um formelle Bocksbeuteleien handelt es sich bei ihnen. Sie müssen sich in Austernschalen verkriechen, um doch im Meere der Intelligenz eine Bedeutung zu haben, weil der Geist ihnen ebenso fehlt, wie das ihn offenbarende meerleuchtende Talent. Tritt ein titelloser Literat blos mit diesem hervor, so verbergen sie ihren Neid unter hämischem Achselzucken, besonders wenn noch die Furcht hinzukommt, daß er der arroganten riesigen Vornirtheit mit der Davidsschleuder des Witzes und der Satyre rüstig zu Leibe gehen könnte; aber in dem löschpapiernen schlesischen Literaturblatte, das glücklicherweise Niemand liest als etwa ein einsamer Dorfpastor, lassen sie gelegentlich ihren Grimm anonym aus, dabei wird vornehm wegwerfend von den deutschen Journalen gesprochen, welche dem versprechenden Talente ihre Spalten öffnen, indem die Redactionen an dessen Zukunft glauben. Dies Schicksal trifft auch unsere wenigen ausgezeichneten Zeitschriften, während selbst die unbedeutendsten keinen Gebrauch von den Beiträgen jener literarischen Zunftgenossen machen können, ohne ihr Publikum zu ennuyiren.

Ich will für meine Anklage-Acte auf einige Beweise hindeuten. Ein paar breslauer Schriftsteller, welche keine akademische Laufbahn gemacht hatten, ließen sich vor einiger Zeit von einer auswärtigen Universität zu Doctoren der Philosophie graduiren. Das gab nun einen Scandal unter den gelehrten Haarbeuteln, und man fertigte anonym den neuen Würdenträgern durch die Stadtpost lateinische, griechische und hebräische Fragen und stumpfe Witzpfeile zu, mit welchen Jene sich echt philosophisch die Pfeifen anzündeten. Als Manifest des Zornes der wissenschaftlichen Generalpächter erschien darauf im „Allgemeinen Anzeiger", der sogenannten Nationalzeitung der Deutschen, ein anonymer Aufsatz: „Wie wird man heute ein berühmter belletristischer Schriftsteller?" — worin denn die liberalen philosophischen Facultäten als Titelverleihungsanstalten gehörig mit angegriffen wurden. Aber die belletristischen Philosophen selbst

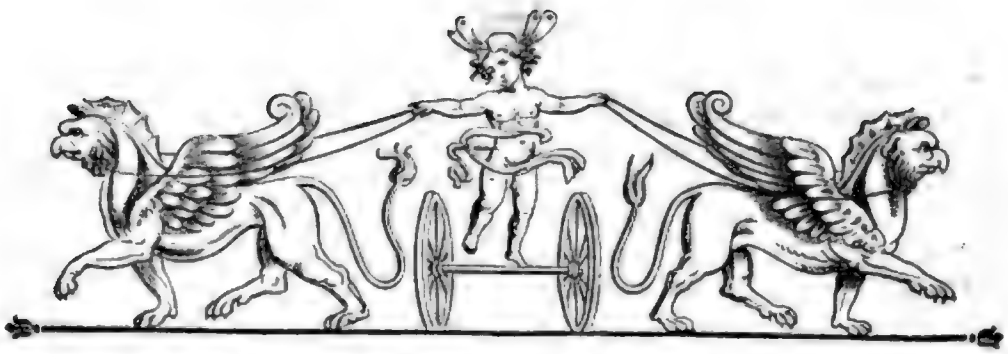
konnten wirklich mitleidig die Achseln zucken über den so schlecht verhehlten Aerger, daß das Talent heute über die Bedeutung entscheide und solche Leute in Schatten stelle, welche ihr ganzes Leben auf mühsame Studien verwenden, um „es zu etwas zu bringen", ohne es zu können. Kaum wird heute etwas Geistloseres gedruckt als jener Aufsatz; kaum dürfte im Gebiete der Satyre, wohin er den Anlauf nahm, ein größerer Mangel an gewöhnlichem Kochsalz angetroffen, und das gereizte borniirte Philisterthum nackter und ungeschickter vertreten werden als darin. Aber auch nur der „Allgemeine Anzeiger", dieser echte Repräsentant des deutschen Philisterthums, konnte einen solchen Artikel aufnehmen. Dies Blatt ist ein wahrer Marodeur und lächerlicher Nachzügler der deutschen Journalistik, oder vielmehr ein überlebter strumpfstrickender Stadtsoldat derselben, nachdem von der Literatur, wie von den Städten, die finstern mittelalterlichen Mauern längst niedergesunken sind, und Alles in freier frischer Jugendlust hinausstrebt nach Luft und Sonne. Alles Abgeschmackte und Ungehörige, aller Kehrich müßiger Federn findet dort sein Conservatorium. Herbei, ihr deutschen Journale der modernen Zeit! Nur näher, nur ganz nahe, und haut die kleinen schmuzigen Brennnesseln, das häßliche Bilsenkraut und übrige Gestrüpp rings um die malerische Ruine der Vergangenheit hinweg; wir wollen dann den Schutt wegräumen, die Sumpfstellen austrocknen und frühlingsheitere Blumenstücke darauf anlegen!

Es stände um den deutschen Nationaltypus der Gegenwart unendlich schlechter, als es wirklich steht, wenn der „Allgemeine Anzeiger" nur einigermaßen den Namen einer Nationalzeitung der Deutschen verdiente. Man blättere in dem ersten besten Hefte, und man wird erstaunen über die merkwürdige Anhäufung fauler Stoffe in diesem Literaturlazareth. Mir sind die genauen Titel des rubricirten dummen Zeuges entfallen, das ich seit einiger Zeit dort fand; doch erinnere ich mich, unter Anderm viel syntaktisches Gewäsch angetroffen zu haben, z. B. über die Anwendung des Dativs statt des Accusativs oder Genitivs; Untersuchungen, die in die Schule oder in eine Schulzeitung, nicht aber vor ein größeres Publikum gehören, das unmittelbar aus Lebensquellen schöpfen will. — Die mir im „Anzeiger" (Nr. 313) zugekommene neueste Albernheit ist der Artikel: „Der Solanismus unserer Tage", worin der Verfasser voraussetzt, daß jeder gebildete Leser bei diesem neu geschaffenen Worte sogleich an Solanum tuberosum und daher an Kartoffelangelegenheiten denken werde, welche er mit einem ungeheuren Wust von Gelehrsamkeit, aber auch nicht mit einem Zuckerlöffelchen voll Geist bearbeitet, und dabei zeigt, daß Gelehrsamkeit und Geist zwei ganz heterogene Elemente sind. Er erwartet dabei, es werde die Bereicherung des deutschen Sprachschatzes durch seinen „Solanismus" beifällig aufgenommen werden, und gibt gutmüthig nach, daß dafür auch der deutsche Ausdruck „Kartoffelei" gebraucht werden könne. Heißt das nicht den Augiasstall der deutschen Sprache noch an der Thürpfoste mit Vogelleim beschmieren, damit sich dort noch eine antike Klaue fange? — Nun wird der Verfasser witzig und sogar poetisch. Man sieht ordentlich den Triumph über sein Gesicht fliegen, indem er erzählt, vor der Abhandlung der Kartoffelei einen Schnaps des stärksten Kartoffelbranntweins zu sich genommen zu haben. Im kritischen Buchstabengeiste des Verfassers sei hier auf seinen Pleonasmus hingedeutet. Nun ruft er aus: „Prosit mihi Komm Muse, und lehre mich, würdig den Preis des Kartoffelbaues verkündigen!" Heißt das nicht, die Muse bei den Haaren nehmen, in dem erbärmlichsten Schulstaube umherschleifen, und sie dann in einen modernen Kartoffelbehäusungs-Pflug spannen? Auf solche Weise aber offenbart sich der gemeinnützige Geist des deutschen Pedanten, sobald er einmal Etwas für die Verbindung der Wissenschaft oder Poesie mit dem praktischen Leben thun will.

Wär' es nicht schade um Ihr schönes Papier, ich beginge auszugsweis noch ein kleines Plagiat an dem unsterblichen Aufsatze zur allgemeinen Abspiegelung deutscher Bildung. Und doch, o ich bitte, lassen Sie sich herab, noch folgende köstliche Zeilen zu lesen: „Wirke das Wunder (sc. Muse), und laß das ätzende Fluidum, wie einen Schluck aus der Hippokrene, Gedanken gebären, die nicht meine Gedanken sind, damit ich mein Versprechen erfülle, ohne zu lügen. Sie kommen! sie kommen! — Heilige Isis mit deiner Aehrengarbe und Getreidesichel, ziehe dich zurück an die Ufer des Nils, denn bei uns hat dein Regiment ein Ende. Nimm deine Halmfrüchte und deinen Weinstock, und schenke sie den Bewohnern der Wälder und Wüsten; denn wir haben, was du nicht hattest, noch geben konntest, die Alles ernährende Kartoffel, und bedürfen nicht mehr deiner Gaben. Plutus, der unterirdische, hat sie uns gebracht; er läßt sie in seinem finstern Reiche unter der Erde wuchern, wo er sein Gold und sein Silber vergraben hat, und wir wühlen sie aus, und essen sie und mit uns allerlei Gethier, das auf Erden kreucht".

Sie haben hoffentlich genug daran. So schreibt man im November 1840, und so geht es fort, und mir stehen noch Fortsetzung und Schluß des Aufsatzes bevor, hoffentlich mit einer Unterschrift oder Chiffre. Vielleicht ist es wieder das unfruchtbare breslauer Doppeldelta (*Jd.*), welches sich seit einiger Zeit mit Aufsätzen von ähnlicher Tendenz und Farbe im „Anzeiger" ausbreitet, und weil dieses Blatt mir die Beweisstücke für meine Denunciation des schlesischen Gelehrtenthums liefert, sprech' ich so viel über ihn. Wie die Döblersträuschen zahllos aus des bekannten Künstlers leerem Hute, so gehen aus dem leeren unschuldigen Papiere des „Anzeigers", dem seine traurige Bestimmung nicht an der Wiege gesungen wurde, unaufhörlich — geistige Besenreiser hervor; und Saphir hätte für sein satyrisches Bild: „der literarische Taschenspieler" den abgenommenen Kopf desselben, den er dem Publikum mit der Bemerkung zeigt: „Ganz leer!" passend mit dem „Anzeiger" als Stirnbinde schmücken können. — Das Blatt wird viel gelesen, und es drängt sich leider dabei die Betrachtung auf, daß die Verleger bei der pecuniären Würdigung des wahren Talents freilich meist eine verhältnißmäßig schlechte Rechnung finden werden, so lange mit dergleichen literarischer Misère noch gute Geschäfte gemacht werden können. (D. F. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 11. — den 15. Januar. 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Zwei Bräute.

(Fortsetzung.)

2.

Am nächsten Tage in der Dämmerung waren Mutter und Tochter bereit, die einsame Wohnung zu verlassen. Sie erwarteten den verheißenen Wagen, als es klopfte und ein Mann hereintrat, der, obwohl er noch nicht alt war, doch in Gesicht und Anstand etwas ungemein Feierliches und vorzeitig Ernstes hatte. Seine langen hagern Züge paßten zu dem Kopfe, der, oben breit, ganz spitz nach dem Kinn zulief. Der Mund hatte tiefgezogene finstere Winkel, und die großen Augen eine kalte Ruhe. Hinter jedem Ohr fiel eine röthlich braune lange Locke, von den Schläfen ab, herunter, wie überhaupt das Haar des Hinterkopfs seinen Rockkragen bedeckte, nach vorn dagegen kurz und rund verschnitten anlag. Das sonderbare Mißverhältniß des Kopfes war auch am Körper wiederholt. Oben war dieser mit breiten Schultern und einer kühn gewölbten Brust ausgerüstet, nach unten aber verjüngte er sich auffallend; die Hüften standen in keinem Verhältniß mehr, und die Beine waren recht jammervoll dünn zu nennen. Wie es gewöhnlich solche Leute thun, die seltsam genug, an ihre Mängel nicht glauben, und hübsch finden, was Andern häßlich erscheint, so hatte der Ankömmling der Natur auch nicht durch Kunst nachzuhelfen gesucht. Statt einer weiten Umhüllung trug er einen enganschließenden schwarzen Frack, und sein langes gelbes Gesicht sah aus einem blendend weißen Tuche. Trotz dessen war er jedoch nicht übel anzusehen. Ein gewisser Reiz des Interessanten ruhte auf ihm. Das Bleiche seines Gesichts und der forschende Blick seines Auges wurden durch ein Lächeln versöhnt, das dann und wann im Gespräch seine ernsten Mienen auflöste.

„Ich finde Sie endlich, meine liebe Tante," sagte er mit weicher biegsamer Stimme. „Möge Gottes Segen mit Ihnen sein!" — Indem er dies mit einer gewissen Feierlichkeit sagte und der Mutter die Hand küßte, legte er Hut und Stock fort und setzte sich neben Jenny.

„Wie geht es Dir, meine arme kranke Jenny?" sagte er, und ohne eine Antwort abzuwarten fügte er hinzu: „Wie habt Ihr mich suchen lassen, ehe ich Euren Zufluchtsort entdeckte, Ihr bösen Freunde. Ist es recht, sich so zürnend auch von denen zu wenden, die Euch lieben? Einsamkeit! da fließt die rechte Versöhnung nicht. Oft ist ein hochmüthiger Schmerz allein der Grund, nicht die zerknirschte Reue über schwere Sünde, die in Zurückgezogenheit den Frieden mit Gott sucht."

„Lieber Herr Hofrath, lieber Konrad," sagte Jenny ängstlich, „ich — ach Gott! ich habe es wohl Noth, Einsamkeit zu suchen."

„Lieber Vetter," fügte die Mutter hinzu, „wer von Leiden so heimgesucht ist, wie wir, der flieht den Menschen wie von selbst."

„Wer die Gnade des Herrn sucht," sprach der bleiche Vetter, „der wird auch den Trost finden, und zwar

den einzigen, wahrhaften. — Aber liebe, arme Frauen, ich bin nicht gekommen, Eure Wunden aufzureißen. Mein Herz zog mich zu Euch; ich wollte Euch sehen, Euch sagen, daß ich unverändert Euer Verwandter bin, ob Ihr auch nichts von mir wissen wollt. Ich dachte Euch ohne rechten Rath, ohne den wahren Glauben und Hoffnung, und möchte gern Euer Gemüth zu den Quellen des Heils erheben."

„Sein Sie bedankt dafür," erwiederte die Mutter gerührt. „Wohl muß ich annehmen, daß ein mächtiger Helfer Sie gerade in dieser Stunde herfendet."

„Ist es eine Stunde des Zweifels, ein Kampf der Lüge mit der Wahrheit, so sehen Sie mich bereit."

In dem Augenblicke hörte man das Rasseln eines Wagens. „Da ist er, er kommt!" rief Jenny.

„Wer kommt?" fragte der Hofrath streng.

„Er, Richard, der Vater meines Kindes," sagte sie zitternd. „Er ist zurückgekehrt, zu mir zurückgekehrt."

„Ich wußte es," erwiederte er, „und ich kam, Dich zu warnen. Höre ihn nicht."

Die Thür ward geöffnet, die hohe dunkle Gestalt trat rasch herein. „Hier bin ich, meine Jenny," sagte Richard.

„Mein theurer, geliebter Freund!" rief sie, „ach! wie lang sind mir die Stunden geworden."

„So laß uns eilen, Alles ist bereit," erwiederte er. „Ich bin den ganzen Tag für Dich geschäftig gewesen. Die kleine artige Villa war wirklich noch nicht verkauft. Heut morgen erstand ich sie für Dich, sie ist Dein alleiniges freies Eigenthum, und nun sollst Du sehen, ob ich nach Deinem Geschmack auch Alles eingerichtet habe." — In dem Augenblicke wandte er sich um und erblickte den Fremden. „Wer ist hier?" fragte er heftig.

„Ein naher Verwandter," sagte die Mutter schnell, „der Einzige, welcher unser weiteres Schicksal wissen soll."

„Mein Vetter, der Hofrath Werner," flüsterte Jenny.

„Wohlan, mein Herr," sagte Richard mit stolzer Stimme, „da Sie von der Familie zu dieser Berathung gezogen sind, so werden Sie sicher auch mein Vertrauen rechtfertigen und das Geheimniß streng bewahren, an welchem unser Aller Glück hängt. Jenny und ihre ehrwürdige Mutter werden eine kleine Besitzung dicht an der Stadt bewohnen, welche ihnen nun gehört. Sein Sie ihnen Trost und Hülfe, erleichtern Sie ihre einsamen Stunden, und führen Sie ihre Geschäfte und Verbindungen mit der Außenwelt, bis sie selbst von Neuem darin eintreten."

„Gewiß, mein Herr," erwiederte Werner mit Festigkeit; „ich empfinde, daß mir ein Auftrag von Wichtigkeit ertheilt wurde, den ich gewissenhaft zu erfüllen denke. Jenny ist mir eine theure Verwandte, deren Geschick meine lebhafteste Theilnahme erregt. Ich hoffe, daß nach Tagen bitterer Angst der Himmel ihr Versöhnung und Frieden schenkt, ich preise ihn, wenn er mir gestattet, über ihr Heil mitzuwachen und zu beten."

Der Hofrath bemerkte wohl das Lächeln in Richard's Zügen, denn sein scharfes Auge war fest auf ihn gerichtet; er stand ihm ganz nahe und maß ihn mit ernsten Blicken. Dann wendete er sich zur Mutter und sagte mit seiner volltönenden weichen Stimme: „Sein Sie getrost, würdige Frau, was in Menschenkräften steht, Unglück von Ihnen zu wenden, das soll und wird geschehen. Ueberlassen Sie mir die Sorge, hier Alles zu ordnen."

Nach einigen Verabredungen begleitete Werner die Familie zum Wagen. Als Jenny einsteigen wollte, reichte sie das Kind seinem Vater hin, der jedoch diese hülfefordernde Bewegung nicht beachtete. Von dem nahen Thore her kam so eben ein großer englischer Reisewagen mit vier Pferden bespannt, schnell herangerasselt; Bedienter und Kammerjungfer saßen in dem breiten Hintercoupé. Die großen silberblanken Laternen warfen ihr blendendes Licht auf den armen Fiaker und auf die Gruppe davor, und reflectirten dann auf die Wappenschilde an den Schlägen der reichen Equipage. Eine Art von Starrkrampf schien Richard zu fassen, so stier sah er dem Wagen nach. Statt seiner nahm Werner das Kind, half Jenny hinein, dann der Mutter, und legte das kleine Geschöpf sanft in ihre Arme. „Habe Dank," sagte Jenny leise und reichte ihm die Hand. Dann schien sie gewaltsam die Traurigkeit ihrer Seele zu bekämpfen. — „Komm geschwind, Richard," fuhr sie lächelnd fort, „hier ist ein schönes Plätzchen für Dich."

Rasch stieg Richard ein, warf den Schlag zu, und befahl dem Kutscher schnell zu fahren. Er schien ganz zu vergessen, daß Werner da sei, der mit der Mutter leise sprach. Als die Pferde plötzlich anzogen, wurde er fast übergefahren.

„Hochmüthiger Thor!" sagte der bleiche Mann und wischte den Schmuz des streifenden Rades von seinem Kleide, „geh' und freule weiter; spiele mit dem armen Opfer Deiner Schande, die Stunde wird kommen, wo wir uns finden. — Ich durchschaue, was er will," sagte er dann nach einer Weile, indem er die Wohnung schloß und seinen Weg antrat. „Ein gottseliges Werk

ist es, das Lamm aus dem Rachen des Wolfes zu nehmen, ein noch gottseligeres, dem Wolfe selbst dabei die Zähne zu zerschlagen."

Der Wagen war indeß zum Thor hinaus, an der Mauer hin, bei andern Thoren vorüber, und endlich auf eine Landstraße gerollt, die sich an dem Flusse hinzog. Richard schwieg, Jenny hielt seine Hand in der ihren, die sie liebend drückte, und den leisen Gegendruck mit Schmerz und Wonne empfand; die alte Frau beschäftigte sich mit dem laut schreienden Kinde, das sich nicht beschwichtigen lassen wollte. Endlich nahm es die junge Mutter auf den Schooß und küßte und herzte es; dann schob sie leise verschämt in dem Halbdunkel das Busentuch fort, prüfte besorgt das Schwanken des Wagens, der vom harten Pflaster auf einen sandigen Weg gekommen war und langsam fortgezogen wurde, und beschwichtigte nun das Geschrei des armen Kleinen mit dem süßen Zaubertranke, der die ersten Leiden des Daseins in Schlaf und Frieden auflöst. — Der Mond stieg groß und gelb hinter dem Walde auf, Nebel spannen sich durchsichtig fein über alle Fernen, Lichtgefunkel und Schatten zogen vorüber und kamen. Dazu rauschten die alten Weiden leise, und die kleinen Strudel und Wellen im Strome glänzten hell und sprachen dazwischen. — Wie der Wagen um eine Ecke bog, fiel das Mondlicht voll herein, und zeigte Mutter und Kind, als wolle er sie wie mit Heiligenschein einfassen. Das junge schöne Weib hielt die Augen aber nicht zu den Wolken gerichtet, sie benutzte das Licht, um ihren Geliebten anzusehen. Das Kind lag an ihrer Brust, halb schlaftrunken; über ihn hingebeugt küßte sie das kleine Gesicht und schwieg vor den strengen Blicken Richard's.

„Armes Kind!" sagte Jenny seufzend, und dann lächelte sie seinen Vater furchtsam schmerzhaft an, und fragte leise: was ihm fehle.

„Dort ist das Haus," erwiederte er. „Fahre schnell! Es ist unerträglich."

Der Schatten einer Hecke gab Dunkelheit, aber vielleicht hätte Richard auch ohnedies die Thränen nicht gesehen, welche Jenny's Augen füllten. Sie drängte sich ganz in die tiefe Ecke, ihre Augen wurden größer, sie strengte sich an, sie offen zu erhalten, Richard's Züge zu erkennen; die Tropfen fielen langsam auf ihr Gesicht. Er liebt Dich nicht! schrie es in ihrem Herzen, und ein Strom wilder Verzweiflung fuhr schneidend durch ihre Adern; wie lieblos, wie unbarmherzig ist dieser Mann, der gestern noch Dein Glück beschwor. — Plötzlich lächelte sie wieder, denn die Liebe raffte allen Trost zusammen. „Wer weiß denn, welcher Kummer ihn bedrückt," sagte sie. „Sein stolzer Sinn ist so reizbar, sein Blut so heftig, daß er wohl zu entschuldigen ist. Er will! sein Wille ist ewig! O! wie thöricht bin ich doch."

Als sie das sagte, hielten sie an dem Hause. „Da sind wir endlich," sagte Richard mit so sanfter Innigkeit, daß plötzlich jede Spur des Verdachtes in ihr auslöschte. „Komm, meine Jenny, und möge Dein Eintritt in diese Räume gesegnet sein."

Er führte sie über den kleinen Vorplatz, der einen Garten bildete. Das Häuschen lag hell und blank vor ihnen, dunkle Taxusbäume richteten sich an beiden Seiten auf, oben war ein Altan, die Glasthüren schimmerten im Mondschein mit den hohen schönen Fenstern. Zur Seite lagen Wirthschaftsgebäude im italienischen Geschmack, Alles war zierlich von außen, und innen zeigte es sich geräumig, elegant, selbst kostbar.

Richard schien Vergnügen zu empfinden, indem er sie umherführte; er beobachtete fast ängstlich die freudige Ueberraschung in Jenny's Zügen. Eine Dienerin empfing sie in der Hausflur und öffnete die Thüren. Feuer brannte in den geschmackvollen Oefen, Alles athmete eine wohlthuende Wohnlichkeit und Bequemlichkeit. Die ganze Einrichtung der alten reichen und prachtliebenden Tante war dem Landhause bis auf Weniges geblieben; das Fehlende hatte Richard durch Neues ersetzt. Teppiche, und Polster, Tapeten, Bronzen und manche kleine Gegenstände des Luxus schienen Jenny zu erfreuen. Sie legte ihre Hände um seine Brust und sagte mit der innigsten demüthigsten Liebe: „Alles ist viel zu schön für mich, viel zu reich. Wie glücklich machst Du mich, mein Richard, wie unaussprechlich glücklich!"

„Und Alles ist Dein," sagte er gerührt und küßte ihre Stirn. „Könnte ich Dich doch ganz und immer glücklich machen. Hier ist der Kaufbrief für Dein freies Eigenthum." (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Schlesien. (Fortsetz.)

[Publicistische Bestrebungen.]

Das zähe norddeutsche Naturell ist bekanntlich den neuen Lebenstrieben der Nation überall ungünstig, und die einzelnen ungeschmierten Räder der Staatsmaschine knarren sofort entsetzlich, wenn die geringste Bewegung versucht wird. Indeß schon in Sachsen zeigt sich ein ganz anderer öffentlicher Lebensgeist als in Schlesien, und dieser offenbart sich immer erfreulicher, je weiter man nach West und Südwest

vordringt. Welche Geltung dabei Baiern mit seinen Sympathieen für Bier und Katholicismus hat, wag' ich nicht zu beurtheilen; jedenfalls aber ist eine bestimmte Form und Farbe der Elemente und durch die Constitution schon öffentliches und politisches Lebensbewußtsein vorhanden, während Schlesien, in verschiedenen Bezügen der Schweiz ähnlich, im Volkscharakter, in der Sprache, Sitte, Religion und in tellurischen Verhältnissen fast so viele heterogene Elemente zur Schau trägt, als es früher Fürstenthümer zählte.

In intellectueller Hinsicht gibt es eine ähnliche Mosaik, wie man dies jetzt aus den provinziellen Hauptorganen, insbesondere aus der hundertjährigen „Schlesischen Zeitung" ersieht. Dies Blatt hat seit etwa sechs Jahren, namentlich unter der Redaction des nun verstorbenen verdienten Professors Dr. Schön, vom Standpunkte platter Compilation aus einen bedeutenden Aufschwung in einem immer selbstständiger hervortretenden Originalcharakter genommen. Fast in allen Gegenden Europas wird das Interesse dieser Zeitung durch eigene Correspondenten vertreten, und kaum dürfte ein anderes blos provinzielles Organ in Deutschland origineller und reichhaltiger ausgestattet sein. Für die „leipziger allgemeine Zeitung" war z. B. bisher die schlesische ein Hauptquell der orientalischen Nachrichten. Der „schlesische Nouvellencourier" bildet einen besondern Abschnitt jeder Nummer zur Besprechung rein provinzieller Angelegenheiten, und der jetzige Redacteur, Rudolph Hilscher, begreift die Aufgabe des Blattes sehr wohl, indem er ihm keine bestimmte Färbung gibt, sondern es zu einem offenen Sprechplatze für alle Parteien, und dadurch eine organische Entwickelung des öffentlichen Lebens der Provinz möglich macht.

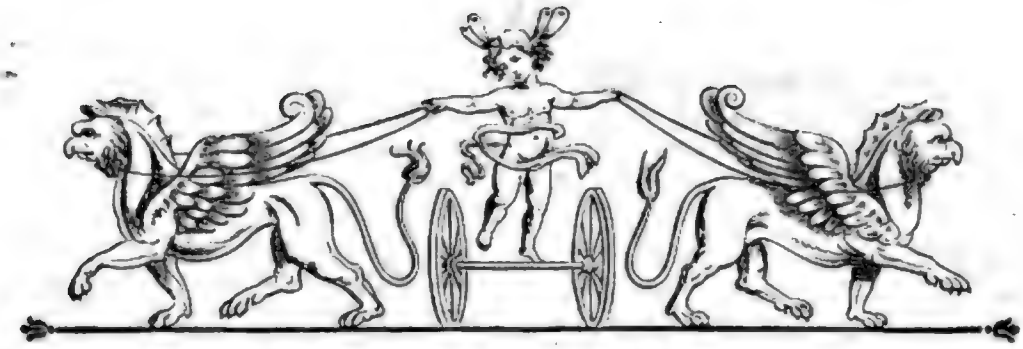
Hier finden nun, auf demselben Papiere und unter derselben Aegide des schlesischen Adlers, in oft ergötzlichem Zusammentreffen stets ihre mehr oder weniger rüstigen Vertreter: die liberale wie die absolutistische Gesinnung, der Hegelianismus wie Hermesianismus, der abgeschmackte glazische und oberschlesische Wallfahrts- und Bilderdienst, wie das reine katholische Dogma, crasser Separatismus und Supernaturalismus wie der Rationalismus, vierundzwanzigpfündige Gelehrsamkeit wie eine leichte anmuthige Weltbildung und bisweilen auch wohl ein Reflex gesinnungsvoller Weltanschauung, aber nur leise, ganz leise, damit die Philister nicht die Feuerglocke ziehen*). Im Ganzen findet man hier ein Summarium von Ereignissen und Zuständen, Anfragen, Antworten, Erläuterungen und Berichtigungen, Meinungskämpfen aller Art. Hier ist immer große literatische Tafel, von der großen trockenen Schüssel irgend einer Jubelfestbeschreibung bis herab zur lakonischen Pfeffergurke und eingemachten Räthselnuß.

Es dreht sich Alles bei uns um zersplitterte untergeordnete Interessen, welche sich theils widerstreben, theils theilnahmlos nebeneinander fortbestehen, und doch einer innigen Verbindung unter einem höhern Gesichtspunkte bedürfen, um in der historischen That zu einer Geltung zu gelangen. Diese aber ist es doch, welche jetzt in einem Jahrzehend so entscheidend verlangt werden kann, als sonst nicht in Jahrhunderten! Wie faul und unnütz steht nicht im Ganzen die letzte Hälfte des 17. und die erste des 18. Jahrhunderts in der Geschichte da! Wer fertigt uns die richtigen Quadranten für die Wissenschaft, daß sie nur fördernd dem echten Menschenthum diene?! Für einen kräftigen, klaren und edlen Geist, wie z. B. bei uns der des Philosophen Christlieb Julius Braniß zu Breslau, wäre in der Schöpfung einer neuen populären Weltordnung der Wissenschaft ein unverwelklicher Ehrenkranz zu verdienen. Wenn wir erst ewige Fixsterne darin sehen, und Planeten und Kometen ihre bestimmten Bahnen haben werden, dann wird die Wissenschaft sein, was sie soll, ein „Gemeingut", und in der harmonisch sich ausbreitenden Bildung der Völker mit dem Leben sich identificiren. — Wahrhaftig, es gibt so viel positives Nöthiges zu thun, und ehe daran zu denken, ist die Negation des Unnöthigen eine so herkulische Arbeit!

Bücher, wie Fourier's „Socialtheorie", nach A. L. Thurras kritischer Darstellung von Dr. Gustav Bacherer herausgegeben, wären in dieser Hinsicht wichtige Gegenstände der Beachtung und Betrachtung; — aber von publicistischen Angelegenheiten ist hier nie die Rede, nicht einmal durch eine Buchhändleranzeige. In dem im Anfange dieses Jahres anonym erschienenen Werke: „Schlesische Zustände im ersten Jahrhunderte der preußischen Herrschaft" ist zum ersten Male der Versuch gemacht worden, ein Totalbild der Provinz aus einem bestimmten Zeitraume zu liefern, und dabei deren Zustände mit der neuen deutschen Lebensentwicklung in Rapport zu bringen. Dem Verfasser mangelt noch eine durchgreifende Consequenz der Anschauung, so sehr er auch bemüht ist, diese bei seiner so vielseitig verzweigten Materie überall herzustellen. Wer so subjectiv auftritt, wie er, kann z. B. neben der Hydropathie nicht mehr an die Homöopathie glauben. Rausse hat in seinen trefflichen „Miscellen zur gräfenberger Wassercur" dies bis zur Evidenz dargethan, und dies Buch hatte der Verfasser der „Zustände" doch gelesen, denn er empfiehlt es. Ferner: wer von einer so ehrenwerthen Gesinnung für publicistische Interessen sich beseelt zeigt wie der Anonymus, muß nicht einen so zerfahrenen Charakter wie den des Hrn. v. B., der sich in seinen „Ansichten aus der Cavalierperspective" als der ungeschickteste aller Adelsvertreter documentirte, in solchem Nimbus darstellen. Das führt den Verdacht des Schaukelsystems herbei, womit ich den Unbekannten ungern bedroht sehe. Seinem Buche sind freilich manche Irrthümer nachzuweisen, wie jedem andern; dennoch nimmt es als literatisches Lebenszeichen der modernen Richtung, welches von Schlesien ausging, den ersten Platz ein, ganz einfach deshalb, weil es das erste und einzige der Art in Form und Inhalt ist. — Man hat dem Verfasser seine Anonymität vorgeworfen, und das ist ganz in dem Geiste, der sich an den Namen, nicht an das Wesen und dessen Bedeutung hält. (D. B. f.)

*) So las ich kürzlich auch (in Nr. 99 der „Schlesischen Chronik") einen trefflichen Artikel über die am 8. December Statt gefundene Einweihung der protestantischen Kirche in Erdmannsdorf.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 12. — den 16. Januar 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Zwei Bräute.

(Fortsetzung.)

Jenny hielt Richard mit krampfhafter Heftigkeit fest. „Es reizt mich nicht," rief sie, „nicht alle Schätze und Güter der Welt. Mit Dir, bei Dir, und die kleinste, ärmste Hütte ist mir recht. Ohne Obdach könnte ich mit Dir die Erde durchirren, ich wollte nicht klagen."

„Schwärmerin!" sagte er lächelnd, zwischen Ernst und Scherz schwankend. „Wir müssen kalt und klar unsere Lage prüfen und bedenken, denn, Jenny, es gibt böse Mächte, die dem Menschen plötzlich entreißen, was ihm das Liebste und einzig Werthe auf Erden dünkt; und, wehe ihm! wenn er nicht den Muth gewonnen hat, das Leben mit all seinem bittern Weh zu tragen."

Diese Worte machten sie kalt wie eine Todte. Sie sah ihn an und erblaßte vor seinem Ernste, die Unheil verkündende Düsterheit preßte ihr furchtsames Herz zusammen. „Wenn ich Dich verlöre," sagte sie, „wenn der Tod Dich von meiner Seite risse, o, Richard! ich würde nicht, wie Heinrich Percy's Witwe, so lange den Rosmarin auf Deinem Grabe mit meinen Thränen begießen, bis er in den Himmel wüchse. Nein, nein! bald genug würde ich bei Dir unter dem Hügel ruhen."

Mit sonderbarer Heftigkeit zog er sie in seine Arme. Der starke Mann schien sich im Schmerz zu beugen; er legte beide Hände auf ihren Kopf, daß sie ein Kreuz bildeten, seine Lippen zitterten, er stöhnte laut und küßte ihr Haar und ihre Augen mit willenloser Hast. „Ich muß fort," sagte er dann, „leb' wohl, meine Jenny, leb' wohl."

Sie sah ihn an, seine Stirn war mit Schweißtropfen bedeckt, seine Züge verwirrt und geisterhaft bleich.

„Du bist krank!" rief sie entsetzt, „o, Gott! Du stirbst!"

Er schlug die Augen brennend auf zu dem nächtigen Himmel und heftete sie an den Sternen fest. „Wohl mir," murmelte er leise, „wenn jetzt die Scheidestunde schlüge, wenn ich zu Deinen Füßen sänke, mein armer wirrer Kopf in Deinen Schooß; wenn Deine Lippen den letzten Athemzug wegküßten. Selig, selig sind die Todten, die in Liebesarmen hinübergetragen werden in das unbekannte Geisterland. — Es ist nichts," sagte er dann lächelnd und richtete sich auf, indem er langsam das Haar von seiner Stirn strich, „gewiß, es ist nichts. Ich bin nicht krank und werde so leicht nicht sterben. Mein Schicksal ist noch lange nicht erfüllt."

Die Mutter trat jetzt herein; sie hatte das ganze Haus gesehen, und heimlich war sie erfreut über die vielen schönen Sachen und über das ganze reiche Geschenk, das so unverhofft gekommen war. Sie pries die Bequemlichkeiten der Einrichtung, und wie wohlverständig sie auch war, es schien ihr Alles ein gewisses Zeichen, daß Glück und Freude doch noch einmal ihre späten Tage erhellen könnten, die boshaften Menschen aber alle zu Schanden würden. Der mütterliche Stolz regte sich, der Besitz eines lieblichen Hauses und Gartens weckte ihre

Empfindungen auf, und der hochgeborne reiche Schwiegersohn schien ihr nun ziemlich gewiß zu sein.

So war sie auch freundlich und proteſtirte mit Jenny gemeinsam gegen sein Forteilen. „Nun müſſen Sie bei uns bleiben," sagte sie, „und den kleinen Einweihungsschmaus feiern helfen, den Ihre Fürsorge in der Küche bereit halten ließ."

„Wie gern thäte ich es," erwiederte Richard, „aber mein Vater erwartet mich, um mich dem Miniſter, unserem Verwandten, vorzuſtellen. Die Gunſt dieſes hohen einflußreichen Herrn, der mir immer beſonders wohl gewollt hat, iſt aber jetzt nicht zu verſcherzen, wo ein großer Theil unſerer Güter von der Krone als verfallenes Lehn angefochten wird."

„Gegen ſolchen mächtigen Staatsmann," meinte Jenny lächelnd, „muß ich freilich zurückſtehen. Aber kann er denn Dein gutes Recht in Unrecht verwandeln; denn ſicher habt Ihr doch Recht?"

„Ganz gewiß," erwiederte Richard lächelnd, „aber die reichen Güter, um welche es ſich handelt, werden vom Staate als Lehn auf beſtimmte Zeit angegeben. Dieſe Zeit iſt um, und uns fehlt ein äußerſt wichtiges Document, durch welches allein bewieſen werden kann, daß dieſe Güter von dem Großvater des jetzt regierenden Königs als Gnadenbezeigung für meinen Urgroßvater, den Miniſter, in Mannslehn umgewandelt wurden. Alle Nachſuchungen haben nichts gefruchtet, das Document muß mit andern wichtigen Papieren aus dem Nachlaß jenes Miniſters in das geheime Archiv gekommen ſein, wo es vielleicht auf immer verborgen liegt. So bleibt uns faſt nichts weiteres, als die Gnade der Majeſtät in unſerem Proceß anzurufen, der, wenn er verloren ginge, uns in Armuth ſtürzen könnte. Darum alſo muß der Miniſter für uns thätig ſein."

„Dann eile," ſagte Jenny getröſtet, „aber morgen kommſt Du wieder und bleibſt bei uns in unſerer lieben Einſamkeit."

Er verſprach es und ging, unter tauſend Zuſicherungen von den beiden Frauen begleitet, zum Wagen, der auf ſeinen Befehl ihn erwartet hatte. Wie er weit ſchon fort war, hörte er noch Jenny's laute glückliche „gute Nacht!" Verdüſtert ſchlug er den Mantel feſter um den Kopf, um die vertraute Stimme nicht zu hören.

Als er nach Hauſe kam, war Alles voll Geſchäftigkeit. Er wußte, was es zu bedeuten hatte. Durch die Thür des Wohngemachs hörte er eine faſt männlich ſtarke, aber ſchön klingende Stimme, die ſein Blut aufregte und alle Vergangenheit wie mit einem Schleier verhüllte. Lange ſtand er und lauſchte auf den Sinn der Worte, der ihn betraf, den er lächelnd und freudig hören mußte; dann öffnete er plötzlich in Sehnſucht und Hoffnungen die Thür, und ſtand dicht vor ſeiner ſchönen Muhme, Mylady Recha.

Gewöhnlich werden Engländerinnen nach dem Nationaltypus, groß, ſchlank, von feinen Gliedern und mit jener Schüchternheit begabt, dargeſtellt, welche die alte puritaniſche Frömmigkeit übrig gelaſſen, und die Zeit in ſteife Form, prüde Gewohnheit und Unnatur verwandelt hat. Mylady Recha war jedoch von dieſen Vorſtellungen faſt durchaus das Gegentheil; doch iſt dies keinesweges ſelten zu nennen in der noblen Geſellſchaft Altenglands.

Sie war von mittler Größe und ſtarken Gliedern, ſchlank und dennoch von beſonderer Kräftigkeit. Ihre feurige Sinnesart ſchien ſich in der ganzen Geſtalt auszuſprechen, deren ſchnelle elaſtiſche Bewegungen alle Würde zu bewahren wußten. Die üppige Fülle und Rundung der Formen that der Schönheit nirgends Eintrag, und wer hätte nicht mit Theilnahme oder Bewunderung die kühnen und edlen Züge dieſes echt ariſtokratiſchen Geſichtes betrachtet. Der Adelsbrief vollendeter Menſchenſchöne, welcher zuweilen den Sprößlingen alter Geſchlechter mitgegeben iſt, war auf Mund und Wangen, in den feinen gleichen Zahnreihen, in der Fülle dunkelblonder Flechten und Locken, und in den großen leuchtendblauen Augen zu leſen. Wie ein normanniſches Ritterfräulein, ſo ſtolz und herrlich, ſo keck und romantiſch faſt, war Recha anzuſchauen, ihrer Ahnherren nicht unwerth, die mit Wilhelm dem Eroberer bei Haſtings die Schlacht geſchlagen hatten. Der letzte Baron des alten Stammes hatte dieſe eine Tochter hinterlaſſen, welche er abgöttiſch liebte, und der erſte Sklave ihrer Launen war, ſo lange er lebte. Früh hatte er Recha nach ihrem Willen vermählt, aber ſie hatte, als der Liebesrauſch ſchnell verflüchtigt war, eine kurze unglückliche Ehe mit einem leidenſchaftlichen Manne geführt, der bei einer Hetzjagd den Hals brach. Seit dieſer Zeit war ſie die Herrin ihres Willens, und als ihr Vater ſtarb, die unbeſchränkte Beſitzerin eines ſelbſt in England großen Vermögens. Wie viele Angriffe wurden auf Herz und Hand der reichen Erbin gemacht, aber immer endeten ſie mit ſchmählicher Niederlage. Recha hatte eine ſtolze Verachtung gegen das Geſchlecht der Männer gefaßt, und gefiel ſich in der Rolle einer kaltherzigen tyranniſchen Gottheit, die ihre Anbeter verlacht und als Thoren behandelt, je mehr ſie ihr gehorchend dienen. Da kam Ri-

chard nach England; anscheinend zufällig von seinen Reisen hingeführt, in Wahrheit aber nach dem Plane seines Vaters, dessen nahe Verwandte Recha's Mutter gewesen war. Der alte Herr traute seinem Sohne zu, glücklicher zu sein als so viele in London bei Almaks und auf Routs gebildete verführerische noble Gestalten; das Weitere überließ er den Sternen, die, wie er betheuerte, seinem Hause immer günstig geschienen hätten, wenn der Weg dunkel war. Er hatte sich nicht getäuscht. Der hochgeartete energische Charakter des jungen Vetters machte einen besondern Eindruck auf Recha. Seine philosophische Bildung, vermehrt durch die natürliche Sicherheit seines Wesens, und der Contrast einer schwermüthig poetischen Stimmung seines Gemüthes, regten ihr heißes Herz auf, das so lange unter dem Mantel eines launenvoll-eitlen Stolzes geschlafen hatte. Richard's Düsterheit und Kälte reizten sie noch mehr, und das alte Spiel wiederholte sich, daß der am sichersten ein hochmüthiges Herz gewinnt, dem anscheinend gar nichts daran gelegen ist. In Wahrheit rang Richard schon damals mit seinem Gewissen, mit dem Bilde der verlassenen Geliebten, der er tausend heilige Eide geschworen, mit finstern Vorwürfen seiner Vernunft und jenen jähen zerreißenden Blitzen der Leidenschaft, die doch nur auf Augenblicke den unermüdlichen Mahner betäuben können. Er empfand, daß ihn Recha liebte, und je stärker diese Ueberzeugung wurde, um so heftiger ward auch der Kampf in ihm. Nach und nach lockerte sich die Heiligkeit seiner Eide, seine Schwüre kamen ihm kindisch vor, er empfand ein erhabenes Recht, von Jugendthorheiten nicht sein Leben zerstören zu lassen, denn bei der genauesten und gewissenhaftesten Prüfung bewies ihm sein Verstand, daß man einem Liebesrausche, der so streng allen Verhältnissen der reellen Welt entgegenstand, entsagen solle, ja entsagen müsse, wenn man kein Thor, kein armer Schwärmer sein wolle! Obwohl nun dieser Ausgang ihn der schönen Frau immer näher führte, so fand doch kein eigentliches Geständniß ihrer Empfindungen Statt. Ihre reizbaren, oft phantastischen Launen, das Schroffe und Bizarre ihrer Aussprüche, und die anmaßende Heftigkeit ihres Sinnes schreckten ihn zurück und machten ihn stolzer; Recha dagegen erwartete und verlangte, daß er sein Knie beugen und seine Lippen bekennen sollten, was seine Augen ihr gestanden hatten. Plötzlich empfing sie eines Morgens ein Billet, das sie laut lachend und mit einer spottenden Bemerkung über die deutsche Schüchternheit erbrach, es aber dann erstarrt festhielt, zusammenballte und mit Heftigkeit in Stücken riß. Richard war fort; es war sein Abschiedsgruß, eine Bitte um Verzeihung, da es ihm unmöglich sei, diese selbst zu verlangen. Er hatte am Abend Nachrichten von Jenny erhalten, die ihn fast zum Wahnsinnigen machten. Die Zeilen waren in der Fieberhitze der Verzweiflung geschrieben, die Feder schien in Blut und Feuer getaucht zu sein, die Buchstaben brannten, als habe sie des Nachrichters Hand glühend auf sein Herz gemarkt. Jenny's rührende Klagen, daß er ihre Briefe nicht beantwortet, trafen ihn um so schwerer, da er sie allerdings empfangen, aber versiegelt und ungelesen verbrannt hatte, um seine Entschlüsse und neuen Vorsätze nicht unangenehm zu berühren. Er hatte gemeint, durch fortgesetztes hartnäckiges Schweigen das unbequeme Verhältniß so zu lösen, daß es zuletzt wohl nur einer einzigen festen und kalten Erklärung bedürfe. Auch dieser letzte Brief des armen Mädchens hätte dasselbe Schicksal gehabt, wäre er nicht durch einen Zufall von ihm statt eines andern erbrochen und aufgeschlagen worden. Eine furchtbare Erschütterung war die Folge; endlich stand er auf, suchte sich zu fassen, zu überlegen und blickte dann mit zornglühenden Augen in die stille Nacht.

„Gibt es schadenfrohe dunkle Mächte!" rief er, „die den Menschen verlocken, ihn in einer unbedachten Minute elend machen, sich an ihn klammern mit der Tücke böser Geister, und ihr Opfer nicht wieder loslassen, o! so bin ich ihnen verfallen, und kein Gott wird mich erlösen! Hier Liebe, Charaktergröße, edle Schönheit, Glück und Reichthum, dort Elend, Schmach und Schande! Ich liebe dies schwache Geschöpf nicht, das mich so widerwillig zum Vater macht, und von der Natur gezwungen ist, ihre Sünde so leichtsinnig schnell der Welt preis zu geben. Aber fort will ich, fort muß ich, zu ihrer Hülfe. Wenn die Menschen meinen Namen schänden mit dem ihren, wenn die Unselige in ihrem hülflosen Jammer untergeht. Großer Gott! Recha! ich will sie verlieren, auf ewig will ich mich freiwillig von einem Glücke scheiden, das sich in Fluch verkehren müßte, wenn mein Elend dies stolze Herz berührte. — Arme Jenny! ich komme. Unglückliches Mädchen, ich will gut machen, versöhnen, wenn ich es vermag. Versuchen will ich, ob wir Beide nicht uns von den bösen Geistern loskaufen und glücklich werden können."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Schlesien. (Beschl.)

[Das Doppeldelta und Fallersleben.]

Wer aber aus 2½ Millionen Menschen den Muth hat, diesen eine Menge herber Wahrheiten zu sagen, die man beherzigen oder als Irrthümer bekämpfen kann, dem soll man nicht noch zumuthen, sich deshalb auch im bürgerlichen Leben den dadurch hervorgerufenen Conflicten mit der Kleingeisterei auszusetzen. Anders ist's mit der concreten Kritik. Hier gibt der Name in vielen Fällen einen wichtigen Maßstab für das abgegebene Urtheil. So hat Dr. Heinrich Wuttke die „Schlesischen Zustände" für ein völlig werthloses Buch erklärt. Ganz Schlesien aber weiß, daß hier nur des Recensenten glühendste Wuth die Feder führte, weil er selbst in dem Buche angegriffen ist, und nun als Richter in der eigenen Sache sprach; dann auch, weil er es vom Markte zu verdrängen suchte, um dem eigenen ähnlichen Werke, das er unter der Feder hat, Platz zu machen.

Mitten unter den literarischen und kritischen Mehlwürmern Schlesiens steht eine wunderbare lyrische Nachtigall. Es ist der Dichter Hoffmann von Fallersleben, dem das erwähnte Doppeldelta im „Allgemeinen Anzeiger", geistlos wie immer, die vermeintliche Adelsbeilegung rügte, welche auch von Staatswegen seit längerer Zeit durch den Gebrauch des inhaltschweren Wörtchens „von" verboten ist. Man denke das Unglück, wenn ein Dichter, wie Hoffmann, dadurch bei Manchem mit einem obscuren Krautjunker in eine Kategorie gestellt würde! Vor meiner Phantasie steht leibhaft jenes saft- und kraftlose Doppeldelta, welches ich übrigens nicht kenne und nicht kennen will, mit aufgehobenem dürren Zeigefinger dem hochgeschossenen und geistig hochgestellten Fallersleb'ner gegenüber. Ich höre Jenen in heiligem Zorne der Wissenschaft gegen die unstatthafte Verwechslung des „von" mit „aus" eifern, und sehe diesen dazu lächeln — lächeln mit der ganzen sarkastischen Fülle, welche ihm beständig durch Geist und Gesicht blitzt. Wäre diese Nachtigall nicht auch Professor an der Universität zu Breslau, sie hätte die Mehlwürmer längst verspeist.

Lassen Sie mich jetzt, abgesehen von den Abschweifungen, alles über Schlesien Gesagte dahin zusammenfassen, daß es ein materiell und intellectuell bevorzugtes Land ist, dem nur die Erweckung eines neuen Lebensgeistes fehlt, um einen bedeutsamen Antheil an der deutschen Entwickelung zu haben. Die vorhandenen Kräfte dazu sind jetzt vereinzelt, oft schroff getrennt, auch wohl ganz, aber nicht unheilbar gelähmt. Das Rheinland hat, nach dem Urtheile kundiger Reisenden, nicht mehr natürliche Vorzüge als Schlesien, aber ungleich mehr Intelligenz, diese für die materielle Wohlfahrt dienstbar zu machen. Sachsen ist ein kleines, in tausend Rücksichten eingeklemmtes Land, und wie ganz anders erscheint hier volksthümlich und literarisch der deutsche Lebenstypus gegen Schlesien!

Blickt man auf das nun abgelaufene erste Jahrhundert der preußischen Herrschaft in Schlesien zurück, insbesondere auf Friedrich's Regierungsmaximen, so ergibt sich wohl, im Vergleiche mit den frühern politischen und übrigen verzwickten Verhältnissen dieses Grenzlandes, ziemlich ebenso folgerecht daraus die kosmopolitische Schlaffheit und Unselbstständigkeit des schlesischen Charakters, als z. B. die Haardeutelei der Dresdener aus dem Charakter früherer Regierungen. Aber unsere Zeit ist auch vorzugsweise die der allgemeinen geistigen Erhebung, und die Könige Preußens und Sachsens tragen die Schuld nicht, wenn sie dort unterbleibt.

Notizen.

[Schubert.]

Ich meine den Componisten des Erlkönigs, dessen Lieder Liszt in die Sprache des Pianoforte übersetzte, Franz Schubert, den früh Verstorbenen, den die lustigen Wiener verkümmern ließen. Er hat mehrere Symphonien hinterlassen; der tiefsinnige Mensch gehörte zu den Talenten, die sich selber in ihren Leistungen nicht genügen und damit zurückhalten. Auch mochte ihn die triviale Heiterkeit der Wiener erdrücken, wie sie Beethoven in sich zurückdrängte und äußerlich zum Sonderling machte, bis sein Ohr sich der ganzen Welt verschloß. Schubert hat keine seiner Symphonien edirt. Leipzig hat das Verdienst, Beethoven zuerst in Deutschland zur Anerkenntniß gebracht zu haben; es beschäftigt sich jetzt mit Franz Schubert. Eine seiner Symphonien ist erschienen, ich glaube, Robert Schumann brachte das Manuscript aus Wien mit. Mendelssohn führte sie im Gewandhause auf; kürzlich wiederholte sie Verhulst in der Euterpe. Sie ist voller Tiefsinn und glücklicher Griffe. Welch ein Feuer im Andante, welche Melancholie im Scherzo! Zugleich muß man freilich sagen, daß sie nicht fertig durchgearbeitet ist.

[Rotteck.]

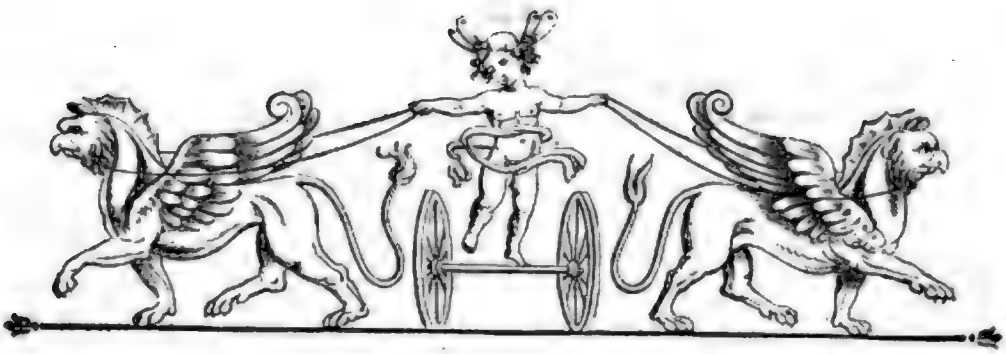
Es ist charakteristisch, daß Rotteck sich beeilte, vor dem neuen Jahre zu sterben. Denn von 1841 an regiert am Himmel Saturnus, auf Erden aber jene Zeit, die ihre eigenen Kinder, d. h. Fortschritte frißt. Die augsburger Allgemeine wird daher vermuthlich von jetzt an wagen, lauter und deutlicher zu sprechen. In einer nachträglichen Biographie Rotteck's wird ihm vorgeworfen, daß er ein Erzdemagoge gewesen sei und die badenschen Minister als bloße Agenten der Bundesversammlung betrachtet und Paschas genannt habe. Das ist im Munde der Augsburger schon ein Verdammungs- und Todesurtheil. Vielleicht starb auch Rotteck darum. — f. —

[Theater in England. Brieflich aus London.]

In ganz England ist jetzt keine Tragödie, selbst Drurylane und Koventgarden in London haben ihre Truppen aufgelöst, die bedeutendsten Mimen sind auf Gastspiel nach Amerika gegangen. In Drurylane gibt man Concerte. Proscenium und Parterre sind dem Publikum eingeräumt, das um das Orchester herumspaziert und hinten auf der Bühne eine Restauration findet. Die Musici sind Franzosen. In Koventgarden gibt Madame Vestris mit ihrer Truppe Lustspiele, auch Shakspeare'sche, diese aber seltener.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei der Bücher-Anzeiger Nr. 35. von G. Basse in Quedlinburg.)



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 13. — den 18. Januar. 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Zwei Bräute.

Novelle von Th. Mügge.

(Fortsetzung.)

Mit diesen Entschlüssen fand Richard der nächste Morgen auf dem Rückwege, vierundzwanzig Stunden später aber ward der Reisewagen Mylady Recha's auf das Dampfboot „der Batavier" geschoben, dessen Dampfsäule bald darauf die Themse hinabschnaubte, und die schöne beleidigte Frau nach Deutschland brachte.

So finden wir nun die Beiden wieder. Richard, wie er mit Lebhaftigkeit und stolzer Freude ihre Hand küßt; Recha, die ihn zürnend und schalkhaft betrachtet.

„Da bin ich, mein Vetter," sagte sie, „um Sie noch einmal zu sehen. Zweihundert Meilen, deutsche Meilen, bin ich gefahren, um Ihnen meine Hände zu geben und Lebewohl zu sagen. Gott segne Sie, Vetter Richard, und mache Sie weise. Meine Mission ist beendet, rufen Sie Sam, er soll Postpferde bestellen."

Die Entschlossenheit ihrer Sprache ließ Richard fürchten, daß sie wirklich einen solchen echt britischen Streich ausführen könnte, der, wenn er hartnäckig in ihrem Kopfe gewurzelt hatte, auch schwerlich mehr zu hindern war.

„Ich werde Ihren Willen sogleich befolgen," sagte er mit derselben Entschiedenheit, „wenn meine Muhme ungerecht genug sein kann, die Unschuldigen mit dem Schuldigen zu strafen. Hier ist mein Vater, meine Schwester, meine Verwandten, wollen Sie auch diese beleidigen und verlassen? Soll die Ehre unseres Hauses, die Gastfreundschaft, die lange Sehnsucht nach diesem theuren unverhofften Besuch zu Schanden werden?"

„Verräther!" rief sie drohend und faßte den Knopf seines Kleides, indem sie ihn starr ansah, „warum flohen Sie, warum täuschten Sie mich?"

Die Blicke, welche Beide wechselten, enthielten schnelle Fragen, Antworten und Verständigungen. Recha's kühne Augen schienen feucht und mild zu werden. Sie ließ die Hand los und sagte mit ihrer tiefen Stimme: „Das war schlecht, Richard. Nach so vielem Vertrauen so wenig zu haben; nach Auszeichnung und Achtung, wie ich sie noch keinem Manne zollte, davonzulaufen, wie ein Schulknabe, und mich mit meinem Aerger und meinem Schmerze allein zu lassen."

„Theuerste Recha!" rief Richard, und küßte mit Leidenschaft ihre Hand, „es gibt Zerwürfnisse im Menschenleben, wo man sein höchstes Glück hinwirft, weil man an sich selbst verzweifelt."

Sie schüttelte lachend den Kopf. „Ihr Deutschen seid ein sonderbares Volk," sagte sie. „Ihr macht Euch selbst unglücklich, blos der poetischen Melancholie und Grübelei halber, und härmt Euch über Dinge, worüber ein Anderer lachen würde. Etwas davon," fuhr sie fort, und betrachtete Richard spöttisch, „habe ich freilich auch bekommen, als Erbtheil meiner Mutter. Aber gut, mein Vetter, wir wollen Frieden schließen. Ich bleibe und will versuchen, die Verzweiflung, welche Sie zum Davonlaufen treibt, zu heilen."

Richard erwiederte mit einer halblauten Betheurung seiner Folgsamkeit, und in Recha's Lächeln und Drohen erkannte er leicht, wie mächtig er sei.

Der Abend war nun der Freude gewidmet. Ein kleiner gewählter Kreis von Familiengliedern und nahen Freunden fand sich ein, welche spät, bezaubert von der Schönheit und dem Geiste der Engländerin, aber auch mit der Gewißheit, daß Richard jede Bemühung hier überflüssig mache, das gastliche Haus verließen. —

Als sie Alle gegangen waren, und Recha selbst in ihre Zimmer sich zurückgezogen hatte, faßte der alte Herr lächelnd die Hand seines Sohnes. „Nun, Richard," sagte er, „ich bin mit Dir zufrieden. Deine schnelle Abreise aus Kraftonhouse hielt ich bisher für einen Thorenstreich; nun sehe ich aber, Du wußtest genau, was Du thatest."

„Ich hatte diese Folgen zwar nicht vermuthet," erwiederte der Sohn, „bin aber darum nicht weniger erfreut. Ich hoffe, lieber Vater, Sie haben nichts dagegen, wenn ich Recha meine Hand antrage."

„Nicht im geringsten," sagte der alte Herr, „und ich bin überzeugt, Du thust keine Fehlbitte."

„Recha ist schön und gut, auch was die Welt geistvoll nennt, vertraut mit allen Forderungen der Sitte, und in den Vorurtheilen der vornehmen Gesellschaft erzogen, die sie mit bewunderungswürdiger Grazie handhabt."

„Und vor allen Dingen, sie ist reich."

„Eben so reich als seltsamer Laune voll," erwiederte Richard lächelnd.

„Eine echte Engländerin, eine reiche Erbin, ein verzogenes Kind, eine angebetete schöne Frau; mit diesen Prädicaten kann es aber kaum anders sein. Allein sie liebt Dich, und zwar wie ich merke, mit einer glühenden Leidenschaft, die vergebens von Klugheit und Sitte gezügelt werden soll."

„Sie liebt mich," sagte der Sohn mit gewaltsamer Ruhe, „und diese Liebe würde mich beglücken, wenn sie nicht so leidenschaftlich wäre."

„Und Du?" fragte der alte Herr aufmerksam.

„Ich wollte, lieber Vater, ich könnte Ihnen sagen: ich liebe sie nicht!"

„Das heißt," rief der Baron mit kaltem Lächeln, indem er seinen Sohn scharf beobachtete, „Du könntest dann besser alle die Vortheile benutzen, welche eine mariage d'inclination gewöhnlich in dem Rausch sogenannter Liebe untergehen läßt."

„Ich würde dann Recha's Besitz weder wollen, noch annehmen," sagte Richard.

„Da würdest Du den dümmsten Streich Deines Lebens begehen," versetzte der Vater; „aber Du willst Dich selbst täuschen. Du bist ehrgeizig und zu klug, um nicht einzusehen, welche Vortheile eine reiche und vornehme Verbindung gibt. Du am allerwenigsten bist geschaffen, einer bloßen Neigung zu folgen, noch viel weniger aber, eine Mesalliance zu schließen; Du würdest überdies der Erste in der langen Reihe Deiner Ahnen sein. Dein Kopf ist zu klar, mein lieber Richard, Du bist so wenig von Phantasterei beherrscht, mehr zum Staats- und Weltmann als zum Poeten geboren. Dergleichen Hirngespinnste verwehen daher schnell an Deiner sicheren Verständigkeit, und solltest Du ja irgend eine leidenschaftliche Thorheit auf Augenblicke begangen haben, wie das der Jugend zuweilen geschieht, so bin ich überzeugt, Du wirst Dich wie ein Edelmann benehmen, das heißt, wie ein Mann, der eingedenk ist, daß das Leben andere Ansprüche an ihn macht, als an den großen Haufen."

Richard fühlte seine Stirn heiß werden, er sah seinen Vater forschend an, aber das Gesicht des alten Herrn war undurchdringlich. Wußte er von seinen geheimen Sünden, und war es Rath und Warnung, oder ein zufälliges Begegnen?

„Welche Wege sich Dir öffnen, Dir und Deinen Nachkommen — denn auch auf diese muß sich der Blick des Verständigen richten — wenn Recha Deine Gattin wird, darf ich Dir nicht weiter erklären," begann er nach einer Pause wieder, „aber ich habe etwas Anderes hinzuzufügen. Ich hatte heute eine weitläuftige Unterredung mit dem Minister. Unser Proceß nimmt eine völlig ungünstige Wendung; es ist kein Zweifel, daß wir ihn verlieren, und ich mache mir keine Illusionen, daß die Gnade des Königs wiedergeben wird, was ein ungerechtes Urtheil uns nimmt."

„Glauben Sie das?" sagte Richard.

„Ich habe die Ueberzeugung. Der Minister sprach mit jener Art von halber höfischer Hoffnung und Tröstung, die ich kenne. Als ich stärker in ihn drang, sagte er mir gerade heraus, daß bis jetzt seine Bemühungen fruchtlos gewesen seien, daß Se. Majestät einige hastige Worte geäußert hätten, in solchem Falle müsse und solle das strenge Recht entscheiden; daß diese reichen Güter, welche der Krone heimfallen, nicht einer Familie zurückgegeben werden könnten, die ganz unerwiesene Ansprüche mache, und deren Verdienste um ihn und sein königliches Haus nicht so groß seien, um eine solche Gunst zu fordern."

„Das iſt ungerecht!“ rief Richard. „Wie viele Glieder unſeres Hauſes haben dem Staate mit Auszeichnung gedient.“

„Das vergißt ſich, mein guter Freund,“ erwiederte der alte Herr. „Ich habe allerdings in meiner Jugend nur Weniges geleiſtet, Dir macht man es zum beſondern Vorwurf, nicht Fürſtendiener werden zu wollen, was Du gelegentlich mit mehr als zuviel Freimuth geäußert haſt. In Wahrheit aber iſt das Alles nur ein Vorwand,“ fuhr er lächelnd fort; „die Hauptſache iſt, daß die Güter einträglich ſind und das Vermögen der Chatoulle beträchtlich vergrößern werden. Was uns nach dieſem ſchweren Verluſte bleibt, iſt kaum hinreichend für mich, in gewohnter Weiſe fortzuleben. Dein mütterliches Gut iſt gering, und, wie man mir erzählt, haſt Du es nebenher faſt ganz verbraucht. Ich frage nicht danach, Richard, aber Du weißt nun, warum Recha's Leidenſchaft auch einen reellen Werth beſitzt.“ —

3.

Am nächſten Morgen nahm die Familie in dem Tempel und den anſtoßenden Treibhäuſern des parkartigen Gartens, der zum Palais des Barons gehörte, das Dejeuner ein. Recha ging mit haſtigen Schritten unter den alten Bäumen fort. Sie trug ein aufgeſtecktes Reitkleid, einen Kaſtor mit langem ſilbergeſtickten Schleier, und eine zierliche Peitſche, mit welcher ſie die Blätter heftig von den Bäumen hieb. Die Geſellſchaft mit ihrem gewöhnlichen Treiben ermüdete ſie; ſie hatte ſich davon gemacht und lächelte über das laute Klopfen ihres Herzens, als ſie Richard's feſten, ſchnellen Schritt hinter ſich hörte. Daß er nachkommen ſolle, deshalb war ſie gegangen; daß er es mußte, wußte ſie, und doch ſah ſie ſich nicht um, und ſchien zu fliehen, denn ſie eilte durch die grünen Gehege, den Kopf ſtolz in den Nacken geworfen, mit den glücklichen Augen den Flug der kleinen Wölkchen verfolgend, leicht hinſchwebend in der Trunkenheit eines Entzückens, das ihr ungeſtümes Herz kaum bändigen konnte. So erreichte ſie den kleinen künſtlichen Hügel am Ende des Parks, einen jener alterthümlichen Erdaufwürfe, mit Fliederbüſchen umzogen, wie ſie ſich in Gärten nach altengliſchem Geſchmack finden, Schneckenberge in der Volksſprache genannt, durch welche man kleinen und oft kleinlichen Anlagen Fernſichten zu verſchaffen ſuchte. Hier ragte der Hügel über die Stadtmauer hinaus, und gewährte den Blick auf einen Theil der Vorſtadt, auf Landhäuſer und Kornfelder, auf die fernen Windungen des Stromes und die weißen flatternden Segel ſeiner Schiffe.

Recha war auf die Bank geſtiegen, ſie lehnte den Arm an den niederhangenden Aſt einer alten Akazie, und blickte mit Spott und Trauer über die ſtille ſonnigwarme Herbſtlandſchaft.

„Hab' ich meinen lieben Flüchtling endlich gefangen,“ ſagte Richard und faßte ihre Hand.

Sie blickte zu ihm nieder mit einer reizenden Miſchung von Freude und Wehmuth. „Reden Sie, Vetter Richard,“ flüſterte ſie, „würden Sie dieſen Flüchtling überall verfolgen?“

„Durch die ganze Welt!“ erwiederte er zärtlich.

„Ich könnte nicht wohnen in dieſem Lande!“ rief Recha, und mit einer heftigen Bewegung legte ſie beide Hände auf ſeine Schultern. „O, Richard! ja, ich will Dir gehorſam ſein, Du haſt mein Herz ſo umgewandelt, daß es allen Zorn und Ernſt verloren hat, daß es demüthig wie eine Magd zu Dir ruft: Liebe mich wieder, wenn ich länger leben ſoll.“ —

Sie redete nicht weiter, denn ihre Stimme brach, aber ihre Augen ſprühten in dem Feuer der Leidenſchaft, und ſo ſprang ſie von der Bank, nahm ſeine Hände, die ſie in den ihren zuſammenpreßte, und ſagte: „Nein, Du ſtolzer Mann, ich will mit Dir wie eine Freie, Gleiche unterhandeln, nicht wie eine Beſiegte. Daß ich Dich liebe, daß ich Dich wie einen Gott verehre, wie wollte ich es leugnen. Bin ich Dir doch nachgezogen über Meer und Land, wie Clorinde ihrem Tankred. Aber, ach! mein Panzer war längſt geſchmolzen und meine Bruſt ohne Schutz. Nun will ich, wie die ſchönen Feen der alten Zeit, Dich mit mir nehmen in die grünen Berge Northumberlands; nun ſollſt Du bei mir wohnen und ſelig ſein; nun will ich allen Stolz ablegen und Dir dienen um Deine Liebe. Willſt Du ſchwören, mich immer zu lieben, willſt Du ſchwören, mir ein treuer Hort und Herr zu ſein, willſt Du ſchwören, mit mir zu ziehen in mein freies, edles Vaterland, das das Deine ſein ſoll: ſo nimm mich auf, ſo nimm mich hin, auf Erden Deine Leibeigene, und meine Seele verſchmelze mit der Deinen auf alle, alle Zeit!“ — Und ohne ſeine Antwort zu erwarten, fiel ſie in ſchwärmeriſcher Zärtlichkeit an ſeine Bruſt, umſchlang ihn, als wollte ſie ihn nimmer laſſen, und drückte heiße Küſſe auf ſeine Lippen, indem ſie immer wieder ihn mit banger Luſt betrachtete.

„Meine edle, theure Recha!“ rief Richard. „Ja, Deine Liebesweihe iſt auch eine Geiſtesweihe, ſie macht

mich glücklicher und reiner, sie erhebt mich bis zu den äußersten Kreisen des Menschenglücks."

Als er das sagte, knarrte es plötzlich in dem alten Baume. Der Ast, an welchem Recha sich festgehalten hatte, brach nieder; wie von Geisterhand geknickt, fiel er jäh herab, und indem er Richard's Stirn streifte, ließ er eine Schramme zurück, aus welcher Blutstropfen schnell über sein Gesicht rannen.

Einen Augenblick sah Recha erschrocken auf die kleine Wunde, dann aber lachte sie laut, umfaßte seinen Kopf, legte die Lippen an die blutende Stelle, und sog den rothen Lebenssaft gierig ein. „So gehöre ich Dir nun ganz," sagte sie, „so rollt Dein Blut nun in meinen Adern, so theilt sich mir nun Dein Leben mit, Dein Denken und Empfinden, Dein ganzes stolzes, bewußtvolles Dasein. Und darum liebe ich Dich ja so sehr, mein Richard. Es gibt Männer mit weit schönern Leibern, mit weit lieblichern Zügen und volleren Locken, aber es gibt keinen, der an Reinheit, Größe und Kraft seines innern Lebens sich mit Dir messen könnte. Ich habe Dich beobachtet, und mit jedem Tage stieg meine Verehrung für Dich. Was ist Liebe ohne jene schwärmerische höchste Achtung vor dem theuren Gegenstande?! Ich peinigte mich, um Deine Schwächen zu entdecken, und ärgerte mich, daß es mir niemals gelingen wollte. Hätte ich eine nur finden können, ich würde gesagt haben: Es ist ein Mann, wie sie Alle sind, ein wenig besser, ein wenig schlechter, gleichviel. Dann Recha, wähle den unter den Sklaven, der der gehorsamste und schwächste ist. — Aber ich fand keine Mängel, und nun bin ich davon überzeugt, daß Du keine haben kannst. Du bist einer von den selten gebornen Sterblichen, welchen es vergönnt ist, über dem Staube zu stehen. Dein klarer Geist weiß nichts von den Qualen wüster Leidenschaften, Du kennst die Gemeinheit der gewöhnlichen Menge nicht, Du wirst nie zweifeln, nie wanken, nein, niemals fehlen können."

Lächelnd antwortete Richard: „Du liebst mich, meine Recha, und daß Deine Liebe mich zum Gott erhebt, ist in schwärmerischer Täuschung doch ein heiliges Zeichen der Wahrheit. Ich aber sehe in Dir das reizende hochgeartete Weib, den mit allen Vollkommenheiten geschmückten Leib und, wie der Diamant in goldner Krone, die schöne stolze Seele darin, die mich aus den leuchtenden Augen anstrahlt. So, meine theure Recha, liebe ich mit gleich inniger Gewalt Körper und Geist an Dir. Ich trenne nicht das Eine von dem Andern; ich weiß von beiden nichts Schöneres und Lieblicheres zu finden in allen Landen, und daß Beides nun mein sein soll' das macht mich wahrlich zum Gott, das muß jeden Menschen von der Erde fort in den Himmel heben, denn das schönste, edelste Weib ist mein!"

So saßen sie lange noch und tauschten ihre Gedanken, Liebesworte und Küsse, denn keiner störte sie. Der alte Baron mußte wohl ahnen, was vorgehe, er wußte es so zu ordnen, daß Niemand sich aus dem Gartentempel entfernte.

Als Beide ruhiger geworden waren, verabredeten sie Alles für die nächste Zukunft. Daß sie im genauen Herzensbunde ständen, meinte Recha, würde schwerlich zu leugnen sein, auch solle das gar nicht verneint werden; offene Erklärungen aber dürften nicht eher Statt finden, bis in England Alles bereit sei, und während dessen solle auch hier in größter Stille Dispensation von jeder Förmlichkeit nachgesucht werden. Dann müsse Alles Schlag auf Schlag folgen: Bekanntmachung und Trauung an einem Tage, und von dem Hochzeitstische in den Wagen, fort auf ein Dampfschiff, das bereit liegen sollte, für die Liebenden ganz allein, die dann, von Wogen und Stürmen umtanzt, ihr Liebesleben reich und einsam beginnen wollten. (D. F. f.)

Notiz.

[Sam Slick.]

Die „Sayings and Doings of Sam Slick, the Clockmaker" haben in England und Amerika ungewöhnliches Aufsehen gemacht. John Bull und Onkel Sam, die als Blutsverwandte einander am besten kennen und am gründlichsten hassen, scheinen in diesem Buch gegen einander die Zähne zu fletschen, Gesichter zu schneiden, und das so possierlich, daß Zuschauer, und zuletzt selbst die Gegner von Herzen lachen müssen. Ein Reisender, dies ist der rothe Faden des Buches, findet an dem Uhrmacher Slick von Slickville, einen eingefleischten Yankee, einen Cicerone durch die Vereinigten Staaten. Der redselige Slick fällt aus einer Geschichte in die andere, und durch die Affenliebe, mit der er sein theures Nordamerika und dessen „freie und erleuchtete Bürger" anpreist, karikirt er es unwillkürlich auf die boshafteste Weise. Dabei fällt aber auch auf die Verschrobenheit englischer Zustände ein schadenfrohes, grelles Licht. Einzelne Erzählungen sind eines Cervantes würdig. Poesie muß man freilich nicht erwarten; der witzige, vorwitzige, rechnerische, Alles könnende, durch und durch praktische Yankee ist Alles, nur nicht poetisch. Der nüchternste Europäer nimmt sich neben ihm wie Don Quixote neben Sancho Pansa aus. Dafür findet man eine pausbäckige, beefsteakartige Laune, gegen die nicht nur der deutsche, sondern oft sogar der englische Humor mondscheinig aussieht. Den komischen Effect des Ganzen vollendet die Yankee-Mundart, in der es geschrieben ist. Der schalkhafte Autor ist bis jetzt anonym geblieben. — Eine gewandte Bearbeitung dieses nordamerikanischen Eulenspiegel bringt E. A. Moriarty. (Sam Slick's Reden und Thun. Aus dem Yankee-Englischen übersetzt. Braunschweig, G. Westermann. 1841.) —f—.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.
Wochenblatt. XL. Jahrgang. No. 49. 3. Januar 1840.

Berlin, den 2. Januar.

Neue Bücher.

Die neue Ausgabe der Werke Jean Paul's, welche bei Reimer in Berlin erscheint, ist mit dem 60. Bande vollendet worden. Sie enthält außer den bereits früher gedruckten Werken des Dichters noch einige Nachträge, die bisher nur in Zeitschriften zerstreut waren, und eine Biographie Jean Paul's, welche Otto Heinrich Schmid verfaßt hat. Diese Biographie ist nicht ganz vollendet, sondern nur bis zu dem Jahre 1804 geführt, weil der Verfasser vor der Vollendung starb. Sie ist mit großer Sorgfalt und Liebe gearbeitet und enthält viele interessante Mittheilungen über Jean Paul's Leben und Wirken. Wir werden auf dieselbe zurückkommen, wenn sie vollendet ist.

Unter dem Titel: Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, vom 5. bis zum 14. Jahrhundert, hat Ferdinand Gregorovius, ein junger Gelehrter, der sich bereits durch mehrere Schriften vortheilhaft bekannt gemacht hat, ein Werk begonnen, welches in 4 Bänden vollendet werden soll. Der erste Band ist bereits erschienen und enthält die Geschichte der Stadt Rom bis zum Jahre 1124. Der Verfasser hat sich bemüht, die Geschichte der Stadt Rom nicht nur als die Geschichte der Päpste, sondern als die Geschichte des Volkes zu behandeln, und hat deshalb auch die Geschichte der Verfassung, der Gesetze, der Sitten, der Künste und Wissenschaften mit in sein Werk aufgenommen. Der Stoff ist mit großer Gelehrsamkeit und Sorgfalt gesammelt und geordnet, und die Darstellung ist lebendig und anziehend. Wir werden auf das Werk zurückkommen, wenn es vollendet ist.

Von Dr. Ludwig Bechstein's Deutschem Sagenbuche ist der 2. Band erschienen. Er enthält die Sagen von Thüringen und Hessen. Wir werden auf dieses Werk zurückkommen, wenn es vollendet ist.

Von Dr. Ludwig Bechstein's Deutschem Sagenbuche ist der 2. Band erschienen. Er enthält die Sagen von Thüringen und Hessen. Wir werden auf dieses Werk zurückkommen, wenn es vollendet ist.

weit geſcheidter, witziger und lebendiger eine Dame zu unterhalten wiſſe, daß er ſelten oder nie in Verlegenheit gerathe, und daß er mit ſeinen geſelligen Talenten überall gern geſehen werde, während Richard in ſeinem ſchroffen, kalten Weſen den allermeiſten Menſchen Widerwillen einflöße. Da er nun ohnedies eine große Luſt zum Wetten und eine Art Manie für Pferde, Hunde, Hetzjagden und Wettrennen in ſich ſpürte, ſo ſchien es ihm, er ſei mehr als jeder Andere von der Natur bezeichnet, der Gemahl einer reichen Engländerin zu werden, und dieſer Gedanke wuchs mit jedem Tage.

Es ſchien die ſchöne Frau zu beluſtigen, mit Richard auch eine Art Gegenfüßler um ſich zu dulden, oder, wie ſie lachend meinte: es gehöre zum Hofſtaate eines Fürſten, über ſeinen weiſen Kanzler auch den luſtigen Rath nicht zu vergeſſen. Sie trieb Poſſen mit dem verliebten Vetter, der alle ſeine Künſte vor ihr auskramte und nichts errang, als Spott, den er aber häufig für Ernſt nahm, und ſich rühmte, er ſei ſeiner ausländiſchen Muhme keineswegs gleichgültig, ja endlich ein paar Wetten machte, daß er ſie, trotz des ſteifen, ſchweigſamen Richard's, heimführen werde.

Richard ſah es anfangs vielleicht ungern, daß Willfried ſich ſo oft zu ihrer Begleitung drängte, aber er war zu ſtolz, um eine eiferſüchtige Beſorgniß zu hegen, zu vertrauungsvoll auf Recha. Er wußte, wie ſie die Alltagsgeſchwätzigkeit und die gewöhnliche ſociale Bildung achtete, wie ſie ſelbſt vorzüglich begabte und feine Männer der großen Welt verſpottet hatte. Was ſollte er von dem armen Willfried fürchten? Er belächelte ſeine Tollheit, und fand mit einigem Wohlgefallen öfter einen Grund darin, ſeinen ſchwermüthigen bangen Gedanken einen Deckmantel zu leihen. —

Recha lachte laut und zauſte in ſeinen Locken. „Iſt es möglich," rief ſie, „könnte dies luſtige Geſchöpf Dir eine kummervolle Minute machen? Wie es das Pfötchen gibt, wie es aufwartet und dient, nie iſt mir ein trefflicheres Exemplar des Mannes in ſeiner Entwürdigung vorgekommen. Du biſt krank, mein guter Freund, denn Recha iſt auch zornig in Hoffen und Harren, darum bedarf ſie der Capriolen. Ach! wie wird das arme Närrchen Sprünge machen, wenn ich ihm plötzlich die Peitſche gebe und es fortjage."

„Aber Du reiteſt zu wild mit ihm," ſagte Richard, „Du hörſt ſein Geſchwätz gütig an, Du läßt Dir von ihm vorſingen und ſpielen; Du lernſt von ihm die neueſten Walzer, fährſt mit ſeinen tollen Pferden, ſchießeſt mit ſeinen Piſtolen, und lachſt über ſeine Witzeleien."

„Du thuſt Alles das auch," erwiederte ſie, „und es freut mich innig, wenn ich Dich neben ihm und mir ſehe und Euch vergleiche. Du in Deiner Würdigkeit, in Deinem angebornen Geiſtesrechte, er mit dem dürftigen Affentriebe im Nachahmen. Dann liebe ich Dich tauſendfach mehr, dann fühle ich mein Glück erſt ganz; ich möchte es dem Willfried ins Ohr ſchreien; es in den Himmel hineinjauchzen, daß Du mein biſt."

„Wie lange wird es noch währen, bis ich es laut ſagen darf!" flüſterte er in ihren Armen.

„Wie weit iſt Dein Vater?" fragte Recha.

„Der Miniſter hat das Geſuch dem Könige vorgelegt, und ſicher wird die Erlaubniß zur ungeſäumten Heirath uns nicht verſagt werden. Solche Dinge gewährt man uns wohl noch, andere gerechte Anſprüche beſeitigt man."

„Euer Proceß," ſagte Recha, „er iſt verloren. Willfried hat mir davon geſagt."

„Er faſelt," erwiederte Richard ſtolz. „Es iſt nichts entſchieden."

„So wünſche ich es," rief ſie freudig, „ja, ich wünſche von Herzen, daß ſie Dir Alles nähmen, was Dein iſt, dann müßteſt Du mir den Stolz laſſen, Dich auch reich machen zu können, und ich hätte neue Freuden und tauſend glückliche Stunden, wo ich Dich mit meinen Gaben und Gütern erfreuen könnte."

Unter ſolchen Scenen waren faſt zwei Wochen vergangen; Richard zu verſchiedenen Malen in dem Landhäuschen geweſen. Aber ſeine Beſuche waren kurz; es war ihm unmöglich, zu täuſchen, unmöglich, eine Zärtlichkeit zu heucheln, deren letzte Spur verloſchen war. Dieſe ſchwache furchtſame Liebe und jene ſtarke und ſtolze boten zu entſcheidende Contraſte. Jenny's Daſein ſchien erſt zum Leben zu werden, wenn er kam. Ein unausſprechliches Glück ſprach aus ihren dankbaren Blicken, eine rührende Freude, die ſie gleichwohl mäßigte, weil Richard ſie durch ſeine Ruhe zurückwies. Sie legte ihm das Kind in die Arme, und er ſchauderte heimlich, und dachte, wenn Recha einträte und ihn ſo fände. Er gab es ſchnell zurück, ohne es zu herzen, faſt, ohne es anzuſehen; das durchſchnitt ihre Bruſt. Dann war es ihm ein Ausweg ſeiner peinlichen Empfindungen, wenn er recht eifrig fragen konnte, ob es auch an nichts fehle? oder, wenn er kleine Mängel oder Wünſche entdeckte, wo er mit haſtigem Eifer der Mutter Geld aufdringen durfte, um es ſogleich anzuſchaffen. Dieſe weigerte ſich, und nun konnte er mit wahrer Herzlichkeit betheuern, daß er heilige Pflichten habe für ſeine arme bleiche Jenny, daß ihm nichts zu theuer und koſtbar ſei, wenn es ihr Vergnügen mache.

Als er zum letzten Male kam, war er eifriger als je, und Jenny war von seiner Güte bis zu Thränen gerührt. Die Mutter dagegen war voll tiefen Ernstes. Sie hatte wohl bei ihrer scharfen Beobachtungsgabe bemerkt, daß Richard mit jedem Male seines Kommens stiller und kälter werde, und sie glaubte aus halben Worten und Winken, die Jenny nicht verstand, seine Absichten zu errathen. Sie nahm sich auch vor, ihn zu befragen, und ließ Worte fallen, die ihn bestürzt und verlegen machten. „Alles ist schön hier," sagte sie, und sah ihn scharf an. „Manches ist viel zu prächtig, und doch genügt es nicht, weil die Ruhe und der heilige Frieden des Herzens nicht mit uns einzogen. Gut kann es nur werden, wenn Jenny vor den Menschen auch ist, was sie Ihnen geworden; wollen Sie sie wahrhaftig glücklich machen, so lassen Sie das Ihr Streben sein, Geld und Gut bedürfen wir nicht."

Richard schwieg und die Mutter ging hinaus.

„O, sei gut," sagte Jenny zärtlich, „kannst Du es verdenken, wenn sie für mich besorgt ist? Aber ich fürchte nichts, Du wirst Alles ordnen, und wer weiß, wie es sich fügt. In der letzten Nacht hatte ich einen Traum: Ich lag kalt und bleich, mein Kind ruhte auf meinem Herzen, sein kleiner Körper wollte mich wärmen, es weinte und rüttelte sich, ich konnte es deutlich fühlen. Plötzlich kamst Du zu Pferde und neben Dir war eine wunderschöne Frau mit stolzen Mienen. Meine Augen waren geschlossen, aber ich sah Dich doch und mein Herz fing leise wieder an zu schlagen. Du sahst mich an, so voller Liebe und Erbarmen, voll ungeheurem Schmerz und großer Angst, daß ich unaussprechlich selig war, denn nun wußte ich, Du liebtest mich noch. Da rief die stolze Dame Dir zu, mich liegen zu lassen und weiter zu reiten, ja, sie faßte Deine Hand und den Zügel Deines Pferdes, aber plötzlich rissest Du Dich los, warfst Dich an meiner Seite nieder und weintest und küßtest mich. Da schlug ich die Augen auf, und meine Arme um Deinen Hals, und das Kind streckte seine Händchen aus und liebkoste Dich. Ein unermeßliches Glück stürzte sich über mich, ich verlor das Bewußtsein, — und erwachte allein und traurig.

„Das Todte erwacht nie wieder," murmelte Richard, und verbarg das Gesicht in seinen Händen.

„Mein Traum hat mich den ganzen Tag begleitet," sagte Jenny lächelnd und leise, „er hat mir neuen Glauben gegeben, daß nach harter Prüfung Du mich noch einmal lieben wirst, wie in früher schöner Zeit."

„Ich muß fort," sagte er und stand auf. „Wir schwatzen wie die Kinder von Träumen, und vergessen das Leben. Ich habe heut' noch viel zu schaffen. — Ich muß zu einem lauten Feste," fuhr er fort, als sie schwieg, „zum Ball bei meinem Vater, und wäre doch weit lieber allein. Aber morgen wird unsere große Rechtssache entschieden, und so soll denn heut noch ein jeder Hebel in Bewegung gesetzt werden, der Minister, der Prinz, die Oberhofmeisterin der Königin und viele einflußreiche Personen sind geladen, obwohl es, ausgemacht, nichts helfen wird."

„Und wann sehe ich Dich wieder, Richard?" fragte sie.

„Ich weiß es nicht. Morgen oder übermorgen, vielleicht aber auch nicht; bestimmen kann ich nichts, ich werde sehen, wie es geht, oder schreiben, ja schreiben werde ich. Gute Nacht! Es ist kalt, Du sollst mich nicht begleiten."

Sie that es dennoch und sah und hörte seinem Pferde nach, das schnaubend durch die Nacht eilte. Die Funken unter seinen Hufen tanzten vor ihren Augen, sie glaubte den Reiter zu erkennen, und feurige Wirbel, die hinter ihm herzogen. So stand sie zitternd an dem Thore, als eine Hand leise die ihre faßte und die freundliche Stimme des Hofraths sie begrüßte.

Werner hatte sie schon öfter besucht, und Jenny empfand eine Abneigung gegen den Mann, dessen streng religiöse Richtung sich in einer Art Bekehrungseifer zeigte; noch mehr wurde sie jedoch von ihm durch seinen Groll gegen Richard entfernt, den er nur ungeschickt verbarg. Die Mutter hatte dagegen an Werner einen Verbündeten ihrer eigenen Gedanken; Jenny aber verlor allen Trost, mit ihm von ihren Hoffnungen sprechen zu können, für welche er nur Schweigen oder Zweifel hatte. Endlich nistete sich auch ein seltsam furchtsames Gefühl ein, denn Werner war in frühern Tagen oft gekommen, und Viele hatten geglaubt, er würde einst die schöne Ruhme heimführen. Obwohl er nie seine Wünsche geäußert, so schien Jenny doch Manches davon zu wissen, und wenn er ihr jetzt gegenüber saß, die großen Augen schmerzhaft sinnend auf sie gerichtet, kam es ihr vor, als fordere er sein Leben und seine Zukunft von ihr. Dann sprach er vor sich hinblickend von der Versöhnung des Menschen mit dem Geschick und mit Gott, von der Sündigkeit und Tugend, von der Erhörung im Gebet und von dem Quell der Gnade, der sich tief in der Brust öffne. Seine Worte strömten immer lauter und eifriger, der Geist des Herrn schien über ihn zu kommen, er verkündete Vergebung und Strafe und versenkte sich zuletzt in ein prophetisches Entzücken über den Sieg Gottes gegen alles Böse auf Erden. (D. F. f.)

Correspondenz.

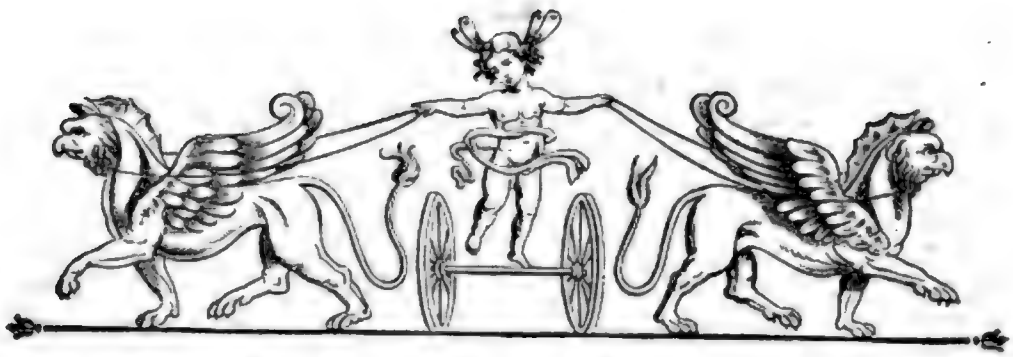
Aus Dresden.

[Die Neugroschen und Mad. Schröder-Devrient.].

Nachdem der Rheinliedsenthusiasmus ein wenig menschlicher geworden, bewegt sich das öffentliche Interesse um die neue Scheidemünze und Mad. Schröder-Devrient. Hinsichtlich der erstern theilt ganz Sachsen mit uns den Abschiedsschmerz von den ehrenfesten Groschen, niedlichen Sechsern und massiven Dreiern und Vierpfennigern, welche sich Jahrhunderte hindurch so umgänglich, theilend und theilbar bewiesen haben, und ganz Sachsen betrachtet ebenfalls mit edlem Zorne die eingedrungenen neugeborenen Silberlinge, Neugroschen genannt, für welche wir zu Verräthern an unserer behaglichen arithmetischen Ruhe des Duodecimalsystems werden mußten, welche sich halbiren und fünftheilen, sonst aber nur in unpraktische störrige Bruchtheile auflösen lassen. Anders ist es dagegen mit Mad. Schröder-Devrient; denn diese gehört unseren städtischen Privatverhältnissen an, ist unser besonderer Stolz, aber auch unser besonderer — Aerger. Hinreichend bekannt ist Ihnen ja wohl die Coulissenangelegenheit der großen Sängerin mit Dem. Marx, wobei Jene uns öffentlich versicherte, ungeachtet der Ohnmacht der Letzteren, welche die Beendigung der Oper „Macbeth" verhinderte, sei nur freundschaftliche Besprechung zwischen ihnen vorgefallen. Die Sache wurde in den Localblättern viel, wohl viel zu viel besprochen, und nahm endlich, wie jede andere Weltbewegung, auch ihr Ende. Da trat am 7. Januar plötzlich Mad. Schröder-Devrient wieder in die Schranken des „Dresdener Anzeigers", und zwar diesmal hinter dem Schilde der heiligen Themis. Sie erklärte nämlich, daß sie das bürgerliche Proceßverfahren gegen die Verfasser der sie betreffenden unwahren und schmähenden Artikel eingeleitet habe, und dessen Resultate seiner Zeit bekannt machen werde. Die Redactionen der örtlichen Organe, namentlich der „sächsischen Vaterlandsblätter" und des „Omnibus", machten nun sogleich Queue, und in dem letztern hieß es: Wenn Mad. Schröder-Devrient die Thatsache, daß sie unsere Bühne und unser Publikum vernachlässigt, dem Auslande ihre schönste Kraft zugewendet, und unser Repertoir in die ärgste Verwirrung gebracht habe, unter die Rubrik des „Unwahren", und die nothwendigen Rügen darüber, deren innere Gerechtigkeit sie durch keine richterliche Erörterung hinwegprocessiren wird, unter die Rubriken der „Schmähungen und Beleidigungen" bringen wolle, dann möge sie den „Omnibus" auch mit „unterstellen" lassen. — Meiner Ansicht nach hat eine Künstlerin von europäischem Rufe, wie unsere Gesangsheroin, um eben dieses Rufes willen, den sie einem kunstsinnigen Publikum verdankt, eine ganz andere würdigere Haltung nöthig, als sie bisher zu zeigen für gut fand. Zuerst die schuldige Achtung vor dem Publikum, dem sie vertragsmäßig verpflichtet ist und in allen Bühnenangelegenheiten, wobei ihre Person unmittelbar ins Spiel kommt, zu Recht steht. Keine Künstlerindividualität ist groß genug, um sich über die Würde und Rechte der Volksindividualität erhaben fühlen zu dürfen. Dieses Axiom hat Mad. Schröder-Devrient in letzter Zeit stillschweigend zu verneinen, oder doch überall zu ignoriren gesucht, und ein weniger gutmüthiges und nicht aller Einheit ermangelndes Publikum, z. B. das berliner, würde dafür, ungeachtet ihrer Kunsthöhe, eine angemessene Genugthuung zu nehmen gewußt haben. Hier zwitscherten und neckten sie im „dresdener Anzeiger" nur einige anonyme Spatze, und nun vergaß die Sängerin sich erst recht anschaulich, indem sie dort unaufgefordert Erklärungen, mit ärztlichen Zeugnissen belegt, von sich gab. Die munteren Spatze zwitscherten fort, und, statt ihre persönliche Würde auf den moralischen Thron zu erheben, wurde Mad. Schröder-Devrient die literarische Eule des Tages. Auch dieser Fehlgriff wäre bald vergessen gewesen, hätte sie ihn nur vergessen lassen. Jetzt aber kommt sie, wie vorher mit ärztlichen, mit juridischen Demonstrationen, mit denen sie sich Respect verschaffen wollte. Besser stand es ihr an, wenn sie statt des gesuchten Conflictes mit Dem. Marx, weil diese sie zu vertreten bereit gewesen, die junge Künstlerin in der ruhigen Ueberzeugung ignorirte, daß von einem Ersatze dabei nicht die Rede sein könne; daß sie immer eine der ersten dramatischen Sängerinnen Europas bleiben werde, wenn sie auch nur die Norma, den Fidelio und Romeo singen könnte. Dieser kleinliche Rollenneid, welcher die Oeffentlichkeit so schneidend berührte, lieh ihr den Schein einer gewöhnlichen Komödiantin, die sie doch nicht ist, und die Excesse waren um so ärgerlicher, je weniger wahrer Grund bei einer Schröder-Devrient dafür eingesehen werden konnte. Noch war ihr der letzte wahrhaft schöne Triumph in der Sache, den sie jetzt völlig zerstört hat, dadurch möglich, daß sie, die gerechte Indignation des Publikums anerkennend, diese schweigend im „Anzeiger", singend und spielend auf der Bühne, unter entscheidenden Achtungsbeweisen, zu versöhnen suchte, was einem Talente, wie das ihrige, so leicht wird. Dann hatte sie eine so starke moralische Schutzwehr, wie kein Advocat der Welt ihr eine juridische verschaffen kann, gegen Uebelwollende. Ich gehöre nicht zu diesen, vielmehr zu den aufrichtigen Verehrern des großen Talents der Mad. Schröder-Devrient, wenn ich auch weder hier noch anderwärts ihr zu Ehren jemals Kränze geworfen, oder in einem Fackelzuge figurirt habe. Das widerstrebt meiner Farbe ebenso, als von einem Theaterscandal großes öffentliches Aufheben zu machen. Daß ich hier die elegante Welt schon mehre Seiten lang von einem solchen unterhalten habe, mag mir die dabei interessirte Dame hoch anrechnen. Es geschah nur, weil ihre künstlerische Persönlichkeit so bedeutend ist, daß man es der Mühe werth halten kann, sie um ihrer selbst willen auf ihre Stellung zu dem Publikum aufmerksam zu machen. Wer in der reinen Kunstsphäre so groß dasteht wie sie, sollte auch noch den kleinen Forderungen und Rücksichten, welche unmittelbar mit jener zusammenhängen, zu genügen wissen, und nicht auf einem und demselben Platze die ungewöhnliche Künstlerin und das gewöhnliche Weib zeigen.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 15. — den 21. Januar. 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Zwei Bräute.

(Fortsetzung.)

Die Mutter fand an dieser Erbauung ungemeinen Trost, Jenny aber ängstigte sich davor, denn Werner's Ermahnungen drohten Richard mit göttlichen Strafen. Sie sah es gern, wenn er ging, und jetzt, als er ihre Hand ergriff, überfiel sie eine leise Bangigkeit.

„Hast Du ihn gesehen?" sagte sie und deutete den Weg hinab.

„Den Mann, der durch des Bösen Hülfe Dich unglücklich machte," erwiederte er, „der Dich mit seinen elenden Künsten noch jetzt betrügt? Ja, ich habe ihn gesehen. Wie von Furien gejagt, sprengte er in die Nacht hinaus; das böse Gewissen trieb ihn; aber wie schnell sein Roß auch ist, es bleibt nicht hinter ihm zurück."

„Du verstehst ihn nicht, Konrad," sagte sie, „Du verläsierst ihn, weil Du ihn haßest. Er hat viele schwere Sorgen."

„Wie lange, Du thörichtes Mädchen, willst Du den Betrüger vertheidigen, wie lange willst Du Dich täuschen lassen?" rief Werner zornig. „Glaubst Du noch daran, daß er Dich zu Ehren bringen will? Seine schöne reiche Muhme aus England ist hier, sein Vater will Beide schnell und heimlich verheirathen, sie suchen die Genehmigung des Königs. Dann werden sie an einem Tage plötzlich auf und davon sein, dann wird sein letztes kaltes Wort Dir sagen, daß es so sein muß, daß Du ihn vergessen, glücklich werden und dies Landhaus als Entschädigung seines Treubruchs betrachten sollst."

„Du lügst!" rief sie mit äußerster Anstrengung; „es ist eine schändliche Verläumdung. Allbarmherziger Gott! wie schlecht sind die Menschen, die sich fromm und Deine Freunde nennen."

„Armes Mädchen," sagte Werner, „wie viele Verlassene dachten wie Du, und verzweifelten, weil sie Menschen mehr liebten als Gott. — Aber eines," fuhr er mit feierlichem Tone fort, „ist mir vorbehalten; eine Rache hat der Himmel in meine Hand gelegt, und in seinem Namen will ich sie üben."

„Hättest Du Recht," sagte Jenny heftig, „welche Rache reichte denn aus gegen solchen Elenden!"

„Weshalb sind diese schwachen Geschöpfe so hochmüthig," sagte Werner, „und warum verspotten und verachten sie ihre Mitbrüder? Sie dünken sich besser wie wir, sie sondern sich zu einer Kaste, sie glauben, ein Recht erlangt zu haben, Gott zu verhöhnen und seine Gesetze, weil die Gesetze der Staaten zu ihren Gunsten lauten. Finstere, ungerechte Zeiten, Gewalt und Raub, haben sie in Besitz von Macht und Herrlichkeit gesetzt, und ihre Enkel nennen sich nun die Stützen der Throne, und prassen und schwelgen in dem Mark derer, die, Lastthieren gleich, für sie arbeiten. Arm müssen sie werden, ablassen von dem ungerechten Gut, Menschen sein im Schweiße ihres Angesichts, denn vor Gott ist ewige Gleichheit; alle seine Geschöpfe sollen in Arbeit und Sorgen leben, um zur Wahrheit und Erkenntniß zu gelangen. Wehe den Pharisäern, welche die Sünde und Schande auf Erden groß zogen, Knechtschaft über die Menschen brachten und Ar-

muth und Elend; sie sollen gedemüthigt werden! Und dieser Stamm, zu welchem er gehört, der die Kunst der Sünde an Dir versuchte, er ist einer der schändlichsten, weil er einer der ältesten ist. Gott hat ihn in meine Hand gegeben, und ich will nicht säumen, seinen Willen zu thun."

„Zertritt ihn!" rief Jenny heftig, „zertritt die Schlange. „Wie vermagst Du das?"

„Du hast vielleicht gehört," sagte Werner, „daß sie einen großen Proceß führen um den ganzen Besitz ihres Eigenthums. Es handelt sich um die Auffindung einer Urkunde, die Alles gut machen könnte, aber diese wird nie gefunden werden, denn sie ist in meinen Händen, von Gott mir überliefert."

„Du hast sie verborgen, Konrad?" flüsterte Jenny, zitternd vor Aufregung.

„Du weißt, daß ich im Archiv arbeite," sagte der Hofrath. „Unter alten Papieren lag sie in einem der Schränke in einen Spalt geklemmt, und fiel mir vor die Füße, als ich ihn öffnete. Ich warf das Papier gleichgültig fort, aber wie von unsichtbarer Hand fiel es von neuem auf mich, und zwischen Weste und Unterkleid blieb es stecken, als wollte es andeuten: Nimm und verbirg mich! — In dem Augenblicke sagte eine Stimme in mir: Es ist Gottes Gebot, Du sollst seinen Befehl erfüllen! Mit ahnungsvollem Sinn öffnete ich den starken Umschlag und dankte dem Herrn. Es waren lange genaue Nachsuchungen angestellt worden, und man hatte diesen wichtigen Gnadenbrief nicht aufgefunden; mir fiel er entgegen. Der Himmel wollte sichtlich die Sünde rächen, welche dies Geschlecht an Dir begangen hat. Ja, wunderbar sind die Wege des Herrn!"

„Und Du hast es aus dem Archiv genommen?" sagte Jenny.

„Ich komme davon her," erwiederte Werner. „Keine Sünde trifft mich; Gott hat gerufen, ich thue eine gute That. Dies Document eines ungerechten Besitzes soll in wenigen Minuten in Asche zerfallen." Indem er dies sagte, zog er die Urkunde in ihrem Umschlage hervor, als Jenny mit Blitzesschnelle sich auf ihn warf, ihm das Pergament entriß, mit ihrem Raube aus dem Gitter sprang und den Weg zur Stadt eilig hinablief.

Einen Augenblick lang war Werner ganz starr vor Schrecken, dann schlug er sich an die Stirn und lief ihr nach. „Wie konnte ich dieser Verblendeten die Energie der Rache zutrauen," rief er. „Jenny, thörichtes Mädchen! halt, halt!" — Aber die Finsterniß war groß und Jenny war darin verschwunden. Werner lief, was er konnte. Bald glaubte er sie erreicht zu haben, aber es war eine abgeschälte Weide, dann begegnete er einem Manne, der hatte jedoch Niemand gesehen. Er eilte zurück, weil er meinte, sie sei auf einem Umwege ins Haus gekommen, aber die Mutter kam ihm fragend und bestürzt entgegen. Mit furchtbarem Zorne erzählte er, was ihm geschehen, und warf sich, die Hände faltend und Verwünschungen murmelnd, in einen Stuhl. „Lieber Vetter," sagte die alte Frau, „Gottes Wille hat sicher Alles so geordnet, Jenny's Entschluß ist so großherzig und kühn, daß sein Segen wohl davon zu hoffen ist."

4.

Jenny hatte in einem Versteck den Vetter vorüber und zurückgelassen, dann eilte sie keuchend vorwärts, den langen öden Weg bis in die Vorstadt, dann durch die innern Quartiere, und endlich stand sie vor dem hohen glänzenden Hause, wo viele Menschen sich neugierig aufgestellt hatten, und lange Wagenreihen mit den Ballgästen langsam fortrückten.

Es war kaltes trübfeuchtes Wetter. Tage lang hatte es geregnet, und Jenny war in ihrer Hast durch den tiefen Schmuz gelaufen. Ihr leichtes Hauskleidchen, das kleine Tuch, das über das wirre Haar gedeckt war und das Gesicht halb versteckte, ihre erhitzten erschrockenen Mienen, ihr scheues, ängstlich schamvolles Auge: Alles machte ihre Erscheinung fremdartig, unpassend zu dem Aeußern und sonderbar.

Die zarte kleine Gestalt drängte sich durch die Reihen der Neugierigen mühsam hin, und als sie endlich den Eingang erreicht hatte, wo eine Polizeiwache die Abwehr der Diener verstärkte, fragte sie zur Bestürzung und zum Lachen der goldbordirten plumpen Gesellen nach dem jungen Herrn des Hauses; ja, als man sie abweisen wollte, bestand sie darauf, daß sie ihn sogleich sprechen müsse.

Da die Diener vornehmer Herren gewöhnlich weit hochmüthiger und nebenbei auch gröber sind als jene, so fehlte nicht viel, daß aus den unverschämten Witzeleien ein böser Ernst geworden wäre, denn schon trat einer der Polizeibeamten herbei und fragte mit amtlich neugieriger Brutalität, wer sie sei, und was sie hier wolle, und womit sie sich ausweisen könne?

Jenny sah ihn furchtlos an. In diesem Augenblicke hatte sie ungewöhnlichen Muth. „Ich befehle Ihnen," sagte sie mit Stolz, „unverzüglich dem Herrn zu sagen, daß eine Dame ihn zu sprechen wünsche."

Der herrische Anstand dieser seltsamen Dame, aus welcher man nicht wußte, was zu machen sei, bewirkte

noch eine gewisse zögernde Verlegenheit, und plötzlich hüpfte aus dem nächsten Wagen Willfried, der sie sogleich erkannte.

„Um des Himmels Willen, mein gnädiges Fräulein," sagte er erschrocken und halblaut, „was wünschen Sie, was soll geschehen?"

„Ich wünsche Richard zu sprechen, ich muß ihn sprechen!" erwiederte sie ruhig.

„Bedenken Sie auch," sagte er bittend und warnend, aber doch mit einer gewissen schwer unterdrückten Schadenfreude, „was daraus entstehen kann?"

„Ich habe Alles bedacht, mein Herr," erwiederte sie stolz.

„So kommen Sie," erwiederte er, und reichte ihr den Arm.

Diese zuvorkommende Höflichkeit des vornehmen Herrn schüchterte die Bedienten ein. Auf Willfried's Wink öffnete der gröbste mit einer tiefen Verbeugung ein Zimmer und zündete schnell ein paar Kerzen an. „Verziehen Sie eine Minute," sagte Willfried, „Richard soll sogleich hier sein."

Er sprang die Treppe hinauf und sagte lachend: „Das ist eine verflucht lustige Geschichte. Jenny in Recha's Zimmer! Es fehlte aber nichts zu einem Trauerspiele, als daß diese sie und ihn überraschte, und, auf Ehre! ich weiß nicht, was geschieht."

Als er in den Saal trat, suchte er Richard, der mit Recha so eben den Tanz eröffnen wollte. „Du darfst nicht," sagte er; „geh schnell hinunter, wenn Du Unheil verhüten willst. Schaff' das Mädchen, die Jenny, aus dem Hause, so schnell Du kannst."

Fast mechanisch folgte Richard seinem Winke und überließ ihm Recha's Hand. Er hatte es Willfried's Gesicht und dem Hohne darin angesehen, daß er die Wahrheit sprach. Ein furchtbarer Zorn und Schmerz erfüllte ihn; bebend hielt er sich an der Fassung der Treppe und schritt vorsichtig hinab, denn es dunkelte vor seinen Augen. Er sah die Diener nicht an, die ihn neugierig und heimlich lachend betrachteten, er fühlte sich erniedrigt und beschämt. So öffnete er die Thür; aber kaum erblickte er Jenny, die ihm ängstlich entgegeneilte, als er seine ganze Ruhe wiederfand.

„Was willst Du hier," sagte er leise, „ist Deine Narrheit noch nicht erschöpft, willst Du mich und Dich erniedrigen, hast Du kein Gefühl für den Schimpf, der mir geschieht? Wer hat Dich hierher gehetzt? Welcher Schelm oder Schurke gab Dir den klugen Rath? Zu welchem vernichtenden Schritt soll mich Dein boshafter Verrath treiben? — Thörichtes Mädchen, kennst Du mich so wenig, daß Du glauben kannst, ich werde mich zwingen lassen? Bei meinem Leben! bei meiner Ehre! ich könnte einen Schritt thun, der Dir und Deinen Bundesgenossen ewig leid sein sollte."

„Du sollst mich hören, Richard," sagte Jenny. „Ach! ich bin Dir allzugehorsam, um Rechenschaft von Dir zu fordern."

„Du willst Rechenschaft?" fiel er ein; „welche Rechte hast Du daran? Ich will nicht hören, ich darf nichts hören! Ich beklage Deine falschen Schritte, aber um so weniger kenn ich sie beachten. — Geh fort, schnell! — Was soll das jämmerliche Possenspiel? Dein und mein Schicksal schweben hier an einem Haar über uns. Geh, oder meine Verachtung, mein Haß soll Dich verfolgen, Deine unkluge Mutter, Deinen heuchlerischen Vetter. — O! hätte ich Euch Alle nie gesehen!"

„Ich gehe," sagte sie, und ließ die gehobenen Arme sinken, „doch nimm dies Papier. Es ist die Urkunde, die Deiner Familie fehlt. Mein Vetter fand sie im Archiv, und da morgen früh schon das Urtheil gefällt wird, so ließ ich mich nicht von dem bösen Wetter und der Nacht halten; ich lief heimlich bis hierher und bringe es Dir. Nimm, da ist es."

Richard hatte mit der einen Hand das Pergament ergriffen, mit der andern hielt er den schwachen Körper fest, der unter der Last des Unglücks und der Erschöpfung zusammen brechen wollte. Jenny lag mit halbgeschlossenen Augen, leise und krampfhaft schluchzend, an seinem Herzen. Er hielt sie fest, und setzte sich, indem er das todtenbleiche Gesicht mit seinem Arm stützte. Der matte Schein der Kerzen zuckte über sie hin, und große heiße Thränen fielen aus seinen Wimpern. Dann beugte er sich zu ihr nieder, und küßte sie, und küßte sie immer wieder, bis er mit seiner erstickten Stimme Worte für sein Denken sammeln konnte. —

„Arme Jenny," seufzte er, „großmüthiges Herz! welche edle, schöne Seele wohnt in diesem Körper? Welche Liebe, welche allmächtige Liebe! Reiß sie aus mit ihren Wurzeln, ich verdiene sie nicht. Ach! könnte ich Dich beglücken! Ich kann nicht, ich darf nicht! — Guter Gott! gib mir Kraft, nicht unterzugehen in diesem Kampfe."

(Die Fortsetzung folgt.)

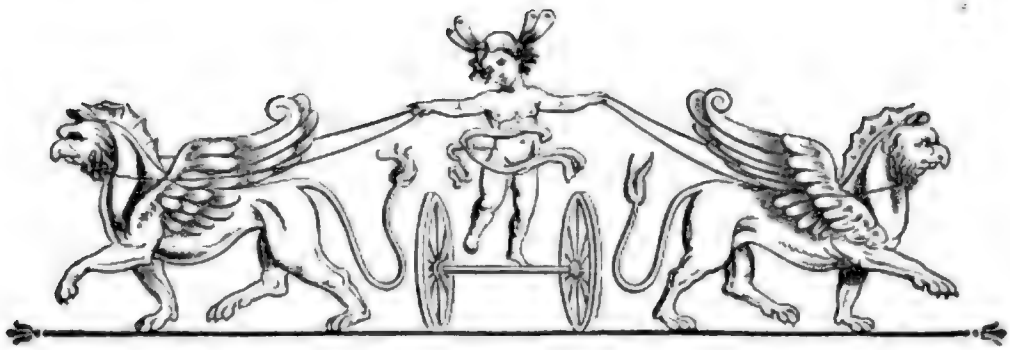
Correspondenz.

Aus Dresden. (Beschluß.)

[Mosens „Bräute von Florenz"; Journalistik.]

Eitel mag Mad. Schröder-Devrient immerhin sein, aber sie erlaube uns, eine höhere Eitelkeit von ihr zu verlangen, als von andern Sängerinnen, weil wir sie höher stellen; denn wir haben ein Recht zu dem Urtheile über ihr öffentliches Leben, während sie über ihr Privatleben nur das eigene Urtheil anzuerkennen braucht. Quantum satis! — Am 1. Januar ging Julius Mosen's neues Trauerspiel: „Die Bräute von Florenz", zum ersten Male über die Bühne, und ist seitdem wiederholt worden. Das dichterische Vermögen des Verfassers ist bereits so ehrend anerkannt, daß bei jedem neuen Producte desselben eine gewisse Bedeutsamkeit von vornherein vorauszusetzen ist, und diese fehlt auch den „Bräuten von Florenz" nicht. Manche Einzelheiten sind wahrhaft groß und schön, insbesondere ist die competente Kritik über den außerordentlichen Werth der Diction einig. Weniger ist dies bei der ganzen dramatischen Haltung des Stücks und bei den einzelnen Charakteren der Fall. Die männlichen erscheinen zum Theil verzeichnet, zum Theil entschieden unwahr; die weiblichen zu passiv in ihrer dramatischen Geltung, und somit erlangt die strengere Forderung schon in den Einzelheiten keine echt künstlerische Befriedigung. Das Ganze, an „Romeo und Julie" erinnernd, ist ein ziemlich loses Gewebe leidenschaftlicher Conflicte, dem es an einem eigentlichen Ausgange, an einem harmonischen Abschlusse fehlt; wie jenem an ausreichender Motivirung. Es wird viel gefrevelt und gemordet, allein es löst sich das Alles nicht, wie in dem Shakspeare'schen Stücke, in einem versöhnenden Ziele auf, sondern bricht als großes, aber unselbständiges Vorspiel ab, als Ursache ohne die noch nothwendige tragische Folge. Bei diesem Tadel darf nicht vergessen werden, daß dennoch Mosen in seinem Stücke wieder die schöne productive Kraft offenbart, welche zu Hoffnungen für die Zukunft berechtigt, während die Mittelmäßigkeit darin unzweifelhaft schon am Ende ihrer Leistungen erscheinen würde. — Ich will Sie noch von einem völlig neuen Gegenstande unterhalten: von der dresdener periodischen Presse. Diese war, bei der Bedeutung unserer Residenzstadt, des reizenden Durchgangspunktes von Nord nach Süd, für das Reisepublikum, bei dessen historischer und artistischer Bedeutung, noch vor einiger Zeit von merkwürdig dürftigem Charakter. Der „dresdener Anzeiger", der bereits länger als hundert Jahre besteht, ist ein bloßes Intelligenzblatt, und beschränkt seinen Einfluß auf das öffentliche Tagesleben, auf einige schließliche Fingerzeige, wo der nach Unterhaltung schmachtende Mensch dergleichen zu suchen habe. Die hier erscheinende „sächsische Dorfzeitung" ist eines jener tausend geschmack- und gesinnungslos zusammengewürfelten deutschen Blätter, deren einziger Zweck der Geldgewinn ist. Daß es diesen erfüllt, daß es viel gelesen wird, beweist die Empfänglichkeit und das Bedürfniß des Publikums, welches gern nach Besserem greifen würde. Hat solche literarische Misère erst einmal Wurzel gefaßt, so erträgt sie die Gewohnheit, wie die übrigen zahllosen Sünden gegen den heiligen Geist des Guten und Nöthigen. Wird dann auch wirklich das entschieden Bessere geboten, so findet es keinen Absatz mehr; die willigen Käufer sind mit der Spreu versehen, und haben nicht Zeit und Lust, auch wohl nicht den nöthigen Scharfblick zur Untersuchung des etwaigen Körnerinhaltes. Das hat sich im Laufe des vorigen Jahres recht schlagend in Dresden wieder gezeigt. Es erschien Adolf Schäfer's „dresdener Wochenblatt", ein durchaus achtungswürdiges Unternehmen, dessen Tendenz die Belebung und Ausbildung des vaterländischen, insbesondere des constitutionellen Bewußtseins war, und das gegen das Ende des Jahres unter dem Titel: „sächsische Vaterlandsblätter" eine Erweiterung erhielt. Wie ernst der Redacteur es damit meinte, geht aus dem Umstande hervor, daß er einen nicht unbedeutenden Posten aufgab, um sich rücksichtslos seiner publicistischen Neigung hingeben zu können. Und in der That offenbaren wenige Blätter der beschränktern Sphäre so zweifellos und in so würdiger Haltung in jeder Nummer die Gesinnung, welche uns endlich zu der die Epoche abschließenden historischen That führen kann. Das Originalblatt besteht fort, aber nur durch Opfer, wie ich glaube, während ungeschickte Compilationen einträglich floriren. Freilich hat Hr. Schäfer bei der Anlage und Fortsetzung seines Blattes einen Hauptfehler begangen, der bei der Unreife des größern Publikums für abstracte Tendenzen seinem Streben noch fortdauernd hinderlich sein wird. Er hat über seinen eigenen Sympathien dafür die Forderungen der Masse allzu wenig berücksichtigt. Ohne in triviale Unterhaltungsstoffe zu verfallen, würde er leicht in sein Organ ein vermittelndes concretes Element aufnehmen können, welches kräftige Wurzeln in der Lesewelt schlüge, und nun wären dem materiell gesicherten Baume die geistigen Schößlinge mit mehr Aussicht auf edle Früchte einzuimpfen. Solche leichtere Stoffe, als Träger der schwereren, sind, außer der Tagesgeschichte, einzelne Gegenstände der Orts- und Landeskunde in pikanter Darstellung, Bilder aus dem Volksleben u. dgl. Der gewöhnliche Leser will unterhalten sein, sieht es aber gern, wenn er zwanglos dabei lernen kann. — Hermann Meynert's „Omnibus" ist ein Unterhaltungsblatt, das sich schon sehr erfreulich über die Mittelmäßigkeit erhebt. Es bespricht geistvoll manches locale Interesse und zeichnet sich insbesondere durch gediegene Theaterkritik aus. Ein eigentliches Ortsblatt, wodurch das Volksleben und Streben allseitig von höherem Standpunkte aus zur Anschauung und allmälig zu einem durchdringenden Bewußtsein gebracht würde, ist aber auch der „Omnibus" nicht, obschon Hr. Meynert ganz der Mann wäre, eine derartige Aufgabe zu lösen. Die örtliche periodische Presse könnte in bestimmten engen Kreisen, im Anschluß an die allgemeinen Literaturbewegungen, unendlich viel zur organischen nationalen Entwickelung beitragen, wenn die rechten Geister und Gesinnungen und nicht so viele unnütze, verzögernde Federn thätig wären. Diese von der Tagespresse gänzlich zu entfernen, ist nicht unmöglich, wenn gleich unwahrscheinlich; die Nachweisung der Mittel aber zu umständlich und ungehörig für den Raum dieser Blätter. — r —.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 16. — den 22. Januar 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Zwei Bräute.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblicke wurde leise geklopft und Richard's Kammerdiener trat herein. Er hatte das Vertrauen seines Herrn, wußte Manches, und hatte genaue Kenntniß von seinen Verhältnissen zu Recha.

„Gnädigster Herr," flüsterte er, „Sie werden vermißt. Mylady Recha sucht Sie; sie kommt die Treppe herab."

„Ist ein Wagen da?" fragte er hastig.

„Der Wagen des gnädigen Herrn hält im Hofe."

Richard hob die ohnmächtige Jenny auf und legte sie in seines Dieners Arm, indem er sie nochmals küßte. „Trage sie sanft," sagte er gerührt und drückte angsthaft dessen Schulter; „hier, schnell durch die Tapetenthür und Myladys Schlafzimmer. Führe sie zu ihrer Mutter zurück, nach dem Landhause meiner verstorbenen Tante. Tröste sie, bitte sie, sich zu beruhigen; ich würde Alles zum Besten ordnen. Und Verschwiegenheit, strenge Verschwiegenheit!"

Der Diener eilte mit der leichten Last davon, denn draußen hörte man Recha's Stimme. Richard warf sich in den Stuhl, riß den Umschlag von der Urkunde und begann hastig zu lesen.

„Was hast Du hier einsam zu schaffen?" sagte sie, indem sie mißtrauisch umherblickte.

„Auf seltsame Weise," erwiederte er, „ist mir plötzlich dies wichtige, verlorene Document zugekommen, das meiner Familie Alles sichert: Unser Proceß ist gewonnen."

„Wie kam es her?" fragte sie heftig.

„Die Art muß für jetzt noch ein Geheimniß sein," sagte er ruhig, „aber Du sollst es erfahren." —

Sein offenes Vertrauen rührte sie. „Ich will es nicht wissen, Du theurer Bösewicht," sagte sie lachend; „ich bin thöricht genug gewesen, mir ein dummes Mißtrauen einflößen zu lassen. — Vergebung, mein Richard! die erbärmlichen Menschen sollen mich nicht schwach sehen, Du und ich, wir stehen zu hoch für sie. Aber freuen wollen wir uns; Dein Vater hat so eben die Genehmigung seiner Bitte erhalten, und nichts steht unserm ewigen Bunde mehr entgegen."

5.

Am nächsten Morgen hatte der Hofrath Werner so eben seine steife Halsbinde angelegt, als es an seiner Thür pochte und Richard hereintrat. Werner's blasses Gesicht wurde noch länger und bleicher, er erwiederte den Gruß des jungen Mannes mit Unmuth und Verlegenheit, und schien nicht recht zu wissen, welche Rolle er zu spielen habe. Er sah ihn finster und erwartend an.

„Ich komme, Herr Hofrath," begann Richard, ihm die Hand bietend, „um Ihnen meinen und meiner Familie herzlichsten Dank zu sagen. Sie haben uns einen so großen Dienst geleistet, daß wir auf immer Ihre Schuldner bleiben müssen."

„Sie meinen das Document," sagte Werner. „Glauben Sie mir, Sie haben mir weit weniger zu danken, als meiner Muhme Jenny; meinen Sie aber dennoch, mir Dank schuldig zu sein, so erfüllen Sie meine Bitte, es immer ein Geheimniß sein zu lassen, daß ich damit zu schaffen hatte."

Bei der Erwähnung Jenny's röthete sich Richard's Stirn, und mühsam schien er eine heftige Empfindung zu unterdrücken. „Sein Sie unbesorgt," sagte er dann, „ich sah diese Bedingung voraus, und mein Vater, der heut in der ersten Frühe schon zum Präsidenten des Gerichtshofes fuhr, bemerkte diesem, daß die Urkunde glücklicherweise in unserem Familienarchive in einem ganz verborgenen Fache entdeckt sei. — Sie dürfen jedoch nicht meinen, Herr Hofrath," fuhr er fort, „daß meine Familie Willens ist, ihren Dank in so kahlen Worten abzumachen; nein, wir fordern Sie dringend auf, uns eine Gelegenheit zu geben, Ihnen zu beweisen, daß Sie dankbare Schuldner haben; und wenn ich wüßte — "

„Ich weiß in der That nicht, Herr Baron," fiel Werner hastig und sich höflich kalt verbeugend ein, „was ich für meine Handlung annehmen könnte."

Richard betrachtete ihn mit einem langen forschenden Blicke. „Ich muß diese Stunde benutzen," sagte er, „Ihnen auf jede Gefahr Eröffnungen zu machen. Ich habe ein starkes Herz und kräftige Nerven, aber in den furchtbaren Gemüthsstürmen, die mich nun seit Monaten heimsuchen, wankt endlich Alles in und an mir."

„Wenn uns Stürme heimsuchen," erwiederte Werner, „ist der höchste Vertraute, der einzige wahre Helfer, Gott, dem wir unser Herz erschließen sollen."

„Weisen Sie mich nicht ab, „sagte Richard sanft. „Gott öffnet die Herzen der Menschen und gibt uns Trost, indem wir gemeinsam den rechten Weg suchen, Unglück mildern oder abwenden. — Was ich sagen will, betrifft mich und Sie; es betrifft theure Wesen, die uns nahe stehen."

In diesem Augenblicke betrachteten sich Beide mit tiefem wachsendem Ernst. Richard schien seine Rede ordnen zu wollen, Werner diese zu errathen.

Plötzlich faßte der erste die Hand des Hofraths und sagte mit ruhiger Festigkeit: „Ich täusche mich nicht, Sie lieben Jenny."

„Und wenn es wäre?" erwiederte Werner eben so fest und ruhig, „wenn ich dies arme verlassene Mädchen mit dem mitleidigen Erbarmen liebte, wie man eine Blume liebt, einen schönen Schmetterling, einen goldgefiederten Vogel, den man betrübt an sein Herz drücken und sorgsam bewahren möchte, daß der Winter, der ihn tödten wird, nicht zu schnell kommen kann."

„Wenn Sie das vermöchten!" rief Richard, tief seufzend, „o! so wäre uns Allen geholfen. Was kann ich, was soll ich leugnen, was Sie, ein lebenskluger Mann, längst wissen müssen. Meine Neigung zu Jenny ist in ihrer Gluth längst ausgebrannt. Ich habe mich im Taumel der Empfindungen eines schrecklichen, folgenschweren Leichtsinns schuldig gemacht; es ist mehr ein Unglück als ein Vergehen, aber die Welt richtet erbarmungslos und bricht den Stab über menschliche Schwächen. Ich büße die Verirrung hart, soll ich ihr mein Glück und Leben opfern? Sie kennen die Verhängnisse der menschlichen Gesellschaft, die Fesseln des Standes, die Forderungen der Welt; aber, wenn ich Alles auch verachten wollte, großer Gott! mein Herz ist empfindungslos geworden; ich kann mein Wort, meine Schwüre nicht halten, ich bin elend, unglücklich; ich ringe vergebens mit Pflicht, Ehre und Gewissen, mit Mitleid und Bewunderung. Ich liebe Jenny nicht mehr, ich kann und darf sie nie heirathen!"

„Armes unglückliches Mädchen!" murmelte Werner und faltete die Hände vor seinen Augen.

„Gibt es keine Buße für den Reuigen?" rief Richard heftig, „kann ich mich nicht loskaufen; nicht durch gute That, durch zärtliche Sorge, durch treue Freundschaft unsere Zukunft versöhnen? Muß denn der Mensch mit dem Märtyrertod seines höchsten und edelsten Lebens für eine Schwäche seines heißen Blutes bezahlen, um vor Gott und Welt tugendhaft zu heißen? Und welche Zukunft würde der armen Jenny erwachsen, wollte ich mein Haupt beugen?! Ich würde niemals vergessen können, sie eben so wenig, und der Kreis kalter, von Vorurtheilen erfüllter Menschen, unter denen sie leben sollte, würde uns täglich mit frischen Dornen stechen. Wie den heiligen Sebastian, von Pfeilen durchbohrt, deren Schmerzen ich vermehren müßte, würde ich sie leiden und sterben sehen, wie ich stürbe, voll Groll, voll Kummer und Verzweiflung."

„Das darf, das soll nicht geschehen," sagte Werner gebietend. „Ihre Schilderung ist allzuwahr, Jenny darf nicht diesem furchtbaren Schicksal verfallen; doch, mein Gott und Herr! welchen Engel willst Du Deinen zitternden Geschöpfen senden?"

„Hören Sie mich an, Herr Werner," sprach Richard. „Ich habe in dieser Nacht einen schrecklichen Kampf mit meinem Herzen bestanden, aber es soll, es

muß der letzte gewesen sein. Jenny's Erscheinung gestern, ihre Liebe, die Alles verachtete, hatte mich so innig gerührt, daß ich noch einmal schwanken konnte. Ich prüfte jede Faser meines innern Lebens, und fand, daß Glück für uns nur noch möglich sei, wenn wir den Knoten rasch und sanft lösen, ehe er uns erwürgt. — Jenny hat einen Platz in meinem Herzen, den ich ihr bis über alles Leben hinaus treu bewahren will; ich seufze allein über die Unvollkommenheit menschlicher Zustände. Sie ist ein Engel an Frömmigkeit und Herzensgüte; o! bei Gott, sie ist tausendmal reiner und schuldloser als die Elenden, welche sie verdammen. Ich kann es nicht sein, den sie beglückt, aber jeder Andere müßte mit einem solchen treuen schönen Herzen ein seliges Liebesleben führen. Es bedarf dazu eines Mannes, der sorgsam ihre kranke Seele heilt, der, mit starkem Willen begabt, Trost in ihre Brust bringt, der mit Verstand und Liebe sie Fassung für das Unvermeidliche lehrt. Dann wird sie vergessen lernen, ihr Schmerz wird milder werden, sie wird neue Hoffnungen lieben und mir nicht zürnen. — Herr Werner, dieser Mann sind Sie!"

Eine helle Röthe überflog Werner's Gesicht, es zuckte darin Schmerz und Freude, Zorn und Hoffnungen, die vergebens unter einer frommen Ruhe verborgen werden sollten.

„Wenn Gott es gefügt hätte," sagte er nach einer Pause, „daß Jenny's Herz sich zu dem meinen gewendet, ich würde ihm hohes irdisches Glück zu danken haben; ja, wenn es noch jetzt sein könnte, daß ich die Kraft empfinge, ihr gebrochenes Gemüth aufzurichten, o, wie gern würde ich dem Herrn dies verlorene Lamm retten!"

„Lassen Sie uns in dieser bangen Minute einfach reden, wie es Männern geziemt," erwiederte Richard. „Sie haben Jenny immer geliebt, und auch sie ehrt und achtet Sie hoch. Eine Liebe, auf Achtung gebaut, ist edler und dauernder als leidenschaftliche Neigung. Ich will thun, was ich nur vermag, um ihr Lebensglück materiell zu sichern. Jenny gehört das Landhaus, wie Sie wissen, ich zahle aber am Tage ihrer Verbindung mit Ihnen, würdiger Freund, ein Capital von zwanzigtausend Thalern, und eine Rente für die Erziehung meines Kindes. Nichts soll fehlen, immer will ich in Noth und Tod ein treuer wahrhafter Freund sein."

„Und legten Sie alle Schätze der Erde zu meinen Füßen," erwiederte Werner feierlich, „diese würden mich wahrlich nicht verlocken. Ich gehöre einer streng gläubigen Richtung an, Herr Baron, die in Vieler Augen ein Anstoß ist, aber mein Wandel ist rein und mein Glaube gebietet mir Wahrheit. — Ja, ich liebe Jenny, und wenn es möglich ist, ihr krankes Herz zu heilen, so will ich es versuchen. — Sie muß erfahren, daß sie verlassen ist, sie muß den bittern Trank trinken, Gott wird sich ihrer erbarmen!"

Richard sah ihn forschend an. „Machen Sie Jenny glücklich," sagte er, „dann werden auch Sie glücklich sein, denn ihr schönes Gemüth wird auch das Ihre sanfter stimmen. Die Tröstungen der Religion und die Liebe eines gläubigen, edlen Mannes, sind diesem armen, weichen Herzen nöthig." Dann zog er einen Brief hervor und reichte ihn Werner. „Geben Sie ihr dies," sagte er. „Es muß sein, daß wir scheiden, aber Niemand soll es ihr verkünden als ich. Es ist Schmerz und Trost darin. Wenige Zeilen, ich konnte nicht mehr, Hand und Kopf versagten mir den Dienst."

6.

Am Abend trat Werner in das einsame Haus. Er fand Jenny allein, die Mutter war in der Stadt. Sie kam ihm mit einem bittenden Lächeln entgegen. „Lieber Konrad," sagte sie, „ich hoffe, Du hast mir verziehen. Ich mußte thun, wie ich that, ich konnte wahrhaftig nicht anders"

„Ich empfinde das wohl," erwiederte er; „Du bedarfst keiner Entschuldigung."

„Und nun wird Alles zum Guten werden," antwortete sie freudig. „Er war wohl zornig, aber dann sah er mich unaussprechlich liebevoll an, und wie ich in seine Arme fiel und die Besinnung verlor, fühlte ich noch seine Thränen und heißen Küsse. Er muß bald kommen."

„Er wird nie mehr kommen," sagte Werner.

Sie lächelte und doch ward sie bleicher. „Wie kannst Du das wohl sagen," rief sie, „ja, wie kannst Du es nur denken und mich so sehr betrüben? Aber Du hassest ihn, das ist nicht recht, Konrad, Du bist ein frommer, christlicher und guter Mensch, und ich dachte, Du wärst mir auch gut."

„Lies diesen Brief," sprach er, „und bedenke dann, daß, wenn irdische Liebe uns verläßt, wenn ein ungeheurer Schmerz uns zur Verzweiflung führen will, wir fest vertrauen sollen auf die Gnade des Erlösers."

Sie hatte ihm das Papier längst abgenommen und die Zeilen mit gieriger zitternder Hast durchflogen. Ohne Wort, ohne Klage starrte sie darauf hin; ihre Augen verloren den Glanz des Lebens, eine sinnverwirrende

Angst schien sie aus den Höhlen zu pressen. Dann legte sie die kleine Hand auf ihre Stirn und sagte fast tonlos: „Ich kann es nicht verstehen. Er schreibt, Richard schreibt, es muß so sein, wir sollen uns nicht wieder sehen; das Schicksal, die Menschen, die bösen, entsetzlichen Menschen! Es ist nicht wahr! nein! er hat gesagt: Ich will, ich bin auch ein Gott, mein Wille ist ewig! Lies Du es, Konrad, sage mir, ob es so dasteht, ich bitte Dich, mein Auge ist so dunkel, ich bin krank."

„Es steht da," erwiederte er, „Du bist verlassen. Er will Dich immer lieben, als ein treuer Freund, er will Dir Geld und Gut geben, aber seine Hand einer Andern. — Jenny, Du hast einen schweren Kampf zu kämpfen, sieh' wohl zu, daß es ein guter Kampf sei. — Es gab eine Zeit, wo auch mein Gemüth zum Tode erkrankt war, wo ich nicht zu genesen hoffte. Mein Herz wollte brechen, denn ich liebte ein Weib, und ach! sie hatte keinen Blick für meine Schmerzen. Welche Qual ist die größere?! Du hast einen Mann geliebt und bist seiner glühend heißen Liebe gewiß gewesen. Alle Himmel hast Du durchflogen, alle Seligkeiten hast Du empfunden, nun empfinde und trage die Schmerzen, und bete und büße, daß ein kurzes irdisches Glück Dir höher dünkte als alle Ewigkeit. Welche grausamen Prüfungen habe ich ertragen ohne Erfüllung, welche entsetzlichen Nächte, wo ich auf meinen Knieen ringend um Erlösung bat und meine Seligkeit hingegeben hätte um einen Blick, um einen Kuß, um ein einziges Liebeswort. Während meine Brust blutig zerbrechen wollte, und mein Auge vergebens den Himmel durchirrte, lag ein Mensch in den Armen des geliebten Weibes, ein Elender, der es dann eine Verirrung nannte und sie verließ. Allmächtiger Gott! ich danke Dir, Du hast mich vom Wahnsinn errettet, der mich umgarnte, Du hast mir Kraft geschenkt, die fürchterlichen Leidenschaften zu bewältigen, Du lösest den Schmerz in Ruhe und Glauben auf. Du schenkest mir Deinen heiligen Frieden. Ja, Glauben gibt Frieden. O! so senke den Glauben auch in dies arme gequälte Herz, so öffne ihm Deinen Himmel, so laß es der Gnade theilhaft werden, so gönne mir, o Vater! das unaussprechliche Glück, ihr Leiter, ihr Freund und Hort zu sein." Er sprach dies Alles langsam und still, fast ohne Bewegung. Jenny saß ihm gegenüber, wie eine Todte, so starr, und sah in die Flamme des Lichts.

Bei seinen letzten Worten ward die Thür geöffnet und die Mutter trat herein. Sie schien heiter gestimmt und das Elend in Jenny's Zügen gar nicht zu bemerken. „Ich bringe gute Nachricht," sagte sie, „in der ganzen Stadt ist es schon bekannt, daß Richard's Proceß gewonnen ist. Stellen Sie sich vor, Vetter, vertraute Leute gratulirten mir ordentlich, und ich kann es nicht leugnen, ich erzählte Manches, was bisher verschwiegen war, denn nun muß ja der Tag nahe sein, der uns in Ehren der Welt wiedergibt."

„Und dennoch thaten Sie Unrecht, werthe Frau", sagte Werner. „Wissen Sie nicht, daß oft, wenn es scheint, wir sind am Ziele, dies am weitesten von uns ist!?"

„Was soll das heißen?" rief sie bestürzt. „Ihr warnender Ton thut mir wehe, und was ist denn mit Jenny? Was ist geschehen?"

„Was ich längst ahnete," erwiederte er, „was auch Sie, liebe, theure Muhme, wohl denken konnten, als der junge vornehme Verführer Sie in dies Haus brachte. Wahrlich, er gehört zu den Schlechtesten nicht, denn er hat noch eine Art Gewissen und Großmuth, und sucht seine Schlechtigkeit, die er tief empfindet, durch reiche Gaben abzukaufen."

„Was wollen Sie damit sagen, Vetter Werner?" sagte sie bebend.

„Daß Jenny zu der großen Classe treulos verlassener Mädchen gehört, daß Richard im Begriff ist, sich mit seiner reichen Cousine aus England zu vermählen, und daß er diesen Abschiedsbrief schrieb, in welchem er Wahres mit Falschem mischt, um sein Opfer zu überzeugen, daß Pflicht, Ehre und Gewissen ihm gebieten, so zu handeln." (D. B. f.)

Notizen.

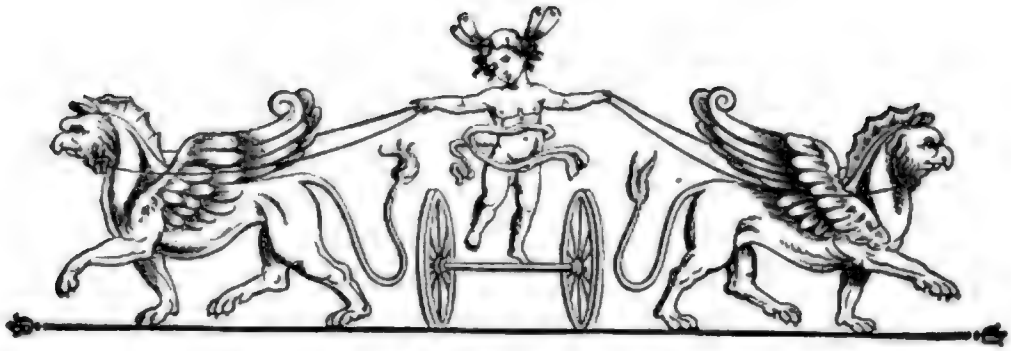
[Aus dem himmlischen Reich.]

Die Engländer möchten gern zur Eroberung Chinas gezwungen werden. Es geht aus ihren Proclamationen gegen die Mandarine in Macao hervor. Viele Episoden, die aus dem chinesisch-englischen Krieg in Zeitungen mitgetheilt werden, schmecken etwas nach pseudo-chinesischer Romantik, wie sie von englischen Autoren fabricirt wird.

[Walhalla in Regensburg.]

Schwanthaler's Hermannsschlacht, für den östlichen Giebel der Walhalla, nähert sich der Beendigung; Mozart's Standbild ist zum Guß bereit; Jean Paul's bereits in der Gießerei, da die Aufstellung desselben für den nächstwiederkehrenden Todestag desselben (14. Nov.) festgesetzt ist, wie ein Correspondent in der leipziger Allgemeinen aus München meldet.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 17. — den 23. Januar. 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Zwei Bräute.

(Beſchluß.)

Die alte Dame ſank in einen Stuhl, aber ihr Schreck machte ſchnell einer unbezähmten Wuth Platz. Daß ſie, die immer Zweifelnde, gerade jetzt das Beſte geglaubt hatte, daß ſie in dieſem Wahne ſchwatzhaft geweſen war, erhöhte ihre rückſichtsloſe, leidenſchaftliche Bitterkeit. Sie rief die Rache Gottes auf den Elenden herab, der eine ſchuldloſe, ehrenhafte Familie ſo unglücklich gemacht habe; ſie verfluchte ihn, ſein Geſchlecht und ſeine Nachkommen, und ſchien mit jedem neuen Ausruf an Heftigkeit zu gewinnen. Die mächtige hohe Geſtalt hatte etwas Entſetzliches in dieſem Zorne. Die Haube war von ihrem Haar gefallen, bei ihren heftigen Bewegungen hatte ſich dies aufgelöſt, und mit den krampfhaft zuckenden Fingern und gerungenen Händen durchwühlte ſie die greiſen, wirren Flechten.

„Kann ein Menſch elender und geſtrafter ſein," rief ſie, „als ich arme alte Frau es bin. Ein einziges Kind hatte mir Gott gegeben, es war meine Freude und mein Stolz, nun iſt es der Fluch meiner alten Tage. Wohin ich ſehe, trifft mich Spott und Schande, und ſie, die Quelle aller meiner Schmerzen ſcheint es nicht zu fühlen, ja ſie möchte wohl gar den ſchändlichen Böſewicht noch vertheidigen. — Ach! das iſt die Strafe meiner ſchwachherzigen Liebe; daß ich zu mild gegen ſie war, das bringt mich nun mit Leid in die Grube. Ja, Du unnatürliches Kind, Du biſt es, Du tödteſt Deine alte Mutter; Du vergifteſt mein Leben; welchen Kummer, welch Elend haſt Du mir bereitet! Nein, ich kann es auch nicht ertragen, Dich und den Zeugen Deiner Schande immer um mich zu ſehen. — O! Gott erlöſe mich von dieſer Qual, daß ich ſie nicht verfluchen muß in meinem Elende. Mein Herr und Gott! was habe ich gethan, daß Du mich ſo heimſuchſt."

Hier löſte ſich ihr Schmerz in einen Strom von Thränen, und mit lautem Weinen ſenkte ſie das Haupt in ihre Hände. — Langſam ſtand Jenny auf; ſie ſchien gefaßten Muthes, und wie ſie vor ihrer Mutter niederkniete und deren Hände demüthig küßte, ſagte ſie mit feſter leiſer Stimme: „Du arme Mutter! Ja wohl, ich habe Dir ſo ſchweres Leid gethan, daß ich es nimmermehr abbüßen kann. Vergib mir um meinen eigenen Schmerz, der mein Herz verbrennt, daß ich ſchreien möchte." Wie die Mutter nicht antwortete, ſtand ſie auf, nahm ein Licht und ging der Thüre zu.

„Wohin gehſt Du, Jenny?" ſagte Werner.

Sie wendete ſich um und ſah ihn an. „Ich will zu meinem Kinde," ſprach ſie; „ich muß ihm ſagen, daß es keinen Vater hat. Gute Nacht, Konrad."

Er blieb allein mit der ächzenden Frau, welche erſt nach langer Zeit ſo viel Ruhe gewann, um ſeinen Troſt und ſeine verſtändigen Gründe zu hören. Werner trug ihr dieſe mit Beredſamkeit vor, und miſchte ſo geſchickt weltliche Vortheile, Fügung des Himmels, die unlöslichen Hinderniſſe einer Heirath zwiſchen Richard und Jenny und die hochmüthige Kälte der erloſchenen Liebe des jungen

vornehmen Mannes, daß er endlich zu dem Schlusse gelangte, es werde eine Zeit kommen, wo, was die Mutter jetzt beweine, als eine weise Schickung sich erkennen lasse, welche sie segnen werde. Weiter ging er nicht, aber er deutete in wenigen Worten es an, wie ein besserer Mann als dieser hochmüthige, verschrobene und lasterhafte Mensch sich finden werde, der Jenny zum Glücke leite; wie sie, geborgen vor aller Noth, ruhig hier wohnen könnten, bis die Zeit den Schmerz gemildert habe, und wie er selbst dann sorgen wolle, daß die Welt sich ihnen öffne.

Nach manchen Gesprächen darüber war die Mutter sichtlich beruhigt. Es dämmerte in ihr die Ahnung auf, daß der fromme, rechtschaffene und begüterte Vetter wohl selbst noch, trotz aller Schmach auf Jenny's Haupt, sie zu Ehren bringen könne. Als er ging, drückte sie ihm die Hände. „Kommen Sie bald, recht bald wieder," sagte sie, „wir bedürfen Ihrer Freundschaft und Jenny wird dankbar sein."

Werner ging sinnend durch die Nacht. Sie war still und vom Dämmerschein der unermeßlichen Sternendecke erhellt. Der reine Himmel ließ die Myriaden Welten auf die kleine dunkle Erde hinabschauen. Der Strom spiegelte sich in ihnen, die nackten alten Bäume schienen mit ihren spitzen Zweigen gleich Fingern hinauf zu drohen und die Sternschnuppen abzuschlagen, welche in seltener Menge über den lichten Bogen kreuzten.

„So wunderbar," sagte Werner leise, „ich empfinde bei ihren Leiden ein Gefühl des Glücks und der Genugthuung, und während ihr Herz fast zerbricht, richtet sich das meine endlich auf. Das ist die göttliche Vergeltung! Er hat Recht, meine Rolle ist einfach. Es müßte seltsam kommen, wenn ich nicht bald in seine Stelle treten sollte, denn ihr Schmerz ist eines Weibes Schmerz, schnell verweht und verwandelt. — Wie wunderbar! ich wollte sie arm und nun bringt sie mir ein schönes Landhaus und zwanzigtausend Thaler. Gott! ich danke Dir!" — Hier hob er den Kopf zu den Sternen auf und fühlte es heiß über sein Gesicht laufen. „Ein prostituirtes Mädchen," murmelte er, „was wird die Welt sagen!"

In diesem Augenblick sah er dicht am Flusse eine weiße Gestalt sich langsam fortbewegen. Es ging ein schmaler Steg über das Wasser hinaus, wo Schiffe landen konnten, dorthinauf ging die Gestalt. Ein Zittern lief durch Werner's Glieder, er sprang von dem Fußweg und eilte herbei. „Jenny," rief er, „unglückliches Weib, was thust Du!? Rette Deine unsterbliche Seele, Dein Kind. Mörderin! Im Namen Gottes, steig herab!"

Sie streckte die gerungenen Hände zum Himmel aus und schien sie über ihren Kopf zu falten. — „Es gibt keinen Gott! nein, es gibt keinen Gott!" schrie sie gellend — ein dumpfer Fall, ein Aufschlagen des Wassers folgte. Das letzte schreckliche Wort glitt flüsternd über die Wellen hin, dann ein erstickter Schrei, eine plätschernde Hand, das weiße versinkende Kleid und Alles war still. — Werner hielt die Augen starr auf den Punkt gerichtet, wo sie verschwunden war. Viele Sterne stürzten plötzlich aus dem Firmament und schienen in das Wasser zu fallen; es dunkelte vor den Augen des hülferufenden Mannes, er sank bewußtlos nieder.

7.

Die schöne Morgensonne ging golden über den Wald. Welch heiterer lieblicher Tag, welche Lust, die frische Herbstluft einzusaugen; wie beneidenswerth, wer auf schnaubendem Roß die Waldwege durchkreuzt. Viele Spaziergänger standen still und sahen der schönen Recha nach, die so leicht den türkischen Schimmel lenkte. Willfried ließ seinen schwarzen Hengst daneben courbettiren, und Recha nickte ihm zu, daß die Lançaden des wilden Thiers ihn nicht im Sattel rücken konnten; dann sprach sie leise mit Richard an ihrer Seite, lachte laut und schlug ihr Pferd.

„So," sagte sie, „werden wir bald in den Bergen meiner Heimath umherstreifen, wenn die Hörner rufen und die Hunde die Fährte des Fuchses verfolgen. Es ist langweilig bei Euch und Eure Sitten gefallen mir gar nicht. Das Volk hat keine Hochachtung gegen die Vorrechte der Geburt, es dünkt sich als gleich, während in dem freien England die niederen Stände voll Ehrerbietung und Demuth sind."

„Wir sind, wie wir sind, das Product der Stürme, welche Europa seit fast funfzig Jahren erschüttern," sagte Richard. „Nach England drangen sie nicht."

„Nein," rief sie, „das ist es nicht, Ihr seid es, Ihr habt Euch selbst erniedrigt. In falscher Anmaßung habt Ihr die rechte Würde aufgegeben und Jedem erlaubt, sich als Eures Gleichen zu betrachten."

„In einem Lande der Wissenschaft muß die Aristokratie der Bildung hohe Rechte genießen," sagte Richard lächelnd.

„Wenn es die Bildung allein wäre," erwiederte sie, „aber bei Euch ist Alles Aristokratie, oder will es sein. Ihr wißt die Kuckucksbrut nicht aus Euren Nestern zu werfen, und geht mit Leuten um, wo man sich in England die Hände wäscht, wenn man mit ihnen zufällig

und unabweisbar in Berührung kommt. Ich gehöre nicht zu den Strengsten, aber ich muß auch Deine Schwäche tadeln, Richard, weil sie mich ärgert. Du sprichst mit dem niedern Volke, ja, Du reichst dem schmuzigen Pöbel die Hand, wie heut dem alten Bettler an Deiner Thür."

„Es war kein Bettler," sagte er sanft, „es war ein redlicher, tüchtiger Mann, den ich von Jugend auf kenne."

„Gib ihm Geld," rief sie, „aber nicht Deine Hand. Geld ist für diese Menschen das rechte Mittel, sie zu belohnen und in Ehrfurcht und Ergebenheit zu halten. Das ist die Art, wie man die Schranken erhält; nur keine Annäherung zu der Gemeinheit des Lebens. Nichts ist hassenswerther, nichts verächtlicher als diese freiwillige Entwerthung."

Willfried, der voraus war, hielt sein Pferd an und deutete den Weg hinunter. „Was gibt es dort an der Brücke!" rief er, „was stehen die Menschen dort? Schnell darauf und dran, eine Neuigkeit, die wir sehen müssen."

Sie näherten sich rasch; viele Menschen hatten am Ufer einen Kreis gebildet, und mitten darin waren Fischer, welche scheltend den Leichnam eines Weibes aus den Maschen ihres Netzes lösten. — Da lag sie auf dem sonnenvollen Rasen, so weiß und kalt, so still und schön, als schlafe sie. Die Furchtbarkeit und das Geheimnißvoll-Entsetzliche, das auf dieser Todten ruhte, schien selbst in der rohen Menge den Spott zu verscheuchen. Ein alter Mann tadelte laut die scheltenden Fischer. „Seid doch Christen," sagte er, „und denkt nicht an die kleine Arbeit und Mühe. Das unglückliche Weib da hat eine so gräßliche That gethan, daß man lieber beten soll, Gott möge ihr verzeihen und denen, die es vielleicht verschuldet haben."

Die Reiter hatten sich näher gedrängt, Recha wandte sich schnell ab. „Fort," sagte sie, „eine Scene des menschlichen Elends, wir können hier weder beten, noch Geld vertheilen." — Aber Richard saß starr auf dem Pferde, alles Blut und Leben war von ihm gewichen. Er hörte nicht.

„Fort mit Dir," flüsterte Willfried und ergriff die Zügel, „hier ist kein Platz für Dich." Er wendete das Thier um, aber mitten in dieser Bewegung sprang Richard ab. Er durchbrach den Kreis und kniete an der Leiche nieder. Langsam hob er ihren Kopf empor, strich das Haar von ihrer Stirn und suchte mit der Hand ihr Herz. „Da bin ich," murmelte er, „da bin ich mit meinen unermeßlichen Schmerzen. — Erwache Jenny, erwache! Du hast mir gesagt, Du fühltest meine Liebe, die allmächtig wiederkehrt, so richte Dich auf, und siehe meine Liebe und mein Elend. Entsetzlicher Traum! O! warum hast Du mir das gethan?"

Seine Lippen bewegten sich, aber Niemand hörte, was er sprach.

„Lieber Herr," sagte der alte Mann, „Da ist alle Mühe umsonst. Hier hat nur der Todtengräber sein Amt zu verwalten."

„Und ich," sagte Richard mit dumpfer Stimme, indem er aufstand.

Er blickte zurück, Recha und Willfried waren fort, der Diener hielt sein Pferd. „Sorge für diese Leiche," sagte er. „Laß sie in das Haus dort bringen, hier ist Geld, spare nichts, ich werde für alles Weitere sorgen."

Wie er durch den Wald fortsprengte, fühlte er eine überirdische Kraft in seinem Herzen. „Nun will ich sie ewig lieben," sagte er, und die Thränen flossen über sein Gesicht, „ewig um sie trauern; aber mein Gewissen klagt mich nicht an, ich schlage meine Blicke frei und stolz zum Himmel auf, ich frage laut: Wer klagt mich an? Wer wagt es, mich zu verdammen?" — Dann drückte er die Hand auf seine heiße schmerzende Stirn und sagte mit furchtbarer Gewalt: „Ich! ich!" —

Als er nach Haus kam, wurde Recha's Reisewagen so eben herausgezogen; der alte Baron kam verstört und zornig aus den Zimmern der stolzen Frau. „Nun," sagte der alte Herr, „wir werden das Gespött der ganzen Welt sein, so ungeschickt hast Du Dich benommen. Geh und sieh, was Du gut machen kannst."

„Da ist nichts mehr zu ändern und gut zu machen," erwiederte Richard. „Recha hat, wie ich sehe, für immer zwischen uns entschieden. Ich lobe sie."

Der Vater faßte seinen Sohn an der Hand und hielt ihn fest. „Ich befehle Dir, mich zu begleiten und um Verzeihung zu bitten!" rief er.

„Herzlich gern," versetzte Richard, „aber Sie sollten uns diesen Weg sparen."

Wie er die Thür öffnete, stand Recha mitten in dem Zimmer und Willfried küßte zärtlich ihre Hände. Sie wandte sich rasch, ihr Gesicht strahlte vor Zorn. „Hier," sagte sie, „stelle ich Ihnen meinen Verlobten vor, der mich in wenigen Stunden nach England begleiten wird. Ich weiß, wie ich getäuscht bin, und hoffe, Vetter Richard, Sie machen keine Ansprüche mehr auf meine Hand."

„Keine," sprach er. „Gott mache Sie glücklich, Muhme Recha." — Er kniete nieder und küßte ihre Hand, dann sah er ihr ins Gesicht und sagte leise: „glücklich, wie ich es hoffte und wollte."

Sie blickte ihn vorwurfsvoll an. Plötzlich fiel sie um seinen Hals, küßte ihn heftig und weinte laut. „Geh," sagte sie; „Gott segne, Gott behüte Dich! O, Richard! mußtest Du mich so gräßlich täuschen, mußte sich Alles so enthüllen?! Geh, ich verzeihe Dir und will Dich nie vergessen." — Sie riß sich los und eilte zu Willfried zurück, an dessen Schulter sie ihr Gesicht verbarg.

„Du hast mir einen Dienst geleistet, Willfried," sagte Richard, „obwohl Du es nicht gut meintest; habe Dank. Nach dem, was wir gesehen, hätte ich Recha's Liebe aufgeben und ihr selbst sagen müssen, daß ich ihre Hand nicht annehmen könne. Genieße Dein Glück und suche sie glücklich zu machen. Lebe wohl, Recha, lebe ewig wohl!" —

Drei Jahre hatte Richard Jenny betrauert. Sein Vater war todt, er hatte die reichen Güter in Besitz genommen, und mit Sohnesliebe für die verlassene Mutter seiner Geliebten gesorgt. Fast täglich hatte er sie besucht, und sein theilnehmender Schmerz, wie seine Sorgfalt hatten endlich Trost in das vereinsamte Herz der alten Frau zurückgeführt. Das Kind war ihre einzige Hoffnung, ihr Haltpunct am Leben, das höchste Glück ihres Daseins. Richard hatte ihr versprechen müssen, es ihr nie zu nehmen, so lange sie lebe, und nun trieb ihn der unerforschlich süße Trieb zu seinem Kinde hinaus, um es zu sehen, zu küssen, die kleinen Züge zu durchmustern, um Aehnlichkeiten mit seiner armen Mutter zu entdecken und über verschwundene Zeiten nachzusinnen. Je öfter er kam und je liebender und versöhnter die alte Mutter ward, um so mehr zog sich Werner zurück, der nach Jahr und Tag endlich eine Ehe schloß und dann gar nicht mehr erschien.

Als der alte Baron starb, nahm Richard das Kind und die Mutter in sein eigenes Haus, und die Genugthuung, welche er Beiden in den Augen der Welt gab, erhöhte die Zuneigung zu ihm. Er hatte auch den stolzen trotzigen Sinn seiner Jugend ganz abgelegt. Mit ernstem festem Charakter verband er die Milde und Nachsicht eines vielgeprüften Menschen, den Alle ehren und lieben, weil sie wissen, daß die Leidenschaften ihn nicht erreichen. Endlich zog er ganz auf seine Güter, und getrennt von dem städtischen und weltlichen Getreibe, versenkte er sich in ein Naturleben, pflanzte, ordnete, verwaltete und gewann im rüstigen Schaffen die ganze Ruhe seines Lebens zurück.

So saß er einst in der Dämmerung eines reizenden Abends, seinen Sohn auf dem Schooße, dessen blonde Locken er streichelte und sich an dem unschuldigen Geplauder erfreute, als die alte Mutter hereintrat, die ihn lange betrachtete und ihn dann freundlich anredete: „Lieber, theurer Richard," sagte sie, „ich muß Ihnen beweisen, daß ich in Wahrheit den Muttternamen verdiene, den Sie mir geben. Welche Rechte haben Sie, Ihr Leben so zu vereinsamen, da Sie doch vor Vielen berufen sind, es zu genießen? Sie leben hier wie ein guter Hausvater, rings umher ist Ihre Familie, für deren Glück und Freuden Sie sorgen; denken Sie denn nicht daran, sich auch selbst zu beglücken?"

„Sie meinen," sagte er lächelnd, „daß ich ein Weib wähle und mein Haus lebendig mache. Nein, werthe Frau; nach so viel Stürmen bin ich in einen Hafen gelaufen, von wo ich die theuer erkaufte Ruhe nicht noch einmal in Gefahr bringen will."

„Ist das ein Seemann," erwiederte die alte Frau, „der sein Schiff lieber alt und unbrauchbar werden läßt, weil er sich vor dem Meere fürchtet?"

„Ich habe geliebt," sprach Richard, „und lebe für dies theure Kind."

„Sie lieben noch," sagte die Mutter lächelnd und ihm drohend. „Viele schöne Fräulein gibt es hier im Lande, wie würde Ihnen sonst wohl keine gefallen?"

„Es gibt keine, welche die Mutter meines Knaben sein könnte," erwiederte er.

„Das scheint Ihnen so," meinte sie, „weil Ihre Gedanken immer weit übers Meer hinziehen."

„Zu Recha," sagte er ruhig. „Warum soll ich es leugnen? Ich habe Ihnen längst jede Falte meines Herzens enthüllt. Ja, ich habe sie geliebt in schrecklichen Stunden, ihr Andenken ist mir noch immer ein theures und heiliges. Jenny und Recha, sie wohnen Beide in meiner Seele. Der Kampf ist aus, es ist tiefer Friede in mir, ich denke an sie wie an verklärte Freunde."

Bei einem Geräusch an der Thür sah er sich um und stieß einen Schrei aus, indem er die Hände wie nach einer Erscheinung ausbreitete. „Recha!" schrie er, „ist es Wahrheit, ist es eine Todesahnung!"

„Eine Ahnung neuen Lebens!" rief Recha und sank an seine Brust. — Erst nach einer langen Pause flüsterte er: „Wo ist Willfried?"

„Unser falsch geschlossener Bund ist aufgelöst," sagte sie. „Mit einer reichen Jahresrente hab' ich mich losgekauft von meiner Verirrung, meiner hochmüthigen Verderbtheit, die mich unaussprechlich elend machte. Nun komme ich zu Dir, mein Richard, und frage demüthig: Willst Du mich annehmen? An Gottes Thron will ich es schwören, ich war immer Dein. Du liebst mich noch, ich habe es gehört. Laß mich Dein Weib, die Mutter Deines Kindes, Jenny's Schwester, und die Tochter dieser edlen Frau sein. Nehmt mich auf! Nach so vielen Leiden und Schmerzen, Versöhnung in menschlich schöner Schwäche und Liebe!"

Richard hielt sie entzückt an seinem Herzen und küßte sie wie mit erster Leidenschaft. „Und Sie, meine Mutter!" rief er, „Sie segnen unsern Bund!"

Die alte Mutter legte das Kind in Recha's Arme und küßte Beide. „Ich wußte ja Alles," sagte sie, „ich hatte Recha seit einer Stunde gesehen. Meinen Segen und Jenny's Segen über Euch!" —

Notiz.

[Erinnerung der Redaction.]

Es bedarf kaum der wiederholten Erinnerung, daß sämmtliche kritische Aufsätze, die dem Publikum ohne Chiffre vorgeführt werden, von der Redaction selbst herrühren.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 18. — den 25. Januar 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Brief aus Hayti.

Port au Prince, August 1840.

Wie Sie aus der Ueberschrift meines Briefes ersehen, befinde ich mich am Orte meiner Bestimmung. Funfzig Tage habe ich gebraucht, um von der Rhede zu Cuxhaven hierher zu gelangen, und ich muß gestehen, daß mir diese Zeit sehr lang geworden ist. Wenn man die Sänger des Meeres liest, und erzählen hört von den Nixen und der Meerfei, wie sie spielend den Kiel umtanzen und mit weißen Händen hinaufzureichen suchen an den Bord, an dessen Geländer der Sohn des Landes sich lehnt und lächelnd ihrem Spiele zuschaut, so ergreift Einen eine Sehnsucht nach dem Schaukeln auf den grünen Wogen. Aber, wenn man das Schiff bestiegen und das Land aus dem Gesichte verloren und nun funzigmal die Sonne unter- und aufgehen sieht, immer dasselbe Bild vor sich, Himmel oben, Wasser unten, immer dieselben Gestalten, langweilige Passagiere und schmuzige Matrosen, da gehört in der That eine regere Phantasie dazu, als ich sie besitze, um sich einen König der Elemente zu fühlen, und sich zu freuen über die Fahrt. Einige Tage laß' ich das Ding gelten, aber funfzig Tage! Doch, sie liegen hinter mir, und ich werde sie vergessen. —

Als wir in Port au Prince ankamen, schien die Sonne, und der wachthabende Soldat saß, seine Pfeife im Munde, an der Zollstätte und flickte seine Kleidung, das verrostete und defecte Gewehr war an die Wand gelehnt; es war ein Bild des Friedens. Gut, daß Christoph nicht mehr am Leben, er würde solche Verletzung der militärischen Disciplin mit dem Tode bestraft haben; der Soldat soll im Frieden an den Krieg, im Kriege an den Frieden denken. Die Stadt ist schlecht gebaut, besteht meist aus hölzernen Gebäuden, und die Straßen sind ohne Pflaster; bei irgend nasser Witterung watet man hier im Kothe. Die Sache hat ihren Grund. Erdbeben sind keine seltene Erscheinung auf Hayti, und man bedenkt bei Bauten und Anlagen, daß sie oft in einer Stunde zerstört werden; die hölzernen Häuser namentlich schreiben sich daher. Kürzlich habe ich auch eine Probe Erdbeben empfunden; um Mitternacht weckte mich ein heftiges Rütteln an der Bettstelle, und am andern Morgen erfuhr ich, das sei ein Erdbeben gewesen. Ich muß gestehen, daß ich, hätte ich es im Augenblicke des Stoßes gewußt, gewiß eine schreckliche Angst empfunden haben würde, denn ich kann mir einmal nichts Schrecklicheres denken als ein Erdbeben.

Ich habe gesagt, daß unsere Häuser von Holz sind; sie sind aber von Eichen- oder Mahagoni-Holz gebaut, und daher sehr fest; man kann kaum einen Nagel in den Balken schlagen. In den Häusern ist es ganz comfortable; die Menschen aber lassen mich Hamburg vermissen. Hayti, sonst St. Domingo, hat im Ganzen vielleicht eine Million Bewohner, die Hälfte gewiß besteht aus Schwarzen, die übrigen sind Farbige, und nur wenige Weiße sieht man, sie kommen hierher, wie ich, um vermittelst ihrer Connexionen in Europa Geld zu

verdienen, und ſich dann wieder auf und davon zu machen. Es ſind in Port au Prince meiſt Deutſche und Franzoſen. —

Sie kennen die neuere Geſchichte Haytis gewiß. Im Jahre 1819 las man in den Blättern Manches darüber, und auch die Literatur hat ſich ihrer ſchon bemächtigt. König Chriſtoph, ich werde ihn unter dieſem Namen noch oft erwähnen müſſen, war der Sohn eines Negerſklaven von den Antillen. Im nordamerikaniſchen Kriege focht er für die Freiheit, und 1790 ging er hierher. Es ward auf Hayti das Drama der franzöſiſchen Revolution im Kleinen aufgeführt; Neger und Mulatten forderten hier ihre Menſchenrechte den Weißen gegenüber, und der Kampf begann. Am 30. November 1803 war er auf Cap François mit der Niederlage der Franzoſen beendigt. Am 8. October 1804 beſtieg Jakob I., früher Deſſalines, den Thron. Nun fingen aber die Kämpfe zwiſchen den Negern und den Mulatten an. 1806 ward Jakob ermordet und der ſchwarze General Chriſtoph ergriff die Zügel der Regierung, als Präſident des Nordens, während im Süden der Inſel ein anderer, Petion, die Republik ſtiftete. Von 1807 bis 1811 ging die Sache gut. Chriſtoph war ein tüchtiger Mann, aber man machte ihn zum Kaiſer, und als Heinrich der Erſte war er ein grauſamer Tyrann. Sie können hier viele Geſchichten von ihm hören. Namentlich erzählte man mir von ſeiner Hinrichtungsmethode; er ließ dem armen Sünder einen Strick um die Schläfe legen und dieſen ſo lange zuſammenſchnüren, bis das Leben entflohen war. Wahrlich raffinirt und merkwürdig entgegengeſetzt dem Verfahren der franzöſiſchen Tyrannen. Auf dem Grèveplatze betrieb man die Hinrichtung fabrikmäßig; es kam darauf an, Heerden in einem Tage zu ſchlachten; Chriſtoph betrieb ſie kunſtmäßig, er ſpedirte ſie recht con amore. — Sein Ende iſt ſeiner würdig; er ſtarb nicht auf dem Krankenbette, nicht im Gefängniſſe, nicht auf dem Schaffot, er erſchoß ſich. Es war am 8. October 1820 zu Sansſouci. Boyer, der Nachfolger Petion's im Süden, iſt jetzt Präſident der Republik Hayti.

Nachdem ich mich meiner Aufträge entledigt, fand ich, daß es vernünftig wäre, die Inſel ſelbſt etwas genauer kennen zu lernen, und da ſich mir eine Gelegenheit darbot, ſo trat ich am Ende Mai meine Reiſe in den nördlichen Theil an.

Spät Abends begab ich mich an Bord eines Küſtenfahrzeuges von hier. Der Capitain war noch nicht am Bord; er wie alle ſeine Glaubensgenoſſen haben das Vorurtheil, nicht vor Mitternacht die Anker zu lichten; an Paſſagieren war kein Mangel, es gehörte daher etwas Dreiſtigkeit dazu, ſich Platz zu verſchaffen. Wir Deutſchen ſind nicht die dreiſteſte Nation; unbedingt muß man den Engländern das Lob ertheilen, daß ſie im ſocialen Leben für ihre höchſt eigene Perſon am beſten Sorge zu tragen wiſſen; wer jene Gegenden durchwandert hat, in denen die engliſche Gentry alljährlich erſcheint, um Londons nebliche Atmoſphäre auf eine Zeit lang zu vergeſſen, wird für meine Bemerkung gewiß gleich ein belegendes Beiſpiel zur Hand haben; wo er iſt, da ſchafft ſich der Sohn Albions auch ſeinen Comfort. Er kleidet ſich, wie es ihm beliebt, er ſetzt ſich, wo es ihm beliebt, legt ſich, wann es ihm beliebt, und ſpielt immer die Rolle eines freien Mannes, den nichts bindet, nicht Sitte noch Mode, noch das Gefühl des Anſtandes und die Regeln der Etiquette, nur das Geſetz. Ich konnte daher mit Recht darauf ſchließen, daß der dicke Mann, der ſich zuerſt mitten auf das Verdeck, mit dem Kopfe gegen des Capitains Schlafkammer und zwar gerade in den Weg niederlegte, ein Engländer war. Für mich war der dicke Mann von großem Werthe. Es iſt mir, wie uns Deutſchen überhaupt, eigen, immer erſt zu fragen: darf man? iſt es ſchicklich? was thun andere Leute? Engländer fragen ſo nicht, der Franzoſe aber auch nicht, dem iſt der Anſtand, die conventionellen Regeln im ſocialen Leben ſo ſehr eigen, ſie ſind ihm ſo geläufig, daß er nie in Verlegenheit ſein wird, ob ſich etwas ſchickt oder nicht ſchickt. Der Deutſche aber holt ſich ſeine Sitten ſeit langer Zeit ſchon von Außen; er erhält Unterricht in guten Sitten durch Complimentirbücher, und daher kommt es, daß er ſich wie jeder Schüler oft fragt: „was iſt hier das Wahre, was ſagen die Bücher und die Gelehrten?" Deutſche Sitte, deutſcher Anſtand iſt ein Phantom. Leſen Sie nur das Complimentirbuch des Dr. Knigge. (?) Ich kann Ihnen im Vertrauen ſagen, daß es gar keinen Dr. Knigge gibt, das Buch hat ein Freund von mir geſchrieben und der Verleger hat es getauft, das iſt eine wichtige Anmerkung für die Literatur-Hiſtoriker.

Doch ich komme von meinem Thema ab. Wie geſagt, der dicke Mann war für mich von Werth, denn er beantwortete mir ſtillſchweigend die Frage, die ich mir ſchon aufgeworfen hatte: was ſoll aus den vielen Paſſagieren heute Nacht werden? Sie werden ſich ſo gut placiren, wie möglich, ſo interpretirte ich die Antwort, und machte echt deutſch es dem Engländer nach. Ich ſuchte mir einen ziemlich bequemen Platz im Vorder-

theile, hüllte mich in meinen Mantel, lehnte den Kopf an einen Holzklotz, und überließ mich eine Weile meinen Gedanken.

Mich weckte das Commando des Capitains. Der Anker war schon aufgewunden, die Segel wurden ausgespannt und fort ging es. Die Bemannung mußte aus allerlei Volk zusammengesetzt sein, denn der Capitain commandirte durcheinander in vier Sprachen; ein und dasselbe Commando wiederholte er englisch, französisch, spanisch und creolisch. Als ich mich, den Kopf emporhebend, nach den übrigen Passagieren umsah, bemerkte ich, daß die lieben Leute es alle gemacht hatten wie der Engländer, und auch gleich neben mir lag ein Frauenzimmer; das war nun ein gar mißliches Ding. Ich brauchte nur eine halbe Wendung zu nehmen, so lag ich an ihrer Seite. Der Schatten, den das Segel warf, und der Mantel, in den sie sich der Nachtluft wegen gehüllt hatte, verdunkelte mir ihre Gestalt. Schlafen konnte ich aber aus purer Neugier nach dieser Entdeckung nicht mehr, ich stand bald auf und ging, so viel es wegen der Umherliegenden möglich war, auf dem Verdecke hin und her. Der Capitain plauderte mit dem Steuermann, es war ein Mulatte, ein pfiffiger, unterhaltender Patron, der die Welt kannte, mehrere Reisen nach Europa gemacht und, wie die böse Fama mir erzählte, später auf eigene Gefahr und Rechnung das Recht des Stärkern auf dem Gebiete des Meergottes gegen seine Nebenmenschen ausgeübt hatte. Er war auch in Hamburg gewesen, und erinnerte sich noch mit wahrem Vergnügen an die Stunden, die er im Wirthshause zu den vier Löwen auf dem hamburger Berge an der Seite einer dicken Demoiselle zugebracht hatte. „Elle était très-amusante!“ sagte er mir gewiß zehnmal. Das Mädchen hat außereuropäischen Ruf. Schade, daß er ihren Namen vergessen hatte, man könnte ihr einen Gruß bestellen.

Diese neue Bekanntschaft hatte noch den Nutzen für mich, daß ich den Rest der Nacht in der Schlafkammer des Monsieur Limier zubringen durfte. Ich ergriff die Gelegenheit, einige Stunden zu schlafen, und erwachte erst, als mein neuer Freund mich zum Dejeuner weckte. Die Bewirthung war gut; der schmuzige Koch machte seine Sache nicht schlecht, und Wein gab es genug.

Als ich zufällig in den Winkel des Verdeckes kam, wo ich am vergangenen Abend zuerst mich gebettet hatte, lag meine geheimnißvolle Nachbarin von gestern, eine junge hübsche Mulattin, noch an Ort und Stelle in derselben Lage, in der ich sie verlassen hatte. Sie gleich anreden mochte ich nicht, ich beschloß daher zu warten, bis sie sich erhoben haben würde, hatte mich aber wieder getäuscht. Sie erhob sich von ihrem, doch gerade nicht weichen, Lager eben so wenig, wie die übrigen am Bord befindlichen Frauenzimmer; die ganze weibliche Gesellschaft blieb bis zur Ankunft auf dem Cap ruhig liegen. So groß ist die Faulheit der Frauen in heißen Ländern.

Gegen Abend erreichten wir Gouaires. Es ist ein trauriges Nest, mit fast lauter elenden hölzernen Häuschen. Die wenigen steinernen Häuschen werden von Weißen bewohnt, sind aber nicht deren Eigenthum, da sie nach dem Staatsgesetze nie Grundbesitz erwerben können. Gouaires treibt einigen Handel, er ist aber, wenigstens mit dem Continente, nicht bedeutend. Der Handel könnte größer sein, wollten die Einwohner die ihnen gegebenen Mittel benutzen. Namentlich einen Ausfuhrartikel lassen sie ganz unbenutzt, ich meine das Salz, das vom Meere schon hier, weiter hinauf im Norden der Insel noch mehr ausgeworfen wird; es bleibt am Strande liegen und verdunstet. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Hippel's Aufruf; Krause's Glatzpaste]

Die allgemeine augsburger Zeitung enthält abermals in mehrern Correspondenzartikeln aus Berlin die Wiederholung der falschen Angabe, daß der verstorbene Geheimrath v. Staegemann den Aufruf des hochseligen Königs an sein Volk 1813 abgefaßt habe. Dem ist nicht so, wie solches Staegemann oft genug bestätigte, wenn er darüber befragt wurde. Dieser Aufruf ist ein historisches Actenstück, es begeistert uns heute noch eben so wie damals in den Tagen des Unglücks, es hat einen unvergänglichen Werth. Folgendes Zuverlässige können wir darüber mittheilen. Der Aufruf erhielt seine Entstehung, als Napoleon's Schaaren über den Rhein heranzogen, Preußen sich rüstete zu einem Kampf auf Tod und Leben. Beim Staatskanzler v. Hardenberg ward damals in Breslau mit Scharnhorst, Gneisenau und dem Staatsrath v. Hippel über ein gegen Frankreich abzufassendes Manifest berathen. Hippel erklärte sich gegen ein solches Manifest. „Wozu bedarf es eines Manifestes,“ war seine Ansicht, „um unser Verfahren in Europa's Augen zu rechtfertigen! Napoleon hat uns unterdrückt, wir stehen jetzt auf, um für unsere Ehre, für unsere Unabhängigkeit zu kämpfen; ein Aufruf des Königs an sein Volk ist allein zweckmäßig und wichtiger als jedes Manifest.“ Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall, der Staatskanzler forderte zur Ausarbeitung desselben auf. Hippel legte des andern Tages den Entwurf vor, der allgemeine Beistimmung fand. Gneisenau sagte damals: „Ich vermöchte

Nichts hinzuzufügen." Allerhöchsten Orts erhielt das inhaltsschwere Werk Bestätigung, nachdem der Staatskanzler noch hin und wieder einige Zusätze gemacht hatte. Hippel's Handschrift mit des Fürsten v. Hardenberg Veränderungen befindet sich unter den Acten, und Staegemann hat nie ein Hehl gemacht über den Abfasser des Manifestes. — Hr. v. Hippel war zuletzt Oberlandesgerichtspräsident in Liegnitz, lebt jetzt zurückgezogen in Bromberg und widmet den Musen und Wissenschaften seine Zeit. Es ist derselbe freimüthige Mann, der uns kürzlich mit dem gehaltreichen Schriftchen über Preußens Schulwesen beschenkte, das dem jetzigen Minister des öffentlichen Unterrichts zugeeignet ist.

Mit Recht werden die Kunstliebhaber auf die meisterhaften Glaspasten aufmerksam gemacht, welche der königliche Galerie-Aufseher Hr. Krause anfertigt. Seine Abgüsse nach antiken Steinen lassen ein bedeutendes Vorschreiten erkennen, besonders sind auch die Kameen als gelungen zu bezeichnen und jedem Kunstfreunde bestens zu empfehlen; sie sind treu den Farben der Originalsteine nachgebildet, rein, klar und scharf, von ausgezeichneter Schönheit. Auch moderne Werke bildet Hr. Krause nach; so hat er z. B. in colorirten Glas-Platten die schönen Glaspasten der Brustbilder des verstorbenen Königs und seiner königlichen Gemahlin eingesetzt, darunter der Todesengel mit gesenkter Fackel, einem geschnittenen Steine nachgebildet. Diese sinnige Zusammenstellung hat allgemeinen großen Anklang gefunden. ††.

Notiz.

[Ueber die hallischen Jahrbücher.]

Zwei ehrenwerthe Männer in Göttingen und in Berlin unterhielten sich brieflich über einige Barbareien in den hallischen Jahrbüchern, und senden uns den Austausch ihrer Ansichten zur Mittheilung an unser Publikum. Wir geben es wörtlich.

(Aus Göttingen.)

„Aber was sagen Sie zu der Berserkerwuth in den hallischen Jahrbüchern? Von sämmtlicher deutscher Literatur bleibt da nichts Lobenswerthes mehr übrig, als was bekannte Gedankenwendungen in schlechtem Style schreibt! Goethe war ein Schwachkopf, Tieck ein Volksverführer, Varnhagen ein Verräther, Laube ein Dummkopf, Pückler ein Taugenichts, und so weiter. Das Jahr 1840 schließt Herr Echtermeyer und mißhandelt wohl in zehn Nummern die Einleitung von Laube's Literaturgeschichte, den zehnten Theil des Buches, um nachzuweisen, was Laube selbst zwanzigmal gesagt hat im Buche selbst, daß er keine Quellengeschichte altdeutscher Literatur geben könne und wolle, sondern nur eine summarische Uebersicht. Offenbar beweist Herr Echtermeyer mit so viel Breite etwas, was außer ihm kein Mensch bezweifelt, und eines Beweises bedürftig geglaubt hat, blos um seine antiquarische Kenntniß an den Mann zu bringen, und benutzt dazu sogar augenscheinlich alle Druckfehler des Buches, und das Alles, um die roheste Recensionsform der unfruchtbaren und blos pedantischen Literaturzeitungen, der seligen Schütz und Müllner, wieder auf die Bahn zu bringen, und das Alles, um uns den Eindruck zu hinterlassen: er möge die altdeutschen Bücher fleißiger gelesen haben als Laube. — Ich freute mich über diese hallischen Jahrbücher bei ihrem Entstehen und anfänglichen Fortgange, und bin nun traurig über ihre Entartung! Denn es ist nicht blos der affrös plebeje Ton, der ja heut zu Tage kaum einmal mehr im gewöhnlichsten Tagesblatte zu finden, es ist auch das burschikose Schwadroniren, welches daraus anwidert, da es keineswegs frei von Philisterei erscheint, sondern gleichsam nur unten in Koller, Kanonen und Pfundsporen, oben dagegen in Perrücke und Schminke. Wie ist es möglich, daß Jemand jetzt, nachdem Goethe gelebt hat, so niedrig zu schreiben sich nicht schämt! Und nicht allein diese wenige äußere Delicatesse, auch diese platte Art, mit der an jede, selbst die verschiedenartigste Leistung derselbe engleistige Schustermaßstab angepaßt wird, diese einseitige Manier, wie will sie eine kritische Macht unter Verständigen sein! — Da sie nicht das Talent nach seiner Eigenthümlichkeit auffaßt, diese herausfindet und jenem mit Liebe die Vorzüge und Mängel vorhält, sondern da sie alles Gedruckte nach einer schon vor der Lektüre gefaßten, zwar auch sehr eigenthümlichen Caprice, etwa nach Stand, Religion oder Politik abfertigt, und zur Ruhe zu donnern sucht. Wahrlich diese Echtermeyer'sche Recension hat mich empört, wie die neuere über Pückler's „Vergnügling" mich lachen gemacht hat, denn wer dies letztere Buch nicht heiter und dankbar aus der Hand legt, muß durch und durch vergrimmt sein. Hier fährt mir aber durch den Sinn: man hat oft gesagt, daß erst durch Reiben Feuer entstehe, und daß verschiedene Parteien der Literatur die förderlichsten Eil- und Dampfwagen seien. Sollte das noch gelten für diese hallischen Jahrbücher heutiger Gestalt? Für diese legitimen Kronprinzen Menzel's mit dem kleinen Geschmack und der unveränderlich grundprosaischen Ansicht? Ich zweifle. Oder liegt es blos an der unverdauten philosophischen Schulsprache, an der meisterhaft schwülstigen Fassung, daß solch ein Journal so gut wie unbekannt bleiben kann?"

(Antwort aus Berlin.)

„Es liegt daran, daß nur ein mechanisch Leben, ein Uhrwerksleben, was der große schwarzwälder Philosoph ihnen aufgezogen hat, in den Leuten ist. Wenn das abgelaufen ist, sind sie fertig, und dies wittert eine Nation vortrefflich. Was der Jugend an den hall. Jahrbüchern etwa gefiel, das war und ist die ihr noch von der Universität her geläufige Schulsprache, die sie hier zum ersten Male an lebendigen Dingen versucht sah, ferner der Muth und die Losgebundenheit von aller Autorität. Ich erkenne den Muth ebenfalls an, und freue mich, daß er so rücksichtslos auftreten darf. Aber der Muth eines Trunkenen, der toll auf Freund und Feind loschlägt, und nichts mehr unterscheidet, wird doch bald widrig und verächtlich, besonders wenn er obenein talentlos und blos roh sich äußert. Sie werden sehen, bald werden die Leute einander selbst bei den Haaren kriegen und wir werden den bekannten irischen Bull erleben: zwei Löwen bekämpften einander so erbittert, und fraßen einander dergestalt auf, daß nichts von ihnen übrig blieb als die Schwänze."

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Berlin, den 15. Juni 1848.

Der Brief und Handel.

Die neue Epoche, welche Frankreich in so kurzer Zeit durchlaufen hat, ist für Deutschland eine Lehre, die es nicht unbenutzt lassen darf. Wir haben in Deutschland ebenfalls eine Revolution gehabt, aber sie ist nicht so weit gegangen, wie in Frankreich, weil sie nicht so weit gehen konnte. Wir haben keine Republik, weil wir keine Republikaner haben. Wir haben keine Republikaner, weil wir keine Republik haben

der, ich weiß nicht ob von einem alten Lieblingskätzchen, oder von einem Zicklein, mir sehr hart und unverdaulich erschien. Ich aß mich dagegen in Bananen satt. Nach der Tafel sollte getanzt werden. Der Capitain ließ einige Passagiere ans Land holen, und auf meinen Wunsch ward die hübsche Mulattin mit beordert; der dicke Engländer kam aber auch und gab uns Gelegenheit zu Späßen, zu denen wir eben ganz aufgelegt waren. Die große Trommel ist das Lieblingsinstrument der Haytianer, der Pisango ihr Lieblingstanz. Ich habe hier bedeutende Fortschritte in der edlen Tanzkunst gemacht. Der Tanz ist meiner Ansicht nach ein Ausdruck fröhlichen Uebermuthes, und somit ursprünglich eine Folge des Vergnügtseins, nicht ein Mittel, dasselbe erst herbeizurufen, wie auf unseren künstlichen Bällen. Wo der Tanz noch in seiner Natürlichkeit existirt, da ist er meist noch ein Nationaltanz. Der Fandango, der Volero, der Pisango, es sind jubelnde Tänze, die besten Dolmetscher heiterer Laune, wenn sie auch höchst einfach sind, wie der Sinn des erfindenden Volkes selbst. Die Gavotte, das Menuet, la Française, es sind die Tänze, welche die Kunst geschaffen; sie sind auf diesem Felde, was die Arie, das Duett mit Trillern und Läufern auf dem Felde des Gesanges, während die National- und Volkstänze den Volksliedern correspondiren, und das Ballet der Oper.

Wir tanzten den Pisango, und die große Trommel gab den Takt an, die Melodie des Tanzes ward gesungen, und wir sprangen gar fröhlich unter freiem Himmel umher. So sehr ich während dieser Motion die steifen Bälle unserer haute-volée verachtete, eben so wehmüthig machte mich der Gedanke an unsern Großvatertanz, der in seinem Einerlei und in seiner Spaßhaftigkeit etwas Aehnliches mit dem Pisango hat. Ich halte ihn für einen echt deutschen Nationaltanz, für einen Hochzeitstanz, seine Worte sind charakteristisch und seine Entstehung nicht minder, man sieht daraus, wie aus so vielem, was aus der alten Zeit stammt, daß der Deutsche in der Familie und für sie lebte, daß bei ihm die Familie über Alles ging. Ich gedachte des Frohsinns, der mich belebte, als ich einst diesen Tanz mit einer Liebe meiner Jugend tanzte. Einer meiner trautesten Freunde war zugegen, und sang mir zu Ehren damals lauter, wie vorher die Einleitung: „Und als der Großvater die Großmutter nahm, da war der Großvater ein Bräutigam!" Ich weiß noch, wie ich dem schönen Mädchen die Hand drückte, und wie sie mir einen Druck als Antwort zurückgab; ich hielt sie für so gut, so fromm! Die ganze Geschichte kam mir in den Kopf, die kleine Mulattin, mit der ich tanzte, nahm die Gestalt meiner einstigen Geliebten an, der dicke Engländer nahm auch ein mir wie im Traume bekanntes Gesicht an, und — ich weiß nicht wie es kam, der Tofia-Punsch und die Nachtluft mochten sich nicht vertragen — ich rannte den Sohn Albions um, daß er das Gleichgewicht verlor, und in seinem Falle die schöne Mulattin mit umriß. — Sollte das ein Omen sein? Ich lachte aus vollem Halse, eilte der Dame zu Hülfe und entschuldigte mich deutsch, französisch und englisch, indeß der Capitain dem Mr. Goddam auf die Beine half und ihm rieth, auf solchen Schreck ein Glas Grog zu trinken. Wie die Tanzpartie sich endigte, weiß ich nicht; mein Kopf war etwas schwer, ich erwachte am andern Morgen auf einem Tanglager im Hause der Frau Generalin.

In der Nähe Gouaires' ist die Gegend bergig, aber kahle Höhen an und für sich haben für mich nie etwas Imposantes gehabt, wohl aber habe ich Waldhöhen geliebt, und oft bin ich in ihrer duftigen Einsamkeit meinen Träumereien nachgegangen. Hier mußte ich mich damit begnügen, die seltsame Form der Cactus-Arten zu bewundern, die fast die ganze Gegend bedecken. Einige werden so groß wie unsere Weidenbäume; sie machen sich aber mit den weit ausgestreckten nackten Armen lange nicht so schön; viele Arten kannte ich noch gar nicht. Die Blüthen sind durchgängig hübsch, meist von rother Farbe; die Früchte sind eßbar, sie schmecken aber flau, enthalten dagegen eine schöne purpurrothe Farbe, die jedoch nicht viel benutzt wird. Der kugelförmige Cactus, den Sie aus unsern Treibhäusern kennen, bedeckt hier den Boden; er erschwert das Gehen sehr, und man muß sich wohl hüten, daß man sich von seinen feinen Stacheln keine in die Füße tritt. Vor dem Fallen muß man sich aber gar in Acht nehmen. Ein Freund von mir fiel mit jenem Theile seines Körpers, den man, trotz seiner großen Wichtigkeit, nicht gern nennt, in einen solchen Cactus, und so viel Geld er auch bot, er konnte auf der Landstraße keinen Dienstfertigen finden, der ihn von den schmerzenden Stacheln befreit hätte; er mußte damit sich aufs Pferd setzen und noch zwei Stunden reiten. Die Folge war, daß er sich in Port au Prince einer schmerzhaften Operation zu unterwerfen hatte; er erzählt noch gräusige Mähren davon, und warnt vor dem Fallen in den Cactus jeden neuen Ankömmling.

Um Mitternacht ging es wieder an Bord. Die

Mulattin und der Engländer lagen wieder neben einander; ich suchte daher, die mir vom Capitain gewordene Erlaubniß benutzend, mein Lager in seiner Schlafkammer. Gegen Morgen erhob sich der Wind, und auf der Höhe der Landzunge, die man zu umschiffen hat, um von Gouaires nach Cap Hayti zu kommen, war er zum tüchtigsten Sturme gewachsen. Die Segel wurden bis auf das kleinste an der Spitze des größten Mastes mit vieler Mühe eingezogen, und statt auf Fortkommen alles Augenmerk nur auf Rettung des Fahrzeuges gerichtet. Der Sturm kam aus Nordost, ein Glück für uns, da ein Südwest uns an die Küste geworfen hätte. So faul das Schiffsvolk bei ruhigem Wetter erscheint, so thätig und gewandt zeigt es sich, wenn der Meeresgott ein böses Gesicht schneidet; jede Woge, die sich, oft haushoch, schaumgekrönt und brüllend, zur Vernichtung des schwachen Bretterhauses heranwälzt, wird fest ins Auge gefaßt, das Schiff ihr entgegen gedreht, sie nimmt es höhnend auf ihren Rücken und wirft es dann plötzlich in den gähnenden Abgrund, aus dem die kommende Woge es wieder herauswirft. Ich stand am Mast, natürlich nicht ohne daran gleichsam gefesselt zu sein, rauchte, es ist keine Lüge, während des ganzen Spektakels eine Pfeife nach der andern, und stellte meine Betrachtungen an. Das Meer in seiner Ruhe ist ein ganz hübscher Anblick, das tobende Meer aber hat etwas Erhebendes, Unbeschreibliches; man sollte an Puck und Droll und an die ganze Clerisei der Meergötter des Nordens und Südens glauben. Es ist ein Lärmen, ein Toben, ein Donnern und Beben, als ob alle unheimlichen Mächte der Tiefe Sturm liefen gegen den Eindringling vom Lande, und nach jedem abgeschlagenen Angriff unter wilderem Schreien und Jauchzen zum Sturm blasend heranrückten. Dazu das komische Bild auf dem Schiffe, das die Passagiere bilden. Der eine liegt, sich an die Befriedigung klammernd, und betet, und schlägt, den Regeln seiner Kirche zufolge, Kreuz auf Kreuz; der andere liegt der Länge nach hingestreckt und sieht seinem Ende mit einer gewissen Hoffnung entgegen, noch ein anderer, gequält von innerlicher Angst, einer Wirkung der sogenannten Seekrankheit, taumelt auf und nieder auf dem Verdecke, und hält nur an, um sich endlich zu ergeben. Die Weiber kreischen, jammern und weinen. Die Seeleute sind still, sprechen kein Wort, sehen aufs Wasser und nach den Wolken, und erwarten die Befehle des Capitains. Woher es kam, daß ich ohne Furcht blieb? Vielleicht war die Ruhe des Capitains Schuld, vielleicht auch das ewige Einerlei der Gefahr; denn jede Woge bringt dieselbe Drohung, und am Ende stumpft man sich gegen sie ab. Gegen Abend legte sich das Wetter, der Wind war ruhig, das Meer aber tobte noch bis zum andern Morgen nach. Es gleicht darin dem Menschen, den ein äußerer Anlaß aufregt, der aber, ist dieser längst vorüber, darum nicht gleich seine Ruhe wieder findet, sondern erst nach und nach die Wogen seines Blutes zu ebnen vermag.

Nach zwei Tagen ankerten wir vor Port de Paix. Es liegt herrlich am Strande des Meeres, das hier eine Bucht bildet, im Halbkreise an derselben umhergebaut; rechts und links droben Castelle. Hinter der Stadt heben sich grüne fruchtbare Höhen, und vor der Stadt aus dem Meere heraus taucht die Insel Tortaga oder Tortue. Schade, daß die Stadt selbst seit der Kriegszeit meist in Trümmern liegt, nur die Kirche ist der Wuth der Soldateska entgangen; sie enthält einen Altar von schönem buntem Marmor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris.

[Demokratisch-philosophisches Frankreich; Lamennais.]

Frankreich steht auf einem Uebergangspunkte, es fängt an, wie Griechenland, als es Philosophie trieb, zaghaft im Thun, ernsthaft im Ueberlegen zu werden. Frankreich hatte eine Weltmission, ich fürchte sie ist bereits erfüllt, und es hat nur zu sterben, um unsterblich zu sein. Es ist dies eine Ahnung, ein unwillkürliches Gefühl, das mich ergreift. Der Geist der Nation ist speculativer geworden, die That ist nicht mehr ihre Sache, andere Völker müssen sie ergreifen, die Julirevolution scheint nur noch der Grummet, der kurze Schnitt des Spätwuchses.

Die Demokratie ist die Zukunft der Welt, sie mag in jedem Lande eine andere Form annehmen, factisch herrscht sie überall, denn die öffentliche Meinung ist schon demokratische Macht. Der echte Staat, monarchisch oder demokratisch — auf Formen gebe ich nichts, die republikanischste Republik und die monarchischste Monarchie gleichen sich in ihren Folgen, ihren Aeußerungen, wenn der rechte Mann an die Spitze tritt — muß einer Pyramide gleichen, unten die breite Basis des Volkes, die spitz in den Geist ausläuft; selbst der Münsterthurm, der sich keck in die Luft hebt, hat nur seine Kraft in der Basis. Der Geist ist bekanntlich spitzig, — witzig und spitzig ist in unserer Sprache fast eins — ob nun diese Spitze Königthum oder Republik heißt, das ist kein Unterschied. Hier in Frankreich ist das Königthum eine umgekehrte Pyramide. Die Spitze soll die Basis tragen, und sie muß von ihr erdrückt werden. Daher bedarf die Zukunft der reinen Entwicklung der Demokratie, die naturgerecht und unfehlbar ist, und ihrerseits die Spitze

hält und sichert. Ob diese Demokratie, die mathematisch bewiesen, das Kind der Philosophie, oder ihre Mutter ist, das ist eine Frage, die man zu einer historischen machen kann. Wie dem auch sei, betrachten wir einige demokratische Richtungen der Literatur, um zu wissen, was Frankreichs Speculation will. Allgemeines Grundgesetz hier in Frankreich ist, daß alle Philosophie populär ist, sie darf nicht in Abstractionen, wie in Deutschland, sie muß in concreten Ideen auftreten. Diese Theorie ist aus der Praxis gezogen. Alle Philosophie, die aus der Demokratie entsprang, ist reine Gefühlsphilosophie, prophetenartig, instinctmäßig, sie liest nicht in Büchern, sondern im Herzen und im Himmel und was sie nicht mit der Mathematik fassen kann, das erräth sie kühn mit der Phantasie und stellt es in den schönsten Farben hin. So Plato, so Isaias, Luther, Lessing, Herder und Rousseau. Die Bücherphilosophen können große Männer sein, aber es fehlt ihnen die Ahnung der Zukunft, die Phantasie der Vernunft und nie werden sie im Volke Wurzel fassen.

Sonderbarerweise zeichnen sich alle diese Demokraten durch einen kernigen und immer für die Epoche neuen originellen Styl aus. Sie schaffen, weil sie empfinden, sie sind das Ebenbild Gottes und reißen sich mehr und mehr von der Materie zum Geiste los.

Rousseau im vorigen Jahrhundert ging durch alle Phasen der Philosophie, die äußerlich den positiven Religionen zuwider war, seine Verfolgungen waren alle von diesem Standpunkte ausgegangen. Indeß ging er weiter, als die welche ihn anketzerten meinten; sein Contrat social ging noch über die französische Republik hinaus, denn nicht politisch, sondern social war Rousseau's Revolution. Lamennais in unserer Zeit scheint diese Phasen politisch durchwandert zu haben, seine Gegner werfen ihm, wie es auch Rousseau erging, Unbeständigkeit, Inconsequenz vor; es fehlt hier auch nicht an andern Beschuldigungen und Verläumdungen. Wär' er todt, ein jeder würde seine Mission erkennen. So stark ist der Neid noch, nach so langen Kämpfen der Menschen als Menschen. Indeß auch seine Stellung ist und war nie politisch, sie umfaßt die neue Religion seiner Zeit mit magischem Vorgefühl, und ist insofern eine Fortsetzung Rousseau's, weil sie von vornherein den Voltaire'schen materiellen Indifferentismus vernichtet.

Es wäre an der Zeit, ausführlich die neuen socialphilosophischen Tendenzen der Demokratie zu diagnosiren, das Wahre vom Falschen, den Flitter von dem Golde zu scheiden; denn nicht immer wissen diese Eiferer, wo sie schaffen und wo sie blos nachahmen und befangen sind. Oft stiehlt man seine Jugendgedanken im Alter, dieselben Jugendgedanken, die ein anderer Autor in uns legte. Wir hätten dann nachzuweisen, wie es überall Leute gibt, die die Zukunft Anderer sich zu eigen zu machen wissen, und sie so viel als möglich exploitiren. Es gibt in allen Ländern Talente und oft bedeutende, die statt sich auf den Scheitel zu schlagen, damit ihm ein Gedanke entspringt, der keck nach dem Himmel greift, rechts und links der Zeit den Puls fühlen und Bücher über sie herausgeben, die blos in Formen die neue Zeit suchen und nachweisen. Solche Leute sind oft sehr nöthig, achtungswerth, aber nie sind sie Genies, und ihr Talent, das höchstens geniale Manier sein kann, führt irre. Ein solches Talent ohne Grundideen, das blos in den Formen revolutionirt, ist George Sand. (*)

Lamennais' Philosophie ist erschienen. Der erste Band ist eine theologische Abhandlung, in der nur der Styl ausgezeichnet ist. Sagen wir es gleich, sein Styl wird in der neuen Philosophie Epoche machen. Die conventionelle französische Phrase ist todt; hier ist Leben, Klarheit, Blut und Fleisch, Phantasie und Gemüth. Man fühlt, daß Lamennais kein Buch aus Büchern schreibt, sondern daß er seine Bücher erlebt. Uebrigens guckt auch hier der Priester zu allen Ecken heraus, wenigstens der Theolog, obwohl sich Lamennais lieber in dem Gebiete der Welt, als in der strengen Philosophie bewegt, und deshalb auch besser in einem literarischen als in einem philosophischen Blatt figurirt. Lamennais schreibt wie Lessing für Menschen, nicht für Philosophen.

Wenn er im ersten Bande die Einheit des Gottes und die Dreifaltigkeit des Menschen aus Kraft, Vernunft und Liebe annimmt, aus dem Katholicismus fast in den Judaismus springt, so weicht er im zweiten von beiden ab, indem er das Uebel, d. h. das Böse in der Natur, und den Fall des Menschen läugnet und behauptet, das Böse sei nur das Mindergute, le moindre bien, das, dem endlichen Theile der Materie anhängig, sich immer mehr und mehr dem unendlichen Theile der Gottheit nähert. Er stellt daher das System der Vervollkommnung des Menschengeschlechts, die Grundidee Leibnitzens und Lessing's auf, ohne dies anzuzeigen. Der Mensch ist nichts, die Menschheit Alles; der Mensch muß sich daher als Tropfen des Meeres vergessen, um für das Ganze zu wirken, ja er thut dies sogar wider Willen, d. h. trotz dem Egoismus der Gesellschaft. Aus dieser Quelle fließt denn die große Lehre der Demokratie, wo das Individuum verschwindet. Der Despotismus verschwindet ebenfalls, weil er auf dem Satze von der Nothwendigkeit des Bösen beruht, der Ascetismus desgleichen, weil er auf der Idee beruht, daß der Mensch zum Elend und zum Leiden geboren wurde. Die Idee, die man Emancipation des Fleisches nannte, ist deutlich ausgesprochen, aber in ihrem wahren Sinne, nicht in ihrem wüsten Unsinne.

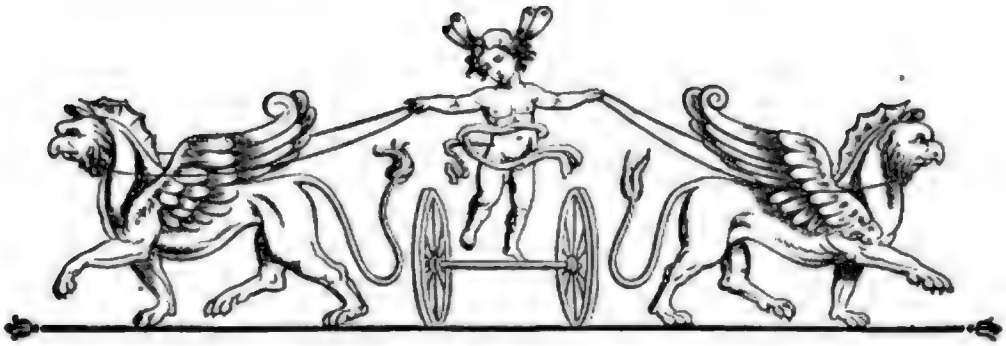
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Kämpfe in Magdeburg.]

Kein Theolog will jetzt den Pietismus auf sich sitzen lassen. Er gilt also doch nicht allgemein für eine Tugend? In der leipziger Allgemeinen scheint seit einiger Zeit ein Concilium von Correspondenten berufen, die für und wider reden, anklagen und vertheidigen. Hr. Kämpfe in Magdeburg wird freigesprochen, weil er nur an jenen Teufel glaubt, der wirklich in der Bibel vorkommt. Sein Vertheidiger beruft sich dabei sogar auf Strauß. Ist nun Kämpfe Pietist oder Impietist? —

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 20. — den 28. Januar 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Tonkunst.

Es gibt ein unermeßlich Reich,
Dem keine Kronen glänzen;
Auch sieht kein anderes ihm gleich,
Denn es ist ohne Gränzen.

Es ist das weite Reich der Töne,
Die Tonkunst nennet man es auch:
Sie ist's, die Himmlische, die Schöne
Mit ihrem lebensvollen Hauch.

Nicht an Raum und Ort gebunden
Herrscht sie durch der Welten All;
Was der Lichtstrahl nicht gefunden,
Zeigt uns an der laute Schall.

Von der Harmonie der Sphären
In der Sel'gen Wonneland
Bis zu Kinder-Freudezähren
Schlingt Musik ihr Rosenband.

Wie ein Kahn auf schwanken Wogen
Schwebt die schöne Melodie,
Durch die Lüfte hingeflogen,
Sanftgewiegt durch Harmonie.

Nicht der Wollust Reizgebilde
Schafft der Tonkunst edle Macht,
Wandelt nur im Lichtgefilde,
Stürzt sich nicht in Frevels Nacht;

Stimmt zur Andacht unsre Herzen,
Tönt der Gottheit Lobgesang,
Lindert herben Kummers Schmerzen
Durch des Liedes sanften Klang.

Sie entflammt zum Streit den Krieger
In dem blut'gen Schlachtgewühl;
Schlägt ein menschlich Herz im Sieger,
Hat er auch für sie Gefühl.

Spendet Freude Reichen, Armen
Und erheitert Groß und Klein,
Flößet Mitleid und Erbarmen
Selbst dem rohen Wilden ein.

Thiere huld'gen mit Entzücken
Ihrer Allmacht Zauberthron;
Ja wenn Mörder Dolche zücken,
Fesselt sie der Bitte Ton.

Wenn die Braut im Lockenkranze
Reicht dem Bräut'gam ihre Hand,
Ruft die Jugend sie zum Tanze,
Froh geschmückt im Festgewand.

Wer im finstern Kerker schmachtet,
Wem der Augen Licht geraubt,
Findet lautlos, unbeachtet
Trost, wenn er an sie geglaubt.

Die durch Hütten und Paläste
Dringt ins volle Opernhaus,
Tönet durch der Bäume Aeste,
Tönet übers Grab hinaus.

Ewig jung, sich stets erneuend,
Welkt nie ihre Frühlingszeit,
Jedem ihre Blumen streuend,
Der sie nimmt mit Dankbarkeit.

Geiſtig, Geiſtiges nur ſchaffend
Braucht nicht Stoff ſie, — geiſt'ges Licht;
Auf ſich von der Erde raffend,
Nagt der Zahn der Zeit ſie nicht.

Heiden nannten ſchon die Tonkunſt
Himmliſche Begeiſterung;
Singend danken Gott voll Inbrunſt
Chriſten gläubig alt und jung.

Ein Brief aus Hayti.

(Fortſetzung.)

Port de Paix iſt ſeit langer Zeit allen fremden Schiffen geſchloſſen, der Handel hat daher bedeutend gelitten, und die Armuth unter den Einwohnern iſt ſehr groß. Nur ein Handelsmann von Bedeutung wohnt hier, an ihn hatte ich Empfehlungen, die mir eine freundliche Aufnahme und die Gelegenheit verſchafften, die Umgegend näher zu betrachten. Am meiſten intereſſirte mich die genannte Inſel. Tortaga war einſt Sitz der Flibuſtier. Sie iſt ein wahres Paradies, ſo bewachſen, daß man kaum ſich einen Weg durch das Dickicht bahnen kann. Mahagoni- und Ebenholz, Pock- und Braſilienholz wächſt hier in unberechenbarer Menge, Kaffeeſtauden und wilde Orangen füllen die Zwiſchenräume, und um das Bild eines Urwaldes zu vervollſtändigen, leben da eine Menge wilder Pferde, Schweine und der verſchiedenartigſten Vögel, auf welche die Bewohner von Port de Paix Jagd machen. Bei der Menge von Mahagonibäumen, die allein Hayti trägt, würde es unerklärlich erſcheinen, daß ihr Holz in Europa im Ganzen noch ſo koſtbar iſt, allein die Fällung des Baumes koſtet eine ſo enorme Arbeit, und der Transport des Holzes ſelbſt aus dem Innern an die Küſte iſt ſo beſchwerlich, daß bei dem theuren Preiſe deſſelben immer noch die angewandte Arbeit nicht genügend bezahlt wird. Neulich boten eine Geſellſchaft Engländer der Regierung für die Berechtigung, das genannte Holz allein auf Tortaga fällen zu können, einen jährlichen Pacht von hunderttauſend ſpaniſchen Thalern, alſo von circa 150,000 Thalern preußiſchen Geldes, die Regierung ſchlug dies Anerbieten aber aus. Sie können ſich daraus einen Begriff von der Menge der Bäume machen.

Von Port de Paix nach dem Cap Hayti, hier ſchlechtweg das Cap genannt, brauchten wir nur einen Tag. Meine Empfehlungsbriefe ſchafften mir auch hier die freundlichſte Aufnahme in einem Privathauſe. Die Stadt iſt früher ſo ſchön geweſen, daß man ſie das Paris Weſtindiens nannte; durch Krieg und Brand aber ſind die ſchönſten Paläſte zerſtört, die Ruinen geben einen traurigen Beweis, wie gedankenlos die entfeſſelte Wuth eines Volkes zu Werke geht, wie ſie den Feind und ſeine Werke auf gleiche Linie ſtellt, und mit ihm auch dieſe dem Untergange weiht. Ich mußte unwillkürlich an Braunſchweig denken. Karl ward gehaßt und ſein Schloß angezündet; das Volk hat viele Tauſende zur Aufbauung eines neuen Schloſſes hergeben müſſen, und ich möchte behaupten, daß mit dem Wechſel nichts gewonnen iſt.

Im Ganzen herrſcht auf dem Cap mehr Ordnung als in Port au Prince. Das Lob dafür gebührt dem hier commandirenden General Boten, einem ſtrengen aber allgemein geachteten Mann; er hält ſein Militair in Ordnung und würde das Flicken der Beinkleider auf dem Poſten, wie ich es in Port au Prince ſah, nicht dulden. Die Straßen hat er pflaſtern laſſen. Auch ſtehen hier die Weißen, denen er ſeinen Schutz angedeihen läßt, im beſſern Verhältniſſe zu den Farbigen. Die Kirche, mit deren Bau man hier noch beſchäftigt iſt, würde jeder europäiſchen Stadt Ehre machen.

Mein Aufenthalt hier dauerte beinahe vierzehn Tage; ich hatte alſo Muße genug, ſowohl das geſellſchaftliche Leben, als die hiſtoriſch merkwürdige Umgegend genauer kennen zu lernen. Mittagsgeſellſchaften übergehe ich, dagegen will ich Ihnen von einigen Bällen erzählen, auf die ich geladen wurde. Die Damengeſellſchaft beſtand aus Mulattinnen. Unſere Freundinnen werden ſelbſtgefällig lächeln, wenn ich behaupte, daß darunter viele hübſche, ja ſogar ſehr ſchöne Mädchen waren. Der Europäer denkt ſich, es gäbe keine andere Schönheit als eine weiße, ich ſage Ihnen, es gibt auch braune Schönheiten. Die ſchwarzen Augen, die hübſche Naſe, der ſchöne Mund, die volle, üppige Geſtalt! Dazu noch die ſo reizende Kleidung; dieſe braunen Geſtalten in weißen Kleidern, den Mouchoir des Indes zierlich um das Haupt geſchlagen! — Ich tanzte wie toll. Unſere Walzer verſtanden nur wenige Damen, von den anweſenden Herren nur die Europäer, wir gaben alſo Gaſtrollen. Den Piſango aber tanzen ſie unermüdlich, und dabei ſtets mit Grazie. Die Abendmahlzeit mit Deſſert und Getränken der verſchiedenſten Art hätte keinem Thé dansant in Hamburg Schande gemacht, nur die Muſik war für unſer Ohr nicht berechnet. Neun Muſikanten machten einen Höllenſpektakel. Vier Violinen und ein Cello, zwei Clarinetten, ein Tambourin und ein Triangel vereinigten ihre Töne; die Violinen aber

kreiſchten und der Celliſt ſchlug eben ſo oft den Takt mit der Rückſeite des Bogens auf das Holz des Inſtrumentes, als er die Saiten ſtrich.

Meine braunen Damen ſchalten auf die Deutſchen und behaupteten, die ganze Nation habe den Fehler, daß ſie an einem Dinge, wie an einem Menſchen, das Weither für einen Vorzug halte, wie es aus dem Sprichwort: „das iſt nicht weit her" erhelle; ich kann Ihnen aber die Verſicherung geben, daß man überall das Weither höher achtet, als das Nahebei, und namentlich die jungen Damen den Fremden höher ſtellen, als ihre Nachbarn. Es ſcheint mir übrigens dieſer Vorzug ein natürlicher zu ſein. Mit der Bemerkung, Der oder Das iſt von dort oder dort, verbindet ſich der Gedanke an die Mühe des Kommens, Holens oder Bringens; die Phantaſie wird thätig und dichtet dem Kinde fremder Zone einen ganz beſondern Werth an. Es gab eine Zeit, wo man uns Deutſche wieder ganz auf Deutſchland beſchränken wollte, ſtatt Mocca ſollten wir Eichelkaffee trinken, ſtatt Seide Leinen tragen, und ſtatt des Wortes Madame Frau ſagen, und das aus lauter Patriotismus. Es war die Zeit nach den Napoleoniſchen Welterſchütterungen, die Zeit der Deutſchthümelei, der Burſchen und der Jahn's, leider auch die des Sand, des gefeierten Mörders. Vom Teutſchthum iſt man erſt zum Europathum gelangt, und nun, Gottlob, auf dem Wege zum Weltthum. Glauben Sie aber nicht, daß ich nicht von Herzen mein Deutſchland liebe; ich liebe das Land mit ſeinen Eichen und Veilchen, und liebe den deutſchen ſtarken Mann und das brave deutſche Mädchen, ich glaube aber, daß eine Abſonderung, ein in die höchſte Potenz erhobenes Nationalgefühl überall in das Chineſiſche, in das Reich des Lächerlichen führt.

Erlauben Sie mir, Sie im Geiſte mit mir auf einige Excurſionen zu führen, die ich mit meinem gütigen Wirthe vom Cap aus in der Umgegend machte. Das hieſige Sansſouci hat mich am meiſten intereſſirt. Es iſt wirklich ein pompöſes Luſtſchloß; und ich habe Schlöſſer in Menge geſehen, das hannöveriſche Herrenhauſen, das braunſchweigiſche altengliſche Gebäude, Friedrich's Sansſouci, das caſſelſche Marmorpalais und die Wilhelmshöhe, Charlottenburg u. ſ. w. Ich habe mich gewundert, auf Hayti ein Bauwerk in ſo elegantem Style zu finden; es beſteht aus einem Hauptgebäude mit zwei Flügeln. In der Mitte des erſteren befindet ſich eine hübſche, kreisförmig gebaute Kirche, die Wohngemächer ſind in der Bel-Etage, die Treppen dahin von Sandſtein. Die Flügel enthalten Ställe und Caſernen. Der ſchwarze König Chriſtoph iſt der Erbauer dieſes Palais; er fand darin auch ſeinen Tod, und der Haytianer rächt ſich noch heute an ihm dadurch, daß er Sansſouci verfallen läßt. Dem Zahne der Zeit wird es anheimgegeben zu vernichten, was der Tyrann erbaute, und der Zahn der alten Mutter iſt noch ſcharf, ſehr ſcharf. Schon hat er die Balken zerfreſſen und ein großer Theil des platten Daches iſt eingeſtürzt. Im Thronſaale ſpielten Kinder und Ziegen fraßen das Gras, das aus den Spalten des Fußbodens hervorwächſt. Charakteriſtiſch ſind die Malereien und Schreibereien an den Wänden, die alle vom Haß gegen den Tyrannen eingegeben ſind; da lieſt man vom Teufelholen, Blutſauger, Schelm. Dies und das noch mehr; franzöſiſch, engliſch, creoliſch, ja ſogar deutſch iſt auf den Todten geſchimpft, der unter dem Schutthaufen auf ſeiner Citadelle ſpäter Ruhe fand. Wenn in der Nachbarſchaft Jemand bauen will und Steine oder Holz dazu möthig hat, ſo kommt er hierher und bricht ohne Weiteres ab, was ihm gefällt. So heilig iſt in Hayti öffentliches Eigenthum. Als wir fortgingen, unterhielt uns eine ganze Strecke Weges ein alter Mulatte, ein Tagelöhner aus der Capſtadt, durch Anekdoten vom „falſchen Chriſtoph."

(Der Beſchluß folgt.)

Ein Brief des Gen.-Muſ.-Dir. Ritter Spontini.

Mein Herr Redacteur!

Ihr berliner Correſpondent*) iſt auf meine Rechnung übel unterrichtet worden. Er veranlaßt, ja er zwingt mich, ſeinen Irrthum zu berichtigen, und bringe ich hiermit zu Ihrer Kenntniß, daß ich in einer von der Hand Seiner Majeſtät des Königs Allerhöchſtſelbſt vollzogenen Cabinetsorder, vom 30. September vorigen Jahres, den Befehl erhalten habe, die Verſtöße, welche ſich der Generalintendant der königlichen Schauſpiele, Herr Graf von Redern, ſeit nunmehr 12 Jahren gegen mehrere Beſtimmungen meines Contracts und meiner Dienſtinſtruction zu Schulden kommen laſſen, näher zu bezeichnen und ſpeciell anzuführen, und daß ich zur Zeit noch immer die Allerhöchſte Entſcheidung hierauf und zwar in einer gleichfalls von der Hand Sr. Majeſtät gezeichneten Cabinetsorder erwarte. Sollte dirſe ſo ausfallen, wie Ihr Correſpondent es bereits im Voraus beſtimmt und Sie es in den ſo eben von mir geleſenen Nummern Ihrer Zeitſchrift, vom 28. und 29. December vorigen Jahres, veröffentlicht haben, ſo würde ich Sie und Ihre Leſer auf eine Mittheilung darüber, ob ich mich dem fügen würde, nicht warten laſſen, ſondern ich erkläre hierauf (und Sie können es ihnen bekannt machen) ein beſtimmtes Nein.

*) S. Nr. 253 und 254, December 1840.

Sie können sogar hinzufügen und ich autorisire Sie ausdrücklich dazu, daß ich in dem von Ihrem Correspondenten im Voraus bestimmten Falle — und dieser ist unmöglich, denn er würde die Unterschrift und das geheiligte Wort zweier preußischer Könige compromittiren — eher meine Stellung als General-Musikdirector und Erster Capellmeister des Königs, nach 21jährigen, so ehrenvollen Diensten, aufgeben würde. Wohl verstanden, daß, bevor ich meiner Ruhe, meinen Neigungen und meinem Interesse ein so übermäßiges Opfer auferlegte — ein Opfer, welches die Ehre mir geböte, — ich mit Ehrerbietung von der Entscheidung auf das Urtheil des Publikums und der competenten Gerichtshöfe provociren und die zahlreichen und gewichtigen Beweggründe bekannt machen würde, welche mich zu meinem lebhaften Schmerz zu einem so äußersten Entschluß hätten hinreißen müssen.

Ich ersuche Sie, mein Herr Redacteur, diese meine Gegenerklärung mit derselben Unparteilichkeit, mit welcher Sie eine erdichtete Nachricht aufgenommen haben, in der nächsten Nummer Ihrer geachteten Zeitschrift dem Publicum mittheilen zu wollen.

Berlin, den 20. Januar 1841.

Mit Achtung ergebenst

Spontini.

Correspondenz.

Aus Paris. (Fortsetz.)

[Lamennais als Aesthetiker; Leroux.]

Der dritte Band, der von den Künsten handelt, ist für den Laien der interessanteste. Es ist schön, Lamennais zuzuhören, wie dasselbe Gesetz durch die Architektur, Bildhauerei, Malerei, Musik, Tanz, Pantomime und Dichtkunst sich windet. Wenn Lamennais auch nicht so kritisch zu Werke geht, wie Lessing in seinem Laokoon, so ist er deswegen nicht weniger wahr, klar, originell und logisirend. Die Zeichnung ist ihm immer der Geist, die Farbe das Fleisch. Nicht die Geschichte des todten Steines oder der Farbe beschreibt er, sondern die des Geistes, der sie hervorbrachte, ihren genauen Zusammenhang mit der Philosophie und der Religion und endlich beweist er in allen Theilen am Schlusse, daß für die Zukunft die Kunst neue Typen erfinden müsse, je nach der neuen Philosophie, die entstehen wird, weil wir an einem jener großen Abschnitte des Menschengeschlechts sind, wo Gestalt und Form sich ändern, und weil endlich nach Lamennais der Katholicismus todt ist und der Protestantismus keine Kunst hervorbringt. Er bemüht sich dann nachzuweisen, daß die deutschen Schulen sich vergebens anstrengen werden, um mit den jetzigen Ideen in der Malerei etwas Bedeutendes hervorzubringen, das nicht im bereits Vorhandenen besteht, und sogar in der Dichtkunst erkennt er nur Shakspeare als einen neuen Gott an und nennt Schiller*) einen dramatischen Dichter zweiten Ranges. Es würde mich zu weit führen, wollte ich seine Aesthetik genauer erörtern, gewiß aber ist sein Buch das Bedeutendste, was die neueste Zeit in diesem Genre lieferte.

Bis jetzt haben wir Lamennais als Philosophen gesehen, der wohl aus dem Katholicismus springt, aber nicht aus dem Christenthum, obschon er für die Zukunft etwas Neues wünscht und den Protestantismus haßt. In seinem vierten Buch, das noch nicht erschienen, wird er sich gegen allen Socialismus erklären, weil dieser, nach ihm, der Anfang der Gesellschaft, nicht aber deren Ende ist.

Somit sehen wir die mächtige Kluft, die Lamennais von der jungen Demokratie trennt. Diese Trennung aber ist nicht blos rationalistisch-philosophisch, sondern sie ist politisch und deswegen ist sie sehr wichtig. Lamennais hat sich unter den Demokraten mit seiner Philosophie wenig Freunde gemacht und wäre seine Verurtheilung nicht erfolgt, es würden ganz andere Stimmen laut werden. Sie werden staunen, wenn ich Ihnen sage, daß Lamennais und Leroux ganz getrennt sind, daß Letzterer behauptet, Lamennais habe ihm die Fortschrittsideen von der Perfectibilität, von dem Uebel als dem Minderguten gestohlen, während Lamennais behauptet, Leroux wäre nur Dilettant, Kritiker, aber kein Philosoph. Die junge Demokratie lobte Leroux im Journal du Peuple als das Haupt der demokratischen Zukunft und Lamennais fühlte sich so beleidigt, daß er jenes Journal bat, nichts von ihm zu sagen. Hier läuft wieder eine politische Idee mit. Lamennais weiß wohl, daß die Masse schon bei dem Gedanken, die Eigenthumsverhältnisse, wie sie sind, anders zu gestalten, sich von der Demokratie abwenden und lieber russisch würde. Das ist auch die einzige Ursache, warum Ludwig Philipp durchdringt. Lamennais möchte davon schweigen, die jüngern aber sagen: Fiat justitia et pereat mundus! Lieber wollen sie besiegt werden als heucheln, und ich gebe ihnen insofern recht; aber politisch oder besser diplomatisch ist es nicht. So hat sich die junge Revue democratique in ihrem zweiten Hefte schon todt geschlagen, indem sie das Eigenthum angriff, und doch erschien ein Buch von Prud'hon, das ich für das stärkste, geistvollste, logischste halte, was je über Recht und Eigenthum erschien. Mit Leroux haben wir daher eine ganz andere politisch-demokratische Partei, die wohl untersucht zu werden verdient, weil sie jung, kräftig und voller Glauben ist. Ob sie politisch siegt oder nicht, das ist eins. Erst siebzig Jahre nach Jesus fiel Jerusalem und dreihundert Jahre später erst entstand politisch das Christenthum.

(Der Beschluß folgt.)

*) Hinsichtlich Schiller's habe ich Lamennais schon anders sprechen hören, freilich galt es damals den Dichtern, die einen humanistischen Zweck hatten, und da stellte er Schiller auf die erste Stufe. Indeß scheint es, als kennt er ihn nur halb durch die schlechten Uebersetzungen Alfred Michiel's, des jungen Deutschianers, der ihn weit über Shakspeare stellt, aber seinerseits wieder kein Englisch versteht.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 21. — den 29. Januar. 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Brief aus Hayti.

(Beschluß.)

Das Volk trägt sich mit der Sage, Christoph sei früher Bedienter in Frankreich gewesen. Damit hängen denn viele Geschichtchen zusammen. So soll eines Tages ihn ein früherer College aufgesucht und seinen kaiserlichen Schutz in Anspruch genommen haben. Christoph ladet ihn zur Tafel, bewirthet ihn köstlich und freundlich und fragt ihn beim Nachtisch: ob er sich wohl erinnere, in dem Hause, wo sie früher zusammen gedient, ihn, den jetzigen Kaiser, oft bei der Vertheilung des Abhubes von der Tafel betrogen zu haben? Der Gast erwiederte: er entsinne sich dessen nicht so genau, doch glaube er, sei ihm eine Vertheilung aufgetragen gewesen, stets mit möglichster Billigkeit zu Werke gegangen zu sein. Der Kaiser ruft darauf ohne Weiteres einen wachthabenden Soldaten und befiehlt demselben, auf der Stelle den Fremdling zu erschießen. Dieser, entsetzt, fällt auf seine Kniee, fleht und bittet. Christoph aber commandirt ruhig Feuer! und der arme Teufel wälzt sich zum Tode getroffen unter dem kaiserlichen Tische in seinem Blute, während Christoph sich ein Glas Wein einschenkt und mit seinen Nachbarn ein Gespräch über gleichgültige Dinge beginnt. Sollten solche Geschichten wahr sein, so erklärt sich die Wuth des Volkes, allein ich halte dafür, daß viele davon ersonnen waren, um die Wuth desselben anzufachen; andere dagegen tragen mehr das Gepräge einer unbarmherzigen Strenge, als das der Grausamkeit, und lassen sich aus der Stellung des Befehlenden und den obwaltenden Umständen erklären, sind also wahrscheinlicher. Dahin gehört z. B. die Hinrichtung des bremer Primavesi, dessen Brüder noch heute in Bremen ein großes Haus machen. Der Verkehr zwischen dem nördlichen Theil der Insel und dem südlichen war untersagt; Primavesi wagte es dennoch, hinunterzugehen, ward ertappt und ohne Weiteres mit dem Stricke um den Kopf zu Tode gequält. Bei Beurtheilung dieser und ähnlicher Handlungen des verrufenen Kaisers ist immer zu beachten, daß ihn ein rohes Volk zur höchsten Macht berief, daß dieses Volk faul und ohne Gesetz zu leben für die höchste Wonne hielt, daß es während langer Kriege gegen die cultivirten Nationen gleichsam aufgewachsen in Bekämpfung der Ordnung, der Sitte und des Rechtes, und daß es den Wiederhersteller derselben leicht in die Reihe der Tyrannen zu stoßen aufgelegt war; man muß beachten, daß Christoph die Zügel der Regierung aus der todten Hand des ermordeten Königs Jakob nahm, der ein Opfer der Unverträglichkeit der Mulatten und Schwarzen fiel, daß er also, schon um sich seine Stellung zu sichern, mit aller Energie auftreten mußte. Nach einer längern Revolution wird immer ein Despot kommen, der die aufgeregten Gemüther durch seine finstere Strenge niederschlägt und der Ruhe wieder den Eingang und das Regiment verschafft. In Rom bemächtigte sich Cäsar der Regierung, in Frankreich der Cadet von Brienne, in Hayti der Bediente Christoph. Christoph gab übrigens seinem Lande — ihm gehorchte der nördliche Theil der

Inſel — Geſetze und Einrichtungen, deren ſich mancher europäiſche Staat nicht zu ſchämen brauchte; auch liebte er Kunſt und Wiſſenſchaft, trotz manchem modernen König, wenn er auch auf Hayti keine Pinakotheken und Glyptotheken errichten konnte.

Nachdem wir von Sansſouci eine Strecke zu Fuß gegangen und uns über die lebhafte Vegetation gefreut, beſtiegen wir unſere Pferde und machten uns auf zum Beſuche der Citadelle la Ferrière. Steile, faſt unzugängliche Wege, auf denen nur ein Roß Platz hat, führen durchs Gebirge zu dieſem 3500 Fuß über der Meeresfläche liegenden Bauwerke des Kaiſers, das er ſich zur Sicherheit von ſeinem Baumeiſter Pharo aufführen ließ, das ihm aber den Zweck nicht erfüllte. Trotz ſechzehnjähriger Arbeit iſt das Rieſenwerk nicht vollendet. Es erhebt ſich in Form eines Dreieckes auf der Spitze eines auf der einen Seite ſchroff abhängigen Berges, und iſt ganz von Mauer- und Felsſteinen aufgeführt. Vier Batterien mit 400 Kanonen heben ſich über einander, und oben ſind die Schießſcharten fürs Kleingewehrfeuer angebracht. Es ſind Caſematten für faſt 15,000 Mann da, Proviantháuſer, um Lebensmittel auf drei Monate für ſolche Maſſe zu lagern, und eine Ciſterne, die eine hinreichende Menge Waſſer zu faſſen vermag. Mit 6000 Mann ließe ſich die fertige Feſtung gegen jeden Feind ein halbes Jahr lang ſicher vertheidigen. Wenn man den unzugänglichen Weg betrachtet, ſo muß man die Anſtrengungen bewundern, die es gekoſtet hat, das Material zum Bau und die ungeheuren Kanonen an Ort und Stelle zu bringen; es ging aber mit der Errichtung, wie mit der der Pyramiden; das Volk ward zum Bau getrieben; ſelbſt Weiber mußten ſchleppen, und noch jetzt leben in der Capſtadt Damen, die als Mädchen auf ihrem Kopfe Steine und ſonſtige Materialien unter Aufſicht von rohen Soldaten täglich ins Gebirge tragen mußten. Sie können ſchließen, daß dieſe einen unauslöſchlichen Haß gegen den Todten nähren, und daß ſie ihn nur als das ſchwarze Ungeheuer ſich zu denken vermögen.

Die Citadelle iſt alſo nicht fertig; ſpäter hat das Auffliegen eines Pulvermagazins, das die königliche Wohnung mit zerſtörte, noch vieles, was ſchon fertig war, wieder in Schutt geworfen, und ſo iſt jetzt das Ganze nichts weiter, als ein ungeheures Denkmal aus der Kaiſerzeit, das um ſo ernſter ſpricht, als es zugleich das Grab des Kaiſers enthält, das auf der vierten Batterie unter einem Haufen von Schutt gezeigt wird. Als Chriſtoph ſich erſchoſſen hatte, warf man ihn in eine Grube und bedeckte ihn ſo nachläſſig mit Erde, daß einer ſeiner Arme bald wieder ans Tageslicht kam und Urſache zu vielem Unfug gab, dem am Ende dadurch gewehrt ward, daß man den Leichnam wieder ausgrub und ihn auf la Ferrière mit Schutt bedeckte. Ich habe mit Wehmuth an der Kanone eine Zeit lang geſtanden, die ihre Mündung neben dem ehrloſen Grabe ins Land hinausſtreckt. Chriſtoph's Leben iſt ein Trauerſpiel. Ich möchte wiſſen, wie im Himmel ſeine Thaten gewogen werden. Mein farbiger Freund und Führer verſicherte mir mit dem gläubigſten Tone von der Welt, der Kaiſer müſſe ſo lange in der Hölle brennen, bis er ganz weiß geworden, das könne ungefähr tauſend Jahre dauern.

Haben ſie ſchon an Kaiſergräbern geſtanden? Es iſt ein eigenes Gefühl, das Einen an ſolchem Orte beſchleicht, wo der eclatanteſte Beweis von der Nichtigkeit menſchlicher Größe durch verblichenen Purpur und Modergeruch geführt wird. Mein Fuß hat auf ſeinen Wanderungen angehalten am Sarge Peter des Großen, der in der Feſtungskirche zu Petershoff ſteht; ich habe am Grabe Friedrich des Großen geſtanden, und im Dom zu Magdeburg. Ich bin immer ſtolzer denn zuvor an Paläſten vorübergegangen und habe den Glanz und den Schimmer als ein geborgtes Kleid verachtet. Die Thaten nur bleiben — ob ſie im Purpurmantel verrichtet, oder im ſchlichten Rocke — und die Todtenrichterin, die Geſchichte, richtet ſtrenger den, der tauſend Pfund empfing, als den, der eins erhielt, damit zu handeln. Die alten Bilder ſagen mehr, als man denkt, wenn ſie uns den König im Bette mit der Krone zeigen; mag er eine Nachtmütze über das müde Haupt ziehen, das ſchwere Metall bleibt unſichtbar darunter, und drückt und preßt das Hirn zuſammen. Ich möchte nicht König ſein, zumal in unſern modernen Tagen. Darum ehre ich aber die Männer, die, vom Geſchicke dazu berufen, wirklich ihre Pflicht erfüllten. Es iſt ein ſchweres Amt; und über ihrem Haupte hängt, ein Bild desſelben, am Haare das ſpitze Schwert.

Ich beſtieg auf der Rückreiſe, die ich, um auf dem Lande nicht das Fieber zu bekommen, wieder zur See machte, ein Küſtenfahrzeug, deſſen ganze Bemannung aus Schwarzen beſtand. Wir ankerten diesmal am Cap Nicholas, der Spitze der Landzunge. Der Hafen iſt ſchön, aber fremden Schiffen nur für den Nothfall offen; die Feſtungswerke, die ihn ſchützen, Anlagen Chriſtoph's, wie alle großartigen Bauten in dieſer Gegend, liegen in Trümmern. Die Gegend umher iſt kahl; der Cactus

wuchert umher, und wird nur hier und da von der Staude verdrängt, die den Balsam Copaivae gibt; sie hat wenig Laub, ist von mittlerer Höhe und riecht sehr strenge. Cap Nicholas selbst ist schlecht, die Kirche ein elender Holzschuppen, der kaum funfzig Menschen faßt; die Bewohner aber sind freundlich und gastfrei und Marie, ein mulattisches Mädchen, das ich hier kennen lernte, gehört zu den liebenswürdigsten Geschöpfen, die Gottes Erdboden trägt.

Marie vom Cap Nicholas begleitete mich nebst ihrem Bruder und einer Bonne auf einem Ausfluge nach Bombaise, einer deutschen Colonie sieben Lieues von dort. Vor circa hundert Jahren suchten sich Deutsche dort einen Wohnplatz; von den Uebersiedlern selbst sind keine mehr übrig; ihre Sitten und ihre Sprache haben sie aber auf ihre wenigen Abkömmlinge vererbt, und wenn auch der Dialekt etwas verdorben, so freute es mich doch, die bekannten Töne zu hören. Eine alte Frau erzählte mir, ihr Vater stamme aus Straßburg, und ihr Großvater habe am Münster gewohnt. Sie erkundigte sich gar genau, ob der Münster noch stehe, was ich ihr, wenn auch nicht aus eigener Erfahrung, doch mit gutem Gewissen versichern konnte. Auf mich hat übrigens die Bombaise nicht den Eindruck gemacht, den ich empfand, als ich vor Jahren an einem Sonntagmorgen von St. Petersburg in die deutsche Colonie fuhr; die ganze Anlage derselben, das Kirchlein, die Bauern auf dem Kirchhofe im Sonntagsstaate, das Singen der Schüler, die Predigt, Alles versetzte mich in jene Zeit, die ich in Mecklenburg in einem Landstädtchen verlebte, und es war mir, als wäre ich aus einem angenehmen Traume erwacht, als unsere Droschke über die Newa-Brücke rollte und das Getreibe der Kaiserstadt mich aus meiner Betäubung weckte.

Ich nahm Abschied von der lieblichen Marie, und lehnte während der Fahrt nach Port au Prince oft gedankenvoll an der Brüstung, dem Spiele der Wellen zuschauend, die uns diesmal recht freundlich behandelten. — Hier könnte ich schließen, will aber noch einen Vorfall mittheilen, den ich im Laufe meines Briefes nicht erwähnt habe, und der von der wunderbaren List und Kühnheit der Neger wieder ein schlagendes Beispiel liefert. Ein Schwarzer, Pferdedieb von Profession, den unser Capitain nach dem Cap als Arrestanten zu bringen hatte, entsprang uns vor Port de Paix, weit auf der hohen See aus seinem Gefängniß im Schiffsraume, wo er mit schweren Ketten gefesselt lag. Dabei hatte er zu seiner Bequemlichkeit ein Boot als gute Prise mitgenommen, das wir erst nach langem Suchen an der Küste fanden. Wie er es bewerkstelligte, daß keine Seele etwas von dieser fast unglaublichen Flucht merkte, das weiß der Himmel. Wir hörten später, daß er sich in die Berge geflüchtet. Aber die Schwarzen halten auch den Mulatten gegenüber treu zusammen, und gewiß wußte mancher von den schwarzen Kobolden, die mit zähnefletschendem Grinsen um uns standen, sehr gut Bescheid um die Sache.

Da haben Sie einen Bericht aus meinem Reisetagebuche. Ich bin zwei Monate unterwegs gewesen, und habe nicht mehr als hundert hiesige Thaler, so viel wie funfzig preußische, gebraucht; das Reisen ist also billig. Der Aufenthalt in Port au Prince dagegen ist kostspielig. Wollen Sie eine Tour hierher machen, so will ich Ihnen rathen, werden Sie Freimaurer; denn Niemand wird hier besser aufgenommen, als ein freier Steinmetzenbruder. Wer sollte das denken, in Hayti?

A. v. L.

Correspondenz.

Aus Paris. (Beschluß.)

[Religiöse Seite des Socialismus; George Sand.]

Wenn Lamennais die Dreifaltigkeit des Menschen auf amour, puissance et intelligence reducirt, so sucht Leroux, wahrscheinlich um neu zu sein, alles auf sentiment, sensation et connaissance auslaufen zu lassen. Dies ist übrigens keine Philosophie, sondern ein Philosophiren. Aber Leroux hat noch zwei wichtigere Punkte. Er verwirft von vorn herein das Christenthum mit seiner Philosophie und ist Socialist, nicht praktischer, sondern theoretisch-philosophirender. Es versteht sich, daß er auch das Uebel und den Fall des Menschen abläugnet. Ich muß hier etwas sagen, was mich schon lange drückt. Gewiß hat Dr. Strauß in seinem Leben Jesu eine ungeheuere Gelehrsamkeit bewiesen, und da der deutsche Gelehrte nicht glaubt ohne Beweis, nicht einmal, daß man bei Tag kein Licht braucht, so hat er diesem einen derben Stoß versetzt. Aber Neues hat er nichts gesagt. Jeder jüdische Theologe wußte das, und die heutigen französischen Philosophen können auch nichts Neues sagen. Lessing's Jesus ist dasselbe, Salvador's Jesus Christ dasselbe, Leroux's Christenthum dasselbe, und alles dieses beweist nur, daß Jesus ein Prophet war, der das Judenthum reformirte und sich mit Recht als der Abgesandte Gottes in diesem Punkte erklärte. Die heutigen Juden können diesem Dilemma nicht entgehen, sie werden keine Reformation vornehmen können, die nicht schon in Jesu Munde war, sie meinen, sie wären evangelische Juden, sie irren sich aber. Sie sind blos jüdische Evangelisten. All ihr Treiben außerhalb dieser Sphäre ist beschränkt, dünn und anekelnd. Denn sie haben im alten Testament gar keinen Stützpunkt, und erhielten sich nur, um das Christenthum

vielleicht noch in seiner Reinheit darzustellen; denn da sie nicht wie andere Völker verschwanden, so beweist dies, daß ihre Mission noch nicht zu Ende war. Es ist daher ein Phänomen, zu sehen, wie die französischen Philosophen plötzlich Juden werden in diesem Sinne, und diese Erscheinung ist außerordentlich bemerkenswerth. Der Fortschritt hierin ist ungeheuer. Die Philosophie aller Religionen nähert sich einem Ziel und wenn die sociale Idee noch dazu kommt, so kann man die prophetische Stelle hierüber im Jesaias nicht ohne Thränen im Auge lesen. Ja, die Menschen werden einst zusammen wie Brüder leben, ja, die Natur verwandelt sich, es werden die wilden Thiere, das Böse, Mindergute, nach und nach verschwinden; wo Wölfe weideten, werden Kinder spielen, und wo Tiger und Schakal heulten, werden Loblieder für den Schöpfer der Natur erschallen. An jenem Tage wird der Ewige und sein Name einzig sein, der Egoismus wird verschwinden, die Gleichheit in dem Recht des Lebens wird entstehen, aber auch die Gleichheit der Pflichten, der Gedanke wird sich nicht höher stellen als das unschuldige Gefühl, aber auch nicht die Kraft, man wird einsehen, daß der Mensch nicht für sich, sondern für seinen Nächsten erschaffen wurde, daß wenn ich Dichter bin, mir Gott Kraft zum Singen gab, damit mich Andere hören; daß er uns Vernunft und Herz gab, nicht zu übervortheilen, sondern um Andern zu dienen. Mirabeau sagte: Andere sind nur groß, weil wir vor ihnen knieen. Stehen wir auf und Alle sind gleich! Leider wollte man bis jetzt die Andern auch knieen machen. —

An die Sand, die immer mit figurirt, wenn man von der neuen Zeit und von der Zukunft spricht, Großes knüpfen, ist wirklich eine Gutmüthigkeit, die an Thorheit gränzt. Sie ist eine darstellende Kraft, keine Urkraft. Sie hat sich in viel neue Elemente hinein empfunden, aber kein Element geschaffen. Ihre Gedanken sind den Männern, die sie umgeben, abgelauscht. Die Sand hat gar viel Bücher geschrieben, worin nur die originelle Form ihr gehört, trotz ihrer Genialität kann sie dem Schicksale des Weibes nicht entgehen; ohne zu empfangen ist es ihr unmöglich zu schaffen. In neuester Zeit fürchtete sie für ihre Popularität, sie brach daher mit der Revue des deux mondes und umgab sich mit Patrioten, von deren Ideen sie keineswegs durchdrungen ist. Sie schweigt, lauscht und empfängt. So hat sie einen Roman „die Handwerksburschenreise in Frankreich" herausgegeben, wozu ihr ein Ebenist aus der Vorstadt St. Anteine die Documente lieferte. So hat sie einen Künstlerroman „les mosaïstes" geschrieben, wozu sie auch solche Lieferungen erhielt. Der Maurer in dem neuen Roman wird bei ihr auch zum Künstler, sie gefällt sich vorerst noch bei den Schilderungen der Compagnonnage, der Gesellenverbindung, und bei der Arbeiterwittwe, dann geht's wieder zu einem Adeligen, wo sich das Mädchen in den Künstler verliebt. Der Roman kann demokratisch sein, aber man sieht, daß er expreß so gemacht wurde, man liest ihn mit Amusement, aber man fühlt, daß hier Alles gemacht, nichts gewachsen ist. Es ist Gutes und Neues darin, aber das Neue ist nicht von ihr, sie wußte die Gesetze der französischen Gesellen nicht, und das Gute ist alt. Im Ganzen ist diese darstellende Kraft schon ihrer Mündung nahe, während die Denker Frankreichs noch an der Quelle sitzen und schöpfen.

A. Weill.

Notizen.

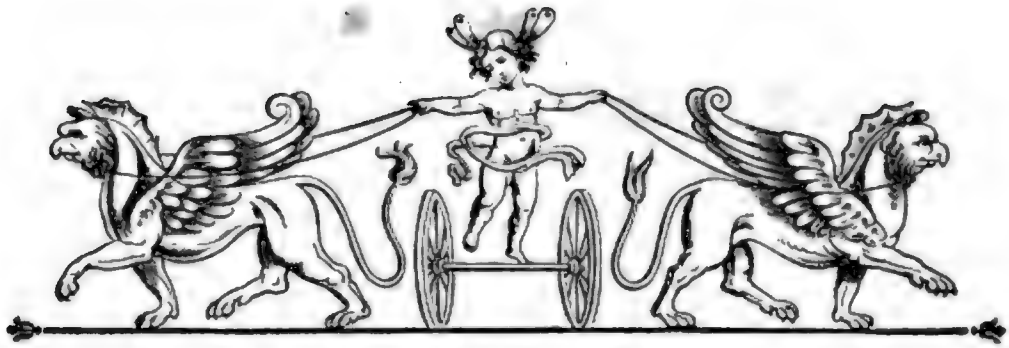
[Musik in Leipzig]

Die Leistungen drängten sich im Laufe des Januars. Die Euterpe gab ein Concert zum Besten der Armen. Die Bull versammelte am 20. im Gewandhause ein gewählteres kleineres Publikum, dem er Classisches vorführte. Er spielte mit den Mitgliedern des Orchesters ein Quartett von Beethoven, ein Quintett von Mozart, mit Mendelssohn-Bartholdy die große A-dur-Sonate, dies tiefsinnig gedachte, künstlerisch vollendete Instrumental-Duett Beethoven's. Die Bull spielte so meisterhaft, daß er uns bewies, er bedürfe der Flageoletverzierungen nicht, um im Vortrage classischer Musik zu glänzen. Zum Schluß gab er eine Improvisation über die Champagnerarie aus dem Don Juan. Diese Arie gibt schon Alles, was der Rausch der beflügelten Laune zu leisten vermag; sie läßt sich variiren, um Technik zu entwickeln, aber was man hinzuthut, bleibt neben ihr ärmlich; sie ist, als Thema genommen, zu sehr fertig ausgearbeitet. Freilich war die Wahl des Themas eine Bestimmung des Publikums, nicht des Künstlers. — Am nächsten Tage hörten wir in demselben Raume Sachen von Bach und Händel. Das Abonnementconcert eröffnete hiermit eine historische Reihenfolge von Meisterstücken deutscher Musik, wie sie sich im Laufe eines ganzen Jahrhunderts entwickelte. Mendelssohn spielte eine chromatische Phantasie und Fuge von Bach, David eine von den sechs Violinsonaten des alten Meisters. An Gesangspiècen gab man eine Motette, die Bach für das Chor der Thomasschule componirte, und ein Crucifixus, Resurrexit und Sanctus aus seiner großen Messe in H-moll. Den zweiten Theil des Concerts eröffnete die Ouvertüre zum Messias. Frln. Schloß sang eine Arie aus diesem Tonwerke. Mendelssohn spielte ein Händel'sches Thema mit Variationen, aus den Lessons for the Harpsichord, welche 1720 in London zuerst erschienen. Chöre aus Israel in Aegypten machten den Beschluß. — Man muß diese Sachen kennen, um zu wissen, aus welchem Anfang sich deutsche Musik entwickelte. Es ist derselbe Reiz, mit welchem wir alte Bilder von van Eyck und Dürer betrachten, die wir steif, aber keusch und voll simpler Kraft finden.

[Der Prinz v. Homburg auf der leipziger Bühne.]

Es gereicht der Direction zum Verdienst, dies classische Drama wieder in Scene gesetzt zu haben. Das Haus war gefüllt, das Publikum rief sämmtliche Darsteller. Aufmunterung genug zur Pflege des höhern Dramas. Eine Kritik der Darstellung behalten wir uns für die Wiederholung des Stückes vor.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 22. — den 30. Januar 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Deutsche Romane.

Edward in Rom. Novelle in neun Büchern. 2 Bde. Breslau, Max u. Comp.

Ein archäologischer Roman. Jedes von den neun Büchern, in die er zerfällt, gibt eine neue Wanderung durch die Trümmer Roms. Die Darstellung der Denkmale mag sich zum Theil auf die Bunsen-Platner'sche Beschreibung stützen, diese zum Theil erweiternd. Der Cicerone, der uns führt, der Held des Romans, der uns sein Tagebuch aufschlägt, verkündet gleich zu Anfang, wes Geistes Kind er ist. „Ihr rathet mir," schreibt er, „zur handelnden Thätigkeit. Handeln, was? wo? Soll ich nach Indien gehen, in Journale schreiben, oder in Spanien fechten? Unser Jahrhundert hat keine fröhlichen homerischen Kämpfe mehr, wo der einzelne Held den Tag entscheidet; sondern kennt nur das blinde Spiel der Geschütze, dessen gebieterischer Musik ungezählte Volksmassen siegend oder sterbend gedankenlos folgen müssen. Ich mag ein blühendes, reiches Leben nicht in das starre Schicksal einer Waagschale werfen. — Ihr weist mich an die Wissenschaft, an Sprache und Geschichte, Natur und Kunst; vergebens! auch in diesen Reichen lockt mich keine Weide mehr. Sprachen: ein lebloser Wald ohne Dryas, wo der Fremde, von keinem Geiste geleitet, das Gewirr unzähliger herkömmlicher Pfade seinem schwindelnden Gedächtniß einprägen soll. Geschichte: eine ungewisse, sich immer wieder neu lügende, eintönige Lebensgeschichte der fortbrütenden Menschheit; ihr Glanz ohne Wahrheit, ihre Wahrheit ohne Glanz. Natur: ein wüstes Gewebe wimmelnder Lebensfäden, alle endend in mir, und die ich nicht zerwickeln darf, ohne mich selbst zu zerstören; und bildende Kunst: das tausendfach gebrochene halbwahre Spiegelbild eines vorübergegangenen Gottes oder Menschen, weder besser noch glücklicher als ich, der ich ihn bewundere. Wissenschaft: nein! Ich trage in meinem Geiste der wahnsinnigen Helle und Täuschung schon zu viel, als daß ich sie noch mit jener außer mir liegenden mühsam vermehren sollte. — Ihr weist mich an den Glauben, den christlichen Glauben. Soll ich beten und beichten gehen? Nein! nein! Meine edle reine Seele wird schlaff und falsch bei dem Gedanken; es modert mich an wie Jakob und Augustinus, wie Heuchelei und Sünde. Verzeiht; aber soll ich, der ich viele hundert Hymnen Gottes kenne, nichts als Bußpsalmen zu singen verdammt sein mein Leben lang, weil ein kleiner Bruch der Menschheit nach keinem andern Takte gelernt hat, am Seile des Daseins weiter zu ziehen? Soll ich, verstockten Zöllnern und Pharisäern zu Gefallen, meine Nüstern zuschließen vor dem überall und beständig mich umwallenden Gotte, um dann sonntäglich einmal am gezeigten Kelch aus seinem Blute meine vertrockneten Lippen demüthig zu benetzen? Kirchlicher Glaube, Kunst und Wissen, Thateneitelkeit: wohl habe auch ich Jahre lang diese Schellenkappe getragen, und mit diesen mich bindenden Ketten mir selber Musik gemacht; aber hier in Rom habe ich sie abgeworfen, hier in Rom, wo der Mensch, ruhig, als hätte er die Welt erobert und die Schleier der großen Mutter gelichtet, rein schauend, frei athmend, schweigen darf im zusammengeströmten Meer tausendfältiger Offenbarung; von nichts mehr gejagt, als dem einen Triebe, sich nun mit dieser Offenbarungen letztem Geist, mit Gott, Gott in einem Zuge sich ganz zu erfüllen." — Somit haben wir einen deutschen Werther als Cicerone auf den Trümmern der ewigen Stadt der Welt. Diese Stimmung ist die durchaus angemessene, um all das Ungemach, das der Schutt der Jahrhunderte hier aufgehäuft hat, ganz zu durchschmecken. Eine geistvolle Parallele zwischen dem heidnischen und christlichen Rom läuft durch das Buch; die große sittliche Wahrheit, daß der jetzige Bestand der Dinge Lüge oder Leichnam ist, daß das Christenthum Welt werden müsse, um sich der dringenden Bedürf-

nisse der Menschheit zu bemächtigen, diese große sittliche Wahrheit klingt leise, aber sicher und unerschütterlich durch alle Kunstbegeisterung des Schreibenden hindurch. Die stille Einfachheit dieses Glaubenssatzes verliert sich schüchtern vor dem Anblick von so viel Glanz und Moder. Dies ist der geheime Quell der Melancholie, die in der Seele des Autors nistet. In dieser vom Alterthume und vom Mittelalter gleich sehr übersättigten Stimmung wandern wir mit ihm auf den Monte Mario, den Monte Pincio, den Janiculus, über den spanischen Platz, in die Katakomben. Das sechste Buch ist dem Forum Romanum gewidmet. Vor den Bildwerken im Vatikan entwickelt Edward seine Götter- und Genienlehre. Eine vortreffliche Schilderung der Basiliken gibt die geeignetste Anknüpfung zwischen heidnischem und christlichem Alterthum; christliches Alterthum ist nämlich nach seiner Anschauung auch was die katholische Welt gebaut und gepflegt. Das vierte Buch führt uns in englische Gesellschaft, und einige Gestalten derselben begleiten uns. Sonst treten uns Personen aus dem römischen Volk entgegen, losgebundene Kinder ohne Satzung, ohne Herkommen, ganz dem Naturdrange und der Einfalt eines rohen ersten Lebens hingegeben. Was die Zeit betrifft, die wir mit ihm in Rom verbringen, so reicht die Darstellung von Weihnachten bis Ostern. Mithin fallen zwei große Hauptactionen des römischen Christenthums in die Erzählung. Das Tagebuch Edward's schildert uns Weihnachten und Ostern. Der Carneval mit seinen Confettikämpfen wird mit Laune und Hingebung dargestellt. Den ganzen Charfreitag verlebt der Autor im Vatikan, wir hören Palästrina's Marcellus-Messe, sehen die Kuppelbeleuchtung mit der Girandola, finden in den Blättern einen sorgsamen und begeisterten Commentar des ganzen Officium Hebdomadae Sanctae. Auch über Malerei berichtet unser Cicerone. Wir geben, was er über Tizian sagt. Es sind drei Tizianische Bilder, die ihm fest vor der Seele blieben. „Das eine, nun sehr verdorbene, darstellend die Ermordung des ungetreu geglaubten Weibes in der Schule des heiligen Antonio zu Padua; die blonde erstochene Schöne liegt, am Vordergrunde einer einsamen Felsenlandschaft, in der ganzen reinen Fülle ihrer Ueppigkeit und Unschuld vor dem fliehenden Gatten niedergewälzt am Boden. Das andere, in San Giovanni und Paolo zu Venedig, die bekannte Ermordung des Peter Märtyrers; mit jener düstermächtigen, sturmgeschüttelten Baumgruppe, darunter das Verbrechen geschieht, und dem fliehenden Gefährten, der sich in seiner schwarzweißen Dominikanertracht, halb umgewandt, die Hände zum Himmel erhoben, wie ein Ruf des Entsetzens, aus diesem schauernden Dunkel des Unheils ins Freie stürzt. Das dritte, die himmlische und irdische Liebe, in der Galerie Borghese: die beiden weiblichen Gestalten sitzen im Vordergrunde eines heiteren Gebüsches auf dem antik geschmückten Rande eines schattigen Wasserbeckens, darin Amor nach Blumen fischt; auf der Linken die eitel zusammengenommene, atlasbekleidete weltliche Schöne; auf der Rechten, nach dem Amor hinübergeneigt, die hingegebene himmlische nackte Jungfrau; so klar, so warm; die schwimmenden durchsichtigen Tiefen ihrer Schönheit von der langen Flucht der äußeren Seite und den fleischigen Schwingungen der innern Linien leise begränzt, während, im landschaftlichen Hintergrunde, die von der Rechten her wirkende Sonne hier ein weites offenes Stromgefilde beleuchtet, dort, durch Wolken strahlend, einen einsamen Bergthurm trifft. — Und wer von allen Meistern hat den Tizian auch nur als Nachahmer jemals erreichen können in der Wahrheit der Färbung, besonders der Fleischfarben? So keusch und heiß, so verführerisch und unschuldig! Dieser Venusbusen, der sich ohne Schatten so mächtig hebt; diese süßen nackten Madonnenfüße, die die glücklichen Wolken unter ihrem Tritte erwärmen; dieser leise hellrothe Madonnenmund, in dem die athmende Fülle des Lebens wie in einem nicht mehr zurückgehaltenen Seufzer liebedürstend hervorbricht!" — Hören wir ihn auch über Raphael. Ausdruck und Wendung sind mitunter etwas quälerisch. „Ich erging mich in der Galerie der Raphaelischen Loggien, diesem blühendsten Laubengange neuer christlicher Kunst, wo sich die Bilder des alten Bundes, gleich aufgehängten Siegesschildern, über griechischen Blumen- und Sagengewinden wiegen. Ich durchmusterte die Gemälde der Stanzen, diese zusammengereihten Epochen erwachter, vollendeter und sich wandelnder Malerei, wie sich solche in den bedeutendsten, zwölf Jahre lang fortrückenden Schöpfungen des bedeutendsten christlichen Malers darstellen. Zuerst die innig mühsame, sich in sich selber zersplitternde handlungslose Glorie der sogenannten Disputa; dann die freier gezeichneten, lieblich zusammengestreuten, aber noch durch keine Schattengedanken verschmolzenen Gruppen des Parnasses und Philosophentempels; dann der begeisterte, meisterhafte Lichtstrahl des Heliodor; und die ruhige Vollendung der Messe von Bolsena; dann die gewaltsame Wirkung von Sturm und Ruhe, von Licht und Schatten im Attila vor Leo und Sanct Peter's Befreiung; zuletzt der sich übertreibende, großartig flüchtige Wurf des Incendio; die mächtige Ganzheit der Kaiserkrönung mit ungleicher Liebe im Einzelnen, und endlich die das Auge zerreißende, meisterhafte Gruppensymphonie, die alle Fassung übertäubende, bewundernswerthe Verwirrung der Konstantinsschlacht. — In der Gemäldegalerie verweilte ich vor Raphael's Verklärung. Es ist in Gegenstand und Behandlung wie ein doppeltes Bildniß, aber diese Doppelheit ist bedeutungsvoll. Unten die Welt des Heilandes, wie sie war; droben, wie der Glaube sie anschaut; unten grell, düster, verzerrt, der Vernichtung werth; droben licht, wehmüthig, scheidend, anbetungswürdig; und ein dichterisch beherrschender Farbenduft verschmilzt diese beiden Theile. — Die gleichmäßig wirkende künstlerische Einheit, sowohl des sinnlichen Lebens mit der religiösen Verklärung, als des lichten Schaffens mit dem vollkommenen Ausführen, findet sich unter allen neueren Gemälden gewiß am vollendetsten auf den Raphael'schen Tapeten. Welcher abrundende Fleiß im Ganzen wie in den Theilen, in Körper und Falten wie in Satz und Farbe; und doch dieser Fleiß so sicher und mühelos, daß er die Ader der Erfindung nirgends überdeckt. Welches geberdenreiche, in Straßen und Kirchen aufgeblickte Leben der alltäglichen Welt; ja, das ist das Jahrhundert der Apostel mit seinen gläubigen Krüppeln und wandernden Wunderthätern, seinem blinden Eifer und seiner begeisterten Gemeinheit, und doch nicht

so gemein, daß nicht der Athem Gottes, der diesen Eifer bewegt, in jedem Zuge dieser predigenden Helden glorreich sichtbar werde, daß nicht die Lieblichkeit einzelner Gestalten eine natürliche Verklärung über die ganze Gruppe ausgieße."

So viel über den Reflexionsinhalt des Buches. Ueber den Roman im Romane ist nur wenig zu sagen; er bricht erst gegen Ende durch. Edward liebt ein Wesen, das er Giorgiona nennt; sie erinnert ihn fortwährend an den Meister Giorgione, mit dessen Bildern er sich viel beschäftigt. An sie ist die Sprache des Tagebuchs gerichtet; endlich erscheint sie selbst in Rom. Sie wird uns zu keiner fertigen Gestalt; aber das Element ihres Wesens wird uns deutlich, sie hat etwas Unheimliches, Grelles, und so ist auch Edward's Neigung zu ihr in das entsprechende Colorit getaucht. Edward glüht für sie, auf den Trümmern des Kolosseums entdeckt er ihr seine Liebe. Sie stürzt sich an sein Herz und fragt ihn, ob er eine Mörderin sein Weib nennen wolle. Sie war willenlos die Beute eines Mannes geworden, das Gefühl der Gleichgültigkeit wurde langsam ein Ekel, der sich waffnete; sie gewöhnt sich an Gift, und eine Mahlzeit, die sie mit ihm theilt, wird ihm tödtlich. Vor diesem Geständnisse bebt Edward zurück; wie er aus dem Taumel erwacht, ist Giorgiona verschwunden. Die Melancholie seines Wesens hat nun erst einen wirklichen Inhalt. Sein Ausgang ist düster; sein Pferd kommt eines Morgens stromdurchnäßt vom Spazierritt ohne seinen Herrn zurück; man findet im Fluß seine Leiche; aber es ist nur Zufall, was ihn tödtete oder einem Entschluß zum Selbstmorde vorgriff. Das ganze Verhältniß beider Personen ist nicht glücklich aus der Reflexion herausgearbeitet, der Roman im Romane ist schwach, obwohl ungewöhnlich. — Man hat uns den Verfasser des geistvollen Buches genannt; es ist K. Meyer aus Westphalen, welcher von Goethe in Eckermann's Gesprächen rühmlich erwähnt wird. Auch Schelling soll irgendwo auf ihn hingewiesen haben.

Der Spion. Historischer Roman von F. Th. Wangenheim. 4 Bde. Leipzig, Melzer.

Es hieß, Reilstab würde seinem „1812" die Jahre 13, 14, 15, à 3 Bände, Summa 9 Bände folgen lassen. Inzwischen sind ihm Stolle und Wangenheim zuvorgekommen. In beiden ist die deutsche Romanfabrikation noch rascher bei der Hand, in Stolle ist sie redseliger, flinker, in Wangenheim derber, breiter. Das Historische wird von Beiden nach französischen Memoiren und Zeitungsberichten gleich sehr fleißig benutzt; nur ist Wangenheim vielleicht pikanter in Zusammenstellung barocker Zufälligkeiten, wie sie die Historie der Kriegsjahre lieferte. Bd. 1. führt uns in die Schlacht bei Jena, Bd. 2. auf den Schauplatz bei Wagram, Bd. 3. in das Völkertreffen bei Leipzig, Bd. 4. nach Paris und St. Helena. Die Figur eines Spions, der überall herumkommt, ist gewöhnlich, führt aber zu allerlei Verwickelungen, und ein Hauptreiz gemeiner Leser besteht darin, „ob er sich kriegen läßt!" Er wird auch schließlich „gekriegt"; aber der Autor entzieht das Schauspiel der Execution den Blicken seiner Leser; dergleichen Scenen, meint er, seien nur für Pöbel. Auch das endliche Schicksal seines „Wilhelm Weiß nebst Frau und Kindern" vorenthält er uns, sagt aber im Nachworte zum gütigen Leser: „Wilhelm findest Du in jedem vaterlandsliebenden Manne wieder, der für Deutschlands Freiheit gestritten, Luise in jedem deutschen Weibe, welches geduldet und überwunden! — Lebe wohl, mein Leser, behalte mich lieb!"

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Journalistik und Kunst.]

— Auch über die polizeilichen Nachsuchungen, die in fast allen hiesigen Musikalienhandlungen zu Ende des vorigen Jahres Statt fanden, hat ein auswärtiges Blatt uns sicher berichtet, die in Leipzig (bei Weber) erscheinende „Allgemeine Preßzeitung", in der ersten Nummer des neuen Jahrgangs, wie denn dies Blatt unter Leitung des Criminaldirectors Hitzig eher zu wenig als zu viel, gewiß aber nur Richtiges von hier aus melden wird. Nur bei einer erst kürzlich begründeten Handlung wurden bedeutende Stöße Nachdrucks und etwa 200 Notenplatten, einige sogar mit falschen Firmen, gefunden. Die Wegnahme der Handlungsbücher fand nicht Statt, wohl aber sind sie gegen den Willen der Inhaber polizeilich eingesehen, wonach, wie die Preßzeitung berichtet, gegen 200 der bekanntesten deutschen Buch- und Musikalienhandlungen bei dieser Angelegenheit verwickelt sein mögen. Den Beeinträchtigten gereicht es allerdings zum Vorwurf, erst so spät Klage erhoben zu haben. Nicht die Justiz in Deutschland, wohl aber die Saumseligkeit der Gedrückten unter uns, die allgemeine Unwissenheit in Rechtssachen trägt die Schuld vieler Uebel. Unser Gesetz vom 11. Juni 1837 verhängt eine Strafe von 50 bis 1000 Thlrn. über den, der Nachdruck übt oder führt; der Richter entscheidet zwischen diesen Sätzen nach der größeren oder geringeren Verschuldung des Contravenienten. Ein Erkenntniß in obiger Sache liegt noch nicht vor.

Die neue hiesige Wochenschrift, das von Dr. Karl Riedel, dem Verfasser eines humoristischen Romans Peter Schlemiel, herausgegebene „Athenäum", hat sich als Fortsetzung des nürnberger Athenäums eröffnet. Der Redacteur gab im Probeblatt einen Rückblick auf den Quadrupelvertrag und Frankreichs Stellung zu demselben. Baron v. Schomberg-Gerwasi, dem wir oft und gern als Publicisten im „Piloten" und „Freihafen" begegneten, eröffnete seine lausenden Berichte über den Stand des Handels, der Industrie und der Communicationsmittel*). W. Alexis spendete Erinnerungen an Immermann; M. Carrière ein Stück seiner italienischen Anschauungen. Aus dem Nachlasse Gaudy's erhielten wir ein Gedicht. Der Artikel über Theater verheißt uns Rott als Wilhelm Tell, Seydelmann als Stauffacher. Das Feuilleton meldet, daß Cornelius, dessen Berufung als

*) Im letzten vorjährigen Hefte des „Freihafens" gab der gedachte Publicist treffliche Winke über die Hebung Stettins durch Gründung eines deutschen Dampfschifffahrtvereins. D. R.

gewiß angegeben wird, die Fresken ausführen werde, welche Schinkel für die äußere Säulenhalle des Museums entworfen hat. Ob Bettina's Zeichnungen dazu benutzt werden können, steht wohl noch dahin.

Kaulbach ist bereits aus München eingetroffen. Seine jüngere, noch unentwickelte, frische Kraft thut uns besonders noth, Invaliden haben wir ehrenwerthen Andenkens genug. Hiermit sei keinesweges ein Scheelblick auf Cornelius geworfen; aber Jugend brauchen wir durchaus. Für Kaulbach's äußere Zustände, über welche der russische Literaturbrief in Ihrer Zeitung unlängst genug Betrübendes meldete, war eine Berufung hierher eine Rettung. In ihm ringt eine großartige Kraft, die sich für kleine Erfolge nicht verbrauchen wollte. Wir kennen hier seine Hunnenschlacht.

Daß Hr. v. Hassenpflug auf zwei Jahre Urlaub genommen, oder erhalten hat, wird Ihnen schon bekannt sein. †.

Notizen.

[Ruhl's Skizzen zu Shakspeare.]

Das fünfte Heft der von Ludwig Sigismund Ruhl gezeichneten und radirten Skizzen zu Shakspeare (Cassel, Krieger'sche Buchhandlung) liefert uns zwölf Scenen zu „Was ihr wollt". Blatt fünf und sechs darunter sind wahrhafte Musterstücke des Crayons. Es ist die lustige Mitternachtsscene, wo die beiden Junker und der Narr bechern und jubeln, und die Scene im Garten, wo der überspannte Haushofmeister den angeblichen Brief des Fräuleins studirt, während das Komplott der Schelme ihn belauscht. Hätte Ruhl die Oelfarbe in seiner Gewalt, wir würden in ihm ein humoristisches Talent bewundern, das den düsseldorfer Schrödter weit hinter sich ließe. Will die Malerei Dichtwerken ihre Stoffe entnehmen, so kann sie nirgends in bessere Schule gehen, als bei Shakspeare. Der dupirte Malvolio mit der süßlichen Verschrobenheit seiner schuftigen Einbildung, die beiden carnevalslustigen Schlemmer, der Lieblingsnarr des Dichters: welche groteske Gestalten voll von sprudelndem Uebermuth! Und zu den Gaunern gehört die kecke und doch feine Figur der witzigen Zofe Maria. Ruhl hat diese vier Charaktere meisterhaft getroffen, er hat mit diesen beiden Blättern Ausgezeichnetes geleistet. Auf den übrigen Skizzen bleibt er seiner Anschauung nicht getreu, er variirt wider Willen diese Figuren, namentlich ist im dritten und vorletzten Blatt Malvolio nicht entsprechend. Auch verfällt der Zeichner auf andern Blättern in den wohl schon früher von uns gerügten Fehler, die weiblichen Gestalten zu alt zu nehmem. Was ihm früher bei der Julia widerfuhr, wiederholt sich hier bei der Olivia. Auch der sentimentale Herzog ist nicht so jugendlich, wie ihn die Dichtung gibt. Viola dagegen ist von Ruhl sehr anmuthig gefaßt und fast in allen Scenen getreu festgehalten.

[Fallmerayer gegen Mehemed Ali.]

Die hohe Pforte will nun, da ihr die vier Mächte den Pascha von Aegypten zu Füßen gelegt haben, ihren erhabenen Muth zeigen, und den alten Mehemed Ali durchaus als Rebellen behandeln. Mehemed hofft vermuthlich auf die Verwendung Frankreichs, weiß aber nicht, daß er erst den Grimm eines Mannes besänftigen muß, der ihn eben so überschwänglich haßt, als ihn Fürst Pückler liebt. Dieser Todfeind Mehemed's ist ein deutscher, oder besser, baierscher Professor, Hr. Fallmerayer, der einige Zeit in Trapezunt gelebt hat. Fallmerayer's Freude über den Sturz des modernen Pharao, wie er den Pascha nennt, hat keine Gränzen, er möchte die englischen Kanonen kassen, die St. Jean d'Acre niedergeschossen haben, und der Schutt der bombardirten Festung ist ihm nichts weniger als ein Lehrstuhl, auf dem das Schicksal als Professor der Weltgeschichte Europas Völkern Vorlesungen hält. Fallmerayer, der in Mehemed Ali vorzugsweise den Schützling der französischen Demokratie haßt, hat in der englischen Kanonade die Posaune des Weltgerichts gehört, wie sie den französischen Revolutionsideen ein ewiges pereat bringt, und Deutschlands Rückkehr vom Liberalismus zur — Nationalität prophezeiht. Jetzt wär' es Zeit, ruft er, Frankreich ganz zu demüthigen, vor allem aber dürfe man den Pascha nicht schonen. In seiner Freudetrunkenheit über die glücklichen Aspecten auf deutsche Nationalität, schwelgt er vorläufig im salbungsvollen Styl des heil. röm. Reichs, und ruft, wie Schiller's Kapuziner„ den Wütherich, der den Landfrieden gebrochen, und Seiner kaiserlichen Majestät getreue Unterthanen am Nil drangsalirt, geschädigt und latronum more aller Habe beraubt hat, solle man mit summarischer Justiz" abthun, oder wenigstens transportiren. — Und Frankreich viertheilen, nicht wahr? —f—.

[Der französische Herkules, besiegt.]

München that sich nicht wenig darauf zu gut, daß der unüberwindliche Athlet Dupuy, auch der französische Herkules genannt, von einem massiven baierschen Hausknecht im Ringen besiegt worden ist. Die Heldenthat geschah auf den Bretern des münchner Theaters. Der Jubel über diesen Heros (man sah auch ein politisches Omen darin) war bis in die leipziger Allgemeine gedrungen. Dem Hausknecht, der Deutschland so zu Ehren brachte, gebührt jedenfalls ein Platz in der Wallhalla; der Herkules aber ist, wie wir hören, auch schon in Pesth einmal zu Fall gekommen.

[Deutsche Rheinlieder.]

Seitdem auch Baron Lorenz in Dresden sich über den Rhein ergossen, wird wohl keine Lerche und keine Krähe in Deutschland mehr wagen, noch ein Rheinlied zu singen. Baron Lorenz schließt diese Epoche ab; seine Verse stehen in der „Eilpost für Moden". — Als bester Ausdruck echter, ernster Gesinnung und als bitteres Document der Rheinliedsbegeisterung kann das Gedicht von Prutz bezeichnet werden, das in Leipzig bei Wigand erschien.

[Eduard Gehe über Mosen.]

In Nr. 31. der sächsischen Vaterlandsblätter lesen wir von Eduard Gehe einen interessant geschriebenen Aufsatz über Mosen's „Bräute von Florenz."

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Verlags-Bericht, Januar 1841, von Leopold Voß in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Mémoires de l'Académie Imp. des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tom. II. gr. in 4. St. Pétersb. 1840. 6 Thlr. 22½ Ngr.

Sciences naturelles. Tome IIIme. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. 11 Thlr. 7½ Ngr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie Tom. V. gr. in 4. St. Pétersbourg 1840. 4 Thlr. 15 Ngr.

Mémoires presentés par divers savans. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 6 Thlr. 22½ Ngr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XV. gr. in 4. St. Pétersbourg. 1840. 1 Thlr. 4 Ngr.

Bulletin scientifique publié par l'Académie des sciences. Tome VI., VII. et VIII. (chacun en 24 Nros.) gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. (Prix du tome: 1 Thlr. 15 Ngr.)

*Baer, K. E. v., u. G. v. Helmersen, Beiträge zur Kenntniss des russischen Reiches und der angrenzenden Länder Asiens. 1—3. Band.

I. Statistische u. ethnographische Nachrichten über die russ. Besitzungen an der Nordwestküste von Amerika. Gesammelt v. Contre-Admiral v. Wrangell. Herausgeg. v. K. E. v. Baer. Mit 1 Karte. gr. 8. St. Petersb. 1839. 1 Thlr. 10 Ngr.

II. Nachrichten über Chiwa, Bochara, Chokand u. den nordwestl. Theil des chines. Staates, gesamm. von dem Gen.-Major Gens, bearbeitet von G. v. Helmersen. Mit 1 Karte. gr. 8. St. Petersb., 1839. 1 Thlr.

III. Essai sur les ressources territoriales et commerciales de l'Asie occidentale, par J. de Hagemeister. gr. in 8. St. Pétersb., 1839. 1 Thlr. 10 Ngr.

Baumgarten, Moritz, das Schielen u. dessen operative Behandlung nach eigenen Beobachtungen u. Erfahrungen wissenschaftlich dargestellt. Mit 1 Stdruckt. gr. 8. Leipzig, 1841. 22½ Ngr.

*Bongard, H. G., Descriptiones plantarum novarum. 4 maj. Petropoli, 1839. 1 Thlr.

*Brandt, J. F., Spicilegia ornithologica exotica. Fasc. I. Acced. tabb. V. lith. et color. 4 maj. Petropoli, 1839. 15 Ngr.

*Brosset, M. F., Catalogue de la bibliothèque d'Edchmiadzin. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1840. 7½ Ngr.

*Brosset, M. F., Monographie des monnaies arméniennes. Avec 2 planches. 4. St. Pétersbourg. 1839. 7½ Ngr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft bearbeitet. 6r Bd., mit Beiträgen von E. Burdach und J. F. Dieffenbach. gr. 8. Leipzig, 1840. 3 Thlr. 15 Ngr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. IIr Jahrgang für 1840. Herausgegeb. von Dr. A. Weinlig. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 6r Jahrg. für 1840. Herausgeg. von Dr. J. A. Hülsse und Dr. A. Weinlig. In fünftäg. Lief. (75 Bog. u. 551 Abbild.) gr. 8. 5 Thlr.

*Charpentier, Toussaint de, Libellulinae europ. descriptae ac depictae. Cum 48 tabb. col. 4 maj. Lipsiae, 1840. 16 Thlr.

Choulant, L., historisch literarisches Jahrb. für die deutsche Medicin. 3ter Jahrgang. 16. Leipzig, 1840. 1 Thlr.

Davy, Humphry, Denkwürdigkeiten aus dem Leben Sir Humphry Davy's, herausgegeben von dessen Bruder John Davy. Deutsch bearb. v. C. Neubert, eingeleitet von Rud. Wagner. Mit Davy's Portrait und einer Abbildung der Sicherheitslampe. 4 Bände. 8. Leipzig, 1840. 5 Thlr. 15 Ngr.

— — Salmonia oder neun Angeltage Unterhaltungen über naturgeschichtliche und verwandte Gegenstände, insbesondere über Fische aus dem Salmengeschlecht. Deutsch bearb. von C. Neubert. Mit 3 Steindrtaf. 8. Leipzig, 1840. 5 Thlr. 25 Ngr.

Davy's Bildniss. Nach Sir Th. Lawrence in Stahl gestochen von C. Preisel. 4. Chines. Papier. 10 Ngr.

Drobisch, M. W., de Joannis Widmanni Egerani Lipsiensis quondam art. lib. mag'stri compendio arithmeticae mercatorum, scientiae mathematicae saeculi XV simul atque artis typographicae Lipsiensis insigni monumento. Solemnia inventae typographiae saecularia rite peragenda concelebraturus scripsit. 4. Lipsiae, 1840. 10 Ngr.

— — Grundlehren der Religionsphilosophie. gr. 8. Leipzig, 1840. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ehrenberg, H., Ansichten über die Gräfenberger Wassercur, begründet auf einen längern Aufenthalt daselbst. gr. 8. Leipzig, 1840. 22½ Ngr.

Einige Worte zur Vertheidigung des Hrn. Weiß, Directors der Wasserheilanstalt in Freiwalde, von einem Curgaste. Bevorwortet von Dr. H. Ehrenberg. 8. Leipz. 1840. 5 Ngr.

*Fedorow, W., vorläufige Berichte über die von ihm in den Jahren 1832 bis 1837 auf allerhöchsten Befehl in West-Sibirien ausgeführten astronomisch geographischen Arbeiten. In Auftrag der K. Akademie der Wissenschaften herausgegeben von F. G. W. Struve. Mit 1 Karte. gr. 8. St. Petersburg, 1838. 1 Thlr.

*Gerhard, E., griechische u. etruskische Trinkschalen des K. Museums zu Berlin. Mit 12 Taf. gr. fol. Berlin, 1840. 20 Thlr.

*Grundlage der praktischen Baukunst, nach der Originalausgabe der Königl. technischen Deputation für Gewerbe mit deren Bewilligung herausgegeben:

I. Vorlegeblätter für Maurer in 42 lithographirten Tafeln mit Erläuterungen. Dritte Aufl. Fol. Berl., 1841. 4 Thlr. 15 Ngr.

II. Vorlegeblätter für Zimmerleute in 37 lithogr. Taf. mit Erläuterungen. Dritte Aufl. Fol. Berl., 1841. 4 Thlr. 15 Ngr.

Allgemeine Maschinen-Encyclopädie. Im Verein mit G. Altmütter, A. Burg, Th. Fischer, M. F. Gätzschmann, C. G. Hummel, K. Karmarsch, F. Reich, F. Schneider, J. A. Schubert, E. Weinlig, A. Weinlig und J. Weisbach, herausgegeben von J. A. Hülsse.

Text. 2te Lief. (10 Bg.) gr. 8. Lpz. 1840. Subscr.-Pr. 1 Thlr.

Atlas. 2te Lief. (10 Kupfrt.) quer Fol., Subscr-Pr. 1 Thlr. 20 Ngr.

*Ménétriés, E., Essai d'une monographie du genre Anacolus. Avec 1 planche color. gr. in 4. St. Pétersb. 1839. 11½ Ngr.

*Meyer, C. A., das Alyssum minutum u. die zunächst verwandten Arten, monographisch bearbeitet u. durch Abbildungen erläutert; nebst einer Uebersicht der Arten der Gattung Philonema. Mit 2 Stdrtaf. gr. 4. St. Petersb. 1840. 10 Ngr.

— — einige Bemerk. üb. die natürl. Familie der Polygonaceae. Erster Artikel. Versuch einer naturgetreuen Anordnung der Gattungen dieser Familie. Mit 1 Steindrucktafel. gr. 4. St. Petersburg, 1840. 5 Ngr.

*Muralt, Ed. de, Catalogus codicum Bibliothecae Imperialis publicae graecorum et latinorum, Fasc. I. Fol. Petrop., 1840. 1 Thlr 5 Ngr.

Nicolai Damasceni, de plantis libri duo Aristotelî vulgo adscripti. Ex Isaaci Ben Honain versione arabica latine vertit Alfredus. Ad codd. mss. fidem addito apparatu critico recensuit E. H. F. Meyer. 8. maj. Lps. 1841. 1 Thl. 15 Ngr.

*Pander, C. H., Beiträge zur Geognosie des russ. Reiches. Mit 35 Stdrtaf. gr. 4. St. Petersburg, 1830. 15 Thlr. 22½ Ngr.

*Parrot, G. F., Recherches physiques sur les pierres d'Imatra. Avec 14 planches, 1 tableau de l'Imatra et 1 plan du Wuoxen jusqu'à la cataracte. gr. in 4. St. Pétersb., 1840. 1 Thlr. 15 Ngr.

Personen und Zustände aus den kirchlich politischen Wirren in Preußen. Mit 39 bisher ungedruckten Documenten. gr. 8. Leipzig, 1840. 25 Ngr.

Prichard, James Cowles, Naturgeschichte des Menschengeschlechts. Nach der dritten Auflage des engl. Originals mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von Rud. Wagner. 1. und 2. Bd. gr. 8. Leipzig, 1840. 4 Thlr. 20 Ngr.

Radius, Justus, ausgewählte Heilformeln zum Gebrauche für praktische Aerzte und Wundärzte. Mit Originalbeiträgen der berühmtesten klinischen Lehrer und Berücksichtigung der neuesten Bereicherungen der Arzneimittellehre. Zweite umgearbeitete Auflage. 16. Leipzig, 1840. 1 Thlr. 25 Ngr.

*Rein, G., statistische Darstellung des Großfürstenthums Finnland. 8. Helsingfors, 1839. 17½ Ngr.

*Ruprecht, F. J., Bambuseae. Cum 18 tabb. lith. 4 maj. Petropoli, 1839. 1 Thlr.

Sömmerring, S. Th. v., vom Baue des menschl. Körpers. Neue umgearb. u. vervollständigte Orig.-Ausg. besorgt von W. Th. Bischoff, J. Henle, E. Huschke, F. W. Theile, G. Valentin, J. Vogel u. Rud. Wagner. In 9 Bdn. 2r Bd. Sömmerring's Lehre von den Knochen u. Bändern des menschl. Körpers. Nach der 2ten Aufl. u. nach den Handexemplaren des Verfassers mit den nöthigen Ergänzungen u. Zusätzen, auch dem Kates

leg der von Sömmerring hinterlassenen Sammlung von anatomischen Präparaten, herausgegeben von Rud. Wagner. gr. 8. 1839. 1 Thlr. 16 Gr.

Soubeiran, E. Anleitung zur Verfertigung künstl. Mineralwässer und ähnlicher Compositionen. Aus dem Franz. übersetzt und durch Zusätze, so wie die Formeln der vorzüglichsten deutschen Mineralwässer vermehrt. Mit 1 Steindruck. 8. Leipzig, 1840. 15 Ngr.

Stoeckhardt, H. R., de recto jurisconsulti eruditione proximo justitiae fonte oratio. 8 maj. Lipsiae, 1840. 7½ Ngr.

*Tchoubinof, David, Dictionnaire géorgien-russe-français. Gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. 6 Thlr.

*Trinius, C.B., Agrostideal, Vilfea. 4 maj. Petr., 1840. 15 Ngr.

— — Oryzea. 4 maj. Petropoli, 1839. 15 Ngr.

*Unger, F., über den Bau und das Wachsthum des Dicotyledonen-Stammes. Eine von der K. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg mit dem Accessit gekrönte Preisschrift. Mit 16 Steindrt. gr. 4. St. Petersb. 1840. 2 Thlr.

Verzeichniss der in der Kreis-Naturalien-Sammlung zu Bayreuth befindlichen Petrefacten. Mit I. Einer petrefactologischen Karte von Ober-Franken. II. Einer geognostisch-petrefactologischen Uebersicht. III. Zwei und zwanzig Tafeln Abbildungen. gr. 4. Leipzig, 1840. 9 Thlr.

Wagner, Moritz, Reisen in der Regentschaft Algier in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Nebst einem naturhistorischen Anhange: Beiträge zur Fauna der Berberei von J. F. Brandt, M. Brdl, W. F. Erichson, C. L. Koch, H. Nathusius, K. A. Rossmässler, H. Schlegel, A. Wagner und R. Wagner. 3 Bände gr. 8. und 1 Kupferatlas (Karte von Algier und 17 colorirte und schwarze Kupfertafeln). Fol. Leipzig, 1841. 12 Thlr.

Wagner, Rud., Icones physiologicae. Erläuterungstafeln zur Physiologie u. Entwickelungsgeschichte mit vorzüglicher Rücksicht auf seine Lehrbücher der Physiologie u. vergleichenden Anatomie. Dritte Abth. (10 Kupfert. zur Physiologie der Empfindung und Bewegung.) Fol. Leipzig, 1840. 2 Thlr. 15 Ngr. Das damit nun vollständige Werk kostet 7 Thlr. 15 Ngr.

Weinlig, C. A., Lehrbuch der theoretischen Chemie. Zum Gebrauche der Vorlesungen und zur Repetition für Studirende. In 3 Lief. 1. u. 2. Lief. gr. 8. Leipzig, 1840. 2 Thlr. 25 Ngr.

Will, F., Beiträge zur Anatomie der zusammengesetzten Augen mit facettirter Hornhaut. Mit 1 Kupfertafel. gr. 4. Leipzig, 1840. 20 Ngr.

Zeitung für die elegante Welt für 1840. (40. Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. In wöchentlichen Lieferungen. gr. 4. 8 Thlr.

Inhalt.

No. 1.

Der Pfaffenborn. Ein oberlausitzisches Mährchen von Ernst Willkomm.

Notizen.

No. 2.

Der Pfaffenborn. (Fortsetzung.) — Notizen.

No. 3.

Der Pfaffenborn. (Fortsetzung.)

Correspondenz. Aus London.

No. 4.

Der Pfaffenborn. (Fortsetzung.)

Correspondenz. Aus London. (Fortsetzung.)

No. 5.

Der Pfaffenborn. (Fortsetzung.)

Correspondenz. Aus London. (Fortsetzung.) — Notiz.

No. 6.

Der Pfaffenborn. (Beschluß.)

Correspondenz. Aus London. (Beschluß.) — Notizen.

No. 7.

Deutsche Romane.

No. 8.

Zwei Bräute. Novelle von Th. Mügge.

Correspondenz. Aus Schlesien.

No. 9.

Zwei Bräute. (Fortsetzung.)

Correspondenz. Aus Schlesien. (Fortsetz.) — Notizen.

No. 10.

Zwei Bräute. (Fortsetzung.)

Correspondenz. Aus Schlesien. (Fortsetzung.)

No. 11.

Zwei Bräute. (Fortsetzung.)

Correspondenz. Aus Schlesien. (Fortsetzung.)

No. 12.

Zwei Bräute. (Fortsetzung.)

Correspondenz. Aus Schlesien. (Beschluß.) — Notizen.

No. 13.

Zwei Bräute. (Fortsetzung.) — Notiz.

No. 14.

Zwei Bräute. (Fortsetzung.)

Correspondenz. Aus Dresden.

No. 15.

Zwei Bräute. (Fortsetzung.)

Correspondenz. Aus Dresden. (Beschluß.)

No. 16.

Zwei Bräute. (Fortsetzung.) — Notizen.

No. 17.

Zwei Bräute. (Beschluß.) — Notiz.

No. 18.

Ein Brief aus Hayti.

Correspondenz. Aus Berlin. — Notiz.

No. 19.

Ein Brief aus Hayti. (Fortsetzung.)

Correspondenz. Aus Paris. — Notiz.

No. 20.

Die Tonkunst. Von °.

Ein Brief aus Hayti. (Fortsetzung.)

Ein Brief des Gen.-Mus.-Dir. Ritter Spontini.

Correspondenz. Aus Paris. (Fortsetzung.)

No. 21.

Ein Brief aus Hayti. (Beschluß.)

Correspondenz. Aus Paris. (Beschluß.) — Notizen.

No. 22.

Deutsche Romane.

Correspondenz. Aus Berlin. — Notizen.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 1. und 2 Beilagen.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Einundvierzigster Jahrgang.

Februar.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1841.

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst.
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten.
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

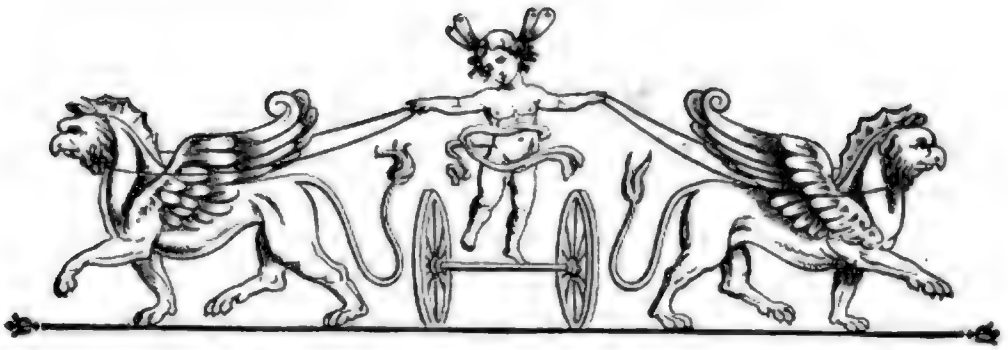
Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 23. — den 1. Februar. 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Timon ganz allein.

Ein Drama in fünf Aufzügen

von

Paul Emil Thieriot*).

Vorrede.

Ich sah diese Nachahmung der unzähligen „Arlequin tout seul," „Figaro tout seul" etc. in Paris zwar nur auf einem Marionettentheater, allein ich hoffe mit einer Nachbildung unsern deutschen Bühnen kein unwillkommenes Geschenk zu machen. Der Mangel an reinen Dramen und Lustspielen, so wie an guten, wird ja in der That eher größer als kleiner, und macht die Schauspielkunst freilich immer leichter. Man wird dieserseits sich nicht daran stoßen, daß Timon im Originale Marionette ist: denn er darf eben sowohl ein wahrer Mensch sein, ja im Gegentheil verlangt diese Rolle einen sehr geübten Schauspieler, welcher zeigt, daß es ihm nicht allemal so ums Herz ist, wie er zu sprechen hat, und welchem oft nur vom Drange der Umstände der Mund überzufließen scheint. Der Redner in den Marionetten erreichte dies ziemlich.

Bei der Uebersetzung hab' ich mich der möglichsten Treue befleißigt, und lieber zuweilen den Wohlklang, die Sprachrichtigkeit oder die Deutlichkeit aufgeopfert. Selten, nur ganz leise hab' ich mir erlaubt, einige Nationalanspielungen des französischen Originals in vaterländische hinüberzuspielen.

Endlich die Anachronismen und „Topismen", auf die vielleicht zu Vieles gebaut ist, wird man uns nicht zu strenge rügen, wenn man bedenkt, wie im Shakspeare etliche vorkommen: dessen Timon von Athen ich bedaure hier nicht bekommen und zu meiner Arbeit haben benutzen zu können.

Ich wünsche dieser Bluette alles Glück, welches ihrer Komik bei jeder hiesigen Vorstellung zu Theil ward; und so, kann ich sagen, wünsch' ich dem Theater Glück, das sich zuerst an diesen kleinen Nathan wagen wird.

Paris, im Brumaire, ann. II. Thieriot.

*) S. die Nachrichten über Thieriot's Leben, von Franz Maria, in Nr. 222—227. November 1840.

Personen.

Timon. Costüm: Moderne Tracht, ohne modisch zu sein. Simpler Frack, wie der Unbekannte in Menschenhaß und Reue.

Erster Automat. } Timon's Freunde.
Zweiter — — }
Dritter — — }
Vierter — — }

Automatia von Athen, dessen Geliebte.
Automates von Athen, dessen kleiner Sohn.
Zuschauer und Zuschauerinnen.

Erster Aufzug.

Timon (in einem Gardinenbette von der Breite der Bühne im Vordergrunde, zieht die Vorhänge gegen die Zu-

schauer auf und spricht): Die Exposition ennuyirt mich bereits. Kurz, Ihr seht in meiner Person den bekannten ewigen Juden. Denn der wahre ewige Jude ist nothwendig Timon, und Timon bin Ich.

Es ist ganz in meinem Charakter, daß ich unserm Heiland sein Kreuz zu tragen abgeschlagen. Jeder trüg', glaubt' ich, an seinem eigenen genug. Und dafür ward mir auch billig vergönnt, meines fortzutragen bis an mein seliges Ende, das mit dem Weltende zugleich fallen wird, welches ich nicht bestimmen kann.

Eine hübsche Portion Menschheit habe ich schon gesehen, von der ersten Entrée an. So war ich schon vor Christi und vor Timon's Geburt der Prometheus, und machte alle Tage meinen Menschen, bis Jupiter, mein Zwilling, mit dem ich mich zugleich gezeugt hatte, mich zum Dank an einen festen treuen Felsen verheirathete und fesselte — wollte Gott, auch zur Geierscheuche.

In neuern Zeiten ging ich unter mancherlei Namen herum — Gulliver's Reisen half ich mit schreiben — und so einige Bücher seitdem, die wieder auf andere halfen — aber jetzt scheint es, will Niemand mehr recht daran. Man kann die Menschen wohl fliehen, aber es setzt einem Niemand mehr nach; die Menschenfeindschaft hat sich im Publicum verhaßt gemacht, und ist gleichsam lebendig begraben; Misanthropie und Repentir war noch der letzte Stoßseufzer in Frankreich — jetzt muß einer wenigstens sein Leben lieb haben, wenn er in der Lesewelt fortkommen will. Seit vollends Einige den neuern Idealismus so übel verdauen können, sich über Einsamkeit inwendig beklagt, und so viel Aufsehen damit erregt haben — so ist's auch damit aus.

Was nun zu thun? — denn Alles hienieden wird man satt, ausgenommen den Hunger. — Was weiter zu erwarten auf dem Theater von einem Timon ganz allein?

In dieser Verlegenheit, theuerste Zuschauer, wovon ich überzeugt bin, wie Ihr sie mit mir theilt, kam ich aus Langerweile auf meine alte Kurzweil zurück. Ich richtete mir diesmal keinen Esel ab, wie Timon — keinen Esel, der, wenn er zu Menschenverstande kommt, seinem Herrn keine Handreichung mehr thun will. — Nein, ich macht' es wie mein alter Prometheus. Ich bildete mir nämlich einige artige Menschen — die nämlichen, die ich hier für Geld sehen lasse —

(er zieht die hintern Vorhänge auf; man sieht sämmtliche Automaten, die einen den Logen im Kleinen ähnlichen Halbkreis um das Bette formiren)

an denen ich mir keine Schlangen auferzog und keine wilden Thiere, wie Ihr wohl seht, sondern lauter zahme Hausmenschen und Hausfreunde; und schuf so nach und nach einen ganzen stillen häuslichen Kreis um mein Bette. — Welche gespannte Aufmerksamkeit auf jedes meiner Bedürfnisse, wenn sie gleich meistens zu schwach sind, mir zu helfen. Welche sorgsame Schonung und Scheu, mich nur durch ein lautes Wort zu wecken oder zu stören! Werdet nicht roth, meine Freunde, daß man Euch ins Gesicht lobt. Ich bin schon still.

Wie geht's heute, Automatia? Wie sieht's, mein Kleiner? (Er macht Stimmen nach.) Wie hast Du geschlafen, mein Schatz? Was machst Du, lieber Papa? — Gut, schon gut: Ihr wißt, daß ich auf diese täglichen Fragen abonnire. Verzeiht mir, meine Freunde, wollt Ihr Euch wohl einen Augenblick unter Euch unterhalten? ich habe mit meiner Frau etwas zu sprechen. Lauf, Kleiner, spiele, spring, genieße Deine Jugend.

(Er zieht an Schnuren, und die vier Automaten nebst Automates entfernen sich.)

Höre, Alte, es fiel mir diese Nacht ein: könnten — wie immer das Alter mit der Erinnerung der Jugend gelabt wird — könnten wir uns nicht die Freude machen, unsere Liebesgeschichte vom Anfang an in Gedanken zu wiederholen, und so gleichsam wieder zu leben? Oder noch besser, wir repetiren sie wirklich, um zugleich die Zuschauer sympathetisch, durch die Erinnerung an eigene Geschichten, uns zu verbinden. Ich stehe auf und ziehe mich zu dem Spaße an. Was siehst Du? Fort, und studire Deine Rolle. Sei natürlich, sei jungfräulich, sei das Modell einer Geliebten. Ein wenig Sprödigkeit und Zurückhaltung und einsylbiges Wesen wird Dir nicht übel lassen. Geh! und beherrsche mich.

(Er zieht an einer Schnur. Automatia ab.)

(Im Anziehen.) Seine Kindheit erlebt man ohnedies im Alter wieder, ohne daß das Gedächtniß zu Hülfe kommen darf, und diese Freudenblume riecht auch ein wenig zu egoistisch. Aber die Liebe — o, diese goldne Sonne, die uns am Morgen unserer Wanderschaft das Gesicht röthet und, bald über uns weggezogen, nur den voranlaufenden Schatten vor uns verlängert. Wahrlich, wenn man einmal ein Lustspiel aus meinen Leben machte, es müßte, wo auch nicht mit der befriedigten Liebe enden, wie andere, doch damit anfangen. Allerwenigstens im zweiten Aufzug.

(Er steigt aus dem Bette.)

Zweiter Aufzug.

Timon (völlig angekleidet, Kopf à la Titus, steht vor dem Spiegel und putzt noch an seiner Cravatte. Es schlägt an einer Wanduhr Zwei, bald darauf ein Viertel).

So! Jetzt zur schönen Automatia! Ich denke, ich soll ihr gefallen, und ihr vielleicht einige Wünsche erregen.

(Er geht und führt die Automatia am Arme herein. Pause, die er mit stummen Höflichkeiten von beiden Seiten ausfüllt. Er bringt Stühle und setzt mit höflichem Zwang sie auf den einen, und sich auf den andern etwas entfernten. Neue Pause, worin er anfangs einigemal wie verlegen hustet, dann die Hand an den Kopf legt und in Gedanken versunken scheint. Plötzlich auffahrend:)

Verzeih meiner Zerstreuung! — Du willst wissen, an was ich dachte? Ach, es interessirt mich nur allein! Aber Du befiehlst es. Ich dachte an meine künftige Geliebte, an das erste Mal, wenn ich sie sehen werde. Bis jetzt sah ich sie nur im Traum. Unsere Seelen, träumt' ich, begegneten sich, jedes seiner, in unsern Augen, und spiegelten sich drin. (Er rückt ihr ein wenig näher, und immer näher, während des Folgenden.) Aber Deine Augen sind ja ganz trübe und Du schweigst selber, Automatia. Hast Du Kummer? sprich, mach' mir die Freude, schütte Deinen Gram in einen vertrauten Busen aus. Du kannst kein treueres Herz finden. (Er läßt sie klappern und thut, als ob er zuhörte. Für sich:) Der Teufel soll mich holen, wenn ich eine Sylbe verstanden habe. (Laut:) Ja, unter dieser umgestürzten blauen Obertasse, meine Freundin, ist ein leeres und trockues Leben. Anfangs in den ersten Jahrhunderten oder Jahren träufelte noch zuweilen droben aus der ausgetrunkenen Nektarschale ein Nektartropfen — das war die Liebe. Aber jetzt gibt es keine Liebe mehr. Wie? Du willst das nicht glauben? — Du selbst hast einst geliebt? (Ich merke wohl, daß ich es bin, aber ich lasse mir durchaus nichts merken.) Du verbirgst Thränen? (Ich schwelge in dem Gefühl, geliebt zu sein.) Und so willst Du mich verlassen? Erlaube mir wenigstens, Du könntest fallen, Dich zu führen. (Er läßt sie fallen.) O, Gebrechlichkeit, Dein Name ist Weib! Und dazu erlaube mir, Dich zu machen.

Dritter Aufzug.

Timon. Ich sagt' es den Leuten lange, das Leben ist ein kurzer Spargel mit langer Brühe, ein Leben, das am Ende wohl ekelt, aber nicht sättigt, eine versalzene Lustpartie — aber heute muß ich's selber glauben. In dieser Nacht — muß ich mein armes Weib aus Liebe erdrücken. Ich verbitte alle boshaften Gratulationen.

Ich gehörte nie zu den umgekehrten Pygmalion's, die aus ihren belebten Weibern Karyatiden für ihre Haushaltung zu machen wünschten (meines ließ auch hierin nichts zu wünschen). Ich hatte die Selige aufrichtig lieb, weil ich so wenig génante Achtung vor ihr zu Hause nöthig hatte, wie vor mir selbst. Wenn ich sie doppelt liebe, seit sie todt ist, so ist das kein Wunder. Aber am rührendsten ist mir die Idee, wie bald es mit einem Menschen kommen kann.

Verdammter Leichengeruch an der eigenen Nase. Ich kann mich noch immer nicht daran gewöhnen. Mir ist zwar nur ein Komet gefährlich, aber der wird eben so wenig wie ein kleinerer Tod oder wie ein Erwachen darauf warten, bis eine Periode oder ein Sinn aus ist. Wahrlich, ich tadle die nicht, die ihr Leben für ein Trauerspiel nehmen, weil ein Tod darin vorkommt. Ich muß nur lachen, wenn Andere den Knoten selber mit dem Schwerte zerhauen. Geht nur, der Tod hilft Euch schwerlich aus dem Traume Eures Lebens. Ich falle vielleicht aus meinem Charakter als Menschenfeind, aber ich bin ein gleicher Todfeind vom Tod und bete täglich: der Himmel erhalt' uns nur die Krankenwärterinnen gesund.

Gewiß, ich war noch nie dem Optimismus ergeben, eher neigt' ich mich zu den Pessimisten. Niemand beweist kürzer, daß die Leiden hienieden die Freuden aufwiegen, weil sie die Zeit verlängern, die diese noch etwas zu verkürzen scheinen — Niemandem endlich ward von jeher alle Zeit länger: aber der Tod ist mir unangenehm.

Und bin ich nicht Freund, bin ich nicht — wie viele Bande, die mich ans Leben fesseln, Vater? Kann ich nicht Großvater werden? Ein großes Werk zu schaffen, fordert noch einen sogenannten großen Mann, aber seinesgleichen zu schaffen, ist der Schlechteste nicht zu schlecht. — Komm, mein Sohn, komm, mein süßer Alcibiades, zerstreue mich durch den Zeitvertreib Deiner Erziehung.

(Er zieht den Automates herein und stellt ihn vor sich.)

Von Amo fängt auch in höhern Schulen das Conjugiren an, aber vom *τύπτω* lernen wir junges Volk nur das Passivum. (Er gibt ihm die Ruthe.) Glücklicher, dem das Morgenroth des Lebens noch auf den H—backen brennt! Wie sagst Du, Kleiner? — Recht, nichts hör' ich lieber, nächst Kindergeschrei, als Jünglingsdeclamation über das Leben und die Welt. Dafür ist mir's nur lächerlich, wenn ich nachher die Leichenconductoren ihrer Jugend sehe, mit der sie doch nichts machten.

Du stehst jetzt, Deiner Entwickelung nach, in Deinem zwanzigsten Jahre, in dem Alter, wo der Mensch, wie ich mit Vergnügen sehe, schon von den ersten Jugendan-

sprüchen auf sein Leben und den allumfassenden Planen etwas fallen zu lassen anfängt. Ich bin daher sehr geneigt, Dich in die Welt zu schicken.

Um desto mehr, weil ich Dir bei dieser Gelegenheit einige gute Lehren geben kann. Merk' auf!

Dienstfertigkeit und Humanität brauch' ich Dir nicht zu empfehlen. Eine geheime Furcht vor Balgereien und Duellen hält uns stets dazu an. Versprich Dir oft selbst etwas, z. B. an Deinem Geburtstage Deine Besserung: der eigene Wortbruch an uns macht uns vorsichtig bei Andern. Bis jetzt warst Du unschuldig, ja selbst daran, daß Du unschuldig warst, das kann freilich nicht so bleiben; die weißen Strümpfe trägt man selten ganz weiß über die boue de Paris des Lebens; halte Dich wenigstens immer zu einer unverschuldeten Unschuld, wie Deine. Eitelkeit darf sich in den feinsten Gesellschaften zeigen, und Du hast nicht zu besorgen, daß Eigenlob schlecht rieche. Am schwersten ist es einen Narren zu riechen unter der Menge. Denn die Narrheit wird sich immer weiter verfeinern und verbreiten, und am Ende weiser aussehen — nicht blos Wangen- und Naseweiß, sondern auch bescheiden und gesund — wie die Weisheit selbst.

Endlich erhalte Dein offenes Herz und Deinen offenen Kopf. Und so schick' ich Dich in die Welt.

(Er wirft ihn ins Parterre.)

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

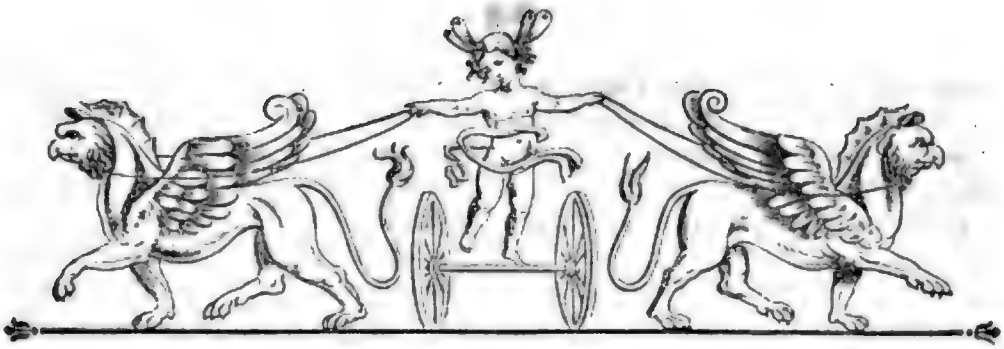
Aus Berlin.

[Petitionen der stettiner Stadtverordneten.]

Was fehlt uns, um in die Zahl der Welthauptstädte zu treten?! — Man hat erst jüngst wieder die Köpfe zusammenaddirt, es waren mehr als 300,000; man hat es oft schon drucken lassen, hier sei der Mittelpunkt des deutschen Lebens und der Stapelplatz aller Intelligenz; hier handle man nicht nur mit Cattun und Leder im Großen, sondern auch mit Geist und Witz, und nebenher sei man ungeheuer gelehrt und belesen. Berlin so groß und schön, so reich an Lebensentwicklungen und Lebensquellen, was fehlt uns also zur Welthauptstadt? — Oeffentlichkeit! um unserem Leben und unseren Entwickelungen Größe und Freiheit zu verleihen. — Es ist jammervoll anzusehen, wie man sich abquält, um den Schein zu retten, wie die gelenkige Zunge und ein herber Spott, den man Witz nennt, sich an der Verkümmerung rächt, wie das unartige, großgewordene Kind hinter dem Rücken seiner Mutter allerlei Possen treibt, die Faust ballt, Gesichter schneidet und zuweilen in kindischer Schadenfreude seine Schadloshaltung feiert. Daß die Sehnsucht nach der Emancipation größer wird, wer könnte das läugnen! Unsere Institutionen sind für Erziehung und Mündigkeit berechnet; seit länger als dreißig Jahren sind viele Fesseln gefallen, und die befreiten geistigen und materiellen Interessen, der innige Völkerverkehr, Beispiel, Lehre und Anschauung haben Wunder gethan. Unsere Zeitungen, so ärmlich sie bestellt sind, erzählen uns doch täglich die Neuigkeiten der ganzen Welt, die Bewegungen und Regungen aller Zustände, nur unsere eigenen nicht, und das ist, was manchmal recht verdrießlich werden kann. Aber die Welt rückt weiter und die Menschen sind fast nothgedrungen etwas mehr nachzudenken, als früher, sie mögen wollen oder nicht. So ist man denn auch dahin gelangt, ganz allgemein die Oeffentlichkeit als das Erforderniß alles wahren Fortschrittes zu betrachten; ganz ernsthaft debattirt man selbst an vielen Orten, die auch öffentlich genannt werden, über die Vortheile der freien Presse, des öffentlichen Gerichtsverfahrens oder des öffentlichen Antheils der Nation an der Regierung des Landes, und wunderbarer Weise hört man von Personen aus Classen, von denen man gewöhnlich sagt, daß ihnen solche Dinge völlig gleichgiltig wären, ganz gesunde Urtheile. Daß diese Lust zur Oeffentlichkeit weit verbreitet sein muß, beweist auch der Magistrat und die Stadtverordneten in Stettin, welche vor einigen Tagen einmüthig beschlossen haben, Se. Majestät zu bitten, die Paragraphen der Städteordnung in Erfüllung zu setzen, welche ihren Sitzungen Oeffentlichkeit verleiht, damit Jedermann sich überzeugen könne, daß die von ihm erwählten Vertreter auch getreulich ihre Pflicht erfüllen. — Ein solches Beispiel ist, als Zeichen der Zeit, wohl zu beherzigen; zugleich verdient es Beachtung, daß dieser patriotische Vorschlag von der Provinz ausgegangen ist. Es steht zu hoffen, daß diese Bitte nicht unberücksichtigt bleiben wird, da man wohl weiß, wie es des Königs Wille ist, die Institutionen fortzubilden, und man die Vorliebe kennt, mit welcher in den höchsten Kreisen die staatlichen Einrichtungen jenseit des Canals beachtet werden. England aber ist ja eben das Land der allergrößten Oeffentlichkeit des Lebens, das wahre Vaterland der Preßfreiheit, die Heimath aller moralischen und nationalen Garantieen, die ein Volk stark und groß machen. Daher ist das Gerücht auch wohl ganz glaublich, daß die Oeffentlichkeit auch auf die Versammlungen der Provinzialstände ausgedehnt werde, welche sich im nächsten Monate fast in allen Provinzen versammeln, wenigstens sagt man für gewiß, daß in mehreren dieser Versammlungen der Antrag dazu an den König gerichtet werden, und dies als der nächste wahre Fortschritt zur Ausbildung ständischer Rechte bezeichnet werden soll. Was die Preßfreiheit anbetrifft, so erwartet man schon seit langer Zeit ein Gesetz, das, mindestens fürs erste, die Censur beschränken werde. Ob und wann es kommen wird, darüber verlautet freilich noch immer nichts Bestimmtes, nur das kann man versichern, daß bis jetzt keine Milderung eingetreten ist, vielmehr alle diejenigen, welche mit solchen Dingen zu schaffen haben, einstimmig versichern, ihre Last sei schwer zu tragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 24. — den 2. Februar 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Timon ganz allein.

(Beschluß.)

Vierter Aufzug.

Timon. So bin ich nunmehr verwittwet und verwaist, und kann ganz mir und meinen Freunden leben. Tretet ein, meine Freunde, — nein, wartet noch ein wenig draußen, und gönnt mir das Vergnügen der Erwartung.

Welche schöne Einrichtung, daß es Raum in der Welt gibt! Nicht blos wegen der Ueberläßigen, von denen er einen absondert, sondern auch weil er von Zeit zu Zeit Trennungen unter Freunden macht. Dasselbe muß ich von der Zeit rühmen. Denn nicht nur die Abwesenheit verklärt ja den Freund, sondern es verklärt sich zugleich die Vergangenheit des Beisammenseins mit, und macht uns jeder zusammen überstandenen Plage und Langenweile mit sehnsüchtigem Dank uns erinnern.

Herein! (die Automaten kommen auf sein Ziehen an der Schnur herein.) Aber vollends reizend ist's, durch eine Meinung getrennt und gar ein wenig über den Fuß gespannt zu sein, wie wir hier; das Beleidigtscheinen ist wie in der Liebe das Oel in das Liebesflämmchen, ohne Versöhnungen wär's zu matt.

(Er setzt ihnen unterdeß Stühle, und nach einigen Complimenten setzen sich Alle.)

(Für sich.) Es will keiner zuerst anfangen. Am Ende, was thut's mir, mach' ich den Anfang. Wo Worte so theuer werden, bekommen auch Gemeinplätze wieder Interesse. (Laut.) Ein erschlaffend schläfriges Wetter ist heute, find' ich. Nicht? — Sonderbar ist's, ich habe noch in keiner Jahreszeit den Ersten gefunden, der dieser Bemerkung widersprochen hätte. (Er läßt sie gähnen und gähnt selber mit.) Ach, Gott! das Gähnen war doch immer der beste Beweis von Sympathie unter Menschen — so wie von der Religion, denn wie Viele kannt' ich, die ihren Gott nur im Gähnen anriefen. — Ich weiß, was Sie mir einwenden wollen, die Thiere gähnen auch. Aber die Langeweile davon bleibt doch, wie das Lachen und Weinen, ein prächtiger Vorzug des Menschen. — — Schwatzen wir ein wenig. Unter Monologen oder Gesprächen wird man des einförmigen Lebensweges nicht so bald inne und müde. (Für sich.) Ich denke das Gespräch schon so zu lenken, daß ich einige Einfälle profitabel anbringen kann. (Laut.) So ist's, die Gesetze hängen und die Diebe laufen frei herum. — Ein guter Einfall! der Mensch ist der Wurm in der Natur, die Made im Käse! Ich machte neulich ein kleines Epigramm auf mich, das vielleicht hierher paßt:

Wären die Maden mir nicht in diesen Käse gekommen,
— Sagte die Made — er wär' noch zu genießen, der Käs.

— Ich bitt' Euch, Freunde, keine Schmeicheleien. Man genießt die Schmeicheleien und wirft den Schmeichler weg. Die elendeste Satyre auf den Schöpfer wollt' ich heben durch die Zueignung. — Könnt' ich nur alle Nichtswürdigen, alle feine und kleine Seelen dahin bringen, mit ihrer Selbstkenntniß sich auf die Satyre zu

legen. Nyms haben wir genug, die den Humor im Munde führen. — Es iſt wahr, dieſe Tröpfe und Tropfen Waſſer ſehen einander zu ähnlich. Glaubt mir, meine Freunde, ich halte die Menſchen ohne Ausnahme für Hunde. Der liebſte Vers im Homer bleibt mir daher der vom Telemach:

Er ging
Nicht allein; zwei Hunde begleiteten ihn — — —

(Er lacht in der Stellung ſeiner Automaten, die ſich ſchüttelnd den Bauch halten.)

Nicht wahr, wir ſind doch gut mit einander? — Aber Ihr ſeid heute zu ſtill. Ihr nehmt doch Eurem alten Freunde nichts übel? Es iſt freilich eine ſchlimme Einrichtung, daß man die Andern dadurch betrübt, wodurch man ſich luſtig macht. — Laßt doch dieſe Beobachtermiene weg. Macht Ihr vielleicht auch nur die Beobachter in Geſellſchaft aus Verlegenheit, nichts ſagen zu können? Andere plaudern lieber Anderer und ihre eigenen Geheimniſſe aus, blos um zu unterhalten. Ich half wohl ſelber ehemals die amüſiren, die mich ennuyirten. Aber ſie mußten wenigſtens amüſirt thun.

Aber Ihr rührt Euch ja nicht. Was hab' ich geſagt? Keine Antwort! Wie? (Er nimmt die Titusperücke ab und wirft ſie einem ins Geſicht.) Ihr wollt den Timon ſpielen? Ihr elenden Sterblinge, moraliſch todtgeborene, Geſchmeiß, das Menſchenhaß heuchelt wie Menſchenliebe, Automaten, Fliegen, die auf die Fliegenklatſche hofiren. Geht, Ihr ſeyd wie die Andern.

(Er zerſchlägt und zerreißt ſie unter dieſen Worten.)

Möchte man ſo alle Halbmenſchen viertheilen können, ohne erſt ein Verbrechen abwarten zu müſſen! — Ich dacht' es wohl, ich hieb meinen Baum zu zeitig um.

Fünfter Aufzug.

Timon (ſitzend und ſeine Automaten flickend, die um ihn her liegen).

Es iſt von einem eigenen Intereſſe, mit anzuſehen, wie ſich eigentlich Niemand um den Andern bekümmert, und wie keiner daran zweifelt, daß er von den Gehirn- oder Herzenskammern ſeines Bekannten wenigſtens eine inne habe, ſo lange der Bekannte lebt, und wenn einer gar ein Philoſoph iſt, ſo fällt's ihm vollends nicht ein, das Paradoxon zu vertheidigen: daß Niemand, der ihn verſteht (welches eben dieſer Niemand iſt), ihn darum weiter von Perſon beſonders ſchätzt. Die Bewunderung kommt ja billig dem Bewunderer ſelbſt zu Gute, der die Anſtrengung hat und wenn er dabei neidiſch iſt, ſo hat er ſelber den Schaden an ſeiner phyſiſchen oder moraliſchen Geſundheit. So iſt es mit dem Mitleiden, mit dem Zorn, mit dem Haß und mit der platoniſchen Liebe: denn die andere macht ohnehin keine Anſprüche auf des Anderen Intereſſe am Andern.

Allein echte Freundſchaft nehme man aus: dieſe hohe Vereinigung von Individuen, die ſie auch von einander unzertrennlich macht; dieſe communio bonorum und malorum, dieſes Vergnügen an jedem Fortſchritte unſeres Lieben, erſt weil es ein Fortſchritt, aber dann auch, weil es unſer Lieber iſt. — O, Du Lieber! — Will gleich, was der Eine ſich vertraulich öffnend von ſich ſagt und gibt, den Andern nie recht erquicken: ſo thut uns doch das fremde Vertrauen zu uns wohl und erhöht das eigene. Nur das iſt Schade, daß unter zweien oft Ein Freund früher ums Leben kommt als der Andere: ſelbſt bei jungen Jugendfreunden iſt das Gedächtniß Schwächen unterworfen (ja ſelbſt bei Beider Leben oft), die das Geſicht eines Freundes in der Phantaſie ſo gut entſtellen, wie die Feuchtigkeiten in der Erde — in acht Jahren, in vierzehn Tagen gehen wir bei ſeinem Hauſe vorbei, trampeln auf ſeinem eingeſunkenen Hügel (in fingire den Todesfall einer neuen Beerdigung) und nennen den Seligen nur, wenn wir ihn recht glühend liebten, noch mit dankbarer Achtung.

O, dreimal Seliger, der ſich in der ſeligen Ewigkeit ſo nennen hört — und der die Ohren noch hat!

Aber, ach, wir büßen ſie hier unten ſchon ein. Wie oft ſind wir taub für den Ruf der Freundſchaft, weil wir gerade keine Luſt haben, oder weil wir einen leichten Ekel an dem Weſen des heißen Freundes in uns ſpüren. Ach, ich ſage wir, ich meine aber mehr Euch. Wie oft hatt' ich Luſt, wenn ich Schiller's Ode wieder geleſen hatte, das ganze Menſchengeſchlecht, ſchlecht und niedrig, wie es iſt, zu umhalſen und abzuherzen — und es wies mir auf meine beſcheidenen Anträge ein Geſicht und Backen, die nicht zum Küſſen gemacht waren. So warf ich, poetiſch zu reden, Perlen- und Thränenbäche vor die Ferkel, die ſich darin wälzten, und obendrein lachend — und weil ich mein Herz auf der Zunge trug, ſo ließen ſie mich ſie ſo oft weiſen aus medieiniſcher Theilnahme, daß ich ſie endlich außen behielt, um Alles aus Menſchenhaß häßlich anzublicken.

Ich rathe Niemanden zu Menſchenhaß; es iſt koſtbar und mühſam ihn zu erwerben, und hat man ihn und möchte ihn los ſein, ſo findet man noch ſchwerer einen Liebhaber, der uns convenirt. Eher noch zur Menſchenliebe — wenigſtens eine unſchädliche Liebhaberei, da

die Pferdeliebe (wegen der falschen), und die Hundeliebe (wegen der Hundswuth) oft noch gefährlicher ausschlägt. Und jede Aufopferung des Lebens, z. B. die man für einen Menschen macht, läßt einen selten hinterher Undank erfahren. Treibt man vollends die Verbindlichkeit so weit, keine damit auflegen zu wollen, so fehlt es nie an feinen Seelen, die uns errathen, und in der Stille zu schätzen und zu benutzen wissen.

Allemal hat man Gott zu danken, wenn man nur Jemand hat, der sich lieben läßt. Denn die allgemeine Menschenliebe ist wohl eine gute Sache, man kann auch wohl eine Communion lang allen Henker lieben, aber beim Henker doch nicht mit der Treue, die von der wahren Liebe nicht zu scheiden ist. Man muß wenigstens den Wunsch nach Gegenliebe hegen können, aber die pariser Fischweiber sind so schmutzig .... (er hustet und spuckt), wie die Reden und Sitten der anderen. Wären nicht die rein liebenden Männer, die aber am Ende auch der verfeinerte Egoismus mit ansteckt — —

(Er steht auf und schüttelt sich von den Abschnitzeln der Arbeit ab.)

(In einem heitern Tone.) Was klag' ich — hab' ich doch meinen alten Timon da im Spiegel. Mich hat doch kein Mensch so lieb, wie ich mich selber. (Sich halb aufs Bett legend.) Wer nimmt wohl den Antheil an meinen Fortschritten und Unfällen und Glücksfällen, und von wem weiß ich besser, daß er ihn nicht heuchelt? Wer hört mir so zu, wenn kein Anderer aufpaßt — wer capirt mich meistens so? Dafür hab' ich mich auch redlich wieder lieb — und ennuyir' ich mich auch manchmal, echauffir' ich mich, martr' ich mich, compromitt', prostituir' ich mich, betrüg' ich mich, vergeff' ich mich gar, schlag' ich mich vor den Kopf, fahr' ich endlich fast aus der Haut: so mach' ich mich auch wieder lustig, wenn ich zu mir komme, gedulde mich, tröste mich, zerstreue mich, verliebe mich, schmeichle mir, gratulire mir, reibe mir die Hände, und mache mir wahre Hoffnung. Wie ähnlich seh' ich mir schon von Natur, so daß mir noch Niemand affectirtes Nachahmen im Aeußern, in Geberden, Kleidung, Sprache vorgeworfen. Und doch wär' es leicht möglich, daß ich unwillkürlich etwas von mir annähme: bin ich nicht mein Tisch- und Stubenkamerad, so lang' ich denken kann? blos im Bette und im wachenden Leben, wo Noth an Mann geht, und wo Geistesgegenwart requirirt wird, bin ich nicht immer bei mir. Es ist eine Lust, zu sehen, wie ich mich selbst beherrsche, und zwar abwechselnd: denn wenn ich zuweilen mein Sklav bin, so ist immer etwas an mir der Herr. Welch' ein Verlust, wenn ich mich einmal einbüßte, aber ich glaube, ich würd' es nicht überleben. — Was erinnr' ich mich doch an diese Zeit? Kann ich mir's verzeihen, mir traurige Gedanken zu machen, zu einer Zeit, wo ich mich aufheitern sollte? Und doch, du gütiger blauer Himmel, wenn ich mich nun zum Lachen kitzle, hab' ich mich nicht eigenhändig zum Narren?

(Pause. Er zieht die Automaten an den Schnüren zu sich, und drückt sie wechselweise an seine Brust.)

O, wie das wohl thut! — Seyd Ihr versöhnt, meine Freunde? — Kommt, warme Umschläge, erwärmt den alten kalten Timon. Sterbenden, sagt man, erleichtert man so das Sterben, mir aber das Leben. (Er hat sich ganz mit ihnen zugedeckt.) Welche nährende Wärme fühl' ich selbst diese Körper durchdringen! — Wie, wenn wirklich — —

(Er springt auf und stellt die Automaten in die Mitte der Bühne, ihre Augen nach ihm gerichtet, und sich selbst in ihre Mitte, den Rücken gegen die Zuschauer.)

Sprecht! o sprecht! Geht aus diesem drückenden Stummsein heraus! Fallt von selber in meine Arme! Sagt mir, daß Ihr mir verzeiht — daß Ihr mich liebt! Ich will Euch ja gern wieder lieben, wenn ich kann.

(Eine sanfte Musik läßt sich hören.)

Ihr guten Götter, an die ich nicht glaube, wenn Ihr irgendwo existirt, wenn Ihr auch mich gemacht habt, ob ich schon nichts davon weiß, und meinem Verfasser wenig Dank wissen würde — o, so belebt diese hohlen Gefäße und macht aus ihnen Menschen, wie ich!

Sprecht, ich bitt' Euch, und endet einmal mein Drama, als wahre Maschinengötter!

(Die Musik wird lebhafter; die Automaten werden nach und nach zu wirklichen Menschen, dem Timon in Allem zur Täuschung ähnlich. Sie sprechen zugleich im Takt mit noch geschlossenen Augen:)

Die Menschen.

Ich.

(Die Augen in die Höhe aufschlagend.)

Nicht ich.

(Sie senkend auf Timon, auf ihn zugehend und ihn befühlend.)

Wieder ich!

(Alle fallen dem Timon um einander in die Arme. Die Musik endet mit einem unisono verhallend.)

Timon. Habt Dank, menschenfreundliche Götter — O, meine lieben Menschen, welch' ein Leben will ich jetzt führen, welche einträchtige Haushaltung! (Er setzt

sich auf sein Bette.) Kommt her, meine Freunde, setzt Euch neben mich — verzeiht die Unordnung, die Ihr findet — unter Freunden nimmt man sich nichts übel. Kommt her — hierher!

(Die Menschen stutzen, aber bleiben, und einige halten sich die Nase zu.)

Wie? Ihr bedenkt Euch? Ihr bleibt stehen? Was greifst Du Dir da an die Nase? — Wollt Ihr nicht zu Timon kommen? — Augenblicklich kommt!

(Er zieht mit allen Kräften an den Schnüren. Die Menschen bleiben noch stehen, dann gehen sie einzeln nach verschiedenen Richtungen ab. Timon sieht ihnen nach, dann legt er sich nieder.)

O, Menschen, Unmenschen! — Mensch, der ich bin. Hätte mich nicht mein Esel klüger machen sollen? —

(Er wendet sich, so daß er den Zuschauern den Rücken zukehrt, und zieht die Vorhänge zu.)

(Der Vorhang fällt.)

Correspondenz.

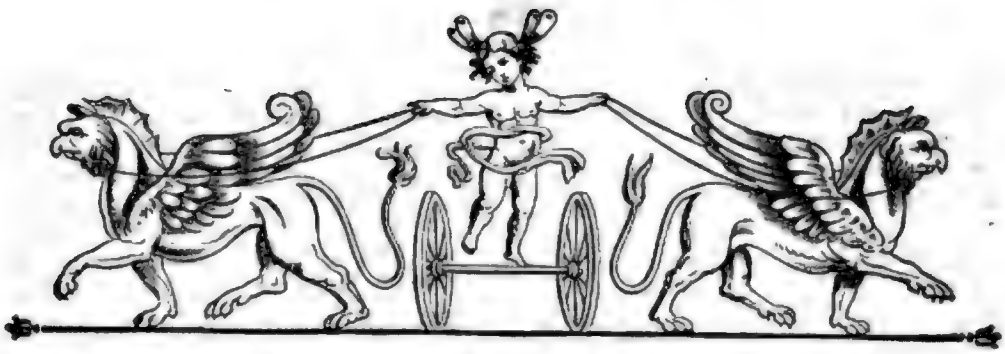
Aus Berlin. (Forts.)

[Die durchkreuzte Schlittenfahrt.]

So lange nun, bis die Oeffentlichkeit da ist, behilft man sich mit den Anreizungen und Witzeleien, als Zeichen, daß man wohl empfindet, wo uns der Schuh drückt, und an solchen fehlt es natürlich niemals. Etwas stärker als gewöhnlich sind sie unlängst bei einer Schlittenfahrt der Studenten ans Licht gekommen, die allerhand schnurrige Einfälle hatten. Schon einige Jahre in jedem Winter hatten die Musensöhne ihre Schlittenlust faschingsmäßig abgebüßt und einen barocken Zug von Damen, Juden, Zigeunern, Rittern und ganz besonders von Bären gebildet, wahrscheinlich um nicht aus der Uebung zu kommen, diese anbinden zu lernen, noch in keinem Jahre war es ihnen aber eingefallen, ihren abenteuerlichen Maskenschwarm mit Anspielungen auf die Zeitverhältnisse zu würzen. Aber seit einiger Zeit ist ja Alles so verwünscht politisch geworden, daß Gevatter Schneider und Handschuhmacher es nicht verschmähen, sich, statt um Haus- und Wirthschaftsangelegenheiten, zum ersten Mal in ihrem Leben um Staat und Kirche zu bekümmern; was Wunder also, daß die jeunesse brillante sich der Welt annimmt und Allem, was ihr zuwider scheint, einen tüchtigen Esel zu bohren sucht. Diese Schlittenfahrt zeigte daher nicht allein einige mehr oder minder versteckte und gelungene Spötteleien auf die Quadrupelallianz, es war nicht allein auf Herrn Thiers gemünzt, dem von einem Russen und einem Engländer das Memorandum vorgehalten wurde, auch das Vaterland fand seine besondere Berücksichtigung, und vielleicht war es der beste Einfall unter allen, die drei hier erscheinenden Zeitungen darzustellen, ganz in den ausgezeichneten Stoff gehüllt, den ihre Pressen täglich fabriziren. In Nachtmützen von demselben Zeuge halb verborgen, saßen die drei Guten und schliefen den Schlaf der Seligen. Hinten aber auf der Peitsche stand ein Mann aus dem Volk, der sie von Zeit zu Zeit aufzurütteln versuchte, was aber nicht gelang, denn bei jedem schwachen Versuch sich zu erheben, fielen sie sogleich wieder um und schliefen weiter. Den Commentar zu diesem Scherze kann man sich selbst machen. Das Treffende des Witzes fällt jedoch weit weniger auf diese armen Opfer, welche mühsam aus hundert Abfällen ihre tägliche Speise zusammensuchen, wie auf die vernichtende Censorscheere, welche als Damokles' Schwert bis auf ihre Nasenspitze hängt. Denn, wenn die Eine auch nicht will, und ihr Redacteur und Eigenthümer so felsenfest ist, daß er darüber schon die Hälfte seiner Leser eingebüßt hat, so darf die Zweite nicht, und die Dritte kann nicht, obgleich man's ihr ansieht, daß sie gern möchte. — Außer diesen politischen Scherzen war ein anderer auf die Sängerin Löwe nicht minder glücklich. Eine Dame mit einem Löwenkopfe sitzt in einem Schlitten, der, wie die Aufschrift sagte, nach Paris fuhr, hinter ihm aber folgte ein Courier mit einer Depesche, auf welcher mit großen Buchstaben: Sechstausend Thaler lebenslängliche Gage! stand. Dies bezog sich auf ein bekanntes Verhältniß. Fräulein Löwe ist nach Paris gegangen, da ihre Forderungen zur Erneuerung ihres Contractes abgeschlagen wurden. Sie verlangte nämlich sechstausend Thaler auf zehn Jahre, ein bedeutendes Spielhonorar, drei Monate jährlichen Urlaub, und nach Ablauf der Zeit eine Pension von 1500 Thlr. Alles sollte bewilligt werden, nur die Pension nicht, was unseres Erachtens auch mit dem größten Rechte abgelehnt ward. Fräulein Löwe ist nicht mehr in der ersten Blüthe ihrer Jahre, und es scheint sehr zweifelhaft, ob sie noch auf die lange Zeit dieses Contractes auch ihre übernommenen Pflichten erfüllen kann; jedenfalls aber war der ihr bewilligte Gehalt so groß, daß sie ein beträchtliches Vermögen ersparen konnte, ohne auf Pension Ansprüche zu machen. Es ist freilich läppisch genug, wenn man in Zeitungen Vergleiche liest, der und jener Künstler verlange mehr Gehalt, als ein hoher Staatsbeamter oder verdienter General bekomme. Der Künstler, welcher viel Geld verlangt, bringt dies Geld durch seine Leistungen auch wieder ein, denn wer ihn hören und sehen will, muß bezahlen. Darum kann er mit Recht von den Einnahmen, die von ihm abhängen, ein Bedeutendes fordern, so lange Talent und Glück mit ihm sind, auf eine Pension hat er aber gar keine Ansprüche zu machen, und nichts trägt mehr zum Verfalle wahrer Kunst bei, als die lebenslänglichen Engagements und Pensionen, durch welche die leitenden Behörden gezwungen werden, alternde und unbrauchbar gewordene Mitglieder so lange zu beschäftigen, als möglich, um nicht die Person umsonst zu bezahlen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 25. — den 4. Februar. 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gedichte von den beiden Rheinliedsſängern.

Von Nicolaus Becker *).

So oder ſo.

Viel noch haſt Du zu genießen,
Wenn Dein Sinn beſcheiden bleibt;
Wo ſo viele Waſſer fließen,
Eins wohl Deine Mühle treibt.

Kannſt Du einen Wald nicht haben,
Pflanz' den Baum mit leichtem Muth:
Schatten wird auch ſo Dich laben
Bei der heißen Sonnengluth.

Nicht zu ängſtlich mußt Du ſorgen,
Nenneſt Du ein Haus nicht Dein;
Einer wird Dir wohl noch borgen
Seines Daches Kämmerlein.

Haſt Du keinen Wein zu trinken,
Tauch' den Krug im Bache ein,
Wenn die Abendſtrahlen ſinken —
Und es iſt derſelbe Schein.

Freilich kann Dir nicht gefallen,
Wenn die Schönen Du geſchaut,
Daß Du keine ſollſt von Allen
Nennen Deine ſüße Braut.

Aber das auch läßt ſich mildern,
Präg' ſie tief dem Herzen ein,
Mit den holden Schattenbildern
Wandle ſinnend durch den Hain.

Allzu ſtreng darfſt Du nicht ſichten,
Auch nicht denken allzu ſchwer:
Was Dir fehlt, das mußt Du dichten,
Und es fehlt Dir gar nichts mehr.

Am Rheine.

Gekommen war ich an den Rhein
Durch Staub und Sommerhitze.
Der Alte nahm mir ab den Stab,
Den deutſchen Handſchlag er mir gab;
Sie führte mich zum Sitze.

Nicht lange blieben wir zu dritt',
Noch Einer kam zur Stelle,
Das war der echte Sohn vom Rhein,
Der helle Geiſt vom Nierenſtein,
Ein köſtlicher Geſelle.

Der Alte ſprach zu mir manch Wort,
Nach treuer deutſcher Weiſe.
Ich träumte Träume alter Zeit;
Ob ich auch wandre weit und breit,
Die nehm' ich mit auf Reiſe.

*) Aus der unter der Preſſe befindlichen Gedichtſammlung, die in Cöln bei Dumont-Schauberg erſcheinen wird.

Sie ſah mich an aus blauem Aug',
Das Kind mit blonden Haaren,
So lieb, ſo treu, ſo jungfräulich;
Vergäß' ich Alles, dennoch Dich
Müßt' ich im Herzen wahren.

Dazwiſchen ſchlürfte ich die Gluth
Der feurig milden Reben.
Wer Dich gekoſtet, edler Trank,
In deſſen Gaumen lebenlang
Wird Dein Gedächtniß leben.

Und als ich weiter ziehen mußt',
Nahm ich den Stab mit Sträuben:
Wer möcht' bei Deinen Männern, Rhein,
Bei Deinen Jungfrau'n, Deinem Wein
Nicht ewig, ewig bleiben?

Die treue Haut.

Sie hatten einen Vetter da,
Dem Gutheit aus den Augen ſah.
Ich fragte ſie: was thut der hier?
Antworten ſie: „Den nähren wir
Aus Chriſtenpflicht, um Gotteslohn,
Er wohnt bei uns ſeit langem ſchon."
Und preiſen insgeſammt ihn laut:
Er ſei ſo eine treue Haut.

Sie luden Gäſt' in großer Zahl,
Sie ſagten ihm: „Beſorg' das Mahl!"
Da iſt er hin und her gerannt,
Bis Alles auf der Tafel ſtand.
Sie ſaßen freudig ringsumher,
Am Katzentiſchchen ſelber er,
Doch prieſen ſie zum Schluß ihn laut:
Er ſei ſo eine treue Haut!

Und als ſie nun gefahren aus,
Sie ſagten ihm: „Bewach' das Haus,
Die Kinder hüt', verpfleg' das Vieh,
Und halte gute Ordnung hie."
Er hat es fleißig ſo vollbracht;
Sie kehrten heim in ſpäter Nacht,
Sein Licht ſie nahmen, preiſend laut:
Er ſei ſo eine treue Haut!

Und wenn das Seil am Brunnen brach,
Der Eimer in der Tiefe lag,
Und wenn die Birne und die Pflaum'
Reif waren auf dem ſteilſten Baum;
Was ſich begab in Ernſt und Spaß,
Sie ſagten ihm: „Thu' Dies und Das!"
Und priſen, wenn's geſcheh'n, ihn laut:
Er ſei ſo eine treue Haut!

Sie legten, als er krank und ſchwach,
Ihn in die Kammer unter's Dach;
Sie ſagten ihm: „Biſt Du geſund,
So thu' es uns nur eben kund."
Doch hat er's nicht mehr kund gemacht,
Denn er verſchied in ſelber Nacht.
Da klagten ſie's den Nachbarn laut:
„Schad', daß er ſtarb, die treue Haut!"

Cöln, 15. Jänner 1841.

Von R. E. Prutz.

Fahre wohl.

Nun ſo ſei's, ſo laß uns ſcheiden!
Fahre wohl! Kein Druck der Hand,
Keinen Kuß —! Denn von uns Beiden
Hat die Liebe ſich gewandt.
Jenes Drängen, jenes Wogen,
Jenes Sehnen ohne Ruh, —
Fahre wohl! es hat gelogen
Und entäuſcht ſind ich und Du.

Fürchte nichts! In dieſe Stunde
Miſche ſich kein bittres Wort!
Feſt die Hand auf meiner Wunde,
Ohne Klage geh ich fort.
Sei beglückt! Ich kann verlaſſen,
Denn verlaſſen ward zur Pflicht!
Aber zürnen, ach, und haſſen,
Wo ich liebte, kann ich nicht.

Habe Dank für alles Gute,
Habe Dank für jede Luſt,
Jede glückliche Minute,
Die ich fand an Deiner Bruſt,
Jeden Kuß, den Du gewähret,
Jede ſüße Tändelei:
Lieben haſt Du mich gelehret,
Lehrſt mich nun, was Leiden ſei.

Wird mein Bildniß Dir erſcheinen
In dem Traumgeſicht der Nacht,
Sieh es ruhig, ohne Weinen,
Und vergiß es, kaum erwacht.
Mein Gedächtniß laß entſchwinden,
Schnell, wie unſer Glück entwich, —
Einen Andern magſt Du finden,
Den Du treuer liebſt als mich.

Sieh nicht um Dich, wenn ich gehe,
Senke nieder Deinen Blick:
Denn er zög' in Deine Nähe,
Zöge mich zu Dir zurück!

Fahre wohl! Die Lippen beben
Und die Füße weigern ſich;
Ach, nicht mit Dir kann ich leben,
Kann nicht leben ohne Dich!

Begegnung.

Nie wieder dacht' ich Dich zu ſeh'n!
Als hätt' die Erde mich verſchlungen,
So ſollte Dir und mir geſcheh'n,
Seit Du Dich meinem Arm entrungen!
Dein lieblich lächelndes Geſicht,
Nie wieder ſollt' es mich bethören,
Selbſt Deinen Namen dacht' ich nicht,
Und wär's im Traume nur, zu hören!

Es war nicht leicht, — o Gott, ich rang
Mit kindiſchen Erinnerungen!
Es war nicht leicht —! Doch es gelang,
Und ſelbſt der Schmerz, er ward bezwungen.
Kaum dacht' ich mehr, daß ich geliebt,
Vergeſſen hatt' ich Deine Mienen,
Vergeſſen, daß es Augen gibt,
Die einſt mir Wonne zugeſchienen.

Aufs Neue jetzt hierhergebannt,
Auf neuem Pfad Dich zu geleiten,
Wird mir's ſo wunderſam bekannt,
Als ſäh' ich Geiſter früh'rer Zeiten:
Von fremdem Munde Du geküßt,
Gelehnt an eines Andern Wangen —
Jetzt weiß ich erſt, daß Du es biſt,
An welcher einſt dies Herz gehangen!

Und wie Dein Auge nur mich trifft
Mit jenem Blick, dem engelgleichen
Fühl' ich das alte ſüße Gift
In meine Seele wieder ſchleichen.
Du neigſt Dich her, Du ſprichſt zu mir,
Die alten Künſte walten wieder —
Und wiederum zu Füßen Dir,
Ein Narr der Liebe! ſink' ich nieder.

O laß mich los! o dulde nicht,
Daß ich dem Schmetterlinge gleiche,
Der angelockt vom holden Licht,
Am holden Licht verbrennt zur Leiche!
Laß ruh'n die Schatten jenes Glücks,
Von dem auf ewig wir geſchieden —
O, vor dem Zauber Deines Blicks
Mir ſelbſt, dem Schatten, gönne Frieden!

(Der Beſchluß folgt.)

Correſpondenz.

Aus Berlin. (Fortſetz.)

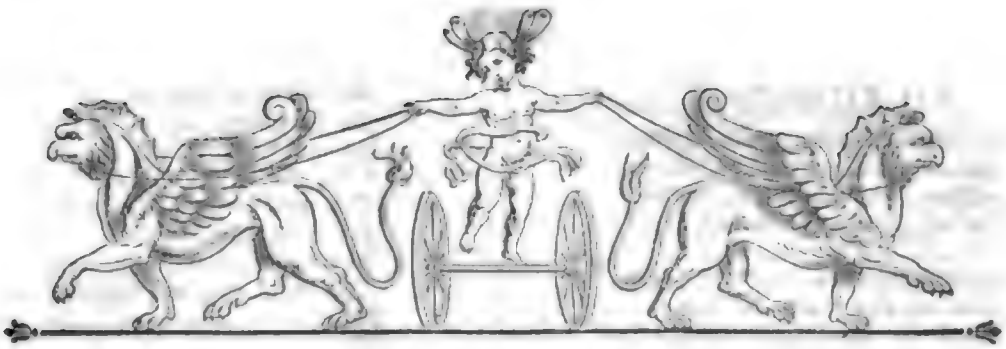
[Fräulein Löwe; Sabbathsbild, Sonntagsgeſetze; Todesfälle.]

Frl. Löwe hat in den zwei Jahren ihrer Anweſenheit in Berlin, trotz eines glänzend geführten Hausſtandes, 11,000 Thlr. erſpart, und man kann annehmen, daß mit Benutzung des dreimonatlichen Urlaubs, der ihren jährlichen Gehalt indeſſen auf 10,000 Thlr. bringt, die Hälfte wenigſtens zurückgelegt werden kann. Dies würde ihr in zehn Jahren ein Vermögen von 60,000 Thlr. ſichern, mit welchem ſich wohl auch ohne Penſion leben läßt. Das Alles war bekannt, nicht weniger die Anmaßung der Sängerin und die übermüthige Art und Weiſe, wie ſie Direction und Publikum zum Gegenſtand ihrer Launen machte, ſo daß, trotz des Verluſtes, der allerdings ſchwer empfunden ward, eine große Partei ihre Entlaſſung völlig billigte. Um ſo überraſchter war man durch die Nachricht, daß ein Courier der Sängerin nachgeſandt ſei, der Alles gut machen ſollte, was man verbrochen. Es wurde ihr Alles bewilligt und man machte ſich ſchon auf einen glänzenden Einholungszug bereit, als man hörte, daß die Sängerin keine Gewißheit gegeben, ſondern Alles von ihrer Aufnahme in Paris abhängig gemacht habe. Gefällt ſie alſo dort, ſo wird ſie uns nicht wiedergeſchenkt, fällt ſie durch, ſo bleiben wir ihre getreuen Verehrer und Penſionszahler bis an den ſanftſeligen Tod. Eine Anzahl Enthuſiaſten, Juſtizräthe und Diplomaten bittet nun mit Inbrunſt täglich für das Durchfallen der Fräulein Löwe. Alle Parteien aber ärgerten ſich über die Inconſequenz. Wollte man viele Wünſche erfüllen, und die Künſtlerin unſerer Bühne erhalten, ſo mußte man ſich ihren Forderungen fügen, wollte man das nicht, ſo hätte man nimmermehr ſich zu einem pater peccavi verſtehen ſollen. — Dieſe Schlittenfahrt, welche viele Tauſende von Menſchen in die Straßen trieb, wird einige Zeit noch Gegenſtand des Geſpräches ſein; und in einer großen Stadt will das etwas bedeuten. Die Leute vergeſſen dort das Eine ſchnell über das Andere, und wir, die wir in einer Zeit der Gerüchte leben, vergeſſen darüber oft die Wirklichkeit. — Welches Aufſehen hat es hier gemacht, daß ſtrenge Sonntagsgeſetze eingeführt werden, daß künftig an Sonn- und Feſttagen kein Theater, keine Muſik, kein Tanz ſein, daß eine Beaufſichtigung des Kirchenbeſuchs eintreten und namentlich Beamte einem ſtrengen Kirchenzwange unterworfen werden ſollten. Je unſinniger und dummer Gerüchte ſind, um ſo leichter wird ihnen geglaubt, denn was könnte man auch den Berlinern Schlimmeres anthun als ihre Sonntagsfreuden beſchränken? Nehmt ihnen den Sonntag, der hier ein Tag der Freude und des Vergnügens iſt, der wahre Ruhetag, an welchem Gott den Menſchen geboten, nach ſechs Tagen der Arbeit ſich gütlich zu thun; nehmt ihnen dieſen Tag des Lebensgenuſſes und ihr habt ihnen das Leben ſelbſt genommen. Alles Glück der großen arbeitenden Claſſe beruht auf dieſem Tage, viele tauſend Menſchen leben nur für den Sonntag, viele hundert andere, die faſt zahlloſe Menge der Kaffeehäuſer und Schenken, nur von ihm; wie konnte man wohl denken, daß jemals der Gedanke gehegt werden konnte, hier ſchneidend und zerſtörend einzugreifen! — Eine ganz ähnliche Bewandniß hat

es mit den Ehegesetzen. Diese sollten den Gerüchten nach, fast nach katholischem Gesichtspunkt, die Scheidung künftig bis auf wenige Fälle unmöglich machen. Es war, wie gesagt, nur der böse Wille, der dies Gerücht schuf. In dem Lande der Aufklärung und des Fortschrittes wird man nie glauben, durch Zwang die wahre Sittlichkeit beleben zu können; eben so wenig wird Preußen den Standpunkt des Staates zur Ehe aufgeben. Unser Landrecht betrachtet die Ehe allerdings ganz und gar von der ungenügenden Seite, daß sie nur da sei, um dem Staate Bürger zu geben; ihr Hauptzweck sei also die Vermehrung, das Familienverhältniß zum Staate setzt es als Nebensache, das Sittlichkeitsgesetz kommt im Landrecht wenig oder gar nicht in Betracht. Der Staat erleichtert mithin so viel als möglich die Schließung der Ehen und ganz im Einklange damit wird auch der Trennung kein großer Widerstand geboten. Daß dies Verhältniß seine bedeutenden Uebelstände mit sich führt, kann niemand läugnen. Menschen geben sich zusammen, trennen sich wieder nach allerlei Brutalitäten und ihre Nachkommenschaft fällt in Armuth und Schande der Stadt zur Last. So vermehrt sich das Elend. Die Ehe selbst, die Heiligkeit des Familienlebens, wird entwürdigt, die Bande der Gesellschaft werden aufgelockert, die Sittlichkeit verliert sich unter der Frechheit gemeiner Leidenschaften. Wenn man in den Abgrund der niedrigsten Volksclassen blickt, so ist gerade das Familienleben dieser Unglücklichen die Wurzel ihrer Entwerthung; aber es ist ein großer Irrthum, wenn man glauben will, man könne die Verderbniß hemmen oder gar bessern, indem man die Scheidung erschwert, oder unmöglich macht. Hierdurch wird man nur die Laster der höheren Stände auch bei ihnen einführen, das Concubinat begünstigen, die Zahl der unehelich Gebornen vervielfachen, die Unmoralität des Lebenswandels unter den Geschlechtern herrschend machen, wie wir es in einigen katholischen Ländern sehen, die Sittlichkeit des Familienlebens aber um nichts erhöhen. Wahrhafte Besserung kann auch hier nur durch immer fortgesetzte Aufklärung, durch Entwickelung der Erwerbsquellen kommen. Wir können die Leichtigkeit der Eheschließung nicht erschweren, folglich auch nicht die der Trennung, diese aber wird von selbst sich vermindern, wenn man das Schicksal der untern Volksclassen verbessert, ihnen die Mittel reicht, ihre Familien aus dem Schlamme des Elends zu erheben, Muth und Selbstvertrauen zu gewinnen und das Glück der Familienbande kennen zu lernen. Wer dem Volke Brot gibt, macht es moralisch; dies müssen die Mittel sein und werden sie sein, nicht aber die kirchliche Strenge, welche nach einem besseren Jenseits weist, und indem sie, auf irgend eine Bibelstelle gestützt, Gottes ewigen Willen in das wandelbare Menschenleben zwängt, aller Erkenntniß der abgelaufenen Jahrtausende und aller Vernunft Hohn spricht. Wir fürchten uns aber vor solchen Anwandlungen nicht. Die Schatten der abgeschiedenen Ideen kehren zuweilen auf die Erde zurück, ohne je wieder Leben zu gewinnen. Es geht ihnen, wie allen andern Gespenstern, sie schrecken die Schwachen, aber gefährlich sind sie nicht. Die fortschreitende, freisinnige Tüchtigkeit findet immer ihre Bekenner, und wir hoffen mit jeder Generation in vermehrter Zahl. Ein solcher Bekenner des ächten Preußenthums ist kürzlich von uns geschieden, der Geheimrath v. Stägemann, welcher nach einem langen vielbewegten Leben zu denen gezählt werden muß, welche standhaft die Ideen förderten, durch welche Preußen seine hohe Stellung gewann. — Auch die Wissenschaft hat einen Verlust durch den Tod des Geschichtsforschers Friedrich Wilken erlitten, der in jüngeren Jahren durch verdienstvolle Untersuchungen sich auszeichnete. Im höheren Alter hat er als Oberbibliothekar wenig von sich reden lassen. Seine Studien hatten ihn aufs Krankenlager geworfen, er war selbst geistig gestört, und obwohl hergestellt, war er doch seit lange unfähig, seine hohen Aemter zu versehen. Namentlich ist seine Verwaltung der Bibliothek häufig und mit vielem Rechte angefochten worden, und vielleicht ist er gerade zur rechten Zeit gestorben, um bei dem Bau und den Einrichtungen einer neuen Bibliothek, welche der König beschlossen hat, dem Tüchtigeren Platz zu machen. Wer derselbe sein wird, ist noch ganz unentschieden. Man räth auf Jakob Grimm, welcher inzwischen hier eingetroffen ist. Dies wird jedoch von Allen, welche diesen Gelehrten näher kennen, sehr bezweifelt. Mit viel größerem Rechte wird Professor Böckh genannt, der sich darum bewirbt und unseres Erachtens auch ganz an seinem Platze wäre, da er eben so bedeutsam als Gelehrter, wie, vermöge seiner allgemeinen Weltbildung, als praktischer Geschäftsmann, als Professor eloquentiae aber für die Repräsentation geeignet ist. Die dritte Anwartschaft hätte der Dr. Spiker, bisheriger zweiter Bibliothekar. Viele anpreisende Artikel in der leipziger allgemeinen Zeitung suchten seine Anwartschaft zu erkräftigen. Hr. Spiker ist Eigenthümer der Spener'schen Zeitung, Mitglied des Theatercomités für Prüfung neuer Stücke, spricht mehrere neue Sprachen und besitzt gewiß manche bedeutsame Eigenschaft; als Gelehrter hat er jedoch zu wenig Ruf und würde wenigstens in diesem Betracht nicht mit seinen Rivalen concurriren können. Der Neubau einer Bibliothek wird wahrscheinlich der erste große Prachtbau Friedrich Wilhelm's des Vierten werden, obwohl man auch von dem Bau einer Kathedrale nach früheren Entwürfen Schinkels und einer Ruhmeshalle bei Potsdam spricht, in welcher Preußens Helden aufgestellt werden sollen. Möge der König für seine großen Pläne denn bald einen Mann finden, wie sein Vater ihn an Schinkel fand; doch ist wohl nicht daran zu zweifeln, da Schinkel's Schule nicht allein viele junge tüchtige Baumeister gezogen hat, sondern auch im Staatsdienste sich mehrere bewährte und ausgezeichnete Künstler befinden. Mit den großen Baumeistern ist es freilich eine eigene Sache. Unter Vielen führt da Einer nur die Braut heim; und ein Name wird berühmt, während andere nicht minder große oder größere Talente unbeachtet oder unerkannt bleiben. Leider ist Schinkel selbst, seit Monaten vom Schlagflusse hingestreckt, ein bedaurungswürdiges Bild, daß der Geist dem Körper erliegt. Dieser geistvolle, lebendigthätige Mann, besitzt nur noch eine bewußtlose Existenz, die mühsam erhalten wird, während seine Freunde und seine trauernde Familie den Himmel um das Ziel seiner Leiden anflehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 26. — den 5. Februar 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gedichte von den beiden Rheinliedsängern.

Von R. E. Prutz.

(Beschluß.)

Vergessen.

Du mußt vergessen lernen,
Mußt aus der Seele Grund,
Das süße Bild entfernen,
Von dem das Herz Dir wund!
Sieh, vor Dir grüne Auen,
Mailust und Sonnenlicht!
Und Du willst rückwärts schauen
Mit Thränen im Gesicht?

— Es sei! ich will's verschmerzen,
Doch nur vergessen nie,
Was dem gepreßten Herzen
Einst Himmelswonne lieh.
Willst Du die Frommen schmähen,
Die betend, sehnsuchtkrank,
Noch starr gen Westen sehen,
Wenn längst die Sonne sank?

Und willst Du Aehren flechten
Zu Garben, hochgethürmt,
Wenn's nicht in Frühlingsnächten
Gewettert und gestürmt?

So laß die Thränen fließen!
Mairegen sind sie gleich:
Bald wird ein Sommer sprießen,
An Früchten überreich.

Reue.

Ich weiß es wohl: ich hab' Dich oft gekränkt,
Wenn rascher Zorn mein heißes Blut verführte;
Mit Thränen oft hast Du vor mir gesenkt
Den holden Blick, der jeden Andern rührte;
Demüthig oft, mit mädchenhaftem Zagen,
Hast Du die Händchen auf die Brust gelegt,
Oft hat ein Hauch von Bitten, nicht von Klagen,
Die lieben Lippen flüsternd Dir bewegt.

Ich aber stand, verblendet und bethört,
Vom Flug der Furien, wie Orest, umflogen,
Und riesenhoch, von wildem Sturm empört,
Schwoll mir das Herz in ungestümen Wogen.
Ich sah Dich weinen, sinken und erblassen —
Und stand und sah's und wandte das Gesicht!
Nach meiner Hand sah ich Dich flehend fassen —
Und stand und sah's und reichte sie Dir nicht!

Jetzt ist's vorbei —! Nur Nachts durch meinen Traum
Sah' ich Dein liebes, bleiches Bildniß schreiten,
So ernst, so still — o Gott, ich kenn' es kaum,
Und doch gemahnt mich's an vergangne Zeiten!
Ich fahr' empor, ich möchte niederknieen,
Um Gnade nur das holde Bild zu seh'n —
Es winkt, es neigt sich, mich emporzuziehen —
Vorbei, vorbei! Ich soll Dich nie mehr seh'n!

Der Abſchied.

War das der Abſchied? Flüchtig Händedrücken,
Ein halbgeſproch'nes, halbvernomm'nes Wort,
Ein feuchter Glanz, in abgewandten Blicken,
Ein Kuß, ein einz'ger und es riß mich fort!

Und das der Abſchied? Alſo das iſt Scheiden,
Das ein Valet auf Leben und auf Tod?
So wenig Troſt für ach, ſo viele Leiden,
Der Weg ſo weit, ſo karg das Wanderbrod?

Hinſitzen wollt' ich lächelnd und gelaſſen,
Auf Deinen Schooß das müde Haupt geneigt,
In meine Hände wollt' ich Deine faſſen,
Mein Blick dem Deinen freundlich zugeneigt.

So wollten wir von dem Vergang'nen plaudern,
Von unſrer Liebe ſüßem Maienglück,
Vom erſten Tag, dem erſten langen Zaudern,
Dem erſten Kuß, dem erſten warmen Blick.

Wie ſich die Lippe weigerte zu ſagen,
Was unſer Auge lange ſchon geſtand,
Und wie dann raſch mit ungeſtümem Wagen
Sich Mund zu Mund, zum Herzen Herz ſich fand.

Und nichts von Abſchied! Ganz in Luſt verloren,
Als gäb's kein Scheiden, gäbe keine Zeit!
O, nichts von Abſchied, keinen Eid geſchworen —
Nur Kuß um Kuß! und jeder Kuß iſt Eid!

Und war die letzte Stunde nun verfloſſen
Und mußt' es ſein, und mußt' ich von Dir geh'n
Dann hätt' ich fröhlich Dich ans Herz geſchloſſen —
Kein Wort von Abſchied: Eins nur — Wiederſeh'n! —

Daß ich noch einmal rückwärts dürfte fliegen,
Nicht mir mein Neſt an Deiner Bruſt zu bau'n:
Nur einmal noch mich an Dein Herz zu ſchmiegen,
Nur einmal noch ins Auge Dir zu ſchau'n!

Nur einen Druck von Deiner treuen Rechten,
Zum letzten Abſchied nur noch einen Kuß —
Dann friſch hinaus zu wagen und zu fechten!
Ich wüßte dann, daß ich ja ſiegen muß!

Gute Nacht.

Es ſoll kein Tag ſich enden,
Daß nicht zu Dir, o Herz,
Sich meine Sinne wenden
Voll Liebesluſt und Schmerz;
Daß nicht zu Dir mit Schweigen
Aus meiner Seele Schacht
Viel hundert Grüße ſteigen
Zur ſüßen Gute Nacht!

Daß nicht die alten Zeiten,
Da mir Dein Auge ſchien,
An mir vorübergleiten.
Leiſe, wie Geiſter zieh'n!
Daß nicht von künft'gen Tagen
Ein morgenhelles Bild
Mit wonnevollem Zagen
Das tiefſte Herz mir füllt!

Und will ich dann mich legen,
O dann, Du holde Braut,
Sprech' wie zum Abendſegen
Ich Deinen Namen laut:
Der wird auf raſchen Schwingen,
Ein muntres Vögelein,
Zu Dir hinüberklingen
Bis in Dein Herz hinein.

Gute Nacht und ſchlaf' in Frieden,
Im Traume denke mein!
Laß, die der Tag geſchieden,
Zu Nacht verbunden ſein!
Laß uns im Traum uns küſſen
Und halten, Bruſt an Bruſt:
O, weil wir träumen müſſen,
So ſei's ein Traum der Luſt!

Die Braut.

Daß ich nun bald Dir gänzlich ſoll gehören,
Daß unſrer Liebe ſüßer Frühlingstraum
Nun bald kein Herbſt, kein Winter mehr ſoll ſtören,
Ein Räthſel iſt's, und ich begreif' es kaum.

Sprich, theurer Mann, o ſprich, wie werd' ich's faſſen,
Wenn zwiſchen uns kein Dritter dann ſich drängt,
Und der mich jetzt noch zögernd muß entlaſſen,
Dein lieber Arm auf ewig mich umfängt?

Wenn in die Blicke, welche dann wir tauſchen,
Kein Thränchen mehr verborgnen Grams ſich wagt,
Kein Vogelflug, kein leiſes Blätterrauſchen
Mich aus dem Eden Deiner Küſſe jagt?

Wenn ich nicht länger brauche zu verſchweigen,
Daß ſchon ein Kuß auf dieſe Lippe kam,
Wenn ich der Welt mein ſtolzes Glück darf zeigen,
Erröthend zwar und dennoch ohne Scham?

Wenn Du nicht länger durch die Gartenpforte
Dich Abends nur an meinen Buſen ſchleichſt,
Nein, wenn Du dann, o dann an heil'gem Orte,
Im Licht des Tages, Deine Hand mir reichſt?

Der Meine dann auf ewig mir verbunden,
Mein Herz, mein All, mein heißgeliebter Mann,
Und Luſt und Qual, und was ich je empfunden,
Vergeſſen Alles und verſunken dann?

Und die uns jetzt nur allzugrauſam däuchten,
Die Sterne dort mit ihrem goldnen Schein,
Wenn ſie nicht blos zum Abſchied mehr uns leuchten,
Sprich, theurer Mann, und ſprich, wie wird es ſein?

Wenn ſich ihr Strahl, als ob's von Neugier wäre,
Verrätheriſch in unſre Kammer ſtiehlt,
Und wenn der Mond, jetzt Zeuge mancher Zähre,
Mit Lächeln dann aus ſeinen Wolken ſchielt?

Wenn dann die Bruſt, die heimlich Dir geſchlagen,
Sich ungeſtümer an die Deine drängt,
Wenn dieſer Mund dann ohne Furcht und Zagen,
Verzehrend, glühend, an dem Deinen hängt?

Und wenn ich dann mich ſchüchtern abwärts neige,
Du aber folgſt und ſchließt mich feſter ein,
Ich ſinke dann, ich weine, lache, ſchweige —
Sprich, theurer Mann, o ſprich, wie wird es ſein?

Du ſchauſt mich an, Du lächelſt meiner Frage:
Ich ſchweig', o Freund, weil ich ja ſchweigen muß!
Nur was ich ſelbſt mir zu geſteh'n nicht wage,
Verſchweige Dir und ſage dieſer Kuß.

Correſpondenz.

Aus Berlin. (Forſ.)

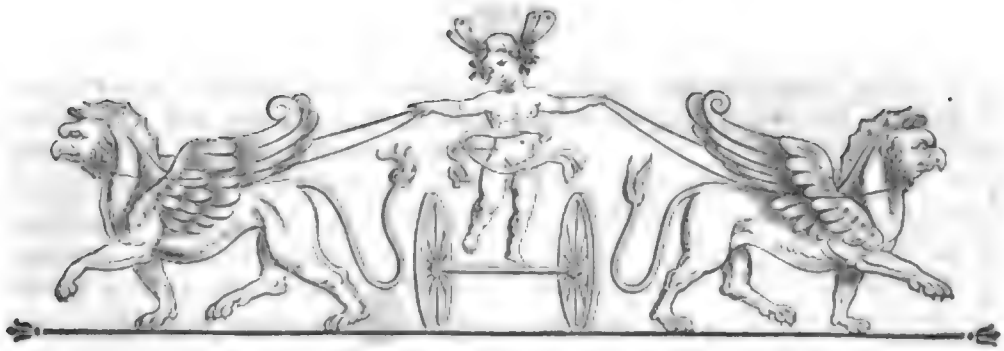
[Cornelius; Athalja und Egmont.]

Schinkel's Name aber wird unter uns fortleben, ihm verdankt das moderne Berlin faſt Alles, was es an ſchöner Architektur beſitzt, und wohl wäre es ihm zu wünſchen geweſen, er hätte den neuen Aufſchwung der Kunſt und die Ausführung ſeines Lieblingsgedankens erlebt, die Frescoausmalung der Halle des Muſeums, zu welcher er ſelbſt ſehr ſchöne Cartons entworfen hat. Dieſe Ausmalung wird von Cornelius und deſſen Schülern erfolgen. Man erwartet dieſen berühmten Künſtler in kurzer Zeit von München, und glaubt, daß er, eingeladen von Sr. Majeſtät, für immer ſeinen Wohnſitz bei uns nehmen wird. Auch Kaulbach iſt von München hier eingetroffen, um hier zu leben. Für die Maler öffnet ſich ſomit in Berlin eine junge Zukunft durch ein neues lebendiges Kunſtſtreben. Man erwartet vor allen Dingen eine Reorganiſation der Akademie, vielleicht eine gänzliche Trennung von der Sculptur, was ſehr gewünſcht wird, und die beſten Früchte tragen würde. Unzweifelhaft iſt es, daß Cornelius' Anweſenheit einen wichtigen Einfluß ausüben, und daß ſein großes Talent hier eben ſo würdig beſchäftigt, wie anerkannt und belohnt werde.

Das Theater hat in den letzten Wochen eine wichtigere Rolle geſpielt als ſeit lange. Zwar iſt unſere Oper ſo herabgekommen, daß ihr Repertoir jetzt, in der Carnevalszeit, eigentlich aus ſehr wenigen Pièçen beſteht. Nur mit Mühe iſt es Spontini's Anſtrengungen gelungen, ſein Meiſterwerk „die Veſtalin", einmal zur Aufführung zu bringen, von Gluck zu geſchweigen, ſo wie von den Werken Mozart's, Weber's und Beethoven's. Man fängt an, ſich dieſer Werke zu entwöhnen, und Gluck's Alceſte machte ein leeres Haus. Dagegen will man uns nun mit der alten Oper „Blaubart" beglücken, damit wir doch etwas Neues haben. Das Anregende liegt alſo nicht in unſern muſikaliſchen Genüſſen, denn auch die Concerte ſind ſpärlich, es liegt vielmehr in den Aufführungen einiger Tragödien und in der Vorbereitung zu mehreren andern. Die längſt erwartete Athalja von Racine, nach einer neuen Ueberſetzung Raupach's, machte den Anfang, aber ſie hatte wenig Glück, was man ihr freilich ſchon prophezeihte. Vor vierzig Jahren war dieſe altteſtamentariſche Tragödie ſchon in Berlin durchgefallen, noch weniger konnte ſie bei der jetzigen Zeitrichtung anſprechen, und trotz der berühmten Muſik von Schulz, ward ſie bei der erſten Aufführung mit lautem Mißfallen aufgenommen. Man kann aber behaupten, daß dieſe einſt ſo bewunderten Chöre die eigentliche Urſache des Mißfallens waren; dabei hatte man den Fehler begangen, es an einem Sonntage zu geben, wo das Publikum, größtentheils aus den mittlern und niedern Ständen, für ſein Geld Vergnügen vollauf haben will. Racine's Werk mit ſeinen einzelnen erhabenen Scenen und moraliſchen Sentenzen mundete dieſer Maſſe um ſo weniger, da es nicht viel hübſche Decorationen zu ſchauen gab, vielmehr eine und dieſelbe nüchterne Halle durch alle fünf Acte dieſelbe blieb, das Geſinge dazu in den Zwiſchenacten ungemein ermüdete, und außer Madame Crelinger, als Athalja, und Hrn. Seydelmann, als Prieſter Nathan, auch die künſtleriſche Ausführung ſehr mäßig war. So kam es denn, daß man es ſehr langweilig fand, und zum Schluß auspochte, was man unſchicklich fand, da man wußte, daß hohe Perſonen für die Aufführung gewirkt hatten. Dieſe gaben auch ihr Mißfallen zu erkennen, und alle dieſe Umſtände, wie die Anſpielungen auf gegenwärtige Zuſtände, welche man im Stücke ſelbſt entdeckt haben wollte, bewirkten, daß acht Tage lang von nichts als von Athalja die Rede war. Bei der zweiten Aufführung war man bedacht, jede Ruheſtörung zu ahnden. Polizei und Gendarmen rückten ein, allein ſie hatten nichts zu thun, Alles blieb höchſt friedlich, und man erzählte am folgenden Tage, daß das ſo kriegeriſch zum Kunſtgefühl angehaltene Publikum an Zahl ſehr gering geweſen ſei. Hatte die Athalja und ihr Hintritt ſchon die Gemüther aufgeregt, ſo war dies noch weit mehr durch die Kunde der Fall, daß es nun doch auch zur Aufführung des Egmont käme. Das Stück war ſo lange verboten geweſen, es war ein Freiheitsdrama, ein politiſches Stück mit zahlloſen Anſpielungen, dies und die Kunde von den Theaterſtreitigkeiten über Beſetzung der Rollen, welche zum Stadtgeſpräch geworden waren, genügte, um die allgemeine Aufmerkſamkeit auf Egmont zu richten. Ich habe in meinem vorigen Bericht hinlängliche Andeutungen gegeben, mit welcher Bitterkeit dieſer Kampf zwiſchen den betheiligten Perſonen geführt ward, und mit welcher Incon-

sequenz die Intendanz dabei verfuhr. Hr. Grua wurde gezwungen, die Rolle des Egmont wieder heraus und an Hrn. Devrient zu geben, denn dieser setzte nicht nur hohe Gönner und berühmte Naturforscher in Bewegung, ihm zu bezeugen, daß er der einzige mögliche Egmont sei, sondern er schrieb auch selbst an seinen Collegen belehrende Briefe, in welchen er unwiderleglich darthat, daß ihm, da er den meisten Gehalt beziehe und sechs Hauptrollen des verewigten Wolff schon besitze, auch die siebente von Rechtswegen zukomme. Diese Art der Argumentation, so neu und schlagend sie war, konnte doch Hrn. Grua nicht eher zur Nachgiebigkeit bestimmen, bis ihm befohlen ward, sich zu fügen; der gedemüthigte Mann mußte aber obenein die Rolle seines Nebenbuhlers, den Brackenburg, in den Kauf nehmen, und fiel vor Aerger aufs Krankenbett. Bei solchen Vorgängen, welche schnell bekannt wurden, konnte er des lebhaften Antheils der Berliner gewiß sein, und wenn man auch eingestehen möchte, daß Hr. Grua in mancher künstlerischen Beziehung eben so wenig ein vollkommener Darsteller des Egmont gewesen wäre als Hr. Devrient, so war ihm doch offenbar Unrecht geschehen, was die Berliner nicht leiden können. Hr. Devrient ist ein talentvoller und gebildeter Schauspieler, aber bei seinen geringen persönlichen Vorzügen und in seinem Alter, thäte er gewiß wohl, auf Liebhaberrollen ganz zu verzichten und jüngeren Talenten eben so wenig, wie Hr. Grua, in den Weg zu treten. Man hatte den Mangel eines ersten Liebhabers schon vor Jahr und Tag hier vollkommen empfunden, und zur allgemeinen Freude einen talentvollen jungen Mann, Hrn. Hendrichs aus Hannover, engagirt. Dieser kam, ward aber nicht beschäftigt, Hr. Devrient und Hr. Grua theilten sich in die Rollen, die ihm gebührten, trotz aller Vorstellungen konnte er zu nichts kommen und die Folge war, daß er eine Urlaubsreise benutzte, um nicht wiederzukehren. Die Schwäche der Verwaltung zeigte sich ganz besonders darin, daß man ihn nicht zurückforderte, sondern die Vorwürfe des jungen Künstlers, daß man ihm nicht gehalten, was man versprochen, geduldig hinnahm und nun dem Publikum nach wie vor zumuthet, sich von fünfundvierzigjährigen Jünglingen die Gewalt und Gluth der Leidenschaften versinnlichen zu lassen. Zum größten Theil sind das die Folgen der Unselbständigkeit der leitenden Behörden und der Mängel, welche diesem großen Institut ankleben. Die bessere Einsicht schweigt oft vor den Reclamationen eines Schauspielers oder einer Schauspielerin, welche von der gewöhnlichen Spielwuth geplagt, eben so gut auf wohlerworbene Rechte pochen wie andere Leute, und bis ins höchste Alter ihnen einst verliehene Rollen als ihr unantastbares Eigenthum betrachten. Hätte man den Egmont geben wollen, so hätte man Hendrichs zurückrufen und ihm künftig gerecht sein müssen. Bei dem mannigfachen Einfluß, der sich an unserer Hofbühne geltend macht, ist dies jedoch kaum möglich, und wenn irgend wo Reformen nothwendig, so sind sie es hier. Warum zieht man z. B. nicht die gebildetsten Mitglieder der Bühne, Seydelmann und Devrient zu den Berathungen über die künstlerischen Anordnungen? Warum besteht das Comité über Annahme neuer Stücke nur aus dem Regisseur und ein Paar Hofcavalieren, die, allen Respect vor ihren sonstigen Eigenschaften, doch vom poetischen Werthe einer Dichtung nichts Sonderliches zu verstehen scheinen, Hr. Dr. Spiker, der Zeitungsbesitzer, ist der einzige Literat darin, aber, den Kunstrecensionen seiner Zeitung nach, gewiß auch kein bedeutender Aesthetiker. Warum werden in einem so großen Feldlager aller Wissenschaft und Kunst, wie es Berlin ist, nicht die tüchtigsten Männer als Beisitzer auserwählt? Warum thut ein so einflußreiches, mit so großen Mitteln ausgestattetes Institut nicht mehr für den Aufschwung dramatischer Literatur, für die Regsamkeit des jungen Talentes, für Förderung des wahrhaft Schönen? sondern begnügt sich größtentheils, eine Art von merkantiler Aufgabe zu lösen und diese auf bloße Unterhaltung zu gründen, obwohl auch hier sogar durch zerkreuzenden Einfluß und ungenügende Rechnungsgabe sehr oft bedeutende Rechnungsfehler eintreten sollen. So könnte man noch mit zahllosen „Warums?" aufwarten, doch wir kehren zu der Darstellung des Egmont zurück, der, nachdem alle Zweifel besiegt, und hier Hr. Devrient, dort Fräulein v. Hagn als Clärchen, gesiegt hatten, bei überfülltem Hause zum ersten Male gegeben wurde. Wer die Bearbeitung gemacht hat, weiß ich nicht, aber sie war sehr verstümmelt. Margarethe von Parma und Machiavell blieben ganz fort, die Volksscenen des ersten und zweiten Actes waren zusammengezogen, Clärchen erschien erst im dritten Act mit Brackenburg, dem sie, was Goethe nicht geschrieben hat, das Giftfläschchen abnimmt, u. s. w. Durch dies späte Erscheinen, durch Auslassung und Zusammenziehung wird namentlich Clärchens Charakterentwicklung sehr betheiligt und die naive Seite desselben theilweis ganz vernichtet. Darum konnte auch Frl. von Hagn wenig dafür thun und war gezwungen, die bewußte Hingebung ihrer begeisterten Liebe für den angebeteten Mann zur Hauptaufgabe zu machen. Dies gelang ihr auch in edler kunstschöner Auffassung, die in einzelnen Momenten den Charakter der idealsten Wahrheit trug; ganz besonders in der Scene, wo sie die Bürger zur Befreiung Egmont's auffordert, und in der Schlußscene mit Brackenburg. Die Rolle des Brackenburg ist eine sehr schwierige. Ein unglücklich schmachtender Liebhaber ist immer eine unerfreuliche Erscheinung, vor Allen dieser, der ohne Kraft und Muth nur den Instinct sogenannter Treue behalten hat. Wird er nun gar, statt in stille Trauer seines Schmerzes versenkt, mit süßlicher Sentimentalität dargestellt, wie es Hr. Grua that, so wirkt er widerlich, so widerlich, wie Oranien, den der Dichter der Geschichte gemäß als den feinen tiefsinnenden Staatsmann gezeichnet hat, welcher den Beinamen: le taciturne nicht umsonst trug, aus welchem Hr. Rott aber, mit allem Aufwande der Declamation, fast einen Schwätzer machte. Vortrefflich hatte dagegen Hr. Seydelmann den Alba aufgefaßt. Seine Darstellung war, wie immer, aus Einem Guß und wahre Freude gewährt es, die strenge Consequenz dieses Künstlers zu verfolgen, mit welcher er aus einer Scene einen ganzen Charakter entwickelt. — (D. B. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 27. — den 6. Februar. 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein neuer Roman des jungen Deutschlands.

Berlin, im Januar 1841.

(Wahre Geschichte.)

— Die Kranke sollte unterhalten werden, aber sich nicht anstrengen; Gespräche verlockten sie zum Mitsprechen, das ihr schädlich war, der Arzt rieth leichte Lectüre an, die zwischen Spannen und Zerstreuen die Mitte hielte. Aufgefordert, der Vorleser zu sein, war ich gern bereit, nur verlegen in Betreff der Wahl des Buches. Die Kranke versicherte, sie sei nicht so schwach, wie der Arzt sie glaube, sie könne recht gut stärkere Geistesnahrung vertragen, ich solle nicht allzu wählerisch sein. Doch ihr Oheim war inzwischen eingetreten und säumte nicht, zu erklären, er werde nicht zugeben, daß seine arme Nichte mit den Gräueln der neueren Literatur gemartert werde, in welcher sich Wildheit und Unsittlichkeit geschmacklos vereinigten, um sogenannte neue Tendenzen auszudrücken; er wollte sich höchstens einen der Romane gefallen lassen, in denen die Abenteuerlichkeit der Geschichte durch fromme Gesinnungen und Naturbilder aufgewogen würde, er schlug vor ..., allein die Kranke winkte gähnend nein, und sagte, diese gerade müsse sie verbitten. Nun nahm auch die alte Cousine das Wort, und schmälte auf die französische romantische Schule, die nur Verbrechen und Laster und Gemeinheit verarbeite, und uns das Unheil mit dem jungen Deutschland gebracht habe. Die jüngern Cousinen, die noch kürzlich mit größtem Eifer, ich weiß es, einige Bände von ** und von *** gelesen hatten, mußten vor der strengen Sitten- und Geschmacksrichterei verstummen. Da nun kein bestimmter Vorschlag durchging, indem bald der Oheim, bald die alte Cousine Einspruch thaten, bald die Kranke ihr Veto aussprach, so entschied Letztere endlich, ich sollte nach Gutdünken wählen, und in Gottes Namen zu lesen anfangen, den Namen des Buches und des Autors aber erst am Schlusse nennen, damit sie ohne alles Vorurtheil zuhören könnten. Das mir verliehene Recht wollt' ich nicht umsonst empfangen haben, ich hatte bald gewählt, und holte das Buch von dem Tische, wo ein ganzer Pack Neuigkeiten lag, in denen noch Niemand außer mir sich umgesehen hatte.

Der Oheim sah mit Verdruß das kleine, schöngedruckte, noch unaufgeschnittene Buch, und machte einige Bemerkungen, die zu verstehen gaben, je neuer das Buch sei, desto schlimmer, denn der spätere Autor müsse ja stets den früheren durch Frechheit überbieten, um sich beim Publicum zu empfehlen. Ich ließ mich das nicht anfechten, sondern begann zu lesen.

Der Anfang war ganz zahm und schicklich; die alte Cousine meinte, wenn das so fortginge, so dürfte das Buch doch nicht zu verwerfen sein. Der Oheim hingegen runzelte die Stirn, und sagte, die Glätte der Schreibart stelle er nicht in Abrede, auch suche der Autor den heutigen bunten Modestyl durch etwas alterthümliche Färbung zu mildern, aber man sehe, der Mensch habe

sein Talent noch nicht gehörig ausgebildet; was die Sittlichkeit betreffe, da wolle er sein Urtheil noch aussetzen, und erst hören, was weiter komme.

Leider kam es bald schlimm genug! Eine junge Gattin, eben verheirathet, entdeckt ihres Gemahls Kind und Geliebte, und hat nichts eiliger zu thun, als diese Geliebte zu ihrer Herzensfreundin zu machen. Dann geräth sie selber in Verführungsschlingen, und wiewohl sie ihnen entrinnt, so verliert sie doch dabei den Gatten, der eines elenden Todes stirbt, ihr aber zum Glück einen Freund hinterläßt, den sie im Andenken ihres Gatten liebt und bald auch heirathet.

Der Autor hatte durch einige scharfe Sticheleien gegen die platonische Liebe schon das Mißfallen der alten Cousine erweckt, und die „Emancipation des Fleisches" war in dem Buche nicht mehr zu verleugnen. Als aber gleich darauf ein Incest vorgeführt und auf die zarteste Weise in Schutz genommen wird, ferner eine Bigamie sich enthüllt, und der todtgeglaubte Gatte wiederkommt, die Frau wieder als die seinige hält, den aus der Ehe ausgeschiedenen Freund jedoch darum nicht minder in seinem Hause aufnehmen will, und das auch alles ganz glücklich von Statten geht, da versicherte der Oheim, er wolle dergleichen Schändlichkeiten nicht länger anhören, und wirklich nahm er Hut und Stock, und entfernte sich murrend.

Wir setzten das Lesen aus und befürchteten, die Kranke möchte durch den Verdruß des Oheims unangenehm aufgeregt worden sein, allein sie verneinte das, und bemerkte lächelnd, der Oheim langweile sich überhaupt beim Lesen, und bei den Büchern, die er empfehle, am meisten. Sie verlangte ausdrücklich für den nächsten Tag die Fortsetzung unserer Lektüre.

Der Oheim fand sich auch am nächsten Tage wieder ein und sagte, er wolle doch sehen, wie das Zeug weiter gehe, er sei auf Alles gefaßt für sich selbst, aber mir überlasse er die Verantwortung, ein solches Buch, das doch wohl nächstens durch alle Polizeien verboten werden würde, auch vor den jüngern Damen zu lesen. Die alte Cousine flüsterte beschwichtigend, daß für diese weniger Gefahr sei, weil sie Vieles gar nicht verstünden; ihre eigene Verletzung schien sie mit muthiger Entschlossenheit nicht achten zu wollen.

Ich las nun weiter, und ich gestehe, es gehörte eine starke Stirn und das Bewußtsein eines guten Hinterhaltes dazu, um unerschüttert alles das durchzuschreiten, was nun folgte. Die Heldin des Romans gesteht unter anderem, daß es ihr sauer wird, zwischen den beiden Freunden, deren Gattin sie war oder ist, so hinzuleben und zu vergessen, daß doch nur Einer von ihnen die Rechte eines Gatten haben dürfe! Verführung und Fehltritte der Sinnlichkeit werden mit der glimpflichsten Art behandelt, mit der zartesten Menschenliebe entschuldigt, durch Wohlthaten unschädlich gemacht. Die Weiber sind immer voran, ihre Liebe zu gestehen, zu bezeigen, und werden dabei als die edelsten, zartesten ihres Geschlechts dargestellt! Einige Schilderungen ferner Gegenden und Lebensweisen waren mir eine wahre Erholung. Die Zuhörer ermangelten auch bei diesen der Aufmerksamkeit nicht, waren indeß offenbar mehr gespannt auf den Fortgang der eigentlichen Geschichte.

In dieser kam es zu meinem Schrecken nun aber gar dahin, daß der erste Gatte wirklich starb, und die Heldin ohne weiteres gleich wieder mit dem nicht von der Stelle gewichenen zweiten zusammenging, — dieser Wechsel war mir selber etwas zu toll, und während die jüngern Cousinen und die Kranke recht darüber lachten, meinte der Oheim schon ganz gesiegt zu haben und meine Beschämung als das Geständniß der Niederlage annehmen zu dürfen. „Eine Ehe à quatre," rief er, „hatte das Schlegel'sche Athenäum einst empfohlen, der schändliche Spruch, ehemals ein bloßes Spiel unsaubern Geistes ist in eurem schmuzigen Roman nun auch Fleisch geworden, eine ganze Rechtfertigungsgeschichte! Diese Ehe à trois ist, gestehen sie es nur, die ekelhafteste Erfindung einer Frechheit und Maßlosigkeit, wie nur unsere Zeit sie gebähren konnte, und unsere traurigen Genies, diese Jugend, welche die Welt umschaffen will, und neue Lehre und Sitte aufzustellen meint, wenn sie sich von allem Guten der Vorfahren, von Religion und Tugend losmacht. Pfui über diese Schriftsteller! Ich fände es ganz richtig, wenn man alle diese Romane in Bausch und Bogen verböte, vom Jahr 1830 ab wenigstens; wenn wir das, was früher erschienen ist, behalten, so haben wir noch Zeitvertreib genug!"

Nach diesem Sturme las ich gedämpft und eilig zum Ende, um nur fertig zu werden; auf Erörterung und Gegenrede mocht' ich mich nicht einlassen. Der Schluß versöhnte wieder ein wenig, er hatte sogar etwas Erbauliches, und die alte Cousine meinte, es sei Schade um den jungen Schriftsteller, denn es stecke gewiß noch Gutes in ihm, und er könne sich bessern!

Ich legte das Buch weg. „Nein," sagt' ich, „den bessern Sie nicht mehr, und Niemand; der bleibt wie er ist, und wird vielleicht heute zum ersten Male so hart gescholten." Alle sahen mich verwundert an. „Aber

wie heißt denn das Buch und der Autor?" fragte die Kranke. Ich reichte ihr das aufgeschlagene Bändchen hin. Sie las: „Leben der schwedischen Gräfin," und auf dem Titelblatt: „C. F. Gellert's sämmtliche Schriften. Neue rechtmäßige Ausgabe. Dritter Theil. Leipzig, 1840." **.

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschl.)

[Seydelmann; Ballet; Madame Crelinger.]

Seydelmann's Kunst erstreckt sich auch auf die täuschend ähnliche Nachbildung seiner historischen Personen in Costüm und Körpergestaltung. Seine Maske des Alba war trefflich einem alten Bilde nachgeahmt, und vermehrte den gewaltigen Eindruck. Daß Seydelmann auch diesmal den Dichter theilweis verließ, und den Charakter mehr historisch nahm, daß er weniger den Staatsmann, wie ihn Goethe faßt, als den blutigen Fanatiker, den finstern, stolzen Spanier darstellte, kann allerdings angefochten werden. Ueberhaupt aber ist die Art der Auffassung das Einzige fast, worüber man mit diesem Künstler streiten kann. Die Ausführung selbst ist selten anzutasten. Unmuthig machte es, daß auch seine Scene durch Auslassungen verstümmelt war, wie es denn überhaupt an starken Strichen nicht fehlte. Egmont ist aber ein so durch und durch politisches Stück, daß der Anspielungen immer noch genug blieben; besonders auch in den Volksscenen, die sehr gut gespielt wurden, aber ein wenig empfängliches Publikum fanden. Hr. Weiß in der Rolle des Vansen war nicht minder vortrefflich, denn auch dieser Künstler versteht es, lebensvolle Charaktere zu schaffen, ohne welches doch nur Alles bloße Komödianterei bleibt. Wir wollten daher, daß wir Hrn. Devrient, dem Helden des Stücks, ein gleiches Lob zuwenden könnten. Die Kunst dieses gebildeten und in vieler Beziehung talentvollen Mannes reicht aber nicht so weit, und je mehr man sieht, wie er sich im Schweiße seines Angesichts abmüht, je weniger gelingt es ihm, wenigstens in solchen Rollen wie Egmont oder Hamlet, das Ziel zu erreichen. Egmont ist gleichsam die verkörperte Lebenslust, der Champagnerrausch der Jugend mit aller glücklichen Unbesonnenheit seines leichten, feurigen, zärtlichen Herzens. Er ist ein Liebling des Glücks, der ohne sonderliches Nachdenken schwelgerisch alle Freuden der Erde zu genießen strebt. Um den Egmont darzustellen, gehört nicht allein ein nachdenkender Künstler, der das Wesen der Rolle versteht, sondern auch ein junger schöner Repräsentant, dem man es glaubt, er könne durch seine Heldentugenden, wie durch seine ritterlich makellose Schönheit ein ganzes Volk und besonders auch Clärchen bezaubern. Das glaubt man aber Hrn. Devrient nicht, und eben so wenig gelingt es ihm, die leichte feurige Jugendkraft darzustellen. Erst in den Kerkerscenen wurde es besser mit der Verständigung, die Liebes- und Volksscenen waren dagegen verfehlt und nur dem Parteikampfe, der sich für ihn sowohl, wie für Hrn. Grua geltend machte, hat Herr Devrient es zu danken, daß nach der beliebten Manier ein verstandloses Gemisch von Beifall und Zischen die Aufführung begleitete. — In einigen Wochen werden wir nun auch den Tell nach langer Ruhe wieder sehen. Es werden dazu neue Decorationen nach der Natur gemalt und dies sowohl wie die Fülle der Handlung, der blühende Schwung der Sprache und der Reichthum an Charakteren und romantischen Situationen werden die alten Erfolge sichern. Der Othello ist, wie man hört, zurückgelegt worden, auch das Schauspiel „Werner" von Gutzkow dürfte nicht zur Aufführung kommen, wodurch unseres Erachtens ein um so größeres Unrecht dem Dichter wie dem Publikum geschieht, da nicht allein der Werner angenommen war, und an anderen Orten gefallen hat, Gutzkow's Talent auch vielleicht für das sociale Schauspiel sich eignet, überhaupt aber es niederschlagend für die junge Literatur ist, daß selbst wenn sie sich mit Glück und Beifall versucht, sie so wenig ermuntert wird.

Ein neues Ballet von dem Balletmeister Hoguet: „Robert und Bertrand" ist unlängst mit Beifall aufgeführt worden. Es sind die Abenteuer zweier Spitzbuben, eine Pantomime mit Tanz, Schießen, Gendarmen, Gefängnissen, Hochzeiten, fünf Pferden, vier Bajaderen, einer Anzahl derber Späße, Gaunerstreichen und mancherlei Kurzweil, welche ihr Publikum angenehm unterhält und zum Lachen bewegt. Somit erfüllt es seinen Zweck, wenn auch die Grazien zuweilen um Verzeihung gebeten werden müssen.

Zum Schluß erlauben Sie Ihrem Correspondenten eine Vertheidigung gegen persönlichen Angriff. Meine letzte Correspondenz hat hier den Aufruhr in die stillen Hütten geschleudert, und ganz besonders Madame Crelinger bewogen, in der Voß'schen Zeitung eine Erklärung zu erlassen, durch welche sie, nach Vorausschickung einiger Aeußerungen, die ich jedoch von Herzen gern vergebe, meine Angaben, sie übe ihren Einfluß für ihre Töchter zum Nachtheil des Fräulein von Hagn und anderer Mitglieder aus, als unwahr bezeichnet und sogar behauptet, sie wüßte noch gar nicht, wer die Rolle des Clärchen erhalten habe, auch fände sie jede Intrigue unter der Würde einer wahren Künstlerin. Schließlich wird mir gedankt, daß ich sie auf einen Einfluß aufmerksam gemacht hätte, den sie bisher leider! nicht gekannt habe, um ihn zu benutzen. — Dieser Erklärung folgte eine andere des Herrn Ludwig Rellstab, der sich bewogen fühlte, öffentlich zu betheuern, daß er seit vier Jahren nichts mehr für die „Zeitung für die elegante Welt" geschrieben habe, was sie hoffentlich bestätigen werde*). Dann nahm sich ein Unbekannter Ihres Correspondenten an, und bat Mad. Crelinger, das alte treffende Sprüchwort zu bedenken: qui s'excuse s'accuse! Diesem trat ein Anderer für die erzürnte Dame entgegen, und ganz Berlin amüsirte sich und hörte zu. Ihr Correspondent kann versichern, daß er sich mit amüsirte, aber kein Wort auf die Unschuldserklärung der Mad. Crelinger antwortete. Er begnügt sich auch jetzt damit, lebhaft zu bedauern, daß es so böse Menschen in der Welt gibt, die nach allen Erklärungen und nach so hohen, edlen, laut verkündeten Grundsätzen über die Schlechtigkeit der Theaterintriguen und die Würde einer

*) Es bedarf kaum der Bestätigung, daß wir unserm Publikum schon seit mehrern Jahren von Hrn. Rellstab keinen Bericht über Berlin vorführten. D. Red.

wahren Künstlerin, noch immer sich nicht ganz davon überzeugen lassen, daß die mancherlei Geschichten und Gerüchte ganz aus der Luft gegriffen sind. Daß Madame Crelinger nicht einmal wissen wollte, wer die Rolle bekommen habe, zeugt bei so übergroßer Bescheidenheit unglücklicher Weise weit mehr gegen als für sie; was aber endlich den mir gesagten Dank betrifft, so muß ich es der Intendantur und dem Grafen v. Redern überlassen, ob derselbe auch für sie so schmeichelhaft und hoffnungsvoll ist, wie für mich. Es ist wirklich zu beklagen, daß so ungereimte Gerüchte der wahren Würde einer so großen Künstlerin zu nahe treten konnten, und obendrein durch mancherlei Zufälle wunderlich genug unterstützt werden. So können wir im Interesse der Mad. Crelinger es nicht unterlassen sie zu bitten, uns gütigst mit einer Erklärung zu beglücken, warum das Publikum niemals zu dem Genuß gelangen kann, sie mit Frl. v. Hagn zusammen spielen zu sehen? Warum wird Mad. Crelinger unseliger Weise jedesmal krank, wenn z. B. Kabale und Liebe angesetzt ist? Wir können es nicht leugnen, daß man geradezu behauptet, Mad. Crelinger habe erklärt, sie wolle nicht mit Frl. v. Hagn zusammenspielen, und bitten um eine Erklärung, warum man das Publikum so übermüthig behandelt, wenn es sich die Direction auch gefallen läßt. Wir bitten ferner um eine Erklärung, warum Mad. Crelinger Rollen wie Donna Diana oder die Eboli noch immer nicht abgeben will? Das Gerücht spricht hier allerdings auch von dem Künstlerneide, daß Mad. Crelinger diese Rollen wohl ihren erwachsenen Töchtern, nicht aber dem Frl. v. Hagn ablassen wolle, der sie allerdings gebühren. Mad. Crelinger, als große Künstlerin, muß doch gewiß empfinden, daß sie nicht mehr jugendliche Liebhaberinnen spielen und darin mit Frl. v. Hagn rivalisiren kann. Wir bitten um Erklärungen in der Voß'schen Zeitung zum Nutzen und Frommen des Publikums und wollen uns inzwischen einige andere Fragen vorbehalten.

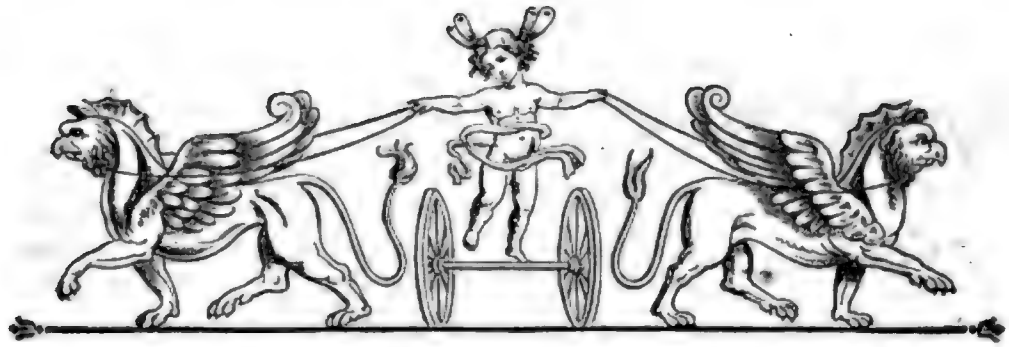
N o t i z.

[Der Prinz v. Homburg auf der dritzliger Bühne.]

Es wäre zu wünschen, ja zu fordern, daß man dies nationale Stück auf allen preußischen Bühnen in Ehren hielte. Ohne Wirkung der nationalen Bezüge kann dieses psychologische Meisterstück, um der genialen Grille wegen, auf der es erbaut ist, nirgends recht populair sein; aber der Patriotismus sollte sich dieser seiner Feier nie entschlagen; das Königthum findet hier freilich keine Schmeicheleien, wie in den „Royalisten" und andern Raupach'schen Grobheiten, aber seine echten, ungezwungenen, historisch gediegenen Triumphe. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm, wie ihn Kleist zeichnet, schmeckt etwas nach dem hartköpfigen Pedanten, wenn er den geliebten Helden, dessen jugendlicher Eifer in der Schlacht gesündigt, dem tyrannischen Buchstaben des Gesetzes opfern will, der Rechtsstreit wird ästhetisch peinlich, und verfehlt um deswillen die tragische Wirkung, bleibt aber im Sinne des Helden großartig, wahrhaft menschlich, und die tiefsinnige Liebenswürdigkeit der Dichtung weiß den Kampf gegen die herbe Trockenheit der abstracten Rechthaberei selbst in den Charakteren seiner Figuren auf echt deutsche Weise auszugleichen. Das Preußenthum hat hier sein classisches Spiegelbild. Statt dessen geben die beiden sächsischen Bühnen das Drama; man rechnet in Dresden den Prinzen von Homburg zu Emil Devrient's vortrefflichsten Leistungen. — Die Aufführung in Leipzig kann, mit Berücksichtigung der Ungeübtheit des Personals im classischen Schauspiel, für eine gelungene gelten. Hr. Wollrabe stolpert etwas ungeschickt mit dem Kurfürsten herum, hat keine Ahnung davon, daß es hier darauf ankommt, ein historisches Bild zu geben. (Seydelmann würde in diesem Charakter wesentlich der Dichtung nachhelfen, sie ergänzen und ihre Lücken füllen.) Hr. Baudius war nicht an seinem Platze, er kann nie Würde repräsentiren, auch nicht die schlichte des alten Feldmarschalls Dörfling, dem er etwas vom Dorfschulmeister beifügte. Hr. Düringer hat schon in seinem Naturell alle Mittel, die ihn zum träumerischen Prinzen Arthur befähigen. Die somnambule Scene war sehr gelungen, weniger die Scene mit Hohenzollern im Gefängniß, die sich der Darsteller durch einige Gedächtnißlücken verdarb. Vortrefflich entwickelte Düringer die Todesfurcht seines Helden, als er vor der Kurfürstin kniet. Derselbe Krieger, der hundert Feuerschlünden mit freudigem Muth entgegenstürmte, zittert vor dem Gedanken des kalten, bürgerlichen, systematisch ersonnenen Todes, und weint wie ein unmündiges Kind unter den Schrecken der Barbarei des Friedens! Dieser Zug in der Dichtung wird immer als ein Meisterstück menschlicher Seelenkunde dastehen. Eben so groß sind die Momente, wo Arthur seine Begnadigung seinem eigenen Gutachten anheimgegeben sieht. Es ist die Scene mit der Prinzessin, die ihm die Befreiung ankündigt; hier erwächst der Jüngling zum Manne. Düringer's Spiel war in diesen Uebergängen vortrefflich. Weniger in der Scene, wo er zum Tode entschlossen, wie ein mit dem Leben fertiger Geist noch einmal vor seinem Richter erscheint, um für das Vaterland die letzte Bitte zu erflehen. Hier muß der Zauber seiner Seelengröße, der lichte Aether eines Verklärten die ganze Scene beherrschen. Düringer weiß solche Stimmung auf Momente zu verbreiten, aber nicht festzuhalten; ihm fehlt, soll ich aus dem Bereiche des Gesanges einen Ausdruck herübernehmen, das Portament. Die Scene mißglückte nicht, denn sie wurde richtig gefühlt, blieb aber in der Darstellung weit hinter der Bedeutsamkeit der Dichtung zurück. Auch die Prinzessin Natalie ist von Kleist feiner gedacht und hingestellt, als Mad. Dessoir sie zur Erscheinung brachte, obwohl ihre Leistung jedenfalls eine gute und würdige blieb. In jeder Beziehung gelungen wurde der treffliche Peleguitzer Kottwitz von Hrn. Reger dargestellt. Die Leistungen der Uebrigen waren löblich. — Daß dies tiefsinnige Drama nicht von populärer Wirkung, kein sogenanntes Zug- und Cassenstück ist, darf nicht Wunder nehmen; dies Dichtwerk wird immer ein genialer Sonderling bleiben, und nur, wo die classische Poesie, wie in Dresden, an der Tagesordnung ist, kann es vom Publicum mit gewohntem Vertrauen lebhaft aufgenommen werden.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei der Bücher-Anzeiger Nr. 24. von G. Basse in Quedlinburg.)



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 28. — den 8. Februar 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Schauspieler.

Erzählung von C. Reinhold.

„Was hast Du nun schon wieder, wunderliches Mädchen?“ sagte die alte Mutter kopfschüttelnd, „Du sprichst vor Dich hin und machst Bewegungen dazu, als als ob Du predigen wolltest. Wenn Du doch lieber auf das achten wolltest, was um Dich her vorgeht! Es hat Jemand die Glocke gezogen, und eben klingelt man wieder. Ich werde wohl selbst gehen müssen, um nachzusehen, wer zu uns will!“ — Die Alte wollte sich wirklich, trotz ihres kranken Beines, aufmachen; aber blitzschnell war Therese, ohne ein Wort zu sagen, aufgefahren und zur Thür hinaus. Die Mutter seufzte ihr nach. „Ihr echter Vater! Heute ein wilder Soldat, streng, muthig, unerschütterlich, grausam gegen sich selbst, und morgen zärtlich, voll und ganz dahingegeben, überfließend von Liebe, lenksam wie ein Kind. Ich kann das Mädchen nicht bändigen. Sie erzieht sich selbst und wächst mir unter den Händen durch ihrem eigenen Geschick entgegen. Gott gebe, daß es nicht dem jammervollen Geschicke ihres armen Vaters gleiche!“

Ein schwarzgekleideter Mann, der in den Vierzigen sein mochte und ganz das Aussehen eines Weltgeistlichen hatte, trat mit Theresen ein. Der Fremde erläuterte, daß er Geschäfte in der Festung gehabt und die Erlaubniß habe, die Nacht hier zuzubringen, weil am nächsten Morgen noch Einiges zu besorgen sei. Nun sei aber, sagte er, die Schenke, worin er eingestellt, in diesem Augenblick voll lärmender Soldaten, unter denen sich aufzuhalten ihm ein Gräuel wäre, daher er die Kühnheit haben wolle, zu fragen, ob er nicht die zwei Stündchen bis zum Zapfenstreich in diesem friedlichen Quartiere, wenn man wolle, nur mit einem Buche in die Ecke zurückgezogen, zubringen dürfe. Der guten alten Frau war eine, wie es schien, so würdige Gesellschaft bei der gewöhnlichen Einsamkeit und Einförmigkeit ihrer Abende erwünscht. Sie hieß Theresen einige Erfrischungen herbeibringen und den Fremden sich zu ihr setzen. Therese eilte, den Auftrag zu vollziehen, wobei der Fremde sie, unbemerkt von der Mutter, stark fixirte; dann huschte sie zur Thür hinaus und kam vor einer Stunde nicht wieder.

In der Zwischenzeit wußte der Fremde der Alten alle ihre Verhältnisse abzufragen. Ihr Mann war Förster gewesen und hatte den letzten Feldzug als Freiwilliger mitgemacht. Er hatte sich darin durch seine seltene Kühnheit Ruhm genug, aber leider auch, nachdem er eben Hauptmann geworden, den Tod geholt, und der Witwe zwei kleine Mädchen und nur wenig Vermögen zurückgelassen. Ein General, bei dem der verwegene schöne Jäger in besonderer Gunst gestanden hatte, war Commandant der Festung, in der wir uns befinden; aus Anhänglichkeit an den Verstorbenen hatte er der Witwe freies Quartier in der Festung und eine kleine Pension verschafft; auch unterstützte er sie großmüthig aus eigenen Mitteln, und nahm sich der Erziehung der Kinder, von denen die aufblühende Therese seiner besondern Gunst genoß, so gut an, als ein alter Soldat dies verstand.

Der Gast bemerkte, daß sich die Vorliebe des Generals für Thereſen wohl begreifen laſſe; ſie ſei ein ſchönes Kind, und ihre Züge ſchließen etwas Bedeutſames in ſich. Er fragte, was die Mutter für Plane mit den Kindern habe?

„Lieber Herr," erwiederte dieſe, „da hat ſich's gut von Planen reden, wo es faſt an allen Ausſichten fehlt! Ich ſchäme mich nicht, zu geſtehen, daß ich ſo viel als möglich von meiner kleinen Penſion zurückzulegen und mich und meine Kinder durch Handarbeiten zu ernähren ſuche, die ich mit dem Marktſchiffe, das alle acht Tage an der Feſtung vorüberkommt, nach der Reſidenz befördere. Es iſt mir bisher gelungen; aber meine Augen werden alt und ſchwach; da mögen mich denn meine Kinder ablöſen! Und wirklich, Thereſe thut auch ſchon ſehr viel."

Darüber ſchüttelte der Fremde den Kopf und meinte, Thereſe ſei zu höhern Dingen beſtimmt. So eben kam das Mädchen zurück, und die Mutter und der Gaſt geriethen in Verwunderung; denn mächtig und ſtolz war ihr Schritt, ihre Haltung faſt feierlich, und ihre Augen ſprühten blitzendes Feuer. Es mußte ihr etwas Großes begegnet ſein; und ſie ließ auch die Staunenden nicht lange in Ungewißheit darüber.

Sie trat vor die Alte, als bemerkte ſie den Fremden gar nicht, ſah dieſelbe groß an und ſagte ernſt und faſt pathetiſch: „Mutter! Es iſt entſchieden: ich kann nicht mehr hier bleiben, ich muß fort. Robert iſt heute ſchon wieder über den Zaun geſtiegen, während ich im Gärtchen war, er hat vor mir gekniet, und gefleht und gedroht, ich weiß nicht was? und gethan wie ein Unſinniger. Mir iſt himmelangſt; ich fürchte ihn, ich will nicht wiſſen, was er will; aber ſeine ewigen Verfolgungen ſind mir zuwider; Sie können mich dagegen nicht ſchützen —"

„Aber, liebes Kind," fiel hier die Hauptmännin ein, „das haben wir ja oft zuſammen beſprochen, und Du weißt, wie ſehr Du der Gegenſtand meiner Sorgen biſt. Bedenke nur jetzt, vor wem Du ſprichſt!"

„Mag es doch alle Welt hören!" rief Thereſe dazwiſchen und maß den Fremden mit den Augen; „ich habe ja ihm ſelbſt nun Alles geſagt, und Alles iſt gut. Nur fort muß ich."

„Wem?" fragte die Mutter voll Angſt.

„Nun, Robert's Vater, dem General," war die Antwort, über der die Alte die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlug, als wäre es nun ausgemacht, daß ſie noch die Nacht vom Schloſſe würde vertrieben werden. Aber Thereſe ſtreichelte ihr die Stirn und bat ſie ruhig zu ſein. „Der General iſt nicht zornig geworden," ſagte ſie, „er hat mich auf die Achſel geklopft und ein wackeres Mädchen genannt, und zu mir geſagt: In Dir ſteckt Dein Vater. Ja, Mutter! das hat er zu mir geſagt; mit meinem Vater hat er mich verglichen. Aber ich habe mir auch ein Herz gefaßt und mich zuſammengenommen. Sehen Sie! ſo bin ich vor ihn hingetreten und ſo habe ich zu ihm geſprochen." — Das Mädchen ſprach und agirte nun die ganze Scene, die ſie erlebt, mit dem lebhafteſten Feuer und ohne die geringſte Affectation der Mutter vor, daß dieſe nur einmal über das andere ſich über die Keckheit der Tochter und die Milde des Generals zu verwundern hatte. Sie ſchloß: „Er hat mich ſeine gute Tochter genannt und geſagt, ich ſoll ruhig ſchlafen gehen. Nun wohl, Mutter! das will ich und kann ich. Aber hier bleiben kann ich nicht mehr. Der General wird Robert zu ſich rufen und hart anlaſſen. Seine Frau, an die wir uns halten könnten, iſt nicht hier. Robert wird mich haſſen und vielleicht noch ſchlimmer ängſtigen. Mein Gott! ich bin ja von jeher gut und luſtig mit ihm geweſen; aber ſo, wie er jetzt iſt, können wir nicht zuſammenbleiben. Liebe Mutter! nun lege ich alles Weitere in Ihre Hände. Schicken Sie mich in die Reſidenz zu einer Ihrer Freundinnen, und laſſen Sie mich dort für Sie arbeiten. Verdingen Sie mich, — fangen Sie mit mir an, was Sie wollen! aber ſchaffen Sie meiner Seele Ruhe, laſſen Sie mich fort, wenn mir auch der Abſchied von Ihnen noch ſo ſchwer fällt!"

Mit dieſen Worten küßte ſie die Mutter inbrünſtig, verneigte ſich dann und verſchwand, um dieſen Abend nicht wieder zu kommen. Nach einer Pauſe begann der Fremde: „Ich bin durch Zufall Zeuge einer Scene geworden, die von einem Fremden mit der äußerſten Zartheit aufgefaßt ſein will, die ich als einen ſchönen Raub aus dem Frühling der ſchönſten Menſchheit mit mir ſchweigend forttragen ſollte. Und doch, wie ſonderbar iſt mir! Es drängt mich, verehrte Frau, über dieſe Sache weiter mit Ihnen zu reden. Mir ahnt, als ſei es doch nicht bloßer Zufall, ſondern die wunderbar verknüpfende Vorſehung ſelbſt, die mich hierher geführt hat. Und doch wieder ſcheue ich mich, darüber mich auszuſprechen, weil jedes Wort, das ich ſagen könnte, ein Eingriff in die heiligen Rechte des Mutterherzens werden müßte."

Durch dieſen Eingang machte der Gaſt die Alte ſehr begierig auf das, was er vorzubringen haben möchte. Nachdem er ſich noch einige Zeit hatte bitten und ſich

versichern lassen, daß ihm die Mutter das lebhafte Interesse, das er an dem Schicksale ihrer Tochter nehme, nicht als eine Zudringlichkeit verübeln wolle, rückte er endlich mit der Sprache heraus.

Er gab sich als den Schauspieler Rose zu erkennen, der in der Residenz angestellt und im Fache der Intriguants sehr gerühmt war. Therese, behauptete er, habe sogleich seine Aufmerksamkeit in hohem Grade erregt; ihr ganzes Wesen habe ihn anziehen müssen, der sich so oft über vermeintliche Künstlerinnen zu ärgern habe; aus der vorigen Scene aber sei ihm der entschiedenste Beruf der Mädchens für die Kunst unwidersprechlich klar geworden, und er sage es unbedenklich, daß sie für die Bühne geboren sei. Die Alte schüttelte ernsthaft den Kopf, blickte den Fremden an, erröthete, und sah wieder auf ihre Arbeit nieder. Er ließ sich jedoch hierdurch nicht stören, sondern begann nun vielmehr in wohlgesetzter Rede den Werth seiner Kunst zu schildern und die Vorurtheile zu bestreiten, welche man gegen den Schauspielerstand zu haben pflegt. Mehr als Ein Beispiel, sagte er, habe er selbst erlebt von dem sittlich reinsten Lebenswandel, den junge Mädchen, sobald man sie nur unter eine vernünftige Leitung gestellt, beim Theater geführt, ja Beispiele von wahrhaft großherzigen Charakteren, die sich auf diesem Wege gebildet und eine Höhe der inneren Trefflichkeit erreicht haben, wie sie ihnen bei einem minder prüfungsvollen Stande wohl nicht zu Theil geworden wäre. Diese Beispiele wurden erzählt und unmerklich daran angeknüpft, wie nicht nur die Ehre, welche die Künstlerin in so reichem Maße erwerbe, sie anziehen müsse, sondern nebenbei auch der dem wahren Talente unfehlbare Gewinn, welcher ihr erlaube, die Stütze einer ganzen Familie zu werden. Dieser Gewinn werde auf eine so leichte Weise gezogen und durch eine so edle Beschäftigung erworben, daß man eigentlich eine heilige Pflicht für ein begabtes Mädchen darin finden müsse, dieses von Gott dargebotene Mittel zur Beglückung der Ihrigen nicht auszuschlagen. Im gegenwärtigen Falle dringe sich ihm dieser Gedanke um so mächtiger auf, als er es für eine wunderbare Fügung halten müsse, die ihn gerade heute hierher geführt und gerade diese Scene mit habe durchleben lassen.

Mit den letzten andächtig klingenden Bemerkungen hatte der Redner die rechten Saiten in dem Gemüthe der frommen Zuhörerin angeschlagen. Er bemerkte dies wohl, und eilte nun klug zum Schlusse, indem er nur noch hinwarf, daß eine einsam lebende Witwe, die nicht durch eine vorurtheilsvolle Verwandtschaft beengt werde, in solcher Sache eben die freieste Hand, und daher auch allein die Verantwortlichkeit dafür habe, wenn sie es etwa unterlasse, ihr Kind auf denjenigen Lebensweg zu bringen, der demselben durch einen unverkennbaren innern Beruf angewiesen sei.

Damit empfahl er sich und ließ die gute Frau in einer mächtig bewegten Stimmung zurück, in einem unseligen Zwiespalt, aus dem sie sich kaum durch das Gebet zu retten vermochte. Therese hatte im Nebenzimmer, ohne lauschen zu wollen, das Meiste von der Rede des Fremden gehört. Sie hatte keinen deutlichen Begriff vom Theater, aber sie ward von einem mächtigen Drange ergriffen, darüber klar zu werden. War es Mädchenneugier und die erhöhte Stimmung des Abends, oder war es der junge Genius, der seine Schwingen in ihr regte, — sie fühlte sich von der Rede des schlichten Mannes wie mit Zaubergewalt umsponnen, und brannte vor Begierde, die Kräfte zu üben, die er an ihr bemerkt haben wollte. Da so eben das Schicksal sie aus der Festung hinwegtrieb, so schien es auch ihr ein höherer Fingerzeig, der ihr durch die Erscheinung des Schauspielers gegeben werde. Sie legte sich zu einer unruhigen Nacht voll wunderlicher Träume nieder, fest entschlossen, von der Mutter nicht abzulassen, bis sie den Wunsch gewähre, wodurch der Mutter selbst ein sorgenfreies und heiteres Alter sollte bereitet werden.

Der Kampf zwischen dem phantastischen Freiheitsdrange der Jugend und der bedächtlichen Sorglichkeit der Alters wurde gekämpft und, wie sich erwarten läßt, zum Vortheil des ersteren entschieden. Eben zur rechten Zeit erschien nach wenigen Tagen der Schauspieler, und lud die Hauptmännin ein, ihn mit ihren Töchtern in seinem Wagen nach der Residenz zu begleiten, wo eben ein günstiger Zufall eine auserlesene Versammlung der würdigsten Künstler zusammengeführt habe, und Therese sogleich das Beste vor Augen haben werde. Die Einladung ward angenommen. Man fand in Rose's Haus ein hübsches Quartier eingerichtet, und er beeiferte sich, seinen Gästen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Der Eindruck der theatralischen Darstellungen auf Theresen überstieg alle Erwartungen, und so gelang es dem Schauspieler leicht, die Einwilligung der Mutter dafür zu erhalten, daß er das Mädchen unter der Aufsicht seiner Schwester, die ihm sein Hauswesen besorgte, vorerst auf eine Probezeit bei sich behalten dürfe. Sie sollte nur sehen und selbst urtheilen, wenn sich dann ihre so deutlich ausgesprochene Neigung erhielte, so wollte er sich selbst ihrem Unterrichte widmen,

was er um so leichter konnte, da er sich wegen vorgeblicher Kränklichkeit, — Andere sagten, um nicht neben mächtigen Nebenbuhlern in Schatten gestellt zu werden —, für ein halbes Jahr von der Bühne zurückgezogen hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Hamburg.

[Die Branntwein-Revolution.]

Die schon vielfach besprochene öffentliche Versammlung des hiesigen Mäßigkeitsvereins hatte im alten Johanneum um so mehr eine ungewöhnlich große Menschenmasse vereinigt, je weniger man hier an dergleichen öffentliche Versammlungen gewöhnt, je weniger diese sonst irgendwo von den Behörden gestattet werden. Wenn auch schon die Wahl des Tages, der sogenannte blaue Montag, und die Zeit der Versammlung, der Abend, wo Handwerker und Arbeiter feiern, darauf hindeuten, daß man eine möglichst zahlreiche Versammlung aus allen Classen und Ständen gewünscht habe, so sind doch die Erwartungen der Gesellschaft auf eine sehr unangenehme Weise getäuscht worden. In und vor dem beschränkten Lokale hatte sich frühzeitig eine so heftige Oppositionspartei in so großer Masse eingefunden, daß es den Freunden der Mäßigkeit zum größern Theil unmöglich war, einzudringen, den Rednern des Tages unmöglich blieb, zu Wort zu kommen. Die im Innern sich drängende, durch Branntwein sich anfeuernde Masse greift zuletzt zu Tischen und Stühlen, wirft sie zum Fenster hinaus in den Kanal, zerschlägt Thüren und Fenster. Die Lärmtrommel der Bürgergarde wird um 10 Uhr Abends gerührt, diese tritt ins Gewehr, die Tumultuanten werden verhaftet oder zerstreut. Dies nennt der Volkswitz „die blaue Montagsfeier des Mäßigkeitsvereins". Woher diese heftige Opposition, woher dieser Pöbelunfug? — — Die niedern Classen betrachten das Bestreben, statt des Branntweins ihnen Suppen, Kaffee und Warmbier aufzudrängen, als einen Eingriff in ihre Rechte, als eine neue, von den höheren Classen ausgegangene Beschränkung ihrer Freiheit. Der gemeine Mann bei uns weiß sehr wohl, daß er weiter kein Recht, keine Freiheit hat, als sein Geld nach Belieben zu verthun, während das Volk in England und Nordamerika sehr wohl weiß, daß es noch andere Rechte hat, wenn es sich seine Freiheit in dieser Hinsicht beschränkt. Eine Beschränkung, von dem Mäßigkeitsverein veranlaßt, glaubt das Volk in dem zweckmäßigen Polizeiverbot über das Branntwein-Creditiren der Pottmeister, Schenker und Krüger zu finden, diese glauben sich dadurch wieder in ihrem Erwerbe beeinträchtigt. Endlich findet eine gewisse mit dem Mäßigkeitsverein verknüpfte pietistische Richtung in dem zum materiellen Wohlhaben sich neigenden Hamburg keinen Anklang. Im Druck erschienene aus Krähwinkel datirte Mäßigkeitsgesetze hatten schon den Mäßigkeitsverein persifflirt, ein am Tage der öffentlichen Versammlung an der Börse und auf der Straße ausgegebene Parodie des Rheinliedes:

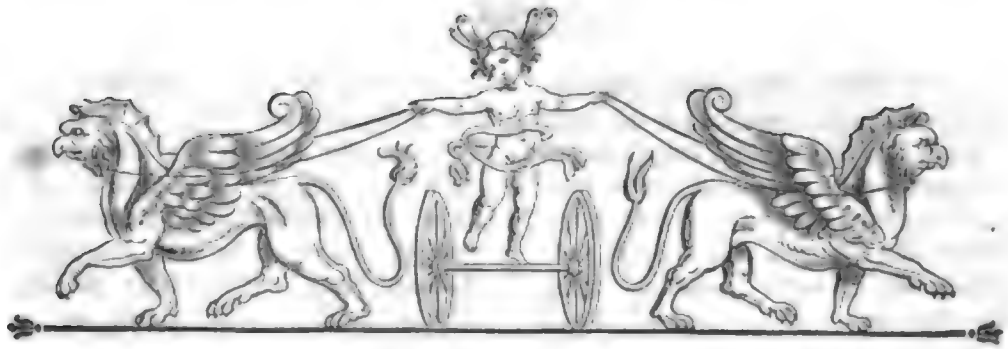
„Sie sollen uns nicht haben
Die schwarzen Raben"

sich noch deutlicher ausgesprochen, so daß jene öffentliche Versammlung nur als ein arger Mißgriff erscheint, wenn auch Niemand ahnen konnte, daß „die blaue Montagsfeier des Mäßigkeitsvereins" ein so trauriges Ende nehmen würde.

Spötter meinen indeß: man wolle das alte Johanneum ja abreißen, um nun die Kosten zu ersparen, habe man eine öffentliche Volksversammlung veranlaßt, die bei der herrschenden Stimmung gegen den Verein Excesse fürchten und Demoliren des Gebäudes ohne Kosten erwarten ließe. Indeß der Plan sei gescheitert. — Den Branntweinschenkern allein den ganzen Tumult aufbürden zu wollen, wie die Börsenhalle that, möchte denn doch etwas gewagt scheinen; wenigstens würde dieser Classe eine bisher nicht bekannte Wichtigkeit und Bedeutendheit beigelegt. Daß die Schenker nicht für den Mäßigkeitsverein eingenommen sind, ist wohl natürlich, daß sie dagegen sprechen, liegt in der Natur der Sache, darum sind sie aber gewiß nicht allein die Veranlassung gewesen. Der Grund liegt tiefer und ist allgemeiner verbreitet. — Die Aufforderung eines Volksredners, wie man die Herren doch wohl nennen kann, die eine Volksversammlung berufen, um zu dem Volke zu sprechen: „Die Vernünftigen möchten die Unvernünftigen hinausweisen," ein ganz unüberlegtes Wort, das direct Rauferei und Schlägerei provocirte, soll den ersten Zunder in die gährende Masse geworfen haben, der Ausbruch der Explosion jedoch erst erfolgt sein, als die Herren, die nach englischem und nordamerikanischem Muster Volksversammlung spielen wollten, sich heimlich entfernt hatten, und neu eindringende Haufen, indignirt über die Flucht der Redner, vom Getränk, das ihnen ihrer Meinung nach genommen werden soll, erhitzt und aufgeregt, ihre Wuth an Tisch, Stuhl und Bank ausließen. — Das Einpfropfen des dem freien englisch-amerikanischen Boden entnommenen Mäßigkeitswesens, sein Gedeihen auf deutschem Boden scheint durch die Ungeschicklichkeit und Tactlosigkeit der Gärtner zu mißlingen, die von Volksversammlungen gehört, sie veranlassen, aber nicht Muth, Geschick und Ueberlegenheit genug besitzen, sie verständig zu leiten, was allerdings in England und Amerika, in einem an Freiheit, an Oeffentlichkeit der Verhandlungen gewöhnten Volke leichter sein mag, als bei unseren an Geheimnißkrämerei gewöhnten Bürgern. Der Freund der Freiheit, der Oeffentlichkeit, der Mäßigkeit, kann den tragischen Ausgang dieser „blauen Montagsfeier" nur aufrichtig bedauern, weil, was indeß bestritten werden muß, die Gegner behaupten werden, das deutsche Volk beweise hier abermals, wie wenig es für Freiheit und Oeffentlichkeit geeignet sei. — Man erziehe das Volk allmälig, nicht am blauen Montage, für dieselbe; man gewöhne es allmälig an die Oeffentlichkeit, indem man Oeffentlichkeit der Staats- und Stadtverwaltung, des Rechnungswesens einführt, was man denn doch in einer „freien" Stadt wohl mit Recht verlangen kann.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 29. — den 9. Februar. 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Schauspieler.

(Fortsetzung.)

Die Probezeit lief ab und Thereſe erklärte ihre beſtimmte Abſicht, ſich dem Theater zu widmen. Sie ward nun in eine ſtrenge Schule genommen, durch welche für ihre Ausbildung der ſicherſte Grund gelegt wurde. Ernſt und beharrlich, wie das Mädchen war, beklagte ſie ſich nie über die eiſerne Conſequenz, die man faſt Pedanterei hätte nennen können, womit Roſe ſeinen Zweck verfolgte, über die ewig wiederholten gleichförmigen Uebungen, über den ſcheinbar ins Weiteſte gedehnten und in ganz fremde Fächer abſchweifenden Unterricht. Daneben ertrug ſie mit heiterem Gleichmuth die häuslichen Launen ihres Mentors, der ſie auf jede Art prüfen und den trefflichen Kern ihres Weſens mit allen möglichen Künſten ans Licht ſchaffen zu wollen ſchien. Jeden achten Tag ward ſie königlich durch einen Beſuch der Ihrigen erfreut, die mit dem Marktſchiffe kamen, und immer von ihr am Landungsplatze ſchon erwartet wurden. Die Bedenklichkeiten der Mutter verminderten ſich immer mehr, da ſie Thereſen ſo herrlich aufblühen, an Kenntniſſen ſo überraſchend ſchnell zunehmen und ſo feſt im Ausüben des als richtig Erkannten werden ſah, wobei ſie zugleich ihre alte Treuherzigkeit und zärtliche Hingebung an die Ihrigen im vollſten Maße beibehielt. Nichts war rührender, als das Mädchen von der nahen Zukunft phantaſiren zu hören, wo ſie der Mutter für ſo viele Sorgen, Mühen und Opfer einen kleinen Erſatz würde geben und ihr in der Reſidenz ein freundliches Daſein bereiten können. Aber freilich folgten dieſen Feſttagen auch wieder Tage der Prüfung. Denn Roſe's ſtrenges Weſen ſtach nicht wenig ab gegen die Milde, mit der die Mutter Thereſens Erziehung abgelegen hatte. Ihren Umgang beſchränkte er auf eine faſt ängſtliche Weiſe; namentlich verbot er ihr rund heraus allen nähern Verkehr mit ihren Altersgenoſſinnen beim Theater, wobei er ſie verſicherte, daß ſie als ſeine Schülerin unbedenklich ein ſtolzes Betragen gegen dieſe Stümperinnen annehmen dürfe. Zwar zeigte er ſich beeifert, das Mädchen an öffentliche Vergnügungsorte zu führen; allein da es von ſeiner Seite immer ein wenig einem Opfer gleich ſah, und Thereſe ihrerſeits ohne eine ihrem Alter gemäße Geſellſchaft ſich langweilte, ſo war ſie es ſelbſt, welche dieſe Unterbrechungen ihres einförmigen Lebensganges ſeltener werden ließ. Dabei litt Roſe an periodiſchem Kopfweh, welches ihn ſehr mürriſch und hier und da faſt unerträglich machte. In ſolchen Tagen hielt es das Mädchen für ihre Pflicht, ihren Lehrer, dem ſie ſo viel verdankte, aufzuheitern und willig alle ſeine Launen zu ertragen, wodurch ſie ihm freilich ſich immer unentbehrlicher machte.

So war denn Thereſens Leben ernſt genug, und ſie lebte ſich mit einem Enthuſiasmus, der ihrem Alter kaum natürlich war, in einen gewiſſen übertriebenen Pflichteifer, eine Reſignation auf die kleinen Freuden der Jugend hinein, wobei zwar ihr Studium die überraſchendſten Fortſchritte machte, die geheimen Bedürfniſſe

des Herzens aber in eine düstere Betäubung versanken. Je länger sie Rose's Unterricht genoß, um so mehr mußte sie seinen reichen und tiefen Geist, seinen Scharfsinn und seine Menschenkenntniß bewundern, um so mehr seinen Eifer für ihre Bildung schätzen, und sich im Gefühle der Dankbarkeit über Manches hinwegsetzen, was ihr an dem Manne oft sonderbar auffallen wollte. Ihre Achtung für ihn ward aber zur wahren Verehrung, seitdem er das Theater wieder betrat und sie die beste Muße hatte, seinen wahrhaft vollendeten Darstellungen mit gespannter Aufmerksamkeit zu folgen. Er hatte erst alle fremden Gestirne abziehen und darauf eine Periode der Stagnation eintreten lassen; dann ließ er unerwartet ankündigen, daß er nach langer Krankheit wieder auftreten würde. Das Publicum empfing ihn stürmisch und sein Ruhm schien eine wahre Wiedergeburt zu erleben. Kein Zeitpunct konnte günstiger sein, um Theresen, die für die Kunst glühte, ganz für ihn einzunehmen. Nunmehr ließ er sie auch hier und da in kleinen Rollen auftreten, wo sie mit ihm zusammenspielen und, von ihm gehoben, sich leicht an die Bretter gewöhnen konnte. Sobald er aber sah, daß sie sicher war, entzog er sie dem Publicum, das seinen Schützling aufs Freundlichste behandelt hatte, sogleich wieder, um die Aufmerksamkeit desselben auf eine dem hohen Talente des Mädchens angemessene Weise zu spannen. Thérese war nun wahrhaft stolz, dem ausgezeichneten, allbewunderten Manne so nahe zu stehen; sie rühmte ihn immer lebhafter gegen die Mutter, seine Launen schienen ihr geniale Auswüchse, sie sonnte sich in seinem Ruhme und träumte sich die Zeit herbei, wo sie einem solchen Geiste ebenbürtig an die Seite treten könnte.

Nach Allem diesem fand sie im Verlaufe der Zeit der Antrag Rose's nicht unvorbereitet, ganz bei ihm zu bleiben und sein Weib zu werden. So Manches, was ein Mädchen von Theresens Jugend, von ihren Reizen und ihrem lebhaften Temperamente von einer solchen Heirath hätte abschrecken können, hatte für Theresen in ihrer damaligen Stimmung kein Gewicht. Für sie hatte die Schönheit des Lebens ihre Knospe noch nicht aufgeschlossen; dasselbe war für sie eine ernste Schule der Pflicht. Dabei war ihr Innerstes so ganz von dem Eifer für die Kunst ausgefüllt, daß andere Bedürfnisse, bei ohnedies mangelnder Gelegenheit, in ihr gar keine Sprache gewannen. Sie maß die Folgen dieser Heirath mit dem Verstande. Rose war reich; Mutter und Schwester konnten in die Residenz ziehen und sorgenfrei leben. Er war ein geachteter und berühmter Mann, Meister in ihrer Kunst, und wie viel konnte sie in dieser bei einem noch innigeren Verhältnisse mit ihrem Lehrer gewinnen! Ueberdies aber beredete sich Therese, oder es war auch wirklich so, daß ein tiefes Gefühl der Dankbarkeit sie treibe, den Wünschen ihres Erziehers entgegenzukommen. Indessen, wenn er sie und sie ihn beim Gehen und Kommen küßte, blieb sie kalt; sie ließ sich seine Liebkosungen gefallen, erwiederte sie auch wohl, und dachte nicht darüber nach, warum nach ihrer innersten Empfindung das Alles eben so gut auch hätte nicht sein können.

Während der paar Jahre, in welchen dieses Verhältniß sich entspann und entwickelte, hatte Robert, der Sohn des Generals und Festungscommandanten, der es mit der verwaisten Familie so gut meinte, einige Universitäten besucht, und war endlich nach Hause zurückgekehrt, unschlüssig, ob er in den Soldatenstand zurücktreten oder den Musen treu bleiben und sich auf seines Vaters Gütern ein Landleben im höheren Style schaffen sollte. Der letzte Entschluß siegte; leider entschied dafür am meisten ein trauriges Ereigniß, der Tod des guten alten Generals, welcher freilich den Sohn lieber im Waffendienste gesehen hätte. Robert's Mutter zog in die Residenz, und er selbst folgte ihr wenigstens fürs Erste dahin, da er die dortigen Verhältnisse kennen lernen und genau prüfen wollte, ehe er sich ganz dem Landleben widmen würde.

Der Umgang mit den Wissenschaften und der Eintritt in ein bewegtes gesellschaftliches Leben hatten den jungen Mann niemals ganz das Bild des Mädchens vergessen machen, mit der er an einem einsamen, sonst freudlosen Orte, unter den Augen eines Beide fast gleich liebenden Vaters aufgewachsen war, und der er die ersten Anklänge süßerer, geheimnißvoller Empfindungen, das erste Erwachen der Poesie in einem reichen und stürmischen Herzen verdankte. Allein eben auch nur eine freundliche Erinnerung war es, die ihm das Bild wie das halbverbleichte Bild eines Engels in dem fernen Kreuzgange seiner Jugend nie gänzlich sich verwischen ließ. Der kindische Wunsch des Besitzes, den er, halb noch Knabe, gehegt hatte, war vergessen, und als er von seinen Reisen in das väterliche Haus zurückgekehrt war, hatte Therese längst die Festung verlassen, und die Kunde über sie hatte sich im Geräusch der Residenz verloren. So dachte er denn auch, als er diese betrat, nicht daran, daß er Theresen nahe sei, es fiel ihm nicht ein, sie aufzusuchen; ohnedies fand er sich durch den Tod seines Vaters und durch das Nachdenken über seinen eigenen Lebensplan hinlänglich in Anspruch genommen.

Indeß war nun unter den Gesellschaften, die er hier und da besuchte, auch eine, die aus Schriftstellern, Malern, Musikern und einigen wenigen Gleichgesinnten aus andern Ständen bestand. Eine höchst lebhafte, geistreiche, wenn gleich oft ins Excentrische und fast Überwitzige überschweifende Unterhaltung machte diese Gesellschaft für Robert in seiner gegenwärtigen ernsthaften Stimmung doppelt anregend und gewissermaßen zum Bedürfniß, da seine Natur ihn dahin drängte, stets dem Scherz neben dem Ernst sein Recht einzuräumen, wenn er selbst mit sich im Gleichgewichte bleiben wollte. Eines der beliebtesten Mitglieder dieser Gesellschaft nun war der Schauspieler Rose, der, so puritanisch er im gewöhnlichen Handel und Wandel dahinging, an der rechten Stelle bis zur Possenhaftigkeit lustig sein, und alle Grade des Scherzes bis zur Tollheit des Bacchanals mit wahrhafter Meisterschaft an sich darstellen konnte. Zu der Zeit jedoch, als Robert die Gesellschaft zu besuchen anfing, fehlte Rose, indem er sich stets mit Kränklichkeit und mit Geschäften entschuldigen ließ. Wie es denn nun zu geschehen pflegt, so machte die sonderbare Persönlichkeit dieses Mannes gerade durch seine Abwesenheit den bedeutendsten Eindruck auf Robert, welcher ihn als Knabe hier und da auf dem Theater gesehen zu haben sich erinnerte, und nun die abenteuerlichsten Geschichten von ihm erzählen hörte, wie denn jede Gesellschaft gegen einen Neueintretenden gern mit ihrem hervorstechendsten Mitgliede prunkt und von demselben nicht genug Rühmliches und Unrühmliches, wenn es nur auffallend ist, zu sagen weiß.

Niemand konnte daher gespannter sein als Robert, als eines Abends unerwartet die Thür des Gesellschaftszimmers, in welchem alle Uebrigen schon versammelt waren, sich aufthat und ein schlichter, schwarzgekleideter Mann eintrat, dessen eigenthümliches und doch nicht auffallendes, sondern, wie man meinte, schon da und dort gesehenes Gesicht, so wie die gleichgültig anständige, gar keine bestimmte Beschäftigung andeutende Miene und Haltung in Robert im ersten Augenblick, noch ehe die Gesellschaft jubilirend auffuhr, die Ueberzeugung weckten, daß dies der Schauspieler Rose sei. Robert wußte nicht, ob er den Eindruck einen angenehmen oder unangenehmen nennen sollte? Dem Zauber von Rose's Rede jedoch vermochte er nicht zu widerstehen, so wie die ganze Gesellschaft dadurch auf eine höhere Stufe des Frohsinns und freier Geistesentwickelung gehoben zu werden schien. Rose erzählte, was für neue Erfahrungen in der Menschenkenntniß er in der Zwischenzeit gemacht habe. Es war nicht möglich, boshafter zu reden und doch wieder so, daß eine gutmüthige Schalkheit jede Stichwunde auszuheilen schien. Kein Mitglied der Gesellschaft, Robert ausgenommen, ging ungerupft davon; aber eben die Zartheit, womit Rose ihn allein überging, setzte den jungen Mann in die größte Verlegenheit, ja sie ärgerte ihn, gleich als ob der feine Menschenkenner ihn nicht gewürdigt hätte, auch über ihn etwas zu bemerken. Indessen hatte Rose nicht sobald einige seiner besten Karten ausgelegt, als er klug genug den Faden der Unterhaltung einigen Andern in die Hände zu spielen wußte, und sich in den engeren Kreis einiger Literaten zurückzog, die zu seinen Vertrauteren zu gehören schienen, und unter denen eben auch Robert in der Regel und so auch heute seine nähere Gesellschaft suchte. Rose hielt sich nun eine Weile ziemlich still, man wußte nicht, lebte er in seinen besondern Gedanken, oder horchte er die Uebrigen aus. Robert fühlte sich dadurch gedrückt, und doch traf es sich eben, daß er in einen lebhaften Streit über eine interessante literarische Tageserscheinung verwickelt wurde, worüber die Meisten gerade auf sein Urtheil provocirten, so daß er nothgedrungen in längerer Rede sich zeigen mußte. Er glaubte in Rose's Miene Spott zu bemerken und verwirrte sich; indeß half er sich doch noch glücklich durch und schalt sich am Ende selber aus, als Rose mit Einem Male wieder das Wort nahm, um ihm vollkommenen Beifall zu geben. Bei den leichteren Naturen hatte indeß der Wein gewirkt. Die Musiker fingen an, possenhafte Ensembles aufzuführen, die bildenden Künstler ordneten Tableaux an, Alles in einer gewissen geistreich schalkhaften Beziehung auf Rose's Wiedererscheinen, welche Beziehung um so angenehmer empfunden wurde, je weniger vorbereitet das Ganze war. Der gute Geschmack in der Darstellung versöhnte mit mancher Zweideutigkeit, die nebenbei mit unterlief. Aufs höchste stieg aber die Lustigkeit, als Rose plötzlich aufsprang, einen Mantel über sich warf, und mit einem Male als Capuciner im Geschmack von Wallenstein's Lager dastand, unter welcher Maske er denn in Knittelversen die schnellerfundenen Bilder mit noch rascher sprudelndem Witz und der anmuthigsten Selbstparodie erklärte. Mitten im besten Zuge und unter dem lautesten Jauchzen der Gesellschaft brach er jedoch eben so unversehens wieder ab, indem er sagte, daß er seine Stimme auf morgen schonen müsse, wie man denn überhaupt morgen auf dem Theaterzettel lesen werde, warum er so lange in der Gesellschaft gefehlt habe, der er sich hiermit bestens

empfehle. Damit verschwand er. Während sich nun alle Uebrigen in seinem Lobe ergossen, regte sich in Robert das unbehaglichste Gefühl. So wie dieser Mann hatte ihn noch nichts zugleich abgestoßen und angezogen. Er meinte, er müsse ihm näher kommen, es koste was es wolle; und eher glaubte er keine Ruhe zu finden. Schnell entschlossen nahm er seinen Hut und eilte auf die Straße, wo er auf gut Glück eine Richtung einschlug.

Der Zufall schien dem jungen Manne wohl zu wollen, denn er war noch nicht weit gegangen, so sah er seinen Mann vor sich herschlendern. Rose sah sich um, begrüßte den Kommenden freundlich und fragte, ob sie Einen Weg gingen? Robert gestand offen, daß er ihm nachgegangen sei, da er ihn näher kennen zu lernen wünsche, als dies unter der lärmenden Gesellschaft möglich sei. — „Recht so!" sagte Rose, „das freut mich, daß Sie auch an den faden Burschen genug haben; ich halt' es nie über zwei Stunden mit ihnen aus, und doch sind sie, was Vernunft, oder wenigstens was ich so nenne, betrifft, wahrhaftig die Elite dieser ganzen großen Stadt. Es ist noch früh. Wenn es Ihnen beliebt, treten wir hier in einem Hause ab, wo Sie trefflichen Wein und, wenn Ihnen daran liegt, die artigsten Mädchen finden." (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Hamburg. (Beschluß.)

[Accise; „die Zeit;" Censur und Bibel.]

Die Accise, ein Viertel der ganzen Staatseinnahme, über 100,000 Mark den Staatskassen einbringend, ist von erbgesessener Bürgerschaft nur für die ersten sechs Monate des laufenden Jahres bewilligt, ein Ereigniß, vielen gewiß ebenso unerwartet, wie der Ausgang der blauen Montagsfeier, indeß weniger auffallend wenn man hört, wie die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, Brod und Fleisch, Brennmaterialien jeder Art, ja Sand und Lehm mit den drückendsten Eingangssteuern belegt sind, ein Uebelstand, der um so mehr in die Augen springt, da ein großer Theil der Bewohner, und gerade der wohlhabendste, die Hälfte des Jahres, während des Sommers, außerhalb der Accisellinie wohnt, wohl gar auf fremdem Gebiete. Die Accise macht ferner unter Hamburgs eigenthümlichen Verhältnissen die so lästige, beengende Thorsperre nothwendig; Accise und Thorsperre zusammen erfordern einen Aufwand von Schutz- und Wachmannschaften, wie man sie nur in großen Festungen findet; die Wachlasten und Kosten tragen die Bewohner der Stadt.

Das von Uffo Horn und Dr. Mettler angekündigte literarisch-publicistische Wochenblatt „die Zeit" ist in die Hände des Dr. François Wille, der als Redacteur der neuen hamburger Zeitung sich den Ruf eines tüchtigen, umsichtigen Redacteurs, eines freisinnigen, charakterfesten Publicisten erworben, übergegangen. Die erste Nummer der neuen Redaction, oder Nr. 3. Artikel über Hannover, Mecklenburg und Hamburg liefernd, ist, nachdem sie drei Wochen in Geburtswehen gelegen — ein trauriges Zeichen der Zeit! — endlich beschnitten erschienen. Der Artikel Hamburg hat ein tragisches Interesse; ein bitteres, unangenehmes Gefühl über des Vaterlandes unwürdige Haltung beschleicht uns beim Lesen. Zu derselben Zeit, als Frankreich die Asche Napoleon's in Paris beisetzte, wurden die Gebeine der unter Davoust's Schreckensherrschaft aus Hamburg vertriebenen Armen, die im Elende umkamen, und in Ottensen eine Ruhestätte fanden mit der Inschrift: Friede den Entschlafenen, — diese Gräber von Ottensen, die Friedrich Rückert's Muse besungen, umgewühlt, jene Gebeine heimgeholt und still ohne Pomp und Trauerzug in heimische Erde versenkt. Der Pachtcontract für den Grund und Boden war abgelaufen, die Erneuerung schien zu „kostspielig", darum Vernichtung der Gräber zu Ottensen, die indeß mit Friedrich Rückert ewig leben werden. —

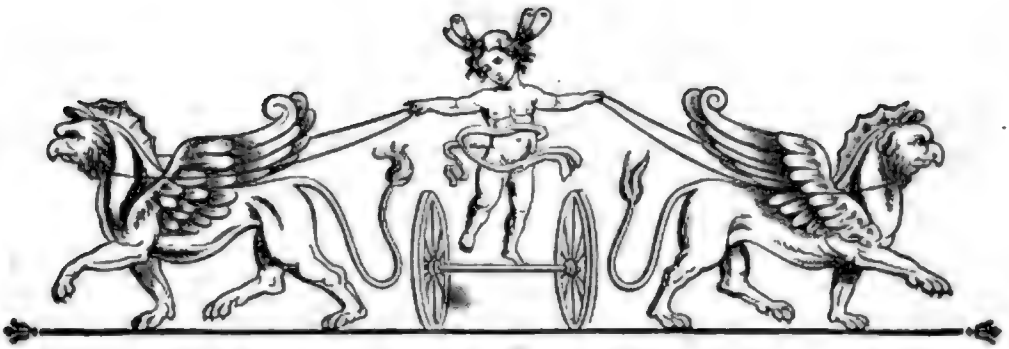
Die hiesige Censur, die Censur der „freien" Stadt, hat sich, wie es heißt, auf Einschreiten des hiesigen hochw. Ministerii, veranlaßt gesehen, bei Profanscribenten in Journalartikeln „Bibelsprüche" zu streichen; auch als Motto sollen dieselben nicht ferner geduldet werden, weil „das Heilige dadurch profanirt werde." Aus demselben Grunde passirt auch „der liebe Herrgott" nicht mehr bei der Censur. Wie durch ein einfaches Citat aus der Bibel, durch Wahl eines Mottes aus dem Buche der Bücher das Heilige im Allgemeinen profanirt werden kann, das ist eine Frage, die über den Horizont eines Laien geht. Uns mit unserm simpeln Verstande scheint es gerade nöthig, nützlich und heilbringend, wenn die verflachte Journallesewelt an Gottes Wort erinnert werde, wenn ihr recht oft Bibelverse und Bibelstellen vorgeführt werden. Hamburgs Geistlichkeit hat freilich von jeher in dem Rufe strenger Zionswächter gestanden, wie sie sich aber veranlaßt fühlen kann, der Censur zu gebieten, in Journalartikeln Bibelverse und Bibelsprüche zu streichen, ist uns, nach unsern Begriffen von protestantischer, von christlicher Freiheit, völlig unerklärlich. Müssen wir da nicht fürchten, daß uns auch nächstens der Gebrauch der Bibel überhaupt verboten werde, weil wir sie profaniren könnten? Wir überlassen es der „Preßzeitung", in deren Gebiet dies einschlägt, zu erörtern, inwiefern es einem Censor überlassen bleiben kann, zu bestimmen, wann Bibelstellen durch Wiederabdruck in Journalen profanirt werden. †.

Notiz.

[Heinrich Wuttke.]

Von Dr. Heinrich Wuttke wird eine umfassendere Arbeit über schlesische Geschichte erscheinen. Diese sachliche Entgegnung in Bezug auf literarische Anfeindung scheint uns hier wie immer die sicherste und schlagendste.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 30. — den 11. Februar 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Schauspieler.

(Fortsetzung.)

Rose und Robert traten in eine kleine Thür ein, die zu einem Keller führte. In der That ließen sich denn auch sogleich drei Grazien sehen, welche Rosen aufs Anmuthigste begrüßten. Robert wandte sich unmuthig ab und verscheuchte mit finstern Blicken die zuvorkommenden Kinder. Aber sein verlegener Aerger dauerte nur so lange, bis Rose in dem wohnlichen Zimmer sich eingerichtet und den Wein kredenzt hatte. Ein Wink von ihm vertrieb das kichernde Kleeblatt, und Robert mußte sich sagen, daß er nicht leicht einen feineren Bordeauxwein geschlürft habe. Der Jüngling ward bald cordial, und Rose ließ es an Aufmunterungen nicht fehlen. Letzterer schilderte seine Stellung als eine sehr einsame; das Publicum verstehe weder Poesie noch Schauspielkunst, die Literatur sei feil, und die feine Gesellschaft, dieses große ewig wiederkäuende Thier, sei der Tod für jeden Künstler, den nicht der Stachel der Eitelkeit kitzle. Diese Saite klingt bei Jünglingen gewöhnlich an, weil sie als Strebende sich gleichfalls mit der Welt auf irgend einem Puncte im Zwiespalt fühlen müssen. Und solche Unzufriedenen ziehen sich wechselseitig an, besonders wenn sie auf irgend eine Weise einander aushelfen zu können scheinen. Robert hatte bald vor Rose kein Geheimniß mehr; diese hohe geistige Stimmung, meinte er, müsse dauerhaft sein, oder könne wenigstens später nie vom bloßen Verstande bekrittelt und verhöhnt werden. Eben daher hatte er kein Arg davor, dem geistvollen Manne, der ihn, wie er dachte, eben so achten mußte, wie Robert ihn achtete, sein Innerstes aufzuschließen. So kam man denn auch in das Stadium der Liebesgeschichten. Rose behauptete, daß es eine geistreichere Unterhaltung gar nicht gebe, als wenn ein Mann dem Andern dergleichen Begegnisse unbefangen erzähle. Er selbst hatte dann auch sogleich einige pikante Geschichten preisgegeben, und seinen jungen Freund dadurch nur um so mehr gereizt, bei Erzählung seiner Begegnisse sich in die zarten Geheimnisse des Gemüths zu verlieren, als müßte er dadurch für die Armuth der Ereignisse entschädigen. Manches hatte Robert schon reizend genug erzählt und einen immer neuen Schwung genommen; Rose lächelte zufrieden, da er bei den ersten Worten schon gesehen hatte, daß er einen Idealisten vor sich habe, wie ihm vielleicht lange keiner in so geistreicher Erscheinung aufgestoßen war. — Eines schien der Jüngling immer noch zurückzuhalten, unschlüssig, ob er es sagen oder verschweigen solle. Der verständige Zuhörer wußte zu locken, und Robert vermochte dem Zuge des aufschlußbedürftigen Herzens nicht zu widerstehen; er malte seine Kindheit mit Theresens Engelsbilde in den zartesten Farben aus; die Erzählung schien von selbst zur holdseligsten Dichtung zu werden; war doch jene Zeit selbst für den Jüngling einem glücklichen Eilande gleich, das er nur im Traume sah, und wovon er sich doch sagte, daß er einst darauf gelebt haben müsse. Zu erzählen gab es da freilich am wenigsten; das süße Zusammenleben zweier edlen Kinder

ſt ſo nahe umſchrieben; und die Zeit, wo Thereſens Anblick in dem Knaben Poeſie und Streben nach allem Höchſten zugleich mit den zarten Ahnungen wundervoller Geheimniſſe geweckt hatte, war vollends nur an innern Begegniſſen in der Seele des jungen Liebenden reich. Aber wie gern wiederholte er ſich auch das Kleinſte! Wie unendlich werth war ihm auch das Unbedeutendſte! Je länger er dieſes ſtille Thal ſeiner Seele nicht mehr betreten hatte, um ſo höher und dichter waren die Blumen darin aufgeſchoſſen, um ſo lauter und freudiger ſangen die Vögel in dem Zauberwalde ringsumher.

Roſe genoß wirklich und ließ den Jüngling ſchwärmen; es war ihm ſelbſt wie in einem Buche zu leſen, das ihn vor langer, langer Zeit einmal erfreut hatte, ohne daß er ſich doch ganz mehr in jenen Sinn hineindenken konnte. Eben dies gab vielleicht ſeinem Genuß die ironiſche Würze, die in ſeinem Lächeln durchſchimmerte. Er ließ auf Thereſens Wohl die Gläſer klingen, was er um ſo unbefangener thun konnte, da Robert die Namen verändert hatte, ohne zu wiſſen, daß Roſe dennoch Alles errathen müſſe. Der Jüngling war glücklich und gab ſich rückſichtslos hin. Roſe hörte ihm noch eine Weile theilnahmsvoll zu, und erinnerte nur endlich auf ſeine Weiſe, daß ihn am andern Tage eine anſtrengende Arbeit erwarte. Beſchämt ſprang nun Robert auf und eilte mit ihm wegzugehen, indem er ihn nur bat, daß er ſeine Begleitung bis an ſein Haus annehmen möchte. Roſe lehnte dies ab und bat ſich vielmehr das Gleiche von ſeinem jungen Freunde aus, da er ſich auf den Wein noch Bewegung machen müſſe.

Auf dieſem Wege nun fragte Robert, was man denn morgen, oder vielmehr heute Abend — denn der Sonntag war längſt angebrochen — von Roſe zu erwarten habe? Roſe ſeinerſeits ſchien nur dieſe Frage abgewartet zu haben, um mit aller Behaglichkeit dem jungen Manne zu eröffnen, daß heute nach langen Hinderniſſen und Vorbereitungen endlich doch Goethe's Fauſt über die Scene gehen und ihm die unendlich langerſehnte Freude blühen werde, den Mephiſtopheles zu ſpielen. Robert war über die Nachricht entzückt und ſprach dies laut und ausführlich aus, indem auch ihm ſelbſt dadurch mehr als Ein Lieblingswunſch in Erfüllung ging. „Hegen Sie doch ja keine zu großen Erwartungen von mir," unterbrach ihn endlich Roſe, „ich bin in der wunderlichſten Lage mit dieſer Rolle; ich werde ſie nicht ſpielen; ſie wird mich ſpielen." Er ſagte dies lächelnd und ſah ſeinen Begleiter dazu ſcharf an unter dem vordringenden Schein einer Laterne. Indem ſich Robert, unheimlich von dem Blicke berührt, abwandte, fuhr Roſe in trockenem Tone fort: „Auch werde ich ſehr mit Nebengedanken beſchäftigt ſein; denn eine höchſt ausgezeichnete Schülerin von mir, ein Kind des Himmels, wie es wenige gibt, betritt als Gretchen zum erſten Male die Bühne. Sie werden etwas Außerordentliches ſehen und mich beneiden. Denn ich habe mir dieſes Kind ordentlich erworben und zu meinem Eigenthum gemacht. Wie ich das Naturkind an einem einſamen Orte unter den einfachſten Verhältniſſen, verfolgt von einem kindiſchen Liebhaber, fand, wie ich ihr Genie entdeckt, ſie vor der Zudringlichkeit des jungen Menſchen rettete, ſie zu mir nahm, erzog, bildete, wie ich ſie mein machte, — das Alles erzähle ich Ihnen ein anderes Mal. Denn wenn ich nicht irre, ſo ſind wir an Ort und Stelle." Mit dieſen Worten ſchied Roſe wie mit abſichtlicher Eile und ließ den Jüngling verblüfft vor der Thür ſeiner Wohnung ſtehen, von wo aus derſelbe ihm noch lange nachſah, ehe er nach dem Schlüſſel ſuchte, um das Thor zu öffnen. Denn die letzten Aeußerungen des Schauſpielers hatten den innerſten Grund von Robert's Gemüth aufgeregt. Eine innere Stimme hatte ihm ſogleich Thereſens Namen zugeflüſtert, und er zweifelte kaum daran, daß dieſe von Roſe gemeint ſei. Thereſe, deren ſüßes Bild noch eben ſein luſt- und liebetrunkenes Auferſtehungsfeſt in dem Herzen des frommen Schwärmers gefeiert hatte, Sie, der Engel ſeiner Jugend, der halbverborgene Leitſtern bei ſeiner ſpäteren Irrfahrt durchs Leben, die blendende Lichtgeſtalt, die ihm aus dem dunkelgrünen Labyrinthe der Zukunft ſo ahnungsvoll hervortauchte, — Sie ſollte er ſich in der Gewalt des unheimlichen Mannes denken, der ihn eben verlaſſen hatte, eines Mannes, der ihm bei allem Intereſſe, das er einflößte, doch als das gerade Widerſpiel von Thereſen erſchien, von dem er ſich mit Bitterkeit ſagte, daß er nicht erſt die Theatergarderobe brauche, um jene ſchwüle und dumpfige Ahnung hervorzubringen, welche Gretchen ergreift. Wie ein Schlangenknäuel von ſchlimmen Beſorgniſſen, ſchauerlichen Erwartungen, von trüben Aengſten und wunderlichen Begierden regte es ſich im Innern des Jünglings. Aber er war zu erhitzt, um ſeinen quälenden Gedanken eine Folge geben zu können. Er meinte wieder, daß doch vielleicht Alles eine thörichte, vergebliche Befürchtung ſein könne. Die Müdigkeit übermannte, der kalte Morgenwind durchfröſtelte ihn, und er warf ſich endlich, ſehnſüchtig nach dem Oele des Alles beruhigenden Schlummers, unausgekleidet auf ſein Lager.

Allein es iſt etwas Trügeriſches um die Nacht; der

Schlaf kommt an uns, wie ein abſchließender Genius, und doch ſchiebt er nur auf. Wir erſtehen am Morgen, wie iſolirt von dem Ganzen unſerer Exiſtenz, und treiben uns wie luſtige Reiſende vor dem noch geſchloſſenen Gaſthofe, aus dem wir durch eine Hinterthür traten, umher. Ehe wir's uns verſehen, ſpringt das Thor auf, und lauter bekannte Geſichter treiben uns vorüber und ziehen uns in einen Strudel hinein, dem wir uns eben noch weit vorübergeſchifft geglaubt hatten. Robert erfuhr dies, als er von einem comfortablen Frühſtück weg ans Fenſter trat und mit ſcharfem Blick in gewohnter Richtung auf den in der nahen Allee an eine majeſtätiſche Linde angehefteten Theaterzettel traf. Fauſt war angekündigt, Roſe as Mephiſtopheles, Thereſe S... als Gretchen. Es wäre ſchwer, die ſeltſame Stimmung zu beſchreiben, in welcher nunmehr der Jüngling den Tag verbrachte. Hatte ihn erſt die Beſtätigung ſeiner Ahnung in ſo hohem Grade erſchreckt, daß er ſie mit ſcheinbar völliger Apathie aufgenommen hatte, ſo wich dieſe dumpfe Zerknirſchung bald einem fieberiſchen Spiele der bunteſten Vorſtellungen und Empfindungen, die ſich mit ängſtlicher Haſt durch einander jagten. So war denn alſo das kindliche Engelsbild aus ſeinem Rahmen hervorgeſchwebt und hatte den gemeinen Boden der Alltäglichkeit betreten. Und wo mußte er die liebe Geſtalt wiederfinden! Diente ihr einerſeits das Theater als eine Folie, die ihre Erſcheinung allerdings abermals zu einer romantiſchen machte, ſo war andererſeits das eigenſte perſönliche Gefühl Robert's für ſeine Freundin wieder ſo ſtark erwacht, daß gerade dieſe Folie ihm die ängſtlichſten und trübſten Gedanken hervorrief. Was mußte Alles mit dem Mädchen, was mußte in ihr vorgegangen ſein, wenn er dieſe ihr ſo neue Stellung derſelben erklärlich finden ſollte! Er ſann darüber hin und her, und mußte ſich doch ſagen, daß dies' vergebene Mühe ſei, da ihm ſeit ſeiner Trennung von ihr alle vermittelnden Zwiſchenbezüge fehlten. Aber freilich war auch wiederum das Reſultat bedeutſam genug, um auch ohne dieſe Kenntniß ſein Nachdenken aufs Tiefſte zu beſchäftigen. Fielen ihm doch die Worte ſchwer genug wieder aufs Herz, mit denen ihm Roſe in der Nacht die Sache angekündigt hatte. Und dieſer Roſe ſelbſt! Wie unheimlich ſchien ihm nun die ſonderbare Geſtalt, wenn er ſie in nächſter Beziehung zu einem Verhältniſſe dachte, das ihn ſo perſönlich berührte und das ſelbſt noch ſo ungewiß war und halb im Gebiete der Träume lag! Er grübelte, ſchalt ſich einen Thoren, grübelte wieder und ſchalt ſich von Neuem aus. Die Arbeit, womit er ſich zu zerſtreuen ſuchte, wollte nicht vom Flecke. Unvermuthet ſaß er vor einem Packet von Gedichten, das er wie mechaniſch aus einem Winkel ſeines Schreibtiſches hervorgelangt hatte, es waren Jugendgedichte an Thereſen, deren Lectüre ihn nur noch mehr verſtimmte, da er ſich in jene Zeit kaum mehr zurückzuverſetzen vermochte und darüber in einen wehmüthigen Unmuth gerieth, der um ſo unerquicklicher war, je mehr es ihm eigentlich an allem Gegenſtande fehlte. Aber, in der Stadt herumzugehen, war eben ſo wenig tröſtlich. Jedes Geſpräch, das ihn von Thereſen ablenkte, ſchien ihm unerträglich; [illegible] rade über ſie wagte er ſich mit Niemandem in Unterredung einzulaſſen und erröthete zu ſeinem eigenen Aerger, wenn er zufällig über die heutige Vorſtellung ſprechen hörte. So glich er einem Kranken, der, mit dem Scheine der Geſundheit umhergehend, wohl fühlt, daß er krank iſt, und doch ſich ſcheut, mit Geſunden zu verkehren, um ſich nicht des Contraſtes bewußt zu werden. Und dies wurde ihm ſchwer genug gemacht; er aß außer dem Hauſe, weil er ſich unfähig fühlte, ſeine Mutter von gewöhnlichen Dingen zu unterhalten; aber in der Reſtauration, die er wählte, ſprach Jedermann von dem, was ihm ſo angenehm und quälend zugleich zu hören war; ja, ſelbſt wenn er ſich von Andern losſchälte und allein für ſich ging, ſo blickte ihn von allen Ecken der Theaterzettel an. So oft er dieſen ſah, glaubte er nicht weniger überdenken zu müſſen als Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des geliebten Mädchens, ein ungeheurer Stoff, vor dem er hätte erſchrecken müſſen, ſelbſt wenn er ſich nicht in Beziehung auf jeden ſeiner Theile in Verlegenheit wegen eines beſtimmten Inhalts befunden hätte. Fehlte doch ſeiner geſchäftigen Einbildung ſogar jede feſte Geſtalt für die Heldin ihrer wuchernden Bildungen! Und doch glaubte er an dieſem Tage ſoviel zu erleben, ja es war auch ſo, wenn wir uns irgend geſtehen wollen, daß ſolche ſüße martervolle Stunden, in welchen wir das Löſungswort für das Räthſel unſeres Geſchicks uns auf dem Munde liegen fühlen, ohne es doch ausſprechen zu können, tiefere Erlebniſſe ſind als die Begegniſſe ſelbſt, die im Gefolge davon kommen.

In der That war es hoch an der Zeit, daß dieſer wunderliche Zuſtand ſein Ende erreichte, als Robert ſich im Parquet wiederfand und nach einem kurzen Satze aus einer Beethoven'ſchen Symphonie der Vorhang aufrauſchte. Die Unzulänglichkeit, die der gegenwärtige Darſteller des Fauſt mit Allen theilte, die ſich an dieſer ungeheuren Aufgabe verſuchen, war ein wohlthätiges

Opiat für den innerlichſt Aufgeregten. Er vergaß darüber die Bühne und wandelte einſam in dem Labyrinthe des Goethe'ſchen Geiſtes, von den Heroen der Menſchheit als ſtillen Schatten umſchwebt. Aber freilich ſollte dieſer ruhig-ſchöne Genuß nicht lange dauern. Denn bald trat nun Mephiſtopheles auf die Scene; und wenn irgend einmal ſeine Erſcheinung eine dämoniſche Wirkung ausübte, ſo that ſie es in der gegenwärtigen Verkörperung, und am meiſten bei unſerem Freunde. Er hatte einen der berühmteſten Schauſpieler in dieſer Rolle [illegible] und ſowohl des Darſtellers, als des Publikums gelacht, das den plumpen Mimen vergötterte. Seither war ihm die Rolle zu fein erſchienen, als daß er ſich eine Wirkung derſelben von den Bretern herab verſprochen hätte. Wie erſchrak er nun, als Roſe hervortrat und mit dem erſten Anblick ſeine kühnſte Erwartung ſich übertroffen bekennen mußte! Ja, er hatte zur Kritik gar keine Zeit; ſo übergewaltig wirkte die bedeutſame Erſcheinung. Keine Spur von Fratzenhaftem war darin; nichts von dem, was gemeiner Sinn und überkluge Reflexion derſelben unterzulegen pflegt. Roſe hatte in Geſtalt, Stimme, Miene, Geberde nichts verändert; auch das Hinken ward nur leiſe angedeutet; er ſah ſogar weit menſchlicher aus als der geſpreizte Fauſt, der ihm gegenüber ſtand. Aber das war's eben: er ließ den Teufel nicht ſehen, während doch Jeder den unheimlichen Geſellen fühlte. Die feinſte Urbanität, die liebenswürdigſte Schalkheit nahmen unwiderſtehlich für die intereſſante Geſtalt des ſchmächtigen blaſſen Mannes ein, der ſo angenehm ſprach, ſo zierlich ſich bewegte. Man meinte ihn ſchon irgendwo geſehen zu haben, und wußte ihn doch unter kein beſtimmtes Fach zu claſſificiren. Am eheſten machte er den Eindruck eines feingebildeten Hofmanns, der auf einer Reiſe ſich anmuthig gehen läßt. Aber eben je anziehender die Erſcheinung war, um ſo ſchauerlicher auch. Man fühlte ſich an die Geſtalt gebannt, magnetiſch von den tiefen ſchwarzen Augen angezogen, und zugleich war es das troſtloſe Gefühl einer unbeſchreiblichen Kälte, das Einen von dem Menſchen zurückſtieß, ein Gefühl, das den Keim aller Schreckniſſe des Abgrunds in ſich trug. Und dieſe doppelte Zaubergewalt entwickelte ſich ſo leiſe und ruhig, zugleich aber ſo ſtetig und beſtimmt, daß es eben ſo ſchwer war, ihr zu entrinnen, als über ſie nachzudenken. Man mußte ſich ergeben und, innerlichſt zitternd, dem unheimlichen Geſellen folgen. Doch wie ließe ſich die flüchtigſte und geheimnißvollſte aller äſthetiſchen Wirkungen genügend beſchreiben? Wir merken nur an, daß dieſe Wirkung bei Robert noch weit über das äſthetiſche Maaß hinausgehen mußte. Er vergaß das Gedicht und den Dichter, und ſah nichts mehr, als den leibhaften Böſen. „Was wundre ich mich?" ſagte er zu ſich ſelbſt; „das iſt nichts Gemachtes, keine Illuſion. War es nicht geſtern gerade ebenſo? Anziehend und abſtoßend zugleich, der ächte gefallene Engel! O, er iſt, was er ſcheint. Er iſt der Böſe ſelber". Aufgeregt, wie Robert war, fand er in dieſer Vorſtellung durchaus nichts Befremdliches und bemitleidete vielmehr die Uebrigen, die, wie er meinte, die Sache minder tiefſinnig anſahen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Notizen.

[Zwei kleine ſprachliche Irrthümer.]

Wir leſen in einer Zeitungsnachricht aus dem Franzöſiſchen, bei der Armee in Algier ſeien drei Generallieutenants und ſieben Feldmarſchälle! Wahrlich, ein großes Mißverhältniß, unerhört bei jeder Armee! Aber im Franzöſiſchen ſteht „maréchaux de camp", und das ſind Generalmajore, da iſt das Verhältniß ganz in der Ordnung.

In der Ueberſetzung einer hiſtoriſchen Schrift aus dem Italieniſchen heißt es an einer Stelle: „Dies war aber nicht mehr zu bewirken, deswegen kehrte der Markgraf unwillig und verdrießlich zurück. Mantua blieb ein Zufluchtsort der Furien." Dies Letztere iſt baarer Unſinn, und auch im ganzen Zuſammenhange durch keinen Schimmer von Sinn zu rechtfertigen. Im Italieniſchen aber ſteht: „Mantoa scampò la furia", das heißt: „Mantua entging der Wuth." Der hier mehr als unwiſſende Ueberſetzer macht hingegen die arme Stadt zu einem Zufluchtsort der Furien!

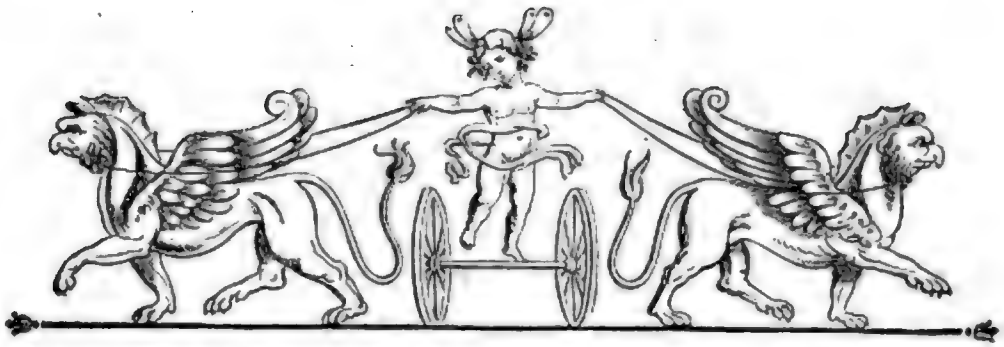
[Napoleon und die wiener Zeitung.]

Ein bekannter Balladenſänger ſchildert in der Abendzeitung „Napoleon auf St. Helena." Ein ganz ungewöhnliches Gedicht! Der Kaiſer ſitzt, wie immer, auf dem öden Felſen, ſo daß ihm das ſalzige Meerwaſſer Stiefel und Kleider durchnäßt. Der arme Kaiſer „ruft weinend in den Sturm hinein"; er denkt an Weib und Kind. Endlich erblickt er ein fernes Segel. Da heißt es:

„Er eilt nach Longwood und gebeut dem Diener:
Friſchauf zu James Port, zum Schiff darin!
Frag dort nach deutſcher Zeitung, nach der Wiener,
Nach meinem Sohn und nach der Kaiſerin!"

Zu unſerer Beruhigung meldet uns dann der Sänger, man habe Napoleon wirklich das Journal bei Tiſche vorgelegt. Letztere Idee iſt ebenfalls in Verſen bearbeitet. Wäre es aber nicht noch rührender geweſen, wenn Napoleon auf St. Helena nach der Abendzeitung verlangt hätte 3.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 31. — den 12. Februar. 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Schauspieler.

(Fortsetzung.)

Eben das Phantasiren über dieses Thema aber erhitzte ihn noch mehr, und so war er in der krankhaftesten Spannung, als nun endlich Gretchen aus der Kirche trat und mit diesem Momente alle seine verworrenen Träumereien in eine Gestalt zusammenschossen. Und in was für eine Gestalt! Die Erscheinung derselben wirkte nicht minder zauberisch, als die von Rose es gethan hatte, vielleicht gerade der reinen Entgegensetzung halber. Bot sich dem Auge zunächst nur die reine Fülle ächt weiblicher Schönheit dar, so fühlte sich durch die Hülle zugleich leise, aber unwiderstehlich eine Engelsseele hindurch. Und wenn die Empfindung hievon mit elektrischer Gewalt durch alle Zuschauer lief, so fühlte sich auch hier wieder Robert in doppeltem Maße getroffen. Nun war von einem ästhetischen Genusse bei ihm auch nicht entfernt mehr die Rede; von diesem Augenblicke an sah er ein Stück wirklichsten Lebens vor sich vorgehen, ein Stück, das, wie er sich sagte, aufs innigste zu seinem eigenen Leben gehörte. Der Engel seiner Jugend, umgarnt vom Bösen und unfähig, seinen Künsten zu widerstehen, — das war die Tragödie, die nunmehr in seinem Innern spielte und alle seine Lebensgeister in wilder Empörung durcheinander rüttelte. „Der Engel meiner Jugend?“ sagte er zu sich, „o nimmermehr! gesteh dir's, ahnungsvolles Herz, daß sie der Engel deines ganzen Lebens ist!“ Das war nun allerdings völlig entschieden für ihn; darüber sann er auch nicht weiter; nur die Zukunft beschäftigte ihn. Kein Moment konnte auch günstiger sein für das blitzgleiche Einschlagen einer allgewaltigen Liebe, als der, in welchem hier die Jugendfreundin dem feurigen Jüngling, so ähnlich dem von ihm festgehaltenen kindlichen Bilde, und doch so unendlich hoch über demselben, mit allem Reize weiblicher Schönheit, noch gehoben durch den Schimmer der allerbestechendsten Kunst entgegentrat. Die Thränen traten ihm ins Auge, wenn er die holdselige Gestalt nur ansah. Erschien sie schon sonst als ein „Mädchen aus der Fremde“, so war es auch namentlich dadurch, daß „eine Würde, eine Höhe die Vertraulichkeit entfernte“. Nicht dem Liebenden allein, auch andern unbefangenen Zuschauern war es, als ob die so oft entheiligten Bretter durch diese Erscheinung eine neue Weihe erhielten. Wie dankte er es allen Anwesenden, wenn sie diesen Gefühlen in stürmisch ausbrechendem Beifall Luft machten, so natürlich er dies auch fand! Wie freute er sich jetzt zum ersten Male recht, der Mitbürger dieser Menschen zu sein! Und dennoch war er weit entfernt davon, durch Theresens Spiel eigentlich befriedigt zu sein. Er hatte sich ihr gegenüber schon so sehr an die Stelle des Faust gesetzt, daß er alle ihre Reden als nur an sich gerichtet empfand; und, je heller nun in seinem Herzen die Flamme einer allen übrigen Lebensstoff verzehrenden Liebe loderte, um so kälter erschien ihm Therese. „Ist es denn möglich?“ sagte er zu sich, „kann sie so fühllos sein, während meine Seele nur nach ihr lechzt, sämmtliches Dasein für sie in den schwindeln-

den Abgrund zu stürzen bereit? Aber das gleicht ihr. War sie nicht immer so stolz, geheimnißvoll, zwischen Thränen und Lächeln versagend? Nein, ich bin ein Thor. Sie weiß ja nicht, daß ich hier bin; eben diese Zurückhaltung mit dem Heiligsten ist ja so reizend. Aber dennoch; sie sollte es ahnen, daß mitten unter diesen Kamtschadalen ein menschliches Herz schlägt, sollte aufglühen von überwältigender Begeisterung hingerissen, und ihre Umgebung verachten." Er mußte sich selbst die Unsinnigkeit dieses Verlangens eingestehen; aber seine Stimmung ward dadurch nicht leidlicher. Denn, kaum hatte er ihr das angethane Unrecht mit glühenden Herzensthränen abgebeten, so überfiel ihn wieder der Gedanke, daß sie an Rose verkauft sei, und er wußte sich vor unheimlicher Beängstigung nicht zu lassen. So schien er heute dazu bestimmt, von allen eigenthümlichen Gefühlen einer leidenschaftlichen Jugend das Süßeste und Bitterste in unaufhörlichem Wechsel durcheinander zu kosten. Aber, nachdem endlich der Vorhang gefallen und auf stürmisches Verlangen Rose mit seiner Schülerin nochmals vor dem dankbaren Publikum erschienen war, so sollte auch jetzt unser Freund noch keineswegs zur Ruhe kommen.

Sinnend trat Robert an seinen Wagen, in welchen so eben eine Dame in Eile hineingehoben wurde. Er stieg nach und setzte sich schweigend zu ihr. Denn er scheute sich, selbst vor seiner Mutter zu reden, aus Furcht, daß er unwillkürlich sein schönes Geheimniß preisgeben möchte. Der Kutscher trieb die Pferde an, und der Wagen rollte rasch durch die Straßen. Seine Begleiterin störte ihn durch keine Frage und erst das Rasseln der Räder, als in die Einfahrt eingelenkt wurde, erweckte ihn aus seiner Träumerei. Er eilte abzusteigen, um die Mutter herauszuheben. Aber die Dame rührte sich nicht, und eben kam seine Mutter zu Fuß um die nächste Ecke. Man leuchtete in den Wagen; die Dame lehnte noch in der Ecke, anscheinend in tiefem Schlafe; man brachte sie sorgfältig heraus, und eben als die Mutter herzutrat, erkannte Robert beim Scheine der Lampen Theresen. Sie mußte den rechten Wagen verfehlt haben und sogleich in einen Zustand der Erschöpfung gefallen sein. Da man ihrer Wohnung nicht kundig war, so blieb nichts anderes übrig, als sie hinaufzutragen, und die ausschließliche Aufmerksamkeit und unverkennbare leise Bewegung, womit Robert dies besorgte und selbst mit Hand anlegte, zeigten der Mutter ohne eine Wort von seiner Seite, daß der Sohn hier ein tieferes Interesse hatte. Das Costüme Gretchens, das unter dem Mantel sichtbar ward, ließ die Persönlichkeit der schönen Unbekannten nicht verkennen, und der Bericht des Kutschers stellte es außer Zweifel, daß dies sonderbare Zusammentreffen ein Spiel des Zufalls sei.

Die Baronesse selbst beschäftigte sich mit der zartesten Sorgsamkeit um Theresen, die in ihrem Zimmer auf ein Sopha niedergelegt wurde; durch unterbrochene Worte, mehr noch durch Mienen und Geberden wurde ihr das ganze Geheimniß des Sohnes offenbar. Sie hätte gern ihrem Liebling über die Ueberraschung gezürnt, aber sie hatte keine Zeit dazu. Eben nun erwachte das Mädchen, als zwei Hausfreunde, wie gewöhnlich, zum Thee kamen; denn unter mannichfachen Besorgungen hattte man vergessen, der Dienerschaft zu bedeuten, daß man heute allein zu sein wünsche. Zum Glück waren es zwei treffliche Männer, auf deren Discretion man sich im Nothfalle verlassen konnte, ein angesehener Dichter und ein hoher Staatsmann. Die Baronesse setzte Theresen noch schnell genug über ihre Lage in Kenntniß, und man gab vor, daß sie in Folge einer Einladung, durch ihre frühere Verbindung mit dem Hause des Generals motivirt, sich hier befinde. Robert war erst ängstlich darüber gewesen, ob sich das Mädchen in der überraschenden Situation gehörig werde zu nehmen wissen; allein sie widerlegte sogleich alle seine Befürchtungen, indem sie mit der unbefangensten Heiterkeit in die Absichten der Generalin einging. Freilich wurde ihr dies auch durch den Ton feiner, ächt menschlicher Bildung, der in diesem Hause herrschte, außerordentlich erleichtert. Es bildete sich sogleich ein Gespräch über die Vorstellung des heutigen Abends, welcher die sämmtlichen Anwesenden beigewohnt hatten. Von den Lobsprüchen, die sie erhielt, zeigte sich Therese ebensowenig auf eine zweideutige Weise verwirrt, als sie die freundlichen Andeutungen über Manches, was noch mangelhaft erschienen war, mit beleidigter Eitelkeit abzuschneiden suchte. Zum Lohne dafür wurde ihr denn auch ein hoher Genuß zu Theil, von dem sie bisher kaum eine Ahnung gehabt hatte. Der anwesende Dichter, hochberühmt als Vorleser dramatischer Werke, ließ sich erbitten, einige Scenen des Faust in seiner Weise vorzutragen. Da er nun eben diejenigen wählte, in welchen Gretchen vorkam, so war es Theresen vergönnt, sich hier wie im Spiegel zu sehen und schlagender, als es durch irgend eine Besprechung geschehen konnte, sowohl was ihr gelungen, als wo ihr Spiel noch zu tadeln war, zu erkennen. Wenn die Uebrigen die Darbietung des edlen Dichters als einen reinen allgemeinen Kunstgenuß mit

gewohntem Behagen hinnahmen, wenn namentlich Robert hier die kaum erlebte persönlich einschneidende Wirkung des Gedichts in einem reineren Elemente zu einem sanfteren Eindruck sich läutern fühlte, so war Theresens Interesse noch ein viel lebendigeres und eindringlicheres. Ihr hatte bisher Rose als Ideal aller mimischen Vortrefflichkeit gegolten; hier aber fand sie eine Auffassungs- und Darstellungsweise, die noch weit über jene Grenze hinaus zu liegen schienen; denn, während der Charakter der einzelnen Persönlichkeiten aufs Schärfste markirt, und nicht etwa mit Hülfe von Nebenkünsten, wie sie der Schauspieler anwendet, sondern lediglich durch die unmittelbare Veranschaulichung im einfachen Worte bezeichnet war, so wußte der Vorleser zugleich noch etwas Anderes, viel Höheres zu leisten, was selbst bei dem gewandtesten Zusammenspiel auf der Bühne in dieser Weise nicht erreicht werden kann. Er brachte vollkommen den Schein hervor, als ob das Kunstwerk in diesem Augenblick erst geboren würde. Wie entzückt war Robert, als er das Interesse wahrnahm, womit Therese den Vortrag des geistvollen Mannes verfolgte! Wie schlagend zeugte dies für ihre edle Natur, für die Aechtheit ihres Talents! Und wirklich glaubte sie auch sich in einer ganz neuen Welt zu befinden. Mit dem, was ihr hier geboten wurde, hielt alle früher erhaltene Anleitung keinen Vergleich aus, und dies bis auf die äußerlichste Form hinaus; denn so viel anspruchsvolle Absichtlichkeit in Rose's Unterrichtsweise lag, eben so viel geistreiche Anspruchslosigkeit lag in dem Benehmen des Dichters. Therese ward hingerissen und hatte nur eine edle Thräne zum Danke. Eben dies verfehlte aber auch des rechten Eindrucks auf den rechten Mann nicht. Der Dichter bat sie, und bat sie mit Wärme, seine Abendcirkel zu besuchen, in welchen er die geistige Elite der Stadt durch solche Vorlesungen zu entzücken pflegte. Machte es nun unsern Freund stolz, daß der Dichter der Geliebten so viel Aufmerksamkeit widmete, so war es ihm kaum von minderem Gewicht, daß auch der alte Geheimerath, ein Muster feinster Sitte und liebenswürdigster Schalkhaftigkeit im Umgange, dem Mädchen seine ganze Neigung zuzuwenden schien. Ja es kam ordentlich zu einem Wettstreite zwischen beiden trefflichen Männern darin, wer sich der jungen Künstlerin am werthesten zu machen verstehe, und auf Niemand machte dies einen größeren Eindruck als auf die Generalin, deren Miene, wofür Robert die Mutter segnete, bald einen wahrhaft mütterlichen Ausdruck gegen das Mädchen annahm. Und Therese selbst, — wer vermöchte zu beschreiben, wie das Alles zusammen auf ihr so leicht und so tief erregbares Gemüth wirkte, zumal nach der Exaltation, welche die Anstrengung des Spiels nothwendig mit sich gebracht hatte? Mit dem Anblick der Generalin war ihr hinter einem Leben, das seither nur eine ernste Schule der Prüfung gewesen war, mit einem Male wieder das friedliche Paradies ihrer, zwar bescheiden einfachen, aber doch der holdesten Erinnerungen vollen Jugend aufgetaucht; in der Art der Unterhaltung, die hier, und besonders von Seiten der zwei ausgezeichneten älteren Männer geführt wurde, und in dieser Feinheit, geistreichen Lebendigkeit, nach allen Seiten hin anschlagenden Mannichfaltigkeit und Tiefe Theresen völlig neu war, that sich ihr zugleich der Blick in das Jugendland des menschlichen Geistes selbst, in das Reich der echten Schönheit auf; und — gestehen wir es nur, daß Robert's Gestalt für sie zwischen diesen beiden Welten in einem ahnungsreichen Nebel hin und wieder schwankte, in beiden ihren Blick verwirrte und ihren tiefsten Sinn fesselte! Auch er war seinem Jugendbilde noch so ähnlich und zugleich so verschieden davon, — dieselbe gutmüthige Dringlichkeit, dasselbe leidenschaftliche Feuer neben derselben edlen Schüchternheit, aber wie schön Alles dies geläutert im Medium der reichsten Geistes- und Herzensbildung! Beide fühlten sich einander gegenüber von der gleichen Befangenheit, ja Bangigkeit beherrscht, während sie den Uebrigen gegenüber mit einer geistigen Freiheit und Energie sich im Gespräche ergingen, die sie sonst kaum an sich bemerkt hatten. So wagten sie nicht, das Wort direct an einander zu richten, ja kaum sich anzusehen; und doch, wenn dies auf Augenblicke geschah, wie viel lag in diesen schüchternen Blicken voll Seele! Wie viel Stolz und Demuth der Erinnerung, wie viel zärtliche Abbitte und leidenschaftliche Sehnsucht, welche gewaltige Gewißheit der seligen Gegenwart, welche wonnig bescheidene Ahnung der Zukunft! Sie scheuten sich, ihr Geheimniß einander zu verrathen, und wünschten es; aber sie verriethen es nicht nur sich, sondern auch den Uebrigen. Am ersten der Mutter, welche sich nicht enthalten konnte, mit einem liebevollen Blicke auf die Kinder zu erinnern, welche Freude der General empfinden würde, wenn er jetzt hier gegenwärtig sein könnte. Auch die beiden Freunde ließen es an zarten und liebevollen Anspielungen nicht fehlen; denn Beiden schien mit Robert's Neigung zu dem holden Mädchen ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale der Hoffnungen gelegt zu sein, die Jeder von ihnen auf den Jüngling setzte. Der Geheimerath dachte ihn dadurch in der Residenz und auf dem Wege zu den höchsten Staatsämtern festzuhalten,

der Dichter ſah in dieſer Wahl ſeinen Glauben an Robert's echtpoetiſches Gemüth gerechtfertigt, und dachte ſich ihn an der Seite Thereſens bereits als den Mittelpunct eines ländlichen Eldorados.

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus Magdeburg.

[Dräſeke und Sintenis.]

Es wird in unſerer Provinz ſo vielerlei über eine Schmähſchrift geſprochen, welche bei Hoffmann in Hamburg erſchienen iſt, und als deren Verfaſſer man einen magdeburger Prediger bezeichnet, deſſen Name ſich durch den großgedruckten Druckort Bergen nur ſchlecht verbergen konnte, daß es mir angemeſſen ſcheint, über dieſe Angelegenheit auch ein Wörtchen als Laie mitzuſprechen, und die Veranlaſſung und den Fortgang dieſer Wirren ohne Haß und ohne Gunſt, aber auch ohne Furcht zu beleuchten. Denn ich halte es mit Tacitus (Annal. III, 18.) für der Zeitſchriften vorzüglichſte Aufgabe, daß Tugend nicht verſchwiegen, ſchlechtem Sprechen und Handeln Furcht vor Nachwelt und Schande eingeflößt werde. — Vor ungefähr einem Jahre war ein Gemälde: „die betende Bauerfamilie, von Becker", in Magdeburg ausgeſtellt, welches einen ungenannten Dichter zur Abfaſſung eines recht gemüthlichen Gedichtes anregte. Daſſelbe wurde in der magdeburger politiſchen Zeitung abgedruckt und enthielt in jedem Verſe den Schlußreim:

„Durch unſern Heiland, Jeſus Chriſt
Der aller Noth Erbarmer iſt."

Dies bewog den Paſtor Sintenis an der Heiligengeiſtkirche zu Magdeburg, einen Aufſatz in derſelben Zeitung zu veröffentlichen, in welchem er ſich über den Mißbrauch der Kunſt in Glaubensſachen ausſprach, und erklärte, Chriſtus habe nirgends geſagt, daß wir zu ihm, ſondern nur, daß wir in ſeinem Namen zum Vater bitten ſollten; wenn man immer nur zu ihm betete, ſo könnte es faſt ſcheinen, als ſei Gott Vater abgeſetzt und penſionirt. Der ungenannte Dichter bedauerte darauf in einer friedlichen Entgegnung, daß der Herr Sintenis nicht ſo, wie er, an Chriſtus glaube, daß er aber deshalb mit den neuen Meiſtern nicht ſtreiten wolle. Der Paſtor Reinhard aber gab eine Predigt heraus unter dem Titel: „Daß wir allerdings zu Chriſtus beten ſollen." Nun waren mit einem Male zwei Parteien da, und es trat eine religiöſe Aufregung ein, die zwar von dem Glaubenseifer der Magdeburger Zeugniß gibt, jedoch die milde Toleranz derſelben etwas in Zweifel ſtellt. Es erfolgten verſchiedene Aufforderungen an die Herren Prediger, ihre im entgegengeſetzten Sinne gehaltenen Predigten drucken zu laſſen, und endlich hielt der Biſchof Dr. Dräſeke am Sonntage Eſtomihi v. J. ſelbſt eine Predigt, welche im Druck erſchienen, worin er über die Göttlichkeit Chriſti das Wort ausſprach: „wenn Chriſtus nicht Gottes Sohn wäre, ſo wäre das ganze Evangelium ein Lug- und Truggeſpinnſt; es wäre gewiß, daß er es ſei, wie aber, darüber hätten alte und neue Gottesgelehrte viel geſchrieben und geſtritten; er für ſeine Perſon müſſe bekennen, er wiſſe es nicht; das wäre das große Geheimniß unſeres Glaubens."

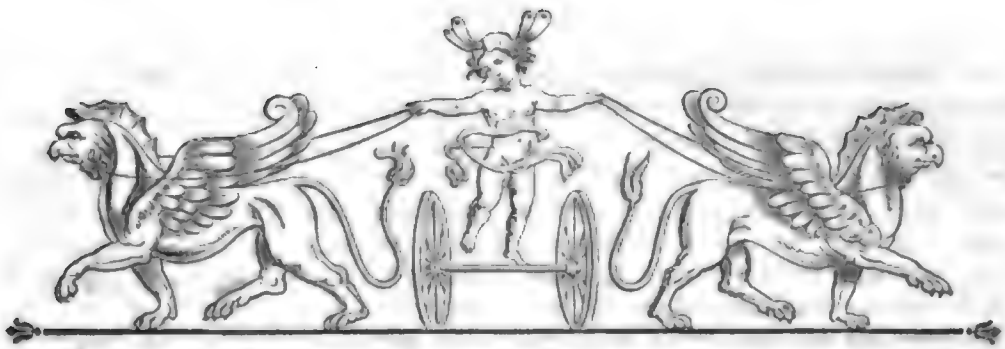
Das magdeburger Conſiſtorium nahm auch Kenntniß von der Sache, und leitete ein Verfahren ein, worüber die Actenſtücke in Leipzig gedruckt worden ſind, welche alſo Jeder, den die Sache intereſſirt, einſehen kann. Ich bemerke nur, daß es ſich um Rationalismus und Supranaturalismus handelt, daß Dräſeke ſelbſt früher eben ſo ſehr Rationaliſt war, als er jetzt Supranaturaliſt iſt, daß beide Richtungen Recht haben zu exiſtiren, oder die eine ſo wenig als die andere. Man weiß hier von einer Scene zwiſchen Dräſeke und Sintenis. Der Biſchof läßt dieſen vor ſich kommen und hält ihm ſeine Aeußerungen vor. Da zieht Sintenis ein Buch aus der Taſche, es ſind Predigten von Dräſeke aus ſeiner früheren Zeit, und ſchlägt ihm eine gleichlautende Stelle auf. „So dachten Sie ehedem ſelber!" ſagt Sintenis. — „Ja", erwiedert der Biſchof, „damals erleuchtete mich noch nicht der beſſere Geiſt". — „Nun, ſo will ich auf dieſelbe Erleuchtung warten!" ſagt Sintenis. — Duldung, Duldung! ſagen wir, Jeder hat Recht, oder Keiner. — Die Böswilligkeit der in „Bergen" gedruckten Broſchüre wird jedoch alle Welt mißbilligen. Sie wäre faſt Urſache geworden, daß der Biſchof ſein Kirchenamt niederlegte. Prinz Auguſt, kön. Hoheit, lud ihn bei ſeiner Anweſenheit in Magdeburg zur Tafel und fragte ganz einfach, ob er die Schrift geleſen. Die Schrift läßt ſich ſchamlos über ſeine Geſchäftsführung aus. Der Biſchof wurde blaß und ſagte, er kenne das Buch noch nicht, bat aber die Regierung bald darauf um ſeine Entlaſſung. Des Königs Majeſtät aber nahm das Geſuch nicht an; „wenn Ihr Gewiſſen Sie frei ſpricht, ſo ſind Sie auch vor der Welt frei geſprochen!" dies waren die Worte der königlichen Erwiederung. — Möchte ſich der perſönliche Hader nun legen, die Parteien ſich dulden, falls ſie chriſtliche ſein wollen.

Notiz.

[François Wille und „die Zeit".]

Der Redacteur der „hamburger neuen Zeitung", Dr. Fr. Wille, redigirt die von Uffo Horn und Mettler begonnene Wochenſchrift „die Zeit". Unſer Correſpondent in Hamburg wies neulich auf Wille's Artikel hin. Auch das Feuilleton iſt von derſelben Feder. Sehr verdienſtvoll iſt Wille's Bemühung um die Herausgabe des Teuffer'ſchen Manuſcriptes „Fahneneide auf dem Capitol der Welt". Er nennt Teuffer eine geniale, früh vom Schickſal zerſchmetterte Kraft. Es ſcheint nöthig, daß er uns über Teuffer, den er ſchon vor vier Jahren dem Publikum vorführen wollte, ausführlich berichtet. Was uns Wienbarg von Teuffer mittheilte, ſetzte faſt die Bekanntſchaft voraus, ſtatt ſie uns zugänglich zu machen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 32. — den 13. Februar 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Schauspieler.

(Fortsetzung.)

So waren einige Stunden verflossen, von unvergänglichem Werthe für alle Anwesenden, ehe man nur an das flüchtige Wesen der Zeit, die alles Schöne unerbittlich verschlingt, gedacht hatte. Das Glockenspiel auf dem nahen Thurme erinnerte die alten Herren an den Aufbruch, und der Ton des Stuhlrückens schnitt Theresen mit bitterer Gewalt ins Herz. Sie sah unendlich wehmüthig auf, wie die erste Sterbliche zum letzten Male das Paradies angesehen haben mag, ehe sie über seine Schwelle gehen mußte. Die Generalin ließ ihren Wagen vorfahren, und bat den Geheimerath, das Mädchen darin nach Hause zu geleiten. Nun erst, unter dem Aufbrechen, wagte es Robert, zu seiner Freundin zu treten und ihr leise die Hand zu drücken.

Indeß die Kürze der Zeit drängte zur Entschiedenheit. Sanft, aber bestimmt, fühlte Robert den Händedruck erwiedert. „Therese!“ lispelte er. „Robert!“ flüsterte sie. „Lieben wir uns?“ fuhr er fort. Therese sah zu Boden und schlug die Augen nieder; aber als sie dieselben wieder aufschlug, glänzten zwei große Thränen, kostbare Perlen, darin. „Gut!“ sagte er, „ich weiß nun: Du bist mein, so wie ich Dein bin. Im Hause des Dichters sehen wir uns wieder.“ — „Morgen?“ fragte Therese. Robert nickte, während der Geheimerath bereits dem Mädchen den Arm bot. Wie ein Träumer folgte er ihr an den Wagen, von dessen Tritt sie ihm noch einen unaussprechlichen Blick zurücksandte. Schon war der Wagen, dem er noch immer nachsah, um die Ecke, als er sich auf die Achsel klopfen fühlte. Es war der Dichter, der ihm gute Nacht wünschte. Dem Jüngling kam es vor, als hätte er hier den Ritterschlag der wahren Poesie empfangen, und gedankenvoll schlich er auf sein Zimmer, ohne die Mutter noch einmal zu sehen. —

Nicht so ganz leicht wurde Theresen das Einschlummern gemacht. Zwar so lange sie an der Seite des freundlichen Geheimeraths im Wagen saß, fühlte sie sich von dem eben verlassenen Paradiese innerlich noch nicht geschieden; vielmehr seine schalkhaften Bemerkungen thaten ihr wohl, wie das trauliche Murmeln eines lustigen Baches an einer lieben, erinnerungsvollen Stelle vorüber. Aber die Pferde hielten an, der Schlag wurde geöffnet, und der schöne Traum mußte endlich sein Ende haben. Rose selbst hob sie heraus, und sie erschrak vor dem Ausdruck seines Gesichts. Wunderlich! So bleich, so todtenruhig, von den Augen wie von einem Paar Irrlichter übersprüht, war es immer gewesen, und doch war es ihr nie so unheimlich vorgekommen. Er grüßte sie auf die gewohnte Art, sagte kein Wort über ihr Ausbleiben, benahm sich auf die feinste Weise gegen ihren Begleiter, der ihn mit wenigen Worten verständigte, — und doch zitterte sie vor ihm. Ja, es war in ihr ein sonderbares Gemisch von Angst und von Lust, mit ihm anzubinden, wie mit einem Todfeinde, dem man nicht ausweichen kann. Sah sie noch den Mephistopheles vor sich, als

wäre er mit seiner Maske verwachsen? Aber das konnte es ja nicht sein; denn jetzt fiel es ihr ja erst recht auf, daß er von jeher so ausgesehen habe, und nie war sie vorher vor ihm erschrocken. Sie selbst mußte also umgewandelt worden sein, und die letzte Stunde mußte das gethan haben. Darüber zu denken vermochte sie jetzt nicht; aber, wie nun der Geheimerath aus dem Schlage des weiterrollenden Wagens zurückwinkte, wie Rose ihren Arm ergriff und die große Thür hinter ihnen ins Schloß fiel, daß es durch die weiten Räume des alterthümlichen Hauses schauerlich nachhallte und beinahe der scharfe Zugwind das Licht auslöschte, da war es ihr, als ziehe sie eine magnetische Gewalt unwiderstehlich zur Unterwelt hinab, in Nacht und Entsetzen, nachdem sie eben einen scheuen Blick in des Himmels offenen goldenen Saal gethan hatte. Indessen das Gefühl war zu ungeheuer, als daß sie es selbst im Augenblick ganz hätte verstehen können; sie legte sich's in der Bedrängniß als Angst darüber aus, was Rose über ihr nächtliches Abenteuer denken möchte, als Zorn zugleich darüber, daß sie es ihm verheimlichen mußte, und die schönste Stunde ihres Lebens nur wie einen glücklichen Diebstahl genießen sollte. Er sollte reden, meinte sie, dann wollte sie ihm schon sagen, — was? wußte sie freilich nicht vor sich überstürzenden Gedanken. Aber nur das schauerliche Schweigen sollte er brechen, die ahnungsvolle Pause, in der, wie sie wohl fühlte, der Strom ihres Lebens ein neues Bette erhalten, oder in dem alten zum Abgrund stürzen mußte. So gesprächig jedoch Rose sonst war, heute schien er sich in der Rolle des Trappisten zu gefallen. Nicht, daß sein Schweigen irgend etwas Feindseliges, ja nur leise Mißbilligendes gehabt hätte, — im Gegentheil, er sprach in Mienen und Geberden so artig, so theilnehmend, so verbindlich als nur möglich. Er geleitete die Jungfrau an ihre Zimmer, küßte sie lächelnd, sah ihr nach und schob die Thür hinter ihr zu. Es gehörte zu seinen Eigenheiten, so leise aufzutreten, daß man kaum ein Knistern vernahm; so war es nun Theresen, als stehe er noch immer vor ihrer Thür, nachdem er schon längst weg war. Sie überzeugte sich davon, indem sie hinaussah; aber, sobald sie die Thür wieder schloß, kam ihr immer die ängstliche Empfindung wieder. Die Müdigkeit überwältigte sie endlich; aber, als sie nun sich auskleidete und, wie sie heut Abend gethan hatte, zum Aufräumen des Kleiderschrankes das Lied vom König von Thule sang, überfiel sie immer wieder ein heimliches Entsetzen, als müßte sie nun gleich irgendwo ein gefährliches Zeichen des Bösen entdecken. „O, ich Arme!" sagte sie zu sich, „soll es sich denn bewähren, was ich von Jugend auf undeutlich in mir gefühlt habe, — daß mir nirgends ein reines Glück blühen wird? Meinen herrlichen Vater habe ich kaum gekannt, von der guten Mutter habe ich mich selbst geschieden; eine ernste Jugend habe ich ohne Freude durchlebt; jetzt — jetzt allein zuckt ein Blitz menschlichen Lebens durch den Nebel herab, — aber es wird nur ein Blitz gewesen sein, und der Nebel wird sich nur dichter zur finstern Nacht zusammenziehen, die dieses junge Leben genußlos in ihren fühllosen Schatten begräbt." Der Schatten ihres Vaters trat vor sie. „Ich gleiche Dir, armer Schatten. Deine Züge sind die meinigen, so auch Dein Sinn. Ich habe aus der Mutter geheimnißvollen Thränen das Räthsel Deines Lebens errathen; auch Dir war das Glück nur ein schöner fremder Vogel, der ein Mal sichtbar über Dein Haupt hinflog und dann den Geblendeten hinter sich herzog, bis er vom jähen Blitz getroffen niedersank." Weinend drückte sie die heiße Stirn ins Kissen und versank in einen unruhigen Halbschlaf.

Schon früh am andern Morgen wurde Therese durch eine artige Musik aufgeweckt, die sich auf dem Gange vor ihrer Thür hören ließ. Eben wie sie sich ankleiden wollte, schlüpften zwei Mädchen, die auf dem Theater die Kinderrollen zu spielen pflegten und bei Theresen sehr in Gunst waren, in idealischer Tracht durch die Thür, und überbrachten der Staunenden unter allerlei artigen Pantomimen einen vollständigen, äußerst geschmackvollen Anzug, in welchen sie sich sogleich kleiden lassen mußte. Kaum war dies geschehen, so deuteten ihr die Mädchen durch Geberden an, daß sie ihnen folgen sollte; sie that dies und kam in den Saal, den Rose gewöhnlich ganz unbenutzt ließ, heute aber mit Laubgewinden, Blumentöpfen und lebendigem Strauchwerk aufs Anmuthigste ausstaffirt hatte. Ein Tusch von einem unsichtbaren Orchester empfing sie; darauf traten nach und nach einige der besten Schauspieler hervor, die zusammen ein artigerfundenes allegorisches Stück aufführten, das auf die feierliche Einholung des „Mädchens aus der Fremde" hinauslief. Therese ward in die Mitte des Saales geführt, bekränzt, mit sinnreichen Gruppen umstellt, mit mannichfaltigen Geschenken erfreut, und während dieser ganzen Scene durch die classische Ausführung ihres Lieblingsstücks, des Scherzo aus der A-dur-Symphonie von Beethoven, aufs innigste gerührt. Ehe sie aber nur zum Danken Zeit fand, war der ganze Saal plötzlich wieder geleert, als wäre er nur eine Geisterbühne gewesen,

und sie fand sich mit Rose allein, der sie fragte, ob er ihren Geschmack getroffen habe? Ueberwältigt von der Stimmung, in die sie die Kunst versetzt hatte, sank sie ihm ans Herz und schauderte doch zugleich, da sie jetzt erst klar empfand, daß sie Alles nur im Gedanken an Robert genossen habe. Aber Rose ließ ihr kaum Zeit, zu sich selbst zu kommen. Er verwickelte sie während des Frühstücks in ein höchst interessantes Gespräch über den gestrigen Abend, indem er über ihr Spiel aus dem reichen Schatze seiner Erfahrung herausſprach, und ihr mit der Ankündigung, daß sein Unterricht nunmehr einen höheren Flug nehmen werde, zugleich schon eine Probe hiervon gab. Ueberdies kam die Zeit heran, wo sie nach dem Theater zur Probe fahren mußte, nach deren Beendigung das Mädchen durch andere dringende Besorgungen in Anspruch genommen wurde, so daß sie nicht Zeit erhielt, über die Umwandlung nachzudenken, die in Rose's Wesen vorgegangen zu sein schien. Um so mehr wurde sie verwirrt, als er gegen Abend in ihr Zimmer trat und ihr vorschlug, ihn in den Abendzirkel des Dichters zu begleiten. Sie hatte sich schon darüber besonnen gehabt, wie sie ihr Verlangen, dahin zu gehen, bei Rose einleiten, oder wie sie es gar heimlich ausführen sollte; denn davor, daß er den eigentlichen Grund dieses Verlangens ausspüren möchte, hatte sie eine tödtliche Angst. Und nun sollte sie jenen Boden, der ihr ein heiliger schien, in Gesellschaft des Mannes betreten, gegen dessen unheimliche Macht sie eben dort ein glückliches Asyl zu finden hoffte! Indessen, wenn sie dem Versprechen, das sie Robert gegeben, nicht untreu werden wollte, mußte sie es geschehen lassen, und sich in das Schicksal ergeben, das sie nun einmal mit magnetischer Gewalt an den Menschen zu ketten schien, dem, wie sie jetzt so deutlich fühlte, ihre Seele ewig fremd bleiben mußte.

Auch verfehlte ihre Erscheinung an Rose's Seite nicht, auf den glücklichen Jüngling eine unselig niederschlagende Wirkung hervorzubringen. Er konnte des gestrigen Eindrucks nicht Herr werden; denn wieder sah er Gretchen vor sich, über welche Mephistopheles grinsend seinen Spinnwebmantel breitete. Die widrige Stimmung konnte aber durch die Art, wie Rose sich hier benahm, nicht verbessert werden. Schon die Aufnahme, welche der Schauspieler bei dem Dichter fand, machte den Jüngling verwirrt, der sich gedacht hatte, daß diese beiden Naturen einander nur auf feindselige Weise begegnen könnten. Statt dessen sprach sich in dem Willkommen des Dichters die freudigste Ueberraschung aus, und es schien ihm nichts angelegener zu sein, als seinen Gast auf alle nur erdenkliche Weise auszuzeichnen. Einen Eingeweihten konnte dies freilich nicht befremden; denn seit lange hatte zwischen Rose und dem Dichter eine eifersüchtige Spannung bestanden, die jetzt für den Dichter so triumphirend sich zu lösen schien, indem nun Rose den ersten Schritt gegen ihn that und ihm eine lang gesehnte, von seiner Stellung aus so gewichtige Huldigung darbrachte. Und dies war es nicht allein; der Dichter konnte auch hoffen, durch die Vermittlung Rose's eine Stellung beim Theater zu erhalten, die für seine Lieblingsneigung und seinen Ehrgeiz eben so wie für seine unordentlichen Vermögensumstände wünschenswerth war. Rose beeiferte sich aber auch, den glänzenden Empfang bestens zu rechtfertigen; er zeigte wieder einmal, wie viel er vermöge, wenn er es darauf anlege, durch geist- und kenntnißvolle Conversation Aller Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und Manchen in Schatten zu stellen, den er sich vielleicht sogar überlegen wußte. Für Robert war dies peinlich, da er dem gewandten Manne keine eben so glänzende Kunst entgegenzusetzen vermochte, und aus Scham und Aerger, wie aus geheimer Angst vor Rose, endlich ganz verstummte. Er kam sich nun Theresen gegenüber unerträglich linkisch, unbedeutend und kläglich vor. Mühsam suchte er die jungen Damen, neben welchen er saß, einigermaßen zu unterhalten, während er mit keinem Gedanken dabei war, und von Zeit zu Zeit ohne alle Veranlassung unter den widrigsten Empfindungen erröthete. Etwas besser ging es Theresen, die neben den Geheimerath zu sitzen gekommen war, und nicht allein von diesem aufs Anmuthigste unterhalten wurde, sondern auch an der Generalin einen willkommenen Gegenstand zärtlicher Augen- und Gedankenbeschäftigung hatte, während sie es nicht wagte, mit Robert Blicke zu wechseln. Dennoch theilte sich auch ihr mit geheimnißvoller Gewalt der unangenehme Zustand des Freundes mit, und machte ihr die Stunden peinlich, auf welche sie sich so sehr gefreut hatte. Man konnte nicht sagen, daß Rose die Beiden irgend beobachtet, belauscht, ja nur ein Zeichen davon gegeben hätte, daß er ihr Verständniß bemerke; und doch war es ihnen innerlich gewiß, daß er einzig deshalb hier sei; sie fühlten sich in einen Zauberkreis gebannt, worin sie fürchteten, sich nur zu rühren, als könnte die leiseste Bewegung die bösen Mächte entbinden. So saßen sie auf Nadeln und wünschten den Aufbruch herbei, den sie gestern so lang als möglich hätten verschieben mögen. Und, wenn denn in ihrer Stimmung ganz jene Schwüle lag, welche einem Gewitter voranzugehen pflegt, so sollte auch wirklich endlich der entscheidende Schlag nicht ausbleiben. (D. F. f.)

Notizen.

[Politische Symptome.]

Die Befestigung von Paris ist beschlossen. Das Königthum sitzt nun in Frankreich fest, die Familie Orleans schirmt sich mit Mauern, Louis Philipp feiert seinen glänzendsten Triumph. Nicht gegen äußere, gegen innere Feinde führt man die Wälle auf. Sind sie fertig, so kann ein Aufstand nicht zur Revolution erwachsen, eine Emeute von drei Tagen keinen Thronwechsel zur Folge haben. Dies scheint unumstößlich, und man muß dies wissen. Daß das Königthum in Frankreich von nun an leichteres Spiel haben wird, ist für die Welt vielleicht ein Unglück, für Frankreich selbst ein Glück, denn jetzt können die bürgerlichen Elemente sich solider entwickeln.

In Deutschland hat sich das Königthum nicht zu schirmen gegen das Volk, vielmehr Mauern, die es noch vom Volke scheiden, niederzureißen. In Berlin hat es dem Volke begeistert die Hand geboten; das Volk nimmt den Handschlag an, es wird sich entwickeln, es wird die Bahn zur Entfaltung seiner Kräfte finden, es wird sich zum öffentlichen Leben vorbereiten.

Die Türkei gibt sich eine Constitution, Konstantinopel erhält Gasbeleuchtung. Der Geist des Occidents greift immer weiter nach der Stätte seiner Geburt, nach dem Orient, zurück. China wird englische Colonie werden. Auch Rußland wird sich nach Osten gedrängt fühlen. Eine in Odessa erschienene Broschüre erklärt es für Rußlands heiligste Pflicht und Bestimmung, sich nach Osten zu wenden. Die kostspielige und mühselige Besetzung des unfruchtbaren Tscherkessenlandes ist nur das Abc dieses großen pädagogischen Unternehmens. Die Schrift ist mit vieler Liebe abgefaßt und muß jedem Unbefangenen die Augen öffnen über der Eitelkeit aller Principienunterschiede, die doch auf bloßem Wortstreit beruhen. Warum sagt man von jeder erobernden Macht gleich: sie raubt, sie unterjocht? Sagt lieber: sie erzieht, sie civilisirt, sie macht Geschichte — und Ihr seid der Wahrheit näher. Das Recht des Stärkern ist keine Lüge und hat von jeher allen historischen Entwickelungen gedient. So ist der Erwachsene immer nicht blos stärker, sondern auch verständiger; er hat nicht blos das Recht, sondern die Pflicht, den Schwächern zu zwingen, daß er ihm folge. Erobert wird von allen Seiten und unter den verschiedensten Namen. Die Franzosen möchten alle Welt befreien, obschon sie vor sich selber nicht sicher sind. Die Engländer behandeln alle Welt, und gehen dabei am sichersten. Und die Deutschen bedenken alle Welt, um zu wissen, daß es einen Gott gibt in den Geschicken der Völker.

[Thalberg in Leipzig.]

Bei seiner Durchreise nach Dresden gab Thalberg ein Concert zum Besten des Pensionsfonds für arme und kranke Musiker. Er spielte nun Variationen auf das Menuettthema in Don Juan, auf ein Thema in Lucia di Lammermoor und eine neue Etude, die seine Lieblingsgriffe auf der Claviatur glänzend effectuiren läßt und die er zum Schluß unter stürmischem Beifall wiederholte. An seinen Compositionen muß man bewundern, wie viel Seele in der Technik liegen kann, selbst wenn eine offenbare Gedankenarmuth am Tage liegt. Thalberg reißt nicht hin durch Schwung der Phantasie, nicht durch Sturm der Leidenschaft; sein Spiel ist eine vollendete Harmonie aller Kräfte, das classische Ebenmaß, zu dem hier alle Genien der Schönheit sich zart und fein zusammenfügen, dabei das Gefühl abgeschlossener Vollendung, das vom Künstler auf uns übergeht, diese Empfindung des sichersten Triumphes, dies charakterisirt sein Spiel und vollendet in uns das ästhetische und künstlerische Wohlbehagen, das jede in sich fertige, klar bewußte Schöpfung erzeugt. Im Publikum wird wieder die Frage gestellt, ob Liszt, ob Thalberg bedeutender. — Warum kann man Byron's lyrischen Rhythmus und Goethe's hellenische Prosa nicht nebeneinander bestehen lassen?

[Briefliches aus Berlin.]

Spontini's Begehren, die Niedersetzung einer Commission, welche über seine Streitigkeiten mit dem Grafen von Redern entscheiden solle, ist bereits vom König bewilligt. Zwei Commissaire hat das Gouvernement, zwei hat Spontini gewählt.

Von Hofrath Dorow's Denkschriften und Briefen wird der fünfte Band erscheinen.

Stägemann's reichhaltiger Nachlaß wird wohl noch lange auf Herausgabe warten müssen. — Der Tod fährt fort, in unsern Reihen zu lichten. Der Minister Lottum liegt dem Ende nahe; seine Gattin starb in diesen Tagen.

Von Sophie Löwe ist noch keine bestimmte Antwort aus Paris erfolgt.

[Eine berliner Anekdote.]

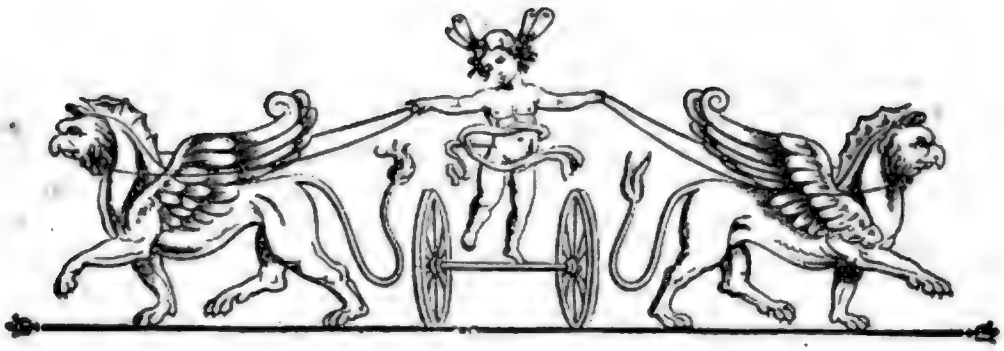
Man schreibt uns aus Berlin: Vorigen Sonntag, um neun Uhr Morgens, wo die Kirche beginnt, tritt der König aus seinem Gemach ins Vorzimmer, geht zum wachhabenden Officier und sagt: Nun, warum eilen Sie denn nicht in die Kirche? Nach dem neuen Religionsedict Artikel so so, wie die Berliner es schon so genau kennen, müßt' ich Sie ja in die Kirche schicken! — Der Officier erschrickt, lächelt aber, wie der König freundlich bleibt. — Die Berliner wollen Alles so genau wissen! sagt der König beim Fortgehen, die Berliner sind immer so erstaunlich klug, thun immer so sicher, sind immer so spitzfindig und so trocken!

[Das constitutionelle Preußen.]

Es geht das Gerücht, die Provinziallandstände, die nächstens zusammentreten, würden die constitutionelle Frage wieder aufnehmen. Es fragt sich: welche Provinzen werden die Frage, ob sich die Monarchie Preußen constituiren solle, bejahen, welche verneinen. Provinz Brandenburg? — Scheint uns schwankend. Provinz Sachsen? — Ja! Schlesien? — Scheint uns zu schwanken. Posen? — Ja! aber ganz in anderm Sinne, als man sonst in Deutschland will. Pommern? — Platterdings Nein! Beide Preußen? — Ja, ja! —

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei der Bücher-Anzeiger Nr. 26. von G. Basse in Quedlinburg.)



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 33. — den 15. Februar. 1841.

Redacteur: Dr. J. C. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Schauspieler.

Erzählung von C. Reinhold.

(Fortsetzung.)

Eben als die Gesellschaft beim Aufbruch sich durcheinander mischte, und Robert den Augenblick benutzen wollte, um endlich seinem Gefühle gegen die Geliebte Luft zu machen, traten Rose und die Generalin herzu. Diese sah die Kinder lächelnd an, und hob darauf den Blick fragend gegen Rose auf, dem sie nach der Art, wie er sich den ganzen Abend hindurch benommen hatte, alles Gute zutraute. Rose erwiederte auch den Blick mit einem gewinnenden Lächeln, das die Generalin sich ganz so auslegen konnte, als verstehe er ihre mütterlich-zärtlichen Empfindungen und billige die leise gegebene Andeutung für die Zukunft des liebenswürdigen Paares. Aber es waren auch nur einige Augenblicke, während welcher Rose sich an den feuchtstrahlenden Augen der würdigen Frau zu weiden schien. Denn gleich darauf sagte er, indem er Theresens Hand ergriff: „Wie danke ich Ihnen, gnädige Frau, daß Sie und Ihr Herr Sohn sich gestern so freundlich des lieben Kindes angenommen haben. Aufs Innigste freue ich mich dieser so höchst ehrenvollen Verbindung, wozu ihr ein günstiger Zufall verholfen hat, und bitte ehrfurchtsvollst, daß Sie an dem reichen Gewinn derselben neben meiner lieben Braut, als welche ich ihnen Theresen vorzustellen die Ehre habe, auch mich mögen einigen Antheil nehmen lassen."

Auf diese Worte folgte eine furchtbare Pause, während deren die Generalin ihren Sohn mit einem vorwurfsvollen Blicke ansah, dieser aber und Therese wie vernichtet zu Boden stierten, indessen sich über das Antlitz Rose's, in dessen Arme das Mädchen zitterte, ein wundersames Behagen ausgoß. Die Generalin wollte Einiges erwiedern; aber die Rede stockte ihr, als sie zu Rosen aufblickte, und sie endete die Pause mit einer stummen Verbeugung, worauf Rose mit Theresen schnell das Zimmer verließ.

Der Baronesse ward Angst um ihren Sohn, der ihr stumm an den Wagen folgte, und auch während der Heimfahrt die Sprache nicht wieder gewinnen konnte. Diese tiefe Erschütterung des Jünglings brachte sie sogleich von dem Argwohn ab, als könnte er Theresens Verhältniß zu dem Schauspieler gekannt und einen unerlaubten Umgang mit ihr gesucht haben. Je liebenswerther nun ihr selbst das Mädchen erschienen war, um so aufrichtiger und zärtlicher theilte sie Robert's Schmerz, den ihr weiches Gemüth, noch stets verwundet durch den Tod des herrlichen Gemahls, so gut zu verstehen vermochte. Und sie hatte genug zu trösten, als Robert zu Hause in Klagen auszubrechen anfing. Im ersten Schmerze schonte er Theresen nicht, die er eine buhlerische Schauspielerin schalt, gewohnt, von jeher anders zu scheinen, als sie sei, zu locken und dann zurückzustoßen, Seele zu heucheln und dann undinenmäßig in das kühle Element des Wassers zurückzuplätschern. „O!" sagte er, „geistreich genug ist sie, um zu berechnen, welchen

Gewinn für ihre Kunſt dieſes Spiel mit männlichen Etourdis ihr tragen kann. Nur daß ſie eben mich dazu wählt, der ſie ſo herzlich liebt, dem ſie noch geſtern, — o, das iſt nicht ſchön, das geht über den Scherz hinaus.“ Aber die gute Mutter hielt ihn von der weitern Verfolgung dieſer Färthe zurück; ſie machte ihn darauf aufmerkſam, wie betreten Thereſe ſelbſt geweſen ſei, als der Schauſpieler jene Worte ausgeſprochen habe. Sie rief ihm das Bild des geſtrigen Abends zurück, wie freundlich, wie ſichtbar glücklich das Mädchen hier unter ihnen geſeſſen habe. Das that dem Trauernden wohl, der ſich nun ganz in die Erinnerung des ſüßeſten Momentes von geſtern verlor. „Ja,“ ſagte er, „ein ſolches Angeſicht kann nicht lügen. Mit jenem Blick, jenem Händedruck, mit jenen einfachen Worten hat ſie ſich mir ganz gegeben, ohne Rückhalt, für alle Ewigkeit. War es auch nur ein Augenblick, — o, was ſage ich: ein Augenblick? In dieſem Momente lag eine Unendlichkeit von Zukunft offen vor uns; und was war er denn anders, als der ſelige Ausſpruch des Löſungswortes für das Räthſel unſerer ganzen Vergangenheit? Unſere Kindheit wiederholte ſich darin, all mein Irren und Suchen in der Welt blitzte darin wieder vorüber, und der ganze Gehalt meines Lebens ſtürzte in den Augenblick hinunter, wie ein träumeriſcher Schiffer, den die Nixen ins Meer hinunterziehen.“ — „Gewiß,“ erwiederte die Mutter, „war ſie eben ſo überraſcht wie wir. Laß uns nur die nächſten Tage abwarten, wo ich es an nähern Erkundigungen nicht fehlen laſſen will. Sie hat ohne Zweifel große Verbindlichkeiten gegen jenen Mann, der ſich nun wider ihren Willen mit ihrer Hand bezahlt machen will. Sie hat ihm vielleicht in der Unwiſſenheit ihrer Jugend Rechte zugeſtanden, deren Bedeutung ſie gar nicht ahnte; es hat ſich vielleicht ganz unausgeſprochen ein ſolches Verhältniß gebildet, worüber ſie nun erſt erſchrickt, da ihr Genius ihr in der Begegnung mit einer verwandten Seele den wahrhaften Sinn dafür aufgeſchloſſen hat. Laß uns hoffen, daß eben dies dazu dienen wird, ſie klar über ſich ſelbſt zu machen, und ſtark genug, um eine aufgedrungene Feſſel abzuſchütteln! Scheint mir doch auch Roſe ſelbſt ein vernünftiger Mann zu ſein, der über das leidenſchaftliche Begehren der Jugend hinaus und wohl fähig iſt, dem unbefangen erkannten wahren Wohle ſeines Schützlings einen Wunſch zu opfern, der vielleicht nur Grille iſt.“ So beruhigend nun auch dieſe Worte klangen, vermochten ſie doch den Sohn keineswegs zufrieden zu ſtellen. „Es iſt nichts,“ ſagte er, „das Alles käme viel zu ſpät. Sie iſt ſchon viel zu feſt in ſeinen Banden, aus denen er ſie nimmer mehr losläßt. Hier iſt von keinem gewöhnlichen menſchlichen Verhältniß die Rede, auf deſſen Löſung mit herkömmlichen Mitteln man denken könnte. Wider ihren Willen, vor meinen Augen, ohne daß ich ſie halten kann, wird er ſie auf ſeinen Spuren fortziehen. Wie ſollen wir der dämoniſchen Macht widerſtehen, die wir nur fühlen, indem wir begreifen, daß wir ihr nicht begegnen können? O, der holde Engel iſt ſchon verkauft an den Böſen; und da ſie der Engel meines Lebens geworden iſt, ſo wird auch mir der Weg ſchon vorgezeichnet ſein, auf dem der Pfad meines Geſchicks, ſeitwärts irrend, in die Nacht ſich verlieren muß.“

Uebrigens gelang es doch in den nächſten Tagen der unermüdlichen Zärtlichkeit der Mutter, nach und nach den Sohn wieder heiter und muthiger zu ſtimmen. Wenigſtens ſchien es ein gutes Zeichen, daß die fatale Brautſchaft noch nicht weiter verlautbarte; im Gewühle der mannichfaltigſten Vorſtellungen überraſchte den Jüngling ſogar manchmal der Gedanke, daß Roſe ihn nur boshaft geneckt habe! Er gewann ſo viel Faſſung, um in das Haus des Schauſpielers hinzugehen. Aber das Unglück wollte, daß er weder Thereſen noch ihn antraf. Bei wiederholten Beſuchen war er nicht glücklicher. Und ſo mußte er freilich endlich glauben, daß man ſich vor ihm verläugnen laſſe. Er ſchrieb nun an Thereſen, er wählte Wege, denen er ſicher vertrauen konnte, daß ſie ſeine Worte unmittelbar vor das Mädchen bringen würden. Aber vergebens wartete er auf Antwort. Sie ſchien für ihn nicht mehr auf der Welt zu ſein. Wenn es aber verwunderlich erſcheinen konnte, wie er ein ſcheinbar hoffnungsloſes Beginnen ſo unermüdlich wieder erneuerte, ſo zeigte wenigſtens er ſelbſt nie eine Verdroſſenheit darüber; ja, man konnte finden, daß die Mutter viel beſorgter und leidender ausſah, als der Sohn, um den ſie ſich ängſtigte, und über den ſie den Kopf ſchütteln mußte. Man hätte glauben können, daß unſichtbare Geiſter ein wunderſames Verſtändniß zwiſchen den beiden Liebenden unterhalten, dem das äußerliche Fremdthun Thereſens durchaus keinen Eintrag zu thun vermöge. Nur ſtiller war der Jüngling und arbeitete noch angeſtrengter als ſonſt; dabei war er aber geſund, klagte über nichts, und vermied namentlich über das zu reden, was der Mutter, wenn ſie ſich an ſeine Stelle verſetzte, die meiſte Sorge machte. Vergebens ſuchte ſie ſelbſt, und ſuchte ſie durch Freunde ihm beizukommen, um den Grund eines ſo auffallenden Widerſpruches zu

erfahren. Er ſchien irgend ein Geheimniß im Grunde des Buſens zu bewahren und eiferſüchtig zu bewachen. Und wirklich war es auch ſo; ja, was noch ſonderbarer iſt, wir können dies Geheimniß gewiſſermaßen ein öffentliches nennen, ſofern der Stoff deſſelben, wenn auch nicht der Sinn, der ganzen Stadt offen vor Augen lag. Doch, — um dies deutlich zu machen, müſſen wir zu Thereſen zurückgehen.

Zitternd bis in die kleinſte Faſer, war ſie an Roſe's Arm aus dem Hauſe des Dichters hinweg gegangen. Seine Worte waren wie ein Blitz auf ſie niedergefahren, der das kaum erwachte Leben ihrer Seele mit einem Male tödtlich lähmte. „Nun iſt ſie ja da," ſagte ſie ſich, „die gefürchtete Gewißheit, daß mir kein Glück blüht, daß ich von früh an ausgeſtrichen worden bin im Buche des Lebens, und nur zum Scheine ſo fort exiſtire, wie das Gras, das zwiſchen den Steinen hervorwächſt. Was hoffte ich, Thörin, auf einmal gegen den Strom ſchwimmen zu können? Früh genug hat mich nun die Welle ergriffen, die mich auf immer begräbt." So kam ſie ſich vor, als ſchwebte nur noch ihr Schatten an ihrer Stelle, und ſie ſelbſt habe hier ſchon beſchloſſen und geendet. Ihre innerſte Empfindung ſtrebte den Schauſpieler in ungeheurem Haſſe von ſich zu ſtoßen; aber es ſchien, als ſei ihr alle Macht der Bewegung genommen; ſie blieb gleichgültig in ſeinem Arme hängen, ſah ihn an, ertrug den Druck ſeiner Hand, ja ſogar ſeinen Kuß, doch ohne dieſen zu erwiedern. Sie war ſchon lange allein auf ihrem Zimmer, und ſaß ohne Licht, unausgekleidet auf ihrem Bette, als ſie erſt aus der ſchauerlichen Betäubung erwachte und ſich mühſam zuſammendenken mußte, was denn eigentlich geſchehen ſei. Die Arme hatte Niemanden, dem ſie ihr Herz öffnen konnte. Von ihren Nächſten, von allen Verwandten und Freunden hatte ja Roſe ſie abgeſchnitten; nur er kannte ſie, und ſie nur ihn; die Welt gähnte unſäglich öde um ſie her; ihre Seele glich einem verirrten Vogel, der über ein Eisfeld hinflattert. Kein Wunder, wenn ihre erſte Empfindung bitterer Groll, tiefinnerſte Empörung, verzehrende Wuth gegen Roſe war; denn er war es, der nicht allein jetzt feindſelig zwiſchen ſie und ihren erſten Traum reiner menſchlicher Freuden trat, ſondern auch bis daher ihr Leben zu einer öden Steppe, zu einem traurigen Einerlei gleichgültiger Pflichterfüllung gemacht, um ihre Jugend ſie betrogen, den Keim echter, ſchöner Menſchlichkeit, ſo viel an ihm war, in ihr ertödtet hatte. Jetzt erſt überfiel ſie das Gefühl hiervon mit ſeiner ganzen, alle Lebensgeiſter aufwühlenden Macht. Alle verſtummten Wünſche und Hoffnungen drängten ſich jetzt in den Einen Trieb, an Robert's Bruſt zu fliehen, zuſammen. Aller Stoff der Leidenſchaft brannte jetzt auf einmal durcheinander, wie ein unzeitig in Brand gerathenes Feuerwerk. In Einen Moment legte ſich die Empfindung der höchſten Seligkeit, die ſie bisher kennen gelernt hatte, und des tiefſten Schmerzes, der eben von dieſer Seligkeit ſich nährte. Ihr ganzes Leben glühte in einem Brennpunct zuſammen, und in der Wiederempfindung des geſtrigen Abends war es ihr, als verſchwelgte ſie ihre Vergangenheit und ihre Zukunft zugleich. Und ſollte ſie nicht ſich aufmachen, den Kerker, den ſie jetzt als ſolchen erkannte, durchbrechen, und ihr Geſchick dem ſchönen jungen Freunde anvertrauen, der vor ihrem Gitter ſo plötzlich als Bote aus einer ſchönen Welt erſchienen war? Sollte ſie den Augenblick verſäumen, den unwiederbringlichen, wo ſie einer verjährten Knechtſchaft noch entfliehen und in freier Luft ihre Schwingen verſuchen konnte, noch ehe ſie ihr geſtutzt wurden? Ja, ſollte ſie nicht jetzt ſich Robert in die Arme werfen, ehe Roſe Zeit bekäme, ſie öffentlich als ſeine Leibeigene zu erklären? — Nur zu ſüß gaukelten Träume um ſie her, von dem neuen wunderſamen Leben, das dann beginnen ſollte, von den goldenen Tagen, die ſie an der Seite des edlen Jünglings, ſeiner trefflichen Mutter und ihrer geiſtvollen Freunde ſich nachholen wollte. Aber, — war es nun der Druck eben jener langen Knechtſchaft, oder war es ein ihr eingepflanzter Zug äußerſten Stolzes, der in ſeiner Ueberſpannung zur tiefſten Demuth umſchlug, — ſie wies mit Eins alle jene gaukelnden Bilder von ſich ab, und zerbrach im troſtloſen Gefühle unſäglicher Scham bei dem Gedanken, daß Robert und ſeine Mutter ſie nun einmal in dem Verhältniſſe mit Roſe glauben müſſen, deſſen dieſer ſich berühmt hatte. Es ſchien ihr unmöglich, ihre jungfräuliche Scheu ſo weit zu überwinden, um dieſen Worten zu widerſprechen und über das zarteſte Geheimniß ihres reinen Herzens eine Erörterung herbeizuführen. Wie gerecht ihr auch ihre feindſelige Stimmung gegen Roſe vorkam, wie entſchieden ihr innerſtes Gefühl ſie in den Kreis jener edlen Geſtalten, wie in ein Lichtreich gegenüber der ewigen Nacht hinüberdängte, ſo war ſie doch edel genug, zugleich mit zu erwägen, wie viel Dank ſie dem Schauſpieler ſchuldig ſei, wie ſie ſich halb und halb als ſein Kind betrachten müſſe, wie ihm die traurige Macht der Verhältniſſe eine gewiſſe Berechtigung dazu gegeben habe, jene verhängnißvollen Worte auszuſprechen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Hamburg.

[Hebbel's Judith auf der Bühne.]

Es war an einem der letzten Abende des entschlafenen Jahres, als wir mit ganz ungewöhnlicher Spannung den Vorhang des Stadttheaters in die Höhe rollen sahen, denn Hebbel's „Judith", der tollkühnen Jüdin keckes Porträtgebilde, sollte sich vor uns verkörpern, nachdem wir längst heimlich im gedruckten Manuscripte des Dichters Wagniß angestaunt, der im Uebermuthe seiner poetischen Gewalt die Grenzlinie der conventionellen Rhetorik überschritten hat und auf das imposante Gebiet der naiven Naturkraft, jener eigentlichen ursprünglichen Heimath der Poesie, zurückgekehrt ist, nachdem diese den Läuterungsproceß der Kunst glücklich bestanden *). Die Conturen des Sujets gab bekanntlich die Bibel. Holofernes: ein grausamer Feldherr; Judith: eine schöne, patriotische Jüdin, eine antike Charlotte Corday, die, was die rohe Kraft nicht vermag, wie eine glatte schmiegsame Viper durch den Stachel ihrer gleißenden Zunge und ihres Antlitzes bethörende Schönheit vollbringt. Daß Hebbel es wagte, dieses aphroditisch verlockende, aber zugleich mit Blut besudelte Blatt aus dem Buche der Geschichte zu reißen, und es in den Rahmen eines Dramas zu spannen, war der erste tollkühne Schritt seines übermüthigen Talentes. Ob es nun auch seiner poetischen Kraft gelang, die entwürdigte Weiblichkeit mit dem Lorbeer des Heroismus so zu umschmücken, daß man der Sühne auf halbem Wege entgegengeführt wird, immer bleibt es ein Wagstück, noch immer labt Judith nicht das Herz, rührt nicht die zarten Saiten unsers Mitleids, bewegt uns nicht zur Mitfreude nach gelungener That, sondern stachelt uns auf zu Entsetzen, und macht uns schaudern, statt schauern. Wo ist der Mann, der ein Weib ehrlichen möchte, dessen Hand einst von Männerblut, im dunklen Zelte eines schlafenden und darum wehrlosen Kriegers vergossen, rauchte? Der Schlummernde, so lange er nicht der Hand der strafenden Gerechtigkeit verfallen, steht unter Gottes und des Menschenherzens Schutz; der Schlaf hat etwas Heiliges, selbst der schlafende Verbrecher macht uns für ihn parteiisch. In hoher Glorie gigantischer Männlichkeit dagegen steht Holofernes da. Die Weisheit, die er spricht, ist Kraft, und er hat sie an einer Löwin Brüsten eingesogen, das hört sich bald heraus, auch wenn er es nicht gesagt; und diese Löwin? — ist die Schlacht, von deren rother Milch schon mehr denn ein ungewöhnlicher Würger aufgesäugt wurde. — Wie gesagt, es ist nicht die Weisheit des Gedankens, der Theorie, — es ist die Weisheit der That, des Factums, die aus seinem Munde spricht; es ist die Ironie des Daseins überhaupt und des speciellen Geschickes, die seine Zunge treibt zu Witzen, die nicht wie Dornen oder Nadeln stechen, sondern die wie die Spitzen des Donnerkeils zerschmettern. Holofernes ist so groß, daß sein Haupt zu den Wolken ragt, und Niemand weiß, wie er aussieht, und wer es wagt, ihn zu enträthseln, den zertrümmert er. — So ist denn dieses Dramas Reiz nicht das rührend Schöne, sondern das Imposante, das großartig Ergreifende, das jeden Flitter verschmäht. Interessant ist die mystisch-religiöse Aengstlichkeit der Juden, die nach Wundern und Propheten ausschauen, gegenüber der heidnischen Zuversicht, die sich auf Schwert und Faust verläßt. Jene treibt das arme, schöne Weib, mit dem Stachel der verunglückten, räthselhaften Brautnacht im Herzen, zur widerlichen Sünde gegen ihr Geschlecht, gegen die Weiblichkeit; die heidnische Zuversicht führt ihr Holofernes entgegen, so entgegen, daß sie ihn köpft, anstatt daß sie den prächtigen Mann, den sie bewundert, den sie zu lieben beginnt, wie Diana den Endymion, geküßt hätte. Man weiß, daß Wollust und Grausamkeit sich nicht allzufern stehen, und so muß uns denn die Dichtung auch hier rasch über einen Abgrund helfen, bevor wir Judith's Liebe untersuchen. — Mad. Lenz, als Judith, war lieblich von Gestalt, und gab die Rolle mit großem Fleiß. In diesem Lobe liegt ihr Urtheil ausgesprochen. Auch der Gipfel des Parnasses kann eigentlich nur im kühnen Fluge erreicht werden. Unsere Judith gab sich leider viele Mühe; ihre Fußspitze coquettirte auf dem Kothurn; ihre Glieder gehorchten einer künstlerischen Geometrie; und ihrer Rede Springquell stieg und fiel, wie sie es dem ungeheuren Sinn der beschlossenen That abgefragt; — und dennoch blieb sie weit hinter ihrem Opfer zurück; sie konnte nicht hinüber auf jenes Gebiet, wohin Holofernes (Herr Fehringer) zu größter Ueberraschung dem Dichter gefolgt war, auf jenes Zaubergebiet der naiven Poesie, wo die Kunst der Natur die Plastik ablauscht, und man gesteht: das ist der Holofernes, den die Löwin groß gesäugt! — Leider hatte die Decenz der Regie ein so scharfes Messer in die Hand geschoben, daß man über die Zerfleischung der edelsten Organe hätte weinen mögen. So kann denn dieses Phänomen nun auch nicht leben bleiben, und das eben ist der Fluch der heutigen deutschen Bühne, daß das Schöne nicht praktisch, und das Praktische nicht schön ist, daß die Directoren Schlechtes zur Aufführung bringen aus Monopol und aus Irrthum, und eben so wieder Gutes zurückweisen aus gleichen Ursachen.

(Der Beschluß folgt.)

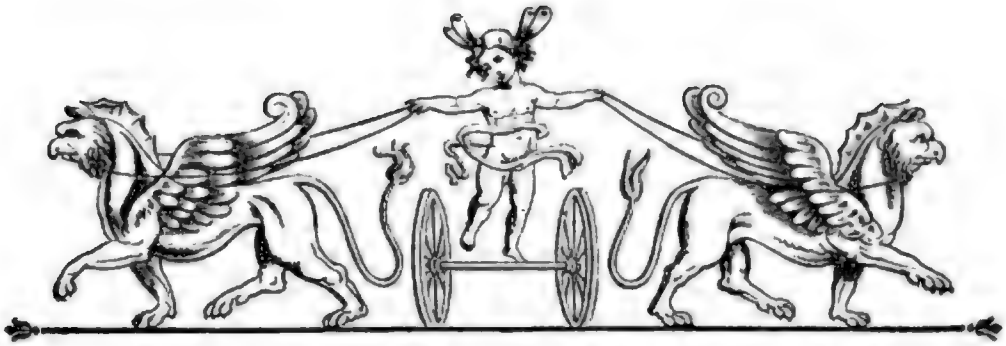
*) Bei Gelegenheit des Tauchnitz'schen Musenalmanachs sprachen wir von einigen werthvollen Gedichten Friedrich Hebbel's. Der Bericht aus Hamburg ist ohne unsere Schuld verspätet. D. Red.

Notiz.

[Deutsche Literatur in St. Petersburg.]

Ein Herr Franz Schleicher hält jetzt in St. Petersburg Vorlesungen über deutsche Literatur. Die erste Vorlesung gab in zwei Stunden eine gedrängte Uebersicht der deutschen Literaturgeschichte bis zur Restaurationsperiode. Dann trug Herr Schleicher als Musterstücke „romantischer Poesie" einige Gedichte vor: „die Brücke" von Anastasius Grün, „Blumenrache" von Freiligrath, des „Sängers Fluch" von Uhland und dann ein „Gebet für den Czaren", von dem Vorleser selbst verfaßt. Herr Schleicher soll zu den talentvollsten deutschen Dichtern Rußlands gehören; er ist aus den Ostseeprovinzen. Näheres über ihn und seine Poesien bringt das berliner „Magazin für Literatur d. Auslandes."

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 34. — den 16. Februar 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Schauspieler.

(Fortsetzung.)

Freilich empörte sich auch wieder Theresens innerstes Gefühl, wenn sie sich sagte, daß er doch nur ihre Unbekanntschaft mit dem Leben mißbraucht, ihre Jugend bethört, ihre edelsten Empfindungen seinem Eigennutze dienstbar gemacht, sie wahrhaft zur Sklavin herangezogen, von allen andern menschlichen Bezügen isolirt und mit grausamer List eben in das Netz gezogen habe, dem sie nun nicht mehr entrinnen konnte. Allein leider diente diese Betrachtung nur dazu, ihre Stimmung noch trostloser zu machen, weil sie sich sagte, daß sie durch eine solche Erziehung unwerth geworden sei, das Geschick eines Mannes von so großen Ansprüchen, wie Robert war, zu theilen. Zu allem Uebrigen kam aber noch das trostlose Gefühl, daß nicht nur ihre eigene, sondern auch die Existenz ihrer Mutter und ihrer Schwester in Rose's Hand sei, und wie hätte ihr Zartgefühl ihr erlaubt, dem Geliebten dies zu gestehen? Wie hätte ihre Zärtlichkeit für die Ihrigen ihr gestattet, deren Wohl ihrer eigenen Zufriedenheit zu Liebe in Frage zu stellen? „Ich wußte es ja," schloß sie endlich ihre Betrachtungen, „ich habe es lange schon geahnt, daß auch über mich das Glück nur wie ein Blitz hinfahren werde, um gleich darauf die Nacht meines Elends doppelt schwarz zu machen. Könnte ich das Gestern aus meiner Erinnerung vertilgen, ich hätte nie von all diesen Qualen etwas erfahren, hätte so fortgelebt, — o, nimmermehr! Jenen einzigen Moment wollte ich vergessen? Elende, die ich bin! Jenen einzigen Moment vergessen, in welchem die Welle meines Lebens vom Kusse der Sonne getroffen ward, um dann zusammenzustürzen? Wiegt der nicht eine Ewigkeit von Kummer auf? Nein, zu diesem Kummer ward ich geboren; um ihn ertragen zu können, dazu ward dies Herz so stark gemacht. Ich will ihn denn ertragen, und nichts soll mich darin irren. Das schwör' ich Dir, Geist meines armen Vaters, der Du jetzt Deine kalte Hand auf meine glühende Stirn legst." —

Die Wirkung dieses Entschlusses war es denn, wenn Therese Robert's Besuchen auswich und seine Briefe nicht beantwortete. Aber, wenn dieser Entschluß, als ein leidenschaftlich gefaßter, mit der Zeit hätte an Kraft verlieren können, so ward dem durch Rose vorgebeugt, der Theresen genau beobachtete, und nun eines Tages von einer vortheilhaften Partie, die Robert zu treffen im Begriff sei, als von einer Sache sprach, die ihr wohl bekannt sein werde. Als das Mädchen ihren Schrecken nicht verbergen konnte, und in der Ueberraschung desselben es zu Rose's großer Befriedigung gerade heraus sagte, daß sie Robert's Briefe nicht einmal eröffnet, sondern verbrannt habe, wies er ihr ein Schreiben an ihn selbst vor, worin ihm Robert jene Nachricht gab; wenigstens war Robert's Handschrift, so wie seine Art sich auszudrücken, in dem vorgewiesenen Schreiben nicht zu verkennen. Wenn aber dies eine Täuschung war, so konnte sich Rose eine solche ganz unbesorgt erlauben, da Therese allen Umgang mied und, wie er wohl mußte, am allerwenigsten Robert's

Namen auf die Lippen brachte, so daß er selbst manchmal fast an der Nothwendigkeit eines solchen Betrugs zweifelte. Freilich irrte er sich aber über den Grund ihres Stillschweigens, wenn er darin einen Beweis von Gleichgültigkeit, von Eindruck verwischender Macht der Zeit zu finden glaubte. Vielmehr kettete eben jene Nachricht Theresens Herz wo möglich noch fester an Robert, der nun wirklich ein unerreichbares Gut für sie zu sein und somit ihre Ahnungen zu rechtfertigen schien. Ein solches Verschmähen, das den Mann abkühlt, vermehrt die Zärtlichkeit des Weibes, weil sie den Kummer, den der Geliebte mittragen sollte, allein auf sich nimmt, und im Leiden eben die Stärke einer edlen weiblichen Seele beruht. Ein Weib kann so weit gehen, in dem Glücke, das der Geliebte mit einer Andern findet, sich beruhigt zu fühlen, ja mit dieser Freundschaft zu schließen und auf sie alle für den Ungetreuen bestimmte Zärtlichkeit zu übertragen. Nichts vermag eine weibliche Seele so tief, so ganz, so beherrschend zu durchdringen, als eine solche im Enthusiasmus des Leidens ausgebildete schmerzliche Liebe. Für Theresen, nachdem sie einmal für sich dem Glücke entsagt hatte, lag ein Trost darin, den Geliebten sich froh und glücklich vorstellen zu dürfen. In ihrem Wesen lag es aber nicht, sich der Gründe dieses Glaubens durch näheres Nachforschen zu versichern, ja nur aufs leiseste das Geheimniß ihres Herzens im Gespräche preiszugeben. So nahm sie denn jene Nachricht unbezweifelt hin, und trug den neuen Stoff unendlicher Gedanken mit dem alten in äußerlichem Gleichmuthe im starken Herzen mit sich fort.

Aber ganz in sich begraben konnte sie ein Gefühl nicht, das bei seiner ersten Erscheinung schon durch alle Räume ihres Wesens sich ausgegossen hatte. Und sie wählte wirklich einen sonderbaren, indeß den einzigen ihrem Charakter möglichen Weg, um es auszusprechen, — ihre Kunst. Sie war unermüdlich, Rolle auf Rolle zu lernen und zu spielen. Vor keiner Aufgabe erschrak sie, keine Anstrengung schien sie anzugreifen. Julie, Desdemona, Ophelia, Portia, Klärchen, Leonore, Käthchen kamen hintereinander an die Reihe. Der Beifall des Publicums wuchs von Tag zu Tag, und ward zu einer wahren Feier, da die Künstlerin auch im Privatleben so hoch über allem Gewöhnlichen stand, unentweiht von der Geschäftigkeit neugieriger Forscher, fern dem Geschwätze des Tages. Aber, so reicher Genuß aus jenen Vorstellungen auf die Masse ausströmte, so darf man doch sagen, daß diese Gaben des Genius vollkommen nur von Einem genossen wurden, wie sie auch nur für diesen Einen berechnet waren. Therese spielte nur für ihren Freund. Ihm an jedem Tage mit den herrlichsten Worten unsterblicher Dichter zu sagen, daß sie ihn liebe, ihm nach und nach in den mannichfaltigsten Gestalten den ganzen Reichthum ihres tiefsten Sinnes aufzuschließen, sich, mit allem ihrem Sein und Wesen immer neu vor ihm zu opfern, das war es, was sie beglückte, was sie unerschöpflich an Muth und Kraft machte. Und von Allem, was sie auf solche Weise gab, ohne darnach zu fragen, ob die Gabe auch gewürdigt werde, ging bei Robert nicht das Kleinste verloren. Nicht Begeisterung, nicht Entzücken können wir die Empfindung nennen, die ihn an solchen Abenden erfüllte. Eine tiefe selige Andacht füllte sein ganzes Wesen aus, wenn er mitten im übervollen Hause mit dem Gefühle einer himmlischen Einsamkeit saß und nur in den Glockentönen der liebevollen Stimme lebte. Da war aller Wunsch, alles leidenschaftliche Begehren ausgelöscht im tiefsten Genuß; wie heilige Hymnen rauschten die unsterblichen Gedichte an ihm vorüber, als wären sie nur für ihn gedichtet, als wären sie aus ihm selber entsprungen. Und diese Hymnen klangen in ihm fort, wenn der Vorhang fiel; sie begleiteten ihn in wundervolle, zarte Träume hinüber; sie umschwebten ihn unter den Geschäften des Tages; all' sein Denken und Empfinden concentrirte sich in ihnen. Dies war das öffentliche Geheimniß, dessen wir oben erwähnten, ein öffentliches Geheimniß, das doch nur von den Zweien, die es betraf, und selbst von diesen nicht in seiner ganzen Fülle gekannt wurde.

Das Wunderbare und Tiefergreifende, was hierin lag, machte es eben möglich, daß Beide sich längere Zeit hindurch mit dieser geheimnißvollen Mittheilung begnügen und persönlicher Berührung entsagen konnten. Neben jenem rührenden, den Geist in seiner Tiefe fassenden, allen Stoff der Seele in sich verzehrenden Einverständnisse lief ihnen das übrige Leben gleichgültig, wie der Faden am Rocken ab. Sie waren nur froh, wenn sich an dem bisherigen Bestand der Verhältnisse nichts änderte, Robert, wenn er von keinen weiteren Veranstaltungen in Beziehung auf Theresens Brautschaft, diese, wenn sie nur nichts von einer Abreise Robert's hörte. Therese lebte in Rose's Haus fort, wie bisher, benahm sich freundlich und dienstfertig gegen ihn, wie immer, ertrug seine Zärtlichkeit, wie seine Launen, mit ewig gleicher Milde, und zeigte sich eben so eifrig in seiner künstlerischen Schule, wie bei seiner Schwester in der Schule der Haushaltung; und so schien allerdings das Verhältniß, wie es äußerlich bestand, den Ausspruch, welchen Rose darüber gethan hatte, durchaus zu rechtfertigen. Robert seinerseits hatte eine Arbeit über die spa-

nische Poesie unternommen, wobei ihm der Dichter, den wir kennen, bereitwillig an die Hand ging; er arbeitete beinahe den ganzen Tag in dessen Bibliothek, und nach seinen Gesprächen mit Mutter und Freunden schien es, als ob er in dieser Beschäftigung einzig lebte und webte.

Allein die menschliche Natur vermag eine solche mystische Vertiefung der Leidenschaft in sich selbst nicht auf die Dauer zu ertragen. Die gefährlichsten Strudel sind die, welche an der Oberfläche der Fluth nur in leisen, glatten Ringen sich andeuten. Unter jener scheinbaren Ruhe verzehrt sich der beste Lebensstoff mit furchtbarer Geschwindigkeit, und gewöhnlich bildet der Ausbruch einer körperlichen Krankheit die Krise, in welcher die Seele entweder sich herstellt, oder eine allgemeine Auflösung ein rasches Ende herbeiführt.

Therese hatte durch unaufhörliche Anstrengungen ihrer sonst starken Constitution wirklich nach und nach zu viel geboten, und es konnte nicht verwundern, wenn sie endlich zusammenbrach und die Beute eines lebensgefährlichen Fiebers wurde. Die Kunde davon erregte sogleich die lebhafteste Theilnahme in der ganzen Stadt. Denn Jedermann schätzte und liebte das Mädchen; sie hatte die gewichtigsten Männer, die längst den theatralischen Amüsements fern geblieben waren, in das Haus der Musen zurückgewöhnt und an ihre Erscheinung als die freundlichste Gewohnheit gefesselt; sie war wirklich für so Viele das Mädchen aus der Fremde geworden, das ihnen Blumen von einer andern Flur brachte, zu dem sie jeden Abend ein rührender Zug des innersten Herzens zurückführte. Die Besten aus allen Ständen waren ihre Freunde und Bewunderer, und für das gemeine Theaterpublicum stand sie wenigstens als die glänzendste, über alle übrigen erhabene Erscheinung da, an deren Vollgehalt keine Kritik mäkeln durfte. Und, wie denn die gemeine Masse es liebt, einer solchen geistigen Auszeichnung auch einen ihrer herkömmlichen Vorstellungsweise anpassenden Ausdruck zu leihen, so hatte auch hier allmälig das Gerücht Eingang gefunden, daß Therese von adeliger Geburt, daß sie die natürliche Tochter des Generals, und somit Robert's Schwester sei. Rose schien diesem Gerüchte wenigstens nicht zu widersprechen; Einige wollten die Notiz sogar geradezu von ihm erhalten haben, und der stete Wandel der Dienerschaft der Generalin nach Rose's Haus, um sich nach Theresens Befinden zu erkundigen, schien das Gerücht jetzt durchaus zu bestätigen. Freilich hätte aber nach diesem Beweisgrunde das Mädchen gar viele Verwandte haben müssen; denn alle Stände beeiferten sich, die gleiche lebhafte Theilnahme an den Tag zu legen, und, was besonders für Theresens Werth zeugte, die Frauen suchten hierin sogar noch die Männer zu überbieten. Selbst im Theater verlangte man nicht selten von dem Schauspieler, der zum Ankündigen heraustrat, das neueste Bulletin zu vernehmen. Eben dies wußte sich Rose klüglich zu Nutze zu machen, indem er in der Regel selbst diese Mittheilung übernahm, und durch die Art, wie er es that, einen bedeutenden Theil der öffentlichen Theilnahme sich selbst zuwandte. Denn, wie jenes andere Gerücht, so war nun allmälig ganz unter der Hand auch das ins Publicum gekommen, daß Therese Rose's Verlobte sei; nicht daß letzterer es durch Wort und That unmittelbar bestätigt hätte, — man trug die Sache als öffentliches Geheimniß herum, ohne sich um den Ursprung der Sage zu bekümmern. Es ist aber begreiflich, wie sehr dieselbe Rosen zu Statten kam, wenn er es darauf anlegte, bei jenen Ankündigungen durch die Haltung und Miene, die er annahm, durch zitternde Stimme, verschluckte Worte, Thränen, unsichern Tritt und dergleichen, die höchste mimische Kunst an den Tag zu legen. Und er erreichte, was er wollte. Das gutmüthige Publicum ließ sich von seiner Kunst rühren, die Frauen schluchzten und hingen innigst bewegt an der gebeugten Gestalt des interessanten Mannes; der Eindruck vermehrte sich in der Regel noch durch den Contrast der Rollen, auf deren Darstellung solche Scenen folgten, da Rose fast immer die mephistophelischen Partieen übernahm. Die Thränen, welche ein König öffentlich vergießt, genießen das Vorrecht, für rührender gehalten zu werden als die, welche der schlichte Bürger zwischen seinen vier Wänden weint. Derselbe Grund kam hier dem Schauspieler zu Statten, wie ja einst auch Porus dadurch, daß er die Asche seines eigenen Sohnes auf dem Theater umhertrug, sein Publicum in die ungeheuerste Bewegung versetzt hatte. Jedermann wollte von Theresen hören, aber Jedermann wollte auch zugleich ihren Freund, ihren Bräutigam durch ihre Leiden mit darniedergebeugt sehen. Rose gewann in diesen Tagen die Gunst des Publicums im höchsten Maße. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Hamburg. (Beschluß.)

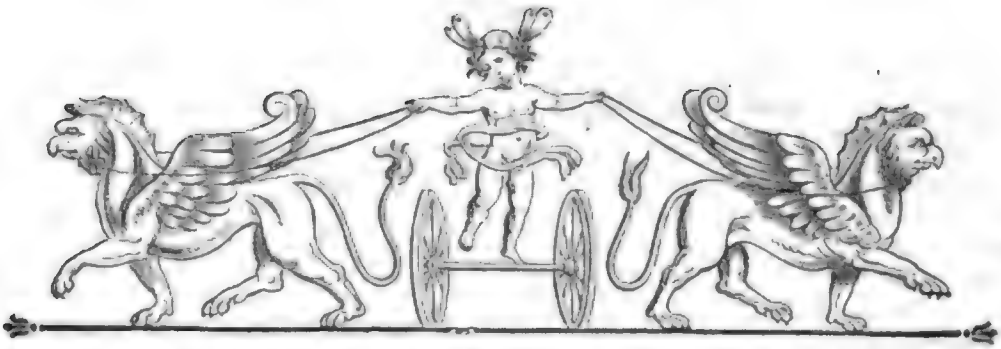
[Die Rheinländercomponisten; Aerger und Schmuggelei.]

Von Gutzkow's Patkul hat die Regie, wie man hört, ein Drittheil gestrichen, und dennoch wird der Ueberrest bis nach zehn Uhr spielen*). Der Verfasser soll mehrere Lust-

*) Das Drama ist bereits aufgeführt. In Nr. 4. der „Zeit" lesen wir einen interessanten Bericht darüber von François Wille. D. Red.

spiele unter der Feder haben. Sein Neujahrgedicht im „Telegraphen" hat Anlaß gegeben, viel über seine forcirte Lyrik zu spötteln, auch ist es bei einem so prätentiösen Aesthetiker doch eine seltsame Erscheinung, wenn er in nächtlicher Scheidestunde zweier Jahre Saturnus zum Vulkan mit dem Begehren treten läßt, es möge derselbe nunmehr beginnen, einen neuen Zeitring zu schmieden, um ihn der großen Kette einzufügen, und die römisch-griechische Gottheit, nun nicht etwa ihre dienstbaren Cyklopen, die kräftigen, berußten, einäugigen Schmiedeknechte, sondern vielmehr jene alten norddeutschen, den Göttern Griechenlands und Roms völlig unbekannten Gestalten der Edda, die kleinen, schmucken, lustigen Elfen herbeiruft, ihnen auftragend, die schweren Bälge zu ziehen und die wuchtigen Hämmer zu schwingen zum Schmieden des begehrten Ringes. Klingt das nicht eben so als vermesse man sich die Elohim auf den Olymp, Nymphen an das Grab des Heilandes und Cyklopen als Wächter vor das verlorene Paradies zu stellen? Freilich gehört uns Nachgebornen das ganze Material der mythischen Vorzeit an, dennoch aber dürfen wir nicht Kraut und Rüben durcheinander mischen, Grazien zu Küchenmägden, und Elfen zu Schmiedeknechten anstellen, soll die Poesie nicht in Gallimathias überschlagen und die Dichtkunst eine absurde Lächerlichkeit werden. Hat man in der Rheinliedswuth die Poeterei doch schon hinlänglich zum läppischen Spielzeug gemacht! — Bei Abgang meines letzten Briefes war diese Tollwuth im teilen Ausbruch begriffen; seit der Zeit aber stieg die Gefahr so, daß es fast keine trockene Stätte mehr gab, wo man nicht Gefahr lief, von Rheinliedsphrasen überschwemmt zu werden. Den früher genannten drei Komponisten reihte sich noch ein volles Dutzend an; ein Verleger kündigte nach zehn verkauften Exemplaren die zehnte Auflage an, obgleich heutigen Tages so ziemlich Jeder weiß, daß eine gute Platte ihre 2000 Abdrücke liefert und somit die Lüge an der Stirn der Annonce geschriebe stand. Hiermit nicht zufrieden rückten einige secundäre Componisten in die öffentlichen Schranken der Tagsjournale, und faßten hinter dem Mäntelchen der Anonymität versteckt, die Direction des Stadttheaters bei allen möglichen Zipfeln, ja endlich sogar bei dem des germanischen Patriotismus und beschwuren sie bei allen französischen Schnurrbärten, doch ja ihre Composition von den Bretern herab zu publiciren, und siehe da, wollte die Angefragte nicht in den Verdacht der Franzosenfreundschaft kommen, so mußte sie nachgeben; fünf Rheinliedscompositionen werden wirklich dem Sängerpersonal als Pensum aufgegeben und man hört öffentlich von einem „Examen" reden. — Dagegen protestirt der Kapellmeister Krebs, er sei schon längst confirmirt und in Amt und Brod! Hilft aber nichts, ein Beneficiant läßt ihm keine Ruhe und der Confirmirte muß noch einmal ins Examen hinter die Lampen. Der schlaueste Witz bei dem allen war, daß die gedruckte und verkaufte Composition dem Publikum ihrer Herkunft nach verschwiegen blieb, bis nach der Vorstellung der ihnen eingeschachtelten Wasserkur von Töpfer. Nur ein einziger, Hr. Sch., hatte in aller Geschwindigkeit seiner ersten ungenügenden Composition eine zweite nun also noch unbekannte substituirt, und er sagt seinen applauslustigen zahlreichen Freunden der Liedertafel: „gebt Acht! welche Nummer ich ziehen werde, weiß ich noch nicht; aber die Komposition, die mit Trompeten obligat beginnt, das ist sie, das ist die meine, da wißt Ihr, was geschehen muß!" Gut! — das Loos ergibt: Marrsen, Groß, Grund, Schäfer, Krebs. Die erste, unter allen die gediegenste, geht mit mäßigem Applaus vorüber; die zweite im Choralstyl ohne Orchester, mit Mißfallen. Die dritte beginnt ebenfalls, wie die vierte mit obligaten Trompeten, also: — das ist sie! — und des Applauses will kein Ende werden, bis bei der Vierten der Irrthum einleuchtet und derselbe durch stürmischen Dacaporuf matt gemacht wird. — Dem bieten die Freunde des Letzten in der Reihe Trotz, und ihm widerfährt die gleiche Ehre. — Doch genug von der Rheinwuth, mit allen Travestien und Nachtretereien, als wohin Hecker's Eiblied zu rechnen, der uns alle noch einmal in den Wogen der Elbe zu ersäufen denkt. Gott schütze davor! — Man sollte einen Verein gegen das Wasser wie jetzt gegen den Branntwein begründen. Der letzte hiesigen Orts hat gar einen schweren Stand und sein schlimmster Feind ist der Volkswitz, der in seiner sprudelnden Ausgelassenheit die Mäßigkeit in Mißcredit bringt. Ein Schenkwirth ließ sich einen neuen Schild malen, mit der Inschrift: „Hier im Mäßigkeits-Verein schenkt man Grog und Branntewein." Woran die Freude ihm aber nur wenige Tage verstattet blieb, da gleich nach Ruchtbarwerden der Satyre die Behörde den Schild abnehmen, und dem Wirth einen derben Verweis geben ließ. Indeß ist dieser Stand nicht ohne Furcht, seine Einnahme durch Einfluß des Vereins auf die Dauer geschmälert zu sehen, da der Staat das Bemühen des Vereins wenn auch indirect, dennoch sichtbar fördert, mit Recht unbekümmert, ob ihm selbst und manchem Bürger Nachtheil daraus erwachsen könne. Wäre er in allen Beziehungen so sorglos, so stände es mit manchem neuen Unternehmen besser; so z. B. nur die Gasbeleuchtung, wozu längst Schritte eingeleitet sind, ohne daß etwas weiteres geschieht; ja man salarirt sogar einen zu diesem Zwecke aus der Fremde berufenen Techniker seit Jahr und Tag, ohne daß er für sein Geld eine Hand rührt. Dennoch wird in unserer Staatsküche fleißig gekocht, und es war neulich sogar nahe daran, daß die affröse Stadt-Accise beseitigt worden wäre, auch haben die Bürger sie nur noch vorläufig auf 6 Monate bewilligt, da die finanziellen und moralischen Nachtheile zu augenfällig. Es hat sich nämlich so ein raffinirtes Schmuggelsystem ausgebildet, wie man es kaum schlimmer in der Douanenzeit kannte, und der kleine Bürger schilt die eine schlechte Hausfrau, die zu träge ist, ihren Eßbedarf aus den Vorstädten hereinzuschmuggeln, d. h. den Staat zu betrügen. Kinder werden dazu abgerichtet wie die Pudel, und da obendrein Rückaccise gezahlt wird, so hat man sich dadurch einen Erwerb gebildet, heimlich herein, und offen hinaus zu bringen, da sich's denn im letzten Herbst einmal ergab, daß mehr Krammetsvögel heraus gebracht wurden, als überall einpassirt und versteuert worden waren.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 35. — den 18. Februar 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Schauspieler.

(Fortsetzung.)

Rose deutete aber Theresens Krankheit noch auf andere Weise für sich aus. Während er früher die Mutter des Mädchens stets in einer gewissen ehrerbietigen, fast unterwürfigen Entfernung von sich gehalten hatte, so ließ er sie jetzt in seinem Wagen abholen, räumte ihr Zimmer in seinem Hause ein und überließ ihr ganz die Pflege der theuren Tochter. So machte er sie zur Zeugin der zärtlichen Sorgfalt, des unbegränzten Dienstеifers, den er für das Mädchen an den Tag legte. Er hatte ihr mehrere Aerzte bestellt, die mit wahrer Herzensfreude in diesem Falle ihrem Berufe oblagen, er hielt wiederholte lange Consultationen mit ihnen, er besorgte die Schließung der Straße für Fuhrwerke und aufziehendes Militär, er ging selbst nach der Apotheke; die ganze Zeit, wenn er nicht zur Probe oder zur Vorstellung gehen mußte, brachte er am Krankenbette zu; er schien alles Studium für seine Kunst zu opfern, und blieb auch die Nacht durch am Platze, so daß die Mutter selbst ihm in der Unablässigkeit der zärtlichen Fürsorge nachstehen mußte. All dies, mochte es echt oder erkünstelt sein, diente dazu, das Herz der guten Frau ganz und gar zu erobern und ihr die unverwüstliche Ueberzeugung einzupflanzen, daß ihre Tochter in keines Andern Händen so trefflich versorgt sein könne, wie in Rose's, — eine Ueberzeugung, die nun um so leichter und schneller Wurzel fassen konnte, je weniger es Theresen, wenn sie es auch gewollt hätte, in ihrem gegenwärtigen Zustande möglich war, die Voraussetzungen derselben zu bekämpfen und zu widerlegen. Rose ließ es aber bei diesen Bezeugungen eines wirklich hülfreichen Eifers keineswegs bewenden; er verstand der guten Frau noch an einer verwundbaren Stelle beizukommen. Er wußte gar wohl, daß ihre beschränkt fromme Gesinnung nicht sowohl in der menschlichen Hülfe den wahren Trost für ihr bekümmertes Herz suchte, als vielmehr in dem unmittelbaren göttlichen Beistande, dessen sie sich gewärtigte. Zugleich hatte er nicht vergessen, wie er selbst gerade in der Gestalt eines schlichten Geistlichen zuerst einen unauslöschlich günstigen Eindruck auf ihr Gemüth hervorgebracht hatte. Er erschien jetzt ganz wieder mit jenen Mienen und Geberden, er führte der Frau einen befreundeten bigotten Priester zu, betete und las erbauliche Betrachtungen mit ihnen, — und auch dieser neue Zug an dem eigenthümlichen Mann kam durch die Aerzte wieder unter das Publicum. Dabei erfreute sich die Hauptmännin in Rose's Hause einer so behaglichen Bequemlichkeit, wie sie dieselbe lange her nicht mehr genossen hatte; sie hatte an seiner Schwester die angenehmste Gesellschafterin, deren Umgang ihr um so wohler that, je mehr ihr bei vorrückendem Alter die Lektüre, worauf sie bei ihrem gewöhnlichen einsamen Leben angewiesen war, beschwerlich fiel. Andererseits war wieder bestens dafür gesorgt, daß die einfache, einem bewegteren Leben fremd gewordene Frau, in ihrer stillen Geschäftigkeit durch nichts beirrt, aus ihrem herkömmlichen

Vorstellungskreise durch keine lautere und buntere Gesellschaft herausgerissen, daß sie nirgends durch die Anknüpfung neuer Verhältnisse in Verlegenheit gebracht werden sollte. So gewöhnte sie sich von selbst an den Gedanken, wie schön, wie ganz angemessen es für sie sein müßte, in diesem Kreise ihre Tage zu beschließen, und es ward dem gewandten Rose nicht schwer, diesen Gedanken in ihr immer mehr zu nähren und zur festen Ueberzeugung, zum andächtigen Glauben zu steigern. Erst, nachdem er dieser Wirkung gewiß geworden war, ging er noch weiter, indem er sich bemühte, auch jeder Umstimmung im Gemüthe der guten Frau zum Voraus vorzubeugen. Er schilderte ihr das Leben der vornehmen Zirkel in der Stadt auf eine Weise, welche die lebhafteste Abneigung dagegen bei ihr erregen mußte, und wie natürlich war es, diese Schilderung an die ihr bekannte Gestalt der Generalin anzuknüpfen! Wenn dies anfangs die Verwunderung seiner Zuhörerin erregte, so wußte er gar gewandt zu erörtern, wie allerdings ehemals jene Frau eine lobenswerthe Ausnahme gemacht habe, wie aber mit dem Tode des wackern Generals Alles ganz anders, und jenes Haus gerade ein rechtes Musterexemplar der vornehmen Welt geworden sei. Er fragte sie dann, ob sie sich Robert's erinnere, und da er erfuhr, daß sie lange nichts mehr, und namentlich auch durch ihre Tochter nichts von ihm gehört habe, so machte er es mit ihm wie mit seiner Mutter. Er schilderte aufs gewandteste seine glänzenden Anlagen und die guten Hoffnungen, wozu der angenehme Jüngling berechtigt habe, bedauerte aber dann, daß dieselben auf keine Weise haben in Erfüllung gehen wollen, daß derselbe sich vielmehr der großen Welt in die Arme geworfen, Ausschweifungen sich ergeben, und in Folge davon sich körperliches Siechthum und eine unheilbare melancholische Verstimmung des Gemüths zugezogen habe, die ihn freilich in diesem Augenblicke still genug für sich hinleben lasse. Er glaubte dann der guten Mutter nicht länger verschweigen zu dürfen, daß der junge Wüstling vor einiger Zeit auch ein Gelüste nach ihrer herrlich aufgeblühten Tochter gezeigt habe, daß die Unerfahrene zu seinem tiefsten Leidwesen sich einen Augenblick habe bethören lassen, und daß gerade die bittere Enttäuschung mit dazu beigetragen habe, das Mädchen auf das Krankenlager zu werfen, worin, wie Rose zu verstehen gab, wenn nicht eine Strafe des Himmels, so doch gewiß eine besondere Schickung und Prüfung zu erkennen sei. Er ließ es unentschieden, wie weit Robert in seinen Absichten gegangen sei, tröstete aber die beunruhigte Frau wieder damit, daß bei den sonst anerkannten Vorzügen des jungen Mannes seine Begegnung der Tochter nicht habe zur Unehre gereichen können, um so weniger, da die ganze Sache in der Stille abgemacht worden sei. Daraus ergab sich denn natürlich die Bitte, mit Niemandem darüber zu reden, eine Bitte, die auch auf Theresen selbst ausgedehnt werden müsse, weil es nicht nur an sich das Beste sein möge, die ganze Sache mit dem Schleier des Schweigens zu bedecken, sondern auch bereits die Erfahrung vorliege, daß bei dem tiefgereizten Gemüth und den angegriffenen Nerven des Mädchens schon die bloße Nennung von Robert's Namen die bedenklichsten Zufälle bei ihr veranlaßt habe. Die Folge dieser stets geschickt angebrachten und von Zeit zu Zeit wiederholten Erörterungen war, daß die arme Mutter sich selbst und ihr Kind immer mehr glücklich darüber pries, daß der Himmel ihnen in Rosen einen so trefflichen, weisen und redlichen Beschützer zugeführt habe. Es lag zugleich in dem gesunden Sinne der Frau, daß sie sich von den Vornehmen dieser Welt nicht durch eine so große Kluft geschieden glaubte, als von den Gelehrten, in welchen sie eine Aristokratie von edlerem Style erblickte, und zu denen sie, eben weil ihre eigenen guten natürlichen Anlagen wenig Gelegenheit gehabt hatten, sich in der gangbaren Form auszubilden, mit ehrerbietigem Staunen aufsah. Um so höher schlug sie es nun Rosen, den sie gleichfalls zu den Gelehrten rechnete, an, daß er Theresen seine Hand geben wolle, wobei sie freilich die Ansprüche, welche die Tochter machen durfte, aus übergroßer Bescheidenheit zu wenig erwog. Auch blieb es wohl nicht ohne Einfluß auf ihre Erwägungen, daß sie einmal gelegentlich im Hausbuche von Rose's Schwester verschiedene ansehnliche Summen verzeichnet fand, die Rose nicht nur für Theresens, sondern auch für ihre eigenen und ihrer zweiten Tochter Bedürfnisse ausgeworfen, und von denen sie erst geglaubt hatte, daß sie aus Theresens Casse fließen. Sie hörte nun, daß Rose bisher dem Mädchen keineswegs zugemuthet habe, sich durch eigene Arbeit etwas zu verdienen, daß sie zwar in letzter Zeit eine vortheilhafte Anstellung beim Theater erhalten habe, aber zunächst ohne sichernde Ansprüche für die Zukunft, was gerade jetzt bedenklich erscheinen mußte, wo nicht vorausgesehen werden konnte, welche Folgen etwa die Krankheit des Mädchens nach sich ziehen würde.

Wenn irgend Jemand durch die Nachricht von dieser Krankheit schmerzlich betroffen worden war, so war dies vor allen Andern Robert gewesen; ja, wir möch-

ten ſagen, daß ihn kaum die Nachricht von Thereſens Tode mächtiger hätte ergreifen können. Denn wirklich war ja nun auch die Geliebte für ihn ſo gut als geſtorben, nachdem ſie zuletzt nur noch in dem holden Spiele täuſchender Muſen für ihn gelebt hatte. Dieſes liebliche Einverſtändniß, dieſe geiſterhafte Begegnung war nun abgebrochen; an ſeine Stelle trat wieder die unerklärliche Oede eines einförmigen, gehaltlos an der Spindel ablaufenden Lebens, worin es nichts gab, was für ſich ſelbſt den Jüngling reizen konnte. Alle die Beſchäftigungen, denen er ſich bis jetzt hingegeben hatte, waren ihm ſo angenehm, ſo nothwendig geweſen, weil er an ihrem Verlauf die Stunden bis zum Abend abzählen konnte, der ihn im Theater mit Thereſens Seele zuſammenführte. Er erſchrak darüber, wie ſie ihm jetzt ſo hohl, ſo nichtig, ſo reizlos, ſo bleiſchwer vorkamen. Wie ein Geſpenſt erſchien er ſich ſelbſt, das, von böſem Banne gezwungen, die Bewegung der Andern ſo mitmachen müſſe, ohne Sinn, ohne ein anderes Gefühl, als des tiefſten, unſäglichen Widerwillens. Man mag ſich einen Armen denken, dem auch ſein Letztes, das Trinkglas, aus dem ſein Vater und Großvater getrunken, genommen wird; er hatte dies nie als einen Beſitz angeſehen, es war für ihn das geweſen, was ihn mitten in der fremden, ihn ausſtoßenden Welt allein noch mit den Seinigen zuſammenhielt, worin ſich ihm ſeine ganze beſſere Vergangenheit concentrirte. Wenn ihm nun ein grauſames Geſchick auch dieſes Letzte nimmt, ſo muß ſein Gefühl das bitterſte ſein; denn ſein Verluſt kann Niemandem Vortheil bringen, er ſelbſt aber muß in dieſem Einen alle andern Verluſte noch einmal mit durchmachen, die ihm das Schickſal bisher abgezwungen, und die er ihm halb und halb ſchon vergeben hatte. Solch ein Armer war jetzt Robert. Er erſchien nach wie vor bei ſeiner Mutter, in der Bibliothek des Dichters, bei einem und dem andern alten Bekannten, aber ſtill, verdroſſen, einſylbig, durch nichts aufzuregen. Seine Mutter zog einen befreundeten Arzt zu Rathe, obgleich Robert ſich unmuthig dagegen erklärt und die Sorgfalt der Mutter mit eigenſinniger Härte zurückgewieſen hatte. Nun war es ſonderbar, daß eben dies, was er als einen unleidlichen Zwang allzu beſorgter Liebe verworfen hatte, das Mittel werden ſollte, ihn für den Verluſt eines ſo eigenthümlichen Glücks auf eine kaum minder eigenthümliche Weiſe einigermaßen wieder zu entſchädigen.

Jener Arzt war eben ſo berühmt wegen ſeiner Kunſt, als bei der Menge verſchrieen wegen ſeines rauhen Benehmens, mit dem er, wie ſeine Freunde ſagten, ein nur allzu weiches, ſinnvolles Gemüth vor den Berührungen mit der Außenwelt zu bewahren ſtrebte. Er hatte Zerwürfniſſe mit der Geiſtlichkeit gehabt und ſich den Kredit eines Ungläubigen zugezogen, was vielleicht am beſten ſeine genaue Verbindung mit dem Schauſpieler Roſe erklärte. In der That mochte auch ſein Glaubensbekenntniß nicht das gangbare ſein, was aber das Vertrauen des Publicums nicht irrte, da man ſeine Curen faſt immer gelingen ſah, und überdies wußte, mit welchem Eifer er noch fortwährende Studien in den Naturwiſſenſchaften, und namentlich in den dunkleren Gebieten derſelben machte. Er ſelbſt pflegte zu ſagen, daß ihm als der einzige wahrhaft intereſſante Gegenſtand des Studiums in Wiſſenſchaft und Leben die menſchliche Seele erſcheine, und daß er nur darum weder Dichter noch Irrenarzt geworden ſei, weil er fürchten müßte, über der ſteten Beſchäftigung mit ſo kitzlichen Problemen ſelbſt ein Narr zu werden. Dieſer Mann war von Roſen aufgefordert worden, Thereſens Heilung zu leiten, und es hätte eine glücklichere Wahl nicht getroffen werden können, da ſich bei ihm in dieſem Falle mit dem Ernſte des Amtes ein lebhaftes Intereſſe des Herzens und des Geiſtes verband. Auch er war durch Thereſens Spiel wieder ins Theater gelockt worden, und hatte ſeit dem erſten Abende nicht Ein Mal gefehlt, während er ſonſt die mimiſchen Künſte als Pfuſcherarbeit an ſeinem Lieblingsthema verachtete, und ſelbſt Roſe's Leiſtungen nicht der Mühe werth fand, ſie anzuſehen. In Thereſen erkannte er ein geweihtes Kind der Natur, und widmete ihr eine Aufmerkſamkeit, die nahe an eine andächtige Verehrung gränzte, wie man ſie Weſen höherer Art, Lieblingen der Gottheit zollt, die der ahnende Sinn für Sprößlinge derſelben zu halten geneigt iſt. Er widmete jetzt der Kranken eine Aufmerkſamkeit, die ihm das geſammte Publicum dankte.

Robert's Mißſtimmung verlor ſich ſogleich, als der Arzt, der ihn eine Weile aufmerkſam fixirt hatte, ihm mit weicher Stimme ſagte, daß er ihm Grüße aus dem Geiſterreiche zu bringen habe, und dabei den Namen Thereſe nannte. Wie anders erſchien ihm nun der Mann, wie edel, wie geweiht, nachdem er ihn früher nur nach dem Gerede des Publikums beurtheilt und für einen ſarkaſtiſchen Materialiſten gehalten hatte! Der Arzt fühlte ihm den Puls und ſchrieb ein Recept auf, um die Mutter zu beruhigen; als aber dieſe mit dem Recepte weggegangen war, ſagte er: „Laſſen wir die Faxen! Sie ſind krank, mein Lieber, und Ihre Krankheit hängt

genau mit einer anderen zusammen, die ich ebensowenig curiren kann als die Ihrige. Wir haben hier einfach zwei Elemente, die zu einander zu wollen und zu gehören scheinen und diesem Zuge natürlicher Verwandtschaft nicht folgen dürfen, weil das eine davon an ein Drittes gebannt ist, das, beiden feindselig, der Natur ihr Recht nicht lassen will. Die Krankheit ist hier nichts als das Streben der Gesundheit, sich Luft zu machen. Das Schicksal muß hier den Scheidekünstler machen; ein Arzt ist so überflüssig als jeder Andere. Wir können nur dem edlen Kampfe zusehen, der unserer täppischen Kunst spottet, eine Summe der schönsten Beobachtungen daraus ziehen, und hoffen, daß die Macht, welche die menschlichen Verhältnisse lenkt, nicht den ewigen Gesetzen der Natur Hohn sprechen werde. Zu helfen aber gibt es hier nichts, ausgenommen etwa, sofern es uns vergönnt sein sollte, die streitenden Elemente vor schädlichen Einwirkungen von außen und vor der Verzehrung in sich selbst zu bewahren." Der Arzt erzählte nun, wie er Theresen zuerst getroffen und zwar wohl den Sitz des äußeren Uebels, aber keineswegs den inneren Krankheitsstand entdeckt habe, obgleich er durch den ersten Blick in ihre schönen Augen darüber gewiß geworden sei, daß es hier ein tiefer liegendes Problem zu lösen gebe. „Ich tastete", fuhr er fort, „auf dem schönen Instrumente hin und wieder; aber die rechte Saite wollte nicht ansprechen; das edle Herz schien sich vor jeder freundlichen Berührung absichtlich zuzuschließen. Die Natur mußte mir zu Hülfe kommen, indem sie der starken Seele die Kraft nahm, über ihre Saiten zu gebieten; nun erklangen die Fieberphantasien wie irrende Aeolsharfentöne, aus denen ich begierig die gefangene innere Musik heraushorchte, und lassen Sie mich nur gestehen, daß ich das Erhorchte unbeholfen genug auf Noten zu setzen mich bemüht habe, wovon ich Ihnen sogleich eine Probe geben will, die Sie in der Stille für sich entziffern mögen, glücklicher junger Mann." Der Arzt nahm einige Blätter aus der Brieftasche, drückte sie dem Jüngling in die Hand und eilte aus der Thür.

Robert kam am Abend mit glänzenden Augen zu seiner Mutter, und war so heiter, wie er es lange nicht mehr gewesen war. Sie forschte nach dem Grunde, erhielt aber nur die Antwort, daß der Arzt ein herrlicher Mann sei, der unvergleichliche Arzneien verschreibe. Die Generalin war es nun schon gewohnt, den Sohn gewähren zu lassen und auf keine Erörterungen zu dringen, wo er solche nicht von selbst geben wollte. Und, als nun die gute Stimmung mit jedem neuen Besuche des Arztes sich stärkte und vermehrte, so war sie über die Wirkung glücklich genug, um sich nicht über die Ursache den Kopf zu zerbrechen. Eine zauberische Macht schien über den Jüngling zu gebieten und ihm andere Augen gegeben zu haben, mit denen er im Schlimmen das Wünschenswerthe zu sehen vermochte; die Mutter begnügte sich, diese Macht im Stillen zu verehren und mit dem Sohne in das Lob des trefflichen Arztes einzustimmen.

Die Blätter, welche Robert aus der Schreibtafel des Arztes, fein und zierlich geschrieben, mitgetheilt erhielt, wuchsen allmälig zu einem Hefte an. Sie enthielten Aufzeichnungen aus Theresens Fieberphantasien, denen der Arzt, mit Robert's Sinn übereinstimmend, den Titel gegeben hatte: Bruchstücke aus den Liedern des Mädchens aus der Fremde. Um die Wirkung zu erklären, welche diese Lectüre auf den Jüngling hervorbrachte, schreiben wir die erste beste Seite aus dem Hefte hier ab:

„Schläfst Du, mein Lieber? Oder siehst Du die Wolke, die eben unter dem Monde vorüberzieht? Ein Mädchen sitzt darauf, über eine Harfe gelehnt. Ist sie dir fremd geworden? Das fremde Mädchen möchte dir so gern singen und spielen, wie sonst. Aber die Saiten der Harfe sind abgesprungen; ihr selbst hat man die Stimme genommen und zwingt sie, Dinge zu sagen, worüber sie den Kopf schütteln muß. Du wirst aus dem falschen Worte den Sinn nicht heraushören können. Er gefällt dir wohl nicht mehr? Und die Wolke treibt dir den Schatten wie andere Schatten vorüber!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[A. v. Sternberg.]

Das 32. Heft des Brockhaus'schen Conversationslexikons der Gegenwart enthält einen Artikel über Sternberg. Alexander Freiherr v. Ungern-Sternberg ist 1806 auf einem Gute bei Reval in Esthland geboren. Seine Familie hat mit der gleichnamigen in Sachsen und Böhmen denselben Namen. Sein Vater war Curator der Universität Dorpat. Dort studirte er Jurisprudenz, bis ihm die Cholerazeit Veranlassung ward, seinem Drange nach Deutschland zu genügen. Der Artikel gibt nicht an, daß Sternberg in Petersburg bei der Garde stand. Seit 1830 verließ er Deutschland nicht wieder, lebte längere Zeit in [illegible], seit lange in Weimar.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 36. — den 19. Februar 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Schauspieler.

(Fortsetzung.)

„Eine Nachtigall von weit her, — war's nicht so, daß Du mich einmal nanntest? Die undankbare Nachtigall, wirst Du nun sagen, — dafür, daß ich sie so genannt habe, singt sie mir nicht mehr; sie sieht mich schmachtend an, das thörichte Thierchen! Dazu hält man keine Nachtigallen! — Ach wohl! Du siehst nicht, Lieber, das schreckliche Haupt, das den armen Vogel zwischen den Zähnen hält und ihn zerbeißt, wenn er die Flügel ausdehnen wollte, um zu dir zu fliegen oder nur ein Lied dir zum Gruße zu senden.

Liebende von einander trennen? Versteht Ihr die Kunst auch recht, sie zu scheiden bis auf den Schatten des letzten Gedankens? Wenn ihr das nicht könnt, seid ihr Pfuscher. Ich habe den Schlaftrunk des Mönchs genommen und liege in der Gruft, einer Todten ähnlich, kein Puls schlägt mehr; kein Hauch, keine Wärme zeigt mehr Leben an; die Rosen auf Lippen und Wangen sind zu fahler Asche verbleicht; kein Theil regt sich mehr, stumm, starr, tiefruhig Alles, Bleidruck auf dem Herzen, mit Nebel angefüllt der Sinn, alles Gelenk dem Gefühl abgebrochen, versiegt der Quell der Gedanken; — und doch ist noch ein Schatten von Herz und Geist in mir, ein leises Ruhen, durch das ganze Ich hin, statt des Blutes durch die Adern schleichend; das haucht und flüstert so süß, unablässig fort, den Einen Namen: Romeo! Zweiundvierzig Stunden soll es dauern. Wirst Du dann bei der Hand sein, mein Lieber, deine Julietta mit einem Kusse zu wecken?

Gefangen bin ich, ja; ein jedes Glied hat seine eigene Fessel; auch zum Scheine nicht mehr darf die arme irdische Gestalt sich rühren Aber Eure Künste sind umsonst. Als ich noch ein Kind war, starb mein Vater. Ich begriff nicht, was Sterben heißt. Wo der Vater hingegangen sei, wollte ich wissen. Die Mutter deutete über die Wolken hinauf. Da lief ich gleich fort, flink wie eine Gazelle, holte den Vater ein und hing mich an ihn, bis wir auf die Insel kamen, wo wir nun leben. So hab' ich schon als Kind gelernt, mit der Seele außer dem Leibe zu gehen, und kann Eure Fesseln verachten. Denn „jene himmlischen Gestalten, sie fragen nicht nach Mann und Weib, und keine Kleider, keine Falten umgeben den verklärten Leib." Dahin! dahin, mein Geliebter!

Wirst Du die fremde Insel finden, mein Holder? Erschrick nur nicht! Es leben Ungeheuer darauf, aber mein Vater hat sie gebändigt; wenn er will, dürfen sie sich nicht rühren; denn Ariel ist in seinem Dienst. O! wisse nur: mein Vater ist des deinigen werth. Er hat nur das irdische Regiment gering geachtet und sich tiefsinnigeren Studien ergeben. Er beherrscht die Geister und lehrt sie ihre eigenen Wege wandeln. Komm nur heran, mein hoher Königssohn! Schon seh' ich dein Schiff tanzen im wilden Sturm, den Prospero gesandt. Die Hölle ist los. Stürze Dich nieder in die Wellen! Ariel trägt Dich an den Strand, wo Miranda Deiner

wartet. Und achte nur nicht der Prüfungen, die Prospero Dir auflegt! Denn er meint es anders, und ich helfe dir. „Ich thu's mit leichtem Herzen, denn ich thu' es gern."

Es waren wenige Ideen, die den Kern dieser lieblichen Herzenseröffnungen bildeten, — daß ihres Vaters Geist mit Rose's dämonischer Macht um ihre Seele kämpfe, daß sie sich selbst verboten habe, zu reden, daß Robert darum wohl ihre Geisterstimme überhören und Andere lieben werde, daß aber dennoch irgend ein Ort im Himmel und auf Erden, irgend ein fremdes, tiefgeheimes Plätzchen sein müsse, wo beide sich ewig wieder suchen und wieder finden werden. Aber die wenigen Ideen kehrten jedesmal so neu und eigenthümlich wieder, daß sie selbst neu zu sein schienen, und mit dem Entzücken des tiefeigensten Herzens bei dem Jünglinge sich der reinste geistige Genuß einer wunderbaren Poesie verband, durch die ihm die Geliebte noch theurer wurde, wenn dies noch möglich war. Wie sie sich mit Julietta und Miranda verglich, so verwandelte sie sich nach und nach in alle die ewigschönen Gestalten, in deren Hülle sie sich eingewöhnt hatte. Jetzt lief sie ihm als Käthchen nach, sank unter dem Hollunderbaum nieder und plauderte ihre tiefsten Geheimnisse aus, dann trat sie als Viola zu ihm, und erzählte ihm von ihres Vaters Tochter, die so sanft aussehe wie die Geduld auf einem Grabmonument. Sie ward auch wohl heiter und gerieth in Klärchens hohen Schwung, oder trat hin als Portia vor einen Gerichtshof und sprach über Rose ein Urtheil, wie über einen andern Shylock, weil er ihr selbst das Herz aus dem Leibe schneiden wolle. Es stellte sich in den Blättern die Kette der lieblichsten Seelenwanderung dar; aber, in welcher Gestalt sie auch erscheinen mochte, immer floß eine bis zum Rand mit Liebe gefüllte Schale in trunkenem Gusse über. Kein Wunder, wenn Robert in der köstlichen Lectüre schwelgte und alles Leid vergaß, welches ihn in ehernen Banden hielt. Allmälig brachte nun auch der ärztliche Freund bessere Nachrichten von Theresens körperlicher Wiederherstellung, und, da er darum in der Mittheilung jener Blätter doch nicht lässiger wurde, so mußte man vermuthen, daß er, um Robert stets in guter Stimmung zu erhalten, entweder anfangs mit seinem Vorrathe sorgsam hausgehalten, oder gar allmälig versucht habe, jene liebliche Poesie selbstdichtend nachzubilden. Gewiß ist, daß Therese, seit sie sich wieder erholte und ihrer Gedanken Meister wurde, mit jenen Eröffnungen ganz wieder aufhörte und auch gegen den Arzt so schweigsam wurde wie vorher. Der feine Mann ließ sich aber das nicht verdrießen; er hatte zu tief in des Mädchens Herz geblickt, um sich nun durch ihr übermäßiges Zartgefühl täuschen zu lassen. Er kannte das innerste Bedürfniß ihrer Natur, und vertraute fest darauf, daß dies endlich auch das Schicksal bezwingen müsse. So gut er vermochte, unterrichtete er sich nach und nach über Theresens Verhältnisse; und, obgleich ihm dies durch Rose erschwert wurde, der ihn mit mißtrauischen Augen zu betrachten anfing und namentlich Theresens Mutter vor ihm als vor einem Freigeist warnte, so wußte er sich doch allmälig so viel zu recht zu legen, daß das Mädchen entweder aus allzugroßer Delicatesse sich scheue, dem Geliebten mit sich und den Ihrigen eine Last aufzubürden, oder daß sie sich dem Schauspieler durch die bisher für sie aufgewandten Kosten zu tief verschuldet glaube, um ihm jetzt den Stuhl vor die Thür zu setzen, oder daß sie Robert in fremden Banden glaube. „Was es aber auch sein möge," sagte er zu sich selbst, „so soll es mein festes Vertrauen nicht irren. Handelt es sich etwa nur um das gemeine Metall, so soll es mir ein Vergnügen sein, das göttliche Kind dem Zauberer abzukaufen und dann fliegen zu lassen, wohin es seine Seele zieht. Der Mutter wollen wir den Floh bald wieder exstirpiren, den ihr Mephistopheles ins Ohr gesetzt hat. Wenn Romeo will und Julietta will, was fragen wir dann nach den Kapulet's und den Montague's? Ich kann den Bruder Lorenzo spielen, so gut als irgend einer, oder die Amme dazu; denn ich würde das liebe Kind mit Freuden zu Bette bringen. Wenn nur erst Julietta will! Da liegt's, Alter. Der alte Miller sagt, eine Weiberseele sei selber für einen Capellmeister zu spitz, und deine Recepte sind noch lange keine Partituren. Aber nur Geduld! Sie wird schon wollen, wenn wir sie aus der Stickluft in Sauerstoffgas bringen. Sie muß weg von hier, wo es „so schwül und dumpfig ist", weil der böse Geselle um sie spukt; sie muß in eine reinere Luft; dann wollen wir mitten durch Hexen und Gespenster hindurch ihren Geliebten zu ihr führen, und Oberon's und Titania's goldene Hochzeit feiern. Mag sie dann Rose's Kopf auf ihren Schooß legen und darin krauen, wie in Zettel's Mähne! Wir lachen des plumpen Gesellen, Musjeh Motte, Senf, Spinnweb und meine Wenigkeit." Der Arzt bildete wirklich den Plan in sich aus, Theresen, sobald es geschehen könnte, aufs Land, am besten in ihre Heimath zu bringen, wo die Erinnerung an ihre mit Robert verlebte Kindheit ein mächtiges Gegengewicht gegen Rose's Bann über sie ausüben würde; dort sollte denn Robert's

stürmende Liebe die falsche Bedenklichkeit ihres Zartgefühls über den Haufen werfen, und er selbst entschloß sich, das Mädchen so auszustatten, daß sie aller Verbindlichkeit gegen Rose sich entschlagen und sich nicht mehr fürchten dürfte, ihrem Geliebten mit der Sorge für Mutter und Schwester eine Bürde aufzuladen. Von diesem Plan sollte jedoch Thereſe vor der Hand so wenig etwas erfahren wie Robert. Denn er fürchtete, das Mädchen möchte, so lange sie in Rose's Atmosphäre lebe, darauf nicht eingehen, und Robert möchte ihm das Vergnügen rauben, das Mädchen auf die gedachte Weise auszustatten. Er fuhr daher fort, bei Thereſen sich auf die leibliche Pflege, bei Robert auf die fortwährende Mittheilung jener Fragmente zu beschränken, während er im Stillen die Schenkungsurkunde ausfertigte und bei dem Intendanten des Theaters sich erkundigte, um welche Zeit etwa Rose so beschäftigt sein möchte, daß es ihm unmöglich wäre, Thereſen zu begleiten.

Während nun so der Arzt im Geheimen für das liebende Paar sorgte und Robert durch seine Vermittlung in einem ununterbrochenen süßen Traume lebte, stellte sich auch bei der allmälig wieder auflebenden Thereſe eine eigene Zufriedenheit ein, die der Ruhe glich, wie sie in einem ausgetobten Vulkane herrschen mag. Es schien, als sei mit der Krankheit aller eigene Wille in ihr gebrochen, oder concentrire sich vielmehr nur auf das Eine, sich geduldig in ihr Schicksal zu ergeben. Nur die Anwesenheit ihrer Mutter schien einen erfreulichen Eindruck auf sie hervorzubringen; sonst ließ sie Alles gleichgültig um sich geschehen und fragte nach nichts. Robert's Namen brachte sie nicht auf die Lippen. Wenn die Mutter von Rose's Vortrefflichkeit, seinem Diensteifer, seiner Zärtlichkeit sprach, so hörte sie es ruhig an; nur, wenn von der nahen Hochzeit die Rede war, schauderte sie leise zusammen. Um das Theater bekümmerte sie sich gar nicht; überhaupt fing sie selten ein Gespräch an. Gegen Rose war sie, wie sie es von jeher gewesen war, gleichgültig freundlich. Von Allen, die kamen und gingen, schien sie nur der Arzt zu interessiren. Es war, als fühlte sie es, daß ihr hier ein edler Bundesgenosse bereit stehe; aber sie konnte es nicht über sich bringen, ihn als solchen anzusprechen. Dabei blühte auf ihren Wangen das alte gesunde Roth wieder auf, wofür die Mutter Gott lobte und Rosen dankbar die Hände drückte, als hätte sie nächst Gott nur ihn darum zu verehren. Rose selbst war voll Behagen; das Mädchen war ihm nie reizender vorgekommen, und, was ihn quälte, war nur die kaum bezähmbare Begierde, sie endlich ganz in seine Arme zu schließen, und den Lohn für so viele Mühe und Entsagung zu genießen. Er mußte oft rasch von ihrem Bette wegtreten, oder gar aus dem Zimmer gehen, um nicht mit dem blitzenden Feuer seiner unheimlichen Augen den Aerzten zum Gespött zu werden. Die Lust und die Hoffnung schienen ihn wirklich zu verjüngen; er trat rascher auf, sein bleiches Gesicht ward von einem Anfluge dunkleren Roths belebt, er lief viel auf den Straßen umher, seine Rollen gelangen ihm besser als je; in den gesellschaftlichen Kreisen, wo er erschien, floß er von Witz und Laune über. Sobald nun Thereſe wieder völlig erholt sei, beschloß er, sogleich die Ceremonie zu veranstalten, wie er die Copulation bei sich selbst nannte; und nun verdroß es ihn nur, daß er die bürgerlich rechtlichen Documente, die dazu nöthig waren, nicht so schnell herbeischaffen konnte, als er es wünschte. Ehe er aber diese bei der Hand hatte, mochte er mit seinem Vorhaben nicht öffentlich hervortreten, weil er fürchtete, es möchten ihm sonst Robert oder der Arzt, dem er nicht ganz traute, in die Quere kommen.

So kam nun der Zeitpunct heran, wo der Arzt seinen Plan ins Werk setzen zu dürfen glaubte. Er war vergewissert, daß Rose beim Theater nicht abkommen könne; und zugleich hatte er von einem befreundeten Gerichtsrathe erfahren, daß Rose die zur Verehlichung nöthigen Papiere beizuschaffen suche, aber vorerst noch nicht beisammen habe. Der Augenblick schien also ganz geeignet, das Mädchen ohne Mühe seinem Manne zu entführen. Zuerst zog nun der Arzt seinen jungen Freund ins Vertrauen, indem er ihn benachrichtigte, daß Thereſe zur vollständigen Wiederherstellung ihrer Gesundheit in ihre Heimath reisen und er selbst sie begleiten werde; Rose treffe zwar bereits Anstalten zur Hochzeit, aber noch sei eben Galgenfrist vorhanden, um ihm das Mädchen zu entführen; die Mutter könne man, um störende Einwirkungen von ihrer Seite zu vermeiden, und um in ihr gleichsam dem Schauspieler ein täuschendes Unterpfand zu gewähren, hier zurückbleiben lassen; er wolle ihr ein Recept verschreiben und Thereſens Schwester zur Abholung herbeirufen; sobald er nun mit Thereſen und ihrer Schwester im Wagen sitze, wolle er das Feuer auf sie eröffnen und die Schanzen, welche Rose um sie gebaut, stürmen; Robert möge auf der ersten Station bereit stehen, wo ihm sogleich der erste Erfolg kund gethan werden solle; dann möge er, je nach den Umständen, die übrige Reise im Wagen oder zu Pferde mitmachen; in Thereſens Geburtsort werde ihr Taufschein

sogleich zu haben sein, die weiteren Papiere wolle er beschaffen, Robert möge die seinigen mitbringen; der Consens der Mutter werde leicht zu erlangen sein, wenn Robert's Mutter sie zu sich einlade; in wenigen Tagen könne dann Alles in Richtigkeit gebracht werden. Robert war über die Botschaft entzückt, und sah bei der Sache kaum Bedenklichkeiten, da ihm die, welche allerdings vorhanden waren, der Arzt freundlich sorgsam verschwieg. Er war noch so voll von der Lectüre, die ihm der Arzt verschafft hatte, und lebte durch diese und die ihr vorangegangenen Theaterabende noch in einer so romantischen Welt, daß eine Erwägung der gemeinen Verhältnisse des äußern Lebens ganz außer seinem Gesichtskreise blieb. Und, wenn er sich auch dazu hätte herablassen mögen, was hätte eine solche Erwägung vermocht gegenüber der festen, eben jetzt auf so eigenthümliche Weise genährten und bekräftigten Ueberzeugung, daß Therese ihn liebe, daß ihre Seele, selbst wider ihren Willen, ihm, nur ihm gehöre! Er fühlte sich so glücklich, daß es ihm Bedürfniß ward, sich seiner Mutter mitzutheilen; denn es that ihm jetzt leid, daß er ihre Zärtlichkeit, ihr treues Mitgefühl in der letzten Zeit so wenig vergolten hatte. Freilich fiel ihm auch dies, wie manches Andere, jetzt erst ein, da er sich, wie von einem langen peinlichen Drucke befreit, wie neugeboren empfand. Die Generalin las die vom Arzte mitgetheilten Blätter und gab sie mit glänzenden Augen dem Sohne zurück, der ihr in leidenschaftlicher Rührung um den Hals fiel. „Wie froh bin ich," sagte sie, „daß ich mich vom ersten Augenblicke an nicht habe an dem Mädchen irre machen lassen! Mein erstes Gefühl für sie hat mich nicht getäuscht. Ihre Mutter soll uns keine Schwierigkeiten machen. Sie hat in mir auch eine Mutter sich gegenüber, und der Anblick meines Glückes, meiner tiefen Herzensfreude wird das Beste bei ihr thun." Nach einer so angreifenden Spannung, wie sie Robert erlebt hatte, ist nichts tröstlicher und stärkender, als die Erfahrung, daß die Unsrigen, die unser Herz im Eigensinn seines Schmerzes von sich gewiesen hatte, mit unveränderter Liebe uns angehangen, mit rührend treuer Theilnahme unsere Schritte verfolgt haben, und nun die Wiederkehrenden nicht einmal für die ihnen bewiesene Verkennung büßen lassen. Robert bedurfte aber dieser Stärkung um so mehr, da er jetzt, bei nicht ganz hergestellter körperlicher Gesundheit, gar manche Besorgungen abzumachen hatte, die, weil sie heimlich gemacht werden sollten, größere Umständlichkeit, Vorsicht und manchen Aerger mit sich brachten. Zugleich mochte er seine bisherige Beschäftigung im Hause des Dichters nicht abbrechen, damit der Schauspieler, der den Dichter seit jenem Abend häufig besuchte, keine Gelegenheit zu irgend einem Argwohn erhielte.

Indessen traf der Arzt auch in Rose's Haus die nöthigen Anstalten. Er erklärte, daß Theresen eine Luftveränderung durchaus nothwendig sei, daß sie je eher je lieber reisen müsse, und daß es das Beste sei, sie vorerst in ihre Heimath zu bringen. Rose war betreten, sprach aber nichts dagegen, da er nicht wagte, den berühmten Arzt aufzubringen. Dagegen blitzte in Theresens Zügen zum ersten Male seit langer Zeit wieder eine reine Freude auf. „O, meine Heimath!" rief sie; „hätte ich sie doch nie verlassen!" Sie brach aber sogleich wieder ab, da ihre Mutter einen strafenden Blick auf sie richtete. „Ich werde meine Schwester wieder sehen dürfen," fuhr sie dann, sich verbessernd, fort. Der Zufall wollte, daß diese eben anfuhr, und der Arzt verhehlte es nicht, daß sie auf seine Veranstaltung komme, da er sich vorausgedacht habe, daß die würdige Mutter die Reise jetzt nicht würde unternehmen können, wie er sich denn hiervon auch bei Befühlung ihres Pulses überzeugt habe. Das Wiedersehen der beiden Schwestern war höchst rührend, und der Arzt genoß dabei einen äußerst glücklichen Augenblick; denn er durfte sich den guten Genius nennen, der hier anfange, dem Bösen die Zügel des Schicksals aus der Hand zu nehmen. Er bestimmte die Abreise auf den nächsten Tag, und erklärte sich bereit, zur Verhütung aller Besorgnisse wegen eines etwaigen Unfalls selbst mitzufahren. Therese ließ ihn nicht weggehen, ohne ihm mit sichtlich tiefer Empfindung die Hand gedrückt zu haben. Voll Fröhlichkeit ging er zu Robert, um mit ihm das Nöthige vollends zu verabreden. Der Händedruck des lieben Mädchens hatte ihn elektrisirt; er hatte daraus abgenommen, daß sie ihn verstehe, und hoffte nun bestimmt auf einen glücklichen Ausgang des Unternehmens.

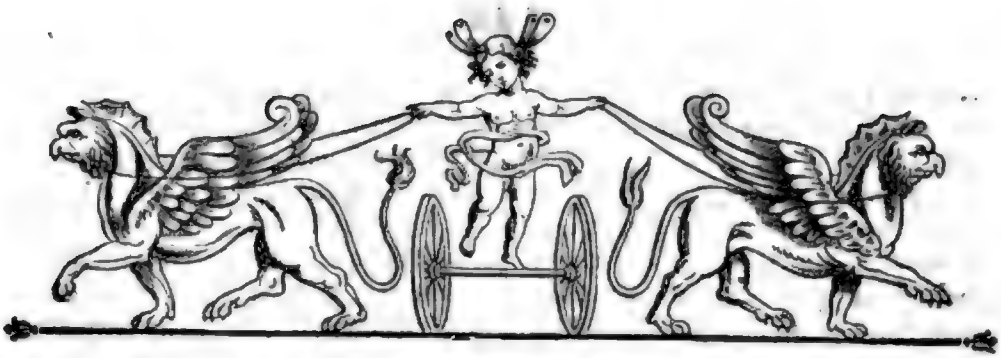
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Allgemeines Theaterlexikon.]

Das 3. Heft des 3. Bandes geht von „Faust" bis „Garnitur". Eine Lithographie zeigt die drei berliner Theater, das darmstädter, hamburger, mannheimer und aachner. Heft 1. des 4. Bds. geht bis „Gürtel". Literarische Artikel, über Goethe, Grabbe u. A., sind von Marggraff; technische, über Gastrollen u. dgl., von Louis Schneider in Berlin.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 37. — den 20. Februar. 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Schauspieler.

(Fortsetzung.)

Auch Rose hatte die Familie sich selbst überlassen, und war auf sein Zimmer gegangen, wöselbst er sich eine Stunde lang einschloß. In äußerstem Ingrimm schritt er da auf und ab und sprach mit sich selber. „Wollt Ihr mich täuschen mit Euren Munkeleien?“ sagte er, „oho! ich kenne das! Der Naturforscher hat gemerkt, mit wem er es zu thun hat. Nun will der superkluge Gelehrte in seiner Anwandlung von frommer Laune den Ormuzd spielen, und den Ahriman um sein wohlerworbenes Recht prellen. Keine Frage, die Grille macht Euch Ehre, Herr Doctor. Ihr habt Euch an einen respektablen Gegner gemacht. Aber seht nur zu, daß Ihr nicht zu früh frohlockt! Ich habe meine Paar Augen auch, und lasse mir eine Beute, die ich so lange mit Argusblicken bewacht, nicht nur so von einem zärtlichen Komödienvater unter dem Arm wegnehmen. Wie? nach so viel Mühe, Fleiß, Selbstverläugnung sollte ich nicht genießen dürfen? Mit dieser sogenannten guten Erziehung, die ich dem Mädchen im besten Kirchenstyle gegeben habe, sollte ich nur für einen Andern gearbeitet haben, für einen unreifen, schwärmerischen Poeten, der den Werth dieses Schatzes gar nicht versteht, der von der ersten besten Dirne dieselbe Befriedigung haben kann, der gar nicht ahnt, was es heißt, eine solche Menschenblume in der ersten Frühlingsfrische zu brechen? Ich sollte sie hingeben, der diesem einzig wünschenswerthen Augenblick seit Jahren entgegendürstet, der es so fein berechnet hat, ihn so genußvoll als möglich zu machen? Den Preis meiner verfluchten Anstrengungen, die so wenig nach meinem Sinne waren, sollte ich verlieren, und diejenigen ihn gewinnen lassen, die hinterher über den dummen Teufel lachen würden, daß er in reiner Uneigennützigkeit ein christlich frommes Werk vollführt und sich den Preis in der Moral verdient habe? Nimmermehr!“ Er warf sich aufs Sopha und versank in Nachdenken. Denn er empfand an seinem Zorn, daß die Sache denn doch bedenklich stehe. „Ich kann nichts Auffallendes thun,“ fing er wieder an, „ich darf dem Arzte nicht widersprechen; mitreisen kann ich nicht, meine Verlobung mit ihr jetzt noch bekannt machen auch nicht, die Ceremonie vorher vornehmen noch weniger. Andere Mittel, als die natürlichen, darf ich nicht anwenden, und ich möchte nicht, da ich sonst nur den halben Genuß hätte. Und nun bleibt mir nur noch der Abend.“ Er stand wieder auf, lehnte am Fenster, setzte sich abermals und schritt wieder auf und ab. Endlich schien er mit sich einig; er schlug sich vor die Stirn und sagte, indem er ein helles Gelächter erhob: „Dummkopf, daß mir das Einfachste zuletzt einfallen muß! So geht es, wenn man so lange Zeit aus den Gränzen der eigenen Natur heraustritt und den Schein einer fremden annimmt. Ich wäre bald selbst ein Moralist geworden, der bei der Psychologie vergißt, daß die Natur dieses wunderliche Ding, das sie Seele nennen, in ein Gehäus von Fleisch und Blut eingeschlossen hat. Wir wollen den psychischen Arzt mit ganz somatischen Gründen widerlegen, und,

ſtatt nach einer Kataſtrophe zu ſuchen, wie ſie ſich für eine Novelle ſchicken würde, die Sachen ganz ihren natürlichen Gang gehen laſſen."

Roſe beſtellte bei ſeiner Schweſter ein ſplendides Abendeſſen und machte darauf mehrere Ausgänge. Höchſt vergnügt trat er dann bei ſeinen Gäſten ein, und machte ſich ein Hauptgeſchäft daraus, die Schweſter Thereſens ganz für ſich zu gewinnen. Es war ein lebhaftes Mädchen, die viel von Hauſe zu erzählen wußte, was Thereſe mit großer Theilnahme anhörte. Auch ſie war wieder geſprächig geworden, ſo daß die Mutter ſich über den auffallenden Wechſel ihrer Stimmung nicht genug verwundern konnte. Roſe aber legte heute alle Karten ſeiner geſellſchaftlichen Künſte aus. Durch die drolligſten Erzählungen wußte er ſelbſt Thereſen zum Lachen zu bringen, welche auch ihm jetzt wieder eine freundliche Theilnahme zuwandte, vielleicht, weil ſie morgen für einige Zeit von ſeinem Banne erlöſt zu werden hoffte. So verfloß das Abendeſſen unter lauter Scherz. Roſe ließ einen trefflichen Wein herbeibringen, mit dem auf Thereſens Wiederherſtellung angeſtoßen wurde. Thereſen ſelbſt goß er aus einer beſondern Flaſche zu, weil der andere Wein für ſie zu ſtark ſein möge. Indeſſen war es nun ſonderbar, daß gerade ſie die Wirkung des Getränkes ſtärker zu empfinden ſchien, als die Uebrigen. Sie fing an, die Schweſter an Frohſinn zu überbieten, während dieſe eingeſtand, daß ſie Schläfrigkeit empfinde, was man auf die Ermüdung durch die Reiſe ſchob. Aber auch die Mutter fing an, einzunicken und die Schweſter Roſe's mußte endlich Beide zu Bett bringen. Thereſen, da ſie folgen wollte, hielt der Schauſpieler zurück, und ſie ließ es geſchehen, da ſie ſich wirklich noch zu aufgeregt fühlte, um ſchlafen zu können.

Roſe ſcherzte noch eine Weile fort; dann brach er mit einmal ab, ergriff die Hand des Mädchens, und ſagte in rührendem Tone: „Du willſt mich morgen verlaſſen, Thereſe?" — Sie ſchlug die Augen zu Boden. Er ſetzte ſich näher zu ihr, legte den Arm um ihren Nacken und hob ihr das Kinn auf. „Liebes Mädchen!" hob er wieder an, „es ängſtigt mich, daß Du morgen von mir gehen ſollſt. Ich muß eine weite Reiſe unternehmen, und weiß nicht, wann ich davon zurückkehren werde. Mir iſt bange, daß Du mir in der Zwiſchenzeit entriſſen werden könnteſt." Sie ſchüttelte ſchmerzlich lächelnd das Köpfchen. „Willſt Du denn mein Weib werden, Thereſe?" fragte er wieder, und fuhr, als ſie ſich beſann, weiter fort: „Ich habe Dir ſo lange Zeit zur Ueberlegung gelaſſen, daß meine Frage Dich wohl nicht verwirren kann. Ich weiß, daß Du eine Zeit lang dem Verſprechen, das Du mir gegeben, untreu geworden biſt und andere Wünſche gehegt haſt. Aber es ſcheint die Zeit gekommen zu ſein, daß wir allen Täuſchungen ein Ende machen und ruhig erwägen, was für uns Alle das Beſte iſt." Roſe führte nun aus, welche Rechte er an Thereſen zu haben glaube; er ließ weislich einfließen, daß die Lage ihrer Mutter und Schweſter von ihm abhänge, daß Thereſens eigene Geſundheit noch keineswegs ſo geſichert ſei, daß ſie das Theater wieder betreten könne, daß die noch bemerkbare hartnäckige Heiſerkeit bei längerer Dauer ihr vielleicht den Rücktritt auf die Bühne ganz unmöglich machen werde. Es war wohl zu bemerken, welchen Eindruck all dies auf Thereſen machte. Ihr war wie einem Verurtheilten, der die Entſcheidungsgründe des Gerichts langſam feierlich ſich vorgeſprochen hört. „All dies aber," fuhr Roſe fort, „ſoll Dich nicht beſtimmen. Nur das Eine kann ich Dir nicht erſparen, zu vernehmen, daß Dein liebenswürdiger Jugendfreund ſich morgen wirklich mit Gräfin A. vermählen wird." Er ließ hierauf eine Pauſe folgen, in welcher man den Schlag von Thereſens Herzen faſt hätte hören können. Sie zerdrückte indeß die Thräne, die ihr ins Auge kam und ſandte einen glänzenden Blick nach oben, als wollte ſie den Segen des Himmels auf den Geliebten herabrufen. „Ja," ſagte ſie dann, „ich will," und drückte Roſe's Hand entſchieden und kräftig. Sie ſtießen auf ihren Bund an und Thereſe goß das ganze Glas hinunter, als hätte ſie einen allgemeinen Brand ihres Innern zu kühlen. Roſe ſcherzte nun wieder eine Weile in zärtlichen Ausdrücken, indem er mit den aufgegangenen Locken des Mädchens ſpielte. „Du biſt eine kalte Braut," ſchmollte er, und zog ſie auf ſeine Kniee. In ihrem Buſen arbeitete es immer noch heftig; plötzlich fuhr ſie auf und küßte Roſen lebhaft auf den Mund, worauf ſie hell lachte und ſagte: „Es iſt ja keine ſolche Sache." Er bat ſie nun ſelbſt, nicht mehr zu trinken, da ſie ſchon merklich erhitzt war. Von Zeit zu Zeit ſchloß ſie die Augen, und er fühlte dann ihre Hände brennen und zittern; Thereſen gaukelte in ſolchen Momenten Robert's Bild vor der Seele, und ſie fühlte eine Verwirrung aller Sinne; es war ihr ſchwindelnd, als ſchöſſe vor ihr ein Abgrund in die Tiefe, in den ſie ſich ſtürzen müßte, um unten bei Robert zu ſein. Wenn ſie aber dann die Augen wieder öffnete, erröthete ſie und ward ſichtbar ängſtlich. „Holdes Mädchen," begann er wieder, „ſoll ich Deinen Worten allein glauben? Wenn es Dein Ernſt iſt, die Meinige zu

ſein, willſt Du es mir nicht auch durch die That beweiſen? Geh doch! Sieh mich nicht ſo mit großen Augen an! Ich will Deinen Worten glauben; aber ſie tröſten mich nicht. Ich möchte noch eine ſchönere Gewißheit auf meine Reiſe mitnehmen. Gib mir ſie, Thereſe! Gib mir heute, was Du mir ja doch geben willſt! Laß mich den köſtlichen Schatz mit forttragen, damit mich nicht fern von Dir Zweifel und Angſt zu Tode quälen! Nimm das Zeichen von mir an, daß Du die Meinige ſeiſt! Gib mir die unzerſtörliche Gewißheit, daß mir kein Anderer rauben könne, was Du mir geweiht haſt!" Thereſe befand ſich in unſäglicher Beklommenheit; ſie wollte reden, und fand keine Worte; ſie wollte fliehen, und die Füße verſagten ihr den Dienſt. Mit der Hitze wechſelte plötzlich ein lähmender Froſt, und im nächſten Augenblicke meinte ſie wieder das Blut in den Adern ſieden zu fühlen. „Warum willſt Du mich nicht verſtehen, holdes Kind?" ſagte Roſe, leiſe flüſternd, „haſt Du vergeſſen, was Dich die Dichter gelehrt haben, was Du ſelbſt auf dem Theater ſo oft aufs Lieblichſte ausgedrückt haſt? Fürchte Dich doch nicht vor der ſüßeſten aller Empfindungen, dem himmliſchen Taumel der Seele, wenn ſie die Liebe ihren Zauberſtab auf ſich neigen fühlt! Was ängſtet Dich, wunderliches Mädchen? Schließ' immer die ſüßen Augen wieder! Niemand iſt da, der Dir bange machen könnte. Nur ich, Dein liebender Freund, und Du und Gott über uns, welcher der Liebe ihr ewiges Geſetz gegeben hat. Laß ihn ſelbſt den Prieſter ſein, der uns zuſammengibt! Was ſoll uns die hohle, kalte Form? Wir holen ſie nach, wenn wir erſt wiſſen, was ſie bedeutet. Jetzt iſt die rechte, ſchöne Stunde, die den dunkeln, behaglichen Schleier, das ſchöne Geſpinnſt bereitet. Denk' an Juliette, an Miranda, an die fromme Desdemona ſelbſt! Denke, daß wir morgen ſcheiden müſſen, und laß uns die Wiedervereinigung voraus feiern, damit wir, auch fern von einander, auf die innigſte Weiſe beiſammen ſeien!" Das Mädchen zitterte an allen Gliedern und vermochte kaum Athem zu holen. Sie wußte in tödtlicher Verwirrung ſelbſt nicht, was ſie dachte, was ſie wollte; Angſt, Scham, Zorn, Ekel vermiſchten ſich mit dem ſchwelgeriſch ſüßen Gedanken an Robert; ſie hörte ihn reden, und erkannte dann wieder den Schauſpieler; die ſeligſten Ahnungen in wüſtem Gemiſch mit den ſchauderhafteſten ſtiegen vor ihr aus dem Abgrunde auf; ſie meinte, ſie müſſe gleich wahnſinnig werden. Sie machte jetzt einen letzten Verſuch zu entfliehen, aber Roſe hielt ſie ſanft, doch mit Kraft zurück, und ſetzte ſie wieder neben ſich nieder. Mit einem freundlichen Lächeln, das Thereſen entſetzlich vorkam, warf er hin, daß ſie ja doch nicht entfliehen könne, daß Mutter und Schweſter tief ſchlafen, weil er, um ſie bald zu entfernen, ihnen einen Schlaftrunk in den Wein gemiſcht habe. „Und warum wollteſt Du auch fliehen, Närrchen? Dieſe kindiſche Angſt kleidet Dich zwar zum Entzücken ſchön; aber Du wirſt ſie ja doch einmal überwinden müſſen. Jedes Mädchen hat ſie gehabt, und Jede hat hinterher darüber gelacht. Sei vernünftig und ſtark, meine holde Braut, wie ich Dich immer gekannt habe! Erhebe Dich über dieſe wunderliche Scheu! Bedenke, was Du mir vor wenigen Augenblicken ſo heilig verſprochen haſt! Laß mich nicht argwöhnen, daß Du mich etwa hinter meinem Rücken täuſchen wolleſt! Laß Dein Wort zur Wahrheit werden! Sei mein, mein liebes, gutes, ſanftes Weib, mein theures Eigenthum und unendlich köſtliches Gut!" Roſe kam ſeinen Worten durch die That zu Hülfe, und der armen Thereſe ſchwanden die Sinne.

Es war die ſchönſte laue Mondnacht. Vor einem Nachbarhauſe ſchlugen zwei Nachtigallen um die Wette. Robert, den eben der Zug ſeines Herzens noch einmal durch die Straße führte, hörte ſie und nahm die Töne für ein glückliches Zeichen. Er flüſterte gegen die dunkeln Fenſter an Thereſens Schlafzimmer ein zärtliches: Gutenacht! hinauf, und kniete in Gedanken voll heilig ſüßer Ahnung vor dem Bette der holden Schläferin. „Ich ſag' es Euch," lispelte er, „ihr himmliſchen Lüfte: berührt mir ihre Wangen ſanft! Wecket ſie mir nicht auf! Nichts ſtöre ſie in ihren ahnungsvollen Träumen von den nahen heiligen Stunden, wo ſie, erlöſt aus dem Leichenduft dieſes finſtern Hauſes, am Buſen ihres Freundes zu einem neuen, ſeligen Leben erwachen wird! O, ſchlafe nur, Liebe! ſchlaf' aus die ganze trübe Vergangenheit mit aller Pein, die ſie auf Dein unſchuldiges, ſtarkes Herz gehäuft hat! Ich wache für Dich, und ſorge für Dich und mich, und feiere ſchon in Gedanken den göttlichen Augenblick, wo wir uns einzig und ganz gehören und für die Ewigkeit uns umſchließen werden. Wenn etwas in Deinen Traum ſich ſchließen darf, ſo ſeien es die Töne dieſer Nachtigallen, die in himmliſch ſchmelzender Klage voll Jubel es herausſingen, was wir Beide noch kaum denken dürfen, wenn uns nicht die Uebermacht der Sehnſucht erdrücken ſoll! O, die ſüßen Töne! Was liegt nicht Alles darin, — Sehnſucht und Gewißheit, Klage und Genuß, tödlicher Schmerz und himmliſches Entzücken. Sprechen Sie nicht miteinander, als

wären es Romeo's und Juliettens Seelen, in der holden Mondnacht von den Sternen herabgestiegen, von Deinem Herzen aus den Räumen der ewigen Freude herniedergezogen? O, beflügelt euch, ihr Stunden, und führet die einzige heran, wo wir Beide uns diese Töne in Worte, in Blicke, in Küsse, in redende Gedanken übersetzen werden! — Aber nein! Ich will mich gedulden, ich will nicht undankbar sein gegen das gütige Geschick, das mir jetzt so hold lächelt, das mir auch noch den gegenwärtigen schönen Augenblick verleihen will. Zur Ruhe denn, wenn mir zu schlafen möglich ist, da ich jetzt Flügel haben möchte, um mit den goldenen Sternen zu segeln! Aber die Nacht ist ja schon weit, und der Morgen ist nah. Ich höre das Roß schon wiehern und scharren, das mich in wenigen Stunden an ihre Seite tragen soll. Glück auf denn! Und Du, finsterer Geist, der meinen Engel in Klauen hält, erfahr' es, daß die Liebe stärker ist als die Kunst der Hölle! Aber diese sollst Du nicht preisen und sagen, daß sie nicht die erste ist und nicht die letzte sein wird! Sie ist gerettet, sagt mir mein Herz, und die Stimme vom Himmel wird mich nicht Lügen strafen." Ein leichter Donner ließ sich aus Westen vernehmen und die Nachtigallen schwiegen erschrocken. Robert achtete aber, Homer's gedenkend, den Donner für ein gutes Omen, und ging stolzen Schrittes die Straße hinab.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Königliche Gunstbeweise. Brieflich aus Berlin.]

— Der besondern königlichen Gunst hatten sich auch zwei schlesische Literaten zu erfreuen. Der als Lyriker, besonders als Dichter des köstlichen, nach Reissiger's Melodie überall gesungenen Noahliedes, und als Uebersetzer des Dante, auch als Entdecker der blauen Grotte bekannte Kopisch erhält seit Kurzem aus königlicher Kasse ein Amt bei Hofe und Gehalt von 400 Thlrn. jährlich. Zur Zeit der Thronbesteigung und Huldigung lieferte Kopisch einige sehr echt und schön gefühlte Gedichte. Gottlob Regis in Breslau, der Uebersetzer der Shakspearesonette und des Pantagruel und Gargantua von Rabelais, erhält jährlich 300 Thlr. An das königliche Geschenk, das Nikolaus Becker, an die Pensionen, welche Tieck, welche Immermann's Wittwe erhalten, braucht man nicht zu erinnern, um Belege zu finden, wie wohlwollend die Gnade des Königs Dichtung und Dichter bedenkt. Früher kamen dergleichen außergewöhnliche königliche Gunstbezeugungen nur Sängern und Tänzern, oder bürgerlich Nothleidenden zu gut. In Bezug auf Besoldung und Belohnung der Theaterkünste erfahren wir vielmehr, daß Graf v. Redern den ausdrücklichen Bescheid erhielt, er werde zur Verwaltung seines Institutes außer den üblich ausgesetzten jährlichen 100,000 Thlrn. keinen Pfennig weiter erhalten. †.

[David Friedrich Strauß.]

Von Strauß' Dogmatik erschien der erste Band. Vom „Leben Jesu" arbeitet er die vierte Auflage aus. Laut Artikel im 32. Heft des Conversationslexikons der Gegenwart ist er am 27. Jan. 1808 zu Ludwigsburg geboren. Der Berichterstatter sieht die populäre Theilnahme an den Strauß'schen Forschungen nicht im Standpunkte der Zeit nothwendig bedingt, vielmehr schreibt er sie einigen Zufälligkeiten zu. Unter den Schicksalen, die das „Leben Jesu" hatte, finden sich allerdings auch Curiositäten. Unbekannt war uns die Begegnung, die dem Buche in Holland widerfuhr. Der Buchhändler Bolt in Gröningen kündigte eine holländische Uebersetzung an, die aber unterblieb, weil der Professor Hofstede de Groot und der Buchhändlerverein sich öffentlich dagegen erklärten. Die haager Gesellschaft zur Vertheidigung des Christenthums setzte im J. 1836 einen Preis aus für die beste Widerlegung der Strauß'schen Schrift, wovon aber bis jetzt noch kein Resultat bekannt geworden ist. — Was die Widerlegung betrifft, die in gedachtem Artikel des Lexikons den Strauß'schen Resultaten widerfährt, so ist sie besonders gegen die Annahme gerichtet, was nicht buchstäblich historisch wahr sei, müsse Mythe oder Dichtung sein. Es gebe, heißt es dort, noch ein Drittes, nämlich mündlich fortgepflanzte Ueberlieferung, welcher Historisches zum Grunde liege, das aber, durch lebendige Ueberlieferung weiter ausgeschmückt, bisweilen auch ins Wunderbare gezogen sei. Der Sage liege immer Historisches zum Grunde, der Mythe aber nicht. Auf die Sage aber habe Strauß gar keine Rücksicht genommen, dies sei einer der größten Fehler seiner Beweisführung.

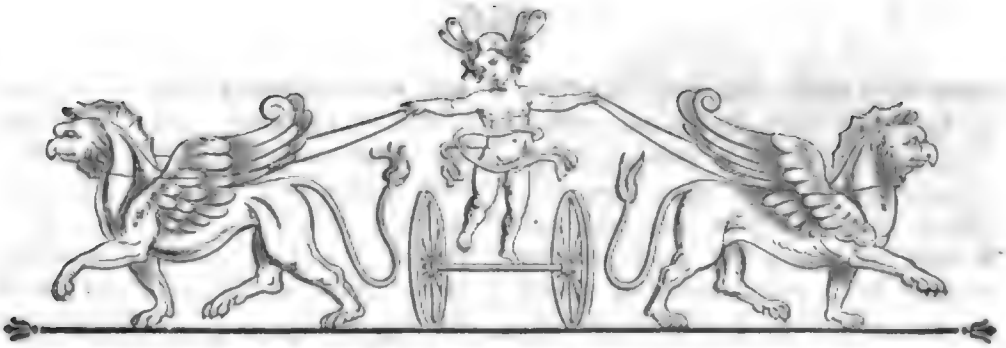
[Die dresdner Bühne.]

Das dresdner Schauspiel, dessen Ensemble gegenwärtig vielleicht das beste in Deutschland ist, verdient auch um seines rüstigen Fleißes willen die Anerkennung der Freunde dramatischer Literatur. Unlängst gab man Don Aurelio, oder Liebe hilft zum Recht, Lustspiel in vier Acten, nach dem Spanischen von las Huesias, von Vogel. In Nr. 36. der sächsischen Vaterlandsblätter liefert Eduard Gehe, der fleißige Dramaturg der dresdner Leistungen, einen interessanten Bericht über den Charakter des Stücks und die Aufführung.

[Dorn. Brieflich aus Riga.]

Dorn arbeitet an einer neuen Oper; „das Banner von England". In einem neulichen Concert gab er uns einen Chor aus seiner Composition, die viel verspricht. — In demselben Concert sang Dem. Schebest eine Arie von Donizetti und zwei Lieder von Hieronymus Truhn in Berlin.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 38. — den 22. Februar 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Schauspieler.

(Beſchluß.)

Als der Arzt am andern Morgen ſich im Hauſe des Schauſpielers einfand, kam ihm Thereſens Schweſter an der Treppe weinend entgegen. „Wir wollten Sie eben rufen laſſen", ſagte ſie, „Thereſe iſt wie umgewandelt. Sie iſt noch in ihren Kleidern von geſtern und liegt wie todt auf dem Sopha." Er eilte zu ihr und fand ſie, wie die Kleine geſagt hatte. Die Mittel, welche er verordnete, brachten ſie jedoch bald zu ſich. Sie ſetzte ſich auf, betrachtete ihre aufgelöſten Haarflechten, ſpielte wie kindiſch damit, ließ das Auge im Zimmer umherlaufen und ſchien endlich an der Geſtalt des Arztes zu haften, den ſie lange durchdringend ängſtlich anſah, als beſänne ſie ſich, und wüßte ſelbſt nicht recht auf was. Plötzlich ſtürzte ein Strom von Thränen aus den treuen braunen Augen, ſie verhüllte das Geſicht mit beiden Händen und warf ſich in die Ecke des Sophas. Vergebens ſuchte man ſie zu begütigen; der Arzt that ſelbſt den Bemühungen dagegen Einhalt und bat, ſich ſtille zu verhalten. Er ſetzte ſich neben das Mädchen und richtete ſie aus der unbequemen Lage auf. Darauf nahm er ihre Hand und richtete ſeinen klaren Blick lange und feſt auf den ihrigen, ohne ein Wort zu reden. Dies ſchien ſie zu beruhigen und zu ſtärken. „Laſſen Sie ſich ankleiden, liebes Mädchen!" ſagte er dann. Sie folgte der Schweſter willig und kam bald wieder. Auch das Frühſtück nahm ſie auf den ſchlichten Befehl des Arztes. Da fuhr der Wagen am Hauſe an, was ſie in freudige Bewegung zu verſetzen ſchien. „Meine Mutter muß ich noch ſehen", rief ſie auf und war wie der Blitz aus der Thür. Die Schweſter, die ihr ängſtlich nacheilte, ſah durch die Thüre, wie ſie vor dem Bette der ſchlafenden Mutter kniete und deren herabhängende Hand küßte. Mit heiterer Miene kam ſie zurück und neigte ſich vor dem Arzte, als wolle ſie andeuten, daß ſie bereit ſei, ſeinen Befehlen zu folgen. Er bat ſie, mit ihm zum Wagen zu gehen. „Gottlob!" rief ſie aus, „ja, ja! Eilt, daß wir von hier fortkommen! Der Boden brennt mir unter den Füßen." Eben nun trat Roſe herein und ſtreckte ihr mit einem Abſchiedsgruße die Hand entgegen. Sie riß aber den Schleier vors Geſicht, machte eine abwehrende Bewegung und flog an ihm vorbei die nahe Treppe hinab. Roſe folgte indeß und hob die Damen zierlich in den Wagen, ſprach während deſſen noch allerlei Verbindliches an Jeden beſonders, und that, als hätte er das Vorige gänzlich überſehen. Thereſe biß die Lippen übereinander, bis die Pferde anzogen. Nun erſt athmete ſie wieder auf und ergriff wie hülfebittend die Hand des Arztes, welche ſie in der ihrigen behielt.

Der wackere Mann war zwar durch alle dieſe Auftritte ſichtlich verſtört worden, aber im Vertrauen auf ſeine gute Sache begann er doch ohne Verzug ſeine Erörterungen. Er fing damit an, wie man beſorgen müſſe, daß Thereſen ihre Geſundheitsumſtände nicht ſobald wieder erlauben werden, das Theater zu betreten, daß ſie vielmehr längere Zeit unabhängig und ſorgenfrei in an-

genehmer Umgebung leben müſſe. An ihrer Krankheit, meinte er dann, habe nach ſeiner Anſicht ein geiſtiger Grund wohl ebenſo großen, wenn nicht größeren Antheil gehabt als die körperlichen Urſachen, und er irre vielleicht nicht, wenn er jenen Grund in ihrer abhängigen Lage gegen Roſe ſuchen zu müſſen glaube, da ihre Verbindlichkeiten gegen dieſen, ſammt dem Blick auf die Zukunft und auf die Ihrigen ſie zu drücken ſchienen. Er ſchilderte nun mit herzlicher Lebendigkeit das tiefe Intereſſe, welches ihm ſeine Freundin von Anfang an eingeflößt habe und welches von Tag zu Tag gewachſen ſei; und, da er ſelbſt nun für Niemanden zu ſorgen und über überflüſſige Mittel zu gebieten habe, ſo könne ſie ihm keine größere Freude machen, als wenn ſie ihm erlaube, ſie zum Gegenſtande ſeiner Sorgen zu machen. Offen geſtand er nun die bereits vollzogene Schenkung ein, die nur ihrer Genehmigung noch bedürfe, und, da das überraſchte Mädchen eine Bewegung zum Reden machte, ließ er ſie gar nicht zum Worte kommen, indem er betheuerte, daß ſie ihn aufs Tiefſte kränken würde, wenn ſie darüber ein Wort weiter verlieren wollte, als daß ſie ſeine Gabe nicht verſchmähe. Um nun eben Thereſen durchaus am Reden zu verhindern, ging er jetzt ſogleich auf Robert über und erzählte, wie er dieſen kennen gelernt und an ihm den edelſten, trefflichſten jungen Mann, an ſeiner Mutter eine Perle ihres Geſchlechts gefunden habe. Was ihn aber an Robert am tiefſten erfreut habe, das ſei die Anſchauung ſeiner tiefen, allgewaltigen, durch nichts zu ſchwächenden Liebe zu Thereſen geweſen. Auf den Zügen des Mädchens, die bis jetzt dem Erzähler in der Verklärung der ſanfteſten Milde zugelächelt hatten, malte ſich jetzt ein ſchreckliches Erſtaunen ab, das zum bitterſten, troſtloſen Jammer wurde, indem der Arzt, dieſe Bewegung im Eifer überſehend, in ſeiner Schilderung fortfuhr. Thereſe hörte nun Roberts ganze Geſchichte ſeit ihrer letzten Begegnung, ſein Verſtändniß mit ihr im Theater, ſein Verſtändniß mit ihr in den Herzensangelegenheiten, durch deren Aufzeichnung der Arzt einen Raub an ihr begangen hatte. Nichts von einem andern Verhältniß, von einer andern Heirath. Treu, gutmüthig dringlich, voll Glauben und unendlicher Liebe, wie immer, ſtand das Bild des edlen Jünglings vor ihr. Er verſchmähte ſie nicht; er hatte keine andere Hoffnung, als ſie um jeden Preis dem Schickſal abzuringen, mit Leib und Seele der Ihrige zu ſein. Die Sehnſucht hatte ihn wie ſie krank gemacht, und jetzt ſaß ſein Freund als liebevoller Werber vor ihr, ungeduldig ihrer Zuſage harrend. Es mußte fürchterlich ſein, was in Thereſen vorging; ſie vermochte kaum nach Athem zu ſchnappen, ihre Hände zuckten krampfhaft, ihre Augen verloren allen Schein. Aber es war noch nicht genug. Der Arzt mußte zu Ende kommen, und ihr auch noch ſagen, daß Robert auf der Station ſie erwarte, daß er in wenig Augenblicken vor ihr ſtehen werde. Man ſah ſchon die erſten Häuſer des Dorfs vor ſich und Hunde bellten den Pferden entgegen. Thereſe war in der entſetzlichſten Bewegung; vergebens ſuchte ſie nach Worten, vergebens ſtrebte ſie, ihren erloſchenen Blicken eine Sprache zu geben. Sie riß ihre Hand von der des Arztes los und bedeckte ſich wieder, aus dem Innerſten aufſchaudernd, mit beiden Händen das Geſicht. „Zu ſpät, zu ſpät!“ kreiſchte ſie endlich auf wie eine Gefolterte. „Was könnte zu ſpät ſein, Liebe, Gute?“ fragte der verwunderte Arzt. „O, nichts! nichts!“ ſagte ſie wieder und ſchnappte nach Luft. „Ich kann ihn nicht ſehen, jetzt nicht ſehen, kann ihn, darf ihn nicht ſehen. Verſprechen Sie, daß Sie ihn jetzt nicht zu mir führen wollen! O, Freund! Vater! Erbarmen Sie ſich!“ Sie verſuchte, ſich auf die Kniee niederzulaſſen. Er verhinderte es, innerlichſt erſchrocken, und ſuchte ſie nur für den Augenblick zu beruhigen, da eben der Wagen an dem vor dem Dorfe gelegenen Poſthauſe anfuhr.

Der Arzt führte die Damen ins Zimmer und eilte weg, um Robert in einem andern aufzuſuchen, der in höchſter Spannung ſeiner harrte und von dem ungeordneten Berichte des verſtörten Freundes nur wenig befriedigt war. Er hatte Thereſen bei ihrem Eintritte ins Haus hinter den Vorhängen durch geſehen und ihre verſtörte Miene bemerkt. Der Arzt faßte ſich indeß, da ihn Robert mit ängſtlichen Fragen drängte, und fing an, ihm Muth einzuſprechen, was jedoch bei dem aufgeregten Jüngling kaum verfangen wollte.

Plötzlich ſchreit Robert, wie von einem Dämon ergriffen, auf: „Da läuft ſie!“ Der Arzt ſieht allerdings im Garten vor dem Fenſter Thereſen mit ſchnellen Schritten gehen. Ehe er aber etwas erwiedern kann, ſetzt Robert, den eine fürchterliche Ahnung packt, durch das Fenſter und ſpringt in den Garten hinab. In demſelben Augenblicke ſtürzt die Kleine ins Zimmer und ruft: „Thereſe iſt fort!“ „Im Garten,“ fällt der Arzt ein und zieht ſie mit ſich die Treppe hinab. Keuchend erzählt ſie unter dem Laufen, daß Thereſe erſt ganz ruhig am Fenſter geſtanden und über den Garten und den daran vorbeiſtrömenden Fluß hingeſehen, dann auf einmal ſich umgewandt und ſie ihr Tuch aus dem Wagen heraufholen gehießen habe, da ſie aus der Naſe

blute. Sie habe gehorcht und bei der Rückkehr das Zimmer leer gefunden. Die Erwähnung des Flusses hatte dem Arzt ins Herz geschnitten. Er schreit die Bewohner des Hauses zusammen, heißt Nachen und Stangen herbeischaffen und die Anstalten treffen, die man anwendet, um Ertrunkene wieder ins Leben zu rufen. Die Schwester fliegt indeß mit den Söhnen und Töchtern des Postmeisters dem Ufer zu. Zum Glück steht ein Kahn bereit, in den sich die jungen Männer werfen und abstoßen. Man sieht Robert mit den Wellen kämpfen, wie er Thereſen schwimmend mit gewaltiger Anstrengung an den Strand zu ziehen sucht. Die starke Strömung bringt ihm den Nachen bald nahe. Er stößt die Hülfe, die ihm selbst angeboten wird, zurück, und bemüht sich mit den letzten Kräften, Thereſen in den Kahn zu schaffen. So schwierig dies ist, da die Wellen den Körper ins Gebüsch verwickelt haben, gelingt es endlich doch; aber neuer Aufenthalt entsteht, da nun Robert, völlig erschöpft, sich selbst keine Hülfe mehr geben kann. Auch er wird indeß glücklich in den Kahn gebracht und auf Tragbahren, die schon am Ufer bereit stehen, trägt man Beide dem Hause zu, wo der Arzt alle nöthigen Anstalten mit gewohnter Umsicht getroffen hat, und nun, zwischen zwei aneinanderstoßenden Zimmern hin und hergehend die Belebungsversuche leitet, die an Thereſen durch die Weiber, an Robert durch die Männer vorgenommen werden. Mit Freuden sieht er denn auch bald die letzteren gelingen. Die ersteren aber bleiben leider ohne Erfolg, obgleich der Arzt noch immer darin fortfahren läßt, nachdem er schon von ihrer Fruchtlosigkeit überzeugt ist.

Endlich ließ er sie einstellen und die Hausbewohner abtreten, nachdem Thereſens Leichnam wieder mit Kleidern versehen worden war. Der Arzt war während seiner Bemühungen um den Körper der Ursache des traurigen Erfolgs auf den Grund gekommen, beschloß aber, gegen Jedermann davon zu schweigen und das arme Mädchen in der Stille zu bejammern; es war ihm eine Art von Trost, sich als den einzigen Vertrauten ihres Unglücks betrachten zu dürfen. Die Schwester Thereſens war von der Leiche nicht zu trennen, deren Gesichtszügen der Tod die alte himmlische Milde zurückgegeben hatte. Von Robert's Schmerz schweigen wir.

Nachdem Thereſe, betrauert von allen Edlen, in dem Erbbegräbniß des Generals in der Festung beigesetzt worden war, übersiedelte Robert dahin mit seiner Mutter und lebte mit dieser und Thereſens Hinterbliebenen still für sich hin in den Räumen, woselbst er seine Jugend mit der Geliebten zugebracht hatte. Sein Rettungsversuch zog ihm ein schleichendes Fieber zu, das seinem reizlos gewordenen Leben ein frühes Ziel setzte. Der Arzt hatte es sich nicht nehmen lassen, seine Schenkung auf Thereſens Schwester überzutragen, und bildete, so oft seine Geschäfte es ihm erlaubten, im Kreise der Trauernden den Fünften. Auch ließ er in die Zeitungen die Anzeige einrücken: „Für den Schauspieler Rose liegt bei den Gerichten zu D. die Summe von .... Thlrn. deponirt, als Bezahlung für aufgewandte Mühe und Kosten an einer verstorbenen Schülerin.“ Dies Geld ward nicht gefordert und fiel später, nach der Bestimmung des Arztes, gleichfalls Thereſens Schwester zu.

Der Schauspieler Rose war mit seiner Schwester am Tage von Thereſens Tode abgereist und ward nie wieder in der Gegend gesehen.

Notizen.

[Lebrün's Jahrbuch.]

Lebrün eröffnet sein „Jahrbuch für Theater und Theaterfreunde“ mit Schröder's Stammbuch; der Anhang liefert dazu lithographirte Facsimile von Ramler, Mendelssohn, Lessing, Klopstock, Leisewitz, Füger, Kotzebue und Fessler. Dieser Mittheilung folgt eine kurze anspruchlose Autobiographie von dem in Hamburg verstorbenen Dramaturgen Professor Friedr. Gottl. Zimmermann, über den der hamburger Director Kraft im Nekrologe der Deutschen berichtete. (Nicht zu verwechseln mit dem Verfasser des Buches über die Einsamkeit, der schon im vorigen Jahrhundert starb.) Von Lebrün's eigner Feder ist eine Geschichte des hamburger Theaters bis zum Jahre 1817, jedenfalls die beste Specialgeschichte über dies Institut. Theilweis in Zusammenhang hiermit werden uns sehr ergötzliche und zur Kenntnißnahme deutscher Cultur und Sitte werthvolle Curiositäten im Anhang dargeboten. Es sind hamburger Theaterzettel aus den verschiedensten Zeiten. Die erste theatralische Action in Hamburg wird im Auszuge mitgetheilt. Sie datirt vom Jahre 1630, wo von jungen Leuten unter Anführung des Verfassers eine „Irenaromachia, das ist eine newe Tragicomödia von Fried und Krieg, Auctore Ernesto Stapelio“ dargestellt wurde und zugleich im Druck erschien. Das erste wirklich scenische Schauspiel fand vermuthlich erst nach dem westphälischen Frieden Statt. Aus dem Jahre 1709 gibt uns Lebrün einen hamburger Theaterzettel von der „königl. sächs. hochteutschen“ Comödiantentruppe des Magister Weltheim. Dieser hatte nämlich mit jungen Studenten in Leipzig eine ordentliche Gesellschaft zusammengebracht, gab Uebersetzungen des Molière und extemporirte Burlesken. Der Zettel vom J. 1709 meldet eine „ganz neue wohlsehenswürdige Haupt-Action, genannt Wett-Streit der Verliebten, oder die um

den Jugfern-Kranz selbst-streitende Prinzessin", nebst dem spaßhaften summarischen Inhalt. Den Beschluß machte ein Nachspiel: „l'esprit français." — Aus dem J. 1734 lautet ein Zettel: „Vor einem Hoch-Edlen und Hoch-Weisen Magistrat der weit- und Welt-berühmten Stadt Hamburg wolten zur schuldigsten Danksagung für die genossene Gnade, einen sehenswürdigen musicalischen Prologum, genannt: die dankbare Liebe und gerechte Justiz; oder: der sich mit seinen Musen auf dem Berge Parnasso zu Danck bereitende Apollo. Nebst einer Staats- und Haupt-Action, und zwar in Porsie, betitult: Der bis in den Tod getreue, beständige, und vor das Vaterland streitend- und sterbende Cato — aufführen die alhie anwesende Hoch-Teutsche Comödianten". Es war die Denner-Spiegelberg'sche Bande, welche damals auf der Fuhlentwiete zu Hamburg unter anderen auch „das große Ungeheuer oder Leben und Tod des ehemals gewesenen kaiserl. Generals Wallenstein" in einer Haupt- und Staatsaction zur Darstellung brachte. — Der nächste Zettel ist vom J. 1738, wo der Principal Lorenz mit seiner weimarischen hochfürstlichen Hofkomödiantengesellschaft den „auf eine seltsame Art triumphirenden" Tamerlan aufführte. Auch ein seltsamer Faust war auf dem Repertoir jener Gesellschaft.

[Thomas Hood.]

Englische Blätter fordern zu Unterstützungen für den Satyriker Thomas Hood auf, damit sich England nicht wieder Vorwürfe zu machen habe, wie über Chatterton's Tod und Burns' klägliches Ende. Hood, den jetzt Krankheit und Alter beugen, ist einer von den tragischen Witzköpfen, die alle Welt lustig machen, nur sich nicht. Am übermüthigsten war sein burlesker Humor in dem Almanach „Hood's up the Rhine", wo es von ergötzlichen Carikaturen, mitunter auch von Frazzen wimmelt. Nicht nur die rheinreisenden Engländer, sondern auch die Deutschen werden durchgehechelt. Wir erinnern nur an die „Battle of Rauchen."

[Der Frauenapostel in Schwaben.]

In Nr. 29 und 30 brachten die hallischen Jahrbücher einen wichtigen Bericht über die neue Kirche, die sich in Reutlingen aufbaut. Gustav Werner, der Stifter derselben, war früher Pfarrgehülfe und hielt eine Kleinkinderschule, doch trat er vom Amt zurück, um als Privatmann seine Conventikel zu halten. Er war eine Zeit lang in Straßburg, wo der Swedenborgianismus noch einen kleinen Heerd hat. Uebrigens verwirft er nicht, wie die Swedenborgianer, das alte Testament und die paulinischen Schriften, obschon er sich dieser Lehre nähert und das Christenthum nicht als Ueberlieferung, sondern als inneres Erlebniß nimmt. Er zieht besonders Frauen an, weil er enthusiasmirt und die weiblichen Seelenkräfte, Gefühl und Phantasie, in Anspruch nimmt. Mithin bildet er zu Strauß ein directes Gegenstück.

[Brieflich aus Breslau.]

Wir haben eine Subscription für Dahlmann eröffnet, um in dieser deutschen Ehrensache nicht zurückzubleiben. Der Erfolg des Unternehmens läßt sich günstig an. — Das neue Theater wird im August fertig sein, vielleicht jedoch erst zum 15. October eröffnet werden, und zwar mit einer Oper vom breslauer Musikdirector Seidelmann, Text von Robert Bürkner. Seidelmann componirte früher die Oper „Virginia"; die neue heißt „die Flucht von Kenilworth", nach Walter Scott. Bürkner schrieb auch für Schmidt in Leipzig den Operntext „Heinrich und Florette". Auch ein Trauerspiel „Cäsar Borgia" ist von seiner Feder fertig. — Der Pächter des neuen, auf Actien erbauten Theaters ist Hr. v. Baerst. Der Pächter des alten war Hr. Lieutenant Neumann.

[Potgarn.]

Ein Artikel über Karl Adolf Suckow im Brockhaus'schen Conversationslexikon der Gegenwart, Heft 32, erinnert uns an den schweigsam gewordenen Novellisten, der seit 1833 sich nicht mehr als solcher dem Publicum vorführte, zuletzt den Byron'schen Manfred übersetzte, und zugleich seine Regeneration des deutschen Theaters durch das musikalische Melodram in Vorschlag brachte. Suckow ist Prediger an der Hofkirche in Breslau und Professor der Theologie an der Universität. Er schrieb unter seinem wirklichen Namen zwei Bände Predigten. Sein Geburtsjahr ist 1802.

[Gulomy.]

Der russische Violinist, Jerome Gulomy, spielte in zwei leipziger Abonnementsconcerten, Compositionen von Lipinski, von Molique, und das einzige Stück, das Beethoven für die Violine solo setzte. Dies hört man selten, denn es ist sehr schwierig, und weniger dankbar als die inhaltslose Coquetterie der Virtuosen wünschenswerth findet. Gulomy spielt mit Kraft und Jugendfrische. Sein Instrument ist sehr schlecht, die hohen Töne quietschen.

[Von der Verf. des Oheims.]

Die „Originalbeiträge zur deutschen Schaubühne", welche die Prinzessin Amalie von Sachsen zum Besten des Frauenvereins zu Dresden (Dresden, bei Arnold) erscheinen läßt, sind um einen fünften Band vermehrt. Er enthält das Schauspiel „Pflicht und Liebe", und zwei Lustspiele, „die Unbelesene" und „die Stieftochter."

[Die Befestigung von Berlin.]

Unter diesem Titel lesen wir in Nr. 4. der „Zeit" einen Artikel von W. Lüders, der die wehrlose Lage Berlins bei der Nähe der Ostgrenze Deutschlands beleuchtet und allen Ernstes die Befestigung der preußischen Hauptstadt als eine Nothwendigkeit hinstellt.

[Karl Bade.]

Man erwartet mit Verlangen den dritten Band von Bade's „Napoleon im Jahre 1813." Der Verfasser war Officier und schreibt als Augenzeuge. Er privatisirt in Hamburg.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 2. — den 20. Februar 1841.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Taschenbuch dramatischer Originalien.

Herausgegeben von

Dr. Franck.

Fünfter Jahrgang.

Mit einem Bildniß und acht colorirten Costümbildern.

8. Elegant cartonnirt. 3 Thlr. 20 Ngr. — 16 Ggr.

Inhalt: Irrgänge des Lebens. Trauerspiel in fünf Aufzügen von **Pannasch.** — Christine von Schweden. Drama in drei Aufzügen nach van der Velde von **W. Vogel.** — Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen von **Karl Gutzkow.** — Worcester oder Geist und Narrheit. Lustspiel in zwei Acten von Dr. **Franck.** — Die dramatische Literatur und das Theater der Deutschen im 19ten Jahrhundert, nach ihren historischen Voraussetzungen betrachtet von **E. Reinhold.**

Der erste bis vierte Jahrgang enthalten Beiträge von Albini, Bauernfeld, Castelli, Franck, F. Halm, Immermann, Lagusius, Liebenau, Maltitz, Pannasch, Weichselbaumer und Zahlbas, mit den Bildnissen von Bauernfeld, Immermann, Grabbe, Albini, Castelli, einem Facsimile und scenischen Kupfern. Der erste Jahrgang kostet 2 Thlr. 10 Ngr. (8 Ggr.), der zweite 3 Thlr., der dritte 2 Thlr. 15 Ngr. (12 Ggr.), der vierte 3 Thlr.

Leipzig, im December 1840.

F. A. Brockhaus.

Neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Hausbrunnen als Wasserheilanstalt und Apotheke des Hauses. Von Dr. Röder. 8. br. 10 Ngr. — 8 Ggr.

Unterricht für Bruchkranke oder Heilung, Erkenntniß und Verhütung der Brüche. Vom Bandagist Schramm. 8. br. 10 Ngr. — 8 Ggr.

Leipzig bei **C. B. Polet.**

Bei **Karl Groos** in **Heidelberg** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Napoleons Todtenfeier.

Officieller Bericht aller Feierlichkeiten von der Abfahrt der Fregatte la Belle Poule an bis zur Beisetzung seiner irdischen Ueberreste.

Mit den wohlgelungenen Abbildungen des kaiserlichen Adlers, des Innern der Fregatte, des Leichnams und des Trauerwagens.

gr. 8. geh. In elegantester Ausstattung. Preis 36 kr.

Unter so vielen Tausenden, welche voll von Bewunderung für den großen Corsen sind, dürfte nicht leicht Jemand sich befinden, der sich nicht lebhaft für die Art und Weise interessirte, wie ihm Frankreich, nachdem er 20 Jahre lang einsam auf St. Helena geschlummert, die letzte Ehre erwies. Das hier angezeigte Werk giebt ausführlichsten Bericht davon, und bildet gleichsam den Schlußstein zu jeder Lebensgeschichte Napoleons.

So eben erscheint im Verlage von **Alexander Duncker** in Berlin und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Prozeß Lafarge,

beleuchtet nach

Preußischem Strafrechte

durch

J. D. H. Temme,

Königl. Preuß. Inquisitoriats-Director und Criminalgerichts-Rath zu Berlin,

und

G. A. Noerner,

Königl. Preuß. Stadtgerichts- u. Criminalgerichts-Rath zu Berlin.

gr. 8. Geh. 1½ Thlr.

Diese Schrift enthält, außer der getreuen Geschichtserzählung des interessanten Vorfalles, die Ansicht zweier praktischen Criminalisten über das Verfahren bei dem berühmten Prozesse, und beweist, daß nach Preußischem Rechte die Angeklagte nie hätte verurtheilt werden können. Da ganz Europa diesen Vorgang mit der größten Spannung verfolgt hat, so wird das Buch das Interesse der juristischen und nicht-juristischen Welt in hohem Grade in Anspruch nehmen.

Ankündigung und Einladung

zur Subscription auf eine

neue elegante und höchst wohlfeile Ausgabe

von

August v. Kotzebue's Theater.

Schiller-Format in 30 Bänden, kl. 8.

Auf schönem Masch.-Velinpapier, mit ganz neuen Lettern aufs eleganteste gedruckt, nebst des Verfassers Porträt und Facsimile in Stahlstich. Subscriptionspreis für alle 30 Bände 8 Rthlr.

Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen, woselbst auch ein ausführl. Prospectus zu haben ist, und wo man sich durch Ansicht des bereits erschienenen 1sten und 10ten Bandes von der Schönheit dieser Ausgabe überzeugen kann. Die folgenden Bände erscheinen schnell hinter einander, und das Ganze wird nächsten Sommer vollendet sein, wo alsdann ein höherer Ladenpreis eintritt.

Durch die Gelegenheit, welche hierdurch dem Publicum geboten wird, sich die Schriften dieses beliebten und bis jetzt durch keinen andern ersetzten Theaterdichters in einer so schönen Ausgabe und für so äußerst billigen Preis anzuschaffen, glaubt man dem Wunsche Vieler zu entsprechen.

Leipzig, im Januar 1841.

Eduard Kummer.

Neues

musikalisches Wörterbuch.

Bei **C. F. Ostander** in **Tübingen** ist so eben erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Der

musikalische Sprachmeister,

oder

Erklärung sämmtlicher in der Musik vorkommenden technischen Kunstausdrücke, Abbreviaturen, Zeichen ꝛc.,

so wie der

aus fremden Sprachen entlehnten musikalischen Terminologien,

alphabetisch geordnet

von

Dr. Gustav Schilling.

12. geh. Preis 1 fl. — 20 Ngr. (16 Sgr.)

Es bedarf wohl nur des Namens des berühmten Herrn Verfassers, um die Aufmerksamkeit des gesammten musikalischen Publikums, insbesondere aber der vielen jüngeren Musiker und Dilettanten, auch auf diese neueste seiner Arbeiten hinzuleiten, und was das, zugleich auch im Aeußern gut und bequem ausgestattete Buch enthält, besagt der Titel hinlänglich: einen Lehrmeister, der, wo nur ein Wort, ein Zeichen, oder irgend sonst Etwas als unbekannt vorkommt, sofort mit einer zwar kurzen, aber immer der bündigsten und genügendsten Erklärung bei der Hand ist; einen Sprachmeister, der, bei seiner außerordentlichen Vollständigkeit, niemals im Stiche läßt, wo es darauf ankommt, schnell Auskunft und Zurechtweisung über irgend Etwas zu erhalten, was die musikalische Technik insbesondere angeht.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter von uns zu beziehen:

Écho

de la littérature française.

Journal des gens du monde.

Sommaire du No. 1. (15. Janvier): De la destinée des villes, par *Saint-Marc Girardin.* — Souvenirs de voyages, par *A. Dumas.* — Le retour de l'empereur, poëme par *V. Hugo.* — Une visite au roi Guillaume, par *X. Marmier.* — Moeurs. — Tribunaux. — Sciences et arts. — Mélanges.

Sommaire du No. 2. (30. Janvier): Un hiver au midi de l'Europe, par *G. Sand.* — Une révolte sous l'Empire, par *E. Sue.* — Moeurs etc. etc.

Monatlich 2 Hefte zu 2—3 Bogen in gr. 8.; Preis $5\frac{1}{3}$ Thlr. für den Jahrgang von 24 Heften.

Leipzig, am 30. Januar 1841.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Im Verlage der **Gebr. Reichenbach** in **Leipzig** erschien so eben:

Gilles de Raiz

oder die

Geheimnisse des Schlosses Tiffauges.

Historischer Roman (1440)

von

Amalie Schoppe, geb. Weise.

brosch. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Erzählungen

von

Henriette Ottenheimer.

brosch. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Inhalt: Bruder und Schwester. — Ruth. — Die alten Jungfern. — Die Visitenkarte. — Ein Waisenschicksal. — Liedergruß. —

Diese neuesten Werke der beliebten Schriftstellerinnen werden das allgemeinste Interesse ansprechen und daher in keiner Leihbibliothek vermißt werden.

So eben erscheint im Verlage von **Alexander Duncker** in **Berlin** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen, der

Gräfin Hahn-Hahn

neuestes Werk:

Gräfin Faustine.

8. Elegant geh. 2 Thlr.

Von derselben Verfasserin erschien ebendaselbst:

Der Rechte. 8. Geh. 2 Thlr. **Astralion.** 8. Geh. $\frac{5}{12}$ Thlr.

Polytechnisches Centralblatt

(Redaction: *Dr.* J. A. Hülsse und *Dr.* A. Weselig.)

6. Jahrg. f. 1840. No. 68—73. mit 52 Abbildungen.

Chronik der Eisenbahnen. — Watson's patentirte Ammoniakflüssigkeiten. — Delarue's patentirte Anwendungsart des Krappextracts als Druckfarbe. — Ueber das Verhalten einiger auf Baumwollenzeugen befestigten Farben in der Kette der galvanischen Säule, von Leykauf. — Ueber den Chlorgehalt der gebleichten Baumwollengarne, von Leykauf. — Die oscillirende Dampfmaschine von Ch. Dietz. — A. Rieder und J. Heilmann über die irdenen Wasserleitungsröhren von Reichenecker zu Ollwiller. — Th. Schultz's Metallkolben für Cylindergebläse und Dampfmaschinen. — Dr. Mohr über die Verlängerung des Ganges der Wanduhren. — Dr. Mohr über Schmiedeblasbälge. — Die doppelcylindrige Expansionsdampfmaschine von Simms. — Gourlier über die geruchlosen Abtritte von Filliol. — Ueber das Löthen mit dem Löthrohre nach Desbassayns de Richemont und Spencer. — Einfacher Pferdegöpel. — A. W. Schäffer über die Chausseewalze. — J. v. Aschauer, Beschreibung eines neuen vervollkommneten Gebläsewindmessers. — Neukrantz über das Zugutemachen des Eisens aus Brucheisen, Blechabgängen u. dergl. — Stoss' Taschenuhr ohne Getriebe im Gehwerke. — Literarische Nachweisungen.

7. Jahrg. f. 1841. No. 1—6 mit 23 Abbildungen.

Ueber mehre neuere englische Briefwaagen. — Die atmosphärische Eisenbahn von Clegg und Samuda. — Vergleichende Versuche über die Leistung eines Dampfwagens von Stephenson und von Hawthorn. — Die Dampfwagen von Norris in Philadelphia. — W. G. Armstrong's Wasserdruckrad oder rotirende Wassersäulenmaschine. — Ueber die Eisen- und Stahlwaaren-Manufacturen Oesterreichs. — Dirk's Wagenräder mit hölzernem Ringe. — Delacour's Walzencopirmaschine. — Elektro-magnetische Maschine. — Colla über die Seidenzwirnmühle von Neville. — Die Schraubendampfschifffahrt. — Dr. v. Reden über die Vorzüge der Drossbach'schen Flachsspinnmaschinen vor den englischen. — Th. Escherich, Verfahrungsart beim Sammtdruck. — Ueber die Fabrication lackirter Korbwaaren. — B. v. Sonnenthal über Stearinkerzen-Fabriken. — Ueber gepresste Blei- und Zinnröhren. — Rangely's Rotationseisenbahn. — Hall's äussere Condensation. — Parkin's Holzräder für Eisenbahnen. — Saiten von Neusilber. — Klotz über den Nutzen eiserner Drahtseile bei der Schachtförderung mit Dampfmaschinen im Essen-Werder'schen Bergamtsbezirke. — Ueber die Anwendung von Drahtseilen in England. — Böbert über den Bergwerksbetrieb und die Metallproduction Schwedens im Jahre 1837. — Dr. Mohr über die Stärke der Schrauben und das Gewinde derselben. — Schönherr's Webe-, Schlicht- und Spuhlmaschine. — Ueber die Centrifugal-Trocknenmaschine. — Auernheimer's Anfertigung des Mineralteigs zu Streichriemen für Rasirmesser. — J. Dickenson's Verbesserung in der Papierbereitung. — Wheatstone's elektrischer Telegraph. — Th. Wicksteed, Versuche über den Vortheil, welcher durch Verhinderung der Wärmeausstrahlung aus Kessel, Dampfrohr u. s. w. erlangt wird. — K. A. Winkler über die vorzüglichsten Torfsorten des sächsischen Erzgebirges. — Cook und Dollfuss über die Cultur der Asclepias syriaca, syrischen Seidenpflanze. — B. v. Sonnenthal über die Orth'sche Flachsspinnmaschine. — Fairbairn über die absolute Festigkeit eiserner Platten. — Leder für Spinnfabriken von J. Jauernig in Wilhelmsburg und Wien. — Die Messketten von W. J. Hindle in Barnsley. — George Dickinson's Verbesserung in der Papiermanufactur. — Ueber die Anwendung konischer Seilkörbe bei der Göpelförderung, von T—r. — Das k. k. Eisengusswerk Mariazell. — Pröschel's Matratzen. — Mendheim und Risneker's Verfahren, das Entstehen der Bleikolik bei der Steingutfabrication zu verhüten. — T. Burstall's patentirtes Triebrad für Dampfboote. — Pecqueur's Rotationsdampfmaschine. — Benj. Briscoe's Funkenabhalter für Dampfwagen. — W. G. Armstrong's Bremsdynamometer. — Pearce's neue excentrische Kuppelung. — Verbesserter Ausflussregulator. — John Neville über Sutkliffe's Haken zum Aufheben von Steinen. — John Neville über Sutkliffe's Rotationspumpe. — Hendl's Apparat zum Erhitzen der Gebläseluft für Frisch-, Streck-, Zain- und andere Schmiedefeuer. — Ueber die Anwendung der Oelsäure zum Einfetten der Wolle, von Penot. — Laporaille's Verfahren, Seide mit Goldauflösung lilas zu färben. — Klein's Reservage für Shawls. — J. Nasmyth über die Verfertigung grosser Concav- oder Convexspiegel.

Diese verbreitetste und wohlfeilste gewerbliche Zeitschrift, von welcher alle 5 Tage ein Bogen mit den nöthigen Abbildungen erscheint, kostet jährlich 5 Thlr.

Leipzig, den 1. Februar 1841.

Leopold Voss.

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

J. F. Fries,

Die

Geschichte der Philosophie

dargestellt

nach den Fortschritten ihrer wissenschaftlichen Entwickelung.

Zweiter Band. Preis 4 Thlr.

Inhalt: 1) Die Geschichte der Philosophie vom Anfang der christlichen Lehre bis zur Erfindung der Methoden der Erfahrungswissenschaften oder von Paulus dem Apostel bis auf Galileo Galilei und Bacon von Verulam. 2) Die Geschichte der Philosophie von der Erfindung der Methode der Erfahrungswissenschaften bis zur Auffindung der Principien aller metaphysischen Erkenntnisse oder von Bacon von Verulam und Galileo Galilei bis auf Kant. 3) Anhang. Polemische Bemerkungen über neuere große Rückschritte.

Der erste Band (erschienen 1837), Preis 3 Thaler, enthält: 1) Einleitung. 2) Die Geschichte der Philosophie bei den Griechen von Hesiodos bis zu Paulus dem Apostel.

Bei Wilh. Kaiser in Bremen erschien so eben:

Humoristische Erinnerungen

aus meinem

academischen Leben

in Heidelberg und Kiel

in den Jahren 1817 bis 1819

von

Theodor von Kobbe.

2 Bände. 1 Thlr. 20 Ngr. (16 Sgr.)

Bei Leopold Voß in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reisen
in der Regentschaft Algier
in den Jahren 1836, 1837 und 1838

von

Dr. Moritz Wagner.

Nebst einem naturhistorischen Anhange: Beiträge zur **Fauna** der Berberei nach den vom Verfasser gesammelten Materialien von J. F. Brandt, M. Erdl, W. F. Erichson, C. L. Koch, H. Nathusius, C. A. Roßmäßler, H. Schlegel, Andr. Wagner und Rud. Wagner.

3 Bände. gr. 8. und ein Kupferatlas (Karte von Algier und 17 colorirte Kupfertafeln) Fol.

Preis 12 Thaler.

Seit der Reise Shaw's (vor 120 Jahren) ist dies das erste umfassende Werk über ein Land, dessen Wichtigkeit für Europa bei der Ausdehnung der französischen Eroberungen mehr und mehr zunimmt. Die Reiseschriften, welche seit 1830 über Algier erschienen sind, enthalten nur die Beschreibungen einzelner Küstenpunkte. Dr. Wagner hat alle zugänglichen Punkte des Landes besucht und geschildert. Er begleitete die kriegerischen Expeditionen nach **Belida** und gegen die **Beni-Jffer**, machte als Mitglied der vom General Damremont ernannten wissenschaftlichen Commission den Feldzug nach **Konstantine** mit und bereiste während des Tafnafriedens das Innere der Abd-El-Kader'schen Provinzen. Wir empfehlen dieses Werk als zuverlässigen Führer: den Reisenden, welche Algier besuchen, den Auswanderern, die sich dort niederlassen wollen, endlich Allen, welche den heutigen politischen Zuständen und Ereignissen in jenem merkwürdigen Lande Theilnahme schenken.

Blumauer Aeneide mit Skizzen.

So eben erschien bei **K. F. Köhler** in **Leipzig** und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Virgil's Aeneis
travestirt

von

A. Blumauer.

9 Gesänge mit 36 Skizzen

von

Franz Seitz.

16 Heft. 1—3 Gesang mit 12 Skizzen. 8 gGr. 10 Ngr. 36 Kr.

Dieses mit unerschöpflicher Laune, gesundem Witz und treffender Satyre geschriebene, längst rühmlich bekannte Meisterwerk erscheint jetzt in gänzlich correcter Ausgabe mit 36 Skizzen eines jungen Künstlers verziert, — die sich dem Besten, was in dieser Art bis jetzt geleistet wurde, an die Seite stellen können, wenn nicht es übertreffen.

Der Pränumerationspreis für alle 3 Lieferungen, à ⅓ Thlr., ist bis zum Erscheinen des 3. Heftes 1 Thlr.; — dann wird das Werk cartonirt 1½ Thlr. kosten.

Bei Unterzeichnetem ist so eben in Commission erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Rundgang um Jena
auf Versfüßen.

8. elegant brochirt

Preis 6½ Ngr. (5 gGr.)

Diese kleine humoristische Gabe glaube ich Allen, die sich für poetische Wanderungen interessiren, und insbesondere Denen empfehlen zu können, welchen Jenas Umgebungen bereits aus eigener Anschauung bekannt sind, und die, in der Ferne lebend, gern eine erheiternde Rückerinnerung zu erhalten wünschen.

Leipzig, Februar 1841.

B. G. Teubner.

Geschenk für Confirmanden.

Bei Leopold Voß in Leipzig ist erschienen:

Emilius

Stunden der Andacht
und
des Nachdenkens.

Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände.

Herausgegeben von

Dr. C. W. Spieker.

5te Auflage. 2 Bände. mit 1 Kpfr. 8. 1837. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Bei **C. F. Osiander** in Tübingen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Keller, Dr. H. A., **Altfranzösische Sagen.** 2r Band. 8. 1 Thlr. — 1 fl. 45 Xr.

Inhalt: Sanct Brandan. Nach Jubinals Ausgabe in La légende latine de S. Brandaines. — Robert der Teufel. Nach Trebutiens Ausgabe. — Die lange Nacht. Nach dem fabliau dou prestre con porte bri Meon IV., 20. — Parthenopex von Blois. Nach Le Grand d'Aussy (V. 203) und Crapelets Ausgabe.

Mit diesem 2ten Bande schließt die Sammlung. Der Verleger darf mit Recht hoffen, daß derselbe eben so günstig aufgenommen werde als der erste, dem die gewichtigsten kritischen Journale entschiedenen Werth zugestanden haben.

Eben ist erschienen bei **Hinrichs** in **Leipzig**:

Egypten, wie es jetzt ist.

Das Land, seine Bewohner und der Herrscher desselben. Von **r. (D. G. W. Becker.)

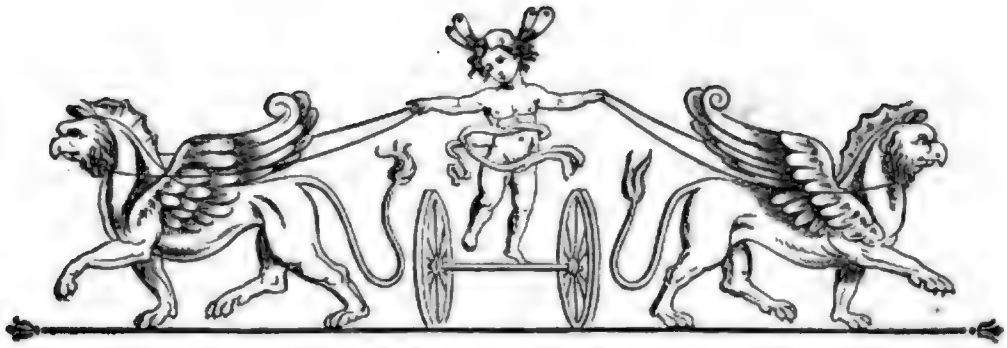
Motto: So selten ist es, daß die Menschen finden,
Was ihnen doch bestimmt gewesen schien!
Goethe.

8. VIII. und 268 S. 1841. geh. 1 Thlr.

Schmidt, D. C. G., kurzgefaßte Lebensbeschreibungen der merkwürdigsten evangelischen Missionäre. 58 Bdchen. 8. 1841. geh. ⅓ Thlr.

Inhalt. Joh. Eliot, Apostel der Indianer in Nord-Amerika. — David Brainerd, Missionar daselbst. — Missionsreise um die Welt. — Uebersicht sämmtlicher evangelischer Missionsgesellschaften 1839.

Druck von Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 39. — den 23. Februar 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gedichte aus dem Russischen.

Von Carl Maien *).

I.

Altes russisches Volkslied.

„Bleibe nicht, mein Lieb, spät am Abend wach,
Brenne nicht mehr an Kerz' aus Jungfernwachs,
Harre nicht mehr mein bis zur Mitternacht.
Ach! dahin ist schon unſ're schöne Zeit,
Unſ're Freuden trug uns der Sturm davon,
Hat sie rings zerstreut übers kahle Feld!
Also will es mein leiblich Väterchen,
So befiehlt es mein leiblich Mütterchen,
Daß ich mir zur Frau neh'm ein and'res Weib.
An dem Himmel brennen nicht der Sonnen zwei,
An dem Himmel leuchten nicht der Monde zwei,
Und es liebt nicht zweimal ein getreues Herz. —
Nun, ich will nicht trotzen meinem Väterchen,
Nun, ich will auch folgen meinem Mütterchen,
Will mich schon vermählen wohl mit anderm Weib,
Wohl mit anderm Weib, wohl mit frühem Tod,
Wohl mit frühem Tod und gewaltigem."
Es zerfloß in Thränen jetzt die holde Maid,
Flüstert' ihm in Thränen zu das leise Wort:
„Ach, du Liebster mein, Hassenswerther mein,
Keine Wohnung bleibt mir auf der weißen Welt
Ohne dich, mein süßes Hoffnungslicht!
Findest nicht ein Täubchen, das zwei Tauber hat,
Nicht ein Schwanenweibchen, das zwei Schwäne hat,
Und ich kann nicht sein liebevoll für zwei!"

Und sie blieb nicht mehr spät am Abend wach,
Doch es brannte hell Kerz' aus Jungfernwachs,
Auf dem Tische stand blank ein neuer Sarg,
In dem Sarge drin lag die holde Maid.

II.

Ode an Gott.

Von Gabriel Derschawin.

O, Du, von keinem Raum umschlossen,
Lebend'ger Geist im Weltenall,
Urewig seit die Zeit entflossen,
Unsichtbar und doch überall,
Alleinig und doch vielgestaltig,
Ohn' Ort und Ziel, doch allgewaltig,
Deß Höhe kein Gedank' umkreis't,
Der alles durch sich selbst erfüllet,
Und gründet, wahrt und schirmt und hüllet,
Und der uns Gott und Vater heißt!

Wenn selbst das tiefste Meer durchdrungen,
Gezählt der Sand, der Sterne Strahl,
Wenn's auch dem höchsten Sinn gelungen —
Bei Dir ist weder Maß noch Zahl!
Nie wird der Geist des Erdensohnes,
Entglüht am Lichte Deines Thrones,
Erforschen, was Dein Wink gebeut;
Will ein Gedanke Dich ergründen,
Er wird in Deinem All verschwinden,
Ein Hauch im Sturm der Ewigkeit.

Hast Zeit und Wirklichkeit gestaltet
Aus bodenloser Ewigkeit.
Hast selbst die Ewigkeit entfaltet,
Aus Deiner innern Wesenheit.

*) Aus dessen nächstens erscheinendem „Sternbildern."

Du haſt Dich aus Dir ſelbſt gegründet,
Haſt Deinen Glanz aus Dir entzündet,
Du biſt das Licht, das Licht gebar;
Als ſchaffend nur Dein Wort erklungen,
Haſt Du der Schöpfung All durchdrungen,
Biſt jetzt wie einſt und immerdar!

Du haſt die Kette rings umwunden
Die alle Weſen trägt und hält,
Haſt End' und Anfang feſt verbunden
Und Tod dem Leben zugeſellt.
Wie Funken, wirbelnd hin und wieder,
So ſtreuſt Du Deine Sonnen nieder;
Wie, da der Winterodem weht,
Vom Reif die Stäubchen niederfallen
Und blitzen, ſchimmern, flattern, wallen,
So haſt Du Sterne hingeſä't.

Es ſtrömen Millionen Flammen
Ins Unermeßliche hinaus,
Und alle hält Dein Wink zuſammen,
Und alle ſtrahlen Leben aus.
Doch all' der Leuchten Purpurhelle,
Die Schimmerfluth der goldnen Welle,
Die ſich in Glanzkryſtallen bricht,
Vereint die ſtrahlenvollen Welten,
Sie ſind, wenn ſie vor Dich ſich ſtellten,
Wie finſtre Nacht vor Tageslicht!

Wie Tropfen, die ins Meer ich wehe,
Sind Dir die Himmel über mir;
Und was das Weltall, das ich ſehe,
Und was, o Herr, bin ich vor Dir? —
Und mehr' ich in den Himmelszelten
Um Millionen alle Welten
Und tauſendfach den Kreis des Lichts,
Und will ich's dann mit Dir vergleichen,
Es wird ein Pünctlein kaum erreichen,
Und ich vor Dir, o Herr, bin — nichts!

Wie, nichts? — Und blickſt doch zu mir nieder,
Haſt mich mit Deinen Strahl durchglüht,
Und ſpiegelſt Dich in mir ja wieder,
Wie ſich die Sonn' im Tröpflein ſieht.
Wie, nichts? — Und fühl' ich doch mein Leben
Zu Deiner Höhe ſich erheben;
Drängt's nicht den Geiſt dem Himmel zu?
Fühlt meine Seele nicht Dein Lenken?
Vernimmt und ſieht und wagt's zu denken:
Ich bin, und alſo biſt auch Du! —

Natur im ew'gen Ordnungsrange,
Mein Geiſt, der Ausfluß Deines Lichts,
Mein Herz in ſeinem Sehnſuchtsdrange,
Es ſagt: Du biſt! — Und ich bin nichts?
Nein! nein! am Ringe aller Weſen
Haſt Du zur Mitte mich erleſen
Bei Deiner Schöpfung Machtgeheiß;
Da, wo die Erde Du vollendet,
Wo Du zum Himmel Dich gewendet —
Mit mir geſchloſſen war der Kreis.

Ich bin als Einungspunct gegeben
Den Welten, die das All erfüllt,
Ich bin der Mittelpunct im Leben,
Der erſte Zug am Gottesbild.
Es muß mein Leib in Staub vermodern,
Doch kann mein Geiſt den Donner fodern —
Ich Wurm — ich Knecht — ich Herr — ich Gott!
Doch ſo von Glanz und Kraft umfloſſen,
Wer ſagt mir nun, wem ich entſproſſen?
Mich ſchuf ja nicht mein Selbſtgebot.

Dein Werk, des Schöpfungsalls Vollender,
Dein bin auch ich, Allgütiger,
Des Lebens Quell, des Heiles Spender,
Geiſt meiner Seele und mein Herr!
Du, Vater, willſt's, daß ſo geſchehe,
Daß durch des Todes Abgrund gehe
Mein ew'ges, todesfreies Sein —
Doch wenn mich Sterblichkeit umfangen,
Und wenn ich durch den Tod gegangen,
Kehr' ich zu Dir ins Leben ein!

Du, unerreicht und unergründet!
Ich weiß, was meine Seele füllt,
Was Geiſt und Herz mir von Dir kündet,
Iſt kaum Dein fernſtes Schattenbild; —
Doch ſtürmt's in ihm zu Lob' und Preiſe,
Wie könnt' er's denn in andrer Weiſe,
Der Sterbliche voll tiefen Drangs?
Er muß empor zu Deinen Höhen,
Und im Unendlichen vergehen,
Und Thränen weinen heißen Danks!

III.

An das Meer.

Von Alexander Puſchkin.

Leb' wohl, Du freies Reich der Wellen!
Zum letzten Male ſeh' ich Dich
Vor mir in blauem Glanze ſchwellen,
Hinwogend ſtolz und feierlich.

Wie eines Freundes Klageſtöhnen,
Wie ſeinen letzten Scheidegruß,
Hör' ich Dein dumpfes, banges Tönen,
Mir rufend, da ich ſcheiden muß.

O Ziel, das meine Wünſch' umranken!
Wie oft an Deinen Ufern hin,
Irrt' ich in finſtren Grabgedanken,
Mit ſtillem, trübumwölktem Sinn!

Wie liebt' ich Deinen Wiederhall,
Das Rauſchen tief in Deinem Grunde,
Das Schweigen abendlicher Stunde
Und freier Stürme Donnerſchall! —

Ein Fiſchersegel, klein und ſtille,
Dich lüſtet ſchirmend es zu tragen,
Das darf ſich keck durch Stürme wagen;
Nun wendet ſich Dein mächt'ger Wille —
Und tauſend Schiffe ſind zerſchlagen. —

So ſoll mir's ewig denn nicht glücken,
Den unbewegten Strand zu flieh'n!
Dich zu begrüßen mit Entzücken
Zu gleiten frei auf Deinem Rücken
Durch all mein Dichterleben hin!

Du harrteſt, riefſt ... ich war umwunden,
Wie meine Seel' auch kämpfend rang,
Ans Ufer blieb ich feſtgebunden,
Zu mächtig war des Herzens Drang.

Was reut's mich auch? Wohin denn leiten
In ſorgenloſer Luſt den Lauf?
Ein einz'ger Ort in Deinen Weiten
Regt meiner Seele Wunden auf:

Ein kaltes Grab für einen Thron ...
Ein einz'ger Fels, darauf verſunken
Des alten Ruhmes letzte Funken —
Darauf erloſch Napoleon!

Doch iſt er qualenvoll erblichen,
Mit ihm, dem lauten Sturme gleich,
Iſt uns der Genius entwichen,
Beherrſchend unſers Denkens Reich.

Er ließ, beweint von Freiheitsthränen,
Der Welt den Kranz, der ihn umglüht —
O, brauſe Meer, laß Stürme dröhnen;
Er ſang von Dir das höchſte Lied!

Er hat Dein Bild uns rückgeſpiegelt,
Er war von Deinem Geiſt durchglänzt,
Wie Du ſo tief und ſturmbeflügelt,
Wie Du ſo mächtig, unbegränzt!

— — — — — — *).

Leb' wohl! noch bleibt mir unvergeßlich,
Wie mich umſtrahlt Dein Wunderglanz,
Wie mich umrauſcht ſo unermeßlich
Am Abend Deiner Wogen Tanz.

*) Ruſſiſche Cenſurlücke.

Und was mir Fels und Wellen ſagen,
Dein lichtes und Dein dunkles Bild,
Ich will's in ſtille Haine tragen,
Von Deinem Heiligthum erfüllt.

Correſpondenz.

Aus London.

[Winterconcerte; Weihnachtspantomime.]

Man braucht nicht Jahre lang in England — oder beſſer in London — gelebt zu haben, um es überraſchend zu finden, daß der ernſte, in ſich gekehrte Brite meiſtens ein leidenſchaftlicher Freund der Poſſe, und im Theater, bei einem drolligen Stück, der heiterſte, ausgelaſſenſte Menſch iſt. In Frankreich — hu, da riecht's nach Mord und Blutſchande. In Deutſchland iſt die Mehrzahl der Theatergänger zu vornehm, um Lachens halber den Tempel der Kunſt zu beſuchen. Für den Engländer je toller, je beſſer, und müßte er in Einem Abende zwei Taſchentücher voll Lachthränen weinen. Auch ſind ſeine dramatiſchen Poſſen nicht immer von der zarteſten Art, es geht mitunter derb und dreiſt genug darin zu. Aber ich bin ein Deutſcher, und als ſolcher kein competenter Richter, d. h. ich darf eine engliſche Poſſe nicht deshalb tadeln, weil ſie in Deutſchland mit gerümpfter Naſe aufgenommen würde. Deutſche Sprache, deutſche Literatur, geſellſchaftliche Unterhaltung in Deutſchland — Alles das, ich will nicht ſagen iſt, klingt aber keuſcher als in England; ich entſinne mich ſehr genau, daß in Dresden die Worte: anſtändig und Anſtändigkeit, womit die dortigen Straßen gepflaſtert ſind, meinen Ohren zuletzt ein Gräuel waren. Iſt darum Deutſchland an Reinheit und Keuſchheit des Gemüths reicher als England, oder geht es in Dresden, deductis deducendis, anſtändiger zu als in London? Ich glaube nicht. Trotz aller Verfeinerungen des Luxus, aller Verderbtheit der höheren, und aller Rohheit der niederen Stände, lebt doch in der engliſchen Volksmaſſe mehr Natürlichkeit als in uns anſtändigen Deutſchen. Das engliſche Volk läßt ſich in ſeinen Anſichten und Gefühlen freier gehen; die Freiheit ſeiner Inſtitutionen iſt mit ſeinem Thun und Denken ſo eng, ſo knorpelfeſt verwachſen, daß es ihm entweder unmöglich iſt, oder unnöthig ſcheint, oder gar nicht einfällt, ſeinen innern Menſchen in eine Schnürbruſt zu zwängen. Der Engländer lacht, ſobald ihm etwas die Lachmuskeln reizt, weint, ſobald ihm etwas die Thränendrüſe rührt, und fragt weder dort noch hier — ich wiederhole, daß ich von der Maſſe des engliſchen Volkes ſpreche — ob es „anſtändiger", dort ſich auf die Lippen zu beißen, hier die Thränen zu verſchlucken. In Deutſchland iſt das anders. Muß es vielleicht anders ſein, weil jede Wirkung eine Urſache hat? —

Seit Jahren führt die engliſche Bühne unmittelbar nach dem Weihnachtstage zur Beluſtigung der Kinder Pantomimen auf. Dieſe ſind dem Engländer, groß und klein, ſo gut Weihnachtsbedürfniß wie der ſaftige Rindsbraten, der ſtattliche Truthahn, der mit Roſinen geſtopfte Plumpudding und eine Bowle Punſch oder Grog. Der Erwachſene ver-

gegenwärtigt sich die Stunden einer glücklichen Kindheit, wo er hier saß und schaute, und sein kleines Herz vor Wonne schlug, wenn Clown und Pantalon recht tolles Zeug trieben. Die Kinder freuen sich monatelang auf die Erlaubniß, einen Abend in die Pantomime zu gehen, und die Vorsteher der Theater, die alles das recht gut aus eigener Erfahrung wissen, überlegen schon am ersten Januar, was ihnen einen goldenen Jahresschluß bringen möchte. Des Besuchs der Kinder sind sie jedenfalls gewiß, und da die Kinder nicht allein kommen, auch des Besuchs der Eltern. Es gibt aber eine Menge Menschen, die weder Kinder sind, noch Kinder haben, in der Pantomime etwas mehr sehen wollen als einen Pantalon, der seine Columbine verliert, oder einen Clown, der erst stiehlt und dann geprügelt wird, und deren Geld die Theaterunternehmer auch nicht verachten. Für diese verwöhnten Gaumen muß auf gewürztere Schüsseln gedacht werden, und so geschieht es, daß der Inhalt der Weihnachtspantomime Studium, das in die Scenesetzen ein Capital, und die Vorstellung Künstler erfordert.

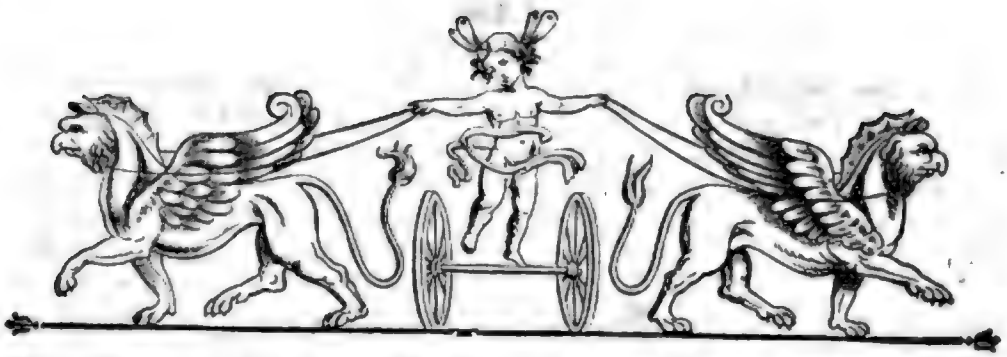
Mit dem Tage, der in Deutschland als zweiter Feiertag begangen wird, von dessen Feiertagsattributen man aber in England nichts weiß, verkünden große Anschlagezettel, welche Augenleckereien die verschiedenen Theater zugerüstet haben. Bis in die jüngste Zeit stritten die zwei sogenannten National- oder patentirten Theater, Drurylane und Coventgarden, auch hinsichtlich der pantomimischen Vorstellungen um den Preis, denn obwohl fast immer eine Art fatalistische Verkettung von Umständen dem Hause Coventgarden, wo in Garrick's Tagen von Rich die ersten Weihnachtspantomimen gegeben wurden, den Sieg zuführte, so leistete doch auch Drurylane bisweilen Vortreffliches. Letzte Weihnachten ist Drurylane zum ersten Male nicht in die Schranken getreten. Englands beste Bühne hat sich in einen Concertsaal verwandelt. Wo einst die Heroen des englischen Drama zur Bewunderung zwangen, geigt jetzt Musard. Die Concerte heißen Concerts d'hiver und sind an sich gut. Nur ist es traurig, daß sie das legitime Drama aus dem Felde schlagen konnten. Auch werden sie von der vornehmen und fashionabeln Welt besucht. Das beweist schon der Vorfall mit Lord Cardigan, der von den hiesigen Zeitungen so widersprechend erzählt worden ist, daß ein Augenzeuge dagegen versichern muß: „es war die Masse, die den Feind erschlug," und daß der Bückling, mit welchem der Husarenoberst dem ihn zur Loge hinauszischenden Publicum sich empfahl, ein letzter, vergeblicher Versuch war, durch sang-froid zu imponiren. Auch kam in diesen Concerten an drei oder vier nach einander folgenden Abenden ein vom Prinzen Albert componirtes Musikstück, eine Art Ouvertüre, zur Aufführung. Am ersten Abende wurde es mit rauschendem Beifalle, am letzten mit tiefstem Schweigen aufgenommen, — jenes ein Beweis, daß ein Name oft kein leerer Klang ist, und Letzteres, daß ein Name allein kein Wunder wirkt. Die Hörenden waren zu loyal, um zu pochen; deshalb schwiegen sie. Dies war dem Director ein Wink, die Loyalität nicht ein viertes Mal auf die Probe zu stellen. Die hiesige musikalische Zeitung craves permission to observe, alle gute Partieen seien entlehnt und alle entlehnten seien nicht gut. Ein anderes Blatt urtheilt: if his royal highness must compose music, let the performance of that music be confined to Buckingham Palace and Windsor Castle; for placed by the side of what forms the nightly programme of the delightful Concerts d'hiver, its natural imperfections become doubly obvious. In der Kritik ist wenigstens Manier. Hier muß ich eines Liedes gedenken, das von Staite gedichtet und von Parry componirt, ich weiß nicht, wie viele Male in Drurylane gesungen worden, und jetzt wirklich la rage aller singenden Damen ist. Es heißt: a wife wanted. Ich erwähne es, weil in der musikalischen Welt das Vorurtheil herrscht, ein in seinem Vortrage wirksames englisches Buffolied sei eine Unmöglichkeit. Wer Parry a wife wanted hat singen hören, wird anders denken. Das Lied ist eine Scene. Ein alter Kriegsmann sucht eine Frau. Das Avertissement, gezeichnet X. Y. Z., lautet folgendermaßen:

By a middle-aged gentleman — „Wanted a wife" —
Rather stylish, good looking, in the prime of her life:
Her temper perfection, and, if added to this
She'd a competent income, 't would not be amiss.
He's a gentleman quite, a snug fortune can brag,
But to talk of one's Self is a delicate thing.

Die hierauf eingehenden Antworten und die erfolgenden Zusammenkünfte sind in demselben Tone gehalten. — Der Rücktritt Drurylanes würde höchstens noch das Haymarket-Theater zu einem gefährlichen Pantomimen-Opponenten für Coventgarden Theater übrig gelassen haben, wenn diesem nicht der deutsche Damenfreund, Sir Eduard Lytton Bulwer, das Pantomimenspiel verleidet hätte. Davon nachher. Wie angelegen nun auch fünf kleine Theater, Adelphi, Queen's, Surrey, Victoria und Sadler's wills, sich's sein ließen, ihre Auditorien zu unterhalten, und wie mancher treffende Witz hier und da zum Vorschein kam, — so verdient doch nur die coventgardner Pantomime Erwähnung. Hier ist ein höherer Flug versucht, im Gewande der Lächerlichkeit ein sehr ernster, die englische Bühne nicht allein tangirender Gegenstand auf die Bretter gebracht worden — der Kampf des Drama mit der Posse, oder, wie die Pantomime es ausdrückt, der Romantik mit der Burleske. Sie führt den Titel: Die Burg Otranto, oder Harlekin und der Riesenheim, nach einem noch heute in England viel gelesenen Schauer- und Ritter-Romane der bessern Sorte. Die auftretenden Gestalten sind die Genien der Romantik, der Burleske und der Pantomime; dann Manfred, Usurpator von Otranto, Prinzessin Hyppolita, die später in Clown, Theodor, rechtmäßiger Erbe von Otranto, der später in Harlekin, Marquis von Vicenza, der später in Pantalon, Lady Isabella, die später in Columbine, und ein Page des Marquis, der später in Pantalon's Tiger — Tiger neumodisch für Jockei — verwandelt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 40. — den 25. Februar. 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Zur Geschichte der Toilette.

„Des Tages Mode ist ein Kind der eitlen Laune;
Die des Jahrhunderts bildet die Nothwendigkeit.“

Wer jetzt seines Vaters Hochzeitsrock zerreißt, oder den eigenen anprobirt, die beide so schwarz sind wie Glanzruß, der ahnet wohl nicht, oder er denkt nicht daran, daß sein Großvater oder sein Urgroßvater am gleichen Ehrentage ein — rosafarbenes Kleid trug, in blaßgelben Hosen und blau- und weißgeflammten Strümpfen einherwandelte, daß Schnallen auf den Schuhen, die Feder auf dem Hute und ein Degen an der Seite dem Manne Ansehen und Würde verliehen, des Puders und Haarbeutels gar nicht zu gedenken.

Jene Zeit war aber auch die Zeit der Amants im apfelgrünen Frack, die der Körner'schen Gouvernante zu Füßen schmachteten, von welchen wir uns jetzt schwieriger eine richtige Vorstellung machen, als von dem Costüm hellumschienter Achäer und rossebändigender Troer.

Jene Zeit ist vorüber! Wenn bei den Thieren die Männchen lebhaftere Farben tragen und schönere Stimmen haben, als die Weibchen — wie z. B. bei Hahn und Henne, Fasan und Fasanin u. s. w. — so ist's bei uns Menschen umgekehrt, seit die heiteren Farben und Töne der weiblichen Hälfte zugetheilt sind, so daß in einem vollen Familienstücke der Mann die wahre Schattenpartie ausmacht — die dunkle Folie, die dem Schimmer der Frau unterlegt ist — das graue Tonpapier, auf dem die frischen Farben der Frau und Töchter keck und kühn leuchten.

Als Ursache dieser Verdüsterung des früher so vielfarbigen Anzuges der Männer wird — wie bei allen auffallenden Erscheinungen eines Jahrhunderts — sehr Verschiedenes angeführt. Man könnte z. B. sagen: daß helle Farben überhaupt nachdunkeln, daß die Menschheit, wie Kinder, im frühern Alter das Bunte vorgezogen habe, jetzt aber, da sie älter geworden, sich schwarz auszuschlagen anfange, um ihr näheres Grabesdunkel annehmlicher zu machen, oder daß die dunkeln Farben nur eine von den vielen Trauerröcken und Floren der Kriegsjahre überkommene Gewohnheit seien. Von Andern werden die schwarzen Jäger und die schwarzen Tugendbündler als die wahren ansteckenden Verbreiter, nicht des schwarzen Todes, sondern des schwarzen Lebens gehalten, was Einiges für sich hat, besonders wenn man hierzu noch das Heer der Candidaten und Stellensucher nimmt, welche beständig schwarz gehen und auf alle Fälle gefaßt sind, wie der Franzos, der aus der Thür eines eben gestorbenen Akademikers tretend, dessen Stimme er erbitten wollte, tröstend ausrief: „J'étais venu demander sa voix — je vais demander sa place!“

Ferner ist die Meinung nicht ganz verwerflich: daß bedeutende Eisenvitriolfabrikanten die großen Schwarzkünstler dieses Jahrhunderts wären, die durch Bestechung erster Schneider, Modehändler und anderer Modedictatoren in Hauptstädten die ganze Männerwelt verdüstert hätten vom tiefen Schwarz bis ins Violette und Graue herunter. Wenigstens versuchte diesen Weg in der That ein elsasser Fabrikant, dem ein großer Vitriolberg auf

dem Herzen lag, den er gern aufgelöst und damit einen kleinen Goldhaufen in seiner Casse niedergeschlagen hätte, da Eisenvitriol bekanntlich — für Chemiker — Gold aus Auflösungen niederschlägt. Was indessen Schneider und Modeherren mit aller Mühe nicht für diesen Fabrikanten thun konnten, bewirkten für ihn der König Wilhelm IV. von England ganz einfach dadurch, daß er starb, und die amerikanischen Banken, durch ihre Zahlungsverlegenheiten von 1836, indem Ersterer Trauer veranlaßte, Letztere zahlreiche Bankerotte und Nachfrage nach wohlfeilen Stoffen, Beide zusammen aber, dunkle Zeuge und Kattune ein- und den Vitriolberg des Fabrikanten ausführten.

Doch diese Reaction war nur örtlich und vergänglich. Die große Beschattung der Männer datirt sich von früher; das Zerfallen der Ehen, wie des Tages, in eine dunkle und lichte Hälfte, ist zu allgemein, als daß ihm nicht andere, mit den bedeutungsvollsten Erscheinungen dieses Jahrhunderts in engster Verbindung stehende Ursachen zu Grunde liegen sollten.

Was aber das neunzehnte Jahrhundert ganz besonders bezeichnet, was Philosophie und Theorie desselben lehren, Praxis und Wirklichkeit aber noch viel energischer ins Leben und Dasein gerufen haben, dies sind die allgemein herrschenden Ideen von bürgerlicher Freiheit und Gleichheit, von Nivellirung, von Durchdringung und Ausgleichung der Stände. — Ideen, welche, wie sehr man darob erstaunen mag, gewiß allein die wahren, dunkelfärbenden Pigmente dieses Jahrhunderts sind. Aber wie — um Gotteswillen? Sehr einfach!

Die bunten Farben sind erstlich die theueren, zweitens die mehr empfindlichen. Folge davon, daß nur die höhere, reichere Classe, und etwa zu ihr gehörenwollende Stutzer und Emporstrebelinge sich hoch auffärbten, und wie die Farben der Thiere lebhafter und mannichfacher werden, je höher und luftiger dieselben leben, so daß die Fische meist einfarbig, die Amphibien mißfarbig, die Vierfüßler dunkel, die Vögel und Schmetterlinge dagegen bunt und glänzend sind, so war auch nur die haute-volée, die obere Classe so bunt wie unsere Kartenkönige, indeß die breite Masse des Mittelstandes in Grau und Braun nachdämmerte. So oft nun jene bunten Forellen und Goldkarpfen ins Gedränge mit den grauen Hechten der untern Classen kamen, wurden einige ihrer Farben und Flitter verwischt, da das Jenen aufgeklebte bunte Siegel sogleich den Stand des anmaßenden Reichen, des begünstigten Vornehmen verrieth, den Abstand mit der gemeineren Umgebung recht grell hervorhob, und die dadurch erregte Gallenabsonderung des Mittelstandes war die erste Tinte, welche dunklere Töne über die Trachten der Vornehmeren legte.

Aber die bunten Schwingen wurden gerade den Schmetterlingen selbst mehr und mehr lästig. Es soll in einem Städtchen, oder in einer Stadt, die Zahl der vorhandenen Elegants hundert oder zweihundert betragen haben, so zerfielen diese Hundert oder Zweihundert wieder in zehn, funfzehn oder zwanzig kleine Abtheilungen von Solchen, die entweder weiß, oder gelb, oder himmelblau, apfelgrün oder scharlachroth u. s. w. gingen, wie in einer Schachtel mit zwölf Dutzend bunter Oblaten je ein Dutzend seine eigene Farbe hat. Ja, von den gewähltern Farben, wie perlfarbig, meergrün, isabell- oder fleischfarbig waren oft nur einzelne Röcke am ganzen Orte, und ihre Träger dadurch so bekannt und gezeichnet, wie ein Mandarin durch seinen blauen Knopf.

Solche Auszeichnungen sind aber äußerst unbequem. Man gehöre z. B. zur Decurione oder Zehnzahl Derer, die ein rothes Kleid tragen, so ist man — bei der bewundernswürdigen Fertigkeit unserer lieben Nächsten im Beobachten, Errathen und in der Wahrscheinlichkeitsrechnung — ein öffentlicher Charakter, unser Handel und Wandel, kurz unser ganzes Leben ein öffentliches, und Freunde sowohl als Feinde des Rothrocks wissen schnell und leicht, daß er gestern im Theater, heute früh in der Kirche, später im Café, Nachmittags auf der und der Promenade, in der und der Gesellschaft war. Sein rother Rock war der brennende Dornbusch, welcher den Herrn, die feurige Zunge, welche den Apostel verrieth, denn Roth, oder Himmelblau, oder Weiß ꝛc. sieht und erkennt man auf tausend Schritt weit; der Träger desselben stehe im dichtesten Gewühle, und zudringliche Freunde, Gläubiger, Nebenbuhler, Eifersüchtige, Neider und Feinde machen ihn gleich leicht ausfindig und fallen ihm gleich lästig; sein fatales Costüm ist der Leuchtthurm, der Flaggenmast, auf welchen Alles lossteuert und losfeuert.

In diesen verdammten hellen Farben ist es ganz unmöglich, irgendwo in dem Gewühl sich verlieren, auf die Seite treten oder unbemerkt bleiben zu wollen, ohne allgemeines Aufsehen und Gelächter zu erregen, wie jener betrunkene Student, der mit brennender Fackel sich behutsam vom Zuge schlich, um in der dunkelsten Ecke ein Geschäft der Nothwendigkeit zu verrichten. Man kann keine Galerie besuchen, ohne das Zischen und Rufen des Parterres befürchten zu müssen, dessen: „haus-

sez les mains, Monsieur l'abbé!“ aus Yorik's Reisen bestätigt, welch treuloser Verräther der Kragen werden kann.

Ohne völlige Maskerade war es zur Zeit der bunten Trachten ganz unmöglich, oder doch sehr gewagt, als Beobachter oder Liebhaber sich bei manchen Gelegenheiten einzuführen, wie zu Kirchweihen, Jahrmärkten, Judenhochzeiten, in Spielhäusern und Winkelkneipen, man konnte nicht so unversehens in die kleinen Gäßchen schlüpfen, wo die schönsten Tänzerinnen, die besten Austern und die billigsten Juden wohnen. Allein ohne dieses Herabsteigen in das Leben des Volkes, ohne das Befühlen und Betasten seiner Wundmale, wird der Hohe niemals das Volk erkennen, und weder an seine Schmerzen noch an seine Kräfte glauben. Daher die Unkenntniß, das Nichtbegreifen des Volkslebens in damaliger Zeit, die Mißverständnisse und Reibungen zwischen den geschiedenen Classen, denn die bunten Lappen der Vornehmen waren wahre Sperlingsscheuchen für graue Proletarier.

Dieser Hemmschuh im Verkehr wurde aber um so lästiger, je bedeutender die Bildung der untern Stände heranwuchs, je mehr die obern angewiesen wurden, in die Masse des Volkes einzudringen, sich mit seinen Künsten, Gewerben und Interessen zu verschmelzen. Aber wie paßt das hochzeitlich helle Gewand in das Werkeltagtreiben des Verkehrs? Wie schickt sich die gespreizte, anmaßliche Tracht für den Arzt, den Advokaten, den Kaufmann, den Künstler, die den ganzen Tag über im Volke cursiren, wie Scheidemünze, und an allen Kanten abgegriffen werden? Mußte es denselben nicht, wie noch heut zu Tage Fürsten und Militairs, angenehm und zweckdienlich sein, incognito und en civile zu verkehren? Allerdings!

Und so begann denn die große Metamorphose.

Moden, im Großen genommen, sind stets die Aeußerungen großer socialer Bedürfnisse, nie die bloßen Auswürflinge der Laune und des Zufalls.

Die Vornehmeren rupften sich die Federn aus — sie schnallten den Degen ab — Spitzen, Schnallen, Locken, Zöpfe zogen sie ein, wie die vorsichtige Schnecke die anstoßenden Fühler, und umgekehrt, wie bei der Schlange, die nach dem Abstreifen des alten Balges in neuem Farbenschiller gleißt, ging der dunkelfarbige, einfache, geschäftige Mensch des neunzehnten Jahrhunderts aus dem Farbenspiel des achtzehnten hervor, so wie der helle, spröde Stahl erst bunt durch alle Farben zu immer dunkleren anläuft und endlich schwarz, weich und schmiedbar wird.

So sehen wir heut zu Tage denn freilich aus, als hätte man uns in die braunen und schwarzen Cucullen aufgehobener Klöster genäht, und obgleich wir alle möglichen Farben tragen, wie: Theegrün — vert invisible, — Nelkenbraun — bronze doré — mullberry, — Indigo — pain brulé, — Oliv — lie de vin, — Violett — corbeau — tête de nègre, — nußgrün u. s. w., so sind wir auf zehn Schritt weit doch alle gleich schwarz, wie bei Nacht alle Katzen grau.

„Dunkel umfänget ruhig das All!“

Wir besuchen die Kirche, das Parterre, Museen, Ständeversammlungen, Schiller- und Gutenbergsfeste, ästhetische, naturwissenschaftliche Vorlesungen, landwirthschaftliche Vereine und Feste, Bäder, Dampfschiffe, Eilwagen und Eisenbahnen — überall finden wir in gleichen Farben, in ähnlichem Schnitt alle Stände durch einander gewürfelt. Prinzen, Grafen, Gelehrte, Künstler, Beamte, Landbauern, Kaufleute, Techniker — alle bilden eine gleichförmige Masse, wo die innere Persönlichkeit ungehindert sich entwickeln und geltend machen kann, weil die äußere aufgehoben ist, und nur die nächste Berührung, nur die Sprache verräth uns in solchen Umgebungen den Standes- oder Kunst- oder Studiengenossen, so wie der Freimaurer des Händedrucks bedarf, um den Bruder zu erkennen.

Und so wiederholen wir denn, so heben wir nochmals hervor: daß wir den dunkeln Farben eine Gleichheit der äußern Formen verdanken, die uns eine angenehme Behaglichkeit im Auftreten und eine unschätzbare Freiheit in jeder Richtung des Verkehrs gestattet.

Ihr aber, freundliche Begleiterinnen der dunkelfarbigen Menschenhälfte, fahret nur fort, mit dem Regenbogen, den Schmetterlingen, den Blumen und den Abendwolken zu wetteifern in Farbenpracht und Formenwechsel, denn Ihr seid doch die wahren Illustrationen der großen Stereotyp-Ausgabe unseres von Druckerschwärze verdunkelten Daseins, Ihr seid der bunte Einschlag, der den grauen Zettel des Männerlebens durchschießend, glänzende Arabesken und Fruchtstücke bildet. Aber eben darum laßt uns auch Alles Dunkle, die schwarzen Richter- und Schöppenstühle, die düstern Katheder und Kanzeln, die schwarzen Kugeln der Wahlurnen, das Pulver, die Kohlen und — und — die Tinte!

Glückliches, liebenswürdiges Geschlecht, das die ersten Keime des menschlichen Genius im Knaben entfaltete und pflegte, das ihm Lieder gab und Mährchen,

ſtatt der ſpäteren Regeln und Geſetze, möchteſt Du in der Erziehung des kleinſten Menſchen Deine größte Beſtimmung finden, möchte endlich die Farbe eines Bandes, der Schnitt eines Kleides, Deine größte Sorge, Dein alleiniger Kummer ſein! Sr.

Correſpondenz.

Aus London. (Fortſetz.)

[Die Romantik und die Burleske; Bulwer's „Geld."]

Nach einer lebhaften Klage über den Verfall ihrer Herrſchaft verſammelt die Romantik ihre Helden und Heldinnen, d. h. verkörperte Büchertitel, wie, die blutende Nonne, Fauſt, Ivanhoe, der Bravo von Venedig u. ſ. w., benachrichtigt ſie, daß die Burleske gegen ſie im Anzuge ſei, und ermahnt ſie, ihre Burg tapfer zu vertheidigen. Das Verſprechen wird gegeben und ein Decorationswechſel bringt eine Anſicht der Burg — ein ritterliches Gebäude mit Mauern, Gräben, Zwingern und Thürmen. Die Burleske erſcheint, eine Schellenkappe auf dem Kopfe, von einer männlichen und weiblichen Schaar gefolgt, Letztere ein Haufe allerliebſter Thörinnen, Erſtere ein berittener Trupp Thoren. Die Pferde ſind Schaukelpferde. Die Burleske leitet den Angriff; die Burg wird genommen; die Romantik ſammt Helden und Heldinnen verkriecht ſich. Die Bühne zeigt den Schloßhof, in deſſen Mitte ein Rieſenhelm ſteht, von welchem die Burleske ihren Getreuen ſagt, er ſei vom Himmel gefallen, Niemand wiſſe warum — it fell from the sky, nobody knew why. Während die Sieger ſich gütlich thun, bringt Manfred ein. Manfred iſt ein ältlicher Herr mit feuerrothem Kopfhaar und jähzornigem Gemüthe. Er prügelt die Prinzeß Hyppolita, maltraitirt die Burleske ſammt Gefolge, nimmt Theodor gefangen und ſteckt ihn unter den Helm. Darob ſchüttelt der Helm auf ſehr geheimnißvolle Weiſe ſeinen mächtigen ſchwarzen Federbuſch, lüftet ſein Viſir und in dem Geſichte, das auf die Umſtehenden herausſchaut, erkennen dieſe zu ihrem Schrecken den längſt verſtorbenen guten König Alphons. Gleichzeitig wächſt aber aus dem Boden eine gigantiſche Hand, die mit Daumen und Zeigefinger dem guten König Alphens die Naſe kneipt. Nun geht es etwas bunt zu. Durch ein Loch unter dem Helme fällt Theodor in ein verborgenes Gewölbe; ein paar gigantiſche Fäuſte ſpielen mit Manfred und ſeinen Geſellen „Fackeball"; der Ritter vom Rieſenſchwerte erſcheint vor der Burg und fordert durch ſeinen Pagen, einen Zwerg mit ungeheurer Trompete, zur Uebergabe auf, die Zugbrücke raſſelt nieder, der Marquis von Vicenza reitet ein und erklärt Theodor für den rechmäßigen Herrn der Burg. Da öffnet ſich der Rieſenhelm und aus ſeinem Innern ſteigt der Genius der Romantik empor, das Haupt umſtrahlt von einem, in goldene Lanzenſpitzen auslaufenden Sterne und zu beiden Seiten geharniſchte Ritter. Die Plattform iſt mit Waffen, Wappen und Deviſen geſchmückt. Auf dieſe, außerordentlich geſchmackvoll zuſammengeſtellte Gruppe ſenkt ſich der Geiſt der Pantomime herab und ſein Wink bringt die bereits angegebenen Verwandlungen hervor. Das Treiben der Verwandelten, ehemals der Haupttheil der Pantomime, iſt jetzt ein ſehr untergeordneter, und ſie verſchwinden, um einer Reihe von Scenen und Anſichten Platz zu machen, die ſämmtlich mit den neueſten inländiſchen und ausländiſchen, politiſchen und häuslichen Begebenheiten in Beziehung ſtehen. Hier ſpreizt ſich der engliſche Humor mit beiden Einbogen, und ich könnte eine lange Liſte aufzählen, wenn nicht jede einzelne Nummer zu ihrem Verſtändniß eine Erklärung erforderte. Beinahe zu ernſt für die Poſſe iſt der Tempel des Drama, der auf zwei hölzernen Pfeilern ruht, dem Spektakelſtücke und der Oper. Er ſteht zum Verkauf; Muſard erhandelt ihn und in ſeinem erſten Concerte ſpielt Shakeſpeare die Geige, Lope de Vega den Baß, Molière die Flöte, Racine das franzöſiſche Horn u. ſ. w. Statüen dieſer Dichter befinden ſich im Drurylane-Theater. Das und die oben bemerkten Concerte erläutern die Anſpielungen.

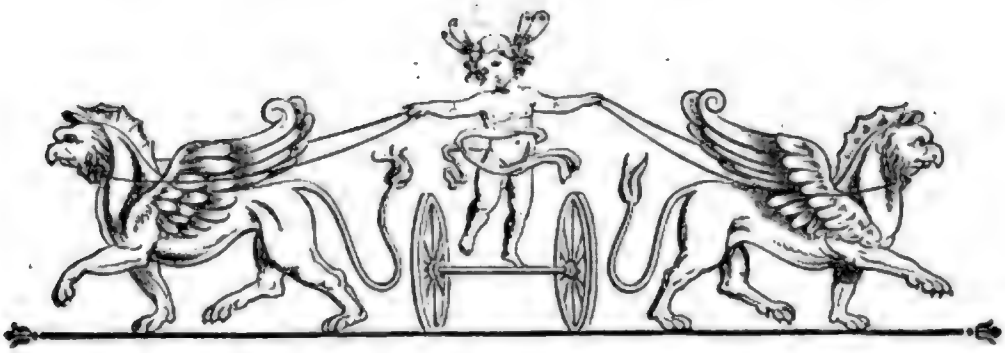
Die Art, wie Bulwer dem kleinen Haymarket dieſes Jahr die Pantomime verleidet hat, iſt eine traurige Geſchichte. Sie betrifft Bulwer's daſelbſt aufgeführtes neueſtes Drama, ein fünfactiges Luſtſpiel, betitelt: Geld, und wer bei einer theatraliſchen Vorſtellung verlieren kann, hat bei dieſer verloren, Bulwer den Reſt ſeines Dichterruhms, Webſter den Reſt ſeines Directorial-Fonds und das Auditorium den Reſt ſeiner Geduld mit dem dramaturgiſchen Baronet. Seine erſte Leiſtung war die Marquiſe von Ballière. Sie ſtarb einen ſchnellen, aber ſehr elenden Tod — an den Folgen der Immoralität. Ein längeres, obgleich ſchwächliches Daſein genoß das Mädchen von Lyon. Richelieu und der Seecapitain verſchieden an der galoppirenden Schwindſucht, und ſo ſehr das Geld den meiſten Menſchen lieb iſt, mögen die Meiſten, die Bulwer's Geld geſehen, es nicht haben. Ich habe es geſehen und dann geleſen. Das Letztere hat mein Urtheil noch ungünſtiger geſtimmt. Wie ſehr ich mir auch Mühe gab, Schönheiten zu finden, und wie aufmerkſam ich deshalb vom Anfange bis zum Ende buchſtabirte, doch mußte ich zuletzt bekennen, daß die vortreffliche Bühnendarſtellung mich hin und wieder auf einem oder auch beiden Augen blind gemacht. Dr. Johnſon hat über Rouſſeau geäußert, er ſchreibe ſo ſchönen Unſinn, als habe er es darauf angelegt, Unſinn zu ſchreiben. Ob Aehnliches bei Bulwer der Fall, iſt mir fremd. Das aber wage ich unbedingt zu behaupten, daß alles ihm jetzt zu Theil werdende Lob dem glücklichſten dermaligen Unſinn-Schreiber gilt. Un sot a toujours un plus grand sot qui l'admire, iſt ein wahres Wort. (D. F. f.)

Notiz.

[Engliſche Litteratur.]

In London erſchienen: Illustrations of German Poetry, with notes etc. by Elijah Barwell Impey, Faculty Student of Christ Church Oxford. 2 Bde. London, bei Simpkin Marſhall u. C. Dieſe Schrift erregt in England großes Intereſſe und wird auch der Wißbegier des deutſchen Publikums nicht entgehen. Wir erlauben uns, unſern geehrten londoner Correſpondenten darauf aufmerkſam zu machen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 41. — den 26. Februar 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Erinnerungen an Brüssel und Belgien.

Von L. K.

II*).

Jean Baptiste Nothomb.

Hätte die belgische Revolution auf ihrer Bahn nur einen Schritt über das ihr gesteckte Ziel hinausgethan, hätten nicht verständig umsichtige Männer die erregten Gemüther zu beschwichtigen gewußt, so wäre ihr Nutzen verloren gegangen, sie hätte in sich selbst ihr Ende gefunden. Nur durch zwei Maßregeln, durch die Erklärung der Unabhängigkeit und durch die Annahme eines monarchischen Staatensystems, konnte Belgien hoffen, mehr zu erringen, als eine allgemeine Umwälzung der bestehenden Dinge, einen den Belgiern angemessenen Platz als Nation unter den übrigen Nationen, eine Verfassung, die, von ganz Europa anerkannt, sich dem politischen status quo der übrigen Staaten anpassen würde. Mehr konnte und durfte Belgien nicht hoffen.

Nothomb hat durch Anerkennung dieser Wahrheit seinem Vaterlande große Dienste erwiesen, und dasselbe weiß wohl, wie viel es ihm schuldet. In den Herzen seiner Mitbürger hat ihm die Dankbarkeit ein Denkmal errichtet, auf dem sein Name vor allen andern hervorleuchtet. Sei es auch, daß einige Stimmen aus der Mitte seines Volkes sich gegen ihn erhoben, als er, der Bewegungspartei gegenübertretend, verlangte, der Revolution solle Einhalt gethan werden, indem er sah, daß bereits genug gewonnen, mehr aber zu hoffen thöricht wäre, und er die Nothwendigkeit wohl fühlte, daß dem Gewonnenen eine Organisation verliehen werden müsse: so hat die Zeit jene Stimmen längst zum Schweigen gebracht, und die Wahrheit seiner Worte gegen alle künftigen Anfeindungen und Einwürfe bekräftigt. — Wie Lebeau und Rogier war Nothomb aus Ueberzeugung Anhänger der doctrinairen Partei, doch vielleicht, daß seine politischen Ansichten in seiner eigenen Persönlichkeit einen unterstützenden Beweggrund fanden. Wer aber, außer seinen Feinden, kann ihm dies zum Vorwurf machen? Manche von diesen nennen ihn einen Emporkömmling. Wollen sie durch eine Benennung, die man einem Napoleon und Andern geben muß, Nothomb's Charakter in ein ungünstiges Licht stellen? — Es ist wahr, Nothomb würde ohne die Revolution nicht der Mann von großem Rufe geworden sein, welcher er jetzt ist, aber der Mann von Talenten und umsichtigem Geiste wäre er immer geblieben; der luxemburger Advokat würde in Luxemburg von seinen Mitbürgern als solcher eben so geachtet worden sein, als er jetzt von ganz Belgien mit Ansehen und Ehre überhäuft wird. —

Das Land Luxemburg hat den Ruhm, diesen Mann den Seinigen zu nennen; er ist zu Messancy den 5. Juli 1805 geboren. Das luxemburgische Athenäum

*) S. den ersten Abschnitt, über Lelewell, im Decemberheft 1840. Nr. 238. u. 239.

hat in ihm den ersten Keim zum einstigen großen Manne erweckt. Von da bezog er im Jahre 1823 die lütticher Universität, wo er mit Eifer und Fleiß sich dem Studium der Rechtswissenschaft ergab, und schon nach drei Jahren würdig befunden wurde, den Titel eines Doctors der Rechte zu erhalten. Dann auf einige Zeit in seine Vaterstadt zurückgekehrt, ward ihm Gelegenheit, seinen Mitbürgern als geschickter Advokat nützlich zu sein. Jetzt ging er nach Brüssel, und von dieser Zeit an datirt sich seine erste Theilnahme an den Streitigkeiten, welche als ein vorbereitender Kampf der Opposition damals gegen die Regierung Statt fanden. Als Theilhaber des Courier des Pays-bas, des einflußreichsten Blattes dieser Partei, war ihm die Bahn eröffnet, in die er nun als Kämpfer für das Recht des belgischen Volkes trat.

Alles, was er in der damaligen Zeit schrieb, trägt das einfache, prunklose Gepräge eines edlen, muthigen Mannes, und machte ihn, indem er schon damals große Hoffnungen in seinen Mitbürgern erregte, in höchstem Grade populär. Seine Aufsätze waren trotz dem, daß sie seine Meinung keineswegs verhehlten, mit einer solchen Umsicht geschrieben, daß er, während fast alle seine Mitarbeiter unter den Verfolgungen der Regierung zu leiden hatten, frei ausging. Nie aber griff er auch Persönlichkeiten an, was sich die meisten Andern der Oppositionspartei zu Schulden hatten kommen lassen: mit der Regierung allein wollte er kämpfen, nicht mit denen, die sie verwalteten. Er wußte, daß die Vermeidung der Einzelnkämpfe die beste Vorsicht ist, um aus dem Haupttreffen als Sieger hervorzugehen. Er war der Ulysses seiner Partei, und durch seine Klugheit sah er sich in die Lage versetzt, noch als Vertheidiger seiner Freunde vor den Assisen selbst aufzutreten, als einer von ihnen vor dieselben gefordert worden war.

Jetzt trat die Krise ein, deren Endresultat ein völliger Sieg oder eine noch schlimmere Lage der belgischen Zustände sein mußte. Die Ursachen, welche sie herbeiführten, sind bekannt, und die Anmaßung Hollands, das Belgien als ein von Rechtswegen ihm zukommendes Besitzthum betrachten wollte, hat sie in ihren Folgen gerechtfertigt. Rothomb selbst war nicht in jenen blutigen Tagen, welche zur Trennung Belgiens von Holland den ersten Grundstein legten, in Brüssel anwesend. Er hat nicht, den Säbel in der Hand, in den Reihen seiner Mitbürger um die Freiheit seines Vaterlandes gekämpft: denn er wußte, daß dasselbe ihn wo anders als auf dem Schlachtfelde nöthig habe. Ihm war ein anderes Ziel gesteckt als der Tod eines Kriegshelden. Zurückgekommen nach Brüssel, nachdem die ersten gewaltigen Schritte gethan waren, eröffnete auch für ihn sich ein Feld, auf welchem seinen Talenten ein höherer politischer und zweckmäßigerer Wirkungskreis eröffnet war. —

Als sich am 24. September 1830 ein erstes Gouvernement unter dem Namen einer administrativen Verwaltung gebildet hatte, und diesem schon den folgenden Tag eine provisorische Regierung folgte, deren Mitglieder der Baron d'Hoogvorst, Ch. Rogier, Graf F. Merode, A. Gendebien, L. van de Weyer, Jolly, J. Vanderlinden, Nicolai, de Coppin und de Potter waren, beschäftigten drei große Fragen, welche die noch unvollständigen Ereignisse zu Ende bringen mußten, die Gemüther aller Belgier. Sie waren: wird Belgien seine Unabhängigkeit erlangen? welche Regierungsform muß es annehmen? wird es sich gänzlich von dem Hause Oranien trennen? — Eine definitive Auflösung dieser Fragen behielt sich die provisorische Regierung für den National-Congreß vor, welchen sie den 4. October 1830 zusammenberief. Jedoch, um die Gemüther der Ungeduldigen zu beschwichtigen, wurde von ihr eine Verfassungscommission eingesetzt, die den Auftrag erhielt, eine Constitution zu entwerfen. Hier war es, wo Rothomb, zum Mitgliede derselben ernannt, zuerst auf directem Wege seinem Vaterlande nutzen konnte. Seine Collegen waren Van Meenen, de Gerlache, Lebeau, Ch. de Brouckere, Devaux, Balliu, Thorn, Joude, Tielemans, Blargnies und Dubus.

Ihre erste Sitzung fand am 12. October Statt, und als man fragte, welche Basis man zu der Ausarbeitung der Constitution annehmen müsse, eine monarchische oder republicanische Staatsverfassung, verlangte Rothomb schon damals die Aufschiebung der Antwort auf diese Frage: hatten doch noch nicht die politischen Principien der Freiheit völlig Grund gefaßt. Wäre Rothomb damals nicht überstimmt worden, würde de Potter, als ihm die Annahme eines monarchischen Systems angekündigt wurde, vielleicht nicht gesagt haben: daß es der Mühe nicht lohne, um eine so geringe Sache so viel Blut vergossen zu haben.

Theilte man über diesen Punct auch nicht seine Meinung, so setzte er es doch durch, daß die Wahlfähigkeit für die gesetzgebende Versammlung auf 25 Jahre herab gestellt wurde, und brachte es durch seinen Einfluß dahin, daß das Großherzogthum Luxemburg den übrigen Provinzen einverleibt wurde. Durch diesen Schritt öffnete sich ihm die Thür der allgemeinen Con-

greßverſammlung: denn aus Dankbarkeit wurde er von dem Diſtrikt Arlon zu ſeinem Stellvertreter bei derſelben erwählt.

Bei dieſer Verſammlung war er einer der thätigſten und unermüdlichſten Mitglieder, und der Klarheit und Scharfſinnigkeit ſeines Geiſtes, womit er einen Plan zu faſſen, und der Kraft ſeiner Rede, durch welche er denſelben zu unterſtützen wußte, verdankt die belgiſche Conſtitution am meiſten ihre ſchnelle Vollendung.

Bald nach Einſetzung der Regentſchaft, als das Miniſterium definitiv organiſirt worden war, wurde Rothomb als Secretair dieſes Departements angeſtellt, und nun begannen jene merkwürdigen Verhandlungen der londoner Conferenz, welche die Anerkennung der belgiſchen Unabhängigkeit und die Aufnahme dieſes Landes in das europäiſche Staatenſyſtem von Seiten der übrigen Mächte herbeiführte. Rothomb hat die Wahl des Prinzen Leopold begünſtigt, und der Plan, durch welchen die Annahme deſſelben bei der londoner Conferenz unterſtützt wurde, gehört ihm nur allein an. Damals ruhte das Schickſal Belgiens in den Händen dieſes Mannes, der kaum ſein 25ſtes Lebensjahr erreicht hatte.

Jetzt ſtand Rothomb nahe an dem Ziele, das er als für das Wohl Belgiens nur allein heilſam, ſich geſtellt hatte: denn er wußte, daß wenn jede Nation Privatrechte hat, Europa auch das ſeinige beſitzt. Fand doch Belgien, als es ſeine Unabhängigkeit begründete, die übrigen Staaten ſchon längſt geſtaltet; ihm kam es zu, die Ruhe und den Frieden derſelben zu achten, und nicht durch einen übereilten Schritt, den ihm vielleicht eine ſpätere Zeit aufbewahrt, ihnen gegenüber feindlich aufzutreten. So nur konnte es ſich den Intereſſen der großen europäiſchen Gemeinſchaft als ein neuer Freund verbinden. Die Ereigniſſe, die einen Staat erheben, dürfen denſelben nie ſeine alten Pflichten vergeſſen machen: ein Grundſatz aller civiliſirten Nationen, den ſie nicht vergeſſen können, ohne die Civiliſation ſelbſt einen Schritt rückgängig zu machen, und von dem bei einer neuen Geſtaltung der Dinge die Moral und das öffentliche Vertrauen allein abhängen.

Die fünf machtſprechenden Höfe überſchritten damals weder die Gränzen der Gerechtigkeit und Billigkeit, noch die Principien einer verſtändigen und geſunden Politik, als ſie Belgien die Gränzen gaben, welche vor der Vereinigung dieſes Land von Holland ſchieden.

Gewiß, daß Rothomb viel zu bekämpfen und viele Mißverſtändniſſe zu beſeitigen hatte, ehe er ſeine Pläne zur Ausführung bringen konnte. Zum Beweis will ich nur einer bizarren Idee, die den Grund zu vielen Streitigkeiten gab, der Idee, den Herzog von Nemours zum König Belgiens zu erwählen, erwähnen.

Es iſt wahr, daß Belgien in jener Zeit eine gewiſſe Ideenaſſociation in ſeiner Politik mit Frankreich hatte: konnte es aber damals auch anders ſein? Die Septemberrevolution war gewiſſermaßen eine Gegenwirkung der des Julius. Eine Gleichheit der Lage war zwiſchen dieſen beiden Ländern vorhanden, welche das Erſtere gegen das Letztere hinziehen mußte. Dieſes Verhältniß beſtimmte auch Frankreich, die Sache Belgiens aufzunehmen: daſſelbe vertheidigend, vertheidigte es ſich ſelbſt. Darum hat es dieſes Land in der Erlangung ſeines Zieles unterſtützt, dieſes Ziel aber erlangt, vermochte es allein unmöglich daſſelbe in ſeinem Beſitze zu behaupten. Die Abſchlagung der belgiſchen Krone für den Herzog von Nemours beweiſt, daß Frankreich ſeine Ohnmacht erkannt hatte. Die Zukunft kann allein entſcheiden, ob es recht hatte, die Zukunft aber gehört nicht uns an, wir müſſen uns an die Gegenwart halten.

(Der Beſchluß folgt.)

Correſpondenz.

Aus London. (Fortſetz.)

[Das „Geld“.]

Ich will mich anſtrengen, den Inhalt des Bulwer'ſchen Luſtſpiels zu erzählen, und bevorworte blos, daß es mit beſſerem Rechte eine Farce heißen könnte.

Evelyn iſt ein armer, aber hoffährtiger junger Menſch, eine Art Anhang oder armer Vetter in der Familie des reichen Guelphen-Ritters Sir John Vesey. Er liebt ein junges, ebenfalls armes Mädchen, Clara Douglas, und beſchließt, ſie zu heirathen. Glücklicherweiſe nimmt Clara auf die wahrſcheinlichen Folgen — kleine Familie, Mangel an Brot — weislich Bedacht, und als Evelyn um ihr Ja bittet, ſagt ſie Nein. Darüber geräth Evelyn außer ſich. Er will ſich allerlei Leids zufügen; beſinnt ſich eines Beſſern, philoſophirt, ſchläft ein und bekommt im Schlafe das reiche Erbe eines Vetters in Oſtindien beſcheert. Ja, ein unermeßlich reicher Oheim in Oſtindien hat den klugen Einfall gehabt, ſeinen armen Neffen mit ungezählten Tauſenden zu bedenken. Das ändert Evelyn's Verhältniß zu Sir John Veſey und influirt Letztern ſo ſehr zu des Erſtern Gunſten, daß er ihn eine ganz paſſende Partie für ſeine Tochter Georgine glaubt. An der Einwilligung ſeiner Tochter zweifelt er nicht. Er hat in ihr einen Penchant zum Heirathen im Allgemeinen, und zum Heirathen eines reichen Mannes ins Beſondere wahrgenommen. Wirklich iſt Geld in Georginens Augen das Wichtigſte, weil mit Geld alles Käufliche zu erlangen ſteht, und kann nur das Hochzeitsmahl in goldenen Schüſſeln ſervirt werden, ſoll es ihr gleich gelten, was auf den Schüſ-

sein liegt. Sir John sucht den reichen Evelyn auszuforschen und ist glücklich wie ein Gott, als er ihn entschlossen findet, die Erste Beste zu heirathen. Er bemüht sich, seine Wahl auf Georginen zu lenken, doch rückt dieser mit der gewünschten Sprache nicht heraus und anbieten, nein, anbieten kann ein Sir John Vesey seine Tochter nicht. Während er nun darauf sinnt, in Evelyn eine Leidenschaft für Georginen zu entzünden, haben mit Clara Douglas sich zwei Veränderungen zugetragen, eine innere und eine äußere. Jene besteht darin, daß, seit sie Evelyn's Hand zurückgewiesen, sie durch und durch empfindet, wie

„Die Liebe gleicht der Aloe, sie blüht
Nur einmal schön, und wird sich dann entfärben,
Und neiget dann das schöne Haupt zum Sterben;
Doch wer dies eine Mal in ihrer Pracht sie sieht,
Die Flamme fühlt, wie sie allmächtig glüht,
Der sehnt sich nicht Elysium zu erben,
Der spricht ihn aus — der Treue heilgen Schwur,
Und folgt vergnügt dem Wink der göttlichen Natur."

Die andere Veränderung betrifft Clara's Vermögensumstände. Ihr ist vermuthlich eine reiche Tante gestorben, denn irgendwie ist sie zwar nicht zu so enormem Reichthum wie Evelyn, aber doch zu einer „comfortabeln Unabhängigkeit" gelangt. Ueberzeugt von ihrer heißen Liebe zu Evelyn, würde sie gern ihn „mit dem Kusse küssen, der Seelen in einander schmelzt"; allein sonderbar, seit Evelyn ein Nabob geworden, kümmert er sich nicht um das Mädchen. Allem Anscheine nach führet er ein liederliches Leben, und seine einzige Beschäftigung ist eine Art Experimentalphysik, Versuche über den verhältnißmäßig größeren Einfluß des Geldes oder der Tugend auf die Handlungen und Ansichten der Menschen. Diese Versuche stellt Evelyn an seinen Freunden an, und für schweres Geld macht er die merkwürdige Entdeckung, daß im Durchschnitt Geld Alles, Tugend nichts vermöge. Zu einem complet liederlichen Leben gehört Spielen so unbedingt, daß Evelyn natürlich auch spielt, und das kostet ihn um so mehr „ungezählte Tausende", als er kaum die Karten kennt, beim Würfeln das Zählen der Augen seinem Gegner überläßt, und ihm Alles Eins ist, ob er verliert oder gewinnt. Auch quillt ihm das Geld aus den Taschen, und gerade je mehr er verliert, desto stärker fließt die Quelle. Clara hört das und Clara ist ein vernünftiges Mädchen. Seit sie zu Besitz gekommen, hat sie den Werth des Besitzes erkannt. Nach einigem Bedenken beschließt sie aus Freundschaft für Evelyn, ihn auf die Folgen seines ausschweifenden Wandels aufmerksam zu machen. Sie thut es in einer klug eingeleiteten Zusammenkunft und die desfallsige Scene ist eine von denen, wo ein rechtschaffener Hörer sich einen Zügel anlegen muß, den Redenden nicht zuzurufen, daß sie in drei ††† Namen sich doch verstehen sollen. Aber es ist, als könnten sie die drei oder vier Worte, welche das Mißverständniß aufklären und dem ganzen Elende ein gnädiges Ende machen würden, schlechterdings nicht über die Lippen bringen. Man weint und jammert, zürnt und stürmt, spricht sich aber nicht aus und das Verhältniß der Liebenden bleibt in statu quo. Dagegen weckt der hingeworfene Wink, daß Sir John für Evelyn's Angelegenheiten ein wachsames Auge habe, in Letzterem die Vermuthung, daß Sir John ein interessirter, habsüchtiger Mensch und Georgine um Nichts besser sei. Das schreibt Evelin sich hinter die Ohren und geht in den Club.

Notizen.

[Deutsche Dramen.]

Von neuen Dramen, die zur Aufführung geschrieben sind, nehmen folgende das Interesse des Publikums in Anspruch. Von Reinhold (Dr. Köstlin in Tübingen) die Söhne des Dogen, die in Stuttgart und Zürich, wie wir hören mit Beifall, gegeben wurden. Nur an der Lässigkeit der Bühnendirectionen liegt es, wenn das Interesse am Drama nicht überall gepflegt wird und das Publikum, das den Neuigkeiten der Literatur nachgehen will, sich dem Theater entzieht. Von Mosen: die Bräute von Florenz, in Dresden aufgeführt. Von Gutzkow: Werner, in Hamburg, Dresden, Wien, Frankfurt, Hannover ꝛc. aufgeführt, und Patkul, in Hamburg gegeben. Von Hebbel: Judith, in Berlin und Hamburg aufgeführt. Von Marggraff: Elfride. Die Bühne in Weimar gab Inez de Castro, von Wiener, ein schon älteres Drama, das in Wien liegen blieb. Wo bleiben die Dramen von Duller, von dem es hieß, er werde sich der Bühne zuwenden? Klein wird seine Maria von Medicis für die Bühne bearbeiten. Dr. Meyen gab in den hallischen Jahrbüchern über dies Drama einen interessanten Bericht. Es nimmt uns Wunder, daß Laube sich nicht der Bühne zuwendet. Müßte er nicht glückliche Conversationsstücke liefern?

[Die Schröder-Devrient.]

In einem der leipziger Abonnementsconcerte wurde die zufällige Anwesenheit der großen Künstlerin auf das glücklichste benutzt. Es war in der Reihe der historisch geordneten Concerte derjenige Abend, welcher Beethoven gewidmet war. Madame Schröder-Devrient sang unter rauschendem Beifall die Adelaide. — Wir hören, daß nach anderthalb Jahren ihr Contract in Dresden abläuft. Erneuert sie ihn nicht, so erhält sie 1000 Thlr. Pension und kann zugleich jedes andere Engagement annehmen. Sie soll Lust haben, sich nach Berlin zu wenden.

[Die russische Armee.]

In der russischen Armee sollen, nach der augsburger Allgemeinen, sich gegen 15,000 Juden befinden, die von der Tapferkeit ihrer Kameraden so angesteckt sind, daß sie im Kaukasus zu den muthigsten Kämpfern gehören. Die Deutschen in der russischen Armee sollen sehr niedergeschlagen sein, man beschuldigt sie der Weichlichkeit und der Vorliebe für das Familienleben.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 42. — den 27. Februar. 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Erinnerungen an Brüssel und Belgien.

II.

Jean Baptiste Nothomb.

(Beschluß.)

Damals sagte Nothomb, und wir müssen ihm Recht geben, wollen wir uns nicht die Eigenschaft der Gottheit, die Allwissenheit anmaßen, „auf Frankreich allein müssen wir uns nicht stützen; um unsere Existenz zu erhalten, muß Belgien ein weniger exclusives System, ein mehr europäisches annehmen. Die Völker, wie jede andere Gesellschaft, sind in ihrem Zusammenhange coordinirt. Belgien, anstatt allein für und durch Frankreich zu bestehen, muß sich der Gesammtschaft der übrigen europäischen Staaten als ein allein dastehender einverleiben. Belgien ist weder französisch, noch englisch, noch deutsch; es ist ein Theil des europäischen Ganzen, welches seine eigene Bestimmung und seine eigene Individualität hat. Und von diesem Gesichtspuncte aus betrachtet ist seine Revolution keiner der Mächte, selbst Holland nicht, feindlich: denn es will weder die Herrschaft Hollands, noch die des Hauses Nassau; es will seine Unabhängigkeit, und außerdem möge Europa bleiben, was es ist. Unsere Revolution wird keiner Macht feindlich sein, außer wenn wir uns die Oberherrschaft über ein anderes Land, z. B. die über Holland, anmaßen, oder uns selbst unter die eines solchen begeben wollten. So nur würden wir einen Angriff auf das sociale Verhältniß Europas machen. Den fremden Mächten müssen wir sagen, wir wollen weder Vereinigung, noch was einer Vereinigung mit Frankreich ähnlich ist — zu Holland: wir wollen nicht gegen Euch einen Austilgungskrieg unternehmen: kehre Du zurück in Deinen alten Stand, laß uns Frieden machen und die unserem beiderseitigen Wohle nothwendigen commerziellen Verhältnisse wieder herstellen. Wir müssen uns eben so England wie Frankreich zu nähern, und vor allem aus unserem Verlangen nach Unabhängigkeit ein europäisches Axiom zu machen suchen."

Die Vergebung der Krone war keinesweges eine Nebensache, in ihr lag die ganze Zukunft Belgiens. Dieses Land mußte einen Platz zwischen Frankreich und Deutschland, zwischen zwei Rivalen von Ewigkeit her, eine neutrale Stellung einnehmen. Die Geschichte ist da, diese Gedanken zu bestätigen, und dem, der sie gefaßt hat, das größte Lob zu ertheilen.

Wäre Leopold schon im Anfange des Januars zum Könige ausgerufen worden, so würde er einen großen Einfluß auf den Entwurf der Constitution ausgeübt haben, so aber, da er erst im Junius die belgische Krone erhielt, konnte er auf nichts weiter als auf die Interpretation derselben einwirken: denn eine bloße einfache Annahme derselben war nicht möglich. Stand es in der Macht eines belgischen Königs, der londoner Conferenz einen Einwurf zu machen? Nutzlos wäre der Schritt gewesen, der ihn dem Abgrunde nahe gebracht hätte, ohne Belgien selbst zu retten. Europa mußte mit der

Digitized by Google

Revolution ausgesöhnt werden, und die Acten vom 20. und 27. Januar einige Veränderungen erleiden. Dies allein zu erreichen, konnte Belgien nicht hoffen. Nicht genug klug und unparteiisch, um den andern Mächten Vertrauen zu erwecken, hatte es sich im Anfange jener stürmischen Zeiten bewiesen, und so konnte es seine damalige Kraft weniger sich selbst als dem revolutionären Princip verdanken, aber dessen Herrschaft konnte unmöglich eine dauernde Gewalt ausüben. Rothomb sah voraus, daß es nothwendigerweise zu seinem Falle kommen müsse, wie alles Andere in der Welt, wenn nicht ein neues belebendes Princip die eingeschlafenen Kräfte aufs neue stählt. Er, der gesehen hatte, wie die französische Revolution die Polens, Italiens und die seines Landes nach sich gezogen hatte, mußte zu dieser Ansicht gelangen. Italien war untergegangen, ohne daß es seinem Haupte die Siegeskrone aufgedrückt hatte, und Polen vergoß noch sein Blut in dem Kampfe um seine Freiheit. Rothomb's diplomatischer Geist ahnte, seinen Blick auf die Geschichte aller Zeiten werfend, voraus, daß auch dieses, wenn nicht ein allgemeiner Krieg entstände, untergehen würde; träte aber ein solcher ein, Belgiens Unabhängigkeit nur verloren gehen könnte. Darum mußte Belgien seine Verfassung erhalten, bevor seine Revolution in ihrer ersten jugendlichen Kraft eingeschläfert, bevor Polens Schicksal durch seinen Tod entschieden worden war, und ehe die übrigen Staaten Europas in ihre Ruhe, aus welcher sie durch ihre Throne erschütternde Ereignisse gerissen wurden, zurückgetreten waren.

Mitten durch den Sturm und die tosende Brandung mußte das belgische Staatsschiff in sichern Hafen gebracht werden, und Rothomb war ein muthiger, mit den gefährlichen Stellen der Politik vertrauter Schiffsmann, der nie die Besinnung verlor und mit Umsicht für das Wohl aller seiner Mitbürger sorgte, während Andere sich nur politischen Schwärmereien überließen, und was Voltaire einst zu Montesquieu sagte, kann Belgien ihm zurufen: „le peuple avait perdu ses titres, vous les avez retrouves pour lui les rendre!“

Obgleich nun die Erwählung Leopold's Belgien Einfluß bei den fünf Mächten verschafft, und seine Sache, die durch die Protestation vom 1. Februar und durch die Wahl vom 30. desselben Monats compromittirt worden war, wieder in den Augen der Cabinette hergestellt hatte: so war Rothomb's Mission doch noch nicht völlig vollendet.

Die unglücklichen Ereignisse im August, die manche Hoffnung zerstört und manches Gemüth mit bangen Sorgen erfüllt hatten, zogen neue Verhandlungen nach sich. Jetzt wurde Rothomb als außerordentlicher Gesandter nach London geschickt. Hier mußte er mit Schmerzen sehen, daß nur die Abtretung eines Theils der inne gehabten Territorien Belgien aus seiner mißlichen Lage retten konnte. Man hat diesen Umstand dem Ministerium zum Vorwurf gemacht, ich glaube aber, daß ihm ein solcher nur mit Unrecht gemacht werden kann, und die Ursache mehr in den innern Verhältnissen Belgiens zu suchen ist. Die politische Ungewißheit, in der es schwebte, die Auflösung aller socialen Verbindung, nothwendige Folge jeder Revolution, und das zu große Selbstvertrauen, erweckt durch die Septembersiege, — dies Alles mußte den Holländern ein Uebergewicht über die Belgier geben. Den Bemühungen Rothomb's verdankt Arlon, das in Gefahr war, bei der Abtretung mit inbegriffen zu werden, allein sein Verbleiben bei Belgien.

Seine Rede, welche er bei den Verhandlungen über die ersten 24 Artikel hielt, ist ein Meisterwerk der Diplomatie, das uns in seinen kleinsten Theilen den hochbefähigten Staatsmann erkennen läßt. Obgleich er mit den Kammern über das Verfahren gegen Oesterreich, Preußen und Rußland verschiedener Meinung war, behauptete er doch seinen Platz bei dem Ministerium. Und wie dasselbe auch später wechselte, immer ließ man ihm die Anerkennung zugedeihen, daß er vor allen Andern in die geheimen Zwecke der belgischen Diplomatie eingeweiht wäre.

Jetzt geschah der Rücktritt Goblet's und der Graf de Merode wurde zum interimistischen Verwalter des Portefeuilles der auswärtigen Angelegenheiten ernannt; Rothomb aber ward außerordentlicher Commissär bei den Kammern, und am 17. Januar 1837 trat er in das Ministerium selbst ein.

Man hatte gehofft, daß er Minister der auswärtigen Angelegenheiten, um die er sich doch so große Verdienste erworben hatte, werden würde; aber diese Hoffnung wurde getäuscht. Wohl mochte die katholische Partei, die den wesentlichsten Theil der Verwaltung ausmachte, einige Meinungsverschiedenheiten mit Rothomb haben; den talentvollen Mann aber gänzlich zu übersehen wagte sie nicht. Ein neues Ministerium wurde daher für ihn gegründet, le ministère des travaux publics. Eifer und Rechtschaffenheit begleiteten ihn auch auf seiner neuen Bahn, und obgleich er bei seinem An-

tritt wenig mit der Verwaltung der öffentlichen Arbeiten vertraut war, hatte er sich doch bald in sein Amt so hineingearbeitet, daß man ihn nur mit Bedauern seine Abdankung am 15. März 1840 einreichen sah. Vielfach ist die Ursache besprochen worden, welche damals die Minister zu einem solchen Schritt bewog. Sei es auch, daß die Rehabilitation des Generals Van der Smissen Manches gegen sich habe, so glaube ich doch, man müsse bedenken, daß das Jahr 1832 nicht das Jahr 1840 war und seitdem die Politik Vieles mit andern Augen ansehen gelernt hat. Die Kammer hat mit 43 gegen 38 Stimmen den Vorschlag der Rehabilitation eines Verräthers, wie man ihn nannte, verworfen.

Sollte man Rothomb in das Privatleben zurücktreten lassen: dies würde die Pfunde vergraben geheißen haben. Leopold wußte, welchen Schatz er in diesem Manne besaß, und am Tage, wo er seine Entlassung aus dem Ministerium bestätigte, ernannte er ihn zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am deutschen Bundestage.

In welcher Lage und von welchem Gesichtspuncte aus wir Rothomb auch betrachten mögen, einen klaren, sich selbst bewußten, mit der Lage der Dinge vertrauten edlen Geist werden wir immer in ihm finden. Er war kein phantastisch-politischer Schwärmer, er kannte die Kräfte seines Volkes und wollte nur die ihm mögliche Freiheit. Solche Männer aber sind es, die von je ihrem Vaterlande am meisten genützt haben.

Correspondenz.

Aus London. (Beschluß.)

[Katastrophe; englische Kritik über das „Geld."]

Hier muß ich bemerken, daß, da die scenische Einrichtung mit dem Innern des Crockford'schen Clubhauses Aehnlichkeit hat, der Dichter wohl seine Scene dorthin verlegen wollte. Aber ohne gerade behaupten zu wollen, daß bei Crockford's der feinste Ton herrscht, gehören doch die Crockfordianer zur guten Gesellschaft, und solche Sprache, wie Bulwer die dort Versammelten sprechen läßt, würde aus jeder guten londoner Gesellschaft vor die Thüre versetzen. Die Scene soll eine Lustspielscene sein. Das mag Bulwer veranlaßt haben, Alles, was er in einem Monate Lächerliches und Anstößiges bei Crockford's erlebt, in den Raum einer Viertelstunde zusammenzudrängen. Abgesehen aber, daß das kein richtiges Bild gibt, hat er auch eine sehr seichte Auswahl getroffen, und wer über diese fein sollenden Lächerlichkeiten lachen kann — „ich beneide Dich, George, die Fliege, die mich ärgert, macht Dich lachen." Die Hauptpersonen sind ein Sir Frederik Blount, der das R nicht aussprechen kann und dem Bulwer lauter Nreiche Worte in den Hals stopft — ein enragirter Zeitungsleser, der alle fünf Minuten den Aufwärter ruft, ihm die Schnupftabaksdose zu bringen, ein Hauptmann Smooth, der stets Limonade trinkt und ein Parlamentsmitglied Stout, der stets politische Oekonomie im Munde führt und auf das Absurdeste anwendet. In diesen Kreis tritt Evelyn, flüstert mit Smooth, spielt mit ihm und verliert in Gegenwart Sir John's, der aus Verzweiflung darüber sich gegen die Gesellschaft Ausfälle erlaubt, die ihm überall Ohrfeigen eintragen würden, „ungezählte Tausende". Sir John ermahnt nun vorläufig Georginen, „sich nicht zu vergessen". Jedenfalls scheinen Sir John's Bedenklichkeiten nicht ohne Grund. Evelyn borgt von seinen Freunden kleine Summen, läßt verlauten, daß er mit ungeheuren Summen bei einem Bankierbankerotte betheiligt sei, und gibt zuletzt zu verstehen, daß er sich ziemlich vis-à-vis de rien befinde. Das wird schnell bekannt. Rechnungen und Mahnbriefe laufen ein, und als Evelyn sich zu Tische setzen will, kommt ein Advokat und versetzt ihn in „Wechselarrest." Eine Kleinigkeit von zehntausend Pfund kann ihn daraus befreien und da zufällig Georgine soviel eigenes Vermögen hat, schreibt ihr Evelyn, ihm ohne Verzug das Sümmchen zu übermachen. Keine Antwort. Das ist noch weniger, als Evelyn erwartet hat. Jedes Zweifels quitt zu werden, wendet er sich an Sir John mit einer Bitte um zehn Pfund, und die peremtorische Abweisung, die er erhält, belehrt ihn auch über die Bedeutung von Georginens Schweigen. Da werden ihm plötzlich anonym 10,000 Pfund geschickt. Neuer Zweifel, oder vielmehr neuiges Bekenntniß, der edlen Georgine Unrecht gethan zu haben, denn von wem können die 10,000 Pfund kommen als von ihr? — Sie kommen aber von Clara Douglas. Das gute Geschöpf hat von der Bedrängniß des Geliebten gehört, und obwohl die Basis ihrer comfortablen Unabhängigkeit der Besitz von netto 10,000 Pfund ist, doch keinen Augenblick gezögert, sie dem hinzugeben, dessen „Bild in ihres Herzens heiligem Schreine steht". Sir John, im Zusammentreffen mit Evelyn, ist nicht wenig überrascht, diesen entzückt von Georginens Großmuth zu finden, und weiß nicht, wie er sich verhalten soll, als Evelyn ihn noch einmal durch das Geständniß überrascht, daß seine Verarmung eine Finte, seine Spielverluste eine Verabredung mit Smooth und er nach wie vor der Eigenthümer ungezählter Tausende. In seinen lebhaftesten Freundschafts-Versicherungen wird Sir John durch das Eintreten Georginens an der Hand Sir Frederik Blount's und in seiner tiefsten Seelenfreude durch die Meldung unterbrochen, daß Georgine und Sir Frederik ein heimlich getrautes Ehepaar sind. „Aber die 10,000 Pfund?" schreit Sir John. Da erscheint Clara Douglas, das Räthsel löst sich; die Liebenden sinken einander in die Arme; die Bühne füllt sich und der Vorhang fällt.

Bei der dritten Vorstellung war das Haus leer. Die Sprache hat einzelne Schönheiten, aber zum größern Theile ist sie gemein oder affectirt und dem Wohlklange der sentimentalen Sentenzen fehlt Wahrheit. Eins der unbefangensten und geachtetsten hiesigen kritischen Blätter sagt darüber unter Anderm: „The subject, is inflated with vulgarisms of

equivoque, common places of colloquism, affectation of sentiment, and twaddle of morality. The characters are the miserable patchwork of a bungling plagiary. All that is novel is worthless, and all that is old is not worth being stole."

Eben erhalte ich von meinem newsman eine neu erschienene dreibändige Novelle von Bulwer: Night and Morning. Es ist schon um der Literatur willen zu wünschen, daß Night and Morning für Bulwer ein freundlicher Morgen sein möge nach düsterer Nacht.

Notizen.

[Pariser Hofbälle; Alphonse Karr; Sand. Briefe aus Paris.]

Allgemein sind die häuslichen Tugenden und das unbescholtene Privatleben der königlichen Familie bekannt. Dennoch herrscht gegen das Haus Orleans noch immer ein traditioneller, beinahe instinctartiger Haß, so daß man nicht müde wird, über Alles, was mit dem Schloß zusammenhängt, die boshaftesten und abgeschmacktesten Gerüchte zu verbreiten. Die Pariser sind in derlei Erfindungen höchst raffinirt; auch Napoleon hat dies seiner Zeit erfahren. Und nicht von der Canaille, sondern von den Bewohnern des Faubourg St. Germain gehen die meisten dieser Dichtungen aus. Hören Sie zum Beispiel, mit welchen Farben man die hiesigen Hofbälle schildert: Auf jedem Hofballe sind zwei bis drei tausend Herren und eben so viele Damen. Die Herren müssen alle in Uniform, wenigstens in ihren Garde-nationalkleidern erscheinen, nur die Deputirten dürfen den einfachen schwarzen Frack behalten. Erst soupirrn die Frauen und die Männer sitzen rings auf Tribunen und Logen und sehen zu. Endlich kommt die Reihe an sie. Da entsteht eine förmliche Hetze. Einer sucht dem Andern zuvorzukommen, man stößt, drückt einander, zerreißt Kleider und Uniformen, verliert Hut, Epaulettes, Stock, Zopf und Degen. Das Essen aber ist knauserig zugemessen und schlechter als in jeder Restauration. Ein Theil der Herren amüsirt sich, weil er lange nichts zu essen bekommt, damit, an den Tellern und Schüsseln die Lilien auszukratzen; denn das Tafelservice rührt noch von Karl dem Zehnten her. (So erzählte man einst, Napoleon trage die Wäsche Ludwig's des Sechzehnten.) Der Wein fließt in Strömen, ist aber so verfälscht, daß man nicht viel trinken kann. Vorsicht, sagt man, ist eine Haupteigenschaft des Hofes, und eine Hälfte der Cavaliere muß gegen die andere die Mouchards abgeben, weil der König Angst vor Meuchelmördern hat. In allen Salons wird getanzt. Nur Prinzessinnen haben das Recht, ihre Tänzer durch einen Adjutanten einladen zu lassen. Einmal ereignete es sich, daß ein junger schöner Lieutenant sich weigerte, mit einer Prinzessin zu tanzen. Er tanze nur mit seiner Braut, sagte er zum Adjutanten. Dieser hat die Geistesgegenwart zu fragen: Sind Sie nicht der Sohn des Marschall Damremont? — Nein. — Da habe ich mich geirrt, sagt der Adjutant und berichtet dann der Prinzessin, es sei ein Irrthum, jener hübsche Lieutenant mit dem schwarzen Schnurrbart sei nicht der junge Damremont, sondern ein Bräutigam, du reste fort peu galant. —

Alphonse Karr stammt nicht aus Zweibrücken, wie ein deutsches Blatt berichtete. Doch ist sein Vater ein deutscher Musikus, der vor etwa dreißig Jahren aus Deutschland hierherkam, um Clavierunterricht zu geben und eine Französin heirathete. Aus dieser gemischten Ehe stammt unser Wespendichter. Er versteht kein Wort Deutsch. Doch war der Charakter seines noch lebenden Vaters natürlich nicht ohne Einfluß auf seine Erziehung.

Was man von dem Schreiner Perdiguier erzählte, den George Sand habe zu literärischen Zwecken reisen lassen, ist eine romantische Lüge. Perdiguier, Mitarbeiter an einer von Handwerksburschen redigirten Monatsschrift, l'atelier, hatte jene Reise schon früher gemacht, und eine Broschüre, le compagnonnage en France, herausgegeben. Sand, die ihn aus dieser Schrift kannte, ließ sich von ihm mündlich einige nähere Details über das Handwerksburschenwesen mittheilen, weil sie eben mit ihrem Buch, le compagnon du tour de France, beschäftigt war. A. W.

[Musik in Leipzig.]

Wir hörten von Neuigkeiten in letzter Zeit eine Symphonie von Lachner in Wien, ein gewiß verdienstvoll gearbeitetes, aber zu breit gehaltenes Werk. (Lachner's neue Oper will nicht aus Wien heraus. Ist sie dort schon beseitigt?) Wir freuten uns, von unserm deutschen Landsmann, Louis Maurer, der nur selten aus Rußland zu uns auftaucht, eine neue Symphonie zu hören; man kann sie freilich nicht bedeutend nennen. Der erste Satz hat wohlthuende Sicherheit, Geschmack und Ordnung, der zweite ist schwächer, der dritte ganz matt und leer, der vierte unnütz lärmend. (Maurer ist aus Potsdam gebürtig; er leitet die Concerte eines russischen Fürsten.) Von Ferdinand David: ein Quartett, nicht ohne Eigenthümlichkeit, aber nicht klar genug und für den Nichtmusiker durch allzu häufige, erst spät sich auflösende enharmonische Gänge ermüdend. In den lichteren Intervallen des capriccioartig gehaltenen zweiten Satzes erklingt die Melodie höchst anmuthig wie ein Volkslied. Jérôme Gulomy, der russische Violinist, gab in einem besondern Concerte unter andern ein romantisches Potpourri mit tauriſchen Nationalmelodien. Seine Technik als Spieler ist gediegen, kräftig und edel. Signor Giovanni Setti aus Neapel, ein kolossaler Baßsist, sang im Abonnementconcert. In Frln. Grüneberg, einer Schülerin des Hrn. Zöllner, begrüßte man einen hohen, weichen, wohltönenden Sopran, der bei fortgesetzter Pflege Ausgezeichnetes verspricht. — Die leipziger Musikkräfte bereiten sich auf Ostern zur Bach'schen Passion vor. Concertmeister David geht auf kurze Zeit nach England. Mendelssohn's Engagement läuft ab. Es steht zu hoffen, daß Leipzig ihn sich erhält.

[Türkische Reformen.]

Wir erwähnten unlängst die Gasbeleuchtung und die Constitution in Konstantinopel. Nun heißt es gar, der Sultan Abdul Medschid gehe als ungarischer Husar gekleidet in die Moschee. Hoffentlich kommen also bald auch Glocken, oder wenigstens Schellen, auf die Minarets, und die Mollahs werden die Stola und die Bischofsmütze tragen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

leg der von Sömmerring hinterlassenen Sammlung von anatomischen Präparaten, herausgegeben von Rud. Wagner. gr. 8. 1839. 1 Thlr. 16 Gr.

Soubeiran, E. Anleitung zur Verfertigung künstl. Mineralwässer und ähnlicher Compositionen. Aus dem Franz. übersetzt und durch Zusätze, so wie die Formeln der vorzüglichsten deutschen Mineralwässer vermehrt. Mit 1 Steindrtaf. 8. Leipzig, 1840. 15 Ngr.

Stoeckhardt, H. R., de recto jurisconsulti eruditione proximo justitiae fonte oratio. 8 maj. Lipsiae, 1840. 7½ Ngr.

*Tchoubinof, David, Dictionnaire géorgien-russe-français. Gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. 6 Thlr.

*Trinius, C.B., Agrostideae, Villes. 4 maj. Petr., 1840. 15 Ngr.

*— — Oryzea. 4 maj. Petropoli, 1839. 15 Ngr.

*Unger, F., über den Bau und das Wachsthum des Dicotyledonen-Stammes. Eine von der K. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg mit dem Accessit gekrönte Preisschrift. Mit 16 Steindrt. gr. 4. St. Petersb. 1840. 2 Thlr.

Verzeichniss der in der Kreis-Naturalien-Sammlung zu Bayreuth befindlichen Petrefacten. Mit I. Einer petrefactologischen Karte von Ober-Franken. II. Einer geognostisch-petrefactologischen Uebersicht. III. Zwei und zwanzig Tafeln Abbildungen. gr. 4. Leipzig, 1840. 9 Thlr.

Wagner, Moritz, Reisen in der Regentschaft Algier in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Nebst einem naturhistorischen Anhange: Beiträge zur Fauna der Berberei von J. F. Brandt, M. Erdl, W. F. Erichson, C. L. Koch, H. Nathusius, E. A. Rossmässler, H. Schlegel, A. Wagner und R. Wagner. 3 Bände gr. 8. und 1 Kupferatlas (Karte von Algier und 17 colorirte und schwarze Kupfertafeln). Fol. Leipzig, 1841. 12 Thlr.

Wagner, Rud., Icones physiologicae. Erläuterungstafeln zur Physiologie u. Entwickelungsgeschichte mit vorzüglicher Rücksicht auf seine Lehrbücher der Physiologie u. vergleichenden Anatomie. Dritte Abth. (10 Kupfert. zur Physiologie der Empfindung und Bewegung.) Fol. Leipzig, 1840. 2 Thlr. 15 Ngr. Das damit nun vollständige Werk kostet 7 Thlr. 15 Ngr.

Weinlig, C. A., Lehrbuch der theoretischen Chemie. Zum Gebrauche der Vorlesungen und zur Repetition für Studirende. In 3 Lief. 1. u. 2. Lief. gr. 8. Leipzig, 1840. 2 Thlr. 25 Ngr.

Will, F., Beiträge zur Anatomie der zusammengesetzten Augen mit facettirter Hornhaut. Mit 1 Kupfertafel. gr. 4. Leipzig, 1840. 20 Ngr.

Zeitung für die elegante Welt für 1840. (40. Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. In wöchentlichen Lieferungen. gr. 4. 8 Thlr.

Inhalt.

No. 23.

Timon ganz allein. Ein Drama in fünf Aufzügen, von Paul Emil Thieriot.
Correspondenz. Aus Berlin.

No. 24.

Timon ganz allein. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)

No. 25.

Gedichte von den beiden Rheinliedssängern.
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)

No. 26.

Gedichte von den beiden Rheinliedssängern. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)

No. 27.

Ein neuer Roman der jungen Deutschlands. Von **.
Correspondenz. Aus Berlin. (Beschluß.) — Notiz.

No. 28.

Der Schauspieler. Erzählung von C. Reinhold.
Correspondenz. Aus Hamburg.

No. 29.

Der Schauspieler. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Hamburg. (Beschluß.) — Notiz.

No. 30.

Der Schauspieler. (Fortsetzung.) — Notizen.

No. 31.

Der Schauspieler. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Magdeburg. — Notiz.

No. 32.

Der Schauspieler. (Fortsetzung.) — Notizen.

No. 33.

Der Schauspieler. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Hamburg. — Notiz.

No. 34.

Der Schauspieler. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Hamburg. (Beschluß.)

No. 35.

Der Schauspieler. (Fortsetzung.) — Notiz.

No. 36.

Der Schauspieler. (Fortsetzung.) — Notiz.

No. 37.

Der Schauspieler. (Fortsetzung.) — Notizen.

No. 38.

Der Schauspieler. (Beschluß.) — Notizen.

No. 39.

Gedichte aus dem Russischen. Von Carl Maien.
Correspondenz. Aus London.

No. 40.

Zur Geschichte der Toilette. Von Sr.
Correspondenz. Aus London. (Fortsetzung.)

No. 41.

Erinnerungen an Brüssel und Belgien. Von L. K.
Correspondenz. Aus London. (Fortsetzung.)

No. 42.

Erinnerungen an Brüssel und Belgien. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus London. (Beschluß.) — Notizen.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 2. und 2 Beilagen.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Verlags-Bericht, Januar 1841, von Leopold Voß in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Mémoires de l'Académie Imp. des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tom. II. gr. in 4. St. Pétersb. 1840. 6 Thlr. 22½ Ngr.

Sciences naturelles. Tome IIIme. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. 11 Thlr. 7½ Ngr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie Tom. V. gr. in 4. St. Pétersbourg. 1840. 4 Thlr. 15 Ngr.

Mémoires presentés par divers savans. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 6 Thlr. 22½ Ngr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XV. gr. in 4. St. Pétersbourg. 1840. 1 Thlr. 4 Ngr.

Bulletin scientifique publié par l'Académie des sciences. Tome VI., VII. et VIII. (chacun en 24 Nros.) gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. (Prix du tome: 1 Thlr. 15 Ngr.)

*Baer, K. E. v., u. G. v. Helmersen, Beiträge zur Kenntniss des russischen Reiches und der angrenzenden Länder Asiens. 1—3. Band.

I. Statistische u. ethnographische Nachrichten über die russ. Besitzungen an der Nordwestküste von Amerika. Gesammelt v. Contre-Admiral v. Wrangell. Herausgeg. v. K. E. v. Baer. Mit 1 Karte. gr. 8. St. Petersb. 1839. 1 Thlr. 10 Ngr.

II. Nachrichten über Chiwa, Bochara, Chokand u. den nordwestl. Theil des chines. Staates, gesamm. von dem Gen.-Major Gens, bearbeitet von G. v. Helmersen. Mit 1 Karte. gr. 8. St. Petersb., 1839. 1 Thlr.

III. Essai sur les ressources territoriales et commerciales de l'Asie occidentale, par J. de Hagemeister. gr. in 8. St. Pétersb., 1839. 1 Thlr. 10 Ngr.

Baumgarten, Moritz, das Schielen u. dessen operative Behandlung nach eigenen Beobachtungen u. Erfahrungen wissenschaftlich dargestellt. Mit 1 Stdruckt. gr. 8. Leipzig, 1841. 22½ Ngr.

*Bongard, H. G., Descriptiones plantarum novarum. 4 maj. Petropoli, 1839. 1 Thlr.

*Brandt, J. F., Spicilegia ornithologica exotica. Fasc. I. Acced. tabb. V. lith. et color. 4 maj. Petropoli, 1839. 15 Ngr.

*Brosset, M. F., Catalogue de la bibliothèque d'Edchmiadzin. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1840. 7½ Ngr.

*Brosset, M. F., Monographie des monnaies arméniennes. Avec 2 planches. 4. St. Pétersbourg. 1839. 7½ Ngr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft bearbeitet. 6r Bd., mit Beiträgen von E. Burdach und J. F. Dieffenbach. gr. 8. Leipzig, 1840. 3 Thlr. 15 Ngr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. IIr Jahrgang für 1840. Herausgegeb. von Dr. A. Weinlig. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 6r Jahrg. für 1840. Herausgeg. von Dr. J. A. Hülsse und Dr. A. Weinlig. In fünftig. Lief. (75 Bog. u. 551 Abbild.) gr. 8. 5 Thlr.

*Charpentier, Toussaint de, Libellulinae europ. descriptae ac depictae. Cum 48 tabb. col. 4 maj. Lipsiae, 1840. 16 Thlr.

Choulant, L., historisch literarisches Jahrb. für die deutsche Medicin. 3ter Jahrgang. 16. Leipzig, 1840. 1 Thlr.

Davy, Humphry, Denkwürdigkeiten aus dem Leben Sir Humphry Davy's, herausgegeben von dessen Bruder John Davy. Deutsch bearb. v. E. Neubert, eingeleitet von Rud. Wagner. Mit Davy's Portrait und einer Abbildung der Sicherheitslampe. 4 Bände. 8. Leipzig, 1840. 5 Thlr. 15 Ngr.

— — Salmonia oder neun Angeltage. Unterhaltungen über naturgeschichtliche und verwandte Gegenstände, insbesondere über Fische aus dem Salmengeschlecht. Deutsch bearb. von E. Neubert. Mit 3 Steindrtaf. 8. Leipzig, 1840. 1 Thlr. 25 Ngr.

Davy's Bildniss. Nach Sir Th. Lawrence in Stahl gestochen von C. Preisel. 4. Chines. Papier. 10 Ngr.

Drobisch, M. W., de Joannis Widmanni Egerani Lipsiensis quondam art. lib. magistri compendio arithmeticae mercatorum, scientiae mathematicae saeculi XV simul atque artis typographicae Lipsiensis insigni monumento. Solemnia inventae typographiae saecularia rite peragenda concelebraturus scripsit. 4. Lipsiae, 1840. 10 Ngr.

— — Grundlehren der Religionsphilosophie. gr. 8. Leipzig, 1840. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ehrenberg, H., Ansichten über die Gräfenberger Wassercur, begründet auf einen längern Aufenthalt daselbst. gr. 8. Leipzig, 1840. 22½ Ngr.

Einige Worte zur Vertheidigung des Hrn. Weiß, Directors der Wasserheilanstalt in Freiwalde, von einem Curgaste. Bevorwortet von Dr. H. Ehrenberg. 8. Leipz. 1840. 5 Ngr.

*Fedorow, W., vorläufige Berichte über die von ihm in den Jahren 1832 bis 1837 auf allerhöchsten Befehl in West-Sibirien ausgeführten astronomisch geographischen Arbeiten. In Auftrag der K. Akademie der Wissenschaften herausgegeben von F. G. W. Struve. Mit 1 Karte. gr. 8. St. Petersburg, 1838. 1 Thlr.

*Gerhard, E., griechische u. etruskische Trinkschalen des K. Museums zu Berlin. Mit 12 Taf. gr. fol. Berlin, 1840. 20 Thlr.

*Grundlage der praktischen Baukunst, nach der Originalausgabe der Königl. technischen Deputation für Gewerbe mit deren Bewilligung herausgegeben:

I. Vorlegeblätter für Maurer in 42 lithographirten Tafeln mit Erläuterungen. Dritte Aufl. Fol. Berl., 1841. 4 Thlr. 15 Ngr.

II. Vorlegeblätter für Zimmerleute in 37 lithogr. Taf. mit Erläuterungen. Dritte Aufl. Fol. Berl., 1841. 4 Thlr. 15 Ngr.

Allgemeine Maschinen-Encyclopädie. Im Verein mit G. Altmütter, A. Burg, Th. Fischer, M. F. Gätzschmann, C. G. Hummel, K. Karmarsch, F. Reich, F. Schneider, J. A. Schubert, E. Weinlig, A. Weinlig und J. Weisbach, herausgegeben von J. A. Hülsse.

Text. 2te Lief. (10 Bg.) gr. 8. Lpz. 1840. Subscr.-Pr. 1 Thlr.

Atlas. 2te Lief. (10 Kupfrt.) quer Fol., Subscr.-Pr. 1 Thlr. 20 Ngr.

*Ménétriés, E., Essai d'une monographie du genre Anacolus. Avec 1 planche color. gr. in 4. St. Pétersb. 1839. 11½ Ngr.

*Meyer, C. A., das Alyssum minutum u. die zunächst verwandten Arten, monographisch bearbeitet u. durch Abbildungen erläutert; nebst einer Uebersicht der Arten der Gattung Philonema. Mit 2 Stdrtaf. gr. 4. St. Petersb. 1840. 10 Ngr.

— — einige Bemerk. üb. die natürl. Familie der Polygonaceae. Erster Artikel. Versuch einer naturgetreuen Anordnung der Gattungen dieser Familie. Mit 1 Steindrucktafel. gr. 4. St. Petersburg, 1840. 5 Ngr.

*Muralt, Ed. de, Catalogus codicum bibliothecae Imperialis publicae graecorum et latinorum, Fasc. I. Fol. Petrop., 1840. 1 Thlr 5 Ngr.

Nicolai Damasceni, de plantis libri duo Aristoteli vulgo adscripti. Ex Isaaci Ben Honain versione arabica latine vertit Alfredus. Ad codd. mss. fidem a libro apparatu critico recensuit E. H. F. Meyer. 8. maj. Lps. 1841. 1 Thl. 15 Ngr.

*Pander, C. H., Beiträge zur Geognosie des russ. Reiches. Mit 35 Stdrtaf. gr. 4. St. Petersburg, 1830. 15 Thlr. 22½ Ngr.

*Parrot, G. F., Recherches physiques sur les pierres d'Imatra. Avec 14 planches, 1 tableau de l'Imatra et 1 plan du Wuoxen jusqu'à la cataracte. gr. in 4. St. Pétersb., 1840. 1 Thlr. 15 Ngr.

Personen und Zustände aus den kirchlich politischen Wirren in Preußen. Mit 39 bisher ungedruckten Documenten. gr. 8. Leipzig, 1840. 25 Ngr.

Prichard, James Cowles, Naturgeschichte des Menschengeschlechts. Nach der dritten Auflage des engl. Originals mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von Rud. Wagner. 1. und 2. Bd. gr. 8. Leipzig, 1840. 4 Thlr. 20 Ngr.

Radius, Justus, ausgewählte Heilformeln zum Gebrauche für praktische Aerzte und Wundärzte. Mit Originalbeiträgen der berühmtesten klinischen Lehrer und Berücksichtigung der neuesten Bereicherungen der Arzneimittellehre. Zweite umgearbeitete Auflage. 16. Leipzig, 1840. 1 Thlr. 25 Ngr.

*Rein, G., statistische Darstellung des Großfürstenthums Finnland. 8. Helsingfors, 1839. 17½ Ngr.

*Ruprecht, F. J., Bambuseae. Cum 18 tabb. lith. 4 maj. Petropoli, 1839. 1 Thlr.

Sömmerring, S. Th. v., vom Baue des menschl. Körpers. Neue umgearb. u. vervollständigte Orig.-Ausg. besorgt von W. Th. Bischoff, J. Henle, E. Huschke, F. W. Theile, G. Valentin, J. Vogel u. Rud. Wagner. In 9 Bdn. 2r Bd. Sömmerring's Lehre von den Knochen u. Bändern des menschl. Körpers. Nach der 2ten Aufl. u. nach den Handexemplaren des Verfassers mit den nöthigen Ergänzungen u. Zusätzen, auch dem Katas-

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Einundvierzigster Jahrgang.

März.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1841.

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst.
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten.
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 43. — den 1. März 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gewagtes Spiel.

Novelle von Natalie v. Herder.

Eugenie an Adelheid.

Schon wieder, geliebte Adelheid, sind unsere Feenschlösser in die Luft gebaut, wir müssen dulden und schweigen, wenn man unsere architektonischen Kenntnisse in Zweifel zieht, unser schön angelegter Plan hat gewaltsam einen Riß bekommen, ein Einfall seltener Art hat ihn zerstört. Wohl kannst Du nach eigener Erfahrung ermessen, mit welcher Freude ich den Tag herankommen sah, welcher zu meiner Abreise bestimmt war. Schon durchlebte ich in Gedanken die frohe Zeit, welche wir nach so langer Trennung einmal wieder vereint zubringen wollten, da kommt das Schicksal rauh und kalt; in Tante Lottens grausiger Gestalt entrückt es mich dem schönsten Traum der Erde; gen Teplitz ziehen uns die müden Pferde.

Zu jeder andern Zeit wäre mir der Gedanke an eine Badereise ein erfreulicher gewesen, nur jetzt nicht, wo ich mich an Deiner Liebe sonnen, an Deinem treuen Herzen ausruhen und erwärmen wollte; vor Allem aber darf ich Dir wohl anvertrauen, daß ich fürchte, den Verhältnissen nicht gewachsen zu sein, in welche mich dieser unfreiwillige Ausflug führt.

Ich habe Dir wohl früher schon von dieser sogenannten Tante Schönheim erzählt, die mir eigentlich nicht näher steht, als der Frühling dem Herbste, es fehlt ein erwärmender Sommer dazwischen. Weil ihr verstorbener Mann, der Oberst, ein Kriegskamerad meines Vaters, uns als Kinder scherzweise seine Nichten nannte, so war die Gräfin Schönheim auch so gnädig, den Tantentitel für sich in Anspruch zu nehmen, und uns dadurch gewissermaßen unter ihre Protection zu stellen. — Mit aller Achtung vor ihren mannichfachen guten Eigenschaften, würde ich doch lieber jede nähere Beziehung mit ihr vermeiden, insofern sich diese über die Gränzen des Hauses oder unseres Landlebens in der Oeffentlichkeit erstreckt. Ein unglücklicher Hang zum Auffallenden, sei es in der Wahl ihrer Kleider, ihrer Freunde, ihrer Lebensweise, macht, daß man sich mit ihr oft für die Zielscheibe der Lorgnetten, wie der Witze halten muß.

Obgleich in den sechziger Jahren wirst Du sie immer in die grellsten Farben gekleidet sehen, deren Zusammenstellung kühn und gewagt manchem Maler zeigen kann, wie er nicht wählen muß. Die ungewöhnliche Stärke ihrer kleinen Figur macht ihre Bewegung, ihr Streben, graziös zu sein, so komisch, wie ihre Neigung, sich immer mit Federn zu schmücken, die, um sie zu vergrößern, kerzengerade in die Höhe stehen, sie noch auffallender erscheinen läßt. Du kannst Dir denken, daß mir nicht ganz wohl zu Muthe war, als mir der Vater das Glück verkündete, das sie mir zugedacht, sie so so bald als möglich in eines der böhmischen Bäder zu begleiten. An Einwendungen von meiner Seite war gar nicht zu denken, denn was Papa verspricht, das hält

er auch. Vielfach wurde mir vorgesagt, wie freudig zwanzig Andere eine solche Gelegenheit ergreifen würden, um der Alltäglichkeit des Lebens einigen Schwung zu geben, für mich hatten die Verheißungen von Glanz und Vergnügungen aller Art im Augenblick so wenig Reiz, da ich mir nun das Jou-Jou meiner langen Winterabende, das Schooßkind meiner Phantasie, aus der Hand gespielt und vernichtet sehen sollte, die Reise zu Dir ohne Erbarmen aufgeben mußte.

Tante Lotte hat sich für Teplitz entschieden, wo eben mehrere gekrönte Häupter versammelt sind, die unser Nichterscheinen sehr vermissen, ja wohl übel vermerken würden. Bald nach unserer Ankunft in T. erhältst Du wieder Nachricht von mir, erfreue auch Du mich durch die schriftlichen Beweise Deiner Liebe. Um das Geleite Deiner besten Wünsche bittend ꝛc.

Teplitz, den 12. Juli.

„Welche Lust gewährt das Reisen!“ singt die Prinzessin von Navarra. Deine Freundin aber, meine Adelheid, stimmt solches Lied aus einer andern Tonart an. Wäre ich nicht selbst eine handelnde Person, folglich parteiisch, so könnte ich Dir versichern, daß ich nie etwas Amüsanteres erlebt hätte, als unsere dreitägige Fahrt hierher; so aber ließ die Prosa der Poesie zu wenig Spielraum, ich sah mich für die gedrückte Unschuld an, hätte gern in jedes Menschen Nähe den Kopf wie der Vogel Strauß im tiefsten Dickicht verborgen, um nur nicht den Eindruck zu bemerken, den unser fabelhafter Aufzug auf die beobachtende Menge machte.

„Eine Gräfin Schönheim, Geborene von Lichtenstein, kann nur im eigenen Wagen reisen!“ war die Antwort auf meine bescheidene Frage über unser Fortkommen. Das gab mir wenig Muth, denn ich wußte, daß der Familienwagen der Lichtensteiner schon drei Generationen durchs Leben geführt hatte, nicht einmal ganz im Rococco-Geschmack, denn wie der Hut in Gellert's Fabel, so enthielt auch er durch jeden Erben einen Zusatz von Nützlichem und Schönem, neigte sich auch wohl zuweilen aus Altersschwäche auf die eine Seite, die wohlberechnet für meine Wenigkeit bestimmt war.

Ich hatte Mühe, den Reiz zum Lachen zu bekämpfen, der mich ergriff, als Tante Schönheim angefahren kam, um mich zu holen. Umsonst durchforschte ich den scheinbar weiten Raum nach einem leeren Platz für mich und mein Gepäck, und bat sogleich meinen Bruder Fritz, mir letzteres auf anderem Wege zukommen zu lassen. „Nun, liebe Nichte, mach' Dir's bequem, und thue, als wärst Du ganz zu Hause. Comfort geht mir über Alles! Nimm weg den Carton mit Federn und Blumen; so, hübsch sorgfältig, daß Du mir die Spitzen nicht abbrichst, Du behältst ihn wohl besser in der Hand unterwegs, ein besseres Plätzchen wüßte ich nicht im ganzen Wagen. Tritt ja die Hunde nicht, die arme Diane ist ohnedies so leidend, daß ich schon ihretwegen Teplitz gewählt haben würde, denn es ist einzig für rheumatische Beschwerden, und Du weißt, daß eine heftige Erkältung ihr aufs Gehör fiel. Die Arme hört nicht auf meinen Ruf! Doch ich hoffe das Beste von der Kur, und habe ihr zur Gesellschaft auch den Lobely mitgenommen, der kleine Schäker soll mich zuweilen unterhalten, wenn Du es nicht kannst, liebe Eugenie!“

Ich suchte mir Platz zu verschaffen, so gut ich konnte, lachte zuweilen über die sinnreiche Weise, mit welcher die alltäglichen Umgebungen des Lebens ihr Recht selbst unterwegs behaupteten, nicht der Spiegel uns gegenüber, nicht der Arbeitskorb mit allem Zubehör, nicht die chaise longue, hoch oben auf der Decke thronend, fehlten. Tante Schönheim folgte meinen verwunderten Blicken, und sagte mit Würde: „Eine Frau von Stande kann nicht wie ein Bäckerweib reisen; bedenke, Kind, daß es nicht vornehm ist, sich über irgend etwas zu verwundern; auch Freude und Dank sind gemeine Empfindungen, die man nie äußern muß.“

Unsere Fahrt ging Anfangs glücklich von Statten, doch da die antike Carosse zu lange außer Gang war, so wollte ein böser Dämon uns einen Streich spielen, indem er dem soliden Bau ein Rad entführte. Man sagt, das fünfte Rad am Wagen sei nicht gut, in solchen Fällen wäre es doch gar nicht zu verachten, zumal wenn einer schwachen Kraft so Schweres aufgebürdet wird. Nachdem wir uns gehörig überzeugt, daß keiner der lebenden Insassen beschädigt sei, die ganze Schaar von Schachteln, Büchsen, Säcken mit Kennerblick durchschaut und neu geordnet, und ein Bote nach dem nächsten Ort nach Hülfe ausgeschickt war, ward bald ein Feldstuhl für die Gräfin aufgeschlagen, der Arbeitskorb herbeigeholt, und trotz des halben Dämmerlichts so fleißig darauf losgenäht, als sollte heute noch der angefangene Teppich zur Vollendung kommen. Ich hätte mich lieber mit dem grünen begnügt, den uns die fleißige Bildnerin Natur so lieblich unter die Füße breitete, hätte lieber die schöne Aussicht in der Nähe aufgesucht und bewundert, doch meinte Tante Schönheim, man müsse sich immer nützlich zu beschäftigen suchen, hieß mich zu diesem Zweck Indiana von George Sand

aus dem Wagen langen, und ihr durch Vorlesen die Zeit verkürzen. Ich konnte es den Vorübergehenden nicht verdenken, wenn sie ob des wunderlichen Etablissements auf freiem Felde herzlich lachten, wenn es auch meine gute Gräfin nicht begriff, und sehr über Mangel an Bildung in gewissen Classen klagte.

Endlich kam die ersehnte Hülfe, wir wurden schlecht und recht wieder eingepackt, und der Weg bis zur nächsten Station mit ernsten Reden über theure Zeiten ausgefüllt; man müsse der gehabten Kosten, wie des Zeitverlustes wegen, die Mahlzeit heute lieber einmal übergehen, es sei ja nie bon genre, Hunger zu empfinden. Hier sieht es Niemand, liebes Kind, auch kommen Zeiten, wo man der Ehre wegen doppelt essen muß, da holt man leicht das jetzt Versäumte nach.

Ich fügte mich geduldig in das Unvermeidliche, und dachte: einmal ist nicht immer. Wir setzten unsern Weg die Nacht durch fort, da man der Tante keinen der Gasthöfe, die bis jetzt erschienen waren, namhaft gemacht hatte. Der zweite Reisetag ging leidlich hin, doch als der Abend kam und ich mich sehr nach Ruhe sehnte, war mein Erstaunen nicht gering, als sich die Gräfin Schönheim mit Extrapost in eine Scheune fahren ließ, um dort ihr Nachtquartier im Wagen aufzuschlagen. Ich stellte ihr umsonst das Unbequeme vor, das Schaurige in diesem öden Winkel, sie hieß mich, die Verwöhnte, nach anderem Unterkommen mich umzuthun, was ich auch bald mit Hülfe unserer Kammerjungfer fand.

Der Morgen graute kaum, so ward auch schon zum Aufbruch gerufen, denn die verscheuchten Bewohner der Scheune hatten mein Tantchen nicht wenig geängstigt, ich glaube nicht, daß sie diesen Versuch wiederholt, denn selbst der Nutzen für die Casse war gering, da sie Souper und Nachtquartier bezahlen mußte, wenn sie es auch nicht genossen hatte!

Ich weiß nicht, warum ich unterließ, Dir bei Gelegenheit unseres gestrigen Abenteuers von einem Begegnen zu erzählen, das mich ein paar Stunden lang noch beschäftigte. Als wir, ein Bild des eisernen Fleißes, neben unserem umgeworfenen Wagen saßen, kam, wie es schien mit eigener Equipage, ein nicht ganz junger Mann, dessen interessantes Aeußere, der leidende Zug in seinem Gesichte, mich bald für ihn einnahmen. Die feine Gewandtheit, mit welcher er uns seine Dienste anbot, verriethen den Mann von Welt, die schönen blauen, sprechenden Augen Geist und Humor, lange dunkle Locken bildeten gleichsam den Rahmen zu dem bleichen, edlen Antlitz. Die raschen Braunen scheuten Anfangs vor dem ungewohnten Anblick der umgekehrten Arche, doch der geübten Hand des Führers gelang es bald, ihren Muth zu bändigen. Er bot uns natürlich gleich seinen Wagen an, doch Tante Schönheim, die sich mit allen Titeln und Zubehör imponirend vorstellte, dankte höflich für den ritterlichen Dienst, und versicherte, daß die Hülfe nahe, ihre Lage neu, und deshalb schon interessant sei.

Gern hätte ich, im Namen der Stammmutter Eva, nach dem seinigen gefragt, zumal da auch er mich nicht unbeachtet ließ, und unsern Unfall für mich doppelt beklagte, doch so viel hatte mich siebenzehnjährige Erfahrung gelehrt, daß diese Wißbegierde aller Etiquette zuwiderläuft. Er sah so leidend aus. Vielleicht reist er auch in ein Bad, doch freilich bei der überhandnehmenden Menge von neuentdeckten, gar nichts sagenden Duellen weiß man kaum, ob man irgendwo drei Menschen zusammentrifft, mit denen man umgehen möchte. Man sollte polizeilich alle Neuerungen verbieten und die Aerzte dazu anhalten, daß sie ihre Patienten nur nach bewährten Kurorten schickten, als da sind Teplitz, Karlsbad, oder höchstens Franzensbrunnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Brünn*).

[Fahrt in die Hanna; Kremsier und der Erzbischof von Olmütz.]

Ehe ich Sie nach Kremsier führe, noch ein Paar Worte über Graf Haugwitz in Namiest, welcher der Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe gleichfalls einen eben so großartigen, als originellen Beweis der Hochachtung für ihre Bestrebungen zu geben gedachte. Da aber die meisten Mitglieder theils sofort wieder nach Hause mußten, theils nach Wien oder noch weiter reisen wollten, theils endlich sich für Kremsier verfagt hatten, so unterblieb die Sache. Der Graf ist sehr musikalisch. Alle Beamten und Diener auf seinen Herrschaften müssen außer der Tüchtigkeit zu ihren Berufsgeschäften, auch noch musikalische Talente und Fertigkeiten besitzen, ja auch wohl dramatische Anlagen beweisen, und nicht allein auf die Männer, auch auf die Frauen erstrecken sich, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, diese Anforderungen. Auf diese Weise ist es dem Grafen möglich, sich ohne unverhältnißmäßige Kosten eine Capelle und eine kleine Oper zu halten, welche in der Regel alle Sonntag Nachmittag zu einem Concert oder einer Oper zusammentritt. Es war seine Absicht, einem Theil der Gesellschaft mehrere Tage hintereinander ein so originelles, durch Abwechselung in den Productionen das Interesse stets von Neuem erfrischendes geist- und genußreiches Vergnügen zu bereiten. Es

*) S. December 1840. N. 244—247.

blieb statt dessen bei einer landwirthschaftlichen Excursion, welche sich auf einen Tag beschränkte. Jetzt nach Kremsier und Friedland.

Hr. Prof. Nestler, der zweite Vorsteher der Versammlung, hatte mich eingeladen, nach dem Schlusse der Sitzungen an einer mehrtägigen Excursion in den fruchtbarsten Theil Mährens, die Hanna, noch Theil zu nehmen. Ich zögerte nicht mit der Zusage, ein lehrreiches, äußerlich einfaches Vergnügen mir versprechend. Montag, den 28. Sept. früh 6 Uhr stellte ich mich auf dem s. g. großen Platze ein, wo für etwa 26 Personen, je drei in einem Wagen, die nöthigen Kutschen bereit standen. Unser Weg führte uns gerade westlich, über einen Theil des Schlachtfeldes von Austerlitz, zur Rechten mehr ebene Gegend, zur Linken mäßige Berge, die uns den Anblick sehr wohl erhaltener Ritterburgen, stattlicher Schlösser und Klöster und malerisch gelegener Ortschaften boten. Bei Raußnitz stiegen wir aus und besahen das Denkmal, welches die mährischen Stände im Jahr 1835 zur Erinnerung an die denkwürdige Ehrenerweisung errichtet haben, welche Joseph II. am 19. August 1769 dem Ackerbaue dadurch erwies, daß er an dieser Stelle mit eigener Hand eine Furche pflügte. Es ruht auf einer gemauerten Unterlage, zu welcher sechs Stufen hinaufführen. Ein eisernes Geländer umschließt die, aus gleichem Metall gefertigte, viereckige mit Inschriften und Allegorien und oben mit einem, die Schwingen ausbreitenden, Adler geschmückte Pyramide. Der Eindruck des Ganzen ist sehr gefällig. Man hat es auf einer, zum Andenken an die Versammlung geprägten Medaille abgebildet, welche indeß Vieles zu wünschen läßt.

Zu Wischau, in dessen Nähe das Gebiet (nicht der Sprengel) des Erzbisthums Olmütz und auch das der Hanna anhebt, wo sich ein Schloß nebst dem Sitze der Administration einer großen erzbischöflichen Standesherrschaft befindet, hatten wir Gelegenheit zu bemerken, daß es auf unserer Tour mit der ländlichen Einfachheit in der Bewirthung nicht ernstlich gemeint sein werde. Als wir nämlich die, in vieler Hinsicht treffliche, Wirthschaft, besonders die unter der Leitung des Hrn. Baurath Arche sehr zweckmäßig angelegten Stallungen besehen hatten, wurden wir zu Tische geladen. Denken Sie sich unser Staunen! Alle Speisegeräthe waren von massivem Silber und die Gerichte werth, von so kostbarem Service genossen zu werden. Mit einem Worte: Se. hochfürstliche Gnaden, der Hr. Erzbischof von Olmütz, hatten uns ihren Küchenwagen, dazu die nöthige Dienerschaft in Livree, hierher entgegen gesendet. Auch für die folgenden Tage sollten wir Gäste sein; auf jene Ueberraschung erfolgte auch gleich unsere Resignation. Nach der Tafel wieder zu Wagen. Wir durchflogen die üppigen Fluren der Hanna. Neben dem Ackerbau wird bedeutende Pferdezucht getrieben, sie liefert aber einen nur kleinen Schlag. Man nannte mir z. B. das Dorf Hulein, welches, das Arbeitsvieh ungerechnet, 900 Stück Pferde auf der Hutweide habe. Präsentirten sich die Dörfer und Ortschaften durch den weißen Anstrich ihrer Hauswände sehr gut, so stachen allenthalben die Strohdächer auf denselben um so unangenehmer ab. Desto rüstiger nehmen sich in ganz Mähren die Städte, mit ihren, nach italienischer Bauart versteckten, Dächern, besonders die großen, mit kunstreichen Fontainen gezierten Marktplätze aus. Die Tracht der Landleute, der Männer vorzüglich, ist auffallend. Rothe, sehr weite Beinkleider, eine hellgrüne Jacke, ein runder Hut, unter dem das lange, gleichmäßig abgestutzte Haar herabfällt, sind die Hauptbestandtheile derselben. Gegen fünf Uhr näherten wir uns Kremsier, der Sommerresidenz des Erzbischofs, und erblickten im Vordergrunde wieder Berge, da wir kaum einige Meilen hinter Brünn eine zu beiden Seiten mehr ebene Gegend betreten hatten. Mehreren von uns war Kremsier bisher ein unbekannter Ort gewesen, und wir erstaunten nicht wenig, als uns, von einem Hügel herab, das stattliche Städtchen mit fünf Thürmen und Kuppeln, nebst einem stolzen Schlosse entgegenstrahlte. Alles rannte bei unserm Einzug vor die Thüren und an die Fenster, die Fremden zu mustern und wir, in gutem Humor, grüßten, wie wenn wir nur von einer Spazierfahrt heimkehrten. Viele Leute dankten in derselben Weise, Andere stimmten in die Rolle mit komischem Ausdrucke ein; sie wußten im Ernst nicht, woran sie waren.

Durch einen Thorweg in den Vorhof des Schlosses einbiegend, wurden wir durch das starke Wirbeln einer Trommel aus unserem Humor aufgeschreckt. Es war die fürstliche Leibgarde, welche vor uns Ehren halber unters Gewehr trat und mit gesenkter Fahne salutirte. Gleich darauf hielten wir im Hofe des großartigen Schlosses und stiegen vor dem hohen Portale desselben aus. Die Dienerschaft erkundigte sich nach eines Jeden Namen, um ihn in das, für ihn bereitgehaltene Gemach zu führen. Eine imposante Treppe hinansteigend, deren Wölbungen mit den herrlichsten Stuckarbeiten geziert waren, dann majestätische Hallen und lichtvolle Corridors durchziehend, wurde ich nebst anderen Geführten, nach unserm Zimmer geführt. Auf dem Gange, auf welchem sie lagen, standen wieder Schildwachen. Man hatte uns ersucht, sofort Toilette zu machen, um alsdann Sr. hochfürstlichen Gnaden vorgestellt zu werden. Der Fürst empfing uns in einem schönen, reichdrapirten Saale. Unter einem Baldachin stand ein Thronsessel; kostbare Gemälde schmückten die Wände. In der fürstlichen Anrede lag die größte Hochachtung für den Zweck unserer Vereinigung. Eben so herzlich waren die Worte, die uns als Gäste des Hauses bewillkommten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Strauß.]

Die Berufung des Dr. Strauß nach Zürich hat in August Boden nun auch ihren ruhigen Geschichtschreiber gefunden. Seine Darstellung erschien in Frankfurt a. M. bei Sauerländer.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 44. — den 2. März 1841.

Redacteur: Dr. B. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gewagtes Spiel.

(Fortsetzung.)

Dir sind die Gegenden wie die Reise hierher nicht fremd, ich schreibe Dir nichts von den Eindrücken, die sie auf mich, den Neuling, machten; ich werde Deine Geduld noch zu ganz andern Dingen in Anspruch nehmen.

Unsere Ankunft war nicht unerwartet, eine freundliche, in Schönau gelegene Wohnung nahm uns auf, und schon am nächsten Tage waren wir behaglich eingerichtet. Dank sei es den zahllosen mitgebrachten Kleinigkeiten, welche die einfachen Zimmer bald in modische Salons verwandelten. Auch Tante Schönheim hat sich vortheilhaft verändert, der leise Anflug von Oekonomie hat einer großartigen Grandezza Platz gemacht, ob nur in Worten, wird die Zukunft lehren. Mit wahrem Entzücken fiel ich über die Badeliste her, fand bekannte Namen genug, doch wenig, die uns näher standen. Nicht so die Gräfin, die, so oft ich einen langen Ehrentitel las, mir gleich die ganze Biographie der fraglichen Person mittheilte, und die erhabensten zu ihrer Familie, oder ihrem nähern Umgang zählte. Ich hatte die Ehre, sie auf einer großen Visitentour zu begleiten, doch habe ich meine Menschenkenntniß dabei nicht sehr bereichert, denn bei Wenigen wurden wir angenommen, und Einige derselben schienen besser von der Tante gekannt zu sein, als sie von ihnen; die kamen vielleicht her, um ihr Gedächtniß zu stärken.

Die Morgenstunden sind bei den Meisten durch Bäder besetzt, wir Beide aber, ganz munter und gesund, konnten weder von den Wirkungen des Wassers, noch von den Graden, wie man solches anwende, mitreden. Diane äußerte sich wenig darüber, wie es ihr bekam, war auch nicht wichtig genug, um den Badearzt zu incommodiren, dessen Bekanntschaft doch unerläßlich ist, da man durch ihn die wichtigsten Erscheinungen, so wie die Stellung derselben zur Gesellschaft erfährt.

Des nächsten schönen Morgens redete mich Tante Schönheim in ihren weichsten Tönen folgendermaßen an: „Ich habe mit großem Bedauern seit einigen Tagen eine Schwäche in Deinen Augen bemerkt, die für Deine Jahre unnatürlich und nicht zu übersehen ist. Du weißt, wie gern ich Allen helfen möchte, die meiner Sorgfalt anvertraut sind, so habe ich es auch für meine Pflicht gehalten, den Medicinalrath Staufen darüber zu consultiren. Er schlägt Dir vor, das berühmte Augenbad hier zu brauchen, wo wir jeden Morgen die beste Gesellschaft finden, wie Du schon bemerken konntest. Er wird Dir selbst die nöthigen Verhaltungsregeln geben." — Doctor Staufen suchte umsonst in meinen Augen nach irgend einem besorglichen Uebel, und war so galant, darin nur Gefahr für Andere, nicht für mich selbst zu entdecken, versprach aber von Zeit zu Zeit wieder anzufragen, und beruhigte mein Tantchen durch die mir gegebene Erlaubniß, früh mit dem unschädlichen Quell das Auge zu netzen.

Unser Kreis von Bekannten hat sich bedeutend er

weitert, dürfte ich dem eigenen Herzen unbedingt folgen, so würde ich mich besonders an zwei Familien anschließen, die mir vor allen andern zusagen. Die Geheimeräthin von Falkenau und ihre sechzehnjährige Enkelin nehmen den ersten Platz in meiner Badeliste ein. Es gibt Frauen, die nie im Verhältniß zu ihren Jahren stehen, und unter diese zähle ich Frau von Falkenau. Das schöne lichte Haar, der Alles belebende Ausdruck des dunklen Augenpaares, das freundliche Lächeln, welches die wohlerhaltenen Zähne glänzend zeigt, geben der nicht jugendlichen Gestalt einen eigenen Reiz, der durch ihre immer gleiche, heitere Laune noch besonders hervortritt. Isidore von Leiden, die blühende Enkelin, ist das verjüngte Ebenbild der Großmutter. Ein zartes, reizendes Wesen, mit Gazellenaugen, die von den schönsten seidenen Wimpern beschattet sind, feine regelmäßige Züge mit dem Ausdruck reiner Jungfräulichkeit, eine schlanke, elastische Figur, eine Alles bezaubernde Freundlichkeit bilden ein vollendetes Ganze. Ich fühle mich so wohl in ihrer Nähe, daß mir das Herz schon jetzt schwer wird von dem Gedanken, sie bald zu verlieren.

Eine zweite mir liebe Erscheinung ist Elise von Soden, eine liebenswürdige Wittwe von achtundzwanzig Jahren, die mit ihrem Bruder und ihrer Schwägerin oft Theil an unseren nahen und fernen Ausflügen nimmt. Elise liebt das Romantische, ist unter fremdem Namen eine gefeierte Schriftstellerin, anziehend durch ihre strahlende Schönheit, fesselnd durch den eigenthümlichen Zauber ihrer Unterhaltung. — Wenn doch die Gaben des Geistes oft sich so lieblichen Gewandes bedienten! Die anmuthige Bescheidenheit schmückt Elisen mehr als ihr Talent, ihre feine Gewandtheit weiß Jedes gleich an seinen Platz zu stellen und die beste Seite herauszufinden; nie fühlt man sich beengt durch ihren überlegenen Verstand. Wie leicht überschreitet geschmeichelte Eitelkeit die feine Gränzlinie, welche zum Egoismus führt, bemeistert sich der Unterhaltung ganz allein, verwechselt den Tribut, den man geistigen Schöpfungen zollt, mit dem eher schmähenden Lobe körperlicher Vorzüge, und beraubt somit den wahren Götterfunken seines schönsten, reinsten Lichtes. Nicht so bei ihr, wo Alles Einklang ist, ihr Ich nie störend hervortritt.

Wir haben gestern eine sehr vergnügte Partie nach dem nahen Schloßberge gemacht, dessen reizende Aussicht die Mühe des Steigens reichlich belohnt. Frau von Falkenau war in ihrer heitersten Laune, und riß sogar die, nicht leicht aus der feierlichen Sonntagsmiene zu bringende, Tante mit sich fort. Graf Stein, ein täglicher Gast in unserem Hause, hatte sich ganz zum Ritter der Gräfin Schönheim aufgeworfen, die seine Dienste auf dem schmalen Fußwege oft auf sehr komische Weise in Anspruch nahm, und ihn nach jeder ihr verhängnißvoll scheinenden Stelle laut als ihren Lebensretter belobte. Hätte der Graf so viel Geist als Geld, so viel Einfälle als Ahnen, so könnte er ein interessanter Mann sein; doch seine Liebhabereien sind nicht die meinigen, die erste Classe — Hunde; zweite Classe — Stöcke! Nun frage ich Dich, liebe Adelheid, wie kann man einen Stock lieben?

Viele finden den Grafen schön und angenehm, doch werden mir seine guten Eigenschaften zu viel angepriesen, als daß ich einstimmen sollte in sein Lob. Er zeichnet mich auf seine Weise vor allen Andern aus, täglich wiederholt die Tante: „Kind, erkenne, welches Glück sich Dir bietet, ein freundliches Wort und der reichste Graf Sachsens liegt zu Deinen Füßen, bedenke, wie alt die Familie ist, Steine werden schon namhaft gemacht nach der Sündfluth, wer weiß, ob nicht noch eher. Mit welcher Attention behandelt er mich die ich mich mit der Siebzehnjährigen kaum messen kann, welche zarte Rücksicht nimmt er selbst auf meine Creaturen Diane und Lovely, beide lieben in ihm ihren Wohlthäter; und ich sage Dir, das werden immer die besten Ehemänner, die von Hunden oder Katzen geliebt werden. Mit welcher Grazie sitzt er zu Pferde, man fühlt so ganz, daß er da zu Hause ist. Dergleichen Partien findest Du nicht alle Tage, stoße Dein Glück nicht von Dir," und wie die wohlgemeinten Rathschläge alle lauten.

In meinem Herzen regt sich nicht das mindeste Gefühl für Stein, es ist wohl selbst schon hart und versteinert in Betreff seiner. Mit diesen Zügen malte die schaffende Phantasie mein Ideal nie aus; seine Worte lassen mich so ruhig, kaum gesprochen sind sie auch verhallt.

Elise erwartet seit einigen Tagen einen Freund und Verwandten ihres verstorbenen Mannes, dessen Kommen ihr viel Freude macht; doch dieser Herr von Soden scheint sich nicht zu übereilen, allzu langes Warten ermüdet, anstatt den Werth der Gabe zu erhöhen.

Ich muß Dir noch einen Freund Elisens schildern (denn unter die Rubrik der Verehrer läßt er sich nicht zählen), damit Du ganz mit unsern Umgebungen vertraut wirst. Graf Aburg gehört zu der Zahl sogenannter schöner Männer, eine große stattliche Gestalt, soignirte Toilette, vornehmer Anstand, doch nach meiner Meinung die Züge zu weichlich, zu wohl genährt. Dabei trägt er in seinen Mienen eine Verachtung der Welt

und ihrer Formen und Sitten zur Schau, einen Ueberdruß des Lebens, der seinen Jahren wie seinen Ansprüchen gar nicht angemessen scheint. Der eigenthümliche Dialect verräth den Ausländer, wenn auch Graf Aburg sein Vaterland Schweden schon seit zwölf Jahren verlassen hat. Ein Liebling der Damen, ist er von ihnen in hohem Grade verwöhnt. Der Mann von Geist und Erfahrung ist in jedem Gebiet des Wissens zu Hause, doch sitzt er oft stundenlang als stummer Zuhörer da, wenn mehr als Drei am Gespräch Theil nehmen, nur dadurch auf dasselbe einwirkend, daß Jeder sich bemüht, in seiner Nähe so gut als möglich zu reden. Sind aber bei Elisen nur Wenige vereinigt, dann belebt er bald das Gespräch durch lebendige Schilderungen des Erlebten, der Kunst, der Poesie, daß man zugleich belehrt und fortgerissen wird aus dem Alltäglichen. Auch Elisen geht es mit ihm wie so vielen Andern, sie fühlt sich zugleich angezogen durch ein unbegreifliches Etwas, im nächsten Augenblicke aber schon abgestoßen durch das Dämonische in seinem Blick und Wesen.

Genug für heute. Du beschuldigst mich sonst damenhafter Weitläufigkeit, indeß mich doch nur der Wunsch beseelt, Dich mit unserem Kreise vertraut zu machen.

Schilt mich nicht thöricht, meine Freundin, wenn ich Dir voll Freuden zurufe, daß unser galanter Ritter von der Landstraße angekommen, und zwar der längst Erwartete, Elisens Vetter ist. Ich war eben mit Isidoren bei ihr, um über die für heute projectirte Landpartie das Nähere zu besprechen, als ein Wagen hielt, und bald darauf, gestützt auf seinen Diener, Herr von Soden eintrat. Nachdem er Elisen flüchtig begrüßt, machte er gleich die kurze Bekanntschaft mit mir geltend, und bat um die — versagte? — nein, gern gewährte Erlaubniß, sie hier fortzusetzen. Warum man nur nicht gegen alle Menschen gleich verlegen ist? Ich komme mir so kindisch, so unbeholfen vor, wenn er die gewöhnlichste Frage an mich richtet, daß er mich gewiß zu der befiederten Jugend rechnet.

Ein Sturz mit dem Pferde, welcher sein Leben bedrohte, hat den armen Baron Soden nach einem langen Krankenlager dahin gebracht, daß er sich jetzt der Krücken bedienen muß. Wie beklage ich ihn, der voll Feuer und Lebensmuth nun ein ruhiges Stillleben führen muß, was seinem Temperament so wenig angemessen scheint. Elise zog es vor, zu Hause zu bleiben und ihren lieben Gast zu pflegen. Mir macht ein Ausflug ohne sie auch keine Freude, ich wäre so gern zurückgeblieben, doch Tante Schönheim war unerbittlich in diesem Puncte, nannte Laune, heute zu verwerfen, was ich gestern gewünscht.

Einige Tage später.

Nie, geliebte Adelheid, ist mir ein Tag länger, eine Partie verfehlter vorgekommen, als unsere neulich projectirte nach der Bergschenke. Es gibt Tage, wo nichts glücken will, wo alles Unangenehme zusammenkommt, wo man seine ganze siebzehnjährige Philosophie nöthig hat, um nicht ungehalten zu werden. Graf Stein mag ein guter Mensch sein, aber Diplomat und brauchbarer Geschäftsführer wird er nie. Wir hatten früher ein anderes Ziel gewählt, hörten aber zufällig von einigen Familien, die dort sein würden, mit welchen wir weder nähern Umgang hatten noch wünschten, und änderten deshalb leicht unsern Plan; doch unser guter Stein, mit Jenen gleichfalls befreundet, hat nichts Eiligeres zu thun, als sie von unserem neuen Entschluß in Kenntniß zu setzen. In seinem unglücklichen Diensteifer hatte er die Stunde unserer Abfahrt gänzlich überhört, und als er von der Geheimeräthin und andern von uns Engagirten darum befragt ward, das Fehlende aus eigenen Mitteln ergänzt, zwei Stunden später angegeben, und so lange saßen wir allein, oder vielmehr von der uns lästigen Gesellschaft begrüßt und durch ihre Fragen gelangweilt. Zum Glück hatte die Tante in ihren Wagen zwei Fräulein von Landecks mitgenommen, die durch kleine Widerwärtigkeiten gereizt, jeder Sache leicht eine komische Seite abgewinnen, und somit auch unserem Unmuth nach Kräften steuerten. Beide stehen in dem gefährlichen Alter, wo man entschieden nicht mehr jung, und doch auch nicht gern schon alt genannt wird. Emma, die ältere der Schwestern, mag wohl nie etwas Jugendliches in ihrem Wesen gehabt haben, was vielleicht in ihrer Kleidung liegt, die sie nie geschmackvoll wählt; selbst mit den neuesten Sachen sieht sie unmodern aus, wo hingegen die jüngere Schwester Cäcilie den ältesten Dingen einen eleganten Anstrich zu geben vermag. Beide sind verschieden, wie Tag und Nacht, harmoniren jedoch, bis auf wenige Puncte, immer. Beide lieben die Geselligkeit, und vereinigen in ihrem Umgange die verschiedensten Elemente. Cäciliens Vorliebe fürs Theater und Musik geben öfters Stoff zu kritischen Bemerkungen der etwas pedantischen Schwester, sie wirft Jener vor, daß sie, um den Souffleurkasten zu sehen, schon der größten Opfer fähig wäre, und an Theatertagen so lange in einem fieberhaften Zustande sei, bis sich Thaliens Pforte

ihr geöffnet, und sie, wo möglich, eine Stunde vor dem Anfang an ihrem Platz säße, um sich gehörig zu sammeln. Emma hingegen füllt nicht ungern den vierten Platz an einem Spieltisch aus, und ist sonach öfters eine harmlos brauchbare Person. Beide ermangeln jedoch der geistigen Bildung nicht, sind belesen und interessiren sich für alles Schöne, haben immer etwas Neues zur Unterhaltung, oder schmücken wenigstens das Alte mit witzigen Einfällen aus. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Brünn. (Forts.)

[Lebenslauf eines Kirchenfürsten.]

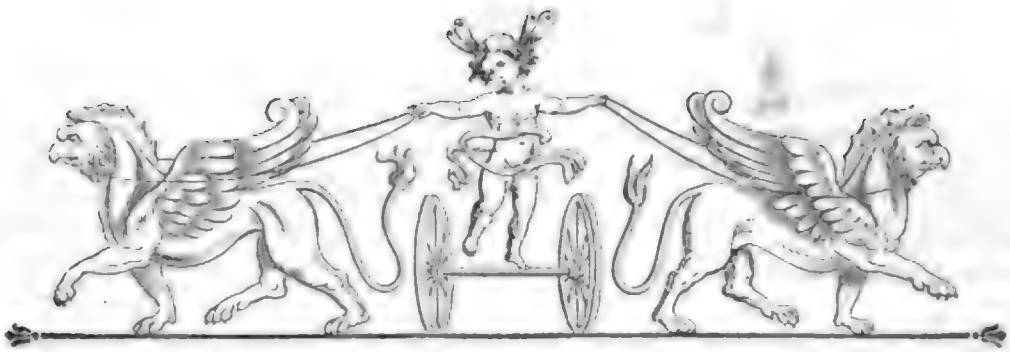
Einige Andeutungen über die persönlichen Erlebnisse dieses liebenswürdigen Kirchenfürsten mögen hier ihre Stelle finden. Der alten Familie der Sommerau-Beckh entsprossen, ohne Aussicht auf die Erlangung eigenen Vermögens in die Welt tretend, entschied er sich anfangs für den Militärdienst und machte als Offizier eine Campagne mit. Später trat er in den geistlichen Stand über, zog als Feldpriester eines Linienregimentes im Jahr 1805 oder 1809 in den Krieg und bewies in einer der damaligen großen Schlachten eine solche feurige Begeisterung, daß er, den Säbel eines Gefallenen in der Faust, vor seinem Regimente her den feindlichen Kugeln mit entgegenstürmte. In derselben Affaire trug er alsdann seine verwundeten Beichtkinder auf den Schultern aus dem Getümmel, und erhielt darauf vom Kaiser das Verdienstkreuz pro piis meritis, welches er an einem roth und weiß gestreiften Bande trägt. Der Frieden theilte ihm eine Pfarrstelle an einer kleinen Kirche in Wien zu, von welcher er 1818, seiner großen Wohlthätigkeit wegen, ins Domcapitel nach Olmütz versetzt wurde. „Ich muß dem Mann eine bessere Stelle geben", sagte der Kaiser Franz bei dieser Gelegenheit, „sonst verschenkt er mir noch mein ganzes Land an die Armen". Zugleich bezahlte der Kaiser die aus jener Mildthätigkeit herrührenden Schulden. Im Domcapitel stieg der Prälat von Stufe zu Stufe, bis er im Jahre 1837 auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben wurde. Seine Herzensgüte ist sich unter allen Verhältnissen gleichgeblieben, und Augenzeugen können von seinen edlen Handlungen nicht ohne sichtbare Rührung erzählen. Besonders ist er derjenigen stets eingedenk, die ihn vor Zeiten, als er noch in drückenden Verhältnissen lebte, Hülfe und Unterstützungen gereicht haben. Gegen seine geistlichen Untergebenen ist er ein ebenso gerechter wie milder Hirt; sein Privatverkehr mit ihnen ist voll brüderlicher Herzlichkeit. Der Verlauf der folgenden Tage gab uns Gelegenheit, persönliche Zeugen seiner außerordentlichen Humanität zu sein. Auf der Herrschaft Friedland nämlich, nach welcher uns der Fürst geleitete, war kein Saal vorhanden, der groß genug gewesen wäre, uns, nebst seinen dortigen geistlichen und weltlichen Dienern bei der Tafel alle zu placiren. Wir speisten in zwei aneinander stoßenden Zimmern. In der Mitte der Tafelzeit entschuldigte sich der Fürst, daß er uns, die wir mit ihm an einem Tische speisten, jetzt verließe: er möchte gern auch einige Zeit mit seinen hiesigen Amtsbrüdern und Dienern zusammensitzen. Unser Beifall gab sich auf allen Gesichtern durch freudige Begeisterung über so schöne Humanität kund. Bei diesem so edlen, kindlichen Gemüth strahlt aus dem großen, leuchtenden braunen Augen eine Lebendigkeit des Geistes, welche uns durch die naive Schärfe des Urtheils über mannichfaltige Gegenstände aus den Gebieten des Lebens und der Wissenschaft sehr oft überraschte, ja entzückte. Das Wohlwollen des Herzens liegt auf dem starken, vollen Gesicht des einundsiebzigjährigen Greises, sein weißes Haar gebietet Ehrfurcht, während die Kraft und Lebhaftigkeit in den Bewegungen des mehr großen als mittleren Körpers, seiner Person das Ansehen eines ausgehenden Funfzigers verleihen.

Nach jener allgemeinen Begrüßung ließ sich der Fürst jeden Einzelnen durch Hrn. v. Bujanovics, selbst Mitglied der Gesellschaft und zu unserem Führer ernannt, vorstellen, wobei er jedem einige freundliche Worte der Bewillkommnung sagte. Von diesem Moment an beehrte er uns fast ununterbrochen mit seiner Gesellschaft, denn früh vom Kaffee an bis eine Stunde nach der Abendtafel, blieben wir, und zwar meistens im Freien, stets zusammen. Zunächst nahmen wir Thee und feines Obst in einem anderen Gemach ein und unterhielten uns, theils mit der Beschauung herrlicher Kupferwerke, z. B. der Portraits des contemporains de la revolution française, theils durch mündliche Unterredung einige Stunden. Dann wurden wir zu einer, wieder fürstlich besetzten Abendtafel entboten. „Des Guten zuviel!" war die einzige Klage, die sich uns während der Dauer unseres Besuches vernehmen ließ. Bald nach der Mahlzeit entließ uns unser freundlicher Wirth, um uns bei zeitiger Stunde durch einen Morgensegen wieder wecken zu lassen.

Ein Kammerdiener rief am nächsten Morgen zum Frühstück, der Fürst bereitete uns mit folgenden Worten eine neue, freudige Ueberraschung: „Da ich Sie jetzt, meine Herren, noch Alle allein um mich versammelt sehe, so erlaube ich mir, Ihnen ein kleines Andenken an Kremsier einzuhändigen", mit diesen Worten ließ er eine silberne Schüssel herumtragen, welche soviel Kapseln, als Personen zugegen waren, enthielt. Jeder nahm eine, öffnete sie und fand eine silberne Medaille mit dem Bildnisse des Erzbischofs im Ornate auf dem Avers, auf dem Revers einen Altar mit den Emblemen seines Ranges und seiner Gewalt geziert. Eine eiserne, welche wir später auf dem Hüttenwerke zu Friedland erhielten, zeigt das Portrait naturgetreuer.

Die Erzbischöfe von Olmütz, welche überhaupt eine sehr ausgedehnte weltliche Macht in ihrem 27 Q. M. großen Gebiete ausüben, haben auch das Münzrecht, wovon sie aber, der ansehnlichen Kosten wegen, in der Regel nur bei ihrer Krönung Gebrauch machen. Die Einkünfte betragen jährlich 500,000 Fl. C.M., wovon dem Fürsten circa 200,000 für seinen Hofhalt verbleiben, die Vortheile ungerechnet, welche aus dem Consumo der, auf den eignen Herrschaften erzeugten Naturproducte entspringen. (D. F. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 45. — den 4. März 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Neue Gedichte von Julius Mosen.

Sehnsucht.

Wär' ich der Regen,
Ich wollte mich legen
Der Erde ans Herz;
Wie sollte sie blühen
Und jauchzen und glühen!

Wär' ich die Sonne,
Ich sänke vor Wonne
Ins dampfende Meer;
Wie sollt' es da rauschen,
Um Küsse zu tauschen!

Könnt' ich verwehen,
Zu Nebel vergehen,
Zerfließen in Luft;
Ich hielt' voll Erbarmen
Die Welt in den Armen!

So mit dem Herzen
Voll Liebe und Schmerzen
Verglüh' ich allein
Und sinke in Flammen
Und Asche zusammen!

Die Aloë.

Mein Herz war eine Aloë,
So herb in sich befangen,
Doch thut es plötzlich mir so weh',
Seine Ruhe ist vergangen.

Nicht Du hast ihm so weh' gethan —
Es zuckt in Schmerz und Wähnen —
Inwendig zündeten es an
Nur Deine hellen Thränen.

Nun treibt und drängt es ohne Rast,
Die Brust wird ihm zu enge,
Mir ist, als wenn in Gluth und Hast
Es selber sich zersprenge.

Nun treibt und drängt es wild hervor
In feuerheißem Schmerze,
Nun treibt und drängt es hoch empor
Die flammende Blumenkerze.

Es füllen Glanz und Duft den Raum
In wunderbarem Schrecke,
Und hoch aufrauscht der Blüthenbaum,
Es springt entzwei die Decke.

Es streckt die Arme brennend aus,
Es muß das Dach zersplittern,
Und schon seh' ich in süßem Graus
Hoch oben die Krone zittern.

Mein Gott, was will das werden noch;
Es muß in diesen Flammen,
Es muß das arme Herz nun doch
Brechen in sich zusammen.

Daran ist Schuld Dein süßer Kuß,
Der schnelle, zündende Funken,
Daran ist schuld Dein süßer Kuß,
Den ich hinabgetrunken.

Frühsommer.

Wie ein See mit linden Wogen
Strömt das Saatfeld durch das Land;
Drüber ist ein Regenbogen
Farbig funkelnd ausgespannt,
Daß die Erde und die Sonne
Weinen süß in leiser Wonne.

Wie azurne Augensterne
Leuchten Blumen hell und rein,
In der Nähe, aus der Ferne
Durch der Halme milden Schein.
Und wie Mädchenlippen glühen
Mohne, die dazwischen blühen.

Aus den grünen Dämmerungen
Weht ein holder Traum auf mich
Und es ätzt die nackten Jungen
D'rin die Lerche mütterlich,
Doch nun wirbelt sie schon wieder
Hoch herunter ihre Lieder.

Einst wird Gott mir auch gewähren
Einen Baum mit grünem Ast,
Oder unter Weizenähren
Voll das Nest von Lust und Last;
Und mein Angesicht, das flammet,
Sinkt in grünen Rasensammet.

Gewagtes Spiel.

(Fortsetzung.)

Die Aussicht auf dem hochgelegenen Punct, wo die Bergschenke steht, ist schön und frei, doch ermangelt sie des Schattens gänzlich, wie Du weißt, und ewiger Sonnenschein kann auch die beste Laune verderben, worunter meine nicht gehörte. Dunkle Wolken thürmten sich jedoch bald von allen Seiten auf, und ehe wir an den Rückweg denken konnten, brach ein heftiges Gewitter aus, dessen Nahen den verspäteten Theil unserer Gesellschaft zeitig zum Umkehren bewogen hatte. Da saßen wir nun in den engen Raum einer Gaststube mit Freund und Feind zusammengedrängt; Cäcilie in der höchsten Entrüstung über die anwesenden Männer, denn Herren dürfe sie solche nicht nennen, die wohl mit Hülfe von zwölf Pfeifen und Cigarren die Luft verpesteten, und ihre Galanterie in Rauch aufgehen ließen.

Nie kam mir Stein's Unterhaltung einfacher, um nicht zu sagen einfältiger vor, seine sogenannten Bonmots konnte ich der Reihe nach herzählen, seine Artigkeiten waren wie aus der Pistole geschossen, ein verletzender Knalleffect, nie kam mir das Verkünden unseres Wagens gelegener, als bei jener sogenannten partie de plaisir.

So sehr ich sonst wünschte, die Umgegend kennen zu lernen, so stimme ich doch jetzt selten für eine weite Fahrt, an welcher nicht alle unsere näheren Bekannten Theil nehmen können. Tante Schönheim ist seit einigen Tagen recht übler Laune, was mich Anfangs beunruhigte, da ich glaubte, ich habe es an Aufmerksamkeit für sie fehlen lassen, ich spähte und forschte, und habe nun den wahren Grund gefunden. Die Königin von ..... ist seit einer Woche hier angelangt, ohne daß es, trotz aller Bemühungen, der Gräfin von Schönheim, gebornen von Lichtenstein, gelungen wäre, Ihrer Majestät vorgestellt zu werden. Das sind schlimme Aussichten, doch nur für sie, nicht für mich, die ich am liebsten mit Isidoren die Abende bei Soden's zubringe, wo die Unterhaltung täglich anziehender und lebendiger wird. Der Baron ist ein sehr liebenswürdiger Kranker, der Andere, trotz aller Schmerzen, nie durch Klagen belästigt; immer heiter, immer witzig, und doch nie gesucht, ist er der angenehmste Zuwachs, der unserem kleinen Kreise zu Theil werden konnte. Er fühlt sich schon weit kräftiger, die Kur scheint ihm gut zu bekommen, er macht zuweilen Versuche, ohne Krücke am Stock auf und ab zu gehen, und wir Alle freuen uns mit ihm über jeden gewonnenen Schritt. Ich bin recht froh, wenn ich mitunter einen Abend allein bei Elisen sein darf, und der Gräfin nicht immer zu ihren alten, steifen Damen folgen muß, wo nur Alles aus dem vorigen Jahrhundert gilt. Genug für heute. Mit alter Liebe.

Eugenie.

Baron Soden an Herrn von Funk.

Teplitz.

So weit, lieber Funk, wäre ich glücklich gelangt, wenn auch meine Reise eher einer Schneckengallopade, als dem sonst so muntern Zuge eines Soden glich. Nun, Ihr gelehrten Herren, Ihr Schüler des Hippokrates, des Galenus, thut Ihr das Eure, verhelft mir entweder zu einem kräftigen Fußwerk, damit ich's noch ein Weilchen hier mit ansehe, oder gebt mir bald den Laufpaß in die elyseischen Felder, die hoffentlich eine gute Eisenbahn führen, und nicht wie unsere Landstraßen steinreich, geldarm gehalten werden, daß ein armer Lahmer denkt, er müsse seinen Geist stückweise aufgeben. Ich bin nur froh, daß mein armer Brauner wieder hergestellt und in Deinen Händen gut aufgehoben ist, manchmal

fährt mir so ein Hoffnungsstrahl durch den Kopf, als könnte ich mich doch einst wieder auf der ehrlichen Haut herumtummeln. — So ist der Mensch, noch sind nicht sechs Wochen vergangen, seit ich meine Rechnung mit dem Himmel abgeschlossen hatte, jetzt, wo ich froh sein sollte, daß ich das liebe Leben habe, sitze ich schon wieder in Gedanken auf dem großen Pferde.

Freund, ich rathe Dir, wenn es sonst nicht mehr geht, so stürz' mit dem Pferde, brich ein oder ein Paar Beine, und komm' hierher nach Teplitz, da findest Du barmherzige Samariterinnen von jedem Alter, jeder Größe, jedem Stand. Ich sage Dir, es geht nichts über das Mitleid, — höchstens geht eine gute Laune noch darüber! Elise, meine schöne Muhme, hatte schon im voraus für eine freundliche bequeme Parterrewohnung für mich unweit der ihrigen gesorgt. Ueber mir wohnt eine jugendliche Mutter mit einer bildhübschen Tochter, die ins Gelehrte schillert, sonst aber nett und gut und voll Mitleid wie ihre Mama ist. Ein kleines Gärtchen am Hause, zu gemeinschaftlichem Gebrauche, findet mich und diese Damen oft beisammen, da meine Wege noch nicht weit führen, und die Hofräthin Lenz mir dort die Existenz nicht nur bequem, sondern auch angenehm macht.

Einen großen Theil des Tages bringe ich bei Elisen zu, wo mich Geist und Frohsinn, Gemüthlichkeit und feine Bildung umgeben. Ich erwähne aus ihrem Cirkel die Geheimeräthin von Falkenau, nebst Enkelin, eine hübsche Erscheinung, die jedoch noch zu sehr nach Kostschule schmeckt, und nicht viel mehr zum Besten gibt als ja und nein, wenn man sie anredet, mit andern jungen Damen aber auch der schlechten Mode huldigt, die in unaufhörlichem Geflüster die Köpfe zusammenstecken, irgend Jemand aus der Gesellschaft mit den Augen messen, und nun sich Anmerkungen mittheilen, die wohl oft unschuldig genug sein mögen, doch wenig guten Ton verrathen.

Ferner ist eine Originalausgabe, eine Gräfin Schönheim, dort zu treffen, die mich zwingt, mich mit den ernstesten Dingen zu beschäftigen, damit ich mich nicht einmal vergesse und ins Lachen komme, wenn ich die kleine, runde Gestalt mit der Panache auf Hut oder Haube einherschreiten sehe. Vor ihr her wackelt ein häßlich dicker Mops, ähnlichkeitshalber Diana genannt; ihr nach schleicht der Schatten eines Windspiels, Lovelo, welchen der Neid verzehrt, wenn der Diana was Gutes geschah. Die alte Dame spielt in alle Farben, vergißt das Roth vor Allem nicht, um sich die nöthige Fraicheur zu geben, hat einen ganzen Friseurladen an sich etablirt, und hat die schwache Seite, alle Menschen zu kennen, versteht sich, nur die von altem Adel. „Die Schwester meiner Großmutter war mit dem Herzoge so und so verwandt, mein seliger Gemahl stammte aus der berühmten Familie ꝛc.", und so geht es fort; ich glaube, wenn der liebe Gott eine Tante hätte, sie wäre mit ihr liirt auf eine oder die andere Art.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Brünn. (Fortsetz.)

[Schloß und Park zu Kremsier; Fahrt bis an die Quellen der Oder.]

Für einen mehrstündigen Spaziergang gestärkt, besahen wir alsdann zuerst das Innere des Schlosses nebst Allem, was dazu gehört. Ich erwähne vorzüglich eine reiche Bibliothek, ein musterhaft geordnetes, sehr werthvolles Archiv, unter der Aufsicht des Hrn. Archivrathes Ott stehend, den Lehrsaal mit dem lebensgroßen, außerordentlich gelungenen Gemälde unseres ehrenwerthen Wirthes in ganzer Figur. Der Schloßthurm, mit seiner herrlichen Aussicht auf die Gegend und die nahgelegenen Ausgänge der Karpathen, so wie die ferneren in Ungarn, und endlich die Kirche, auf deren geschmackvolle Restauration der Fürst große Kosten verwendet, wurden ebenfalls nicht vergessen. In den Parterreräumen betraten wir einen herrlichen, gewölbten Salon, eine Zuflucht an schwülen Sommertagen, aus der man den Blick in den reizenden Park vor sich genießt. Links an diesen Raum stößt eine Grotte. In dieser ist ein künstlicher Wasserfall und ein neckisches Spritzwerk, welches dem sinnig Beschauenden plötzlich durch hunderte von kleinen Springquellen eine Douche von unten gibt; rechts eine andere Grotte, ein kleines Bergwerk darstellend. Der Fürst führte uns jetzt hinaus in den geschmackvoll angelegten Park und auf dem Rückwege erfreute uns der Anblick des, von Innen und Außen mit königlicher Pracht ausgestatteten, grandiosen Schlosses. Die englischen Anlagen haben ebenfalls, wie so vieles Andere, dem jetzt regierenden Herrn schöne und ausgedehnte Erweiterungen zu danken, von denen im Detail zu reden, ich mir versagen muß. Sie sind wirklich höchst graziös. Das Originellste ist ein Theil aus früherer Zeit, im französischen Style angelegt, die Colloredo-Galerie genannt, und sie ist die erste Anlage dieser Art, welcher ich unbedingten Beifall zollen mußte. Der beschränkte Raum, den sie umfaßt, gereicht ihr dabei sehr zum Vortheil.

Weiter besahen wir den vom Schlosse abgelegenen Wirthschaftshof. Wie allenthalben offenbart sich auch hier der einsichtsvolle, uneigennützige Geist des Fürsten in zweckmäßigen Umgestaltungen, überall Wohlwollen für seine Zeitgenossen und Nachfolger verrathend. Es geht dieses herab bis auf das Pensionswesen der Knechte und Mägde. Von den mannigfaltigen Sehenswürdigkeiten des Schloßgartens nur Weniges. Das Merkwürdigste ist eine imposante,

offene Galerie, zum Promeniren bei schlechtem Wetter bestimmt, wie sie wohl kaum ein anderer fürstlicher Garten aufzuweisen hat. Ihre Länge beträgt 125 Klafter, ihre Tiefe 18 Fuß, die Wölbung, wie Alles, auf das Sauberste gewelst. Sie wird von 12 Fuß starken, viereckigen Pfeilern getragen, 44 Bögen bildend. An jeder Seite eines solchen Pfeilers steht ein Orangenbaum. Die Capitäle sind mit einer Büste, Personen aus der griechischen und römischen Mythologie und Geschichte darstellend, geschmückt. Dem Eingang zwischen je zwei Pfeilern gegenüber befinden sich Nischen in der Wand, Statuen aus den angedeuteten Gebieten enthaltend und in Abwechslung mit ihnen sieht man pyramidenförmige Blumengestelle, in der Gesammtzahl mit 2300 Topfgewächsen aller Art decorirt. Man muß die Seitenansicht selbst gesehen haben, um den Eindruck eines, in seiner Art majestätischen Schauspiels beurtheilen zu können. Auch dieses Werk ist durch Maximilian Joseph dem Verfall entrissen. Die Orangerie zählt 428 Bäume, von denen manche 600 bis 700 Jahre alt sind und fast nur noch Splint und Rinde aufzuweisen haben. Wie in Eisgrub, zielt man hier ebenfalls auf vorherrschende Fruchtproduction zur Versorgung der fürstlichen Hausconditorei mit Orangeneis und andern Confitüren. Die Feigen, die wir hier genossen, waren ausgezeichnet.

Gegen zwei Uhr Nachmittags fuhren wir nach dem Schlosse zurück, und in einer glänzenden Gesellschaft aus Olmütz und Kremsier labte uns in dem grandiosen, bisher noch nicht betretenen Speisesaale ein fürstliches Diner par excellence. Die Gnade des Erzbischofs ging so weit, daß er diesen Tag wie sein Geburtsfest feierte und unter Anderem zur Tafelmusik das ganze Chor eines in Olmütz garnisonirenden Regimentes hatte kommen lassen.

Der Rest des Tages wurde zu einer Ausflucht nach Prawtschitz verwendet, einer, zum Erzbisthum gehörigen und in cameralistischer Hinsicht interessanten Besitzung. Abends wieder Tafel bei Musik in dem herrlich erleuchteten Saale. Nach dem Souper hörten wir mit Interesse einem landwirthschaftlich-statistischen Vortrag des Hrn. Wirthschaftsrathes von Rittersfeld über das Erzbisthum zu.

Die sechste Stunde am Morgen des 30. sah uns in dem Wagen: denn heute hatten wir unter Anführung des Fürsten eine weite Reise von 10 Meilen vor. Es ging nach den, zum Erzbisthum gehörigen Herrschaften Hochwald und Friedland, an der Gränze Mährens und österreichisch Schlesiens gelegen. Mitten durch die Hanna ziehend und über dieselbe weit hinaus, ging es über die Städte Prerau, Leipnick, Weißkirchen und Freiberg in die Vorhöhen der Karpathen hinein. Leipnick ausgenommen, sind diese Orte alle sehr belebt und von jener Bauart, die ich oben schilderte. Jemehr wir nach Osten kamen, desto stärker trat das polnische Element in der Bevölkerung, besonders bei starker Vermischung mit Israeliten (?) hervor. Allenthalben, wo wir durchfuhren, belebten sich die Straßen mit Neugierigen. Es wurde dem Erzbischof zu Ehren mit den Glocken geläutet und die auf dem Felde arbeitenden Bauern fielen auf die Kniee nieder, aus der Ferne den priesterlichen Segen zu empfangen. Zwischen Weißkirchen und Freiberg passirten wir die Ritterburgen Alt- und Neu-Titschein, erstere, wenn ich nicht irre, dem Grafen von Dietrichstein, letztere einem Grafen von Seilern gehörig, der die Ruine an einen Juden verkauft hat, von welchem die Steine theils zu einer, am Fuße des Berges schon stehenden Branntweinbrennerei verwendet, theils zum Bau der Chaussee verkauft werden. Ein großer Theil der Burg steht zwar noch, aber nur auf Galgenfrist. Oben auf einer Höhe angelangt, sahen wir in die Thäler zwischen den Bergen hinab, weit in Mähren und beide Schlesien hinein. Die Quellen der Oder waren nur wenige Stunden entfernt; Ritterburgen krönten romantisch mehrere Gipfel. Leider war uns der herrliche Himmel des gestrigen Tages nicht gefolgt, sondern ein rauher Wind, von Regen begleitet, verhüllte einen großen Theil der Gegend und nöthigte uns, die Kutschen aufzuschlagen. Eine starke halbe Meile hinter Freiberg bogen wir von der Straße nach Süden zu ab und langten bald darauf in Hochwald an.

Von dem Schlosse oben auf dem Berge später. Am Fuße liegt ein Dorf, größtentheils von herrschaftlichen Beamten bewohnt. Wir wurden im Hauptgebäude untergebracht und hatten auch hier die Ehre, mit Sr. hochfürstlichen Gnaden unter einem Dache zu schlafen. Der Rest des Tages war theils der nur zu guten Leibesstärkung, den Sehenswürdigkeiten, der Oekonomie und gemeinschaftlicher Unterhaltung gewidmet. Der Fürst bat Hrn. Oberforstrath König aus Eisenach, eine, von ihm mit dem größten Beifall in der Versammlung zu Brünn, über die Erhaltung der Bäume und Wälder in Deutschland, vorgetragene Abhandlung zu wiederholen. Es war uns Allen sehr willkommen.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Spanien.]

In Madrid wollen die Studenten der Medicin den Staat curiren; sie haben die Republik proclamirt. Allerdings nur im Straßengeschrei. Andere erzählen, sie hätten bloß ihren strengen Professoren ein Pereat gebracht. Merkwürdig bleibt das revolutionaire Element in den spanischen Medicinern. Nach der Restauration Ferdinands VII. 1814 und 1823 wurde auf Antrieb des Clerus allen Doctoren der Medicin, weil sie meist liberal waren, die Praxis verboten. An ihre Stelle kamen unstudirte Chirurgen, Bader; die Kranken mußten sich für Thron und Altar opfern. — Espartero trägt wieder das Hütchen à la Napoleon und zieht seine Truppen um Madrid zusammen. Der Infant Francisco de Paula in Paris will die Vormundschaft über die Unschuld Isabellens; Louis Philipp soll ihm dazu verhelfen, möchte gern und wagt noch nicht.... In Bourges rühren sich die Doncarlisten. Das Frühjahr bringt hoffentlich neue Fragen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 46. — den 5. März 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gewagtes Spiel.

(Fortsetzung.)

Die Gräfin Schönheim hat ein reizendes Nichtchen bei sich, wenn anders eine Verwandtschaft möglich ist zwischen zwei so unähnlichen Personen. Ich traf Beide schon einmal auf freiem Felde bivouakirend und allerhand Kurzweil treibend, die ein anderer Mensch in seinen vier Pfählen vornimmt. Die Alte mag sein wie sie will, die schöne Eugenie hat meinen ganzen Beifall, und könnte mir fast gefährlich werden. Frage mich nicht mit gewohnter Ironie, ob mein Herz zum ersten Male rascher schlägt beim Anblick einer lieblichen Erscheinung. Ich weiß, daß ich meinen Geschmack zu bilden strebte und durch die Schule der Erfahrung ging, doch diese naive Unschuld, dieser natürliche Verstand, dieser treffende Witz, die kindliche Freude über Dinge, die unsere verwöhnten Modepuppen kaum beachten, zeigen von einem unverdorbenen Herzen. Sie ist auf dem Lande erzogen, in einfachen Umgebungen, und hat doch ihren Geist wie ihr Gemüth so vielseitig gebildet, wie manche junge Dame es in den mir so verhaßten Pensionen nicht that. Dabei spricht sie über Landwirthschaft wie ein Verwalter, praktisch und erfahren, und gewinnt in meinen Augen täglich mehr.

Graf Aburg, Dein Reisegefährte, ist auch hier, sucht Elisen fleißig auf, und ist oft recht liebenswürdig bei ihr, liest, wenn auch unter fremdem Namen, seine Geistesproducte vor, und bat mich, ihn nicht an die Damen zu verrathen, da er einmal ganz unbefangene Urtheile zu hören wünsche. Beide denken nicht daran, sich zu verheirathen, doch halte ich Elisen für die passendste Frau, die er wählen könnte, da sie bei allen geistigen Vorzügen auch die Annehmlichkeiten des häuslichen Lebens so geräuschlos zu verschaffen, zu ordnen versteht, daß man dort sich immer wohl fühlt.

Ich traf hier noch ein Paar alte Bekannte, die beiden Landeck's, mit denen ich mich immer gern unterhalte. Sie verstehen und beantworten einen guten Witz, zieren sich nicht mit Jungthuerei, wie Andere ihres Alters, die Welt denkt nicht gleich aus Heirathen, wenn man ein Stündchen mehr mit ihnen als mit Andern verplaudert. Ich reize sie manchmal zum komischen Zorn, wenn ich gegen ihre gelehrte Vaterstadt zu Felde ziehe, die für Fremde recht wenig Sehenswürdiges hat, da Alles, wonach ich fragte, und was die Mühe lohnen sollte, nicht gezeigt wurde, als ich vor Kurzem dort ein paar Tage zuzubringen gedachte, doch an einem Tage völlig genug hatte. Die kleine, lebendige Cäcilie, ganz Feuer und Flamme, wollte mir damals einige Bilder erklären, und verlangte in einem Anfluge von Zerstreutheit, daß ich die Raphael'sche Madonna für das wohlgetroffene Bild ihres Großvaters halten solle, eine Verwechslung, die sie so oft anhören muß, als ich sie sehe.

Du wirst aus Allem, was ich Dir über meinen hiesigen Aufenthalt schrieb, leicht sehen, daß ich nicht sehr zu beklagen bin, daß ich der Verbündeten Viele

fand, die mit mir gegen die Langeweile zu Felde ziehen. Pflege Deine Lorbeerbäume zur Siegerkrone für

Deinen Ottokar.

Eugenie an Adelheid.

Ich glaube, es ist noch schwerer, meine gute Adelheid, an Dingen Theil zu nehmen, gegen die sich unser Inneres sträubt, als etwas zu entbehren, was man sehnlich wünscht. Recht peinlich setzt mich oft der Gräfin jugendliches Wesen in Verlegenheit; ich denke zuweilen, wir hätten die Rollen ausgetauscht, ich sei die ältere, wenn ich sie so in leichtfertiger Anmuth im Gespräch mit Herren, bald diese mit dem Fächer schlagen, bald ihre Dienste für die Hunde in Anspruch nehmen sehe, oder sie mit der Erzählung irgend eines Geniestreiches aus ihrer Jugend paradiren höre! Ja, es gibt Manches zu ertragen, was je schwerer wird, je mehr es uns in den Augen solcher demüthigt, auf deren Meinung wir etwas halten. Nur gegen Dich schütte ich mein Herz aus, theure Freundin, denn nie werde ich die spöttelnden Anmerkungen Anderer über sie in meiner Gegenwart dulden, wenn auch dieselben Grund genug haben. Wie oft wird sie zum Spott der Dienerschaft, wenn sie in Gesellschaft über die gebotenen Erfrischungen mit ungestümer Hast herfällt, und sich versorgt, als wolle sie drei Tage davon leben, oder sie tadelt auch wohl gegen diese Alles, was ihr nicht gefällt, und gibt Veränderungen im Hauswesen an.

Vor einigen Tagen waren wir vom ....schen Gesandten zum Ball gebeten. Da dachte ich schon zuvor mit Herzklopfen an alle ängstliche Scenen, welche dabei vorkommen konnten, und war froh, eine derselben zu Hause abgethan zu sehen, die nur mich und meine Toilette betraf. Einfachheit ist ein Wort, das nicht in ihrem Wörterbuche steht, weshalb ihr mein bescheidener Anzug immer ein Dorn im Auge ist, zu diesem Ball sollte ich aus besonderen Rücksichten so prächtig als möglich ausgestattet werden, und durchaus einen ihrer antediluvianischen Toques aufsetzen. Mein Sträuben dagegen half nichts, sie wiederholte mir die Versicherung, daß sie dieselbe in ihrer Jugend mit Glück getragen habe. Ruhig ließ ich mir den auffallenden Kopfputz zu rechte rücken, und als sie selbst zur Toilette eilte, vertauschte ich denselben gegen eine einfache Rose, wohl wissend, daß sie den Wechsel nicht eher bemerken konnte, als bis es zu spät sei. Ich hörte denn das alte Lied, daß ich meinen Vortheil nicht verstehe, und dachte mein Theil.

Ich war recht froh, als ich sie fest am Spieltische sitzen sah, da konnte sie doch nur drei Personen mit ihren wunderlichen Complimenten beleidigen, doch da diese Drei zufällig nicht nach ihrem Sinn gewählt waren, das Glück ihr nicht günstig schien, so fing sie an sich durch Gesichterschneiden schadlos zu halten, was bei ihr immer ein Zeichen von übler Laune ist. Ich hörte, daß sie einem vorübergehenden Diener zurief, er solle dafür sorgen, daß man endlich ein Souper zu sehen bekomme, ihr Wagen sei um 11 Uhr bestellt, und könne so wenig warten, wie sie halb verhungert fortgehen.

Ich für meinen Theil finde wenig Freude daran, mich in dem fremden Cirkel zu bewegen. Selbst das Tanzen hat keinen Reiz für mich; man ist so artig, sich gegenseitig einzureden, es sei ein Vergnügen, doch in so heißen Sommertagen, im vollgedrängten, engen Raume, ist's oft nur Ehrensache. Man sieht manchmal die drohende Pistole nicht, die unsern armen Tänzern vorgehalten wird, hier kommt ein Chef mit vier erwachsenen Töchtern, dort die fürsprechende Nichte eines Vormundes, oder die vergessene Schwester eines Freundes, alle wollen berücksichtigt sein, und ertödten die Lust zu freier Wahl. Ich habe nicht umsonst zwei erwachsene Brüder zu Hause, die mich mit solchen Mittheilungen zu belustigen suchen, Du siehst, ich bin au fait.

Graf Stein hat mir in seinem Amtseifer schon die ganze tanzende Jugend vorgestellt, doch wollte ich auch die Crème der verschiedenartigen Unterhaltung abschöpfen, so wöge sie bei mir noch nicht eins der interessanten Gespräche auf, die täglich an Elisens Theetisch geführt werden. Es ist unerhört, daß eben jetzt die Gräfin so viel Verlangen nach der großen Welt hegt und unermüdlich weiter nach dem einen Ziele strebt, der Königin von ..... ihre Huldigung zu bringen. Die einzige Dame, die ihr dazu verhelfen könnte, die alte Gräfin Golda, lebt still und eingezogen nur für ihre Gesundheit hier, und will die handgreiflichen Winke der Tante Schönheim nicht verstehen, da sie die frühere Hofcarrière längst verlassen hat und ihre Mittel nicht genügen, um in dem dazu erforderlichen Glanze zu erscheinen.

Ich kann Dir nicht sagen, mit welcher Freude wir Sodens Kräfte täglich zunehmen sehen, er sucht uns öfters jetzt in unserer Behausung auf, versorgt die Gräfin mit Büchern aller Art, spielt auch zuweilen eine Partie Ecarté mit ihr, die er nie gewinnt, obgleich ich nicht begreifen kann, weshalb, da sie von Jedermann für eine mittelmäßige Spielerin gehalten wird. Frei-

lich scheint er mir nicht immer bei der Sache, richtet auch zuweilen seine Rede während der Partie an mich, und erbot sich gestern, mir Anweisungen zum Spiel zu ertheilen, was ich als Scherz verwarf, die Tante aber begierig auffaßte, theils weil es ihr nützen könne, theils weil sie wisse, welche Freude ich Stein durch diese Fertigkeit bereiten würde. Ich mag sagen, was ich will, sie hört nicht auf meine wiederholte Weigerung, je die Seine zu werden, und setzt mich peinlich in Verlegenheit, indem sie solche Gespräche im Beisein eines Dritten führt. Was muß Soden von mir denken, daß ich die zartesten Verhältnisse des Lebens in meiner Gegenwart so schonungslos besprechen lasse! Jeder Antrag, er mag verworfen oder angenommen werden, ist eine ehrende Auszeichnung für ein junges Mädchen, da sie vor vielen Andern erwählt wird, das Glück eines zweiten Herzens zu gründen und zu theilen, fühlt man sich aber diesem Vorzuge nicht gewachsen, oder nicht geneigt, so darf auch nie die Lippe zum Verräther an den heiligsten Gefühlen Anderer werden; der leiseste Hauch trübt schon die scheinbar harte, kalte Fläche des glänzenden Stahles, und läßt einen Schatten zurück, der sich tief und bleibend einprägt. Leider vermag ich nie, mich in solchen Augenblicken der Erregtheit und der Kränkung so auszusprechen, wie es sich geziemt, um jeden neuen Versuch der Art unmöglich zu machen, und so muß ich wiederholt erwähnen hören, was längst zwischen dem Grafen Stein und mir abgemacht ist, und durch mich nie zu den Ohren der Tante Schönheim gekommen wäre.

Baron Soden denkt dabei, was er will, nennt mich zuweilen scherzhaft, Gräfin Kieselherz, und verliert dadurch bei der Nichte, was er bei der Tante gewinnt.

Er soll sich bei der Familie Lenz ganz glücklich fühlen, dort heißt man freilich jedes Wort gut, was er spricht. Wie langweilig für einen Mann von Geist. Bei ihnen darf er sich gehen lassen, bequemen Gewohnheiten folgen, die immer beachtete Hauptperson sein, was die Männer alle, auch die besten, jeder Art von Gêne vorziehen. — Vielleicht gefällt ihm diese Pflege so, daß er nicht glaubt, sie entbehren zu können; er soll ganz unabhängig sein, und mag die besorgte Pflegerin nur zur Gattin wählen; er kann der Zustimmung der Mutter wie der Tochter gewiß sein.

Ach! so ein Badeleben erschließt eine eigene Welt in unserer Brust! Man sucht so viele Interessen zu vereinigen, lernt die verschiedensten Charaktere kennen, erhält von jedem die Quintessenz seines Lebens, trifft oft leeren Schaum, noch öfter bittere Hefe, wenn man den süßen Trank bis auf den Boden leeren will.

Wie sehne ich mich nach der heimathlichen Ruhe, dort werden sie bekämpft, die streitenden Gefühle meines Herzens, nichts stört daheim den Frieden meiner Seele!

Doch wer beachtet wohl die stillen Wünsche Deiner

Eugenie!

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Brünn. (Beschluß.)

[Hüttenwerke; Naturschönheiten in den Karpathen.]

Den folgenden Morgen brachen wir nach Friedland und seinen Hüttenwerken auf. Das Wetter war wieder etwas freundlicher geworden und immer mehr rückten wir in die bedeutenderen Höhen der Karpathen hinein. Friedland selbst liegt am Fuße dreier beträchtlicher Gipfel, hart an der, Mähren und das österreichische Schlesien scheidenden Gränze, welche die reißende Ostrowiza bildet. Die Lissa Gora in dieser, der Knichina und der Smerk in jener Provinz, sind sämmtlich über 3500 Fuß hoch. Mit ernster Würde schienen sie auf das Pochen und Hämmern, Rasseln, Blasen und Zischen, das Rennen und Laufen der Arbeiter, sowie der, des Erzbischofs wegen herbeigelaufenen, Menge hinabzublicken. Wir indessen ließen uns durch das Gewirre nicht stören, Alles mit Muße in Augenschein zu nehmen, was auf dem Felde einer emsigen, nach Benutzung aller neuen Vortheile der Technik strebenden Industrie sich uns darbot. Die Maximilian-Joseph-Hütte enthält in einem, vom regierenden Herrn neu errichteten Gebäude, ein Walzwerk; Maria Ferdinand dagegen verbindet mit zwei Hochöfen ein Drechslerwerk, eine Modellkammer, eine Gelb- und Eisengießerei, eine Werkzeug- und Maschinenbauwerkstatt, dann eine in Anlage begriffene, bereits unter Dach stehende Dampfkesselfabrik, endlich eine große Meierei, die zugleich auf Bleizuckergewinnung benutzt wird. Die Gießerei hat außer manchen andern Monumenten u. s. w., auch die kolossale Büste des verstorbenen Erzherzog-Erzbischofs Rudolph zu Ischl geliefert, dort von Maximilian Joseph aufgerichtet. Des Letztern edler Sinn für Begründung und Verbesserung nützlicher Anlagen bewährt sich hier wieder durch die freigebigsten Aufopferungen auf jedem Schritte. Dabei weiß er mit seiner scharfen Menschenkenntniß die Leute wohl auszuwählen, denen er sein Vertrauen schenken darf und so hat denn auch der Bergrath, Hr. Kleinpeter, ziemlich unbeschränkte Vollmacht, Alles ihm nothwendig Scheinende anzuordnen und auszuführen.

Nach der Tafel fuhren wir zwischen jenen Bergen hindurch, das rauhe Thal der Ostrowiza bis eine halbe Stunde von der ungarischen Grenze entlang. Steile, bald wohlbewaldete, bald kahle Bergwände stehen zu beiden Seiten, nur hier und da kümmerlichen Lohn gewährendem Anbaue, oder

schmalen Wiesen einigen Raum lassend, ausgestattet mit dürftiger, krüppelhafter Vegetation der Hochgebirgssphären, unter deren Erzeugnissen uns eine Species von Aristolochia L. und Colchicum autumnale R. B., ich möchte sagen, dämonisch verfolgten. Es war ein höchst gemeinsinniger Entschluß des verstorbenen Erzbischofs Rudolph, welcher ihn bestimmte, durch dieses unwirthsame Thal, auf seine Kosten eine Kunststraße, zur Erleichterung des Verkehres mit dem benachbarten Ungarn zu führen. Sein heutiger Nachfolger vollendete sie und setzte dem Vorgänger in der Nähe der Gränze ein gußeisernes Denkmal.

Ganz harmonisch mit der wild pittoresken Natur erschienen uns die in leichte Tracht gehüllten, kräftigen gallizischen Viehtreiber, mit ihren gebräunten, schnurrbärtigen, schußfesten Gesichtern, welche in lustigem Gesang die Straße ziehend, das Echo der Berge zum Wettkampfe herauszufordern schienen. Erst bei einbrechender Nacht kehrten wir um. Als wir uns nun Friedland wieder näherten, erschien uns die Gegend von räthselhaften Flammen erleuchtet. Einige schienen an der Stelle festgebannt, andere hastig hierhin und dorthin zu eilen, manche klein, manche von Furcht erregendem Umfange. Es waren die Flammen, welche zuweilen aus den Essen hervorschossen und der Wiederschein der feurigen Fluthen, welche, da man in einem Guß begriffen war, aus den glühenden Schlünden herausgeschöpft und umhergetragen wurden. In Hochwald erwartete uns ein ähnliches groteskes Schauspiel. Hr. von Rittersfeld, welcher dort geblieben war, hatte eine Illumination des Dorfes und des Schloßberges veranstaltet. Der Berg bildet einen Theil des, von Hirschen und Rehen sehr belebten Wildparkes, welcher hier durch eine, mit einem Thorwege versehene, Mauer umschlossen ist. In diesem flimmerte in hundert Lichtern ein, aus Latten geformtes, großes MI, während in der halben Höhe des Berges auf einem Ruheplatze das Feuer eines Altars leuchtete. Auf dem Gipfel endlich loderte hell ein großer Holzstoß, von zahlreichen, brennende Besen schwingenden, Knaben in magischem Reigen umtanzt. Das begeisterte Vivatrufen der Bewohner ward von einem halben Dutzend Böller lustig accommagnirt.

Ehe wir am folgenden Morgen die Rückreise antraten, bestiegen wir, unser rüstiger Erzbischof, wie immer, an der Spitze, den nicht sehr hohen Berg, und besahen von heiterem Himmel wieder begünstigt, das Schloß und die herrliche Aussicht. Ersteres trägt die Spuren verschiedener Befestigungsarten und war vor etwa hundert Jahren noch in völlig bewohnbarem Stande. Es diente den fürstlichen Beamten zur Behausung und diese, des beschwerlichen Bergauf- und Bergabsteigens müde, sollen es damals angezündet haben. Unser erhabener Wirth hat die Absicht, den Wildpark in großartige Anlagen umzugestalten und dicht über dem Fuße einer gegenüberliegenden Höhe ein neues Schloß aufzuführen. Die Aussicht in das, sich vor unsern Blicken weit ausbreitende, Mähren und Schlesien war herrlich und die, in der Nähe liegenden, der Pflege des Hrn. Forstraths Eltz anvertrauten, Waldungen in wahrhaft üppigem Zustande; eine Augenweide für unsere forstmännischen Geführten.

Um 9 Uhr fuhren wir von Hochwald ab, und fuhren bald darauf an einem, ebenfalls zu den Schöpfungen Maximilian Joseph's gehörigen, geschmackvoll in einem weiten Halbkreis angelegten und den Namen seines Gründers tragenden, Wirthschaftshofe vorüber, wie herwärts reisend, nach dem gastlichen Schlosse zu Kremsier zurück. Es war Freitag und an der erzbischöflichen Tafel erwartete uns ein Mahl aus lauter Fastenspeisen bereitet, nichts weniger aber als auf Darben berechnet. Ich muß hier noch einen liebenswürdigen Zug unseres freundlichen Wirthes erwähnen. Das Dessert bringt stets der ausgezeichnetsten Confituren die Menge. Um den Gästen ein gutes Beispiel zu geben, steckt der Fürst jedesmal Einiges davon ein und Jeder thut sich dann nach Gefallen ein Genüge.

Den Rest des Abends verweilten wir noch, gemeinsame Unterhaltung pflegend, durch einen poetischen Vortrag des Hrn. v. Bujanovics über die Zukunft landwirthschaftlicher und der Culturzustände im Allgemeinen gewürzt, und wurden dann von unserem huldreichen Wirthe mit den herzlichsten Wünschen für unser ferneres Wohl entlassen. Erst in Brünn, wohin uns die fürstlichen Equipagen zurückbrachten, konnten wir schriftlich die Worte finden, um für so viel Huld zu danken. Dr. Victor Jacobi.

Notizen.

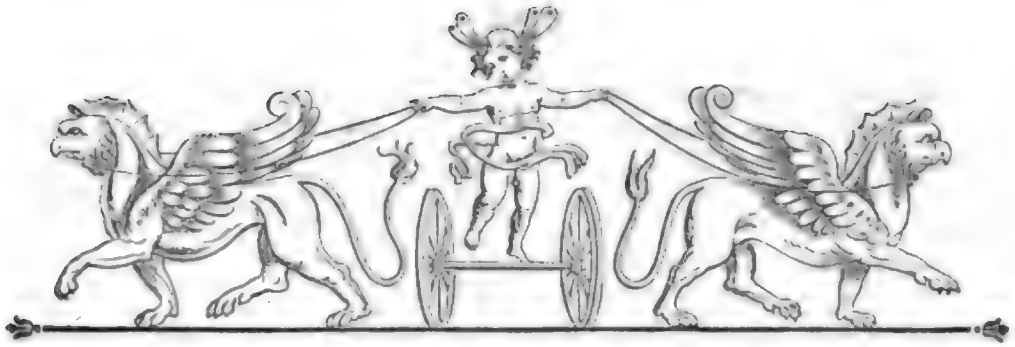
[Dickens und das deutsche Publicum.]

Wir haben einen Brief von Charles Dickens (Boz) an den Uebersetzer der „Wanduhr", E. A. Moriarty, gelesen. Boz ist ungemein erfreut über die beifällige Aufnahme seiner Schriften in Deutschland, und versichert, daß ihn dies eben so dankbar stimme und zu weiteren Anstrengungen aufmuntere, wie die Liebe seiner eigenen Landsleute. Er sei von Sympathie und Bewunderung für die Geister der „großen deutschen Nation" erfüllt und im Begriff, auch ihre Sprache und Literatur kennen zu lernen. Jener Privatbrief athmet dieselbe anspruchslose Güte und witzige Naivetät, wie Alles, was von Boz's Feder kommt; er schreibt eine kernige und gefällige Handschrift — Wir werden nächstens Gelegenheit haben, auch ein Wort Carlyle's über die neuesten Burns-Uebersetzungen aus ähnlicher Quelle mitzutheilen.

[Das befreite Jerusalem.]

England bewirbt sich bei der Pforte um Syrien und Palästina, um daraus eine christliche Kolonie zu machen. Die französische Glaubenspropaganda machinirt dagegen. Ein Deutscher will bei diesem friedlichen Kreuzzug seiner Nation den Vorrang vindiciren. Man solle einen Prinzen von Coburg, wie einst Gottfried von Bouillon, als König nach Jerusalem setzen, eine Universität gründen, mit Professoren wie Humboldt, Schlegel und Görres. Es würden sich noch andere Zionswächter melden.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 47. — den 6. März 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Dya-Na-Sore.

Herr Dr. von Feuchtersleben in Wien erwirbt sich das Verdienst, uns das merkwürdige Buch Dya-Na-Sore in einer neuen, angenehmen Ausgabe darzubieten. Hierfür muß ihm besonders das jüngere Geschlecht wahrhaft dankbar sein, welches gewöhnlich der Gelegenheit allzu lange, und sehr zu seinem Schaden, entbehrt, mit solchen Erscheinungen unserer nächsten Vorzeit sich bekannt zu machen, bei denen keine allgemeine Verbreitung mehr vorauszusetzen ist, deren Geist und Gehalt aber tief in ihr Zeitalter eingewirkt hat, und sich ungenannt in unserem eigenen Lebensgewebe vorfindet. Die Wirkung des genannten Buches war zu seiner Zeit außerordentlich, und fiel mit den ersten mächtigen Eindrücken der französischen Revolution zusammen; die erste Auflage, in Wien 1787 gedruckt, ging dem großen Ereignisse sogar voran, die zweite, im Anfange der neunziger Jahre, fiel in den vollen Entwickelungsgang der neuen Dinge, und die Beziehung des Buches zu den politisch-nationalen Verhältnissen erschien so bedeutend und zugleich so bedenklich, daß das Buch in Wien selbst, wo es gedruckt worden, verboten wurde. Gerade im Gegentheil, zu Tausenden von Exemplaren hätte die Behörde das Buch drucken lassen und austheilen sollen, denn gerade diese Gesinnungen, welche darin athmeten, waren die echten, vaterländisch heilsamen, die allein fähigen, den Staat zu kräftigen, zu bewahren. Man hat dies später wohl eingesehen, und an der Spitze der glorreichsten Volkserhebung, welche Oesterreich gezeigt hat, der vom Jahre 1809, standen eben diese Gesinnungen, und man kann wohl sagen, daß sie in vielen Männern jener Zeit recht eigentlich durch jenes Buch genährt waren, so wie im nördlichen Deutschland Jahn den ersten Keim seines volksthümlichen Thun und Treibens aus jenem Buche geschöpft zu haben bekennt. Das Buch selbst war in den Jahren 1809 und 1813 großentheils vergessen, sein Verfasser jedoch in beiden Epochen seinem Sinne gemäß thätig und wirksam, wiewohl als Verfasser jenes Buches nur Wenigen bekannt. Er war nie mit seiner Autorschaft recht hervorgetreten; die Form des Buches, das sich als eine Uebersetzung aus dem Sanskrit gab, der ganz gewöhnlich klingende Name des Verfassers, und die auf das eine Buch beschränkte Autorschaft, alles trug dazu bei, den Namen in Dunkel zu halten. Meyern war hiermit wohlzufrieden. Sein ganzes Leben war eine Selbstverläugnung; er wollte, daß das Rechte, das Große und Schöne gethan würde, er trachtete aus allen Kräften, dazu mitzuwirken, dabei Hand anzulegen, allein ihm genügte das Werk, und das Bewußtsein des Antheils, den er daran genommen, er verschmähte, dafür genannt oder gerühmt zu werden. Ein Brief von ihm, den der neue Herausgeber dem Buche sehr glücklich als Vorwort hat vorandrucken lassen, spricht sich über das Verhältniß des Schriftstellers in diesem Betreff so eigenthümlich als bedeutend aus.

Herr von Feuchtersleben hat nur wenige eigene Worte hinzugefügt, um die neue Ausgabe zu rechtferti-

gen; dieſe wenigen Worte beweiſen genugſam, daß er berufen und würdig iſt, dieſer Sache vorzuſtehen. Er hat mit ein paar Strichen das ganze Verhältniß Meyern's zur deutſchen Literatur meiſterhaft angedeutet; ſeiner fruchtbaren Bemerkung über die Macht und Wirkung ſolcher ſittlich hohen und geiſtig begabten Naturen, die nur zufällig zu Schriftſtellern geworden, ſolcher einſamen, für ſich allein, ohne unmittelbaren Zuſammenhang mit der übrigen literariſchen Welt hervortretenden, und in das Leben eingreifenden, reinen und redlichen Liebhaber des Wahren und Tüchtigen, ſtimmen wir unbedingt bei. Der Herausgeber kennt den Werth ſeines Autors aus gründlicher, ſcharfer und gerechter Würdigung. Indem er das Werk deſſelben unter dem Geſichtspuncte einer geiſtigen That zu den höchſten und beſten Darbietungen rechnet, iſt er klarſehend und aufrichtig genug, den Werth des äſthetiſchen Erzeugniſſes nur gering anzuſchlagen. Doch gerade unſere Zeit hat gar ſehr die Neigung, über der Abſicht und dem Gehalte eines Buches den Kunſtwerth deſſelben zum Theil zu vergeſſen, und mit Recht, ſofern man nur nicht eines für das Andere ausgeben will. Wir ſtehen in der That denjenigen Richtungen, welche in Dya-Na-Sore ausgedrückt ſind, wieder um Vieles näher, als vor zwanzig und dreißig Jahren, und mehr als je hat ſich das politiſche Bedürfniß in die Poeſie gezogen, ſucht im Ausdrucke begeiſterter Empfindungen einen Erſatz für verſagte Wirklichkeit, und der Gefühlſchwall, der in Dya-Na-Sore die Gedankenfülle trägt, hat auch in unſerer Zeit das Glück mancher Bücher gemacht. Gebilde verwandter Art, wie Hölderlin's herrlicher Hyperion, Heinſe's Ardinghello, haben neue Auflagen erlebt; lauter gute Zeichen für Dya-Na-Sore! —

Der Herausgeber iſt aber um noch eine Bemühung anzugehen, durch welche er ſein Verdienſt würdig abzuſchließen hätte, falls ihn nicht etwa örtliche Verhältniſſe daran hindern. Wir wünſchen nämlich die von ihm veranſtaltete neue Herausgabe durch einen Nachtrag verſtärkt zu ſehen, der über den Verfaſſer, ſeine merkwürdigen Lebensumſtände, ſeinen Charakter und ſeine ſonſtigen Arbeiten, nähere Auskunft gäbe; über alles dieſes wäre ſehr, ſehr viel zu ſagen, und die Hülfsmittel dazu müßten ſich in Wien mehr als anderswo darbieten. Ein wichtiger Beitrag hiefür iſt der Abriß in den bei Brockhaus in Leipzig erſchienenen „Zeitgenoſſen"; hier iſt eine mit Meyern befreundete und mit ſeinem Weſen wohlvertraute Hand ſichtbar, aber es bleibt noch viel hinzuzufügen, Vieles weiter auszuführen. Wo ſonſt von Meyern in Schriften die Rede iſt, das wäre nachzuſehen, im Auszuge mitzutheilen, in ein Geſammtbild zu faſſen. Jahn z. B. erwähnt ſeiner in den „Denkniſſen von Schöppach" mit begeiſterter Verehrung. Auch Gneiſenau's Jugend hat ſich an Dya-Na-Sore erfreut und begeiſtert; auch er war, wie Meyern, aus Franken, auch er hatte frühzeitig, wie Meyern, in dem Kriegsweſen vor allem das Vaterland zum Augenmerk. Die Briefe von Meyern, welche Dr. Mundt im „Literariſchen Zodiakus" mitgetheilt hat, dürften nicht zurückbleiben; ſie ſind tief und ergreifend durch Inhalt und Form, genial in Unzufriedenheit und Manneskluge wie nur die ſchönſten Gedichte von Byron. Vielleicht wären ſolcher Briefe noch mehrere aufzufinden. Schließlich müßte ein ausreichender Bericht über die Verſchiedenheit der früheren Ausgaben beigefügt werden, etwa mit Proben der Abweichungen, denn dieſe ſind ſehr bedeutend, und oft möchten wir der ſpätern Arbeit die erſte vorziehen.

Ob nun Herr von Feuchtersleben unſere Wünſche berückſichtigen wolle und dürfe, oder deren Erfüllung einem Andern überlaſſe, — immer haben wir ihm dafür beſtens zu danken, daß er uns einen Autor wieder zuführt, den wir zu lange vernachläſſigt haben, der jedenfalls zu den edelſten und ausgezeichnetſten Ausgeburten des deutſchen Vaterlandsgeiſtes im vorigen Jahrhundert gehört, und an deſſen rührendem Bilde noch weithinaus mancher edle deutſche Sinn ſich erheben und ſtärken wird. —

***

Gewagtes Spiel.

(Fortſetzung.)

Baron Soden an Herrn von Funk.

Freund, Du machſt Deinem Scharfſinn wenig Ehre, wenn Du mich für ge- und befangen, wohl gar für ſentimental hältſt! Ich müßte nicht Jahre lang mit Dir gelebt haben, wenn ich nicht täglich in das Feuer zweier ſchöner Augen blicken könnte, ohne mir die Flügel zu verbrennen, die mein ſchwerfälliger Menſch jetzt weiter braucht. Du ſiehſt in mir den reinen, unparteiiſchen Beobachter, den Recenſenten, wenn Du willſt, der die verſchiedenen Intereſſen muſtert, hin und wieder Oel ins Feuer gießt, oder die ſtürmenden Wellen damit beruhigt. Meine verehrte Hausgenoſſin ſucht mir, vermöge der Dankbarkeit, die ſie durch tauſend kleine Dienſte und Gefälligkeiten in mir zu wecken wünſcht, ſo eine feine Schlinge nach der andern über den Kopf zu werfen, bis das Netz fertig und der Gimpel gefangen iſt. Ich laſſe

sie ziehen und ziehen, und denkt sie, es sei fest, dann beiß' ich mich durch. — Es ist doch Schade um die hübsche Frau, daß ein Hang zur Intrigue sie so blind für die Vorzüge ihrer wahrhaft schönen, klugen Tochter macht, daß sie diese nicht für genügend hält, einen Mann zu fesseln, und ihre Zuflucht erst zur Coquetterie nehmen muß. Ihr schlaues Spiel belustigt mich, doch für meine künftige Lebensgefährtin wäre es ein unwürdiges.

Elise ist liebenswürdig und geistreich wie immer, man fühlt sich am behaglichsten bei ihr, da man ganz unbeachtet, als stummer Beobachter dasitzen, oder theilnehmend an der eben gebotenen Unterhaltung, sein Urtheil auf einmal geltend machen kann, man geht, man kommt, es frägt Niemand, warum? alle Fremde von Bedeutung lassen sich bei ihr einführen, und sind des Abends immer gern gesehen, da sie nicht zu denen gehört, die das Vergnügen außer dem Hause suchen, weshalb ihr Salon immer von der besten Gesellschaft angefüllt ist. Aburg behauptet seinen alten Platz an Elisens Seite, und huldigt ihr auf seine Weise, durch seine Gegenwart. Er faßt das Leben so scharf auf, wie es ihn behandelt haben mag, ich liebe aber die pikante Würze seiner Reden, und gebe auch mein Scherflein gern drein. Der gute, alte Narr, die Gräfin Schönheim, läßt sich von mir um einen Finger wickeln; wenn ich zuweilen ein Partiechen mit ihr spiele, denkt sie, es sei um ihrer blauen Augen willen, doch ist es reines Mitleid von meiner Seite, Fräulein Eugenie ist so lange ihrer schweren Pflichten ledig, und braucht die Unterhaltung ihrer Dame weder zu machen, noch zu ertragen.

Seit Kurzem hat sich in unseren Kreis ein junger Brite eingethan, der mit Sturmschritt zu erobern scheint. Es ist ein Glück, daß unsere Damen das Vaterland nicht zu vertheidigen haben, denn außer ein paar glücklich ersonnenen Kriegslisten, kleinen Wortgefechten, wäre wenig Widerstand zu erwarten, sie strecken vor dem hübschen Feinde weit leichter das Gewehr, als vor dem starken, und wenden ihre Waffen oft gegen sich selbst.

Mr. Hall scheint ein feiner, gebildeter Mann zu sein, der sich rühmlich von den jungen Bären unterscheidet, die Alt-England ausschickt, um sich auszutoben, auf unsern Füßen tanzen zu lernen, auf Kosten gütiger Lehrerinnen Deutsch zu treiben, und wenn sie sich für ausgebildet halten, einen jüngeren Bruder mit ihren Empfehlungen dieselbe Straße zu schicken. Du weißt, ich bin sonst leicht gegen die Engländer eingenommen, er aber scheint es mir angethan zu haben, ich verfolge seine Schritte gern. Freilich führt mich dann mein Weg am meisten zu Schönheim's Villa, wo Mr. Hall unbegreiflich schnell Fuß gefaßt hat. Ein Brief von einer sogenannten Freundin öffnete ihm Thür und Thore, und er ist nicht der Mann, der einen Rückzug hält. Eugenie spricht gut englisch und entschuldigt damit ihren häufigen Verkehr mit Hall, doch was bedarf es der Entschuldigung, Niemand kann sich rühmen, ein Recht an sie zu haben. — Auch sie flatterhaft, für deren einfachen Sinn ich mich mit Leib und Seele verbürgt hätte!

Es geht etwas Ungewöhnliches in dem Hause vor. Man steckt die Köpfe zusammen und flüstert, hat auch gleich Scheingründe aller Art dafür bereit. Die beiden Landeck's mögen im Geheimniß sein, denn ich sah sie nie geschäftiger, bereitwilliger jeder Art von Frage auszuweichen. Ein alter Jäger läßt sich nicht auf falsche Fährte bringen! Es gibt der hübschen Mädchen mehr; die kleine Isidore wird jetzt bekannter mit uns Allen, spricht allerliebsten Unsinn, singt rein und fröhlich wie die Lerche in heiteren Höhen; ich denke, wir sollen ganz gute Freunde werden, wenn ich anders noch lange hier bleibe. Der Schmerz in meinem Fuß nimmt täglich ab, in Folge einer streng gebrauchten Kur, und länger als ich muß verweile ich nicht, denn meine Güter haben meiner Gegenwart zu lange entbehrt, als daß ich nicht eilen müßte, das Versäumte nachzuholen.

Du erhälst zuvor noch Nachricht von Deinem ꝛc.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsche Romane.

Böhmen von 1414 bis 1424. Historisch-romantisches Gemälde in zwei Abtheilungen von C. Herloßsohn. 4 Bde. Leipzig, Taubert.

Böhmen ist für Herloßsohn ein unerschöpfliches Capital, mit dem er nicht haushälterisch umgeht, das aber doch vorhält. Er hat auch die Romantik Ungarns, Venedigs, behandelt. Mit Böhmen geht er am dreistesten um, weil es ihm heimisch ist. Damit soll seinen böhmischen Darstellungen nicht der Vorzug vor jenen andern eingeräumt werden; im Gegentheil fragt sich, ob die dreiste Zuversicht, die er in der Behandlung seiner heimathlichen Geschichte verräth, nicht jene Behutsamkeit verdrängt hat, die der Romanpoet zum Motiviren nöthig hat. Man ist zu Hause ungenirter als unter Fremden, man nimmt sich nicht zusammen, erlaubt sich dreiste Griffe, gibt sich unumwundener. Solche dreiste Griffe zeigt seine Behandlung der böhmischen Geschichte zur Zeit des Religionskrieges. Johann Huß ist der Held der ersten Abtheilung, Johann Zschischka der der zweiten; in den beiden ersten Bänden herrscht Situationsschilderung vor, in den beiden andern Schilderung des Kriegsgetümmels. Gleich der Anfang des Romans charakterisirt die Herloßsohn'sche Manier, Historie zu fassen. Nachtscene

in Prag. Ein Ritter bringt ein Ständchen, wird überfallen von Meuchlern, bis Schaarwächter ihn befreien. Ziemlich wohlfeile Romantik freilich. Dann eine Scene im Bierhause, sie kannegießern, sprechen über die Dinge der Welt, schimpfen über König Wenzel. König Wenzel sitzt mitten unter ihnen; die Betrunkenen prügeln sich alsbald. Durch diesen praktischen Griff kommen wir jedoch aufs beste mitten in die Sache, in die Stimmung des Zeitalters; die Faust des gemeinen Mannes demonstrirt besser als der magere Zeigefinger der Gelehrten. Diese fehlen jedoch eben so wenig. Wir hören Huß und seinen Freund Hieronymus in stiller Abendzelle über den Stand der Welt debattiren. Eine andere Scene gibt uns ein einsam Schloß. Gewitter und Sturm. Das Edelfräulein flieht zitternd zum Burgkaplan. Er gibt ihr einen Beruhigungstrank, sie schläft ein, er entehrt sie in dieser Situation. Diese Scheußlichkeit ist historisch. Der Bruder der Geschändeten ist Johann Zschischka, den wir bald rachedürstend bei Kaiser Wenzel sehen. Oft hält sich die Darstellung ganz getreu an die Chronik, gibt authentische Briefe u. dgl. Kleine Züge werden oft mit Glück gezeichnet. Die Geschichte vom ersten Stockböhmen, die der lustige Lischka zum Besten gibt, ist sehr nett. Wie König Wenzel mit Zschischka im Schlosse sitzt, ruft er nach Wein. Der Page bringt einen Pokal. Wenzel, empört, daß man seinen Freund nicht bedenkt, stürzt dem Jungen den Humpen übers Angesicht, daß er unter der rothen Fluth zu Boden sinkt. — Herloßsohn stellt seine Böhmen nicht so geleckt und gesäubert hin, wie sie der düsseldorfer Lessing in seiner Hussitenpredigt malte; echte Böhmen von damals knieten nicht so in Sammet und Seide um den fanatischen Priester herum, sind nicht Schönhorcher und Schönredner, sondern laufen, wie das Leben sie ausspie, ins Treffen, kommen mit rauchenden Händen zurück und schlagen in der Schenke die Krüge in tausend Stücke. Um so mehr ist es zu verwundern, daß Herloßsohn seinen Tuwora, einen böhmischen Kaliban von Säufer, so ohne allen Witz, breit und platt hingestellt hat. „Wenn ich nicht betrunken wär'!" ist der einzige Einfall, zu dem es dieser Tuwora bringt. Wenzel ist weit glücklicher als die Menschen im Wirthshause geschildert.

Novellen von Wilhelm Robert Heller. 3 Bde. Dresden und Leipzig, Arnold.

Der Verfasser hat bereits eine ganze Reihe kleiner historischer Bilder geliefert. Zu ihnen gehörte „die Eroberung von Jerusalem", die schon vor längerer Zeit in diesen Blättern besprochen wurde. Die leichte gefällige Erzählungsgabe des Autors weiß auf den verschiedensten Gebieten eine historische Anekdote zu einem anmuthigen Gemälde menschlicher Empfindung auszubilden; im dritten Bande versetzt uns „der Guerillahäuptling" nach Spanien in die Zeit des französischen Kampfes. Dieser dritte Band, der 1840 erschien, macht uns mit einer neuen Seite seines Talentes bekannt. Es ist das Feld der modernen Idylle, das er sich in zwei kleinen Pièces eröffnet. „Die Liebe zweier Kinder" gibt uns die Memoiren eines Primaners. Pikanter und witziger hat Rode in einer Episode seines „König Og" dieses Thema behandelt. Unter Heller's Feder ist es ganz idyllisch genommen. Nur vermissen wir hier, soll der simple Stoff nicht allzu nüchtern erscheinen, die feine Grazie, wie wir sie bei Lorenz Sterne unübertroffen finden. Aber der Verfasser malt mit Vorliebe solche Scenen harmloser Natureinfalt, wie wir sie auch in seinem „Maulthiertreiber von St. Pierre" zwischen zwei Liebenden finden. In dieser kleinen Anekdotennovelle bringt Consul Bonaparte die Wendung zu Wege. Das idyllische Element wäre von mehr Wirkung, wenn diese historische Gestalt sorgfältiger und bedeutender ausgeführt wäre. Der Verfasser glaubt die Zeichnung Bonaparte's mit ganz wenigen Strichen erledigen zu können. — „Die Fabrikarbeiterin" ist eine Geschichte auf socialem Boden, wie sie der Conflict bürgerlicher und adliger Elemente häufig erzeugt. Auch hier schildert der Verfasser mit Vorliebe simple Naturen, deren Charakter in einer consequenten Harmlosigkeit besteht. So der junge Fabrikherr, der einer Dame von Stande seine Hand anbietet und sich weigert, ihren Namen seinem bürgerlichen beizufügen; sein Vater sei Frohnknecht gewesen, und von ihm habe er den Widerwillen gegen alle Spuren feudaler Bevorzugung geerbt. Auch in der aristokratisch gebornen, durch Mißgeschick bis zur Handarbeiterin herabgekommenen weiblichen Hauptfigur wird uns ein solches Bild genügsamer Einfalt gezeigt, die sich gegen die Unbill der Civilisation rüstig waffnet und ihr Glück in einem gewissen unschuldigen Trotz findet. Die Verwirrung der gegenseitigen Ansprüche, die der weitere Verlauf herbeiführt, weiß der Erzähler geschickt zu steigern und zu lösen.

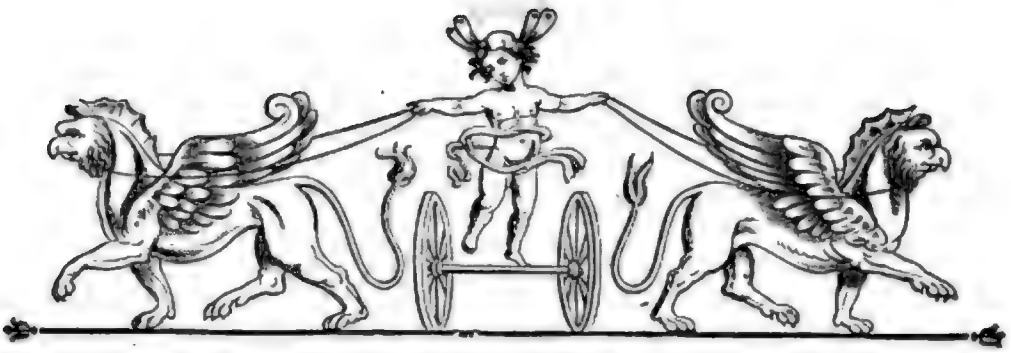
Der neue Cäsar. Von Ferdinand Stolle. 3 Thle. Leipzig, Meißner.

Dies neue Seitenstück zu „1813", zu „Elba und Waterloo" u. s. w. gibt uns im ersten Bändchen das Lager von Boulogne, im zweiten die Krönung, im dritten Austerlitz. Der Verfasser hat die Zeitungsnachrichten novellisirt und nicht ohne Geschick eingeflochten, was an Anekdoten vorgekommen. Auf die kleinen Züge seines Napoleon legt sich Stolle's Erzählung ganz besonders, für die großen Züge des Mannes hat er eine gewisse Bigotterie, kann sie aber nicht zur freien Darstellung bringen; Stolle bleibt nicht selten in Phrasen hangen und meint, ein Stichwort sei ein Gedanke. Die kleinen Personen seiner Erfindung, die er Schritt für Schritt neben der Weltgeschichte herlaufen läßt, werden immer schwächlicher, je länger der Erzählungsathem des Autors anhält.

Russen und Mongolen. Von Wilhelm Müller. Bd. 2. 3 und 4. Cöslin, Hendeß.

Der Werth dieser historischen Novellen, über deren Styl und Form wir schon bei Gelegenheit des ersten Bandes uns ausgesprochen, ist wesentlich ein ethnographischer. Die Autopsie des Verfassers bürgt für die Aechtheit seiner Anschauungen, selbst wo die deutsche Aesthetik sich dreinträchtigt fühlen möchte. Unter den Bildern, die uns den Kampf der Russen und Mongolen schildern, heben wir die Darstellung Alexander's des Heiligen, des Märtyrers Michalla, des frommen Alexei und der kulikower Schlacht hervor.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 48. — den 8. März 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gewagtes Spiel.

Novelle von Natalie v. Herder.

(Fortsetzung.)

Eugenie an Adelheid.

Recht viel habe ich Dir zu berichten, geliebte Freundin, was mich beschäftigt und bewegt! Wer hätte geglaubt, daß diese Reise, die ich mit Widerstreben antrat, durch so mannichfache Ereignisse belebt würde, die meine ganze Theilnahme in Anspruch nehmen. Laß mich mit dem Wichtigsten beginnen. Du erinnerst Dich gewiß noch der Familie von Breitenfeld aus H., die zuweilen die Sommermonate in Eschenbach, in unserer Nähe zubrachte. Eugenie, die einzige Tochter, war der Liebling ihres dort lebenden Onkels und belebte die Einsamkeit des alten Mannes durch ihre muntere Laune, wie durch den jugendlichen Umgang, den sie pflog. Es war von jeher ein großer Wunsch von mir, daß sie die stille Verehrung meines Bruders anerkennen, und dereinst ihn als liebende Gattin beglücken möchte! Wir waren fast in gleichem Alter, theilten gegenseitig eine schwesterliche Neigung, und freuten uns der Frühlingsboten, welche Eugeniens Besuch als nahe verkündeten. Die schnelle Uebersiedelung ihres Vaters nach England machte leider unserem fröhlichen Beisammenleben ein Ende. Er nahm die Stelle eines Consuls an, und führte Eugenien dem raschen Treiben der Hauptstadt zu.

In so weiter Entfernung ist der Briefwechsel ein ungenügender Ersatz für die Entbehrung, kann man nicht Alles, was man denkt und thut, besprechen, so ist die Auswahl oft eine verfehlte, von augenblicklicher Stimmung bedingte, und so nahmen wir uns vor, nur selten zu schreiben, wenn irgend ein wichtiges Ereigniß gegenseitige Theilnahme in Anspruch nähme. Wie groß war meine Ueberraschung, als mir vor wenigen Tagen durch einen Mr. Hall ein Brief Eugeniens zugeschickt wurde, der um die Erlaubniß bitten ließ, mich selbst zu sprechen. Noch größer war mein Staunen, als ich den Inhalt ihrer Zeilen erfuhr. Ueber Jahr und Tag in London lebend, hatte sie lange die deutsche Natur nicht verleugnen, den dortigen Sitten und Gebräuchen wenig Geschmack abgewinnen können. Die Verhältnisse, in welchen ihr Vater lebte, sagten ihr, der Vereinzelten, nicht zu, und nur mit einigen Familien wurde sie mit der Zeit vertrauter, und schloß sich besonders einer jungen Witwe an, welche gleich ihr die Freuden der großen Welt verschmähte. Beide liebten Musik über Alles, und beeiferten sich um die Wette, einander durch ihre schönen Talente zu erfreuen.

John Hall, ihr jüngerer Bruder, brachte manchen Abend mit den beiden Freundinnen zu, und vollendete mit seiner schönen Tenorstimme das melodische Trio. Bald war es nicht Musik allein, was ihn zu der Schwester zog, Eugeniens Anmuth, ihre vortrefflichen Eigenschaften, waren der Zauber, welcher ihn in ihre Nähe bannte, und er hielt jeden Tag für verloren, den er

nicht zum Theil mit ihr verlebte. Mit banger Besorgniß sah die Schwester John's Liebe zu Eugenien wachsen, obgleich sie diese ganz für geeignet hielt, ihn dauernd zu beglücken, so kannte sie doch nur zu gut die trennenden Verhältnisse. Der Wunsch seines Onkels und Vormundes hatte ihn seiner einzigen, bemittelten Tochter bestimmt, und stillschweigend war in der Familie diese Bestimmung als unwiderruflich angenommen, nie wäre seine Einwilligung zu einer andern Heirath zu erwarten. Sich selbst unbewußt, nährte und erhörte Eugenie John's Neigung, und als sie sie erkannte, war ihr das Gefühl zu lieb geworden, als daß sie es zu unterdrücken vermocht hätte. Beide lebten nur der Gegenwart, die im freundlichen Sonnenlicht glänzte.

Plötzlich erkrankte Eugeniens Vater, und zwar so heftig, daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Ihre Angst wuchs mit jeder Stunde, das ungewohnte Klima verlangte andere Mittel, als die deutsche Natur zu ertragen vermochte, und so steigerte sich die Krankheit mit jeder Minute, bis Herr von Breitenfeld als Opfer derselben erlag. Eugeniens Schmerz machte sie muthlos und verzagt. Allein in einem fremden Lande, rath- und mittellos, war sie mit gebrochener Kraft das rührendste Bild des Kummers, doch das Hülflose ihrer Lage bedurfte einen raschen Entschluß, entschiedenes Handeln. Die Stimme der Natur rief sie zurück nach ihrem Vaterlande, wo Verwandte und Freunde sie mit offenen Armen aufnehmen würden, die Stimme des Herzens aber fesselte sie an Albions Gefilde, wo ein Gefühl die anderen ersetzte, wo eine neue Welt sich ihr erschlossen hatte.

Umsonst versuchte John die Gesinnungen des Onkels seiner Wahl, wenn auch nicht mit bestimmten Worten ausgesprochen, geneigt zu machen, schon der Schatten eines Verdachtes hätte ihn zu gewaltsamen Maßregeln getrieben. Er gab demnach scheinbar dem längst gehegten Wunsche des Onkels nach, und versprach, die Zeit, die noch an seiner Volljährigkeit fehlte, auf Reisen zuzubringen. Eugenie ordnete mit seiner Hülfe den Nachlaß ihres Vaters, und blieb so lange unter dem Schutze ihrer Freundin, bis sie diese vermocht hatte, den gefährlichen Schritt, den sie zu thun im Begriffe standen, durch ihre Mitwirkung minder gewagt erscheinen zu lassen. Mit der ganzen Ueberredungskraft der Liebe gelang es John, Eugenien zu einer heimlichen Heirath in Gretna-Green zu bewegen, wohin sie ihm mit seiner Schwester folgen sollte, nachdem er scheinbar seine Reise nach dem Continent angetreten.

Alles ging nach Wunsch, die Trauung ward vollzogen, und nur die schnelle Trennung von der geliebten Schwester trübte den heiteren Himmel ihres Glückes.

Durch Zufall hatten sie von Reisenden gehört, daß ich mit der Gräfin Schönheim in Teplitz sei, und diesen Wink benutzt, um mich dort aufzusuchen und meine Vermittlung bei ihrer Familie in Anspruch zu nehmen. Auf der letzten Station, wo sie Mittag hielten und die eben angekommene Badeliste mit neugierigen Blicken durchflogen, fand Hall bald meinen und der Tante Namen heraus, aber auch zu seinem Schrecken den seines Vetters Grant, des Sohnes seines Vormundes, des Bruders der ihm zugedachten Braut. Unter keiner Bedingung durfte er es wagen, seine geliebte Eugenie irgend einer Schmähung auszusetzen, und sie dort als seine Gemahlin einzuführen. Sie beschloß, mich durch eine schriftliche Mittheilung in das Geheimniß zu ziehen, die mir Hall überbrachte, sie selbst blieb, meine Antwort erwartend, im nächsten Orte. Was war zu thun? Mit Zittern und Zagen vertraute ich der Tante das Nöthigste an, und vermochte sie, mit mir Eugenien abzuholen. Von der Reise erschöpft, hielt sie sich erst ein paar Tage bei uns verborgen, und trat überhaupt als Fräulein von Breitenfeld auf. Ich brauche Dir die Freude nicht zu schildern, mit welcher ich die langentbehrte Freundin an mein Herz schloß, nicht die Gefühle, die uns bewegten, als wir die Bilder der Vergangenheit vor dem geistigen Auge aufrollten, und sie jedes nach seiner Weise betrachteten. Ich mußte mich mit meinen vereitelten Plänen schon gefangen geben, wenn ich ihr freudiges Lächeln bei John's Anblick erglänzen sah; ihr Glück schien fast erhöht durch den magischen Schleier des Geheimnisses, der auf ihrem Verhältniß ruht. Die eigenthümliche Art unserer Bekanntschaft hat mich mit dem Gemahl meiner Freundin auf einen vertrauteren Fuß gebracht, als ich je glaubte in so kurzer Zeit mit einem Fremden zu kommen. Soden zieht sich, seit Hall viel bei uns aus- und eingeht, entfremdet zurück, darf ich Dir bekennen, daß mich das verstimmt? Ich darf ihm nicht sagen, welches Band mich an John knüpft, und fühle doch, daß es ihn schmerzt, ein solches anzunehmen.

Er sucht geflissentlich Isidorens Nähe, und findet bei ihr ein williges Ohr für seine gereizten Bemerkungen. Ich muß der Freundin dieses Opfer bringen, von dem sie keine Ahnung hat, und muß von allen Seiten scherzhafte Aeußerungen anhören, den scheinbar neuen Verehrer betreffend. Elise beklagt sich gleichfalls über

unſer ſelteneres Erſcheinen bei ihr, doch da Grant oft da zu treffen iſt, hat Eugenie nicht den Muth, ihm mit unbefangenem Sinn gegenüber zu ſtehen. Die Zeit naht heran, wo Hall mündig geſprochen wird, möchte ſich dann jede Verwirrung glücklich löſen! Er wußte die Gräfin ſo geſchickt zu bereden, daß ſie in ſeine Bitte gewilligt und dieſen Zeitpunct hier mit zu feiern verſprochen hat.

Ich gab meinem Bruder den für ihn ſchweren Auftrag, Eugeniens Onkel mit ihrer Heirath bekannt zu machen und bald auszuſöhnen. Alten Leuten iſt oft nur der Begriff des Ungewöhnlichen ſtörend, doch wenn er bedenkt, daß Eugeniens Reiſe unter keinem vorſorglicheren Geleite hätte ausgeführt werden können, daß das Glück ihres Lebens durch ſeinen Beifall bedingt iſt, ſo wird auch jetzt die Milde in ſeinem Charakter die Oberhand behalten, er wird ihr das verlorene Vaterhaus erſetzen.

Mein Herz iſt voll von Eugeniens Geſchick, daß ich Dir nichts von all' den anderen Freunden und Bekannten ſchrieb, was ich verſpare bis zum nächſten Male. Bis dahin denke in treuer Liebe an ꝛc.

Ottokar v. Soden an Herrn von Funk.

Schilt mich immerhin einen Thoren, der ſeine Schellenkappe lieb gewonnen hat, daß ich noch immer ſteif wie ein Meilenzeiger daſtehe, und zuſehe, wie ſich Andere ſchön thun. Ich warte nur noch den letzten Aufzug des Luſtſpiels ab, was eigentlich inſofern keine Pointe hat, als Niemand das Glück zweier Liebenden ſtören will, und die Intrigue dadurch matt wird.

Es bleibt kein Zweifel mehr, Eugenie liebt dieſen Hall, wie könnte ſie ſonſt die heftigen Ausbrüche ſeiner Leidenſchaft mit anhören! Ein unglücklicher Zufall machte mich zum unfreiwilligen Zeugen einer Herzensergießung, wie ich ſie nur dem Verlobten geſtatte. Ich ſaß, wie ich ſchon oft gethan, in der freundlichen Laube vor der Schönheimiſchen Wohnung, und ruhte mich vom Wege aus, indeß ich bei der Gräfin gemeldet wurde. Dicht über meinem Platze waren die Fenſter der Parterrewohnung, die früher Schönheim's nie beſaßen. Der Wärme wegen waren die Fenſter geöffnet, und nur durch die Gardinen von ihnen getrennt vernahm ich, was mein Ohr nur wider Willen auffaßte. Hall ſchilderte ihr in den begeiſtertſten Ausdrücken das Glück, was ihm die Zukunft an ihrer Seite bringen würde, mit dem ganzen Feuer einer erſten Jugendliebe legte er ihr die Gefühle ſeines Herzens, die Pläne für zukünftige Einrichtungen dar, die alle nur auf das Bewußtſein ihrer Gegenliebe gegründet waren. „Du haſt meinem Leben erſt durch Deine Liebe Werth gegeben, meine angebetete Eugenie, verbanne jede trübe Wolke, laß mich die gewohnte Klarheit in dem Himmel Deiner Augen ſchauen, bald können wir es frei und offen vor der Welt bekennen, daß unſere Herzen ſich gefunden haben, um ſich nimmer wieder von einander loszureißen." Dieſe und ähnliche Reden wurden nur durch das zarte Flüſtern der Liebe erwiedert; ich hatte genug gehört, um nicht zu einem Beſuch bei der alten Gräfin aufgelegt zu ſein, und war ſehr erfreut, zu vernehmen, daß ſie ausgegangen ſei.

(Die Fortſetzung folgt.)

Reiſebrief eines deutſchen Theologen.

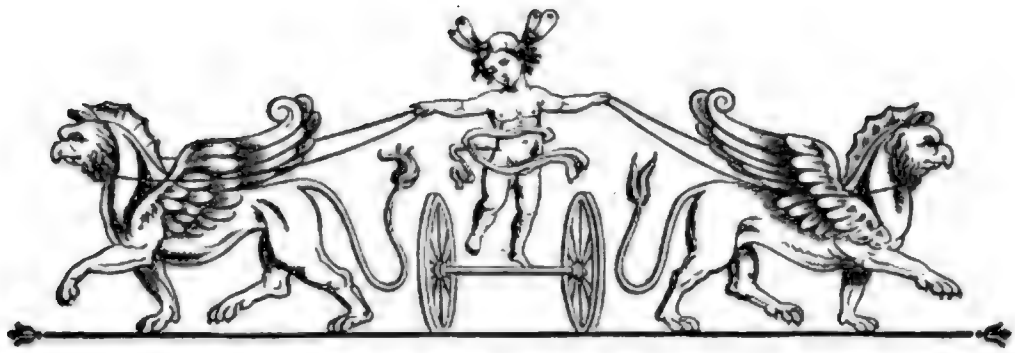
Als ich vergangenen Sommer die längſterſtrebte Reiſe nach Italien antrat (erſchrick nicht, Leſer, das gleich ſeinen Citronen von uns Deutſchen ausgepreßte Italien wird nur hier erwähnt!) geſchah es gewiß nicht mit dem Vorſatze, auf eine theologiſche Aehrenleſe auszugehen: ſondern ich wollte in ſchrankenloſer Freiheit Kunſt, Natur und Menſchenleben auf mich einwirken laſſen. Daß unter den ſich mir darbietenden Eindrücken auch mancher war, der aus dem kirchlich religiöſen Leben ſich ableitete, war Zufall, nicht Abſicht. Die geneigten Leſer brauchen daher auch nicht zu fürchten, daß ich ein wohlgetrocknetes theologiſches Herbarium vor ihnen ausbreite, ſondern ich gebe, was mir von den im Vorübergehen gepflückten Reiſeblüthen noch friſch und unverwelkt geblieben iſt. Iſt manche Giftpflanze, manche taube Blüthe, manches geruch- und farbloſe Blümchen darunter, ſo iſt's nicht meine Schuld. Gott allein weiß, warum die Blume des Friedens, die aus dem Blute des Erlöſers emporkeimen ſollte, noch nicht allenthalben auf Erden ihren Kelch entfaltet hat.

Meine Reiſe begann, nach der für nichts zu rechnenden Dampfwagenfahrt von L. nach D. (wiewohl Gott auch in dieſer kurzen Zeit, wenn er will, einen Sünder bekehren kann), mit einer Fahrt auf der Elbe von Dresden nach Tetſchen, mittels des dresdner Dampfſchiffes Königin Maria. Ich kann verſichern, daß mir während beider Fahrten nicht das geringſte Theologiſche vorgekommen iſt, wenn man nicht dahin das Zuſammentreffen mit einigen Standesgenoſſen auf dem Dampfſchiffe rechnen will. Es gereichte mir die Bemerkung zum großen Troſte, daß ein armer Diakonus in P.... doch noch im Stande iſt, eine Reiſe von Dresden nach Pirna per Dampfſchiff zu beſtreiten. Sonſt kann ich verſichern, daß es auf dem Schiffe nichts weniger als theologiſch zuging; es wurde gezecht, geſpielt und geliebt, wie weiland zu den Zeiten des nun ſicherlich in der Hölle bratenden Kaiſers Tiberius, wobei freilich der Dienſt der alten heidniſchen Göttin Cythere durch eine in der That höchſt artige Prieſterin vertreten wurde. Eben ſo wird man

mir nicht zumuthen, auf einer noch am selben Abend vollbrachten Fußtour von Tetschen nach Böhmisch-Kamnitz theologische Erfahrungen gemacht zu haben. Die Gegend war, wie man mir sagte, voll von Räubern und Mördern, das war Alles, was mich allenfalls an den gegenwärtigen Zustand unserer Kirche hätte erinnern können. (Vergl. Joh. 10, 8.) Auch die Fahrt nach und der Aufenthalt in Prag brachten mir nichts in dieser Hinsicht Nennenswerthes. Ich widmete die meiste Zeit meines kurzen Aufenthaltes in Prag einem frommen, schlichten Maler, und seiner lieblichen Frau, guten Freunden von alter Zeit. Der Mann malt Madonnen, und hat dazu in seiner Frau das schönste Vorbild. Ueberdies wird das Paar in seinem Schlafzimmer von der Holbein'schen Madonna schön bewacht. Wenn es vielleicht einem protestantischen Theologen nicht zum Verbrechen gemacht wird, daß er sich für christliche Kunst interessirt, so muß ich doch eines einfach, aber edel erfundenen Bildes meines Freundes gedenken, dessen kirchlicher Ernst und tiefe, schöne, reine Gesinnung höchst wohlthätig mit den frazzenhaften oder lüsternen Gebilden der französischen Neuromantiker, wie auch mit der bleichsüchtigen Sentimentalität einer gewissen deutschen Schule contrastirte. Dieses Bild stellt eine Huldigung dar, welche die Künste der Religion bringen. Es ist nach der alten byzantinischen Weise in drei Felder getheilt. In der Mitte die Madonna mit dem Jesuskinde, annähernd an den Styl Carlo Dolce's, dieses lieblichsten der italischen Maler; darunter eine Gruppe musicirender und jubilirender Engel; auf dem zweiten Felde links, Lukas als Maler, rechts auf dem dritten die heilige Cäcilia mit der Orgel. Die hohe Simplicität und Einheit der Idee, die wohlthuende Symetrie, die vollendete Ausführung, der milde, weiche Farbenton des Bildes, die classische Schönheit der einzelnen Gesichter müssen jeden Beschauer zu frommem Wohlgefallen hinreißen. Weit entfernt, einen ähnlichen Eindruck zu machen, ist dagegen die St. Veitskirche, die wir uns bei einem Gange auf den Hradschin durch ein vielplapperndes Ungethüm von Küster zeigen ließen. Aeußerlich den traurigen Anblick einer unvollendeten Ruine gewährend, wie so viele dieser altgothischen Bauwerke, bei denen, so zu sagen, die Augen größer als der Magen waren, ist sie im Innern um so widerlicher überladen durch sinnlose Pracht, verputzt durch geschmacklose Zierrathen aller Art. Gold, Silber und böhmische, wohl auch ausländische Edelsteine sind nirgends gespart, und dennoch hat das Ganze keinen eigentlichen Kunstwerth. Aber ein ungemeiner materieller Werth mag wohl darin stecken, weshalb denn auch die Kirche Nachts von einem großen Hunde bewacht wird, der, frei darin herumlaufend, jeden verwegenen Eindringling zerreißen würde. Da es schon dämmerig war, als wir Einlaß begehrten, so mußte der Hund erst angeschlossen werden. Das Gediegenste, was sich in der Kirche vorfindet, ist das Grabmal Nepomuk's, des vielberühmten Opfers seiner Schweigsamkeit, der bekanntlich, nachdem ihm auf König Wenzel's Befehl, dem er die in der Beichte ihm anvertrauten Geheimnisse seiner Gemahlin nicht verrathen wollte, die Zunge ausgeschnitten, und er selbst von der prager Brücke gestürzt worden war, schwimmend von der freundlichen Moldau getragen, bald wohlbehalten wieder ans Land stieg. Seitdem wurde er der Schutzheilige des bigotten Prags, und ein metallenes Crucifix, das ihm zu Ehren auf der Brücke steht, ist durch eine Devotion ohne Gränzen bereits ganz hohl geküßt. Auch muß jeder Vorübergehende, der sich nicht Unannehmlichkeiten aussetzen will, vor seinem Standbilde ehrerbietigst den Hut ziehen. Sein Grabmal in obgedachter St. Veitskirche besteht durchaus aus getriebenem Silber; sowohl das Piedestal, auf dem der Sarg ruht, als auch dieser selbst, und vier ihn umschwebende Engel in Lebens-, d. h. in Mannesgröße. So viel, oder vielmehr so wenig von Prag.

Auf dem Stellwagen, der mich von Prag nach Brünn führte, fanden sich ein paar mir interessante Gestalten ein: zwei Capuciner in ihrer Ordenstracht. Der Eine dick, gutmüthig, kugelrund, das Ideal eines feisten Pfaffen; der Andere, eine der schönsten Mannesgestalten, die mir je vorgekommen, imposant gewachsen, schönes, regelmäßiges Gesicht, blitzende Augen, frische, blühende Farben, ein wohlcultivirter Bart, aber keine Spur von höherer Intelligenz; ein Mann, dem seine Ordenstracht seltsam genug ließ, und den man jedenfalls lieber in der Uniform eines Cuirassierhauptmannes gesehen hätte; ein auserwähltes Rüstzeug der Kirche, um friedliche Ehen, gemischte und ungemischte, zu stören. Daß der kleine, dicke Kugelrunde ein Mann von Gewicht sei, konnte ich leider im Laufe der Nacht mehrmals wahrnehmen, wenn er, sanft und selig entschlummert, sich zu mir herüberneigte, meiner Schulter eine bedeutende Last. Doch mochte ich den guten Alten in der Freude seines Traumes nicht stören, und bediente mich daher nur selten der mir inwohnenden Federkraft, um mir dieses Gewicht vom Halse zu schnellen. Ein Gespräch, aus dem der beiden ehrwürdigen Brüder Ignoranz oder Intelligenz hätte hervorleuchten können, kam uns übrigens nicht zu Handen. In Leitomischl, etwa halbwegs zwischen Prag und Königingrätz, gab es eine artige Scene. Ein etwas betrunkener Postillon hatte meinem guten dicken Alten, ich weiß nicht worin, nicht die gehörige Reverenz bewiesen; darüber ergrimmte der Andere, und schwur, der Postillon dürfe nicht weiter fahren, er werde sogleich die Sache den Gerichten des Ortes anzeigen. Am Berge hielt der Wagen; droben blinkten die prächtigen Fabrikgebäude des Ortes in langen weißen Façaden. Alle Passagiere waren ausgestiegen und umstanden die beiden Capuciner und den Postillon theilnahmlos, neugierig, lachend, sich ins Mittel schlagend; der Vollmond beleuchtete freundlich ironisch, wie ein Hofmann, der lächelnd auf den Pöbel sieht, den ganzen tragikomischen Auftritt; endlich, nach langem Hin- und Herreden, blieb's doch beim Alten, der betrunkene Postillon setzte sich auf, lästerte den Berg hinan, und fort ging es im scharfen Trabe auf Königingrätz. — In Brünn fuhr die Reisegesellschaft auseinander, ein Theil stracks auf Wien, ein anderer, zu welchem auch ich gehörte, blieb in Brünn zurück, um von den Beschwerden einer höchst fatiganten Reise einen Tag lang auszuruhen. (D. F. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 49. — den 9. März 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gewagtes Spiel.

(Fortsetzung.)

Warum habe ich nicht früher gesprochen, Eugenie legte Anfangs Werth auf meine Unterhaltung, und ich könnte jetzt vielleicht selbst der Glückliche sein, der sie die Seine nennt! Doch so schneller Wechsel der Gefühle bürgt nicht für deren Tiefe und Gehalt. Mit scheuer Aengstlichkeit verfolgt mich oft ihr Blick, wenn ich mit Isidoren lebhaft rede, sie bleibt sich gegen mich zwar scheinbar gleich, doch eine Scheidewand liegt zwischen uns, die ihre Liebenswürdigkeit nur höher baut. Das Sinnige in ihrem Wesen geht der stets lächelnden Isidore ab; sie gehört zu dem nur allzu dankbaren Theil des Publicums, der Alles gut heißt, was man thut, ich aber kann auch Widerspruch ertragen, und höre eine witzige Einrede weit lieber, als das Ermüdende ewigen Beifalls.

Der Lenz mit seiner Rose droht mit Scheiden, es liegt in der Natur der Sache, ich halte ihn nicht auf, und werde auch der dringenden Einladung nicht folgen, die mich zu einer Nachkur auf das Land in ihre Nähe ruft.

Die Gräfin Schönheim wird uns jetzt ganz ungetreu, sie schwärmt für Herzoginnen und Comtessen und spricht von nichts als ihrer nahen Vorstellung bei Ihrer Majestät, der Königin von ..... Sie zuckt die Achseln geheimnißvoll, wenn sie um Hall's Verlobung mit Eugenien befragt wird, wie Jemand, der nichts weiß, und doch den Schein des Mitwissens haben möchte.

In dieser Woche, an Eugeniens Namenstage, hat Hall ein großes Fest im turner Garten veranstaltet, da wird wahrscheinlich die Partie erklärt werden. Eine Jugendfreundin Eugeniens, Fräulein von Breitenfeld, ist seit Kurzem hier, doch zog sie sich wegen Unwohlsein gänzlich von der Gesellschaft zurück, und verhinderte dadurch auch Eugenien, so oft als sonst im Kreise ihrer Bekannten zu erscheinen.

Einige Tage später.

Ich konnte unmöglich meinen Brief schließen, ohne Dir von den Herrlichkeiten zu erzählen, mit welchen ein glücklicher Bräutigam der Erkorenen huldigt. Ich kann es selbst kaum begreifen, daß ich blieb, um dieser Feier beizuwohnen, doch so ist das menschliche Herz, ich glaubte durch meine Gegenwart einen Dorn in den blühenden Kranz zu stecken, der, gleich dem mahnenden Gewissen, von Andern unbemerkt, sticht und verletzt. Sinnig und geschmackvoll war der Theil des Gartens ausgeschmückt, in welchem sich die Gesellschaft in höchster Spannung zusammen fand. Reizende Blumengewinde reihten sich von einem Baum zum andern, und bildeten, von einer blühenden Krone in der Mitte zusammengehalten, ein duftendes Laubdach. Liebliche Kinder, als Genien gekleidet, boten die ausgewähltesten Erfrischungen dar, verschiedene Musikchöre belebten auch die entferntesten Partien des Gartens, und wechselten ab mit ansprechenden

Melodien. Heiterkeit und Frohsinn theilte sich der Gesellschaft mit, und als am Abend eine glänzende Beleuchtung folgte, zerstreuten sich die Gruppen nach Gefallen einzeln im Park, oder im hell strahlenden Salon, oder sie vereinigten sich wieder am malerisch umsäumten See, wo ein prachtvolles Feuerwerk die Freuden des Tages beschließen sollte. — Ich hielt mich fern von allen den bekannten Gestalten, die umsonst versuchten, mich zum Scherz zu reizen. Ich suchte einen still gelegenen Platz, der das Ziel meiner ersten Wanderung nach langem Siechthum war, den mir Elisens und Eugeniens Freundlichkeit damals zum Eden schufen. Lange saß ich da als stummer Beobachter aus der Ferne, als ich durch leise Schritte im Nebenwege, aus meinen Träumen aufgeschreckt, bald ungesehen von ihr, Eugeniens holde Gestalt vor mir erblicke. Der stille Ernst in ihren Zügen, der mich schon Tage lang besorgt gemacht, hatte sich bis zur Betrübniß gesteigert, und helle Thränen glänzten in dem schönen tiefblauen Augenpaar.

Mit sichtbarem Schrecken ward sie plötzlich meiner gewahr, und wollte scheu mit flüchtigem Fuß enteilen, doch meine Bitte hielt sie bald zurück, da ich mich schnell anschickte, ihr den Lieblingsplatz zu räumen, und mich erbot, ihr zuzusenden, was sie auch bedürfe, da ich nur annahm, daß sie Unwohlsein dem Kreis der Freunde entführt. Sie bat mich, sie zur Gesellschaft zurückzugeleiten, und gegen Niemand ihrer ernsten Wehmuth zu gedenken. In mir erweckt jede Art von Festlichkeit nur schmerzliche Gefühle, sprach sie mit sanfter Stimme, ich bin der lauten Freude nicht gewachsen, und suchte mich hier in der Einsamkeit zu sammeln, mich schadlos zu halten für manche Entbehrung, und die verscheuchte Dryas zu versöhnen.

„Und hat die Königin des Festes nicht genug an dem Tribut, den jeder Sterbliche ihr dargebracht, ruft sie die Nymphen und die Götter dieses Waldes noch zum Wettkampf auf?“

„Nicht mir gebührt die Krone dieses Festes, ich bin die Letzte, die sie heut' in Anspruch nimmt. Ach! daß ich reden dürfte! doch die Zeit allein muß alle Räthsel lösen!“

Zur ungelegenen Stunde gesellten sich jetzt andere, vereinzelte Gäste zu uns, und die geheimnißvollen Worte klangen lange in mir nach, doch ohne daß ich wagte, ihnen irgend eine Deutung zu geben. — An kleinen Tischen ward im Freien das Souper servirt, Eugenie saß mit Hall und ihrer neuerschienenen Freundin mit lauter Fremden an der kleinen Tafel, und überließ es jener, den Bräutigam zu unterhalten, da immer noch ein finsterer Schatten ihre schöne Stirn umlagerte. Ich saß nicht weit davon an Elisens und Isidorens Seite, die sich scherzend an meiner Träumerei zu weiden suchten, ruhig zusahen, als ich den Wein ins Salzfaß, statt in ihre Gläser goß, und Pfeffer statt des Zuckers in die süßen Speisen warf, ich glaube nicht, daß meine Unterhaltung viel pikanter dadurch wurde. Die kleine Isis nannte mir den nahen Tag ihrer Abreise, und ich rief ganz verwundert: „Uebermorgen erst?“ und ward mit lautem Lachen für die Galanterie gestraft.

Endlich ward die Tafel aufgehoben und der festlich geschmückte Weg zum nahen See eingeschlagen. Das Feuerwerk wurde größtentheils auf zierlichen Gondeln abgebrannt, und war gewiß ein Meisterstück in seiner Art zu nennen, mir brannte es aber durch die Seele, als ich zuletzt in hellem Brillantfeuer den Namen Eugenie glühen sah, vor aller Welt das laute Zeugniß gebend, daß sie dem Spender dieser Freuden solches Recht vergönnt.

Ich verlor mich bald aus der Menge, die beglückwünschend auf sie einströmte und ihre wiederholten Weigerungen nicht gelten ließ. Ich sandte noch am selben Abend meinen Diener mit den Pferden voraus, bestellte Post für den nächsten Morgen, und bin eben im Begriff, die Abschiedskarten zu adressiren, die mir die lästige Mühe ersparen sollen. Ich denke ein paar Tage in Culm und Außig zu verweilen, um das Denkmal der gefallenen Helden und die vaterländische Elbe zu begrüßen, dann aber suche ich ohne Aufenthalt die Burg der Väter heim, wo Deiner baldigen Ankunft sehnlich harrt ꝛc.

Eugenie an Adelheid.

Gottlob! der Tag unserer Abreise ist nun bestimmt. Vor wenigen Wochen hätte ich es nicht zu den frohen Ereignissen gezählt, jetzt aber, wo mich Glück und Freude umgeben, die ich gründen und beschützen half, fehlt mir die Kraft, ihren Anblick zu ertragen. — Eugeniens Onkel war durch die rührende Schilderung ihrer Vergangenheit in ihrem Briefe so bewegt und von Sehnsucht ergriffen, daß es meinem Bruder bald gelang, ihn mit dem gewagten Schritte zu versöhnen. Mit den herzlichsten Worten bat er sie, sein Haus nun als das ihre zu betrachten, und mit dem Gatten ihrer Wahl bei ihm so lange eine Zuflucht zu suchen, bis seine Verhältnisse ihm erlaubten, sie auch in seinem Vaterlande in ihre Rechte einzusetzen.

Noch einmal wünschte er von dem Lehrer ihrer Jugend in seiner Kirche die Trauung wiederholt zu sehen, damit er des Vaters Stelle ersetzen, die Braut zum Altar führen und ihr die segnende Hand auf das Haupt legen könne.

Grant hörte und sah zu viel, als daß er nicht unruhig geworden wäre, er suchte Hall zu wiederholten Malen auszuforschen, doch dieser wich den Fragen vorsichtig aus, und gab ihm zu verstehen, daß der Wunsch, näher mit ihm verwandt zu sein, nur vom Onkel ausgegangen wäre, daß er sich nie durch ein Versprechen gebunden, ihm aber hiermit feierlich versichern wolle, daß er nicht daran denke, sich mit mir zu vermählen. Dieses Versprechen schien ihn zufrieden zu stellen, ein Geschäft berief ihn nach Wien, er reiste mit hundert Entschuldigungen an Hall ab, da es ihm leider nicht möglich sei, den Tag mit ihm zu feiern, der ihn zum alleinigen Herrn seines Schicksals mache, und ihn der Obhut eines so väterlich gesinnten Vormundes entzöge.

Hall benutzte ehegestern den Zufall, der uns Beide den gleichen Namen führen ließ, um seiner Eugenie ein Fest zu geben. Es war das erste Mal, daß sie öffentlich erschien, und ich sah besorgt, wie sie die Farbe wechselte, so oft sie als Fräulein von Breitenfeld angeredet wurde. Ich vermag nicht, Dir den Zustand meiner Seele zu schildern, als ich, halb und halb eine Täuschung unterstützend, die ich fast mit dem härteren Namen eines Betrugs benennen möchte, gewissermaßen für die Hauptperson gehalten, mit widerstrebendem Herzen, von allen Seiten mit schönen Worten begrüßt und gefeiert, durch mein Schweigen Vermuthungen bestätigte, die mir so fern lagen.

Erlaß mir die Schilderung des Festes, das wie ein schweres Unrecht lastend auf mir ruht und nach anderer Meinung zu den gelungensten in seiner Art gehörte. Das heitere Leben im Garten ließ mich immer mehr verstummen, eine beängstigende Unruhe trieb mich fort aus dem frohen Kreise, ein Strom von Thränen machte dem gepreßten Herzen Luft, die ich dem scharfen Blick der Freunde in Waldes Einsamkeit zu verbergen bemüht war.

Ich flüchtete mich auf mein Lieblingsplätzchen, wo ich in früherer Unbefangenheit mit Elisen und Soden manch Stündchen froh verplauderte; das ist jetzt alles anders, Soden ist allein für Isidoren da, die seinem raschen Gedankenfluge kaum folgen kann; ich möchte sagen, eine scheue Ehrfurcht hält ihn fern von mir, da auch er das allgemein verbreitete Gerücht meiner Verlobung mit Hall zu glauben scheint. Kaum hatte ich mich der bekannten Stelle genaht, als ich erschrocken vor ihm stand, der mich eben in Gedanken beschäftigt hatte.

Wir wechselten nur wenig Worte, denn ich fühlte, daß ich der Gefahr, in der jetzt das mir anvertraute Geheimniß schwebte, nicht gewachsen war. Ich glaubte zwar, er habe mich auch ohne erklärende Worte verstanden, doch die Folge lehrte mich den Irrthum einsehen. Wir kehrten schnell zur Gesellschaft, zu dem harrenden Souper zurück, bei welchem ich meine Nachbarn nur beklagen konnte, der Boden brannte unter meinen Füßen, mir war es, als wolle es nie ein Ende nehmen. Froh begrüßte ich im Herzen den ersten Kanonenschlag, der den Anfang des Feuerwerks wie den Schluß des Festes verkündete, doch gab auch hier die Verwechslung oder Gleichheit unserer Namen zu neuen Verlegenheiten Anlaß. Jede Leuchtkugel stieg auf wie ein zürnender Blick, wie ein anklagender Gedanke, und verlor sich in ein Meer von Zweifeln. Einen Lichtpunct hielt ich nur vor Augen, ein rascher Feuerwirbel riß ihn mit sich fort, und schwärzer schien die Nacht, die darauf folgte, dem Licht gewohnten Blick.

Nur das Glück Eugeniens und ihres Gatten ist mir jetzt beachtenswerth, ihre reine Freude mein Ersatz für den Verlust des Freundes.

Am andern Morgen wurden uns die Abschiedskarten des Baron Soden zugeschickt, der Teplitz in der Nacht verlassen hätte.

(Der Beschluß folgt.)

Reisebrief eines deutschen Theologen.

(Fortsetzung.)

Müde und zerschlagen, wie ich war, aufgerieben an beiden Schläfen durch die harten Stöße eines härteren Wagens, in dem man während zweier Nächte schlafend auf diese Weise blessirt wurde, war ich zu keinerlei Forschungen, am allerwenigsten zu kirchlichen, aufgelegt. Der Körper forderte seine Rechte. Ich widmete also den Tag gänzlich der Ruhe und begnügte mich, gegen Abend den Spielberg, jenes berüchtigte Staatsgefängniß, mit herber Ironie auf einem Berge mit schönster Aussicht gelegen, zu besuchen. Wunderlich contrastiren die tiefen mit Mais bepflanzten Gräben, in deren Gängen stumm und trocken die Schildwachen auf und abschreiten, mit den hohen dicken Mauern der, so scheint es, für die Ewigkeit gebauten Zwingburg. Die Aussicht auf die amphitheatralisch um den Berg gelagerte freundliche Stadt, auf die Kette des mährischen Gebirges, und auf die weite sich bis Wien hinstreckende Ebene, in der gegenwärtig die Eisenbahn läuft, ist in der That paradiesisch. Abwärts steigend gelangte ich durch Weingärten, Nußbaum-

alleen und Maisfelder in den sogenannten Schreiwald, einen beliebten Vergnügungsort der Brünner; Jägerhaus, Waldbach, sanft dahinter aufsteigender bewaldeter Berg. Ein altes böhmisches Liedchen summte mir der seltsame Name ins Ohr:

Die Wolken zieh'n, die Vögel schrein
Auf wunderliche Weise,
Und blutig wird morgen die Sonne
Ueber dem Diewni stehn.

Von Brünn gelangt man auf der neu angelegten Eisenbahn in vier Stunden nach Oesterreichs prächtiger Metropole. Wir brachten indeß wegen eines sogenannten Elementarereignisses, d. h. weil ein tüchtiger Gewitterguß eine Strecke der Bahn unfahrbar gemacht hatte, die deshalb zu Wagen zurückgelegt werden mußte, sieben Stunden zu. Schon 3 Stunden vor Wien erspähte mein scharfes Auge den Stephansthurm, Wiens Wahrzeichen, das riesenhafteste Denkmal mittelalterlicher Frömmigkeit, was Deutschland aufzuweisen hat. Er war es denn auch, zu dem ich, den Reisestaub ein wenig abgeschüttelt, zuerst meine Schritte richtete. Ein Schauer der Ehrfurcht überlief mich, als ich zum ersten Male vor dem gigantischen Bauwerke stand, und so oft ich in seine Nähe kam, wiederholte sich dieses Gefühl. Wenn Jean Paul oder wer sonst die gothische Baukunst gefrorne Musik nennt, was seitdem unausstehlich oft nachgebetet worden ist, so ist das freilich ein ziemlich frostiger Ausdruck (krystallisirte Musik klänge schon besser) und nur die Wirkung solcher Bauwerke auf das physische Gefühl (das sogenannte Ueberlaufen der Gänsehaut) wird dadurch trefflich angedeutet. Aber das ist leider nur zu wahr, daß die lebendige Harmonie der Glaubensstärke, die Symphonie der Liebe zum Heiligsten, die solche Werke zu unternehmen wagte, in der That in unserer Zeit so ziemlich eingefroren ist, und daß wir nur mit sehnsüchtiger Hoffnung dem warmen Frühlingsmorgen entgegensehen können, der die erfrorenen Blüthen des Christenlebens wieder erwecken, den eingefrorenen Geist christlicher Glaubenswärme wieder aufthauen möge. Diese Sehnsucht empfand ich unter andern recht lebhaft in Wiens protestantischem Bethaus. Predigt kalt, Liturgie kalt, Gesänge kalt, beinahe noch frostiger und wässeriger, als die des l..... Gesangbuchs (doch nein, das ist nicht denkbar!) wie wäre es möglich, daß eine durchgebildete Seele bei solcher Handthierung des Gottesdienstes Befriedigung finden könnte. Ich meines Theils mußte mich wirklich in die uneingeweihte St. Peterskirche retten, um mein verfrorenes, eingewässertes Herz durch eine schöne Musik einigermaßen wieder restauriren zu lassen. Nicht leicht ist Einer ein wärmerer Freund des Evangeliums als ich; aber ich gestehe ehrlich, daß ich einer seichten, nüchternen Verwässerung des Evangeliums durch eine matte Predigt, und langweiligen moralisch-salbadernden Gesängen den katholischen Ritus weit vorziehe, der mich wenigstens ungehindert denken und fühlen läßt, was ich will. Sehr geschmackvoll und freundlich ist Wiens Judensynagoge. Ich hörte hier einen ausgezeichneten Vorsänger, der mit schmelzendem Tenor seine Liturgie absang, unabweisbar in die Brust seiner Hörer Einlaß begehrend. Man hat ihn schon oft für das Theater gewinnen wollen, aber die Gemeinde will auch ihr Gutes haben. Die Predigt des berühmten Rabbi, dessen Name mir entfallen ist, konnte ich leider nicht hören, da er an dem einzigen Sonnabend, der in meine Anwesenheit zu Wien fiel, gerade aussetzte.

Spaßhaft ärgerlich war mein Entrée in das Kapuzinerkloster, wo die österreichischen Kaiser seit Mathias begraben liegen. Da man draußen nicht hören kann, ob die Glocke drinnen läutet, so mochte ich wohl stärker, als billig, an der Klingel gezogen haben. Ein alter, bärtiger grämlicher Kapuziner öffnete mit den Worten: „D' Leut' wissen auch gar nit mehr, was der Brauch ist in den Klöstern! Neulich kamen auch a Paar, und hoben g'schellt, daß man meint, ö' wären Rauber!" Er überwies hierauf mich und den jungen Mann, den mir mein freundlicher Wirth zum Begleiter gegeben hatte, einem zweiten Bruder Kapuziner mit einem wo möglich noch längern Barte, der mürrisch sein Licht anzündete, und mit uns in die Gruft hinabstieg. Diese Gruft frappirt durch ihre große Einfachheit. Da liegen die guten Kaiser mit ihren Weiblein und Kindlein, deren Haupt nie sonderlich schwer von Gedanken war, und nichts von ihrer soliden Pracht aus der Hofburg, Schönbrunn und Lachsenburg, haben sie mit hierher genommen, nicht einmal die schönen Sorgenstühlchen, in denen sie so oft und gern von den Sorgen ihrer Regierung ausruhten. Schade, daß die Geschichte des österreichischen Kaiserhauses so wenig eigentlich imposante Momente hat; man kann sich unmöglich bei ihrer Gruft von ehrfurchtsvollen Schauern ergreifen lassen, und rechnet man dazu noch, mit welcher Ostentation die Zeitungen immer erzählen, wie der und jener Fürstensohn mit unbeschreiblicher Rührung an der Gruft seiner Väter gebetet habe, so wird man mir verzeihen, daß meine Illusion nur sehr gering war. Nur das Mausoleum der edlen Dulderin Maria Theresia, und ihres von ihr so zärtlich geliebten Franz, und das Grab des überschnellen kaiserlichen Reformators erwecken Gedanken. (D. F. f.)

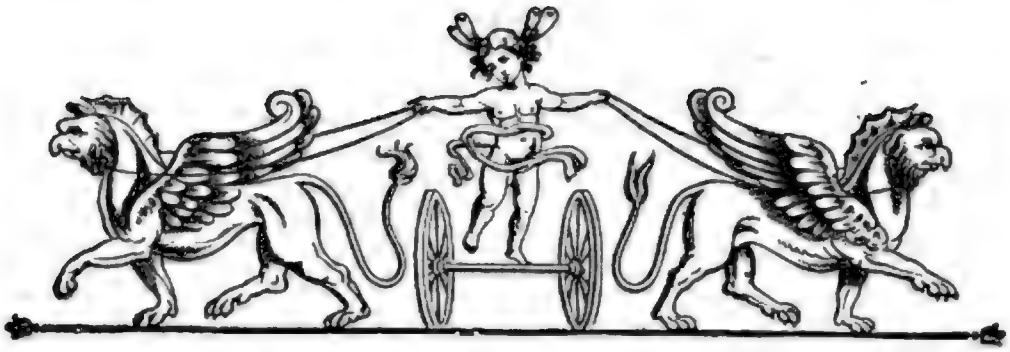
Notiz.

[Uebertriebene Eifersucht.]

Man glaubt kaum, wie weit englische Eifersucht geht. Die Engländer zittern jetzt vor einem Aufschwung der österreichischen Marine. So versichert wenigstens ein Oesterreicher (in der leipziger Allgem.); denn was der gottlose syrische Correspondent einer englischen Zeitung über die Unbeholfenheit des österreichischen Geschwaders schreibt, sei purer Neid, nichts als Scheelsucht. Vielmehr zeigte sich die kaiserliche Seemacht vor St. Jean d'Acre zum erstenmal in ihrer ganzen Furchtbarkeit. Und darüber ist der altenglische Leviathan hypochondrisch geworden. Ja, zuweilen fürchtet sich auch der Wallfisch vor den Häringen.

— — —

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 50. — den 11. März 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gewagtes Spiel.

(Beschluß.)

Lange habe ich Dir nichts von der Tante Schönheim und ihrem Streben geschrieben; doch ich denke, Du verzeihest mir, wenn ich das Versäumte nachhole. Ihr ganzes Wesen sprach mich jetzt so wenig an, wo aller Prunk meinem bekümmerten Herzen so fern lag. Nach manchem vergeblichen Versuch gelang es ihr endlich, sich einen Weg zur Königin zu bahnen. Da es ihr nicht auf andere Weise glücken wollte, vermochte sie endlich die Gräfin Golda, durch die wiederholten Versprechungen, für einen auserwählten, vollständigen Anzug für sie zu sorgen, dazu. Ich folgte ihr zu vielen Malen in die Läden, und konnte mich nicht genug über ihre Generosité verwundern, denn sie nahm von Allem das Beste, was Andere wohl gern bei einem zu machenden Geschenk beachten, was aber ganz gegen ihre sonstigen Gesinnungen stritt.

Ich war mit ihr bei der Gräfin Golda, als sie ihr die reichen Gaben brachte, und diese sehr dadurch erfreute. Der Tag der Vorstellung kam herbei, von der ich mich losgemacht hatte, da ich schon gerade genug durch die Vorbereitungen dazu in Anspruch genommen worden war. Ich hatte das Glück, täglich zwei-, auch dreimal die Erzählung dieser Ceremonie anzuhören, jeder huldvolle Blick der königlichen Majestät wurde mir geschildert, ja zu wiederholen gesucht, ich kannte jede Robe, jede Stecknadel der hohen Anwesenden, und gönnte ihr diesen Genuß von ganzem Herzen. Es hat am Ende jeder Mensch eine Liebhaberei, vornehmer Umgang ist der Stern, der ihren Pfad erleuchtet. Mit Würde malte sie mir aus, welchen Größen sie sich schon genahet, wie Jedes ihr viel Schönes über die Feinheit ihres Benehmens gesagt, oder die glückliche Wahl ihres Anzuges gerühmt, die freilich immer von dem Gewöhnlichen abweicht. Diesmal war sie mit einem ponceau Atlaskleid geschmückt, mit Schleifen und Stickereien reichlich verziert, der Manteau von blaßgelber Seide stellte des Kleides Farbe ins beste Licht, drei große Straußenfedern ließen Form und Farbe des kleinen, leichten Hutes kaum errathen, da sie den Kopf nach allen Richtungen bedeckten, und kaum die Steine aller Art durchblicken ließen, mit welchen sie sich reichlich beladen hatte; ein weißer Blondenshawl wallte statt der Barben lang hernieder, wie ein Zephyr die Flora umwehend, deren Spenden sie duftend umgaben. Der Fächer à la Roccoco war das einzige, was an das vorige Jahrhundert mahnte, da sie das eigene Alter klug verborgen. — Ich kann nur, bei ihrer mir bekannten Furcht vor leicht entstehenden Irrungen am fremden Orte, kaum begreifen, daß sie ihre Einkäufe für die Gräfin ungehandelt, unbezahlt auf Rechnung nahm, ob sie die nahe Ehre über alles Kleinliche erhob? Wer kennt sie alle, die Triebfedern des Ehrgeizes?....

Elise beklagt Sodens Abreise sehr, doch da er auch gegen sie den Grund dazu nie ausgesprochen, glaubt sie, daß irgend ein wichtiges Geschäft ihn so eilig abgerufen. Ihr, der Freundin, der Verwandten, hätte er doch leicht

ein paar erklärende Zeilen zurücklaſſen können, und da er, wie man ſagt, einige Tage in der Umgegend zubringen will, obgleich er ſcheinbarer Eile wegen mit Poſtpferden abreiſte, ſo mag es doch eine eigene Bewandniß mit den Geſchäften haben.

Iſidore iſt ſchnell getröſtet, ſie hat auch keine Ahnung von dem wahren Grund, und hat an ſeine Stelle den Baron Stein in die Zahl ihrer Verehrer aufgenommen. Da dieſes wahrſcheinlich der letzte Brief iſt, den ich Dir von hier aus ſchreibe, ſo bitte ich Dich, die nächſten Zeilen, mit denen Du mich erfreuſt, nach H. zu richten, wohin ich im Kurzen mit Eugenien aufbreche.

An Erfahrungen reicher, und doch im Herzen ſo unendlich arm, kehre ich zurück. Ich habe keine Freude mehr an der geiſtreichen Unterhaltung in Eliſens Hauſe, die ſich gleich geblieben iſt, doch von mir nicht mit gleicher Wärme aufgefaßt wird. Mit Landeck's bin ich jetzt am liebſten zuſammen, ſie haben mir ſo manchen hübſchen Zug aus Soden's Leben mitgetheilt, die Wohlthätigkeit gerühmt, mit welcher er auch hier unter fremdem Namen hülfsbedürftige Familien unterſtützt, Leidende getröſtet hat, kurz, ſein edles Herz bewährt, was er ſelbſt bemüht iſt, in der Meinung Anderer durch ſein ſarkaſtiſches Weſen zu verkleinern. — Iſidore erzählte neulich auf herzloſe, oder vielmehr kindiſche Weiſe, wie ihr auf einem Spaziergange ein Kind von ungefähr vier Jahren, das mit einer kaum ein Jahr ältern Schweſter am Wege ſaß, ſie für ihre Mutter haltend, zugerufen habe, ſie ſei ſo hungrig, ſie möge ihr Brot geben. Lachend hatte ſie dem Kinde begreiflich machen wollen, daß ſie doch gewiß nicht ausſähe, als ob ſie zu ihr gehöre, als die Schweſter den Irrthum durch des unglücklichen Kindes Blindheit erklärte. — Ich erkundigte mich näher nach der Familie und hörte, daß ſie durch die äußerſte Armuth verhindert, dem Leiden nichts entgegenſetzen könne, daß das Uebel jedoch nicht ohne Hoffnung auf Geneſung, da es erſt in Folge einer Krankheit entſtanden ſei. Ich ſammelte milde Spenden in Freundeskreis, und als ich die arme Mutter ſelbſt damit erfreuen wollte, erzählte ſie mir in der dankbaren Freude ihres Herzens, daß ein vornehmer Herr im Namen ſeiner Schweſter gekommen ſei, die kürzlich von dem Kinde als deſſen Mutter angerufen worden, und ihr wenigſtens die möglichen äußern Hülfsmittel anzubieten gedenke. Er habe das Kind mit zum Arzt genommen, dieſer bei der erforderlichen Pflege Hülfe verſprochen, und endlich für das Beſte befunden, daß es in einer Blindenanſtalt verſorgt werde; gleich den folgenden Tag wurde dieſer Plan ausgeführt, für die nöthigen Koſten ſind die gehörigen Anweiſungen gegeben, und das Glück einer dürftigen Familie vielleicht für immer gegründet. Soll ich Dir erſt den Wohlthäter nennen, der das eitle Herz eines Mädchens beſchämt, und ihr die unverdienten Dankestränen als harte Strafe zuwendet? Du wirſt ihn errathen, wie ich es gethan, und den Himmel mit mir anrufen, daß er ſo edles Beginnen ſegne.

Ottokar v. Soden an Herrn von Funk.

Dresden.

Ich will Dein Lob nun einmal nicht verdienen, mein ſcharfer Freund, ich ſage Dir, was Du mir als Tugend anrechneſt, war die größte Schwäche von mir, und hat ſich ſchon in ſeinen Folgen als dummen Streich bewährt. Da laß ich mich von meinem Hitzkopf übereilen, und ergreife über Hals und Kopf die Flucht, treibe mich als irrender Ritter wie Don Quixote herum, bis mich die ſchlechten Wirthshäuſer an meinen müden Leichnam mahnen und ich dieſem eine ſchonende Nachkur verſprechen muß. Ich könnte wohl des Tages hundert Meilen zurücklegen, ich käme nicht weiter damit, nicht näher zum Ziele. Du fragſt: was ich in Dresden will? ich weiß es nicht, wenn ich ehrlich antworten ſoll, nicht ſeine Bewohner, nicht die entzückenden Ufer der Elbe, nicht ſeine Kunſtſchätze, wie ſie mich auch früher reizen mochten, haben diesmal Theil an meinem Kommen. Zufall, nichts als Zufall, wenn es anders nicht Beſtimmung iſt, die unſere Schritte lenkt; doch ich bin mir jetzt fatal genug, ich will nicht auch noch zum Fataliſten werden.

Ich ſuchte heute hier in der Anſtalt meinen kleinen blinden Pflegling auf, von welchem ich Dir ſchrieb, und hatte meine Freude an dem Gedeihen des Kindes. Wie viel vermag ſchon ſo ein Bischen beſſere Koſt und Kleidung, ich hätte faſt den Kleinen nicht erkannt. Man ſollte ſich's gewiß zur Sünde rechnen, daß man ſo wenig für die Wohlfahrt Anderer thut, wenn man bedenkt, mit wie geringen Mitteln Freude in der Armuth Hütte zu verbreiten iſt.

Abends ſpät.

Neuigkeiten, Neuigkeiten! Freund, die einer Fahrt nach Dresden ſchon werth ſind. Ich verließ Dich dieſen Morgen, wenn auch nur im Briefe, da mir das Herz ganz ſchwer wurde, und ſuchte Menſchen auf, gleichviel, ob fremde, ob bekannte. Langſam wandelte ich die Brühl-

sche Terrasse entlang,' als ich von weitem den Grafen Aburg mit zwei Damen kommen und bald darauf in der Thür, die zu der Ausstellung führt, verschwinden sah. Eilig folgte ich ihm dahin nach, doch konnten wir nur wenig Worte wechseln, verabredeten aber, uns des Mittags zu treffen.

Schon eine lange Stunde saß ich an der Table d'Hote und harrte vergebens auf Aburg, voll ängstlicher Erwartung dem Berichte entgegensehend, den er mir von den teplitzer Bekannten machen würde. Endlich kam er müde und abgespannt, und ließ sich mühsam jedes Wort abkaufen, bis endlich der Champagner seine Zunge löste, und er mir Wunderdinge anvertraute. Aus der mit mancher spöttelnden Anmerkung gewürzten Erzählung entnahm ich nur so viel, daß Eugenie frei sei. Dieses einzige Wort gab mir das Leben wieder. Nicht ihr, sondern der Freundin galten die feurigen Bewerbungen Hall's, der kurz nach meiner Abreise mündig wurde, und nur diesen Zeitpunct abgewartet hatte, um seine Verheirathung mit Eugenie von Breitenfeld bekannt zu machen. Das Zusammentreffen der Umstände hätte wohl einen Klügeren als mich täuschen können, Alles war so fein eingefädelt, so gut durchgeführt, daß ich kaum begreife, daß dabei so viele Damen im Geheimniß waren, und das Siegel der Verschwiegenheit auch nicht einmal für andere Vertraute gelöst wurde. Viel bittere, bange Stunden hätte mir für diesmal ein kleiner Verrath an der Freundschaft erspart. Mit einem Fuß bin ich schon im Wagen, der mich den voraneilenden Gedanken nachführen soll. Ich hoffe Elisen noch in Teplitz zu treffen, die vermittelnde Freundin bringe das ersehnte Glück

Deinem Ottokar.

Eugenie an Adelheid.

Wohl nimmst Du verwundert den Brief zur Hand, da kein verändertes Postzeichen Dir unsere Abreise verkündet. Laß mich Deine treue Liebe wieder in Anspruch nehmen, Dir mein Glück, meine Freude verkünden. Zu ungewohnter Stunde trat Elise gestern bei mir ein, und ich erwartete nach ihrer feierlichen Miene von irgend einem geschehenen Unglück zu hören. In dieser Spannug gab sie mir die Ankunft eines Bekannten zu rathen auf, der mich zu sprechen wünsche. Ich dachte nur an ihn, den ich ihr nicht zu nennen wagte, der aber ungeduldig ihren Schritten folgte und plötzlich in mein Zimmer trat. Ein freudiges Begrüßen machte bald der stets mit neuen Worten wiederholten Erzählung des Erlebten Platz, Jedes schilderte mit hellen Farben die eigenen Empfindungen, und malte zugleich die des Andern aus.

„So steht denn wirklich jetzt kein Näherrecht dazwischen!" rief Soden freudig aus, „und ich darf frei und offen die Wünsche meines Herzens laut bekennen! Vergönnen Sie mir, um die Hand zu werben, die des Lebens höchstes Glück gewähren kann; das eine Ziel, was leuchtend vor mir steht, müßt' ich auch durch ein Labyrinth den Weg verfolgen."

Er mochte wohl in meinen Blicken die Gewährung lesen, denn dankend küßte er die Hand, die ihn getreulich leiten soll in Glück und Noth. Ich bat ihn, mir ins väterliche Haus zu folgen und mit der Zustimmung der Meinen auch mein Jawort zu empfangen. Wir theilten bald den Freunden im Hause die neue Wendung meines Schicksals mit, setzten den morgenden Tag zur Abreise fest, die in so zahlreichem Geleite wohl eine angenehme werden kann.

Stein und Isidore sind verlobt und können glücklich werden, denn ihr genügt die Huldigung, die er ihr täglich bringt, für sie hat Reichthum Reiz, — für mich ein edles Herz. Landeck's, die so viel Theil an meinem Glücke nehmen, folgen uns in Kurzem, um die doppelte Vermählung der Eugenien mit zu feiern, die auch Deine Gegenwart verherrlicht, wie ein ahnend Herz mir verkündet. Die Gräfin Schönheim sagt uns immer triumphirend vor, daß sie allein die Schöpferin unseres Glückes sei, und daß ich meinen Ottokar nie ohne ihren Willen hätte kennen lernen. Dem sei, wie ihm wolle, wir sind glücklich Eins durch das Andere, und überlassen es dem Lenker des Geschicks, auch unsere Zukunft dauernd zu erfreuen.

Ich suchte heute noch mit Soden die arme Mutter des blinden Kindes auf, der ihr so beruhigende Nachricht von demselben brachte, und konnten uns den Ausbrüchen ihres Dankes kaum entziehen. Gern möchte ich Alles um mich her beglücken, ein liebend Herz kennt keine Selbstsucht mehr.

Heute am Vorabend unserer Reise schickt der Kaufmann, von welchem die Gräfin Schönheim die vorerwähnten Sachen kaufte, und bittet um die ausführliche Adresse der Dame, an die er seine Rechnung, nach dem Wunsch der Käuferin, zu senden habe. Ich traute meinen Ohren kaum, als ich vernahm, daß Gräfin Golda nun die ihr abgezwungene Gefälligkeit noch schwer bezahlen sollte. Umsonst rief ich ihr gutes Herz an, das der Eigennutz erkältete, und hatte die Freude, der Gräfin Schönheim die Beschämung durch Soden erspart zu sehen, der heimlich ihr die Quittung übersandte.

Wie verzagt war mein Sinn, als ich Dir zuletzt schrieb, wie zitterte ich damals vor der Zukunft, die jetzt wie ein Zaubergarten vor mir liegt. Immer neue Pläne werden geschmiedet, und durch neuere verworfen, doch sind wir darin übereingekommen, daß wir den nächsten Winter in H. zubringen wollen, nachdem Soden die nöthigen Einrichtungen auf seinen Gütern getroffen hat, nach welchen ich ihm im nächsten Frühjahr folgen werde. Wohin mich das Geschick auch ruft, ich folge ihm gern, und lege voll der größten Zuversicht die Hand in die seine.

Vollende Du mein Glück und eile bald in die Arme Deiner getreuen Freundin

Eugenie.

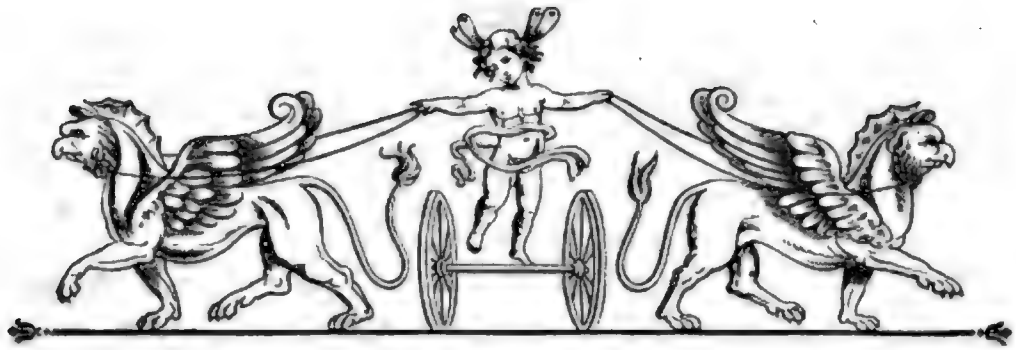
Reisebrief eines deutschen Theologen.

(Fortsetzung.)

Von Wien führte mich mein Reiseplan donauaufwärts nach Linz. Ich schweige von den Schönheiten dieser Wasserreise, weil ich sie nicht gesehen habe. Die schönsten Gegenden passirt man bei Nacht. Wer also von Wien nach Linz geht, wähle lieber den Landweg durch Steiermark über Mariazell, Admont und Liezen, der jedenfalls belohnender ist. Ueberdieß warne ich freundschaftlichst vor der Benutzung des zweiten Platzes auf diesen Dampfschiffen für die Nachtreise, da seine Bequemlichkeit nur Packknechten genügen kann. Ich siedelte noch während der Nacht auf den ersten über. Sonnabend Nachmittag in Linz angekommen, bestieg ich sogleich den Pöstlingsberg, und genoß hier zum ersten Mal des erhebenden Anblicks der Alpen. Anfangs noch in ziemlich scharfen Conturen verschwammen sie allgemach in rosiger Dämmerung, und nur hier und da zuckte ein weißes Streiflicht von den Schneefeldern und Gletschern. Auf dem Pöstlingsberge steht eine kleine Kirche. Die letzten Strahlen der Abendsonne stahlen sich durch ihre Fenster. Hier nahm ich mir mutterseelenallein meinen Gottesdienst vorweg; eine köstliche Sabbathfeier. Aber ich fühlte mich auch aufgelegt zu Werken der Barmherzigkeit; einem Greise half ich den schweren Eimer aus dem mehre hundert Fuß tiefen Ziehbrunnen winden; Friede schwamm um mich her. Am nächsten Morgen besuchte ich die Hauptkirche von Linz. In der Kathedrale hörte ich einen Franziskaner predigen. Man feierte das Fest der Geburt Mariä. Der Predigt lag als Text das Geschlechtsregister Jesu zu Grunde, und mit vieler Geschicklichkeit schob der ehrwürdige Pater die Maria mit hinein (ein abscheulicher Ehr'n Olivarius Textdreher, Käthchen!), indem er behauptete, Maria habe dieselben Vorfahren gehabt, wie Joseph; doch meinte er dann wieder sehr wahr, nicht durch ihre Vorfahren sei Maria so groß geworden, sondern durch ihre Erziehung, und dies gab ihm denn Gelegenheit, eine recht wackere Predigt über Kindererziehung zu halten. Für Nachmittag hatte ich beschlossen, den Herren Jesuiten, in ihrer neuen Ausgabe Liguorianer genannt, einen Besuch abzustatten. Bekanntlich hat Erzherzog Maximilian um Linz herum 32 Festungsthürme errichten lassen, die er bombenfest machen, und mancherlei Schießversuche gegen sie anstellen ließ. Einen davon, den Franzensthurm, mit schönster Aussicht auf Stadt und Umgegend haben sich die Liguorianer ausgebeten, ihn zum Kloster eingerichtet, und daneben ein artiges, nicht eben sehr geschmackvolles, aber grelles und helles, nettes und freundliches Kirchlein gebaut, das im Geruche absonderlicher Heiligkeit steht, und zumal das Landvolk mit stark magnetischer Kraft anzieht. Ein schönes, frommes Kind, das mit einem Ausdrucke sehnsüchtiger Andacht auf das Kirchlein zuschritt, war mein Führer. In der Kirche angekommen, erblickte ich ein seltsames Schauspiel. Männer und Frauen des grotesk aufgeputzten Landvolkes drängten sich ungestüm und in Masse dem Altar zu, wo ein hübscher junger Mann (die Jesuiten wählen nur solche zu ihren Zöglingen) unter Händeauflegen den Segen austheilte, natürlich in lateinischer Sprache, damit der Spruch dem Landvolke wie ein kräftiger Zauberfegen klinge. Verstände es ihn, so hätte es auch keinen Glauben daran. Ich wurde gedrängt, und drängte mich absichtlich nach vorn hin, um den Hergang ganz in der Nähe beobachten zu können. Dafür erhielt ich von einem kleinen Buckligen neben mir einen grimmigen Seitenblick, und die ehrenvolle Bemerkung: „Sie sein ja gar kein Christ." Höchstwahrscheinlich war es ihm aufgefallen, daß ich beim Eintritt in die Kirche mich nicht mit Weihwasser besprengt hatte. Dessenungeachtet gelangte ich bis in die Nähe des jungen heiligen Mannes, der keinen Anstand nahm, auch den Ketzer zu segnen. Ich fühlte seine weichen Hände über meinem Haupte, verstand aber nichts als die Worte: Benedictionem manuum mearum — quod fecit Deus, pater omnipotens. Doch gestehe ich, daß ich mich fast schämte, einen Segen zu empfangen, den mir Jener schwerlich gegönnt haben würde, hätte er den Ketzer in mir gespürt, und den ich auch in der That in meiner kritisch-negativen Stimmung nicht von seinen Händen zu empfangen verdiente. Die Zellen der Thurmbewohner selbst durfte ich leider nicht in Augenschein nehmen, da eben Essenszeit war, wobei sich die Herren bekanntlich nicht gern stören lassen, und wer denn überhaupt? — Gewiß aber sind sie alle höchst comfortable eingerichtet, wenn man aus der Nettigkeit der Kirche und der um den Thurm herumlaufenden Gartenanlagen auf das Innere des Thurms selbst schließen darf. — Am andern Morgen erzählte mir der Conducteur der von Linz nach Lambach führenden Pferdeeisenbahn, die Jesuiten würden allerdings jetzt wieder sehr mächtig in Linz, und ihr Ansehen sei noch täglich im Steigen; dagegen wären sie aus dem benachbarten Oertchen Mondsee, wo sie sich auch sehr geltend hätten machen wollen, fortgejagt worden.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 51. — den 12. März 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Dramatiſche Poeſie.

Es will ſich ein neues Leben in der dramatiſchen Literatur gebären. Eine Literatur iſt thöricht, die ſich der Bühne entſchlägt, ſich dieſer directen und mächtigſten, nicht blos glänzendſten Wirkſamkeit begibt. Das Streben entſchiedener Kräfte nach den Bretern, die nicht mehr die Welt bedeuten, aber noch immer eine Welt verſammeln, iſt mit Freudigkeit zu begrüßen. Es gibt da viel ſchlaffe Miſere zu beſeitigen, viel demoraliſirte Schlechtigkeit zu verdrängen. Was ſich ſo lange eingeniſtet hat, iſt ſchwer zu verjagen, aber es muß gelingen, wenn Ihr, ſtatt über den Jammer der Bühne zu klagen, erſt das eigene Ungeſchick überwindet, um Fuß zu faſſen. Daß noch immer mehr Dramen im Druck erſcheinen als auf den Bretern, iſt ſchon kein gutes Zeichen, und die Kritik, die auf der Lauer ſteht, muß ihr Werda? rufen, und hat Fragen zu erörtern, bevor ſie die Dramen ins Leben treten ſieht. Ihr fühlt ein neues Zeitalter in Euch, aber Ihr wollt hiſtoriſche Tragödien dichten, in denen ſich das Heroenthum Eurer Väter ſpiegelt! Und ſo müſſen wir denn die Hauptfrage ſtellen: Habt Ihr das rechte Bewußtſein über Euer Thun? — Es iſt in unſerem Zeitalter ein langſamer, aber unaufhaltbarer Gang großer Umgeſtaltungen erſichtlich und allen Geiſtern fühlbar. Die Laſt dieſes Bewußtſeins erſchwert der ganzen Literatur die Geburtswehen. Und was von dieſem Gefühl als Poeſie aufſteigt, was jüngſt alle Windharfen der Lyrik wie von ſelbſt in hundert Geiſterſtimmen erbrauſen ließ, was den Roman bei der Schnelligkeit, mit der uns das Geſtern in mythiſch blaue Ferne entweicht, zur Entdeckung neuer Reiche führt; ſtellt ſich das einer großen Erhebung des Dramas nicht geradezu feindlich entgegen? Das dramatiſche Gebiet iſt umfangreich, man kann an die Möglichkeit des Luſtſpiels, ſogar des ſatyriſchen trotz aller Cenſur, des bürgerlichen Trauerſpiels trotz aller ſocialen Trübung glauben; aber die hiſtoriſche Tragödie, wenn ſie nicht Mummenſchanz, ein ſeelenloſes Tableau, ein blos pikantes Situationsſtück werden ſoll, muß ein politiſcher, nationaler Gottesdienſt ſein, zu dem uns Prieſter, Tempel und Gottheit fehlen. Man klage die Poeten nicht an, daß ſie hiſtoriſche Tragödien ſchreiben, die keine ſind; ſondern, daß ſie Tragödien in Shakſpeare's Weiſe überhaupt noch ſchreiben. Man ſollte Shakſpeare, wie die Bibel, nicht nachahmen, nur ſtudiren. Man macht es ſich leicht, will man auf Alles, was über die günſtige Conſtellation, die Zeit und das Leben Shakſpeare's vorgebracht wird, mit einen Lächeln ſagen: Geſteht nur, es iſt ſein Genie, das Euch fehlt. Ja, aber Shakſpeare's größter Genieſtreich blieb immer, unter dem glänzenden Abendroth des engliſchen Heroenthums geboren zu werden, kurz vor dem Zeitalter Cromwell's und Spinoza's. Er hatte noch einen ſichtbaren Mittel- und Gipfelpunct der Welt, der wie ein gothiſcher Rieſendom die Erde an den Himmel knüpfte: das Königthum. Wenn er auf dieſe Höhen die Blitze ſeines Schickſals fallen ließ, ſo erbebte auch ſeine ganze Welt, und der tragiſche Donner erſchütterte

alle menſchliche Größe. Seine Helden durften vor das helle Licht der Gegenwart treten, ohne ſagenhaft zu verbleichen; denn die Enkel der Heinriche ſaßen vor der Bühne. Was haben die Tugenden unſeres Zeitalters mit ſolchem Heldenthum gemein? Selbſt Napoleon, der Vielen für den letzten Helden gilt, hatte kein tragiſches Ende. Dem Bürger des neunzehnten Jahrhunderts ſind die alten Könige mit der Krone auf dem Kopf fabelhafte Wunder, antediluvianiſche Mammuth's; die neuern, mit dem Stern auf der Bruſt, verfallen dem Nutzen der Welt, und werden nach dieſem, nicht als Heroen, abgeſchätzt. Ihr habt keine eigenen Heroen, keinen Glauben an das Heroenthum, und wollt doch hiſtoriſche Tragödien dichten? Es gibt wirklich Talente, die durchaus in die gigantiſchen Fußſtapfen des Briten treten wollen. Hier und da gelingt es auch, durch einen kühnen Sprung einem bequemen Schritt des Urbildes gleich zu kommen. Eine Volksſcene, eine originelle Gruppe, ſogar ein Shakſpeare'ſcher Narr kann Manchem gelingen: Niemanden ein Shakſpeare'ſcher König. Wenn jene Race ausgeſtorben, kann unſere Phantaſie ſie noch dichten? Dieſe Kleinigkeit bezeichnet die ganze Größe und die ganze Noth unſerer Zeit: die Erloſchenheit des alten und die Erwartung eines neuen poſitiven hiſtoriſchen Glaubens. Aber ſeltſam, daß dieſer Mangel an etwas Poſitivem im wirklichen Leben dem Gange der Geſchichte, in der Literatur aber nur ihren Tendenzen zugeſchrieben wird. Ein Glaube, den man von den Dichtern verlangt, ohne ihn ſelbſt zu haben, kann freilich Wunder thun. Man berufe ſich nicht auf Shakſpeare's ſogenannte Harmloſigkeit. War der Sänger vom Avon vielleicht im Beſitz der letzten Erkenntniß? Ich glaube, die Harmloſigkeit, mit der ſein göttliches Seherauge die Geſchichten der Welt wie ein prachtvolles, ſinniges Rieſenkinderſpiel vor ſich aufrollte, ohne Frage um Beſtimmung der Menſchheit oder Zweck der Welt, weil ein gewaltiges, blühendes Daſein der ganze Zweck ſchien, war die Genialität der Unſchuld. Ihr könnt aus Shakſpeare, wie aus der Welt, Alles beweiſen, Optimismus, Peſſimismus, oder die Salomoniſche Eitelkeit aller Eitelkeiten. Vielleicht liegt wirklich darin die allein ſeligmachende Erkenntniß, vielleicht gibt es keine Weisheit außerhalb dieſer Unſchuld. So gebt doch unſern Dichtern dieſe Unſchuld wieder. Könnt Ihr denn nicht geſchwind von unſerem Jahrhundert alle Zweifel nehmen, all ſeinen glühenden Durſt ſtillen, aber nicht mit den Opiaten gläubiger Myſtik, auch nicht mit den abſtracten Reſultaten der Philoſophie, die immer nur der vorletzte Ring in der endloſen Kette menſchlicher Enttäuſchungen ſind, ſondern mit der friſchen blühenden Frucht, nach der die Sinnlichkeit des Dichters verlangt? Sonſt bleibt der negativſte Inhalt aller modernen poetiſchen Speculationen immer noch poſitiver, und die unfaßbarſte Zukunftviſion eines träumenden Gemüths lebendiger, als Alles, was Eure poſitiv genannte, an einem Ende faule und am andern unreife, Welt bieten kann. Dieſe Rückſicht iſt es ja, die ſo viel edle Geiſter in die Einſamkeit ihres Ich zurückbannt, und dieſes Schickſal waltet noch, daß heut zu Tage ſelbſt die Grazie mit einem Byron'ſchen Klumpfüßchen auf die Welt kommt.

Es iſt nicht die Kraft, was der modernen Dichterwelt abgeht. Goethe's dramatiſche Geſtalten ſind auch keine Homunculi, aus Bücherſtaub geknetet, ſie können ſich, wenn nicht an Größe, doch an ergreifender Wahrheit mit den Kindern Shakſpeare's meſſen; und wenn Schiller's erhabenen Gebilden oft die individuellen Züge fehlen, die den wirklichen, menſchlichen Charakter machen, ſo glänzt dafür aus ihren Augen das Licht unſterblicher Ideen, es tönt nicht blos ein hohler Schall aus ihrem Munde, wie bei ſo manchen Neuern, die ewig nur die Loſungsworte: Zeit, Jahrhundert, Freiheit ſtammeln, und mit ihrer Ohnmacht das Jahrhundert ſammt der Freiheit Lügen ſtrafen. Goethe flüchtete ſich vor den Bewegungen ſeiner Zeit unter die Alten, und Schiller wählte immer mehr welthiſtoriſche, als national-hiſtoriſche Stoffe, dennoch haben Beide mächtig ihre Welt erfaßt. Wie feurige Cherubim verſperren ſie uns die Rückkehr in das verlorene Paradies der harmloſen Lebens- und Schöpfungsluſt, aber ſie weiſen auch auf ein künftiges, noch zu eroberndes Eden hin. Was ſeitdem auf dieſem Wege geſchaffen wurde, die Grabbe'ſchen Ungebilde, die Fauſtiſchen Nachgeburten, ſind weſenloſe Schatten, die im Zwielicht zwiſchen Grab und Auferſtehung umherirren. Denn die Ideen, welche von unſern Vätern auf uns übergingen, ſind immer mächtiger und geflügelter geworden, als die Thatkraft, die ſie ins Leben führen ſollte; und Geiſter, die um ihre Verkörperung ringen, reißen den Dichter, ſtatt ihm zu dienen, dämoniſch mit ſich fort; nur der höchſte Zauber der Lyrik vermag ſie zu zügeln. So ſank die hiſtoriſche Tragödie immer tiefer, und es erhob ſich dafür die höchſte Verflüchtigung der geſtaltenden Poeſie, das metaphyſiſche Drama. Da ſind die Charaktere, wie in Byron's Manfred, Shelley's „gefeſſelter Prometheus" und ihren Nachahmungen, blos eine dünne, durchſichtige Strahlenhülle kämpfender Ideen, die Handlung ſelbſt ein bloßer Gedankenkampf, geſtaltlos wie Muſik, doch nicht ſo lieblich.

Aber es paßt nichts bequem in die alte fertige Form, als was eben aus den alten Elementen noch einmal zusammengebraut wird; dies mag ein unterhaltendes Schattenspiel werden, ein Kunststück, aber kein Kunstwerk. Die erhabensten Offenbarungen moderner Geschichte leben als etwas Positives nur in der innern Ueberzeugung, und um den irdischen Boden der Bretterwelt berühren zu können, müßte der Dichter ihnen ein ideales Publicum, eine Art von Chor, hinzudichten, der seine Welt, in populairer Sprache dolmetschend, mit der des wirklichen Publicums vermittelte.

Es ist peinlich, mit langen und unerquicklichen Worten nur eine Verneinung auszusprechen, die ohnehin alle Welt drückt. Aber der modernen Tragödie wird einst auch ihre Sonne leuchten. Eine Welt wird aufgehen, so verschieden von der Shakspeare'schen, wie diese von der antiken. Dann werden vielleicht auf die Shakspeare'schen Könige der Erde als legitime Nachfolger die Könige der Menschheit kommen. — Bis dahin wollen wir uns mit dem, was der Tag bringt, redlich beschäftigen.

Maria von Medici. Von J. L. Klein. (Berlin, C. J. Klemann.) Dies Drama ist, wie der Dichter selbst voranschickt, der erste Theil einer Trilogie, trotzdem ein abgeschlossenes, gut aufführbares Drama. Alle Bedingungen eines regulairen Trauerspiels scheinen erfüllt, an Exposition, Knotenschürzung, Katastrophe wäre kaum etwas zu tadeln. Die Charaktere sind von einer portraitartigen Wahrheit, treu durchgeführt, reden und handeln ganz im Geist ihrer Zeit. Marschall d'Ancre, der feige, aufgeblasene italienische Günstling; die Regentin Maria, ein rathloses Weib, thöricht und kurzsichtig bei aller Schlauheit; der jesuitische Luynes; der kindische Ludwig XIII., der auf der Falkenjagd regieren lernt; der ganze, von keinem Richelieu noch gebeugte Adel, noch mehr Krieger als Höfling, dessen Privatvergnügen blutige Verschwörungen sind; der geschmeidige Condé, die trotzigen Guisen, die herrschsüchtigen Prinzessinnen; die byzantinische Hofwirthschaft, und die prätorianischen Gardecapitains, die das Weiberregiment unverschämt macht; dann der demüthige Bürgerstand, vom Adel mißhandelt, vom furchtsamen Hofe unbeschützt, den Beschränkungen der Monarchie und den Gräueln einer chronischen Anarchie ausgesetzt; das Volk, cidevant Canaille, ein Sumpf von Noth und Elend, der manchmal wilde Blasen treibt: dieses ganze bedeutungsvolle politische Treiben von Paris zu Anfang des 17. Jahrhunderts umringt uns in geschäftiger Fülle, schreit und flüstert uns in die Ohren, und es fehlt dem Allen nicht an jenen kleinen originellen Zügen und Muttermalen, die ein leibhaftiges Leben verrathen. Besonders trefflich ist der Schuster Picard; und jener ergötzlichen Scenen, wo die „Lilien aus den königlichen Gärten steigen, um in den Gossen zu baden", wo die alte Prinzeß Condé und die Conti dem schmutzigen Gassenpöbel die Hände drücken, um seinen Aufstand zur Befreiung des Prinzen Condé aus der Bastille zu benutzen, hätte sich Shakspeare selbst nicht zu schämen. Die Katastrophe bildet die Ermordung des Marschalls d'Ancre und die Verweisung Maria von Medici's nach Blois. Aber ich möchte nicht sagen, daß dieses sinnvolle Ganze ergreifen kann wie eine Tragödie. So interessant alle Figuren sind, ist doch keine einzige groß. Der Hauptheld vollends, der Florentiner Concini, ist zu verächtlich, als daß in seinem Sturz ein Schicksal menschlicher Größe zu sehen wäre. Auch Maria von Medici ist unbedeutend, wir bemitleiden und verzeihen ihre Verbrechen blos, weil sie ein Weib ist. Man kann es nicht einmal Verbrechen nennen, das wäre noch tragisch. Der Dichter hat im gewissenhaften Dienst der Geschichte sich seines eigenen Vortheils begeben, indem er sich förmlich bemühte, allen königlichen Nimbus, den Maria haben konnte, zu zerstreuen. In den feinskizzirten Geheimcabinetscenen, wo Lenore Galigai und die Regentin den Concini ausschelten, vernichtet die Satyre den Rest von Achtung, die man wenigstens vor der äußern Stellung, der politischen Bedeutung dieser Personagen hätte. So fehlt dem Ganzen bei einzelnen tieftragischen Momenten der tragische Gipfelpunct. Wir lesen Geschichte, aber mit den Augen eines Poeten, wir sehen den heraufbeschworenen Gestalten über die Schulter weg in die Zukunft; wie sich alle politischen Elemente vorbereiten, um Richelieu's gewaltiger Hand den großen Bau der Monarchie möglich zu machen. Wir sehen sogar noch weiter... Es ist sehr zu loben, daß der Dichter keine seiner Personen zum prophetischen Ausrufer der zweihundert Jahre später kommenden Revolution gemacht hat, wie wohl Andere gethan hätten. Er hat dafür mehr geleistet. Im Schuster Picard, einigen Parlamentsgliedern und Leuten aus dem Volk erkennt man deutlich die Urgroßeltern der Girondisten, Jakobiner und Fischweiber, überhaupt alle Elemente der Pariser von 1790. Man liest es im ersten Augenblicke zwischen den Zeilen. Aber ich glaube, in einer wahren, vollblütigen Tragödie würden wir, im ersten Augenblick wenigstens, gar nicht so viel zwischen den Zei-

len lesen, wenn es auch da stünde. Wir würden es vor größern Erscheinungen übersehen.

(Der Beschluß folgt.)

Reisebrief eines deutschen Theologen.

(Beschluß.)

Noch will ich zum Schluß dieser flüchtigen Bemerkungen, betreffend Kirchliches in Oesterreich, einige Inschriften hierher setzen; Aufforderungen zum Gebet, die mir besonders interessant waren. In einer der schönsten Gegenden zwischen Linz und Gmunden, im Angesicht des Traunsteins, oberhalb der prächtigen, smaragdgrünen Traun, die man unten im Thale rauschen hört, steht im freien Feld in einer kleinen Nische ein Cruzifix, und unter diesem die kindlich fromme, naive Bitte:

Mei lieber Christ, ich bitte Dich!
Mit einem Vaterunser tröste mich.

Entweder zu fassen als Bitte einer verstorbenen Seele an den Vorübergehenden, für sie ein Vaterunser zu beten, oder als Bitte an Christum selbst, daß er den Wanderer, oder wer es sonst bedarf, durch die Kraft eines Vaterunsers trösten möge. Es war mir unmöglich, dieser Einladung zu widerstehen. Weniger ergriff mich die Inschrift einer Tafel, die ich in dem wilden Thale zwischen Dorf und Hofgastein, einer der Urgegenden, fand. Hier hieß es:

O Leser, noch ein Wort,
Bet' für die armen Seelen,
Die dort die Flammen quälen,
Sie danken Dir alldort.

Seltsam naiv ist hier allerdings auch die plötzliche Apostrophe an den Leser, und die Erinnerung an die Abgeschiedenen mitten in dieser wilden, schauerlichen, einsamen Gegend jedenfalls nicht ohne Wirkung, auch für den, der weder an ein leibliches, noch an ein geistiges Fegefeuer zu glauben Lust hätte. Wenn aber in demselben Thale an einer andern Tafel geschrieben steht:

„Wenn Du bei einem Muttergottesbilde vorbeigehst, sollst „Du allezeit folgendes Grüßlein sprechen, welches der Mut„ter Gottes sehr angenehm zu sein sie selbst bezeuget hat:

„O du schneeweiße Lilie der heiligen Dreifaltigkeit,
„Du blühende Rose der himmlischen Wollustbarkeit,
„Heilige Mutter Gottes, bitt' für mich, und erlös
„mich von allem Uebel, Amen!"

so ist der Antheil der Mutter Gottes an diesem Spruch doch wohl zu gewaltsam usurpirt, und der Styl erinnert zu lebhaft an die süßliche Manier Hofmann Waldau's und seiner schlesischen Anhänger, als daß er dem kecken Reiseübermuth eines jovialen Wanderers auch nur für Augenblicke eine ernste Richtung zu geben vermöchte.

Notiz.

[Puschkin über Bulgarin. Brief aus Rußland.]

Wie der geniale Dichter*) in seinem vielbewegten Leben überall poetischer Mensch war, und nirgends die strengste Handhabung seiner poetischen Gerechtigkeit vernachlässigte, so hat er namentlich gegen das hohle Phrasengeklingel eines feigen Bramarbasirens, gegen die chamäleonischen Ausdrucksfarben übertünchter Gemeinheit eine mehr als gewöhnliche Verachtung und oft eine gränzenlose Erbitterung an den Tag gelegt. Es konnte daher nicht fehlen, daß der servile Romanschreiber und oberflächliche Räsonneur Herr Thaddäus Bulgarin, Puschkin's Unwillen im höchsten Grade erregte. War es doch nur das Bischen Styl und die Freund- und Gönnerschaft des Herrn Staatsraths Gretsch, die dem Verfasser des Iwan Wischigin Gunst und Namen erwarben, und er selbst war bei all seiner Schreibgewandtheit so wenig im Stande seine Gesinnung zu verdecken, daß sie auch seinem „jüdischen Schenkwirth" mitten unter den Betrachtungen über die „mens sana in corpore sano" leicht handgreiflich gewesen wäre. Puschkin ließ wider ihn folgendes Epigramm los, das wir als das Anathema einer edlen Seele gegen wetterwendische Charakterlosigkeit bezeichnen möchten. Wo es zuerst veröffentlicht worden, wissen wir nicht; seit längerer Zeit aber circulirt es auch handschriftlich in Rußland und ist fast überall bekannt. Wir theilen es hier in einer möglich treuen, wörtlichen Uebertragung mit, und bemerken nur noch, daß man in den Worten „Tatarin", „Bulgarin" die russische Endung der Volksnamen „Tatarn, Bulgarn" findet. Um das Wortspiel treu wiederzugeben, mußten wir auch diese beibehalten.

An Thaddej Bulgarin.

Kein Unglück ist's, daß du ein Pole bist,
Was auch Kosciusko, was Mickiewicz ist —
Und wärst du meinetwegen auch Tatarin,
Ich sehe wahrlich hier nichts Schlimmes ein,
Du könntest ehrenvoll auch Jude sein —
Das ist das Unglück nur, daß du Bulgarin!

Ei, seht ihn doch mit Taschenspielerscherzen —
Welch edles, musterhaft Sarmatenblut!
Ei, seht wie listig in dem treuen Herzen
Die Liebe zu dem Vaterlande ruht!

Ihm gnügt es nicht, daß unter Frankreichs Schilde
Er feindlich gegen Rußlands Heere stritt,
Daß er, ein Feigling auf dem Schlachtgefilde,
Gar viele Todesangst ums Leben litt; —

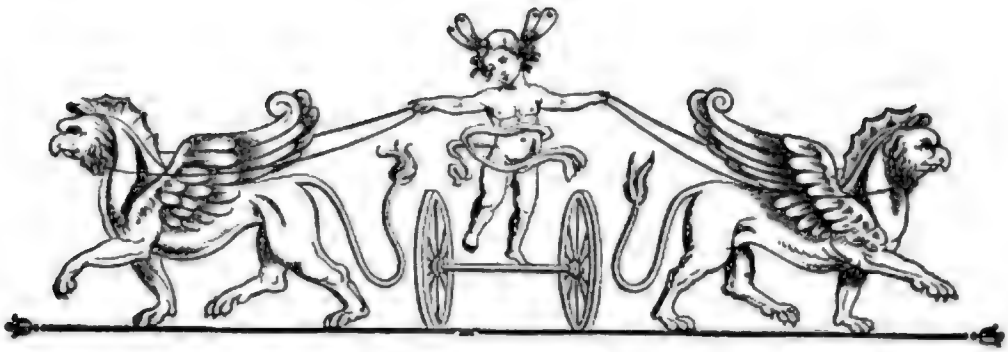
Seht den Verräther, seht den feigen Hudler,
Der Namen wechselt' und der Treue brach —
Kein Krieger mehr, — ein Schreiber und ein Sudler!
Ein Russe gar zu unsrer Tage Schmach!

Die Polen hat er zweifach nur erfreut,
Da zweifach er die Schwüre bricht und wendet:
Hat Polen doch von einem Wicht befreit,
Und Rußland durch die Brüderschaft geschändet. —

E. M.

*) Ueber Lippert's Uebersetzungen Puschkin's (Leipzig, bei Engelmann) berichten wir nächstens. D. Red.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 52. — den 13. März 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Dramatische Poesie.

(Beschluß.)

Leben und Thaten Emerich Tököly's und seiner Streitgenossen. Ein historisches Drama von A. Z. (Leipzig, W. Einhorn.) Wir sind die Würdigung dieser interessanten Dichtung unseren Lesern lange schuldig geblieben, nicht, weil zu wenig, sondern fast, weil zu viel darüber zu sagen wäre. Es ist keine Uebertreibung, zu behaupten, daß in dem Geist und in der Geschichte dieses Buches sich die Leiden und Freuden des heutigen Ungarns spiegeln. Eine Muse, ihrer Muttersprache und ihrem Verstande nach deutsch, mit ihren Empfindungen im ungarischen Patriotismus wurzelnd, die in Ungarn selbst nicht laut werden darf, und ihr Kind in Leipzig drucken läßt, so daß es von den Magyaren gar nicht gekannt oder nicht verstanden, von der deutschen Literatur aber als Stiefkind behandelt und nur nach ästhetischen Gesetzen gerichtet wird — das bezeichnet wirklich die Verlorenheit ungarischer Zustände. — Der chronikartige Titel verräth gleich die Naivetät des Verfassers. Tököly, der edelwilde magyarische Graf, der türkischer Condottiere wurde, um die Jesuiten und die österreichischen Ferdinands zu bekämpfen, bietet in seinem episch bewegten Leben keinen Punkt, auf dem sich etwas Dramatisches concentriren ließe. Das größte Talent kann aus solchem Thema keinen Götz von Berlichingen schaffen. Trotz dieser Schwierigkeiten zeigt der anonyme Verfasser eine Kraft im Charakterisiren, die vielen unserer hochgebildeten Dramatiker zu wünschen wäre. Was beim Dichter der Maria von Medici als ein Product tiefen historischen Verstandes und reicher Studien erscheint, die treue Charakterzeichnung, sieht hier wie eine Frucht naiver, volkspoetischer Anschauung aus. Die lange Reihe von Volksscenen, Schlacht-, Lager- und Haidebildern erhält noch einen besonderen Reiz durch die Mannichfaltigkeit der verschiedenen, scharf markirten Nationalitäten und Stände, die darin durcheinander greifen. Slaven, Zigeuner, Juden, deutsche Lanzenknechte, feurige Magyaren, diabolische Kurutzen, schüchterne Bürger, fette Bischöfe, magere Pastoren, und die vorsichtigen, thatscheuen, halb erkauften Magnaten, Alle auf ein Haar getroffen. Es scheint allerdings, daß man in Ungarn, dem Lande der vielen Nationen, solche Anschauungen leichter gewinnen kann. Leider müßte man, um den Werth des Ganzen zu würdigen, alle Einzelnheiten mustern, da diese beinahe als selbständige, nur lose mit einander zusammenhängende, Gedichte anzusehen sind. Es genüge hier, auf Einiges aufmerksam zu machen, auf den wilden Kurutzenhäuptling Wladár, den französischen Marschall Boham, und die Verhandlungen auf dem Landtage, wo man die gravamina von heutzutage zu hören glaubt, vor Allem auf Tököly, an dem selbst das ciceronianische Pathos und die Redensarten von Brutus, Cato und Decius Mus höchst natürlich sind, denn er ist, wie alle Ungarn jener Zeit, durch und durch lateinisch erzogen; die eingeflochtenen geistlichen Lieder der Evangelischen sind voll protestantischer Nüchternheit, hingegen ist die Ballade vom

Zigeunerliedchen vortrefflich, auch ist die alte Rakóczy-Weise unseres Wissens hier zum ersten Male übersetzt. Einige Strophen mögen hier einen Platz finden, weil sie die wildelegische Färbung ungarischer Nationalpoesie wiedergeben:

Wo ist der Held, der vor uns zog,
Wenn Schlachtruf war erklungen,
Wie Gottes Blitz zum Kampfe flog,
Die Streitart hoch geschwungen?

Die Wetternacht hat ausgestürmt,
Die Wahlstatt ist voll Raben,
Und unter Leichen hochgethürmt,
Da liegt der Held begraben.

Die Art klemmt in der todten Faust,
Zersplittert Wucht und Scheide, —
Sein Roß, das sonst so keck gebraus't,
Rennt zitternd auf der Haide. J. K.

Saul, Trauerspiel von Karl Beck. (Leipzig, Wösenberg.) Dieses Drama ist eine Oper, nur mit dem Unterschiede, daß der Dichter selbst die Musik dazu gibt. Dies Drama spielen lauter Lyriker, jeder besingt seine Stimmung, schwelgt in seinen Gefühlen, jeder singt Arien, aber im sprachlichen Rhythmus. Mit Saul und David hat sich Beck's Natur gleichsam gespalten, zwei Seiten seines Wesens haben sich als selbstständige Consequenzen in diesen beiden Figuren weiter ausgeführt. Jonathan und Merob sind auch Träger lyrischer Stimmungen, wie sie schon in Beck's „stillen Liedern" angetönt wurden, und hier, wo wir Drastisches wollen, in Weichlichkeit ausarten. Moab, der Heide, ist eine Zuthat, mit welcher Beck einen dramatischen Gegensatz erzielte. Wie jedoch im gemeinen Leben ein begleitender Kammerdiener nur eine Ergänzung, keinen Gegensatz zu seinem Herrn abgibt, so ist Moab in der Dichtung nur dazu da, um Saul zu seinem eigenen Selbst zu verhelfen, um das Feuer in ihm zu schüren, das dann mit erneutem Ausbruch tobt und zischt und dampft; Moab ist nur ein Hebel, um das lyrische Räderwerk in Saul von neuem in Bewegung zu setzen. — Es ist aber auch Handlung im Stück! — hör' ich als Entgegnung. Im dritten Act stürmt Saul den Tempel, der ihm den Knaben David birgt. Im vierten erzielt der Dichter mit dem Besuch David's in der Höhle dramatische Spannung. Wir hören dann und wann im Stücke Schlachtenlärm, die Scene ist besetzt, die Bühne voll. Ist das Alles nicht dramatisches Leben? — Mißverstehen wir uns nicht; das Alles ist Opernlärm, nicht dramatische Action; das dramatische Leben muß in der Seele des Stückes, in dem innerlich treibenden und getriebenen Gange der Handlung zu finden sein, falls es sich finden läßt. Ein Stück kann äußerlich ganz schlicht und simpel sein, es kann, wie man zu sagen pflegt, auf den Bretern nichts Besonderes vorgehen, aber das Stück ist um deswillen doch dramatisch, wenn die Handlung den dialectischen Zusammenhang eines innern Lebens bekundet, wenn man die geheime Gewalt eines Fortschrittes wittert, und der Reiz nicht ein momentaner bleibt, der sich von Scene zu Scene erledigt, sondern sich als jene Spannung merklich macht, welche der Dichter zu einem großen Entscheidungsproceß vorbereitet, zu einem großen Moment hinaufsteigert. Das ist die innere Dramatik eines Gedichtes. Ob zu dieser noch die äußere kommt, wie bei Shakspeare, wo sich die Gewalt einer üppigen Sinnlichkeit mit strotzender Gesundheit Bahn bricht, hindert nicht, die griechische Tragödie in ihrer Art für eben so dramatisch zu halten. Aeußerlich unscheinbar und kärglich an Lebensfülle, ist das classische Drama der Alten gerade um seiner innern fortschreitenden Stetigkeit, um der klugen Gliederung seines Themas, um der sichern Anlage der Fäden willen, meisterlich und musterhaft. Und bei aller Willkür der episodenhaften Romantik geht durch die Shakspeare'sche Tragödie nicht minder dasselbe einfache Gesetz der Steigerung des Hauptinteresses bis zu einem Puncte, wo sich das Stück gipfelt. Nicht blos das Intriguenstück, auch die historische Tragödie gibt sich dies Gesetz, denn an dieser Bedingung hängt ihr dramatisches Leben. Ohne diese Arsis und Thesis, möcht' ich sagen, ist gar kein Drama möglich.

Beck's Drama ist undramatisch, weil es lauter lyrische Dichter sind, die es aufführen. Das hat es mit dem spanischen Drama gemein. Aber Beck's Saul ist auch in seiner Structur, in der Anlage des Stoffes, undramatisch. Sein Saul tritt als fertiger Mensch gleich in die erste Scene. Lebensmüde, vom Argwohn abgehetzt, im wilden Taumel zwischen Haß und Liebe geschaukelt, so erscheint er gleich im Beginn. Der Wahnsinn hat kaum noch an ihm zu vollenden, der Stamm ist mürbe, von vornherein ist der Held des Dramas zum Sturze reif. Vielleicht aber wollte uns der Dichter an dem aufsprossenden Leben des kleinen David dramatischen Ersatz schaffen? — Da muß ich jedoch freilich sagen, daß sein David eine zu dünne Figur ist, um ganze fünf Acte auf seine Schultern zu nehmen, seine Entwickelung jedenfalls neben dem lastenden Gewicht des melancholischen Saul nicht reich und voll genug erscheint.

Indem ich der Figur Saul, wie dem ganzen Bau des Dramas Saul den dramatiſchen Charakter abſpreche, läugne ich nicht den poetiſchen Werth des Stückes. So wenig als an einem Byron'ſchen Drama, am Manfred oder andern. Es iſt in Beck's Saul ſo viel muſikaliſche Poeſie, als er nur je gegeben hat. Aber es handelt ſich darum, ob Beck einen Begriff habe vom Drama, ob ſein Naturell hier Fuß gefaßt habe, faſſen werde. Werfen wir einen genaueren Blick in die innere Architectur des Gedichtes. Verräth ſich hier in irgend einem Zuge dramatiſcher Sinn? — Der erſte Act zeigt uns den wahnſinnig wüthenden Saul, wie ihn ein Harfenlied David's beſchwichtigt. Der Dämon iſt geſühnt, zwei lyriſche Sänger liegen ſich in den Armen; der Act ſchließt mit Befriedigung. Der aufbrauſende Saul und der von guten Geiſtern geſühnte, das iſt das Thema. Saul's Melancholie iſt eine fertig überkommene, nicht vor uns gewordene; ſeine Sühne geſchieht durch Muſik, durch plötzliches Beſinnen auf ſeine beſſere Natur. Das iſt Alles, müſſen wir ſagen, lyriſche Thatſache, oder vielmehr lyriſches Ereigniß. Und dieſe ganze Situation erledigt bereits der erſte Act vollſtändig, die folgenden Acte ſind nur Variationen deſſelben Themas. Dreimal ſetzt der Held zum Toben an, dreimal beſchwichtigt ihn ein guter Genius, bis ihn ſchließlich Samuel's Fluch ereilt. Lauter Oper, lyriſches Oratorium, kein Drama.

Soll ich noch ein beſonderes Kennzeichen angeben, das den lyriſchen Dichter bezeichnet und vom dramatiſchen unterſcheidet? Statt eine Wirkung vorzubereiten und feſt und ſicher herbeizuführen, ſetzt der Lyriker ſie voraus und ſchwelgt in ihren Conſequenzen. Das iſt die Ohnmacht der Lyrik, aller Dichtung gegenüber, die das Object hinſtellt und die Sache ſelber wirken läßt, dieſe Dichtung ſei nun dramatiſche oder epiſche, d. h. für uns Romanzenpoeſie.

Nehmen wir nun den Saul als lyriſches Product, als eine Dichtung, die Situationen componirt, um den Duft und den Glanz lyriſcher Entzückung zu motiviren, ſo iſt dies Erzeugniß Beck's ſo reich an echten Schönheiten wie ſeine früheren. Ob Beck's Dichtung durch den gutmüthigen Irrthum, er könne mit dem Rauſche ſeiner lyriſchen Muſik theatraliſche Wirkung herbeiführen, gelitten habe, iſt nicht leicht zu entſcheiden; jedenfalls hätte die alte Hiſtorie vom Saul und David unter ſeiner Hand gewonnen, wenn er ſie in einer Reihe von Romanzen, in einem Cyklus von Scenen dargeſtellt hätte.

Mit einem ſolchen Romanzencyclus, der einen ungariſchen Roßhirten zum Helden hat, iſt der Dichter ſchon ſeit längerer Zeit beſchäftigt.

Correſpondenz.

Aus Berlin.

[Literariſche Andeutungen.]

Die augsburger Allgemeine (in der Beilage zu Nr. 63.) iſt mir ſchon zuvorgekommen, und ich kann Ihnen nur nachträglich von Hrn. v. Orlich's Geſchichte der ſchleſiſchen Kriege melden, die zu Anfang des nächſten Monats, am 10. April, am Tage der Schlacht von Mollwitz, mit welcher das große Schauſpiel des Krieges begann, ausgegeben werden ſoll. Der Verf., Lieutenant bei der Garde, hat im deſſauer Archiv 2000, meiſtens eigenhändige deutſche Briefe des großen Friedrich an Fürſt Leopold und den Erbprinzen Leopold, gegen 1000 an den Fürſten Moritz von Anhalt, auf den ſiebenjährigen Krieg bezüglich, benutzt. Man begreift, wie wichtig dieſe Urkunden ſind. Höchſt merkwürdig in Bezug auf die Schlacht bei Keſſelsdorf iſt die Ermittelung, daß Leopold, der ſeinen alten Ruhm nicht aufs Spiel ſetzen wollte, ſie nur auf abſoluten Befehl des Königs lieferte. Friedrich zwang ihn dazu und Leopold ſiegte alſo auf Commando.

Das Verbot der „Vier Fragen eines Oſtpreußen", die in Mannheim bei Hoff erſchienen, könnte faſt im Publikum den Glauben verbreiten, die Behauptungen dieſer ariſtokratiſchen Oppoſition in Oſtpreußen ſeien unwiderlegbar. Was doch nicht der Fall iſt. Indeß hat das Verbot der Schrift zu ihrer Widerlegung unluſtig gemacht, und da ſie vielfach verbreitet iſt, hat ſie nun eine um ſo leidenſchaftlichere, blindere Wirkung. — So lange die Preſſe nicht frei iſt, bleibt jede Entwickelung zur Oeffentlichkeit unächt, ſchief und halb.

Die preußiſche Staatszeitung hat für die Dauer der Landtagsverhandlungen ein beſonderes Abonnement eröffnet. Sonſt muß für uns noch immer die leipziger Allgemeine als Organ deſſen gelten, was wir an Oeffentlichkeit zu bieten haben. Und wie viel Schadhaftes, Troſtloſes und Unfreies von hier aus in Leipzig an den Tag kommt, beweiſen unter Anderem die poetiſchen Inſerate, womit dieſe Zeitung vor Kurzem überdrängt wurde. Es wäre thöricht, das Blatt deshalb anzuklagen; dies Blatt ſchreibt das Publikum und kann nicht beſſer ſein wollen als dieſes.

Vergeblich ſucht' ich in Ihrer Zeitung ein anerkennendes Wort über Dr. J. L. Klein's Broſchüre über die berliner Kunſtausſtellung des vorigen Jahres (Berlin, Klemann). Der Verfaſſer nannte ſich nicht, aber man kennt ihn bereits aus einem früheren Kunſtausſtellungsbericht. In Ihren Blättern las man vor Jahren ſeine begeiſterte Schilderung der Jo von Correggio, die unſer Muſeum beſitzt. Noch früher einige humoriſtiſch-philoſophiſche Skizzen in den Blättern für literariſche Unterhaltung. Was er für die ehedem baltiſchen, ſpäter deutſchen Blätter ſchrieb, war wohl flüchtiger hingeworfen. Möchte er ſeine Aufſätze ſammeln, zumal ſein Drama Maria von Medici ihn jetzt der Welt als ein Talent von ſeltener Beſchaffenheit hinſtellen wird. Ueppige Phantaſie und Schärfe der Satyre gehen in ſeiner trunke-

nen Weltanschauung Hand in Hand. Ich sage trunken, denn Alles drängt in Klein's Auffassung zu einer schwelgerischen Beschaulichkeit. Wo er geißelt, wie in seiner Kritik von Gemälden, bereitet sich sein Esprit ein Autodafé mit Pomp und Jubel. Vorzüglich breitet er sich in der kleinen Schrift über Paul de la Roche's Bilder aus. Oft verschwendet er Witz und Intelligenz an zu geringfügige Objekte. Auch hat sich sein Styl in jeanpaulisirende Manierirtheit verloren. †.

Notizen.

[Merkelius redivivus. Eine psychologische Merkwürdigkeit. Eingesandt.]

Wie vergeßlich macht doch das Alter! — Ein recht auffallender Beweis hiervon ist in der Abendzeitung, Nr. 9. d. J. zu lesen. Da rügt es Hr. Gotlieb Merkel in einem kleinen Aufsatze mit der Ueberschrift: „Miscellen", daß viele Schriftsteller jetzt die beiden Worte „Verderbtheit" und „Verdorbenheit" mit einander verwechseln, und daß er noch eben die Rüge eines sehr derb auftretenden Kritikers gegen die „Verdorbenheit der Sitten" gelesen habe. Dann setzt er hinzu: „Eines Kritikers; ich versichere es. Aber die ästhetische Kritik ist denn freilich jetzt hier und dort in sehr gebrechlichen Händen". Wer wollte dies leugnen? Aber weiß denn Hr. G. Merkel gar nicht mehr, daß diese Klage auch im Anfange des jetzigen Jahrhunderts, als er die „Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigsten Producte der schönen Literatur" schrieb und Herausgeber des „Freimüthigen" war, geführt wurde, und daß er — Hr. Gotlieb Merkel — ganz vorzüglich Veranlassung hierzu gab? In dem Kampfe gegen die damalige „neue Schule" trat Hr. Merkel auch sehr derb und keck in seinen Kritiken auf, ob ihm gleich die Schlegel so sehr an Kenntnissen und kritischem Scharfsinn überlegen waren. — Erinnert er sich denn gar nicht mehr des so beifällig belachten Schlegel'schen Triolets, das ungefähr so lautete:

Mit einem kleinen Triolett
will ich Dir kleiner Merkel dienen.
Verwirrst Du mächtige Terzinen
mit einem kleinen Triolet?
Ei, ei! Bei solchen Kenner-Mienen!
Mit einem kleinen Triolett
will ich Dir, kleiner Merkel, dienen.

Hat Hr. Merkel denn ganz und gar vergessen, daß er die Veranlassung zu diesem Triolett in einer seiner Kritiken durch ignorante Verwechselung von Triolett und Terzine gegeben hatte? — Wer in der Zeit seiner geräuschvollsten literarisch-kritischen Thätigkeit einen so argen Bock zu schießen im Stande war, der sollte doch nicht mit schulmeisterlicher Altersmiene von einer Verwechselung der Wörter Verderbtheit und Verdorbenheit Veranlassung nehmen, der Welt zu verkündigen, daß „jetzt freilich hier und dort die Kritik in sehr gebrechlichen Händen" sei! — Weiß H. Merkel denn nicht, daß A. W. Schlegel noch in Bonn lebt, vor dem er sich durch seine jetzige Rüge auf eine ganz unerhörte Weise lächerlich macht? — Oder sollte er sich wirklich jenes Triolets, das seinem literarischen Rufe eine nie geheilte Wunde versetzte, wirklich nicht mehr erinnern? —. Das wäre, da er in neuerer Zeit von so manchen andern Verhältnissen und Vorfällen aus jener alten Zeit zu schwatzen gewußt hat, in der That eine merkwürdige psychologische Erscheinung. Mag es indessen mit seinem Gedächtniß auch noch so schlecht stehen: so scheint ihm von der alten, dreisten Anmaßung noch mehr, als erfreulich ist, übrig geblieben zu sein!

[Musik in Leipzig.]

Im Benefizconcert der Gewandhausconcertsängerin Frl. Sophie Schloß hörten wir an Neuigkeiten zwei Lieder von Lindblad und von Rudolph Hirsch. Das Lied des schwedischen Componisten, von dem wir vorjährig eine etwas breitspurig einherschreitende Symphonie hörten, athmet den Genius der naiven und herzlichen Frische, wie wir ihn nur in Weber'schen Volksmelodien treffen. Das Gesangstück von Hirsch schien Scene aus einer Operette und gehört wohl auf die Bühne. (Der Componist ist auch lyrischer Dichter, gab vor Zeiten ein Frühlingsalbum und läßt hier in Leipzig einen Cyclus Balladen, Text und Musik von ihm, erscheinen.) Frln. Schloß sang beide Pièçen sehr brav, auch was sie sonst von Bellini und Mozart vortrug. Hr. David spielte seine neuen Variationen auf Schubert's Lob der Thränen; sein schöner Vortrag der Melodie war wirklicher Gesang.

An Neuigkeiten ward uns in den Abonnementsconcerten eine Ouvertüre von Veit geboten; ein uns fremder Name, obwohl der Zettel das Stück als Op. 39 vorführte. Er gehört jedenfalls der neuesten Schule an; seine Ouvertüre ist sinnig, klar, ohne Schwulst, aber ohne weitere hervortretende Eigenthümlichkeiten.

Vor einem kleinen Kreise in der Buchhändlerbörse gab Madame Duflot-Maillard eine musikalische Abendunterhaltung. Der Zettel nannte sie erste Sängerin der mailänder Scala. Ihr Name ist französisch, auch hat ihr Gesang französische Accentuirung und Effectuirung. Ihre Schule ist sonst italienisch, ihre Stimme nicht mehr jugendlich, aber ihr Vortrag eine vollendete Virtuosität. Sie sang Pièçen von Donizetti, Rossini und Bellini. Eine junge Dänin, Frln. Amalie Rieffel, trug im Concert der Sängerin einige Stücke auf dem Pianoforte vor, gutmüthig, aber langweilig.

[Chevalier Saint-Georges.]

Wenn die Farbigen dereinst auftreten und ihre Menschenrechte fordern, dann beginnt eine neue Phase der Weltgeschichte. Die französische Literatur bemächtigt sich nicht der Lebensfragen, aber sie benutzt das poetische Interesse, das dieser heiße Menschenschlag, diese genialen Bastarde zweier Racen für sich in Anspruch nehmen. Wir sprachen unlängst von Beauvoir's Roman, der den Chevalier Saint-Georges zum Helden hat. Auch als Held eines Dramas macht der braune Don Juan sein Glück. Als Verfasser desselben nennen sich Beauvoir und Melleville, der Autor des pikanten Elle est folle. Wir sahen es auf der leipziger Bühne. Hrn. Düringer gelangen als Saint-Georges die rührenden Scenen, weniger die jubelnde Lustigkeit; jugendlichen Leichtsinn gibt er immer zu aufgelöst, wo nicht schlottericht, während sein Humor in älteren Rollen nicht ohne Grazie ist. Als Erscheinung war er unnöthig entstellt, mehr Neger als Mulatte.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 53. — den 15. März 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Deutsch und Polnisch.

Novelle von Julius Krebs.

1.

Es war Sonntagsabend. Im Wintergarten zu Breslau, dieser reizenden phantastischen Schöpfung, wandelte eine fashionable Menge auf und nieder, und gewährte neben dem sitzenden Theile der Gesellschaft ein recht treffendes behagliches Lebensbildchen. Denn in solchen grünen Räumen muß sich ja ideal auch das ganze Dasein fortbewegen, wenn es nicht sofort unerträglich werden soll. Wie hier die heitere Cobea scandens den Saal und dessen Seitengänge überklettert, so umzieht die Hoffnung ringsum freundlich dem Lebenswandler das dürre Sparrwerk seiner Verhältnisse. Im Vorgrunde dort umgrünt die Schlingpflanze vier Obelisken, zwischen denen ein Springbrunnen über einen Lampenkranz plätschert, und manche erfüllte Hoffnung erhebt gleich ihnen sich als eine Triumphsäule aus der unfruchtbaren Lebensfläche, und blickt dann stolz nieder auf die mährchenhafte Cascade eines Dichtertraumes neben ihr. Im Fond des Saales stehen, den Obelisken gegenüber, ernst und hoch zwei Cypressen zu beiden Seiten eines Spiegels. Sie erscheinen neben diesem Symbole der Selbsterkenntniß und Eitelkeit wie zwei Soldaten der alten Garde der Menschheit — der Trauer. Um sie her aber drängt die Blumengöttin mit verschwenderischer Fülle die lieblichsten Gruppen von Camellien, Päonien und Cyklamen, als wollte sie das Leben mit jenen langen dunkeln Fingerzeigen seiner Vernichtung vertraut machen. Bacchus und Hebe geben übrigens noch eine heitere Bedeutung in der Nähe der Cypressen. In den rechts und links auslaufenden Laubengängen repräsentirt eine lange Reihe Büsten der Alten die menschheitliche Geistesgröße; und jeder Gang hat einen heitern antiken Abschluß; hier im Standbilde der Venus, dort in dem des Apoll, umzogen von reizenden Blumengruppen, worin Passifloren und Epheu eine sinnige Hindeutung enthalten. Die amerikanische Agave und die prächtige Magnolie geben die transatlantischen Züge des poetischen Bildes, welches ein breiter Spiegel verdoppelt. An der ganzen Glasseite der Colonnaden und des Saales hin wuchern unzählige Napfgefäße, zum Theil erhöht und von zierlichen Korbgeflechten umschlossen, zum Theil am Boden, wie das vereinzelte höhere graziöse und niedere unbeachtete Streben der Menschen. Nirgend ist in diesem reichen sinnig geordneten Bildersaale der Flora eine einseitige düstere oder abgeschlossene christliche Betrachtung erweckt; überall findet hier der Philosoph eine Perspective auf das ganze Leben, der Poet einen Tempel des Phantasus, und der Verstandesmensch die ästhetische Emancipation des Vergnügens.

Aus einer der Logen im Fond des Saales schauten auf die ergötzlich in den Tonwellen des Concerts sich bewegende Menge zwei junge Männer herab. Die eine hochgeschossene hagere Gestalt, mit einem gutmüthigen gleichgültigen Gesichte und blondem malerischen Locken-

falle, war sehr fein gekleidet, trug eine Brille und lehnte sich behaglich über die Logenbrüstung. Der Andere, von gedrungener Mittelgröße, irrte theilnahmloser mit den dunkeln Augen auf den sich leicht verschlingenden und wieder lösenden Wandlergruppen umher. Er war nichts weniger als schön. Das schlichte dunkelbraune Haar hing ihm kunstlos, ja unordentlich in das von seinen Pockenspuren und einem Säbelhiebe genarbte bleiche Gesicht; aber es war der interessante Spiegel einer gewissen geistigen Größe, eines eigenthümlichen Schmerzes, den der etwas breite lächelnde Mund zu ironisiren schien. Er hatte träumerisch den Kopf in die linke Hand gestützt, während unruhig die rechte den geschmacklosen Mackintosh, der ihn einhüllte, auf- und zuknöpfte.

Der Blonde bemerkte die Spielerei und sagte: „Sie werden ja nicht fertig, Herr v. Burakowski."

Der Pole sah ihn bitter lächelnd an. „Sie haben Recht, es ist eine nutzlose Arbeit," erwiederte er tonlos. „Ich versinnliche mir damit nur die oft nicht weniger fruchtlosen Bemühungen der Völkergeschichte."

Eduard v. Burgheim faßte seine Hand und sagte mit weicher Theilnahme: „Wollen Ihre finstern Träume Sie auch hier nicht verlassen, Stanislaus?! Ermannen Sie sich doch! Ziehen Sie gewaltsam den Blick ab von dieser feindlichen Gährung Ihrer edlen Elemente, indem Sie als Kosmopolit den Gesichtskreis erweitern. Denken Sie, daß Ihr Polen nicht die Welt ist, daß aber ein Mann von Ihrem Geist und Herzen berufen ist, voll Freudigkeit die Versöhung dieser Welt mit der Geschichte durch die Entwickelung wahrer Humanität herbeiführen zu helfen, und diese ist von den politischen Verhältnissen nicht unmittelbar abhängig."

Stanislaus verneinte stumm durch eine Kopfbewegung, — „Sie sind ein kräftiger Geist und ein edler Mensch, Burgheim; Sie urtheilen von Ihrem Standpuncte aus, dessen Sie sich vollkommen bewußt sind, und haben für ihn auch vollkommen Recht, so weit ich Sie zu verstehen glaube. Aber erlauben Sie mir auch, für den meinigen dasselbe Recht in Anspruch zu nehmen. Das Recht der Wahrheit ist ja so ausgedehnt, daß es zuletzt Jedem zufällt, auch wenn es nur von den Streiflichtern der Morgen- oder Abenddämmerung menschlicher Erkenntniß, nicht von voller zweifelloser Sonne bestrahlt wird, wie ich dies kühn von unsern Ansichten rühme. Denn die schöpferische Weisheit sorgte dafür, daß die Weltbewegung weder durch die einzelne Sisyphusarbeit der Geschichte noch der Individualität Etwas von ihrer Ordnung und Stetigkeit verliert, sondern alle die kleinen in ihr enthaltenen Kreisläufe selbst in ihren Abirrungen, den Kometen gleich, ihr wunderbar dienen müssen."

„Sie holen ein wenig weit aus, mein Freund," bemerkte Eduard.

„Ihr Deutschen dringt ja beständig auf die tiefste Gründlichkeit, sogar in Nebendingen. Ihr besteigt gelegentlich einen Berg, um einen Maulwurfshügel durchs Fernrohr betrachten zu können; um so mehr muß man bei Euch bedacht darauf sein, die Ansicht von Weltangelegenheiten durch die weiteste geistige Perspective zu rechtfertigen. Die Wahrheit ist und bleibt dabei der zu visirende Punct als Kampfpreis, aber es ist dieser nicht mit dem Kampfe, den Kämpfern und deren Stellungen selbst zu verwechseln, wie dies so häufig in der gewöhnlichen Begriffsverwirrung geschieht. Der weltbürgerliche Standpunct ist ideal der allgemeine der Völker, dem sie sich mehr und weniger real, je nach ihrem nationalen Bewußtsein, nähern. Wo die Nationalität so verschwommen ist, wie seit dem dreißigjährigen Kriege bei den Deutschen, mag sie bei dem einzelnen gesinnungskräftigen Geiste sich eben so leicht zu einer höhern Weltanschauung erheben, als sie die Masse in dumpfe Gesinnungslosigkeit versinken läßt."

Als sollten die Worte des Polen sofort factische Widerlegung finden, begann so eben das Orchester das bekannte Rheinlied, und zwar nach der breslauer Preiscomposition des talentvollen Joseph Lenz, wobei in der Gesellschaft die lebhafteste Theilnahme bemerklich wurde.

„Wie nun?" fragte mit scherzendem Triumphe Eduard; „haben wir nicht Nationalgefühl? Singt nicht der Deutsche von der Donau bis zum Belt, von der Oder bis zum Rheine selbst sein deutsches Rheinlied?"

„Fragen Sie lieber: Spielen wir nicht einmal eine höchst wundersame Tragikomödie mit unsern Nationalgefühlen?" entgegnete Stanislaus. — „Wundersam ist das Schauspiel deshalb, weil es so allgemein ist; tragikomisch aber, weil diese der Neuigkeitssucht vom Speculationsgeiste glücklich abgerungene Allgemeinheit in den unzähligen Compositionen des Liedes wieder durch sich selbst treffend persiflirt wird, und dabei zugleich an die politische Zerrissenheit und nationale Zerfahrenheit Deutschlands schmerzlich erinnert. Das Rheinlied ist die merkwürdigste Ironie der deutschen Zustände. Nein, ich denke besser von dem Charakter und der Weltbedeutung des Deutschthums, als daß es nöthig habe, seinen mittelalterlichen Hanswurst mit französischen Lappen aufzuputzen."

Eduard zog bei der herben Bemerkung die Stirn kraus und sagte: „Sie übertreiben, Stanislaus!"

„Lassen Sie mich fortfahren und unsere erste Gesprächsrichtung wiedererlangen!" bat dieser. „Der deutsche Enthusiasmus wird mir achtungswerth sein, sobald er nicht ein erkünsteltes, sondern aus der Gemüthstiefe des Volks unzweifelhaft hervorgegangenes Gepräge trägt, und dies wird sich auch ohne Rheinlieder zeigen, sobald das geistig nationale Leben wirklich bedroht ist, wie bei den Siegen des Korsen."

„Also auf eine ähnliche Unterdrückung sollen wir erst warten, ehe Sie uns den Besitz eines Nationalliedes zugestehen?" warf Eduard bitter dazwischen.

„Die Franzosen werden vor dem Becker'schen Rheinliede nicht davonlaufen, wenn sie wirklich den Rhein überschreiten sollten, glauben Sie es mir. Eben so gewiß aber werden die deutschen Heere sich durch eine der 99 Melodien des Liedes nicht einen Funken Begeisterung mehr in die Seele spielen lassen, wenigstens würde diese blos musikalisch aufgetriebene Flamme nicht einen Schritt näher zum Siege führen. Ich behaupte, deutsche Lieder von solcher politischen Demonstration werden nach der Kriegserklärung immer noch früh genug gedichtet; Schlachtlieder am würdigsten eine Stunde vor der Schlacht, wie das von Körner; sonst werden sie in ihrer praktischen Bedeutung gewiß vergessen. Die patriotische Poesie muß ihrer Natur nach an einer wirklich geschichtlichen Thatsache, nicht an bloßem Zeitungsgeschrei, sich entzünden, sonst ist die Begeisterung davon eine Fidibusflamme. Was positiv wahr ist, ist jedesmal auch recht; aber es muß eben wahr sein, d. h. aus dem Conflicte der Verhältnisse als nothwendiges Resultat hervorgegangen, sonst zeigt, im Kleinen wie im Großen, die Geschichte früher oder später die Lüge als lächerlich auf. Eine solche ist immer abgeschmackter als eine lächerliche Wahrheit. Dahin rechne ich, daß die Franzosen alle politischen Meinungen und Erscheinungen des Tages zur Komödie einrichten; wollen es aber die Deutschen nachahmen, so ist es eine lächerliche Lüge, denn es steht in offenem Widerspruche mit ihrem Nationalcharakter."

„Ich weiß nicht, wie die Gränzlinien zu ziehen sind, in und außer welchen Sie hier Recht oder Unrecht haben dürften," bemerkte Eduard.

„Halten wir uns dabei nicht auf; denn die Betrachtung der traurigen Wahrheit, zu der ich nun komme, ist wichtiger. Das ist die Sünde der Völker gegen den heiligen Naturgeist, gegen die Vernunft; das ist die welthistorische Lüge, welche in ihrer beständigen Selbstnegation sich als Wahrheit affirmirt. Die Geschichte der Polen stellt sie als ein nationales Unglück dar; aber es ist darin für diese noch so viel bewußtes eigenthümliches Lebenselement, als die Deutschen niemals hatten, weil diese ihre politischen Zerwürfnisse nie als ein eigentliches Unglück empfanden, oder es im Kosmopolitismus überwinden lernten. Den Polen sind die selbstgeschlagenen Wunden noch frisch genug, um durch den Schmerz derselben daran erinnert zu werden, wo sie im eigenen Fleische wütheten. Im Herzen selbst tragen sie die Todeswunde, und seine letzten Zuckungen gelten noch dem Vaterlande, dem einzig geliebten Polen voll Sand und Nadelwälder, während die Deutschen ihre nationale Gemüthsseite dem Verstande dergestalt unterordneten, daß sie keine Vorstellung von einem solchen Todesschmerze haben. Mit ihrem Geiste erobern sie die Welt, und haben überall ein Vaterland, unter dem Wahlspruche: „Ubi bene, ibi patria!" Einzelne zwar überfällt das Heimweh bisweilen, allein es gilt dann nur der Scholle, wo ihre Wiege stand, nicht dem ganzen weiten Erinnerungskreise der vaterländischen Geschichte, in welchen ihr eigener verwachsen ist. Die Deutschen gleichen einer von welthistorischem Sturme längst zerstreuten Saat, die hier und da lustig aufschießt, die ganze Welt zu künftiger Frucht einladend; die heutigen Polen dagegen sind wie dürre Flechten auf dem Granitgeröll eines eingestürzten Berges. Bis auch die letzte karge Nahrung dort vom Sturme verweht wird, oder sie selbst hinwegreißt, umklammern sie ängstlich mit ihrer unfruchtbaren Liebe die trostlos todten Steine; denn so lange der Mensch lebt, muß er noch Etwas lieben, wär' es auch nur — seinen Schmerz. Bei den Polen findet auch das Menschliche seinen Brennpunct im Nationalen, während bei dem Deutschen dieses in jenem verschwimmt. Darin liegt der weltbedeutsame Unterschied zwischen beiden Völkern, und damit auch die endliche Antwort auf Ihre Aufforderung von vorhin. Wie kann ich, — eine einsame Moosblume auf vulkanischer Zerstörung, als welche ich die polnische Volksindividualität darstellte, und von ihrem großen Schmerze zehre, nur ihn allein denke und fühle, — wie kann ich zu der Erfüllung der weltgeschichtlichen Forderungen beitragen! Das vermag nur eine deutsche persönliche Individualität durch ihren Geist, oder ein großes freies Volk, wie die Engländer und Franzosen, durch eine große historische That. Von Schafen ist Wolle und gelegentlich ein Braten für den Tisch zu verlangen, nicht aber von Wölfen, die man theils aus

ihren Höhlen vertrieben, theils eingefangen und in feste Hürden eingeschlossen hat, um ihnen die Schafsnatur beizubringen." (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Hamburg.

[Bedrängnisse der „Zeit"; Dr. Bärmann; die Elbe.]

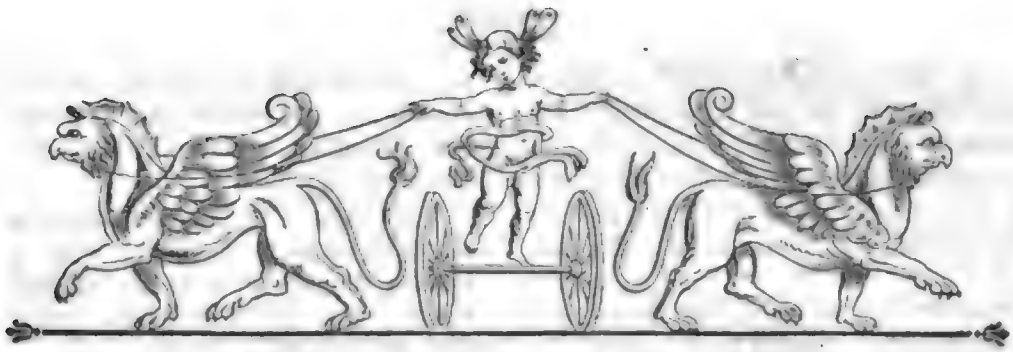
Das unter Redaction des Dr. Wille erscheinende literarisch-publicistische Wochenblatt, „die Zeit", wurde in dieser Woche wegen Censurbedrängnisse nicht ausgegeben. Schon früher war der „Zeit" untersagt, Artikel über Hamburg, die außer dem Bereiche des Theaters liegen, zu liefern. Neuerdings hat sich der hiesige mecklenburgische Consul veranlaßt gesehen, gegen die „Zeit" einzuschreiten, wiewohl die „Zeit" nie die mecklenburgische Regierung, sondern den Egoismus der Stände angegriffen hatte. Die „Zeit" soll fortan von der Censur ganz besonders überwacht, Artikel über Mecklenburg in derselben gar nicht mehr geduldet werden. Wenn die directen Verbote, über diesen oder jenen Gegenstand etwas zu liefern, sich so rasch hintereinander folgen, wird die „Zeit" bald mit den deutschen Staaten die Runde gemacht haben und dann uns wahrscheinlich Zustände aus der Türkei, Aegypten und Australien schildern. Ein erfreuliches Zeichen der Zeit, dies directe Verbieten über einen Gegenstand zu reden. Denn wenn einerseits behauptet wird, die Artikel über Mecklenburg enthielten Unrichtigkeiten, so würden diese immer erst nachzuweisen sein, keineswegs scheint die Censur ermächtigt, wegen Irrthümer ein Verdict auszusprechen. Wenn dieser Grundsatz auf alle hiesigen Tagesblätter angewandt werden sollte, würde des Streichens kein Ende sein. Denn die wunderlichsten, barocksten Ideen, die gröbsten Irrthümer werden hier tagtäglich unter den Augen der Censur, die unmöglich allweise und allwissend sein kann, aufgetischt. Die engherzige, kleinstädtische Bornirtheit eines philisterhaften Hamburgerthums zeigt sich in den vaterstädtischen und derartigen Blättern theilweise in kindlicher Naivetät. So wurde neulich in den genannten Blättern eine Steuer auf fremde, d. h. nicht in Hamburg geborne, nicht mit hamburger Rindfleisch großgefütterte Commis proponirt, weil fremde Reisende in Preußen, wenn sie sich auch nur einige Tage dort aufhielten, um „Geschäfte" zu machen, Steuer zahlen müßten. Hier hätte nun die Censur gleich zu berichtigen gehabt, daß nicht fremde Commis, als solche, sondern nur fremde Geschäftsreisende gleich den inländischen besteuert würden. Für Steuer auf fremde Commis wurde ferner angeführt; Advokaten und Aerzten sei ebenfalls das Niederlassen in Hamburg erschwert. Die liebe Unschuld stellt hier in ihrer Einfalt öffentliche Personen, was Aerzte und Advokaten in gewisser Beziehung immer sind, mit Gehülfen, mit Privatpersonen, mit Dienern, zusammen. — Interessanter ist ein Artikel über das hochlöbliche Collegium ehrbarer Oberalten, die die Bürgerschaft bei dem Rathe zu vertreten haben, die Volkstribunen der Römer. Indeß durch die Wahl hochbejahrter, würdiger, aber altersschwacher Greise am Rande des Grabes, aus denen der Feuereifer der Jugend, die Thatkraft des Mannes gewichen, ist das Collegium nach dem natürlichen Kreislauf der Dinge mehr ein ehrwürdiges, auf seinen Lorbeern ausruhendes Invaliden- oder Veteranencorps, als ein kampflustiges, thatendurstiges Heer. Von 105 Oberalten, die von 1753—1820 erwählt wurden, war der jüngste bei der Wahl 53½ Jahr, unter 60 Jahr waren überhaupt nur 10, zwischen 60—70 waren 64, zwischen 70—80 waren 30. Sind Männer in diesem Alter, oft schon nach wenigen Monaten von der Sichel des Todes dahingerafft, fähig, kräftig und energisch zu handeln und aufzutreten? — Nach altem Herkommen ging am Montagabend, in der Fastnacht das alte Fastnachtsingspiel „der Teufel ist los" auf zwei hiesigen Bühnen über die Bretter, und nach demselben alten Herkommen war die Stadtbibliothek der Fastnacht wegen noch am Mittwoch verschlossen. — Fr. Clemens wird beim Telegraphen angestellt werden, d. h. beim hamburg-altonaer Telegraphen; hamburger Telegraph würde, wenn Gutzkow in nächstem Sommer wieder verreisen sollte, Herr Biow werden. — Dr. Bärmann fingirt und ignorirt auf eigenthümliche Weise. So erschien von ihm bearbeitet die Maria Padilla des Ancelot als „Frauenehre", nach dem Spanischen des Don Mendez Trujillo, eines Dichters, den Niemand kennt, der allen Literaten eine unbekannte Größe ist. Bulwer's Seecapitain erschien als „Sohn der Wellen, nach einem englischen Plane" von Dr. Bärmann. Die Frauenehre wurde neuerdings umgegossen und ging als „Sklavin in goldnen Ketten" in diesen Tagen über die Bühne. Es ist dasselbe Sujet, nur mit einigen Namensveränderungen und sonstigen kleinen Variationen. — Beinahe 3 Monate seit dem 9. December ist die Allernährerin, die Elbe, ununterbrochen mit einer festen Eisdecke überzogen, wodurch aller Schiffsverkehr gänzlich gehemmt. Für die zahlreichen Classen der hiesigen Bevölkerung, die ihren Erwerb durch Ein- und Ausladen, durch Schifferverkehr haben, ein trauriger Umstand. Man sucht sich indeß durch „Rüschen" und durch Tanz in Zelten auf der Elbe zu zerstreuen, und ein Maskenball folgt dem andern, wovon die im Apollosaale und im Stadttheater gegebenen die bedeutendsten. Auf allen diesen Maskeraden findet man indeß wenig Masken, keinen Maskenscherz, man müßte denn einige Handgreiflichkeiten dahin rechnen wollen. Man ist überhaupt in Hamburg nicht witzig; heiterer Scherz gedeiht in dem rauhen, unfreundlichen Klima nicht. †.

Notiz.

[Musik.]

Die Oper, die man in Paris von Meyerbeer erwartet, heißt „der Prophet"; also wieder religiösen Stoffes. Sie ist schon seit einem Jahre fertig; Meyerbeer sucht nur nach der passenden Sängerin; Madame Viardot (Pauline Garcia) machte zu große Forderungen. — Von Karl Eckert, dem tüchtigen Musiker, der in Leipzig zu den Quartetten mitwirkte, wurde in Berlin das Oratorium „Judith", Text von Fr. Förster aufgeführt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 54. — den 16. März 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Deutsch und Polnisch.

(Fortsetzung.)

Eduard wollte eben in nationaler Entrüstung die nicht sehr zart verschleierte und wenig schmeichelhafte deutsche Beziehung des Gleichnisses zersetzen, da trat mit großem Geräusch ein junger geckenhaft aufgeputzter Mensch herein und auf Eduard zu.

Es war einer jener liebenswürdig lächerlichen Statisten auf der Lebensbühne, jener Herolde und Agenten der Industrie und aller Production, jener Incroyables der Reisewelt, welche im Dienste Merkur's die Länder durchziehen, um in straßburger Pasteten, Wein, Schnittwaaren, Papier und selbst in Literatur zu machen, wie sie sagen, — Geschäfte nämlich. Sie zeigen dabei einen merkwürdigen Doppelcharakter, sind vor den Käufern, wie ihr Beruf es erheischt, die personificirte Dienstbarkeit und Demuth, kleine Könige an Macht und Selbstgefühl aber in den Gasthäusern; denn hier entwickelt sich ihre consumirende Bedeutsamkeit. Hier erkennt man sie auch sogleich an der Arroganz, der Bornirtheit, an der unversieglichen Suade im Anekdotenerzählen, in Theater- und andern ästhetischen Angelegenheiten, an den artigen Kunststückchen, womit sie bei guter Laune die übrigen Gäste unterhalten, auch an Hegel'scher Philosophie, dem höchst cultivirten Backenbarte, und einem kolossalen Siegelringe am erfrorenen Finger.

„Gut, daß ich Sie endlich noch finde, Herr Referendar," sagte Ewald, — so hieß der gegenwärtige Handlungsreisende, der in grünberger Weinen machte. — „Ich habe Sie schon den ganzen Tag gesucht, bei Hickmann, Caprano und Hansen, bei Perini und Orlandi, in Metzler's Keller und im Hôtel de Silesie. Auf Ehre, Sie bezahlen mir mit einem Louisd'or noch nicht, was ich Ihretwegen verzehrt habe. Ueberall findet man Einen der zahllosen Bekannten; man wird festgehalten, man spricht, man trinkt eine Flasche nach der andern, und Zeit und Geld verschwinden. Denken Sie, wie es mir bei Hickmann ging. Da saß der dicke Oberamtmann — wie heißt er doch? Ich habe den Namen vergessen; aber Sie kennen ihn schon. Es ist derselbe, mit dem ich neulich das gute Geschäft gemacht habe, wovon ich Ihnen erzählte."

„Sagen Sie mir doch lieber, weshalb Sie mich aufsuchten," fiel Eduard ungeduldig ein.

„Gleich, gleich. Lassen Sie sich nur erst den köstlichen Witz erzählen. Wir sitzen da und sprechen von Weinangelegenheiten. Da rühmte der Oberamtmann sich seiner untrüglichen Champagnerkenntniß. Ich behauptete, daß er meinen grünberger Mousseux von echtem Epernay nicht werde zu unterscheiden wissen. Wir wetteten —"

„Und Sie gewannen die Wette!" unterbrach ihn Eduard. — „Das war der ganze allerdings köstliche Witz, da der Oberamtmann wahrscheinlich eine Anzahl Flaschen bezahlen mußte. Wie können Sie mich deshalb so lange in Ungewißheit über mein Interesse lassen! Was wollen Sie von mir? Sprechen Sie!"

„Nun ja doch, wir verſäumen nichts," verſicherte Ewald. — „Ihre Braut iſt hier, iſt heute morgen aus dem Großherzogthume mit der Gräfin Lrondezynska angekommen, und hat es Ihnen melden laſſen; allein Sie waren nicht mehr zu Hauſe, und ſo übernahm ich, der den Damen zufällig begegnete, die Mühe, Sie aufzuſuchen."

„Meine Amalie!" rief der überraſchte Eduard, und Stanislaus faſt gleichzeitig: „Gräfin Lrondezynska! Wo iſt ſie?"

„Ganz in der Nähe, in der Loge hinter dem Orcheſter," war Ewald's Antwort. — „Jetzt aber muß ich wieder zu meinen Freunden hinunter in den Saal. Wir feiern meinen Geburtstag hier mit Rheinwein und Champagner. Sie ſind eingeladen, meine Herren; kommen Sie bald nach."

Er verſchwand, und die beiden Freunde eilten nach der bezeichneten Loge.

2.

Mit dem Namen Lrondezynska hatte in der Bruſt des Polen eine holde Erinnerungsblume den blauen Kelch wieder erſchloſſen. Gewiß war die Gräfin dieſelbe Dame, welche er nach dem Ausbruche der Revolution in Warſchau kennen lernte; denn er hatte nie von einer Andern dieſes Namens gehört. Der tiefe Eindruck ihrer Schönheit, ihres Geiſtes und patriotiſchen Enthuſiasmus wurde bald darauf von den Blutbildern verdrängt, welche der Kriegsſturm an ihm vorüberjagte; und nun ſollte er ſie wiederſehen, nachdem die letzte Lebensfrage des Vaterlandes ſich ſo traurig gelöſt hatte. Ach, vergeſſen war ſie von ihm nicht; denn die Gräfin war eine der edeln polniſchen Frauengeſtalten, in deren Haltung der Nationalſtolz ſo bedeutſam hervortritt, deren Geſichter, mit der Fülle von Muth und Lebenstrotz auf der Stirn, mit der Kraft der Verachtung auf den Lippen, einen unverlöſchlichen Eindruck auch in dem fremden Beobachter zurücklaſſen, wie viel mehr nicht in dem Polen ſelbſt! — Stanislaus liebte in dieſen Zügen den zürnenden Genius ſeiner Nation, und eine Offenbarung ihrer beſſern Zukunft, in dieſer ganzen Geſtalt aber gleichſam die reizende Perſönlichkeit des vaterländiſchen Unglücks, und entzündete an den ſchönen glühenden Augen der Polin die höhere Begeiſterung zur vergeblich gewordenen Heldenthat für die Freiheit. Was in der heißen drängenden Thatenreihe und dann im jahrelangen Zeitſtrome phyſiſchen und moraliſchen Wundenſchmerzes verſchwommen, das drängte die Erinnerung mit dem Namen der edlen Gräfin plötzlich zauberkräftig wieder in ſeine Phantaſie und in ſein Herz zuſammen, und ſo trat er vor ſie hin.

Sie war es wirklich, Marianna Lrondezynska, welche in ihrem Buſen die heilige Gluth des zuſammengeſchürten menſchlichen und nationalen Bewußtſeins, in ihrem ganzen Weſen die reinſte Vollendung des polniſchen Volkscharakters bewahrte!

„Iſt es möglich, Burakowski, Sie leben, ich ſehe Sie wieder!" rief die Tiefbewegte dem vaterländiſchen Freiheitskämpfer zu; — „ich hörte als gewiß, Sie wären bei Oſtrolenka gefallen."

„Man hat Sie nicht belogen, Gräfin!" ſagte Stanislaus. — „Ich fiel wirklich bei dem mörderiſchen Brückenkampfe. Nur ein beſonderer Zufall führte unter der Menge verwundeter Schlachtgenoſſen gerade für mich die Rettung herbei; und daß man den verglimmenden Lebensfunken wieder in mir anfachte, kann ich jetzt erſt ein Glück nennen, da mir Ihr Wiederſehen vorbehalten war."

Marianna war außer ſich. Schmerz und Freude ſtrömten vermiſcht durch das ſchöne große Herz, und die Gefühlsgluth des Moments ſtrahlte in den dunkeln Augen mit elegiſchem Zauber wieder. Zehn Jahre waren dahin, ſeit die Hoffnung der Wiederherſtellung Polens ſie in die ſüßeſten Träume wiegte; und ſeit neun langen Jahren war ſie nur zu gräßlicher Enttäuſchung erwacht. Gelähmt in jeder eigenen Lebensbewegung, lauſchte ſie nur den letzten Pulsſchlägen ihres ſterbenden Volkes, und lebte ſich mit ihrem Schmerze ſo ganz in die Romantik ſeines Unglücks hinein, daß nur aus einem gewiſſen Gleichgewichte, welches ihre Seelenkräfte in deſſen Sphäre gewannen, die wunderbare Erhaltung ihrer Geſundheit und äußern Schönheit zu erklären war. Die Zeit ſelbſt ſchien ihre zerſtörenden Anſprüche an dieſe Reize aufgegeben zu haben, wie ſelten bei dem phyſiſchen Naturell des Weibes, und ſo war Marianna mit ſechs und dreißig Jahren noch eine weiße prächtige Tuberoſe, welche magiſch alle Männerblicke auf ſich zog. Sie war mit ihrem reichen Geiſte, mit der großen nationalen Geſinnung und der natürlichen Grazie ihres ganzen Weſens eine wahre Polin! —

Die Revolution hatte ſie zur Witwe gemacht; ihr Gatte fiel unter Dembinski in Lithauen. Sie verkaufte unter begünſtigenden Umſtänden ihre Güter im Königreiche Polen, und kaufte ſich in der Nähe der Gränze, unter dem milden Scepter Preußens, wieder im Groß-

herzogthume Posen an; denn die gänzliche Verlassung der polnischen Erde war ihr nicht möglich. Dort lebte sie nun ungestört einzig ihrer hohen Schwärmerei für das Vaterland in Erinnerung, Furcht und Hoffnung, indem sie ihren gesellschaftlichen Verkehr auf einige polnische Familien von echt patriotischer Gesinnung beschränkte, und mit diesen die thatkräftige Sorge für die Schicksalsverbesserung der ausgewanderten Krieger theilte, welche als Repräsentanten des Nationalunglücks über die ganze Erde sich zerstreuten. Inzwischen lernte sie Amalie, Burgheim's Geliebte, kennen, welche sich bei einer ihr verwandten deutschen Gutsbesitzerfamilie aufhielt, und veranlaßte das gebildete liebenswürdige Mädchen, zu dem sie bald die wärmsten Sympathien hinzogen, bei ihr unter den vortheilhaftesten Bedingungen als Gesellschafterin zu leben. Durch ihre Bitten wurde nun die Gräfin in der letzten Zeit bewogen, die winterliche Einsamkeit des polnischen Dorfes auf einige Wochen mit der Genuß- und Lebensfülle Breslaus zu vertauschen.

„Ich forsche noch nicht nach Ihren Schicksalen, Burakowski!" sagte Marianne, als sie ihm ihr eigenes einfaches Leben geschildert hatte. — „Glühend zwar drängt sich mir die Frage auf die Lippen, doch ist hier nicht der Ort, das Heiligthum unseres Schmerzes an Ihren Erinnerungen zu enthüllen. Dazu müssen wir allein sein, und ich denke, es werden sich zu einem patriotischen Rendezvous Ort und Zeit geeignet auffinden lassen. Für jetzt," — setzte sie leiser hinzu — „beantworten Sie mir nur eine Frage, die Sie von der Polin nicht beleidigen kann: Ist Ihre äußere Lage vielleicht, wie bei Tausenden unserer Unglücksbrüder, von der Art, daß Sie Unterstützung bedürfen?"

„Nein, edle Frau, meine Lage ist nicht bedrängt," erwiederte er mit dankendem Blicke. — „Bescheiden zwar nur, doch sorgenfrei, kann ich von dem Ertrage meines Unterrichts in Sprachen und Musik leben, und darf Ihre großmüthige Hülfe den bedürftigern Brüdern nicht entziehen. Wenn diese bei ihrem Nothstande mit bitterem Gefühle die Gastfreundschaft der Völker anrufen müssen, so würde ich mit leichterem Herzen ja die zart angebotene thätige Sorge der gesinnungsvollen Polin annehmen können. Aber ich bin reich gegen Jene, und mag mich in der Kunst der Entbehrung wenigstens von dem edeln Lelewel in Brüssel nicht übertreffen lassen, von dem ich las, daß er seine Bedürfnisse auf die des gemeinsten Mannes einschränke, um von seinem literarischen Fleiße noch einen Ueberschuß zur Unterstützung der heimathlosen Landsleute um ihn her zu gewinnen.

Während hier, mehr in Blicken als Worten, Burakowski's und Mariannens nationale Gefühlsflammen sich begegneten, bewegte sich auf der andern Seite die Wiedersehensscene Eduard's und Amaliens in der ruhigen Hauswärme des deutschen Gemüths. Die Interessen ihres Gesprächs verloren sich nie weit über die engen individuellen Kreise hinaus, wogegen der Unterhaltungsfaden der Polen dort unvermerkt mehr und weniger einen allgemeinen und geschichtlichen Bezug auf ihr Volk nahm. Glück wie Unglück erweitert die Herzen edler Völker und Individuen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Kunst- und Industrie-Ausgaben; Bauten.]

— Aus sicherer Quelle kann ich Ihnen bemerken, daß Herr Hassenpflug jetzt wirklich einberufen ist und seine Stelle als Geheimer Obertribunalrath einnehmen wird, daß also das Gerücht, als habe derselbe einen Urlaub auf zwei Jahre empfangen, dadurch widerlegt wird. — Die Gebrüder Grimm kommen gegen Ende dieses Monats; auch mit Schelling ist es gewiß. Er erhält 5000 Thlr. Gehalt, und als Mitglied der Akademie Erlaubniß zu Vorlesungen, ohne eine Professur der Universität anzunehmen. An des verstorbenen Wilken Stelle ist der Geheime Archivrath Pertz aus Hannover berufen, einer der gelehrtesten und tüchtigsten Männer. Für die Bibliothek ist die große Sammlung von Musikwerken und Manuscripten angekauft, welche der Professor Pöthau hinterlassen hat. Der König hat 8000 Thlr. dafür bewilligt und 200 Thlr. als besonderes Geschenk, da die Sache schon so lange liegt und unter dem verstorbenen Könige schon im Gange war. Auch Wilken's Büchersammlung ist für 1500 Thlr. gekauft worden. — Die neueste Neuigkeit ist aber von gestern, wo der König eine Million für den Schloßbau und den Bau einer neuen Bibliothek bewilligt hat. Die alte Schloßapotheke wird niedergerissen und dafür ein Säulengang angelegt, der bis zum Dom reichen soll. Dies ist ein altes Project von Schinkel, der dazu herrliche Zeichnungen gemacht hat. Der Bau einer neuen Domkirche ist aufgeschoben, soll aber ins Werk gesetzt werden, sobald, wie der König sich ausgesprochen hat, die nöthigen Mittel zu einem würdigen Bau vorhanden sind. Am 22. hat das Theater eine schöne Feier zu begehen, das funfzigjährige Jubiläum der Madame Wolff, einer der ersten Künstlerinnen Deutschlands, welche seit fünfundzwanzig Jahren eine Zierde der hiesigen Bühne ist. Es werden festliche Anstalten dazu gemacht, zu welchen sich sämmtliche Mitglieder und viele Verehrer der Künstlerin vereint haben. Sie wird reiche Geschenke bekommen.

An Krieg denkt hier Niemand mehr, wohl aber Viele an industrielle Unternehmungen. Nicht allein daß drei Ei-

senbahnen in diesem Jahre im vollen Bau begriffen sind (die leipziger, die stettiner und frankfurter) die vierte wichtige aber (die hamburger) ebenfalls begonnen werden soll, es entstehen auch viele neue Fabriken, trotz der schlechten frankfurter Messe, und in Berlin, dessen Bevölkerung jetzt auf 340,000 Einwohner ohne Militär und Fremde gestiegen ist, werden neue Stadtquartiere gebaut, Straßen verlängert und durchbrochen und die Behauptung zu Schanden gemacht, daß schon jetzt 2000 Quartiere leer stehen. Dies ist auch sicher übertrieben, und andererseits vermehrt sich die Bevölkerung so außerordentlich, daß man annehmen kann, die neue Unternehmung, durch welche die neu erbaute Anhaltstraße verlängert, von der Wilhelmsstraße aus die Friedrichsstraße durchschneiden, mit der verlängerten Charlottenstraße auf einem neuen Platz zusammenstoßen und dann bis zur Lindenstraße fortgesetzt werden soll, sei ein ganz rentables Unternehmen, wie viele prächtige Häuser hier auch immer entstehen mögen. Um die frankfurter Eisenbahn, welche, das erste Beispiel in Deutschland, bis tief in die Stadt geführt wird und mehrere Straßen durchschneiden soll, bis sie am Strahlauerplatz mündet, wird auch ein ganz neues Stadtquartier entstehen. So vergrößert und verschönt sich Berlin in merkwürdiger Weise und man kann fast glauben, daß sie bei diesem fortgesetzten Wachsthume in zehn Jahren eine halbe Million Einwohner haben und Wien an Volksmenge hinter sich lassen wird. △.

Notiz.

[Brieflich aus London. Der Valentinstag.]

Auf einem deutschen Comptoir-Kalender für 1840 sehe ich den vierzehnten des laufenden Monats Februar Valentin genannt, Valentin schlechtweg. Noch schlechter wird Valentin im jetzigen Jahre wegkommen. Die Sonntage verlieren in den deutschen Comptoir-Kalendern ihre ehrlichen Wochennamen und der 14te fällt dieses Jahr auf einen Sonntag. Anders hier. Nicht genug, daß die hiesigen Kalender dem Valentin ein St. vorsetzen, lassen sie auch Namen und St. dem betreffenden Sonntage. Die Volkssage behauptet, der Tag heiße so zu Ehren eines Bischofs. Das weiß ich nicht, denn wie in vielem Anderen ist meine Unwissenheit in der universalbischöflichen Geschichte sehr groß. Das hingegen weiß ich, daß der jährlich wiederkehrende St. Valentin einer der liebenswürdigsten und geliebtesten Tage in London ist. Führt der Tag den Namen ohne persönliche Beziehung, so hat man ihn offenbar zum Sinnbilde gewählt für den die Menschen beherrschenden Trieb, ihre irdische Seligkeit in der Vereinigung zu suchen. Hat er ihn aber zu Ehren eines heimgegangenen Bischofs erhalten, so wird wahr und wahrhaftig keines anderen infulirten Hauptes liebevoller oder auch nur mit gleicher Zärtlichkeit gedacht. Ich sage ohne Uebertreibung: keines, keines Jerome, keines Ambrosius, keines Cyrillus, nicht Austin's, der die ungetauften Kindlein zu den Qualen des Fegefeuers verdammte und deshalb von allen Müttern gehaßt wird, nicht Origenes, der aus eigenthümlichem Grunde alle Mütter haßte, und weder Bull's, noch Parker's, noch Whitegift's. Aber keiner erscheint auch an seinem Namenstage so lieblich wie der englische St. Valentin. Tausend und abertausend Liebesgötter umflattern ihn; die Luft ist

Brush'd with the hiss of rustling wings;

singende Cupidos führen die Reihen, und statt des Krummstabs wird ihm der mystische Pfeil vorgetragen. In kühler Prosa, St. Valentin ist hier zu Lande ein Tag, — ich schreibe in London, aber das Was gilt von ganz England — an welchem jene kleinen, freundlichen Gesandten, die insgesammt Valentin heißen, sich auf jeder Straße, in jedem Gäßchen, an jeder Hausthür begegnen. Noch kühler prosaisch, wer ein Liebchen hat — und ein Liebchen ist generis neutrius, folglich beiden Geschlechtern zugehörig — der übersendet am Valentinstage ein Briefchen in gereimter oder reimloser Rede, mit oder ohne dolmetschendes Geschenk. Deutschland thut am Neujahrstage etwas Aehnliches, aber mäßiger. Sie können kaum sich vorstellen, wie allgemein die Sitte hier ist. Müssen doch zu Beförderung der durch die Stadtpost gehenden Sendungen Extraboten bestellt werden. Wer nicht selbst zu schreiben versteht, läßt für sich schreiben oder kauft Gedrucktes, und jedes Briefchen erheischt ein mit symbolischen Zeichen der Liebe decorirtes Blatt. Man traut den derben Portertrinkern gar nicht solch' ätherische Gesinnung zu. Aber erfinderisch in Liebes-Symbolen sind die hiesigen Papierhändler nicht. Ihr Scharfsinn übersteigt selten irgend eine Grausamkeit gegen den kleinen, dreieckigen Verwahrer unserer Furcht und unserer Hoffnung, das an alledem sehr unschuldige Herz. Bald ist es fürchterlich durchbohrt, bald blutet es gräßlich, und ich weiß von guter Hand, daß zehn blutige Exemplare sich schneller verkaufen als eins der glücklichen Gattung, wo das Herz auf Rosen und Vergißmeinnicht ruht oder von Engelchen umtanzt wird. Dabei fällt mir ein, daß ich gestern eine Broschüre angekündigt gefunden habe: Mythologisch-historischer Beweis, daß Gott Cupido sein Hoflager im Herzen hat. Die Broschüre soll den 13ten dieses erscheinen. Ich habe mir ein Exemplar bestellt und — unter uns — ich speculire auf eine Uebersetzung ins Deutsche. Warum aber, mein Freund, warum wird gerade mit dem Herzen so viel Unfug getrieben? Warum bietet der Zärtliche seiner Geliebten statt des Herzens nicht Leber oder Lunge? Und würde es wohl schlecht klingen, zu bitten: Amanda, Dein Leberchen? — Auf die Valentine und die Briefträger zurückzukommen, weiß ich unter allen Tönen und Lauten Londons keinen interessantern als den Lärm eines Thürklopfers. Mag der Thron der Hoffnung im Herzen oder in der Leber sein — gleichviel, das Poch, Poch des Thürklopfers macht den Thron beben. Selten klopft just die Hand oder die Botschaft, nach der man verlangt. Am Valentinstage allein ist das Selten die Ausnahme, und deshalb klingt an diesem Tage das Poch, Poch des Briefträgers so leicht, so luftig, so vertrauend, so — Träumer! rufen Sie. Nennen Sie es Träumerei der Liebe, phantastische Einbildung; sagen Sie, der Briefträger thut's nicht. Ich aber sage Ihnen, der Briefträger thut's, und wer je an einem 14ten Februar in London war, wird mir beistimmen, vorausgesetzt of course, daß er einen Valentine erwarten darf. . . . .

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 55. — den 18. März 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Deutsch und Polnisch.

(Fortsetzung.)

Amalie war der offene Gegensatz Mariannens, und nur der Reiz dieses Contrastes erzeugte vielleicht in der Gräfin die Neigung zu dem deutschen Mädchen. Die Erziehung Beider mochte ziemlich auf denselben äußern Grundlagen beruhen; aber die natürliche Geistesschärfe der Polin bildete dabei auf ihrem nationalen Standpuncte mit kühnen Combinationen alle innern Elemente großartig heraus und fügte den abgeschlossenen Charakter nur nach Maßgabe ihrer Erkenntniß in die sittlichen Weltverhältnisse. Das deutsche Mädchen hingegen ging über seinen eingeschränkten häuslich-bürgerlichen Standpunct mit dem natürlichen Verstande nicht hinaus, und prüfte, im befriedigenden Glauben an seine Echtheit, nicht den Goldstaub der empfangenen Bildung. Sie durchdrang die ihr gegebenen objectiven Lebensbegriffe, ohne sie, wie Marianne, selbstthätig zu erweitern. Sie sprach verständig und selbständig urtheilend über Kunst und schöne Literatur, damit aber war die Kreislinie ihrer Welterkenntniß geschlossen, während die Gräfin in der Aesthetik nur die begleitende Vermittlerin für die höhere Lebensspeculation sah, und doch dabei den aufstrebenden Verstand dem weiblichen Gemüthszauber überall unterzuordnen wußte. Amalie gehorchte den ihr gegebenen weiblichen Sittengesetzen; Marianne schuf sich diese selbst, und concentrirte sie in der Grazie, womit sie sich frei bewegte. Bei dieser Verschiedenheit der beiden Charaktere, welche repräsentativ das nationale weibliche Leben Polens und Deutschlands andeuten, konnten natürlich ihre Sympathien nur so lange bestehen, als ihre sittlichen Begriffe an den Situationen nicht in Conflict geriethen, und diese fanden sich früh genug.

Für heute hat Amaliens Tante, welche die beiden Damen in den Wintergarten begleitet hatte, die Gesellschaft der Loge, den Thee bei ihr einzunehmen, und man brach alsbald auf. — Nicht lange, so saß der kleine Kreis, noch um einige Personen erweitert, im behaglichen Zimmer der gutmüthigen Matrone, und diese glaubte sich den polnischen Gästen besonders gefällig zu zeigen, wenn sie das Gespräch über das Nachbarland, wo sie selbst einige Zeit verlebt hatte, im Gange zu erhalten suchte. Sie that es mit eigener breiter Redseligkeit nach Kräften, ohne zu ahnen, welche schmerzende Narben sie berührte; sie schilderte mit ironisirender Kritik die polnischen äußern Lebenszustände, ohne zu wissen, wie eng diese mit der Nationalität verwachsen sind, und wie interessant sie sich in der Vogelperspective der Geschichte ausnehmen. Dies war freilich von der alten Frau auch nicht zu verlangen; im Allgemeinen aber gibt es keinen schärfern Contrast im historischen und gegenwärtigen Leben und dessen gegenseitigem Verständniß, als zwischen Schlesien und dem Nachbarlande Polen, mit dem es wohl über ein halbes Jahrtausend politisch und national verbunden war.

Die Tante hörte jetzt von Eduard, daß sein Freund Stanislaus dem ganzen Revolutionskriege beigewohnt habe, und bestürmte den Krieger mit Bitten um Schilderungen daraus. Auch Eduard sprach den Wunsch aus, und die übrige Gesellschaft, mit Ausnahme der Gräfin, stimmte ein.

Stanislaus blickte mit schmerzlich lächelnder Frage nach ihr hin, und Marianne schien zu antworten: „Sie wissen nicht, was sie von Dir erbitten, denn sie wissen nicht, was ein Vaterland und dessen Verlust eigentlich heißt, doch thue ihnen den Gefallen."

Da hob sich der Pole mit einer Würde empor, als hätte er auf einem Weltreichstage das historische Leid seines Vaterlandes zu vertreten, und mit dem Stolze des Unglücks maß sein Blick einen Moment lang die kleine Versammlung. Dann sagte er: „Polens letztes Kriegsschicksal ist so kolossal und merkwürdig fruchtlos in der Weltgeschichte, meine Freunde, daß es sich nicht füglich in Einzelnheiten zerlegen läßt; ich wenigstens würde ein schlechter Erzähler sein. Aber ich will ein Lied singen, worin der Abriß meines Antheils an dem Kriege enthalten ist."

Eduard bemerkte die tiefe Bewegung des Freundes, und hätte gern seinen Wunsch zurückgenommen; doch ließ er den von Stanislaus gewählten kurzen Ausweg ungehindert, und dieser ergriff eine Guitarre in der Nähe und sang dazu:

Ich war dabei, als heiß der Kampf entbrannte,
Bei Grochow dort am düstern Waldessaum,
Wo uns die Macht des Feindes übermannte;
Stets bleibt mir treu der wirre blut'ge Traum.
Seitdem umflog in hunderttausend Malen
Der Schlachtentod mein Haupt mit Stahl und Blei;
Denn wo es galt, die alte Schuld zu zahlen
Mit Polenblut, — ich war dabei.

Ich war dabei, als kühn in Bataillonen
Skrzynecki dort sich an der Narew schlug,
Und zu den blutgefärbten Lorbeerkronen
Auch jene noch von Ostrolenka trug.
Und als der Polen Aar, zum Tod verwundet,
Im Sturm von Warschau niedersank aufs neu,
Als der Sarmaten letztes Loos bekundet,
Auch, Freunde, hier ich war dabei.

Ich war dabei, als von der Heimath Wäldern
Der Polen Schaar tieftrauernd Abschied nahm,
Und so wie einst auf fremden Schlachtenfeldern
Den alten Kriegsruhm fortzupflanzen kam.
Die Thräne floß, — das Beste, was wir hatten,
Das Heiligthum der Vaterlandestreu,
Trat aus dem Sonnenlicht in tiefen Schatten;
Ich weinte mit, — ich war dabei.

3.

Wer die schlesischen Dörfer kennt, welche nur erst gegen das Gebirge hin die polnische Physiognomie verlieren, findet sich durch das Oderdörfchen Scheidnich bei Breslau angenehm überrascht. An beiden Ufern des Stromes ziehen reinliche freundliche Gebäude niedern Ranges hin, und wechseln mit den geschmackvoll erbauten und reizend decorirten Landhäusern der breslauer Geldaristokratie. Einige derselben sind von kleinen Parkanlagen umgeben; am bedeutendsten für den ästhetischen Ausdruck des Dörfchens ist aber der sogenannte fürstliche Garten, von dem verstorbenen Fürsten Hohenlohe-Ingelfingen schon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts angelegt.

In dieser lieblichen Parkschöpfung offenbarte sich der damals auflebende reinere Geschmack der Gartenkunst, obschon auch hier noch die Schere und die Ueberladung an Beiwerk, in Statuen, Büsten und dergleichen, vorherrschte. Das preußische Königsthum insbesondere erfuhr dabei auf Kosten des correcten Geschmacks eine Apotheose, indem der Fürst die Standbilder Friedrich's II. und seines Thronfolgers unter die antiken Göttergestalten aufnahm, von denen diese königlichen Repräsentanten der Zopfperiode freilich wunderlich abstachen. Des großen Königs Reiterstatue ist längst verschwunden, wie Venus, Apoll, Laokoon und alle die meist gelungenen Gypsnachbildungen der Antiken; in der Mitte eines waldumkränzten freundlichen Wiesenplanes aber schaut von einer Trajanssäule noch immer — Friedrich Wilhelm II. wie verwundert über die unverdiente Ehre seiner hohen Stellung herab. Die Schmeichelei dieser Säule und zwei verfallende Tempel am Saume des reizenden Laubgehölzes sind die einzigen charakteristischen Ueberreste der ehemaligen fürstlichen Herrlichkeit. Der Park selbst aber hat mit Entfernung des Kunstüberflusses an wahrer Schönheit nur gewonnen, und ist und bleibt ein schönes Denkmal Hohenlohe's, der damit zu einer Zeit, wo von öffentlichen Gärten um das mittelalterlich feste Breslau noch nicht die Rede war, der Gegend einen wahrhaft poetischen Reiz verlieh. Was in Leipzig das Rosenthal, in Dresden der große Garten, das ist hier der scheidnicher Park. — Die fürstlichen Gebäude daran dienten in neuerer Zeit lange zu einem Kaffehause; jetzt herrscht dort der Geist von Vincenz Prießnitz. Es ist eine Wasserheilanstalt angelegt worden, und im Schlosse, wie im ehemaligen Orangenhause und Parke, wo sonst die fürstliche Lust Theater, Concerte, Feuerwerke und Illu-

minationen hervorrief, wandelt jetzt still eine Schaar Kranker in Genesungshoffnung.

Es war an einem sonnigen Märznachmittage, als die Gräfin und Stanislaus eine Zusammenkunft im Parke verabredet hatten. Da wo hinter den Gebäuden der Heilanstalt die Fahrstraße in das anschließende Gehölz einbiegt, erwartete der Pole die reizende Frau, und nicht lange, so rollte ihr Wagen herbei, und sie stieg aus.

Stumm begrüßten sich Beide, und gingen auch eine Strecke stumm neben einander; um so bedeutsamer redeten die sich oft begegnenden Blicke, die Flügelboten der Seelentiefe, welche, gleich der Musik, uns ewig neue magische Räthsel bringen, durch deren Lösung der Räthselkreis der Menschennatur doch niemals enger wird. Und diese Blicke der beiden Wandelnden, welche die Träger ihres nationalen Schmerzes sein sollten, schienen allmälig fast die Rollen zu ändern, und als elegische Liebesboten sich eine zärtliche Sympathie zu offenbaren, die an der patriotischen sich entzündet hatte.

„O, Gräfin, wie glücklich sind gegen uns diese Schlesier, unter denen wir jetzt leben, die bei der Befriedigung ihrer täglichen Nothdurft so behaglich in den natürlichen Sonnenschein und Sturm hineinleben, weil sie keinen andern kennen!“ unterbrach Stanislaus das Schweigen, indem er Mariannens Hand ergriff. — „Sie waren nie ein Volk im Verbande von Sitte und Sprache; sie hatten nie eine politische selbständige Einheit, nie eine nationale Größe, aber auch nie ein nationales Unglück, wenn auch genug historisches. Die Geschichtsstürme haben dies slawisch-germanische Zwittervölkchen während sechs Jahrhunderten bald diesem, bald jenem Nachbarlande wie einen Fangball zugeworfen, und unter jedem neuen Machthaber hat es sich gottergeben und gehorsam wieder einzurichten gewußt, und ihm mit demselben Enthusiasmus, wie dem Vorgänger, ein allerunterthänigstes Vivat zugerufen. Dann hat das Völkchen wieder gelebt und geliebt, Bier getrunken und Verse gemacht, wie früher. Gleich Schwalbennestern haben die einzelnen kleinen Herzogthümer der Piasten sich nach und nach an das deutsche Kaiserhaus angeklebt; das Ländchen war beständig politisch zerfahren, und nur in dem letzten Jahrhunderte hat es mit der Herrschaft Preußens einen Anflug von Nationalität gewonnen, womit es jetzt beständig coquettirt. Schlesien war nie ganz, einheitlich und selbständig, und doch glücklich. Ach, Gräfin, die Höhe ist wohl schön, aber mit dem Falle bedroht, und sein Schmerz eine schwere Buße für den schönen Stolz. Wäre Polen einige Jahrhunderte früher untergegangen, so hätten wir und unser Volk vielleicht jetzt den Vaterlandsschmerz überwunden, und lebten harmlos und politisch bewußtlos wie diese Schlesier.“

„Klänge Ihr Vergleich nicht wie eine Ironie, zu der Ihr Geist dem ermatteten Herzen mühsam die Erlaubniß abgerungen, ich könnte Ihnen zürnen, Stanislaus,“ erwiederte Marianne. — „Die Polen werden ihr Unglück nie vergessen lernen, so lange es noch ein Buch der Weltgeschichte oder eine Zunge für die Tradition gibt. Haben doch die entarteten Griechen nach vierhundertjährigem barbarischem Joche noch Nationalkraft genug zu einem Freiheitskampfe in sich zusammengerafft. Was heißt leben? Wollen Sie, der Freiheitskämpfer, von mir eine Definition davon? Fast wär' es nöthig, wenn Sie im Ernste die Schlesier um ihr Ameisenleben zu beneiden im Stande wären. Politische und moralische Größe eines Volks können vereint, aber auch vereinzelt bestehen, und der Fall der erstern bedingt nicht auch den Fall der letztern, wenn auch umgekehrt. Das Glück und Unglück der Völker wie der Individuen ist relativ, denn sie werden nur durch den Vergleich und Contrast zu Begriffen. Der Schlesier Glück im politischen Indifferentismus ist mit dem polnischen Naturell unverträglich, weil dieses große Sympathien zu seinen Lebensträgern verlangt, und ich mag unser politisches Unglück nicht damit vertauschen. Ich liebe dieses einmal vorhandene Unglück sogar, weil im Kampfe gegen dasselbe die moralische Kraft unserer Nation von Zeit zu Zeit sich als ungeschwächt, wenn auch fruchtlos bewährt hat, und durch die Feuerprobe zu neuen Kämpfen stählt. Doch, was sag' ich Ihnen das Alles, der Sie für den polnischen Lebens- und Vaterlandsbegriff im letzten Kampfe das Leben einsetzten und diese Narbe als Wahrzeichen davon trugen. Erzählen Sie mir die Geschichte dieser Narbe! Lassen Sie uns dort in den Griechentempel treten, der in seinem Verfalle ein treffendes Bild unsers Polens ist.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Dresden.

[Nekrolog.]

Unser Tiedge ist nicht mehr. Er verschied in einem Alter von 88 Jahren und 3 Monaten, in der mitternächtlichen Stunde vom 8ten zum 9ten März sanft und ruhig wie in einem lyrischen Traume, der das Diesseits selig in ein Jenseits wandelt. Sein ganzes Leben war von der ho-

hen Idee der Unsterblichkeit erfüllt, er war der Priester dieser himmlischen und irdischen Weisheit. Seine Gesänge sind vor uns aufgeschlagen wie Erinnerungen einer ewigen Vergangenheit und wie Prophetien einer seligen Zukunft. Seine Urania ist wie die Lyra, die nächtlicher Weile mit ihrem Gesange das Sternenheer begleitet. Sein Ostermorgen ein heiliger Gesang Klopstock'scher Auferstehung. Sein Markt des Lebens eine wehmuthsvolle Weihe heiliger Manen, die sein Leben verschönt hatten, und zugleich die strafende Nemesis von mancherlei menschlichen Thorheiten und Irrgängen. Der Hymnus seiner Gesänge war nicht der Odenflug weltlicher Größe; sondern die heilige Poesie, wie sie Klopstock erkannte, war der Beruf seines Geistes und Herzens. Eine selige Ruhe durchströmte alle seine Gedichte, und man möchte von ihnen wie von jenen hellenischen Antiken preisen, daß sie beruhigen und besänftigen, daß sie die Ideen zu wirklichen Anschauungen verklären, und daß die sittliche reine Grazie der höchste Schmuck des Gebildes ist. Das arme und reiche menschliche Leben verfließt meistens in armseligen Wirklichkeiten des Tages. Die Weltgeschichte, wie sie in großen und kleinen Thaten auf unserer Schaubühne sich ausbreitet, berührte unsern Sänger nur wenig. Er empfand zwar einen tiefen und ernsten Schmerz über die Wirren des Tages, aber seine innere Ruhe, seinen Glauben an das Ideenreich des Guten konnten sie nicht stören. Sein Leben war ein Leben in der Idee. Dies spricht sich in allen seinen Gedichten aus; es ergab sich aus allen seinen Handlungen, wie auf dem Bilde Correggio's die Nacht von der Idee eines heiligen Lichtes erleuchtet wird. — Mit Tiedge scheidet ein ganzes Jahrhundert reiner, ernster, erhabener Dichtung. Nun sind die alten Heroen des Gesanges wie Ossianische Gestalten dem Leben entzogen. Mit Tiedge scheidet jenes reine Ideal des Schönen, welches sich schon von der Schule der Romantik abwandte. Die Welt, Wahrheit und Dichtung bewegen sich allerdings in Gegensätzen, in Kämpfen, in Wirren; aber aus den Gegensätzen muß die Freiheit, muß das reine Licht erstehen. In Tiedge war es abstract zum Ausspruch gebracht, mit Weihe besungen. Hat es die Romantik, die sich von den Fluthen bis zum Abgrunde moralischer Auflösung hinabtreiben ließ, zu einem Ziel gleicher Art gebracht? Man betrachte die Schöpfungen der romantischen Dichterschule von der Luzinde an! Tiedge beklagte oft das Mißgeschick, welches die heilige Muse des Wahren, Guten und Schönen von den Bedrängnissen unserer Tage erfuhr; aber seine Klage verkündigte sich meistens nur in einem Lächeln des Mitleids und in einer Verwunderung. Wir könnten hier manche Berichte beifügen, wie er über diese oder jene Tageserscheinung sich aussprach. Aber solche Erinnerungen mögen entfernt bleiben, von der geweihten Stätte seines Andenkens! Goethe hat das Schicksal erfahren, daß alle Endsylben seiner Wörter, die kleinsten Streifchen Papier, die er von sich warf, zu Markte getragen und wie Wunderdinge angebetet wurden. Ein solches Scherzwort ist ja wohl auch das über die Langeweile der Tiedge'schen Unsterblichkeit. Die Idee ist freilich für den Epikuräer etwas Langweiliges, weil sie nicht der Schaulust, nicht dem Genusse dient, aber desto mehr dem innern Leben der Vernunft zur Lehre und zum Beispiel darbietet. Tiedge war der Dichter dieser Idee. Er war kein speculativer Denker, sondern der populäre Dichter der religiösen Weihe, in der sich Natur und alles Irdische in den seligen und ruhigen Gedanken der Unsterblichkeit verklärt. — So ruhe denn wohl, Dichtergreis, in der engbegrenzten Stätte, die nun Deine sterblichen Ueberreste umfängt, und genieße jenseits die Fülle dessen, was Du hier gesungen. Der Schwan Deines Gesanges hat sich längst über die Wogen der Gräber erhoben und was Du gedichtet, das bist Du und genießt Du nun in Wahrheit. Die Sterne lügen nicht, und die Weissagung der größten und sichersten Gewißheit, daß Unendlichkeit auch Unsterblichkeit ist, schweift bei aller ihrer Nähe, doch in die weitesten Fernen wie von Milchstraße zu Milchstraße. Der Gesang Deiner Urania ist so unsterblich wie Du selbst bist. Der nahe Frühling des Ostern ist der Preis Deiner Osterndichtung. Du hast den Markt des Lebens verlassen, und lebst nun in jenen lyrischen Tönen, die nicht mehr Erinnerungen, sondern die Stimmen, die Herzen, die vorausgegangenen Seelen Deiner Freunde sind. Auch Sie ist nun um Dich, die Dir schon früh vorausgeeilt, um Deine Stätte zu bereiten.

Dresden, 10. März.

Prof. Grohmann.

Notizen.

[Zu Sachen des heiligen Nepomuk.]

Unser fahrende Theolog (siehe Nr. 48 dieser Blätter) will das Wunder in der Nepomuksache noch größer und katholischer machen, als es ist, indem er den verschwiegenen Beichtiger von der Moldau freundlich ans Ufer tragen läßt. So viel Wunder aber glauben selbst die gutkatholischen Prager nicht, denn nach ihnen ist Nepomuk wirklich ertrunken, als man ihn von der Brücke warf, wie jedes andere Menschenkind, welches nicht schwimmen kann. Das ganze Wunder bestand erstens in dem Todesmuth eines katholischen Pfarrers und zweitens in den drei Sternen, die plötzlich über seinem Wassergrabe leuchteten.

[Vier Fragen eines Ostpreußen.]

Süddeutsche Blätter melden, daß in Folge einer Reclamation in Mannheim sich ergeben habe, diese Schrift sei gar nicht bei Hoff daselbst erschienen, obwohl sie diese Firma auf dem Titel trägt. — Als Verfasser hat sich, wie man sagt, der praktische Arzt Dr. Jacobi in Königsberg, nicht öffentlich, aber doch ohne Hehl bekannt.

[Zu Rotteck's Denkmal.]

Die Beiträge zu Rotteck's Denkmal sind in Leipzig auffallend geringfügig. Dresden erweist sich eifriger in dieser Sache, bei der es sich um die Feier eines constitutionellen deutschen Mannes handelt. Wo ist der Grund zu suchen, weshalb Leipzig diesmal zurückbleibt?

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 56. — den 19. März 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Deutsch und Polnisch.

(Fortsetzung.)

Stanislaus folgte der Gräfin in den Tempel, der am östlichen Ende des Parks einen malerischen Punct der Landschaft bildet. Sie ließen sich darin auf einer Steinbank nieder, und der Pole erzählte nun seine persönlichen Dienste bei dem welthistorischen Fackelbrande, der vor zehn Jahren Europa von der nordöstlichen Ecke aus beleuchtete. Der Zufall hatte gewollt, daß der Krieger wirklich den wichtigsten Kampfmomenten der großen Schicksalstragödie bis zum Schlusse beiwohnte, und in einem Jahre mehr Seelenstärke aufwenden und mehr Leid erfahren mußte, als eine Unzahl Menschen im Tretrade der Gewöhnlichkeit während eines ganzen Lebensalters.

Mariannens Thränen strömten jeder ergreifend geschilderten Blutscene. Sie versenkte ihr großes Herz so ganz in alle Einzelheiten des Gemäldes, daß sie bewußtlos den Arm um den Erzähler schlang, als umfasse sie in ihm das theuere unglückliche Vaterland selbst.

„Sie wollten die Entstehung meiner Narbe wissen, Gräfin," fügte Stanislaus dem Berichte hinzu. „Ich erhielt sie bei Wawre auf einem recognoscirenden Streifzuge, wobei unser Piquet im nächsten Dorfe auf einen fouragirenden Kosakentrupp stieß. Sie mochten uns für stärker halten, als wir waren, stürzten sogleich aus den Häusern und nach den Pferden, und jagten zerstreut davon. Inzwischen drang aus einer der Hütten Hülferuf. Ich eilte hinein und fand einen alten Kosaken, der einer hübschen Dirne Gewalt anthun wollte. Rasch genug zog er zu meinem Empfange den Säbel und versetzte mir einen leichten Hieb über das Gesicht, während ich selbst ihm eine so tiefe Handwunde beibrachte, daß ihm die Waffe entsank. Die Cameraden kamen herbei, und wir nahmen ihn gefangen; ich schützte dabei den donischen Krieger, dessen schönes Patriarchengesicht ich nie vergessen werde, vor Mißhandlungen, und verband ihm selbst die verwundete Hand, von deren Streiche mir das Blut von der Wange rann. Das schien einen tiefen Eindruck auf ihn zu machen; denn er murmelte unter feuchten Blicken: Herr, könnt' ich Dir einmal vergelten!"

„Im Namen der Menschlichkeit dank' ich Dir für die That," flüsterte Marianne, seine Narbe küssend, und er umschlang nun kühn das schöne Weib, und die Gluth der sich findenden Lippen erstickte die zärtlichen Seufzer, in denen Geschlechts- und Vaterlandsliebe sich vermälten.

„O, Marianne, mein Polen, meine Welt, ist es denn möglich, daß Du mich liebst!" rief Stanislaus, und drängte das verarmte Herz aufs Neue an den heiß ihm entgegenwogenden Busen. Sie aber antwortete wieder mit langen glühenden Küssen in langer Umarmung, mit einer Fülle von Seligkeit, die er nicht mehr auf Erden gehofft, die nur in diesem Momente, von diesem Herzen ausgehen konnte. Im süßen Wahnsinn seines Glücks stürzte er vor ihr nieder, umfaßte ihre

Kniee, und der eben aufgegangene Mond ſtahl ſein freundliches Geiſterlicht in die Scene des Genuſſes.

Mit ſchwimmenden glänzenden Blicken, in denen Gegenwart, Erinnerung und Verlangen in einem Gefühle wiederſtrahlten, ſaßen ſie dann lange flamm neben einander. Da entfloh ein tiefſchmerzlicher Seufzer der Bruſt des Polen, und als Marianne ihn fragend anſah, ſagte er: „Wo uns ein göttlicher Freudenwein gereicht wird, iſt auch zu deſſen Vermiſchung mit dem Gift- oder Wermuthstropfen ein lauernder Dämon gewiß nicht weit. So drängt auch in den Himmel meines Glückes ſich jetzt eine böſe Erinnerung. Marianne, heißgeliebtes Weib, ich kann ja nie Dein werden vor den Augen der Welt durch den kirchlichen Segen. Du weißt es noch nicht, ich war ſchon verheirathet, und bin durch Richterſpruch getrennt; aber die Geſchiedene lebt noch. Ich ſelbſt ignorire zwar die Satzung unſerer Kirche, welche in grauſamer Beſtrafung des Wahlirrthums für eine neue Ehe nur den Tod des einen Theils als Freiheitsbringer des andern anerkennt; doch wie denkſt Du darüber?“

„Ich bin Dein,“ antwortete ſie, „ganz Dein, und verachte in dieſer völligen Hingebung das Urtheil der Welt. Laß uns dabei jedoch um unſeres Volkes willen, dem die Religion ein ſo weſentliches Lebenselement iſt, die Strenge des kirchlichen Lehrſatzes umgehen, und ohne Prieſterſegen unſere Ehe am Altare der Natur und des Vaterlandes ſchließen.“

„Es iſt genug, daß ſie heilig für uns, wenn auch nicht vor der Welt iſt.“

4.

Inzwiſchen ſaßen Amalie und Eduard allein im Zimmer der Tante, deren Rückkehr von einem Beſuche ſie erwarteten. Welch ein Unterſchied war zwiſchen den eingeſchränkten Sympathien dieſes deutſchen Brautpaares und der gewaltigen Leidenſchaft jener Polen, welche in einer ganzen Volksſache ihre großartige erſte Grundlage empfing! Pyramidaliſch drängte ſich in ihnen gleichſam das Reſultat der Nationalgeſchichte zur Spitze, und das patriotiſche Bewußtſein verſchmolz dort zauberhaft mit dem gegenſeitigen zärtlichen Intereſſe, während es bei Eduard und Amalien nur allein vom Boden der Individualität ausging. Amalie liebte, wie ein deutſches Mädchen muß, im verſtändigen, ſehnſüchtigen Hinblick auf das Ehebett; Marianne liebte rückſichtslos, wie die innere Flamme ſie trieb, welche als göttliche Offenbarung ihr auch nur vor Gott, der in jede einzelne Seele ſeinen heiligen Geiſt ausgegoſſen hat, verantwortlich ſchien.

Die deutſchen Liebenden unterhielten ſich in zarter Hindeutung von den Genüſſen der Zukunft, während die Polen ſich bereits in der Gegenwart genoſſen, und Amalie klagte: „Ach, die Armuth iſt ein recht bitteres Gefühl an ſich, wie quälend aber wird ſie nicht, wenn ſie für die innige Vereinigung mit dem Theuerſten als unabſehbares Hinderniß ſich darſtellt.“

Schmerzlich berührt blickte Eduard zu Boden. In weite Ferne war noch das Ziel gerückt, ins ausreichenden Ertrage einer amtlichen Stellung einen Hausſtand begründen, und die Geliebte als Gattin umarmen zu können. Er fürchtete dabei faſt, ihre Gegenliebe werde ſeine Hoffnungsloſigkeit nicht überdauern, und mit einem aus Stolz und Bitterkeit gemiſchten Gefühle ſann er darüber nach, Amalien dieſe Furcht in der zarteſten Faſſung zu erkennen zu geben.

„Wir leben getrennt, Amalie,“ ſagte er endlich; — „Du kennſt meine Hoffnungsloſigkeit, und es muß um ſo klarer zwiſchen uns ſein, je leichter die Ferne den Nebel eines Mißverſtändniſſes begünſtigt. Ich haſſe die gewöhnlichen Begriffe der Liebe, welche mit dem Weſen derſelben im Widerſpruche ſtehen, indem man Treue und Opferluſt zu ihrer Charakteriſtik macht. Die Liebeswahrheit umſchließt als freie Nothwendigkeit auch das Vertrauen, die Treue und alle ihr dienenden Handlungsrichtungen, während nur eine thörichte Forderung die Willensfreiheit der Liebeslüge unterordnen kann.“

„Das ſcheint mir ein wenig geſchraubt,“ bemerkte Amalie.

„Nichtsweniger! Ich kann mich nicht deutlicher, wohl aber beſtimmter erklären. Halte Dich für ſo frei, als Du es nach Deiner innern Stimme nur immer vermagſt, und nicht die ſogenannte Gewiſſensſtimme dafür. Ich verlange keine andere Tugend Deiner Liebe, als aus dem Maße derſelben als Nothwendigkeit hervorgeht; denn als ſolche muß ſich ihre Freiheit darſtellen, weil nur die freie Liebe wahr iſt. Bei dieſer kann nicht von Pflichten und Rechten noch beſonders die Rede ſein, weil ſie ſich von ſelbſt verſtehen. Ich glaube alſo an jede einzelne Tugend Deiner Liebe, weil ich an dieſe ſelbſt glaube, aber fordern kann und werde ich ſie nicht. Ja, ich löſe jedes Verſprechen zwiſchen uns, denn durch keines läßt ſich ja das unbegreifliche ſympathetiſche Etwas feſtbannen, welches höheren Geſetzen gehorcht.“

Amalie ſah ihn fragend an. Ein ſchneidendes Wehe zog durch ihre Seele; es war ihr, als wolle

Eduard mit dieſen Sophismen über die Liebesfreiheit ſich nur von ihr ſelbſt befreien. Er aber fuhr fort: „Wie könnte ich Dich an meine entfernten Ausſichten für die Ehe binden wollen, wenn die Liebe Dich nicht an mich ſo eng feſſelt, daß Du über dieſer jene vergißt.“

„Iſt denn aber nicht um der Liebe willen der Wunſch der Ehe ſo natürlich?“ fragte Amalie.

„Nach gewöhnlichen Begriffen und der ganzen ſocialen Stellung des Weibes gewiß; und da die letztere nicht zu ändern iſt, ſo mag auch die Ehe als bürgerliche Lebensform der Liebe ein Zielpunct für ſie heißen, aber nicht ſein; denn das hieße die Form mit dem Weſen verwechſeln. Ich muß geſtehen, daß eine Liebe auch in der langmüthigſten Geduld für die Heirathsausſicht mir nicht genügen kann, weil ſie eben nur ſich Selbſtzweck ſein ſoll.“

Da erhob ſich Amalie vom Sopha, und erwiederte bitter: „Und ich geſtehe, daß ich nicht an das vollſtrömende Gefühl eines Herzens glauben kann, neben welchem die Vernunft Raum genug zu ſo ſcharfer Zerſetzung des Gefühlsbegriffes findet.“

„Amalie!“ rief Eduard mit innigem Tone, und zog ſie zu ſich nieder. — „Verkenne mich nicht! Glaube an meine höchſte Liebe, und denke, daß ich ja nur das Glück Deiner Gegenliebe im reinſten Lichte und deshalb um ſo ſtolzer betrachten möchte, indem ich meine Zweifel von Dir widerlegt wünſche.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus Dresden.

[Tiedge's Todtenfeier.]

Am 12. März haben wir Tiedge begraben. Lang war ſein Leben, kurz ſein Hinſcheiden; unvergeßlich wird ſein Andenken ſein. — Am 8. März gegen Mitternacht hauchte er, nach kurzer Unpäßlichkeit, ſanft und ſchmerzlos, ſeinen letzten Athem aus. Sein Daſein in unſerer Mitte war eine ſo wohlthuende Gewohnheit, ein mit dem geiſtigen Leben ſo eng verwebter ſchöner Stolz geweſen, daß der Gedanke an ſeine endliche Auflöſung, die bei ſeinem hohen Alter immer näher rückende Nothwendigkeit, von Jedem auch ſo unwillig abgewieſen wurde, als hätte unſere Liebe zu ihm die Erfüllung des Naturgeſetzes verzögern können. Und wirklich verrannen noch Jahre auf Jahre nach einem Zeitpunkte, den gewöhnlich auch der kühnſte Wunſch der Lebensverlängerung ſich ſelbſt als Endpunkt bezeichnet. Tiedge iſt achtundachtzig Jahre alt geworden. Es iſt ein langer Zeitraum, hinreichend für manche entſcheidende Neugeſtaltung des Völkerlebens, überreich für die individuelle Lebensentwickelung, und doch hätte ich, und gewiß Mancher mit mir, von der wahrſcheinlichen Summe der eigenen Lebensjahre das noch fehlende Knabenalter von 12 Jahren freudig abrechnen laſſen, um dem edlen Dichter das Lebensjahrhundert zu vollenden. Er war ein hochwürdiger Repräſentant der deutſchen Poeſie für die letzten zwei Jahrhunderte. Mit ihm ſchloß zwar jene Periode Klopſtock's, Gleim's, Göckingk's u. A., welcher urſprünglich ſein geiſtiges Schaffen angehörte, aber ſeine Dichtungen durchdrang eine ſo allgemeine und daher immer giltige Wahrheit der Lebensanſchauung, er lebte ſich dann contemplativ ſo harmoniſch in unſere Gegenwart hinein, daß er auch zuletzt derſelben nicht blos phyſiſch angehörte. Ich begründe dieſe Anſicht auf ein Geſpräch über die Literatur, welches ich vor drei Jahren während eines Beſuches mit ihm hatte. Er beklagte damals die Verirrungen und Verwirrungen der jüngeren Talente, aber er ſah ſie als nothwendige Gährung des geiſtigen Freudenweines einer neuen Zeit an, indem er ſich über den Umſchwung der nationalen Intelligenz freute. Wie er über die einzelnen feindlichen Richtungen, welche jetzt in ſiegender Harmonie allmälig ſich aufzulöſen ſcheinen, ſpeciell urtheilte, können nur ſeine nähern Freunde wiſſen; doch entnehme ich aus manchen Umſtänden, daß er mit den neuern Erſcheinungen der Literatur ſich auch in der letzten Zeit fortwährend gern beſchäftigte. So wurden bisweilen mit Vertheilung der Rollen dramatiſche Vorleſungen bei ihm gehalten, z. B. gerade drei Wochen vor ſeinem Begräbnißtage von: „Bürgerlich und romantiſch“ von Bauernfeld. Während in der Altſtadt in Ludwig Tieck's Wohnung ein literariſcher Salon Dresdens zur Verherrlichung Shakſpeare's beſtand, verſammelte ſich in der Neuſtadt bei Chriſtoph Auguſt Tiedge ein engerer Kreis von Muſenfreunden zum Genuſſe des deutſchen Genius, unter dem Vorſitze der ehrwürdigen Dichtergeſtalt. Hier mußte Jedem wohl werden, der an Herz und Geiſt Etwas auszugeben und wieder einzunehmen wußte und ſuchte; und gaſtfreundlich willkommen hießen zu ſolchem Verkehr, ohne Rückſicht auf Rang und Namen, Jeden die beiden edlen Frauen aus des Dichters nächſter Umgebung, wie er ſelbſt So war und blieb das Haus der unvergeßlichen Eliſa v. d. Recke eine Freiſtatt des deutſchen Geiſtes, unbekümmert durch andere äußere Lebensformen, als die in wahrer Sitte zwanglos ſich von ſelbſt verſtehen.

Mit dem ſchönſten Morgen des Vorfrühlings begann Sachſens Bußtag. Wie prophetiſche Geiſter einer beſſeren Zeit buhlten die lauen Lüftchen um jede Wange; die vom Eiszwange eben befreite Elbe ſtrömte mit ſo raſchem Jugendmuthe dem Norden zu, die Kirchenglocken hallten ſo verſöhnend in Ohr und Seele, daß dieſer Morgen mir noch eine andere höhere Verkündung als des ſich bald verjüngenden Naturzaubers zu enthalten ſchien: das Verſprechen eines verjüngten deutſchen Lebens, als deſſen Vorfrühling wir ja wohl das kürzlich abgeſchloſſene Jahrzehend betrachten dürfen. Und an dieſem Morgen ſollte Tiedge begraben werden, der Repräſentant der alten Zeit und Literatur, in deſſen ſeltener Individualität das Menſchliche mit dem Geſchichtlichen mir ſo herrlich verſöhnt erſchien, und ich vernahm aus den geheimnißvollen Natur- und feſtlichen Tagesſtimmen eine ſym-

bolische Hindeutung, daß nur nach der historischen Kreuzigung auch der Ostermorgen der Menschheit anbrechen könne, wie er in Tiedge, dem einzelnen Menschen, nach achtundachtzig Jahren voll Sturm und Frieden nun angebrochen war; daß das Sein ein ewiges werden, und mithin den ewig neuen Geburtswehen der Nothwendigkeit, unter denen die Psyche der Menschheit eine Geschichtspuppe nach der andern durchbricht, nicht zu zürnen sei.

Um 9 Uhr war es, als Tiedge's irdische Ueberreste auf dem Friedhof zu Neustadt, in dessen Nähe die Eisenbahn beginnt, bestattet wurden. Auch in diesem Umstande sah ich in der Begräbnißfeier eine symbolische Bedeutung für das Verhältniß der Vergangenheit zur Gegenwart. Wir legten den alten Sohn Deutschlands dahin in die Muttererde, wo das Streben der neuen Zeit für Dresden sinnbildlich den geeignetsten Schauplatz hat; und wie mit diesem Streben sein individueller Geist sich befreundete und dessen Weltanschauung ergänzte, so befreundet und ergänzt sich der allgemeine Geist mit den Thaten des Zeitgenius.

Ohne Sarg, in einem mit Blumen gefüllten Tuche, wie die ihm 1833 vorangegangene hohe Freundin Elisa, wurde Tiedge's Leiche ins selbe Grab gesenkt, nachdem Klopstock's Todtengesang: „Wie sie so sanft ruhen!" sie auf dem Friedhofe empfangen hatte. Als Dresdens Literaten und Künstler den Grabhügel umschaart hatten, eröffnete ein Männergesang, in den die jubelnde Lerche einstimmte, die einfache seltene Todtenfeier. Der edle geistreiche Falkenstein war es, der das Wort nahm, indem er bescheiden erklärte, daß der Verewigte ihm vertrauensvoll die Besorgung seines literarischen Nachlasses übertragen habe, und er aus der nahen persönlichen Berührung mit ihm vor Würdigern das Recht entnehme, die Lebensbedeutung Tiedge's hier in Erinnerung zu bringen. Und wahrlich, seine Rede stand mit der ganzen einfachen und wunderbar schönen Anordnung der Feierlichkeit, welche der Himmel selbst durch die Glorie der Morgenschönheit verklärte, im entsprechendsten Verhältnisse; sie war die musterhafteste Huldigung eines Menschen- und Dichterwerthes wie Tiedge's. Hoffentlich wird Deutschland wenigstens den geistigen Inhalt derselben mitgetheilt erhalten, und dem Redner dann für die nationale Vertretung am Grabe eines seiner edelsten Söhne danken, wenn auch nur Hunderte das mit aller Fülle des Wahrheitsgefühls gesprochene tiefbewegende Wort selbst vernehmen konnten, das wenigstens in meiner Seele einen beständigen Nachhall finden wird. Selten stirbt ein Mensch wie Tiedge, anerkannt von einer ganzen Nation um seines Geistes, geliebt von Hunderten um seines Herzens willen; aber ebenso selten sieht man eine solche würdige Todtenfeier, selten hört man eine solche Todtenrede. Sie ist das Herrlichste in Form und Geist, was ein Mensch durch Glück und Verdienst zuletzt erringen kann. Ich möchte sie vorzugsweise eine deutsche nennen, wie sie sein soll.

Julius Krebs.

Notizen.

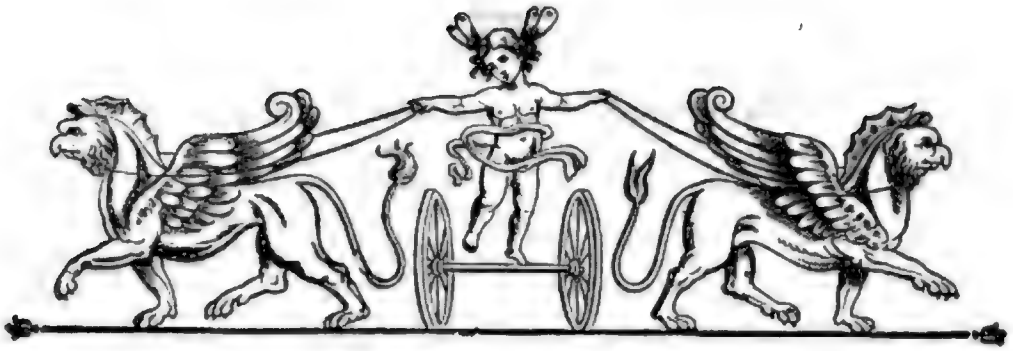
[Scribe's Glas Wasser.]

Zum Besten des Theaterpensionsfonds zum ersten Male auf der leipziger Bühne aufgeführt; in Berlin wetteifern deutsche und französische Darsteller in dem Stück; es wurde dort in vierzehn Tagen nicht weniger als zehnmal gegeben. In der Schlesinger'schen Verlagshandlung erschien ein Abdruck des Stücks (Nr. 240 des Répertoire du théâtre français à Berlin). Außer der Cosmar'schen Uebersetzung, welche auf den Bühnen circulirt, erschien auch eine gedruckte (Lemgo, Meyer'sche Buchhdl.) von Ferd. Aug. Oldenburg, der das Stück fälschlich als Schauspiel einführt. Diese geistvolle Parodie auf alles Weiberregiment ist das feinste Lustspiel, das unsere Zeit geliefert. Es hat historische Charaktere, lehnt sich mit seinen Interessen an den großen politischen Hintergrund der englischen Volksparteiung und des spanischen Erbfolgekrieges, verliert aber auf keine Weise Charakter und Haltung des Lustspiels. Die Intriguen des weiblichen Herzens geben den Stoff, es handelt sich darum, daß die junge naive Königin Anna und ihre allgewaltige Herzogin Marlborough in einem hübschen Gardefähnrich sich dasselbe Spielzeug erwählen; daß beide Damen zugleich ihrer Stellung nach Staatsinteressen verfolgen, die Königin, weil sie leider Königin ist, die Herzogin, weil ihr Gatte nur während der Dauer des Krieges von ihr entfernt gehalten bleibt, daß ferner das Haupt der englischen Oppositionspartei, jener mephistophelisch gewitzigte, leichtfertig geniale St. John Bolingbroke, auch nur wie zum Spiel seinen Ehrgeiz in die Wagschaale wirft, das alles macht eben in diesem ironischen Widerstreit, wo Alle mit sich und der Weltgeschichte spielen und doch gegenseitig dupirt werden, den Reiz und die Interessen dieses meisterhaft ineinandergewebten Intriguenstücks aus. Die Introduction leidet an Offenherzigkeiten der Personen, an der bekannten Bequemlichkeit, im Vorzimmer durch Geschwätz die Fäden anzuspinnen. Zugleich ist hier, wo die Figuren Engländer sind, die französische Ungenirtheit, diese Gestalten ganz und gar sich anzueignen und zu französiren, besonders auffallend. Für diese Leichtfertigkeit entschädigt aber schnell genug die in der That musterhafte Fortführung, Verwirrung und überraschende Lösung der Fäden. Scribe ist mehr als bloßer ungenirter Ausdruck der Zustände seines Volks, er ist im Intriguenspiel ein Künstler, eine so beglückte Begabung, wie wir sie nur Genie zu nennen gewohnt sind. — Die Aufführung dieses feinen Stücks auf der leipziger Bühne war durchaus schwach. Madame Brüning spielte die Herzogin von Marlborough, Hr. Baudius mit gleichem Mangel aller Repräsentation des Staatsmannes den Saint John. Madame Dessoir gab der Königin Anna eine einfältige Haltung, während sie Scribe in der naiven Tändelei erster Jugend hinstellt. Frln. v. Tennecker gab die Abigail nicht ohne Geschick und Glück. — Die empörende Art, wie sämmtliche Darsteller das Bischen Englisch aussprachen, verdiente die Zucht des Schulmeisters.

[Karl Werder.]

Vom Professor Werder, dem die Studenten in Berlin neulich ein Vivat brachten, wird auf der berliner Bühne eine Tragödie „Columbus" in Scene gehen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 57. — den 20. März 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Deutsch und Polnisch.

(Fortsetzung.)

„In diesen Zweifeln," — antwortete Amalie — „liegt aber der Verdacht eines schalen armseligen Eigennutzes, ja ziemlich unumwunden die Furcht, ich sähe in Dir nur den künftigen Gatten und Versorger, wie es die äußere Bestimmung des Weibes verlangt, und das muß mich von Dir scheuchen. Denn um der bloßen Form der Ehe willen bist Du ja nicht der einzige Mann auf Erden, dem ich angehören kann, aber Du bist es um meiner Liebe willen, welche die innigste Vereinigung mit Dir in der Ehe herbeisehnt. Halte Dich nicht an Phrasen, an abstracte Anomalien, sondern an das concrete Leben, und hier fordere Thaten als Erklärungen."

„Amalie, willst Du wirklich mein sein, mir jetzt schon in Liebe völlig angehören?" fragte Eduard, sie mit kühner Vertraulichkeit umfassend.

„So weit die Sitte es erlaubt," antwortete sie, ihn sanft von sich drängend.

„Da haben wir es!" lachte er aufstehend; — „das ist die deutsche Mädchenliebe, die sich hinter den Schanzkorb der Schicklichkeit flüchtet, sobald dem wahren Begriffe nach die natürliche Forderung der Liebe an sie geschieht. Die Sitte derselben ist nicht die der Welt; aber die sogenannte Schicklichkeit ist freilich hier wie dort bequem dafür zu brauchen, als Schild der Klugheit nämlich, die sich nicht anders als gegen einen sichern Wechsel zur Zahlung versteht, der hier mit Trauschein gleichbedeutend ist. Nur in Hymens Wechselcomptoir wünscht ein deutsches Mädchenherz Geschäfte zu machen, wär' es auch mit allen Stockjobbereien. Das liebe Herzchen gleicht dabei, wenn es verlangt wird, jener Rose in Cochinchina, die dreimal täglich ihre Farbe verändert, und des Morgens weiß, Mittags blaßroth und Abends hochroth erscheint, und ist, wie diese in der Pflanzenwelt, ein reizendes Chamäleon in der Gefühlswelt."

„Sie werden bitterwitzig, mein Herr, weil mein sittliches Gefühl sich Ihrer laxen Moralphilosophie nicht gefangen gab," sagte Amalie. — „Ich kann Ihrem modernen Genius nicht folgen, und seinen hohen Flug verhindern oder tadeln; ich urtheile nur von dem Standpuncte meiner Erziehung und Verhältnisse aus, und hier sind' ich denn, daß wir nicht für einander passen. Das ist mein letztes Wort." — Sie wandte sich von ihm ab.

„Das letzte, Amalie? Wirklich?" fragte er, und schritt, als keine Antwort erfolgte, nachdenkend auf und nieder. Sein sinnliches Auge ruhte auf des Mädchens reizenden Formen, auf dem von Schmerz und Zorn wogenden Busen, während sein geistiger Blick die Verhältnisse kritisch durchdrang, und endlich Amaliens individuellen Gesichts- und Standpunct als Widerstandsrecht gegen sich anerkannte; denn „Recht hat jeder eigene Charakter!" sagte er sich, und es war nur die Frage, ob sein eigenes Recht mit demselben sich vergleichen könne. Da flüsterte ihm das Herz zu, wie schön, wie gut, wie talentreich, wie verständig sie doch sei, wenn auch ihre

Lebens- und Liebesanschauung nicht kühn, wie die seinige, sich über die gemeine Sphäre erheben könne, und sein Herz siegte. — Er trat zu ihr, ergriff ihre Hand und sagte: „Amalie, meine Liebe zu Dir ist stärker, als der stolze Wunsch, die Deinige meinen ethischen Begriffen und socialen Forderungen entsprechend zu finden. Ich beschränke diese auf den Satz: Liebe mich nur, wie Du kannst, und darum bewege Dich frei in dieser Liebe. Und jetzt — versöhne Dich mit mir, ich bitte Dich."

Die Geliebte sank weinend in seine Arme; es war wirklich Liebe, die sie zu ihm zurückführte, aber nicht die Liebe Mariannens, welche in dem Manne ihrer Wahl ihre ganze Welt ans Herz drückte, und dabei unbedenklich, aber graziös auch das Sittengesetz der übrigen Welt unter die Füße rollte. Was die nationale Sympathie bei der Polin leicht und siegreich vermittelte, vermochte die weltbürgerliche Moralphilosophie bei dem deutschen Mädchen nicht.

5.

Nach einem Monate reiste die Gräfin auf ihre Güter im Großherzogthume zurück. Ungern folgte Amalie, denn sie empfand die schroffe Scheidewand Mariannens und ihres eigenen Naturells immer unbequemer und mißtrauischer, seit Stanislaus Jene beständig umgab. Dieser begleitete natürlich die Geliebte, und auch Eduard die seine. —

„Ich muß Dein Vaterland einmal mit eigenen Augen sehen," sagte er zu dem Freunde; — „ich muß Eure Lebenszustände in irgend einem Journale nach der Natur schildern; denn sie sollen interessant genug sein."

„Immer deutsch, immer conservativ!" neckte ihn Stanislaus. — „Hätten Sie hinzugesetzt: ich will den Deutschen den möglichst richtigen Gesichtspunct für das polnische Leben herbeizuführen suchen, so ließe ich es gelten. Das Interessante aber ist ein zu unbestimmter Begriff, um nicht auch ein gleichgültiger sein zu können. Unsere elenden Dörfer mit den obligaten Misthaufen und dem darauf herrschenden Schweine, der leibeigene träge Bauer hinter dem Pfluge, oder des Sonntags im Kruge bei der Masurka, hinter Dudelsack und Branntweinflasche, das ganze in Schmuz und Sinnlichkeit behaglich eingerichtete Leben des niedern Polen, vom katholischen Elemente so harmonisch durchdrungen und abgerundet, es ist freilich nur ein dankbarer Gegenstand für niederländische Staffagenmalerei eines Schriftstellers; aber der tiefer dringende contemplative Geist findet hier reichen, festgestalteten und daher sichern Stoff für die Abstraction, und für ihn und durch ihn können diese Zustände interessant sein."

Die Reise ging über das freundliche Herzogsstädtchen Oels, wo die deutsch-schlesische Natur sich noch vollgültig zeigt, dann über Medzibor, wo die Weinberge in der düstern kargen Natur sich wie eine Ironie ausnehmen. Schon war auf den Dörfern überall die polnische Zunge hörbar, und ringsum nur Sand und Nadelwald zu schauen; aber Marianne und Stanislaus schienen in einem Paradiese zu fahren, so entzückt schweiften ihre Blicke umher, so aufmerksam lauschten sie den vertrauten heimischen Klängen, so behaglich theilten sie sich ihre Bemerkungen über das kleinste Ereigniß mit, und gerührt hörte Stanislaus die wunderbare Saite aus der Gefühlsharfe der Menschenbrust herausklingen, welche Vaterlandsliebe genannt wird.

Dort lag endlich Ostrowo, das preußische Gränzstädtchen, von Juden durchkrochen und umringt von zahlreichen Windmühlen. Denn in dieser traurigen nordischen Fläche, wo man sicher auf einige hundert Meilen keinen Berg, höchstens einen Sandhügel antrifft, sendet Neptun nur dürftige mahlfähige Wasserschätze, und Aeolus muß den Dienst größtentheils übernehmen, wie der jüdische Speculationsgeist bei der christlichen Faulheit die Agentur in allen materiellen Lebensfragen. Nur wenige Meilen ist's von Ostrowo nach Kalisch, welches die Römer schon unter dem Namen Calisia gekannt haben sollen, als sie zu Lande durch Oberschlesien an das Bernsteinmeer zogen.

Bald begrüßen sich auf der Gränze der preußische und russische Adler, und ein Kosakenspalier hinter dem Schlagbaume des nächsten Dorfes belehrt den Reisenden dann, daß er das ungeheure Reich des Nordens betreten habe, worauf ihn die Strenge der Zollrevision sogleich mit dem hier herrschenden Principe bekannt macht, denn diese erstreckt sich auch auf das Geistige, und jedes Buch und Papier wird vorläufig confiscirt, da es einen unzulässigen Lichtstrahl enthalten könnte. So weist hier die Kosakenlanze brutal den vermittelnden Genius der Menschheit zurück.

Unsere Reisegesellschaft überschritt die Gränze nicht, denn Boczkowo, der gewöhnliche Wohnsitz der Gräfin, lag noch auf preußischem Boden. Aber mit hoher Wehmuth, wunderbar gemischt mit der Freude des Wiedersehens, las Stanislaus auf dem nächsten Wegweiser: „Do Kaliscza," und bald rann eine Thräne über seine bleiche Wange.

Der kleine Kreis hatte sich in Boczkowo bald wohnlich und gesellig eingerichtet. Unter den Wetterlaunen des Vorfrühlings verkündete die jubelnde Lerche den nahenden König Mai, mit der Blumenkrone im Haar, dem Blüthenscepter in der Hand und dem duftigen Gewande von Laubschleiern; und die Gesellschaft des einsamen polnischen Dorfes, wie mit ihr Millionen, sehnte mit schwellendem Herzen die Erfüllung des ewig neuen reizenden Mährchentraumes herbei, die Verjüngung der Erde, welche eben so sicher sich stets vollbringt als vernichtet. Da gingen Marianne und Stanislaus, deren Seelenleben, wie ihr äußeres, immer inniger verschmolz, an manchem sonnigen Morgen und Abende auf einen nahen Hügel, und blickten unter hohen Erinnerungsschauern hinüber nach dem stattlichen Kalisch; wo vor zehn Jahren um diese Zeit ein neuer Nationalfrühling in so kräftigen Knospen die politische Wiedergeburt des alten Polens versprach, wie die Lerche heute wieder die der alten Erde. Längst abgefallen waren die wirklich entfalteten, aber tauben Hoffnungsblüthen, verweht von jenem welthistorischen Septembersturme, in welchem Warschau fiel, und als merkwürdig trauriges Bild der Vergeblichkeit polnischer Freiheitsthaten hielt die neue Lebensentwickelung des Landes nur mit der der Jahresnatur gleichen Schritt, während die Vaterlandshelden ihre Blutsaat für die Früchte von Jahrhunderten auszustreuen glaubten.

Es war am Charfreitage, als die Liebenden wieder den Hügel besuchten. Stanislaus las der Gräfin dort aus den Memoiren des Oginski die Geschichte jenes blutigen Charfreitages von 1794 vor, wo die Polen in Warschau zum ersten Male ihre politische Erlösung durch die Selbstthat versuchten, wie Christus einst durch sein Leiden die moralische Erlösung der Welt. — Tiefbewegt hielt Stanislaus inne, als er den Abschnitt zu Ende gebracht, und schaute rings in die sonnenglänzende Gegend hinaus, mit ihren Waldsäumen und nahe an einander liegenden Dörfergruppen, dann auf Kalisch mit seiner bedeutsamen griechischen Kirche, dem Wahrzeichen des Russenthums, und endlich in das von Schmerz und Liebe feuchte Auge Mariannens, in diesen holden Spiegel seines eigenen Wesens.

„Es ist ein langer stiller Sonnabend gefolgt auf jenen Charfreitag," sagte er leise; — „wird denn nie Polens wahrer Ostermorgen folgen, den seine Millionen Kinder unter blutiger That und schmerzlichem Gebet so lange schon herbeigesehnt haben? Sollten mit Kosciusko's „Finis Poloniae!" wirklich die Schicksalsmächte der Völker unwiderruflich unsere Vernichtung haben aussprechen wollen. Es wäre entsetzlich, Marianne. Der böse Zweifel regt in mir eine Idee an, welche Du vielleicht, ungeachtet ihre schwärmerischen Färbung, beifällig aufnimmst, und mir durch die Theilnahme an der Ausführung erst recht lieb machst. Laß uns diesen Sommer eine Wallfahrt zum Sarge des großen Raczelnik unternehmen! Es ist mir, als müsse sein Geist uns eine Antwort geben auf meine große Frage."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Die Landtage; „vier Fragen"; die Redoute und Hr. Krüger.]

Fast hätte ich Lust Ihnen dies Mal eine politische Epistel zu schreiben, zu welcher die herrschende Aufregung, der Blick auf die nahe zweifelhafte Zukunft, die kriegerische Stimmung der Zeitverhältnisse, die Einberufung unserer Provinzialstände und die lebhafte Theilnahme an der Veröffentlichung derjenigen Entwickelungen, welche denselben zugedacht sind, aufzufordern scheinen. Zum ersten Male ist diese Theilnahme geweckt, und zum ersten Male weiß und fühlt man, daß die Stände der Mark in Berlin versammelt sind. Ein Anfang ist gemacht, ihnen vermehrte Lebenskraft zu geben, und mag man auch darüber denken, wie man will, mögen Viele sich auch über das, was geschehen würde, getäuscht haben, mögen sie gering finden, was Anderen bedeutsam und vielleicht schon zu viel vorkommt, es ist, wie es der königl. Introitus auch sagt, der Beginn einer neuen Epoche, die erste Entwickelung ihrer verheißenen Wirksamkeit. Bisher waren die Stände nicht allein hinter verschlossene Thüren gesperrt, sie waren auch verpflichtet, ihre Verhandlungen geheim zu halten und nur lange Zeit nachher brachten die Landtagsabschiede eine magere Veröffentlichung der Vorlagen und Anträge mit einigen belobenden oder abweisenden Worten überzuckert. Niemand nahm Antheil, Niemand hielt es für wohlthätig und bedeutsam; nun aber ist wenigstens wieder die Hoffnung erregt, daß eine Zukunft möglich sei. — Das den Ständen Bewilligte läßt sich zusammenfassen: in Veröffentlichung der Protokolle durch den Druck, in Landtagen alle zwei Jahre (statt bisher alle drei Jahre), in vermehrter Wirksamkeit bei Begutachtung der Staatsgesetze, endlich in Erwählung eines Ausschusses, der in der Hauptstadt jeder Provinz versammelt bleibt und dort, vom Staate zu Berathungen gezogen, die Geschäfte der Provinzialstände außerhalb des Landtages verwaltet. Viele sehen in dieser letzten Bestimmung den Anfang von Reichsständen, denn die verschiedenen Ausschüsse sollen bei wichtigen Angelegenheiten nach Berlin berufen, hier in vereinigten Sitzungen ihre Stimmen abgeben. In der That ist diese Erweiterung das Wichtigste, das geschehen ist, denn die Erwartung, daß auch Aenderungen in dem Wahlacte und der Zusammensetzung der Provinzialstände erfolgen würden, ist getäuscht worden.

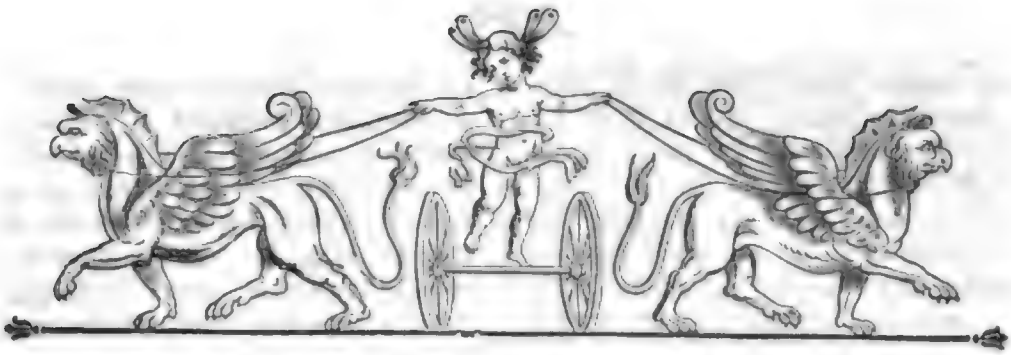
Es ist eine alte Klage, daß die volle Hälfte der Mitglieder in den ständischen Versammlungen dem Adel angehöre, die beiden andern Stände aber sich in die übrige Hälfte so theilen, daß das Verhältniß wie Zwei zu Eins ist. Die Vertretung des dritten Standes ist daher ganz unvollkommen und was er zu wenig empfing, hat der Adel zuviel, der auf jenes Kosten bevorzugt wurde. Man glaubt, daß die Aenderung dieses Mißverhältnisses nun auf mehreren Landtagen beantragt werden wird, ja man erwartet selbst von einigen der östlichen und westlichen Provinzen Erklärungen und loyale Adressen über die Wünsche, welche man, zum Theil mit Begründung auf rechtlichem Boden, an den Stufen des Thrones niederlegen will. — Die „Vier Fragen beantwortet von einem Ostpreußen" suchen zu beweisen, daß nachdem was in Preußen von den Jahren 1808 bis 1818 geschehen und dem Volke zugesichert sei, die Vertreter desselben die Pflicht hätten, jetzt, wo die Bitte um Verfassung abgewiesen sei, dieselbe als ein Recht in Anspruch zu nehmen. Das Verbot, das diese kleine Schrift traf, nöthigt zu neuen Fragen. Es hieß, eine große Zahl von Notabilitäten in Königsberg hätte sie dem preußischen Landtage überreicht. Enthält die Schrift eine Lüge oder Verläumdung? Ist sie in unanständigem Tone geschrieben? Sie ist dreist, aber nicht bösartig. Warum antwortet man nicht lieber mit denselben Waffen und sucht die angeführten Gründe durch eine bessere Belehrung zu entkräften? Wir würden dann an Einsicht gewinnen und an Beruhigung. Wir geben uns der Hoffnung hin, daß sich Alles friedlich gestalten möge, und haben darin eine neue Zusicherung durch die Ernennung des Herrn von Boyen zum Kriegsminister erhalten. Dieser würdige General trat bekanntlich mit dem Minister Beyme, mit Gneisenau und Wilh. v. Humboldt aus dem Staatsdienst, als man die Verfassungsfrage immer weiter in den Hintergrund schob und von den Grundsätzen abzuweichen schien, welche vom Jahre 1808 an den Staat auf seinen neuen Bahnen geleitet hatten. Mit Consequenz hat der werthe Mann in einer einundzwanzigjährigen Zurückgezogenheit seinen Grundsätzen angehangen und jetzt, wo er hochbetagt sich dem Dienste des Vaterlandes nicht entzieht, wird er dieselben auch gewiß nicht verlassen. Seine Ernennung hat daher auch eine allgemeine Freude erregt und ohne Zweifel dürfte der Einfluß merklich sein, welchen ein so biederer, freigesinnter und von seinem Könige so hochgeehrter Mann manchen divergirenden Richtungen gegenüber geltend macht.

So sind wir nun aus dem eben beendeten Carneval, aus einer Reihe glänzender Feste und Bälle in eine andere lebendige Aufregung gekommen, die für Berlin und seine, jetzt mehr als je, den politischen Interessen und dem Blick auf die eigenen Zustände ergebenen Bewohner von der größten Wichtigkeit ist. Man vergißt darüber freilich gewiß nicht, was man dem Leben, der Lust daran, den Vergnügungen, der Kunst u. s. w. schuldig ist, und hört in dieser Beziehung nur eine Stimme; daß nämlich, so trist der Anfang des Carnevals gewesen sei, das Ende dafür doch ziemlich gut entschädigt habe. Der Hof gab viele Bälle, wechselnd bei dem Könige oder den Prinzen seines Hauses, und es hatte sich dazu ein zahlreicher Theil des wohlhabenden Adels aus den Provinzen mit ihren Töchtern und Söhnen eingefunden, da heut zu Tage die Ehen dieser bevorzugten Stände auch nicht mehr im Himmel, sondern auf Bällen und in Bädern geschlossen werden. Aber der Carneval, oder diese Reihe von Bällen, aus welchen er hier im protestantischen Norden besteht, würde noch weit reicher ausgefallen sein, wenn die Grippe nicht so verwüstend in allen Kreisen gehaust und viele der eifrigsten Tänzer auf Wochen niedergestreckt hätte. Dennoch kam es sogar zu einer großen Redoute, die wir seit langer Zeit nicht begangen hatten, welche aber leider durch den Uebermuth einer geringen Zahl von Menschen, die nicht allein den sogenannten gebildeten Ständen angehörten, sondern sich sogar zu den Exclusiven rechnen, in Ausbrüchen gemeiner Rohheit gestört wurde. Die Untersuchung hat zur Gnüge ergeben, in welchen Kreisen man diese noblen Herren zu suchen hat, gegen welche sich die jüngst erschienene schöne Cabinetsordre des Königs mit edlem Zorne richtet. Es war daher auch ganz besonnen, daß keine zweite Redoute folgte, denn eine bedeutende Anzahl junger Leute hatte sich verbunden, auf keinen Fall diese Unanständigkeiten gegen die Versammelten und namentlich gegen Frauen zu dulden, sondern den Ruhestörern, weß Standes sie auch sein möchten, eindringlichen Unterricht in der Kunst, anständig zu sein, unentgeltlich zu ertheilen. Daß dies in einzelnen Fällen schon bei der ersten Redoute geschah, hat hier nicht wenig Aufsehen erregt, da die davon Angefochtenen zu Ständen gehörten, welche gewöhnlich über solche Berührungen erhaben sind. Wenn man auch läugnet und auf Verläumdung pocht, Alles läßt sich nicht abstreiten, den meisten Spaß aber erregte es, daß sogar einer der Exclusiven, welcher die Tänzerinnen bis in ihre Ankleidezimmer verfolgen wollte, ergriffen und in die Lampenkammer des Theaters gesperrt wurde, wo er bis zum Morgen saß und dann erst nach demüthigen Bitten frei gelassen ward. Nach solchen Vorfällen darf es nicht wundern, daß Herr Krüger, der Wirth vom Colosseum, ein respectabler Mann, der die Ordnung ganz anders zu handhaben weiß und zwar ohne Beistand der Polizei und des Militairs, am nächsten Tage, wo in seinem Locale ein Maskenball statt fand, dem gegen 3000 Personen beiwohnten, beim Entstehen eines Streites auf der Gallerie des großen Saales erschien und eine Rede hielt. „Meine Herren," sagte er, „ich bitte zu bedenken, daß Sie sich hier im Colosseum und nicht im Opernhause befinden. Hier muß es anständig hergehen, und wer das nicht will, der thut besser sich freiwillig zu entfernen, denn im Weigerungsfalle werde ich ihn sofort verschwinden lassen," — diese Rede, welche mit dem größten Jubel aufgenommen wurde, stellte die Ruhe sogleich wieder her; denn Herr Krüger ist nicht der Mann, der mit sich spaßen läßt. Er übt sein Hausrecht mit bewunderungswürdiger Kraft und Gelassenheit. Aber die Bälle im Colosseum sind dennoch vielleicht die Wurzel jener Rohheiten auf der letzten Redoute. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei ein Prospectus von Joh. Ambr. Barth in Leipzig.)



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 58. — den 22. März 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Deutsch und Polnisch.

Novelle von Julius Krebs.

(Fortsetzung.)

„Sobald der Mai da ist, ja, mein Stanislaus, ich begleite Dich!“ fiel Marianne begeistert ein. — „Ich sehnte mich längst wieder einmal nach Krakau, der uralten Königsstadt, dieser heutigen Bettlerstadt, der man von Polens Freiheitsvermögen noch eine Art Almosen gereicht hat. Ja, laß uns hingehen, wird uns auch das Herz dort vielleicht noch schwerer; aber wir haben ja außer uns selbst nur unsern Schmerz, der uns anweist, ihm in elegischem Farbenspiele so viel Reize als möglich abzugewinnen. Steh' ich auf dem Schloßberge von Krakau, so versenk' ich mich in die Urträume unserer Volksgröße, und es wehen mich die Lüfte wie schaurigholde Mythen an, die nach der ersten geschichtlichen Gestaltung ringen. War doch dieser alte Berg Wawel der Wohnsitz des Drachen, den die tapfere Hand des alten Krakus erschlug, und mit dessen Blute er die Stätte düngte, auf der sich Krakaus erster Anbau erhob. Du siehst, ich bin nicht unbewandert in unserer fabelhaften Heldengeschichte. An den großen verbürgten Erinnerungen des neuern Heldenthums erfrisch' ich mir dann das Herz auf dem Berge Bronislawa, auf dem Kosciuszko-Hügel. Dorthin laß uns wieder wandern, auf die Schlachtenerde Polens, aus der er besteht, so weit sie unseren Phocion anging, der unser nationales Leben und Streben so ruhmwürdig dargestellt hat.“

Stanislaus umarmte das Weib seiner Seele, und sie kehrten ins Herrnhaus oder sogenannte Schloß zurück. Es ist eigentlich grausame Satyre, die Wohnsitze des polnischen Landadels Schlösser zu nennen, denn auch der bescheidenste Begriff eines deutschen Schlosses läßt keinen Vergleich mit jenen meist hölzernen ärmlichen Gebäuden zu, welche oft nur in der Größe, Raumvertheilung und in ihrer blos menschlichen Bestimmung einen Unterschied zwischen polnischen Bauernhütten darstellen, wo dasselbe Dach und wohl auch Gemach Menschen und Vieh zu trauter Gemeinschaft vereinigt. Die Adelsbegriffe Polens, dort so lange, ohne das vermittelnde Bürgerthum, bis zum sklavischen Bauernstande abgestuft, stellen ihren Uebergang von der Höhe zur Niedrigkeit, von Macht und Reichthum zur Armuth, in den Fürstensitzen bis zu den Landedelsitzen auch heute noch recht anschaulich dar; ja einzeln sogar noch auf dem rechten Oderufer Schlesiens.

Am Osterfeste treten religiöse Sitte und Aberglauben in Polen charakteristisch hervor. Dort ist bei der Armuth des Bauers nach gewöhnlichen Begriffen die Fastenzeit eigentlich für ihn stets vorhanden, während der kalendermäßigen aber schließt die religiöse Strenge selbst den Genuß von Fett und Eiern aus. Alle versagten Lebensmittel werden bis zum Ostersonnabend aufgespart, dann möglichst zierlich aufgestellt, und nun erscheint im Herrnhause wie in der Hütte der Priester, die Speise durch Weihwasser zu segnen, welche Wohlthat bei dieser Gelegenheit auch den Feldern widerfährt.

Am Oſterſonntage beginnt hierauf Jeder für die lange Entſagung ſich ſchadlos zu halten, und es iſt in der Ordnung, daß der Bauer ſich krank ißt, jedoch am andern Abende im Kruge mit Hülfe des Tanzes die unverwüſtliche Natur reſtaurirt. Auf den Edelhöfen beſteht das geweihte Oſtermahl aus den mannichfachſten, zum Theil luxuriöſen Gegenſtänden, und dient als déjeûner-dinatoire, wozu eine Anzahl Perſonen gezogen werden.

So war am diesmaligen Oſtermorgen auch die kleine Geſellſchaft von Boczkowo zu Herrn v. Krasnerczelski nach Wegry auf „Geweihtes" gebeten worden, und man fand dort unter andern Gäſten einen Dominik v. Czerwinski, welcher der Gräfin aus den letzten Tagen vor der Uebergabe Warſchaus von dort aus bereits bekannt war. Man konnte ihn eine männliche Schönheit nennen. Seine Mittelgeſtalt von den edelſten Verhältniſſen zierte ein wahrer Rembrandskopf, an welchem der Kinn- und Lippenbart in glücklicher Vereinigung von Kunſt und Natur maleriſch mit dem kaſtanienbraunen Haupthaar zuſammenlief. Ein geiſtvolles Augenpaar überſtrahlte zartes Wangenroth; das ganze Geſicht aber drückte mehr diplomatiſche Feinheit als einfache edle Geſinnung aus, und insbeſondere lauerte um den kleinen friſchen Mund ein geheimnißvolles Lächeln, das bisweilen in einen häßlichen ironiſchen Zug ausartete. Czerwinski's perſönliche Tournüre zeigte dabei die Erziehung der Welt, ſeine Unterhaltung jedoch mehr combinatoriſches Vermögen, als die höhere in Gefühlsröthe verklärte Verſtandesanſchauung, welche ſeine Augen verſprachen, und die gewöhnlich Geiſt genannt wird.

Auf verſchiedene Weiſe bei Krukowiecki's Winkelzügen compromittirt, hatte er klug und früh genug jede Verbindung mit ihm gelöſt, und verließ nach dem Falle der Hauptſtadt mit dem Rybinskiſchen Heeresüberreſte das Vaterland. Wie Stanislaus durch Schickſal und Laune vielfach umhergeworfen, war er in Belgien, Frankreich, der Schweiz und ſelbſt in Algier geweſen, zuletzt aber, des entbehrungsvollen unſtäten Lebens müde, ſo eben zu rechter Zeit nach Polen zurückgekehrt, um einen Verwandten zu beerben, der ihm ein Gut im Großherzogthume, aber freilich in arger Verſchuldung, hinterließ. Er dachte jetzt darauf, ſeine Verhältniſſe durch eine angemeſſene Heirath zu verbeſſern, und hörte kaum, daß die reiche Gräfin Lrondezynska ziemlich ihr ganzes Vermögen aus den vaterländiſchen Zerwürfniſſen herausgerettet habe, ſo war ſogleich ſein Bewerbungsplan um die ſchöne Frau fertig, der er ſchon in Warſchau huldigend ſich näherte. Zwar hatte er zugleich manche Andeutung über ihr vertrautes Verhältniß mit Stanislaus v. Burakowski vernommen; allein er kannte deſſen getrennte Ehe und hoffte, bei ſeiner eigenen völligen Freiheit und ungleich vortheilhafteren Perſönlichkeit, ſicher über einen Nebenbuhler zu ſiegen, mit welchem die Gräfin höchſtens in einer unerlaubten engern Berührung ſtehen konnte. Er eilte daher mit ſeinem Beſuche bei derſelben, fand ſie jedoch nicht daheim, und der nahe Oſtertag verſprach nach Krasnerczelski's Mittheilung in Wegry die ſichere Zuſammenkunft, wie ſie auch wirklich erfolgte.

Dominik hatte ſich in der Hauptſache verrechnet: in Mariannens Charakter, in ihrer großartigen Geiſtes- und Herzensbildung. Er hatte in der Katholikin die heißblütige Polin überſehen, und in dem ſinnlichen Weibe wieder den höhern Genius, der auch die phyſiſchen Triebe zu einer moraliſchen Potenz erhebt, die Leidenſchaften adelt, und dafür einen ungewöhnlichen Maßſtab des Urtheils verlangt, oder dieſes ſelbſt verachtet. Der Geiſt der Gräfin ſpiegelte als glatte Eisfläche alle Gefühlsſtrahlen Dominik's wieder, aber ſie drangen nicht in die Myſterien ihres Herzens, für welche Stanislaus ſo raſch und leicht die Prieſterweihe erlangte. Wie abhängig übrigens in der Regel das Weib von den äußern Verhältniſſen auch ſein mag, ſie erſcheinen ſogleich völlig untergeordnet, wo die Perſönlichkeit ſo ſelbſtändig und entſcheidend auftritt, wie in Mariannen.

Die Beſuche und Verſuche des Speculationsritters blieben ſo fruchtlos bei dieſer, wie die erſte Annäherung; er mußte endlich doch den wichtigen Platz des Nebenbuhlers anerkennen, und durch andere Mittel, als ſein eigenes perſönliches Uebergewicht, ihn daraus zu verdrängen ſuchen. Zu der Vorſtellung, daß mit der Entfernung des Gegners ſein Sieg über Mariannen immer noch zweifelhaft blieb, konnte ſein eitles Selbſtgefühl ſich nicht erniedrigen. Er zog ſich auf ſein Schlößchen zurück und lauerte ſinnend auf einen ihm günſtigen Zufall, wie eine ins Netz zurückgekehrte Spinne auf die Fliege.

6.

Inzwiſchen fanden eines Tages Amalie und Eduard in dem noch kahlen Garten ſich zuſammen, wohin das vor Zorn und Scham glühende Mädchen den Geliebten beſchieden hatte.

„Was iſt Dir, theuere Amalie?" fragte er beſtürzt. — „Du biſt in einer wirklich ſchrecklichen Aufregung."

„Höre, mein Eduard, was ich erlebte, und dann urtheile und handle für mich," sagte sie mit bebenden Tönen. — „Es mag sich jetzt zeigen, was Du für mich fühlst, indem Du mich so rasch als möglich von einem Orte und von einer Gemeinschaft erlösest, die meiner Ehre, meinem einzigen Gute, den Tod bringt."

„Um Gotteswillen, was ist vorgefallen?" fragte Eduard abermals in höchster Spannung.

„Ich weiß nicht, siehst Du es nicht, oder willst Du es nicht sehen, in welchem vertrauten Verhältnisse die Gräfin und Stanislaus auf die schamloseste Weise leben. Ich selbst habe allerdings Manches bemerkt, wovor mein sittliches Gefühl sich empörte, und eben deshalb gegen Dich geschwiegen. Allein es ist nicht länger möglich, seit ich weiß, daß meine Verwandten in Pfarn, so wie die ganze Gegend, von dieser frechen Buhlschaft unterrichtet sind, und mich dabei in einem ähnlichen Verhältnisse mit Dir glauben. Dies geht aus einem heute von dort empfangenen Schreiben hervor, worin man mir mit kurzer frostiger Höflichkeit eine Reise anzeigt, um meinen fernern Besuchen vorzubeugen, welche nach der Rückkehr wieder erbeten werden würden. Aus sicherer Quelle weiß ich, daß es eine bloße Ausflucht ist, und daß man diese wenig verhehlte Schande dieses Hauses aus der letzten Zeit durch einen weggejagten deutschen Knecht genau kennt. Wie gern würd' ich, aus Rücksicht für der Gräfin edlere Seiten, auch jetzt noch die tiefsten Schlagschatten ihres Charakters für Verläumdung erklären, wenn nicht diesen Morgen meine eigenen Augen mich von ihrer Wahrheit überzeugt hätten."

„So sprich doch das Entsetzliche ein wenig näher aus," drängte Eduard.

„Wohlan!" sagte sie abgewendet: „ich sah Herrn von Burakowski in aller Frühe so unbefangen aus dem Schlafgemache der Gräfin treten, als wäre dies ganz in der Ordnung."

Amalie wußte, wie liberal Eduard in den sinnlichen Bezügen der Liebe dachte; sie hoffte indeß doch bei solcher offenen Verhöhnung aller äußern Sitte seine entschiedenste Mißbilligung. Allein er blieb unerschüttert.

„Nach den gewöhnlichen und Deinen eigenen Begriffen ist der Umstand allerdings insofern fatal, als er, außer Dir, noch sonst bekannt geworden ist," erklärte Eduard ruhig. — „Die Gräfin selbst aber kann, nach meinen Ansichten und der Kenntniß ihres Charakters, kein Tadel treffen. Sie ist unumschränkte Herrin ihres Willens, und daher ihre eigene Richterin. Wäre sie dabei ein blos genuß- und wechselsüchtiges Weib, so könnt' ich sie nicht verehren, jedoch auch nicht verachten; denn dazu gehören bei mir, schon aus juridischem Gesichtspuncte, tristigere Gründe. Marianne, die edle, geist- und gemüthreiche Frau, gibt sich aber in hoher Liebe dem wahlverwandten Stanislaus ganz und einzig in einer wahren Naturehe hin, weil seine Verhältnisse die kirchliche Einsegnung mit ihr nicht gestatten. Daß sie auf diese verzichtet, und nicht aus religiöser Ueberzeugung, sondern blos aus Rücksicht für den Bauer, den Kern ihrer Nation, das katholische Dogma respectirt, um diesen daran nicht zu irren; daß sie deshalb das Urtheil der Welt nicht scheut, sind' ich bewundernswerth."

„Wahrhaftig?" lachte Amalie unter Thränen entsetzt ihn an. — „Eine so schamlose Buhlerin in Deinen Augen bewundernswerth."

„Es ist mir lieb," fuhr Eduard mit derselben Ruhe fort, „daß die großherzige Marianne Deinen harten Ausfall nicht hört, um Dein hier so kleines Herz nicht bemitleiden zu dürfen. Du solltest doch bedenken, daß nur die Gesinnung der Maßstab des Werthes menschlicher Handlungen ist."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Junkerthum; Freiwilligenfest; Bälle und Concerte.]

— Denken Sie sich die prachtvollsten, schönsten Säle, welche Berlin besitzt, Speisesäle unter der Erde, Rauchzimmer und Billards in einem anderen Tunnel, Räume, in welchen drei tausend Personen ohne Ueberfüllung sich bewegen können. Und wer sind die Besucher? Wer verkriecht sich unter diesen Masken? Das weibliche Personal besteht durchweg fast aus dem sittenlosen Auswurfe der Gesellschaft. Leichtsinnige verrufene Dirnen, eine Anzahl Grisetten, die ihre Liebhaber in der höheren Classe gefunden, ein Gemisch von Verworfenheit und jener schamlosen Schande, die in der Frechheit längst das Gefühl dafür verloren hat. Seltsamer Weise aber gehört das Herrenpersonal dagegen zum größten Theil den obersten Ständen an, und Männer verirren sich hierher, von denen viele ohne Maske sich tief verneigen uud ehrfurchtsvoll zurücktreten würden. Die gemeinsame Sündigkeit deckt aber hier den Mantel der Gleichheit auf Alle, und führt sogar zuweilen die hohen Herren dazu, die tollsten lustigen Streiche zu begehen und mit genauer Noth sich vor empfindlichen Folgen zu retten. Man kann diesen Vorgängen eine lustige Seite abgewinnen, in diesem wüsten behaglichen Getümmel, in diesen Bordellscenen eine Vermischung der Stände, die uns so sehr fehlt, eine Gleichheit und Freiheit aller Menschen zu gemeinsamer Lust entdecken wollen, in Wahrheit aber ist es ein Bild unserer

modernen Entsittlichung, welche bis in die höchsten Stände hineingeht, und die sogenannte feine Bildung der gewöhnlichen Liederlichkeit, mit einem geringen Mehr von Raffinement zuführt. Dieselben jungen Herren, welche ihre Sitten in der Damengesellschaft des Colosseums bilden, erscheinen nun auf der Redoute mit ganz ähnlichen Ansprüchen, verstärkt vielleicht durch einen Anstrich des Junkerthums aus dem seligen Zeitalter vor 1806 und dem gnädigen Glauben, daß die Canaille, wenn sie ein wenig maltraitirt werde, doch überglücklich sein müsse, Gegenstand der Bussonerien dieser modernen Junker zu sein. Unglücklicherweise will man aber dies nicht mehr begreifen. Es gibt diesem Treiben entgegen eine compacte Masse wahrer Bildung, ein großgezogener Stolz des eigenen Werthes, im Vertrauen auf die geistige Freiheit und die Vorzüge des Talentes und Wissens, welches die bloßen Geburtsvorzüge mit Spott behandelt. Die Zahl der Junker ist auch zu klein, die Zahl der vernünftigen Leute in allen Classen, selbst in der der aufgeklärten Aristokraten, wenn wir sie so nennen wollen, zu groß, um nicht das Unwürdige eines solchen Benehmens sofort zu brandmarken. Daher ist auch der Unwille über jene Frechheiten am lebhaftesten in den Reihen des Adels selbst gewesen, aber man würde viel bessern können, wenn man in dem Offiziercorps sowohl wie in hohen Kreisen den Besuch des Colosseums als eine Ehrensache behandelte und verböte. Denn unbegreiflich ist es gewiß, daß während diese Herren in den meisten Kaffeehäusern und öffentlichen Vergnügungsorten nicht erscheinen, weil diese nicht anständig genug sind, das Colosseum dagegen ihr Tummelplatz ist, die Damen desselben aber gewiß an allen andern Orten, als zu unanständig, nicht geduldet werden würden.

Außer den Colosseumbällen hat der Theaterinspector Lange im Verein mit Herrn Valentin, dem Inhaber des Jagor'schen Locals, eines der schönsten in Berlin, zwei Maskenbälle gegeben. Der Saal dieses Locals ist berühmt durch die verschiedenartigen glänzenden Feste, welche man hier feiert. Hier war vor Kurzem erst das Fest des Gewerbsvereins und das Fest der Freiwilligen, die es sich nicht nehmen lassen, jeden 5. Februar alle die alten Gefühle aus dem Jahre 1813 beim Gesange der schwarzen Jäger und was ist des Deutschen Vaterland? wach zu rufen. Aber ach! der Tod lichtet auch ihre Reihen und die junge Generation starrt immer gleichgültiger auf die Absterbenden, deren Ideenkreis mit ihnen ins Grab sinkt. In diesem Jahre war jedoch auch von den alten würdigen Kämpfern für deutsche Freiheit eine Art Demonstration ausgegangen, welche in der Ausschmückung des Lokales lag. Man hatte den Saal mit Lorbeerkränzen geziert, die um die Tafeln geschlungen waren, auf denen die Gesetze prangten, welche Preußen stark und groß gemacht haben. Hier sah man die Kabinetsordre über Oeffentlichkeit und Preßfreiheit, die Gesetze, welche uns die Städteordnung gaben, die Landgemeinden befreiten, die Gewerbefreiheit einführten und endlich auch jenes vom 22. Mai 1815, welches uns eine freie Verfassung und Reichsstände zusichert. Diese Ausschmückung hat eine Correspondenz zwischen dem Minister von Rochow und dem leitenden Vorstande der Freiheitskämpfer zu Folge gehabt, da aber Alles wahrhaft war, so konnte man muthig sprechen und die Vertheidigung ist schweigend hingenommen worden. Der Künstler aber, der diesen Saal so oft schon sinnig ausgeschmückt hat, ist ein kleiner unscheinbarer Mann, der Hoftapezier Hiltl, in seiner Art ein wahres Genie. Es war der Saal auch bei den Maskenfesten so äußerst geschmackvoll decorirt, und die Unternehmer hatten so sehr weder Kosten noch Mühen gespart, daß es sich der Mühe lohnte, diese schönen Einrichtungen zu sehen, was leider nicht genug anerkannt wurde. Auch in den glänzenden Räumen des Schauspielhauses waren mehre maskirte Bälle. Den einen gaben die sogenannten Garçons der Gesellschaft, wie sie sich selbst tituliren, nämlich die unverheiratheten Theilnehmer an den Bällen und Feten bei Hofe und in den hohen Kreisen, welche sich durch einen solchen jährlichen Ball, der Jedem sechs oder acht Louisd'or kostet, zu revangiren suchen. Einen zweiten gaben die Herren Blum und Hoguet, der, wie gewöhnlich, mit vielem Geschmack arrangirt, stark besucht und für alle Tanzlustigen ein wahres Fest war. Daß außer diesen noch zahllose andere Bälle und Feste, beliebte Erbsenessen, Kränzchen, Picknicks in den schönen, großen Localitäten Berlins für alle Klassen vollauf waren, versteht sich von selbst; kurz der Karneval war so äußerst belebt, daß allein am Fastabend sieben große Bälle statt hatten; der glänzendste und größte aber bei Sr. Majestät nur deshalb abgesagt wurde, weil die Nachricht von dem Tode der Kurfürstin von Hessen eingetroffen war.

Mit diesen Festen haben die Concerte nur spärlich Schritt gehalten. Einige geistliche Musiken waren einige schwache Versuche, die alte Zeit zurückzuführen. Das Oratorium „Judith", von Eckert, einem Pflegesohn des Herrn Friedrich Förster, erregte viel Theilnahme. — Was ich in einem meiner früheren Berichte sagte, zeigt sich als völlig wahr. Der König und der Hof besuchen die Concerte nicht mehr, und somit haben sie ihre beste Stütze verloren, denn wer kann die großen Unkosten tragen ohne die großmüthige Unterstützung, welche der verewigte Monarch den Künstlern zufließen ließ, selbst wenn er nicht kommen und hören konnte. Die theuren Säle des Schauspiel- und Opernhauses stehen leer und wer der eigenen Noth wegen sich hören lassen will, miethet nun eines der Privatlocale und begnügt sich mit dem Beifall und dem Gelde der Mittelclassen. In diesen Tagen wird jedoch ein großes Concert zum Besten der frierenden Armen im Schauspielhause sein, welches von einer Gesellschaft Dilettanten gegeben wird, an deren Spitze der Componist Curschmann, Madame Decker (die frühere Sängerin Schätzel) und der Kammerherr von Senden stehen. Die musikliebende Madame Decker versammelt in ihrem Hause einen der Kunst ergebenen Kreis, welcher schon öfter seine Gaben edelgesinnt für die Leidenden dieser Erde geltend machte. Sicher wird auch diesmal der schöne Zweck erfüllt und die Noth mancher darbenden und frierenden Familie dadurch gelindert; denn bei dem nun länger als drei Monate anhaltenden Winter und bei der ungeheuren Theurung des Holzes ist die Noth auf einen nie gekannten Grad gestiegen. (D. F. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 59. — den 23. März 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Deutsch und Polnisch.

(Fortsetzung.)

Aber Amalie schien es nicht zu hören. Unter heftiger strömenden Thränen rief sie abgewendet aus: „O, mein Gott, was soll aus mir werden, nachdem die Zuflucht bei den Verwandten mir abgesperrt ist, und auch der Mann, bei dem ich allein Hülfe suchen kann und muß, kein Herz für meinen Schmerz hat, vielmehr mir das Laster als gekrönte Tugend vorführt. Sind denn alle sittlichen Begriffe so plötzlich auf die Spitze gestellt, daß ich kein williges Ohr für meine gerechte Klage mehr finden kann!“

„Es wird eine Zeit kommen, Amalie, wo man einen weiblichen Tugendspiegel anders geschliffen verlangen wird, als heute,“ sagte Eduard. — „Daß Du dies nicht im voraus begreifst, und mit mildern Augen die Gräfin betrachtest, liegt wahrlich nicht an Deinem Verstande, sondern an den Spinnweben, womit Erziehung und untergeordnete Lebenszustände seinen klaren weiterstrebenden Blick einschränkten. Ich habe mich bezüglich unseres eigenen Verhältnisses Deinen strengen individuellen Ansichten gefügt; aber ich verlange nun auch für die meinigen in fremden Angelegenheiten ein selbständiges Recht und Deine Achtung.“

„Wir wollen nichts mehr von einander verlangen, Eduard,“ erklärte Amalie entschlossen. — „Deine Philosophie mag noch so viele Spinnengewebe um mich her ziehen, sie verbirgt mir den Abgrund nicht, dem ich an Deinem Arme entgegengehe, und ich rette mich, da es noch Zeit ist. Wir sind von diesem Augenblicke unwiderruflich getrennt. Morgen verlaß ich um jeden Preis dies Haus der Schande, und kehre nach Breslau zurück.“

„Nun, so fahre wohl!“ rief Eduard eben so entschlossen. — „Du scheidest von einem blutenden Herzen; aber bei der fehlenden Sonne Deines Vertrauens, bei Deinem starren Egoismus ist es zum Tode erkältet. Ich weiß kein Mittel mehr, unsere Liebe zu retten.“

Sie drückte die thränenschweren Augen ins Taschentuch und ging. Indessen kamen die Gräfin, Stanislaus und — der Handlungsreisende Ewald den Gang herauf.

„Ich versichere Sie, Herr v. Burakowski,“ sagte dieser; „es ist keine Zeit zu verlieren, wenn Sie den Unglücklichen retten wollen, der deshalb ganz auf Sie baut. Wir saßen bei einer vorzüglichen Sorte Ungar; wirklich ein preiswürdiger Ruster war es. Mit allem Respect vor dem Keller der Frau Gräfin, aber ich möchte behaupten —“

„Was ist vorgegangen?“ fragte Eduard, den Schwätzer ignorirend, die Freunde.

„Dominik v. Czerwinski ist in Kalisch, wo er einige ausstehende Gelder persönlich eintreiben wollte, verhaftet worden, wie dieser Herr uns erzählt, der ihn dort traf und dabei gegenwärtig war,“ antwortete Stanislaus. — „Ungeachtet seiner Bauermaske hat man ihn doch erkannt, wofür sein Verräther gesorgt haben wird, und die nachträgliche Rechnung von 1831 dürfte schlecht für

ihn ausfallen. Er läßt uns, seine Landsleute und Freunde, anflehen, seine Befreiung zu versuchen, indem er noch Zeit gewann, Herrn Ewald einige Worte zuzuflüstern."

„Er gehörte zu Krukowiecki's Brut, und seine Freunde sind wir wohl nicht," bemerkte finster die Gräfin.

„Er ist ein Pole," begütigte Stanislaus; — „er war mitthätig in dem letzten großen Acte unserer Nationaltragödie, und doch nicht als überwiesener Verräther. Wir wissen nicht, wie die Phasen der letzten drängenden Verhältnisse auf ihn persönlich einwirkten, um seine Gesinnung mit Recht in den Schatten zu stellen. Er ist ein Pole, der Vaterlandssache wegen in Gefahr, und darum voll Anspruch auf unsere Freundschaft, unsere Hülfe. Ich bin entschlossen, für ihn zu thun, was möglich. In Kalisch kenne ich einige sichere und muthige Polenherzen, und will ungesäumt dahin aufbrechen."

Er blickte die Gräfin wie um Einwilligung bittend an, und sie reichte ihm, als Zeichen derselben, bewundernd die Hand.

„Ich begleite Sie, Freund!" sagte Eduard; — „ich muß Kalisch kennen lernen."

„Wenn Sie mir die größte Vorsicht in Wort und Betragen versprechen, ganz meiner jedesmaligen Anweisung gemäß, so nehm' ich das Anerbieten dankbar an," erwiederte Jener; — „aber die kleinste Rollenverletzung kann zur Verrätherin werden, den Plan vereiteln, und uns selbst in die größte Gefahr bringen."

„Ich glaub' es," fiel Ewald ein. — „In dergleichen patriotischen Artikeln möcht' ich keine Geschäfte machen. Im Handel gilt keine Freundschaft, ist der Grundsatz jedes praktischen Kaufmannes; aber es ist schön von Ihnen, daß Sie ihn bei dem politischen Handel nicht geltend machen."

Der Reisende glaubte etwas sehr Geistreiches gesagt zu haben, und fragte nach kurzer Pause den sinnenden Stanislaus: „Sie werden wohl der Sicherheit wegen eine kleine Maskerade vornehmen. Darf ich wissen, wie Sie in Kalisch zu erscheinen gedenken?"

„Ich weiß es noch nicht; auch muß es mein Geheimniß bleiben," versetzte Jener kurz und trocken, und fügte, den Frager mißtrauisch fixirend, langsam hinzu: „Sie haben doch hoffentlich kein Interesse daran?"

„Keineswegs; bitte sehr um Verzeihung!" stammelte der Verlegene, empfahl und entfernte sich. Das zurückbleibende Kleeblatt aber berathschlagte die angemessensten Maßregeln.

Roth vor Freude und Eile wie ein gesottener Krebs kehrte inzwischen Ewald nach Bilczewa zu Czerwinski zurück, in dessen Auftrage er die Lüge von dessen Verhaftung bestellt hatte, ohne die schwarze verrätherische Absicht zu ahnen; denn er wußte nicht anders, als daß die Verlockung Burakowski's nach Kalisch einen artigen letzten Aprilscherz bezwecke.

„Es ist verdrießlich, daß Sie die Masken der Freunde nicht erfahren konnten," sagte Czerwinski. — „Sie hätten auf schickliche Weise sich noch ein Weilchen aufhalten sollen; aber freilich erhielt ich selbst dann wieder nicht früh genug Nachricht von dem Entschlusse Burakowski's, um meine Maßregeln darnach zu nehmen, und es ist eigentlich besser so. Ich werde schon Mittel finden, sie unter jeder Maske erkennbar zu machen. Jetzt aber verlassen Sie mich, Freund; ich habe in der Angelegenheit keinen Augenblick zu verlieren."

Bei diesen Worten glitten einige Goldstücke in Ewald's Hand. Dieser nahm vergnügt Abschied, ging den Wagen zu besorgen und murmelte: „Eine ganz neue, aber gute Geschäftsbranche — Vermittlung von freundschaftlichen Revolutionsspäßen!"

7.

In einer Judenmaske, im dunklen schmuzigen Talar, mit Pelzmütze und gekräuseltem falschem Barte, begab sich am andern Morgen mit großer Vorsicht Stanislaus auf den Weg nach Kalisch, von Mariannens besten Wünschen begleitet. Ihm zur Seite schritt in polnischer Bauerntracht, im nationalen Schafspelze und groben breitkrämpigen Filzhute, der abenteuersüchtige Eduard.

Er unterhielt den Freund offen von seinem Zerwürfnisse mit Amalien, und der Pole sagte, nachdem er ihn ruhig angehört: „Es thut mir leid um Sie, Eduard; aber ich finde das Betragen des Mädchens ganz in der Ordnung. Die weibliche deutsche Liebe ist im Allgemeinen zu sehr abhängig von dem ganzen conventionellen Flickwerk Eurer Zustände, zu sehr Kunstproduct, um ihr ein gesundes Naturprincip und dessen Consequenzen zumuthen zu können. Jede aufsteigende Empfindung des Mädchenherzens bringt die Erziehung sogleich in Schmelztiegel und Retorte; sie wird so sehr mit Rücksichten aller Art abgedampft, versetzt und versiegelt, daß die einzelnen Lebensäußerungen der Liebe dann mehr die verschiedenen Wirkungen von kostbaren Apothekersäften zu sein scheinen, als der hohe verlangende

und opferbegeisternde Rausch des geheimnißvollen Philtrums der göttlichen Natur selbst. So findet auch die edlere zum Selbstbewußtsein gelangte Mädchenseele, für welche ich Amalien zu halten geneigt bin, nicht mehr den Muth zur Selbständigkeit des Herzens, welches als Mittelpunct alle Radien der Handlung bewegt. Um mit aller Kraft und Gluth der Ursprünglichkeit geliebt zu werden, umrankt von der Liane des absoluten Gefühls, das nur den Mann und in ihm Eins und Alles, nur eben das Sein oder Nichtsein will, muß man die Sympathien einer weiblichen Natur gewinnen, welche noch durch ein festes Nationalgepräge zusammengehalten wird, wie bei einer Spanierin oder Polin; nicht so verwaschen, verknissen und abgeplättet, wie bei der Deutschen. Die Liebe gibt, als Glück oder Unglück, die größten Dimensionen für das Menschenschicksal, aber es muß auch Liebe sein, das Tauschgeschäft einer ganzen individuellen Innenwelt, und nicht dieser coquette Gefühlshandel en detail, wie ihn die deutschen weiblichen Herzen treiben. Für diese ist die gigantische Bedeutung der Liebe zur Fabel geworden. Geben Sie Acht, wenn Amalie in Breslau jetzt eine neue zärtliche Bekanntschaft macht, so ist sie unter begünstigenden äußern Umständen in vier Wochen die glückliche Frau eines Andern."

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen waren die beiden Männer in Kalisch angelangt, das in seinen schönen farbenfrischen Häusern, im grellen Contraste mit den polnischen Dörfern und kleinern Städten, den Reisenden gar freundlich anlacht. — Stanislaus ging sogleich zu seinem Freunde Prochocki, um ihm den Zweck seines Hierseins mitzutheilen.

Seit zehn Jahren hatten die Waffenbrüder einander nicht gesehen; das letzte Mal war es zu Warschau, als die Schanzen von Czyste genommen wurden. Wie ein brennender Zündfaden lief das Gespräch durch ihre großen gemeinschaftlichen Erinnerungen, und hier und da blitzte der Enthusiasmus gleich einer Explosion empor. Unberührt von diesen vulkanischen Funken und Flammen stand der Deutsche neben den beiden Polen. Der jüngste geschichtliche Lavastrom seines Volkes war längst verhärtet, und die welthistorischen Bewegungen des letzten Jahrzehends züngelten nur als einzelne Flammenbäche zu jenem großen Damme seiner nationalen Entwickelung hinan. Stanislaus leitete den Erinnerungserguß dann plötzlich in die Gegenwart, indem er Czerwinski's Verhaftung und die Maßregeln zu seiner Rettung zur Sprache brachte.

„Noch weiß ich nichts von dem Vorfalle," sagte Prochocki; — „allein ich will sogleich die geeigneten Schritte zu näherer Kunde thun. Sie müssen mit der größten Vorsicht geschehen, und diese empfehle ich auch Euch dringend, da sonst alle Bemühungen, und wir selbst mit ihnen verloren sein werden. Verlaßt daher meine Wohnung nicht, bevor ich Euch unzweifelhafte Nachricht und bestimmte Anweisung deshalb gegeben habe, oder selbst zurückgekehrt bin."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Sittliche Zustände; Volkert; wiener Possen in Berlin.]

Man kann sich einer schwermüthigen schmerzlichen Empfindung nicht erwehren, wenn man auf das fortschreitende gränzenlose Elend sieht, und dann den Blick auf den Luxus richtet, der im schreienden Gegensatze noch nie die Stufe erreichte, wie eben jetzt. Alles stürzt sich in seine Arme, aller Sinn der Zeit ist auf ein Wohlleben gerichtet, auf Genuß und Genußsucht, welche die letzten morschen Säulen des alten socialen Gebäudes zerfrißt. Wo wäre ein Fest jetzt ohne Champagner und eine Fröhlichkeit ohne zehn Schüsseln, wo eine Dame ohne Kette und Armband, ein junger Mann ohne theure Uhr? wo ein Tag der Freude ohne Geldausgaben, die jetzt ganz gewöhnlich sind, vor zehn Jahren aber noch eine schreckliche Verschwendung geheißen hätten?! Und nun dagegen die ungeheure Kluft der Armuth, das brodlose Elend, die nackte Verzweiflung, die zunehmende Demoralisation aller Stände, die Zuchthäuser voll Verbrecher; Diebstahl, Betrug, moralische Sünden aller Art in einer schwindelersteigenden Proportion, die Grauen vor der Zukunft einflößen kann. Aber das Leben geht seinen wohlgemessenen Gang und selbst jene traurigen Zustände sind Entwickelungen, welche wir durchzumachen haben, um bessere Zeiten zu erreichen.

Sieht man die geputzten Gestalten, hört und liest man von der ununterbrochenen Reihe von Festen aller Art, betrachtet man nur diese schimmernde Oberfläche voll leichtfertiger Lebenslust, so sollte man freilich meinen, die besseren Zeiten seien gar nicht nöthig und die beste Welt im vollen Anzuge. Die Bildung wächst, wer kann es läugnen! die Aufklärung wird gefördert, sie steigt in die Keller, klettert unter den Dächern umher und wir finden nicht mehr die niedlichen Putzmacherinnen allein mit Clauren und Tromlitz beschäftigt, sondern Droschkenkutscher und Köchinnen sind schon Beförderer der schönen Literatur geworden. — Auch in die apathischen Mittelstände, diese für Alles, außer der Nahrung, abgeschlossenen Kreise, dringt nach und nach eine leise Ahnung, daß es im Leben doch noch etwas Anderes Beachtungswerthes gebe, als Essen, Trinken und Geld erwerben. Der philharmonische Verein ist ein Tummelplatz dieses erwachenden Kunst- und Literatursinnes geworden und daß die bequemen Leute auch gern etwas von den Dichtern

hören, wenn es keine zu große Mühe macht, beweisen die gefüllten Vorlesungen des Herrn Schramm, der in diesem Winter Holtei's früheres Amt übernommen hat und Stücke von Shakspeare, Michael Beer, Immermann ꝛc. vorträgt. Auch die schwierige Kunst der Improvisation findet durch Hrn. Volkert hier seine Vertretung. Ich habe diesen Herrn nur einmal gehört und kann daher kein Urtheil fällen, aber mit dem, was die Gesellschaft von Literaten und speciell Hr. Häring im Morgenblatte darüber bekannt gemacht hat, kann ich nicht übereinstimmen. Eine weinerliche Sentimentalität und das gewöhnliche Floskelwesen derselben ließen mir vielmehr die Leistungen unbedeutend erscheinen. Möglich, daß es ein andermal besser ist; aber ein Improvisator muß, wie ich meine, auch durch begeistert schönen Vortrag wirken. Er muß im Aufschwunge des Augenblicks fortreißen, seine Schwächen damit bedecken, die eigene Inspiration seinen Zuhörern mittheilen. Dies ist aber bei Hrn. Volkert nicht der Fall. Organ und Dialekt sollte er zu bessern suchen, dann würde die leichte Versification ihm mehr nützen.

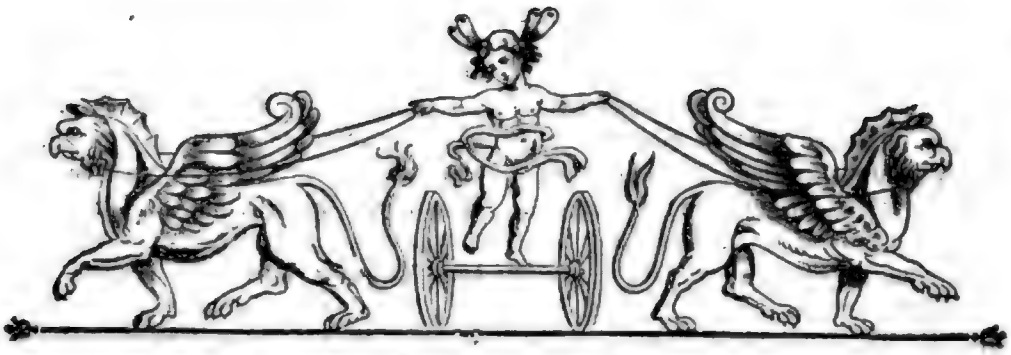
Aber die Concerte des Herrn Volkert waren außerordentlich gefüllt und er hat Beifall gehabt. Wenn ihm das genügt, so mag er sich zufrieden geben und wie Hr. Cerf denken, was thue ich mit der Kunst, wenn ich nur volle Häuser habe. — Das königstädtische Theater hat bisher immer ganz außer meinen Berichten gelegen. Was sollte ich davon schreiben? Die Possenreißerei in seinen Wänden ist größtentheils so widerlich, das ganze Treiben dort so zurückschreckend, daß man lieber davon schweigen mag. Heute produciren sich daselbst Seiltänzer, morgen ist die Oper Norma und Frln. Hähnel entzückt jedes wahrhaft kunstgebildete Ohr; am nächsten Tage machen Beduinen ihre halsbrechenden Künste, und dann tritt eines der trefflichsten Künstlerpaare im komischen Fach, Herr und Madame Beckmann auf, und ein Berliner wenigstens wird sich gewiß prächtig amüsiren, denn Beckmann ist der wahre Typus des lebendigen, verständig maliziösen, scham- und gramlosen, redseligen und wortwitzigen Sohnes der Spree. Es gibt auch noch einige andere Künstler hier, wie Genée z. B., die es wohl verdienten, nicht mit Feuerfressern, starken Männern u. s. w. zusammen auf die Bretter zu geben, aber der größte Theil ist allerdings eigentlich nichts Besseres werth und an künstlerische Verständigung, an Zusammenspiel u. s. w. gar nicht zu denken. Die Folge davon ist, daß das kunstliebende Publikum sich ganz zurückzieht; daß man nur zuweilen hingeht, um Fräulein Hähnel, Fräulein Ehers oder Herrn von Kahler in der Oper zu hören, oder sich an dem Spiel des Beckmann'schen Ehepaares zu erfreuen, und darüber die unsinnigen Stücke zu vergessen sucht. Herr Cerf, der mit Schrecken das leere Haus betrachtet, muß nun immer Neues zu erhaschen suchen, denn er weiß, nach dem Neuen sind die Berliner und sie laufen herbei, mag es sein wie es will. So geschieht es denn, daß die allerjämmerlichsten Machwerke hier aufgeführt und nicht selten mit Sang und Klang zu Grabe getragen werden, was für Viele auch schon ein Grund ist, bei keinem neuen Stück zu fehlen. Darum müssen auch die Araber, Affen und starke Männer heran und Künste machen, da es mit der Kunst so windig aussieht. In Berlin gibt es nach dem Tode Angeli's keinen, der fremde Producte für Berlin zurechtschneiden könnte, und wie gerecht dieser Mann auch als Sittenverderber und Beförderer oder Stifter des Eckenstehertons in der dramatischen Kunst gerichtet ward, so muß man doch bekennen, daß es ein bedeutendes Talent war, welches in einer besseren Auflage außerordentlich wünschenswerth wäre. So ist denn Wien der Hauptstapelplatz der Possen und Zauberpossen geblieben und dies schickt uns statt aller anderen Geisteserzeugnisse, nachdem Raimund heimgegangen und Nestroy einige nicht unglückliche Versuche gemacht hat, sein Nachfolger zu werden, das hirnloseste albernste Zeug hierher, was Menschen erfinden können. Der Wiener, besonders in den untern Classen, fragt freilich wenig danach, ob das Zeug dumm oder klug sei. Die bewußtlose Fröhlichkeit dieses gutmüthigen Volkes hat etwas schmerzlich Rührendes. Es ist glücklich in seiner stumpfsinnigen Lust und selig, wenn Nestroy, Scholz oder die Condorussi recht echte wiener Naturen darstellen, in denen es sich selbst wieder erkennt. Da kann um ein Wort, um eine Geberde der Schauspieler zehn Mal hintereinander herausgerufen werden, denn nach dem Stück wird weiter nicht gefragt, wenn ein paar glückliche Momente vorkommen. Bei uns aber ist es anders; auch der Pöbel hat sein Kriterium und nur ausnahmsweise, wie z. B. eben jetzt, kann ein solches erbärmliches Machwerk sich halten. Es wird nämlich jetzt eine Parodie des Ballets: der Aufruhr im Serail, unter dem Titel: „Die schlimmen Frauen" hier gegeben. Schon dieser Name beweist den noblen Ursprung, aber nie ist abgeschmacktere elendere Waare aus Wien gekommen und doch ist es bis jetzt wohl zehn Male bei vollem Hause gegeben worden. Jeder, der es gesehen, ist empört über den albernen Unsinn und doch gehen Andere immer wieder hin. Warum? Weil sechzig Mädchen dort manövriren, Gewehre abfeuern, eine Festung stürmen, überdies Beckmann ein paar artige Lieder eingelegt hat und seine Frau als Tambour einen prächtigen Wirbel schlägt. Ich weiß nun nicht, ob die Mädchen, die, beiläufig gesagt, größtentheils recht hübsche Grisetten sind, denen Herr Cerf für ihre guten Dienste jeden Abend vier Groschen zahlt, oder ob die Uniformen und der Wirbel in unserem Soldatenstande die Gemüther aufregen und die jungen Herren hineilen, um mit den niedlichen Cameraden zu fraternisiren; kurz aber, man beschimpft das Stück und findet die Soldaten ganz allerliebst, denen der Director ganz und allein die vollen Häuser zu verdanken hat. (D. F. f.)

Notiz.

[Preußische Verfassungsfrage.]

In Berlin bei Jonas erschien eine Schrift: Zur Verständigung über die preußische Verfassungsfrage. Der Verfasser wünscht nachzuweisen, daß Preußen an seinen Provinziallandtagen schon mehr habe, als der Kabinetsbefehl vom 22. Mai 1815, wonach „ohne Zeitverlust eine Repräsentation des Volkes gebildet" werden sollte, bezweckt habe. Der Wunsch, dies nachzuweisen, ist allerdings klarer als der Nachweis.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 60. — den 25. März 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Deutsch und Polnisch.

(Fortsetzung.)

Prochocki eilte fort. Stunden auf Stunden verrannen, und die Freunde fürchteten schon, er sei, aller Vorsicht ungeachtet, ein Opfer seiner Theilnahme an dem Rettungsversuche geworden. Endlich trat er in großer Aufregung herein.

„O, über die Büberei!“ rief er halblaut, erschöpft auf einen Stuhl sinkend. — „Ihr Redlichen ahnet nicht, wie nichtswürdig und in welches Netz ihr gelockt worden! O, Polen, Polen! muß Dein alter Fluch der Tücke und des Verraths Deiner eigenen Söhne sich auch in der Zeit der Unterdrückung immer aufs neue wieder erfüllen! Wisset denn, was ich so eben aus der sichersten Quelle erfuhr: Czerwinski ist allerdings gefangen; allein es ist ein Werk der Nemesis, auf die er nicht gerechnet hatte. Er hat, um des Erfolgs recht sicher zu sein, dem Zolleinnehmer in Morowaniez persönlich einen Brief von Dir, Stanislaus, überreicht, woraus gewisse geheime Verbindungen gegen die russische Regierung hervorgehen und auf eine bevorstehende Emeute hingedeutet wird, zu deren näherer Einleitung Du mit einem Deutschen verkleidet nach Kalisch kommen würdest. Ein geschickt ersonnenes Mährchen erklärte dem Einnehmer die Art, wie er zu dem Briefe gelangt sei, durch dessen Mittheilung er um so eher die kaiserliche Verzeihung hoffe, da er zur Enthüllung des Verraths selbst auch die sichere Nachricht hinzufüge, daß der Verräther so eben nach Kalisch abgegangen sei. Der Beamtete, die ganze Wichtigkeit der Denunciation begreifend, ließ, zu seiner eigenen Sicherheit und zur bestimmten Wahrheitsermittelung, den Angeber auf der Stelle festnehmen und hierher abführen, um mit Dir, sobald Du gefunden wärest, confrontirt zu werden. Zu Deiner Aufsuchung in der Stadt sind in diesem Augenblicke schon alle Maßregeln genommen, und Kosakentrupps durchstreifen die Umgegend und die Gränzdörfer.“

Ein Geräusch vor dem Hause zog die Blicke nach dem Fenster; drei Kosaken hielten zu Pferde, schienen sich zu besinnen und sprengten nach einigen Worten der Verständigung die einsame Gasse hinab.

„Gott sei Dank, sie sind vorüber,“ fuhr Prochocki fort, ohne seinen Zuhörern Zeit zum Ausdrucke ihres Erstaunens zu lassen. „Ihr seht, wie wahr ich spreche. Jetzt aber fort nur, um Gotteswillen fort mit Euch, denn mein Haus wird mit der genauesten Durchsuchung nicht verschont werden. Gut, daß der Schurke Czerwinski Eure Masken nicht anzugeben wußte. Folgt mir durch den Garten, und wandelt unbefangen auf dem Fußsteige und auf der Straße fort, zu der er Euch leitet. Verlaßt sie nicht, denn jeder Nebenweg könnte Euch verdächtigen.“

Eilig war der Garten durchschritten; der Gastfreund drückte den Flüchtlingen die Hände und flüsterte: „Der Genius Polens geleite und schütze Euch!“

Stumm gingen Jene eine Weile nebeneinander. Die bange Erwartung jeder nächsten Minute, welche so

verhängnißschwer werden konnte, drängte das lebendige Wort auf seinen Gedanken zurück. — Nah und fern schwärmten einzeln und in kleinen Piquets die Kosaken, diese Vögel der russischen Cavalerie und Repräsentanten des nordischen Herrscherkolosses, der vor hundert Jahren noch mehr Asien als Europa angehörte. Auch auf der Straße flogen einige Male die donischen Bärte an den Wanderern vorüber, aber nur mit flüchtigen Blicken sie musternd, als wären die Verfolgten hier nicht zu suchen; und Prochocki's Rath, die Straße inne zu halten, erwies sich mithin als sehr wohlthätig.

Mit sehnsüchtig klopfendem Herzen blickten sie der Gränze entgegen und mahnten einander durch leise Bemerkungen zur Mäßigung der Schritte, so oft diese, von der innern Unruhe getrieben, das den Masken entsprechende träge Tempo verließen. Da vergaß Eduard sich, unter einigen deutschen Worten nach einem nahen Waldsaume zu zeigen, wo mehrere Reiter hielten und sofort aufbrachen.

„Das hieß die Gefahr muthwillig herausfordern," sagte der aufblickende Stanislaus. — „Sie sind offenbar erst durch Ihre lebhafte Bewegung aufmerksam geworden, denn sie sprengen in gerader Richtung auf uns los. Nun, wie Gott will!"

Die herangekommenen drei Kosaken riefen den Wanderern zu, sie möchten halten, und ein paar schwangen sich sogleich von den Pferden, den verdächtigen Bauer und Juden näher zu betrachten. Stanislaus spielte in Sprache und Wesen den Letztern vortrefflich; sein Gefährte, der kein Polnisch verstehende Bauer, antwortete nur in einzelnen Lauten und gab sich für stumm aus. Dennoch mißtrauisch rissen ihnen die Blauhosen die Kleider auf, und die darunter sich findende feine Wäsche, die goldene Uhr und Börse wurden entscheidende Verräther. Mit aller Kraft der Beredsamkeit wendete Stanislaus sich jetzt an die wohlbekannte Bestechlichkeit der Kosakennatur, indem er jene Dinge als Freiheitspreise anbot, ohne die Verkleidung einzuräumen. Im höchsten Grade verführerisch war die Situation für die Söhne vom Don. Sie zählten mehrere Male das Geld, betrachteten mit gierigen Blicken die verschiedenen Goldstücke, hielten einander die Uhren ans Ohr, und freuten sich kindisch über ihr gleichmäßiges Geräusch. Stanislaus glaubte schon gewonnen zu haben. Er ließ die Uhren repetiren, machte die Kosaken auf die schöne Perlenstickerei der Börsen aufmerksam, und rechnete ihnen den Inhaltswerth in Rubeln vor. Sie staunten, streckten schon die Hände aus, sahen sich aber dann fragend an, und Einer verneinte durch seine Kopfbewegung, worauf er mit wenig Worten seine Bedenklichkeiten erklärte. Die Cameraden gaben nach; man sah, wie Jeder in dem Andern den Verräther und dann die fürchterlichste Knutenstrafe fürchtete, und sie kamen endlich in dem Entschlusse überein, die Gefangenen nach dem nahen Gränzdorfe Czepierne, ihrem Stationsorte, mitzunehmen.

Während sie zwischen den Kosakenpferden, von den Reitern oft zu raschern Schritten ermuntert, ihrem dunklen Schicksale entgegengingen, hatten Regenwolken den Horizont umzogen, hinter welche die aufgegangene Mondsichel sich scheu verkroch, und es brach die Nacht ein, als die Escorte mit den Flüchtlingen in dem genannten Dorfe anlangte. Hier begann mit ihnen vor dem Zolleinnehmer ein scharfes Verhör, und obgleich Beide auch hier ihre Rolle beharrlich fortsetzten, so war der Inquisitor doch bald moralisch überzeugt, daß diese und keine Andern es wären, zu deren Verfolgung Alles aufgeboten wurde.

Indessen hatte sich ein fürchterliches Unwetter entwickelt. Der Regensturm heulte in langen Accorden durch das Pedalregister des nahen Waldes und rüttelte so gewaltig an den elenden Dorfhütten, daß es jeden Augenblick schien, als müsse die eine oder andere zusammenstürzen. Aus Mitleid mit den Kosaken verschob der Einnehmer die Abführung der Gefangenen nach Kalisch bis zum nächsten Morgen, wo hoffentlich das Wetter sich gelegt haben würde; auch für die Unglücklichen selbst mochte ein Mitgefühl in ihm erwacht sein, denn er konnte sich nicht entschließen, sie binden oder sonst unwürdig behandeln zu lassen. Bei dem beschränkten Raume seiner Amtswohnung wußte er ihnen gleichwohl kein anderes sicheres Quartier anzuweisen als die schlechte Erdhütte der Kosaken, welche bei Todesstrafe zu strengster Bewachung bedeutet wurden.

Hier saßen sie nun am Kochfeuer, unter den bekannten Söhnen vom fernen Don, welche fast überall die bewaffnete russische Gränzmacht bilden, und von Zeit zu Zeit durch Ersatzmannschaft aus dem Vaterlande ersetzt werden. Der zur Familie heimgekehrte Kosak soll sich dann königlich freuen, wenn er den zurückgelassenen Kindersegen inzwischen durch andere männliche Zärtlichkeit bei seinem Weibe vermehrt findet. So harmlos sind noch die sittlichen Begriffe dieser Natursöhne, so liberal theilen sie sich in die Gesetze und Genüsse der großen Mutter Natur! Von den Grundbesitzern an der Gränze werden sie übrigens als Raubgesindel angesehen; denn sie decimiren den Inhalt der Felder und Ställe

dies- und jenseits des russischen Adlers mit großer Schlauheit, und schleppen Alles zu gemeinschaftlichem Genusse in ihre Erdhütten.

Ein alter Kosak trat in die Hütte und warf, seinen Bart streichend, einen kurzen prüfenden Blick auf die Gefangenen. Stanislaus erkannte in ihm sogleich jenen alten Bekannten aus dem Vorfalle bei Wawre, der ihm das Merkmal auf die Wange zeichnete, und es blitzte ein Hoffnungsstrahl der Befreiung in ihm auf. Zufällig ließ der Alte sich in seiner Nähe nieder; vorsichtig drängte er sich nun an ihn und flüsterte ihm in einem unbelauschten Momente zu: „Väterchen, ich bin derselbe Pole, der Dir einmal die Hand durchhieb, und Du kannst jetzt Etwas für mich thun, wie Du es damals wünschtest, indem Du mich und meinen Cameraden entfliehen läßt. Komm dann nach Boczkowo auf den Herrnhof, und Dein Lohn soll groß sein!"

Betroffen sah der Alte ihn an und schien aus dem bärtigen Gesichte des Sprechers die bekannten Züge herauszufinden, denn er lächelte bedeutsam. Eine Weile noch saß er sinnend da, dann stand er, wie von einem Entschlusse ergriffen, plötzlich auf und sagte: „Es ist kalt, Brüder; wir müssen trinken! Iwan, geh' nach dem Kruge!" — Dabei warf er einem jungen Kosaken ein Guldenstück zu, und dieser entfernte sich.

Bald war das Feuerwasser zur Stelle, und die Trinkscene begann. Der Alte trank fleißig zu, vergaß auch die unfreiwilligen Gäste nicht, und erzählte, daß er heute für einen großen Dienst von einem nahen Gutsherrn einen Silberrubel zum Lohne erhalten habe.

„Ihr wißt, ich kann das Geld nicht leiden, und der Krüger will auch leben; also trinkt nur, trinkt!" sagte er, und setzte leiser hinzu: „Wegen der Leute dort seid ohne Sorgen; Ihr wißt es ja, ich bleibe nüchtern."

Unversieglich strömte der nordische Nektar, — und die Brüder machten dem Vertrauen des Wirthes Ehre, so daß nach einigen Stunden, seiner wahrscheinlichen Absicht gemäß, bald hier, bald da trunkselig ein bärtiges Haupt auf die Brust sank. Auch der Alte selbst war endlich scheinbar oder wirklich von dem Fuselgeiste besiegt, der ihm als Morpheus den Mohnkranz in die wenigen grauen Locken drückte. Behaglich lehnte er sich an die Hüttenwand, und bald begann mit ihm ringsum ein Concert der Schnarcher, welches unter andern Umständen das feine Ohr der beiden Freunde mit musikalischen Höllenqualen erfüllt hätte, während es ihnen jetzt lieblicher dünkte als ein Adagio von Lipinski. Vorsichtig erhoben sich Beide, mit einem scharf prüfenden Blicke auf das Schläferchor, von der Bank; fest schien um jedes Augenpaar, das sie bewachen sollte, das magische Band geschlungen, und Stanislaus flüsterte: „Es ist Zeit!"

Er nahm ein paar Pistolen von der Wand, fand sie geladen, und bewaffnete für alle Fälle sich und den Gefährten damit, so wie mit Knütteln. Nachdem sie noch die Gewehrschlösser mit Taschentüchern gegen die Nässe verwahrt hatten, verließen sie hierauf die Hütte und traten mit Schauern von Angst und Freude hinaus in den wüthenden Regensturm, worin sie den gewaltigen Athem der Freiheit zu fühlen glaubten. Sie wandten sich quer durch das Dorf waldeinwärts. Ein Hund schlug an; sie verdoppelten die Schritte und befanden sich bald in einem Ackermoor, verfolgt von der lärmenden Bestie, welche das Wetter nicht scheute. Ein gutgeführter tödtlicher Streich des Polen befreite sie hier von dem gefährlichen Begleiter; aber schon begann es hinter ihnen laut zu werden; es waren Flüche und Verwünschungen der ermunterten Kosaken.

Die Angst spornte den Fuß, und endlich war der Waldsaum erreicht, von wo sie erschöpft das lauschende Ohr und Auge zurückwandten. Durch die Pausen des Sturmgeheuls hörten sie dort die leichten Hufstritte der Kosakengäule, welche das Dorf entlang eilten, hier die Stimmen der ihnen zu Fuß entgegenkommenden Verfolger, denen ein Fackelbrand vorloderte.

„Halten Sie sich fest an mich, Eduard," flüsterte Stanislaus; — „wir müssen uns verbergen."

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Das „Glas Wasser"; die Familie Crelinger und das Hoftheater.]

Das königliche Theater hat auch in neuester Zeit mit einem Stücke volle Häuser gemacht, aber hier war es umgekehrt noch mehr das Stück als die Darsteller, welche die Räume füllten. Das „Glas Wasser" von Scribe ist jedenfalls das beste Lustspiel, das dieser fruchtbare talentvolle Dichter geschrieben hat, und ein Kunstwerk, sowohl in der geistvollen Bearbeitung eines an sich ganz kleinen Stoffes, dem die historische Färbung erst ein größeres Ansehen verleiht, wie in der schönen Sprache, in witzigen pikanten Pointen und in der Sicherheit und Schärfe der Garnitur. Die politische Tendenz führt es aus der Sphäre bloßer Hofcabalen und Liebesintriguen, wie aus der Zeit, der es angehört, ganz in die Gegenwart. Die Oekonomie des Stückes ist wahrhaft bewunderungswerth und sicher können unsere dramatischen Dichter viel, sehr viel, von diesem Franzosen lernen. Die Besetzung dieses ausgezeichneten Stückes durch die

Familie Crelinger, Mutter und zwei Töchter, ließ allerdings Manches zu wünschen übrig, dagegen verschwanden jedoch die Uebelstände durch das ausgezeichnete Spiel Seydelmann's als Lord Brolingbroke, der übrigens auch der eigentliche Träger des ganzen Stückes ist. Seydelmann hatte den Staatsmann weit eher als den Hofmann aufgefaßt, und wie abweichend auch die Meinungen waren, er hatte ein Recht dies zu thun. Der liebenswürdige Roué, der vollendete Gentleman, wie der Dichter ihn allerdings auch gezeichnet hat, tritt gegen den politischen Intriguanten in den Schatten, endlich ist auch Seydelmann's Talent und Persönlichkeit weit geeigneter, diesen als jenen darzustellen. — Das Stück ist leider nur fünf Male gegeben, denn die ganze Familie Crelinger ist auf einen mehrmonatlichen Urlaub gegangen, und hierbei zeigt es sich recht, wie gefährlich es für Theaterdirectionen ist, ganze Familien zu engagiren, und auf diese die Darstellungen stützen zu wollen. Noch unbegreiflicher wäre es, warum man die ganze Familie Crelinger in diesem Stücke beschäftigte, da man ihnen den Urlaub schon bewilligt hatte, wenn nicht hier der Umstand einträte, dessen ich schon früher erwähnte, daß nämlich Madame Crelinger sich weigert, mit Fräulein von Hagn zusammenzuspielen, und wo es nur möglich ist, die Stücke für sich und ihre Töchter fordert. Da nun in den Dichtungen schwerlich mehr als zwei und höchstens drei weibliche Rollen von einiger Bedeutung sind, so sieht sich eine schwache Direction, statt im Gefühl ihrer Macht und des Rechtes gegen das Publikum entschieden aufzutreten, lieber bewogen die Stücke zu theilen, und entweder die Fräulein von Hagn und Mlle. Erk oder die halbe oder ganze Familie Crelinger damit zu belehnen. Wie traurig der Verfall dieses großen Institutes ist und wie dringend nothwendig hier durchgreifende Aenderungen sind, kann ich mich nicht enthalten wiederholt mitzutheilen, und ich thue dies um so aufrichtiger, und ohne Furcht vor gehässiger Anfechtung, da die Wirkungen nicht ausbleiben, indem meine letzten Berichte hier nicht allein lebhafte Theilnahme erregt und bis in die höchsten Kreise gedrungen sind, sondern auch zu Streitigkeiten und Untersuchungen Anlaß gegeben haben, welche an sich schon Ursache zu wichtigen Aenderungen und Besserungen sein können. — Eines der Hauptübel unserer Bühne besteht in der einseitigen Verwaltung durch einen Kammerherren, dem kein technischer Director, kein mit Literatur und Kunst innig vertrauter Mann zu Seite steht, sondern nur ein paar Erste Secretaire, die den Titel Hofrath führen. Das ganze Institut ist aber, statt eine nationale Bedeutung zu erhalten und den Entwicklungen der Kunst zu dienen, als eine bloße Hof- und Volksvergnügungsanstalt lange Zeit in Dienstbarkeit des Geschmacks der Mächtigen gerathen, und hat, von der Zeiten Schmach und Unglück unterstützt, von Censur und engherzigen Rücksichten bewacht, wenig mehr geleistet als Spontini's Opern aufgeführt, wobei es freilich große Kräfte verbrauchte, und Raupach's Stücke in Scene gesetzt. Erst in den letzten Jahren, als Spontini's Einfluß sich neigte und Raupach so viel Verfehltes zu Tage förderte, als einige jüngere Dichter auftraten, Seydelmann engagirt wurde und der Geschmack am Ballet abnahm, auch die Zeit in Censurangelegenheiten einige Milderungen zuließ oder nöthig machte, hat sich Einiges geändert; dagegen bleibt aber so Vieles stehen und Manches darunter, das wir hier unberührt lassen müssen, daß ein Herkules dazu zu gehören scheint, um hier zu reinigen. — Vor allen Dingen sollte ein Kunstinstitut nur von kunsterfahrenen und kunstverständigen Männern geleitet werden, nicht nur von einem Kammerherren und Grafen, der heute Das will und morgen Jenes, der dem Einfluß der höfischen Persönlichkeiten ausgesetzt ist, und sein Amt als eine Hofcharge, das Institut als ein vom Hofe und dessen Willen und Launen abhängiges betrachtet. Mit einem Worte, es sollte Berlin, statt ein Hoftheater, ein Nationaltheater besitzen; nicht der Hof, sondern der gute Geschmack sollte befragt werden, und die Kunst sich so mit dem Vergnügen verbinden, daß die eine in ihrer schönen Wahrheit zum Empfängniß des anderen führt. Daß dies empfunden wird, beweisen die schönen Worte Sr. Majestät: daß künftig die Kunst und das Publikum befragt werden sollen, was darzustellen sei, nicht der König. Aber diese Worte können, wie mehreres Andere nicht zur Ausführung kommen, so lange es so bleibt, wie es ist. — Nicht minder nachtheilig für die Bühne sind die vielen lebenslänglichen Engagements. Man bezahle dem Künstler reich seine Kunst und gebe ihm Gelegenheit zu sammeln, um sich vor Noth zu schützen, aber man betrachte ihn nicht wie einen Staatsdiener, sichere ihm Pensionen zu, quäle das Publikum nicht dann, freilich nothgedrungen, mit abgestumpften Gestalten und mache die Bühne zu einer Invalidenversorgungsanstalt. Das ist der Grund, weshalb wir jetzt jugendliche Liebhaber von fast funfzig Jahren ertragen müssen, erste Tenore, die Großväter sind, aber ihre Rollen durchaus nicht abgeben wollen und noch dazu bestimmt werden, Liebhaberinnen vom gleichen Alter, die uns mit unverdrossener Tapferkeit, die Eboli, Donna Diana, Julia zum Besten geben, und zu allem diesen zuckt man die Achseln, denn es ist das Hoftheater!

Aber ach! man ist grausam genug, uns auch diese Genüsse zu verkümmern, denn die großen Künstler und Künstlerinnen sind nicht allein lebenslänglich mit ungeheuren Gagen engagirt, nein, sie haben in ihren Contracten auch sich jährlich ein, zwei, drei Monate Urlaub ausbedungen. Nun wohlan, sagen wir seufzend, mögen sie reisen. Ein Künstler will auch nicht immer hier im Lande hocken, er will in die Welt hinaus. Er hat Ehrgeiz; er will sich sehen oder hören lassen, und so mag er immerhin im Sommer ausfliegen, obwohl es besser wäre, das Theater würde jährlich auf vier oder sechs Wochen, wie in Wien, ganz geschlossen. — Bewahre der Himmel! ruft man uns zu, im Sommer! Das wäre etwas rechtes! Nein, mitten in der besten Theaterzeit, im Februar, im März, höchstens im April und Mai, da müssen wir unsere Gastspiele und unsere Ernten halten. Aber die armen Berliner, sie, von denen Ihr Euren reichen Sold zieht? — Die mögen sehen, wie sie fertig werden! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 61. — den 26. März 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Politische Skizzen.

Die russische Armee.

Freunden wie Feinden Rußlands dient die russische Armee als Popanz, womit man bald die liberalen, bald die conservativen Kinder schreckt. Die anziehenden Skizzen über russisches Armeewesen in der augsburger Allgemeinen sind in manchen Zügen etwas phantastisch, es wimmelt darin von jenen leichtsinnigen Pikantheiten, welche die Augsburgerin sonst nur der jungen Literatur vorwirft. Rußland hört sich gern mit dem alten Rom vergleichen. Auch hier werden die russischen Regimentspopen mit den römischen Auguren verglichen! Soldaten, Offiziere, Feldherren, lauter alte Römer! Eine äußere Aehnlichkeit im robusten Körperbau findet man auch anderswo bei jedem tüchtigen Grenadiercorps; die Feldherrn-Beinamen Sabalkanski, Italiiskoi, sind aus einer gewissen Eitelkeit den römischen: Italicus, Germanicus u. s. w. nachgemacht; es fehlt noch immer das eigentliche tertium comparationis: römischer Geist und Charakter. Der altrömische miles war ein Patriot, ein Bürger, der in den glänzenden Anfängen der Republik sogar sich selbst verköstigte, und kein Sklave durfte an seiner Seite marschiren. — Dann wird die russische Armee wieder mit den barbarischen Horden verglichen, welche das alte Rom umstürzten, und zwar, weil sie aus einem Gemisch von Russen, Finnen, Letten, Tataren, Baschkiren, Juden, Deutschen und Zigeunern bestehe. Der Skizzist aber erzählt selbst, wie all diese verschiedenen Nationalitäten und Religionen vor dem Zauberstock der Subordination verschwinden, wie 100,000 Stück Mann dieser Nationen auf einen Wink in schnurgerader Linie wie Bleipuppen stehen und alle 100,000 à tempo den rechten oder linken Fuß vorsetzen. Wer weiß, ob die Barbaren der Völkerwanderung so gut exerciren konnten, aber ihre Führer waren auch nicht civilisirt, nicht mit der Uebertünchung der alten Cultur eingerieben; es waren wildfreie Menschen und sie stürzten das alte Rom, weil sie als ganze Völker mit Weib und Kind herangebraust kamen, auf Tod und Leben um eine Heimath kämpfend. Der russische Soldat muß wahrlich ein mehr bedauernswerthes, als fürchterliches Geschöpf sein. Er hat zwölf Rubel (etwa 4 Thlr.) jährlichen Sold, muß tagelöhnern, um nicht zu verhungern, sein Leben gilt auf Märschen und Paraden weniger als ein Rechenpfennig und mit grauen Haaren bekommt er kaum noch den Abschied. Aber der französische Soldat wird wie ein Muttersöhnchen gehalten und ist ein Held in der Schlacht. Man glaubt gern, daß der Russe in solcher Noth beständig vom Kriege träumt und vom Beutemachen in südlichen Ländern, aber man hört auch, daß die Kosaken, die ersten Plünderer der Welt, Memmen waren im offenen Felde und wie die Wölfe vor dem Feuer liefen. Auch sehen wir in jener harten Zucht keine politische Absicht... Als materielle Macht, als Maschine in der Hand eines genialen Helden, mag diese Armee große Dienste thun, nur scheint es nicht, daß aus ihr

selbst je die genialen Helden hervorgehen. Despotischer Kamaschendienst mag eine passive Tapferkeit erzeugen, nie eine active, erobernde. Unter Alba's Spaniern, erzählt man, herrschte bei blutiger Disciplin eine Catilinarische Zügellosigkeit; durch Sünden würzte man die Gefahr, durch Wollüste weckte man die Grausamkeit; man reizte die wüthendsten Begierden und hielt sie an der Kette, um mit ihnen zugleich die Tapferkeit des Räubers, den Blutdurst, loszulassen. Solche diabolische Aufziehung bestialischer Leidenschaften, die aus Kriegern böse Dämonen macht, scheint doch am Ende nicht schlimmer, wie das Niederdrücken jeder selbständigen Menschenkraft auf den Gefrierpunkt, wo es kein Gutes und kein Böses gibt. Was der Skizzist vom herrschenden Geist in der russischen Disciplin sagt, riecht nach eigentlicher Demoralisirung, und diese hat noch kein Heer siegreich gemacht; der österreichische Kommißbrodesser muß gegen solche prügelfeste Automaten ein ritterlicher Paladin sein, voll Point d'honneur, voll Seelenschwung. Es soll in der russischen Armee ergraute Veteranen geben, reich an Kriegserfahrung, weil sie schon gegen Franzosen, Polen und Tscherkessen gefochten haben. Wir erlauben uns, diese grauen Veteranen zu bedauern, denn zu ihren Kriegserfahrungen muß auch die gehören, daß sie schon auf französisch, polnisch und tscherkessisch geschlagen wurden. — Nicht die eiserne Hand der russischen Kriegsmacht, sondern die leise, geschmeidige der russischen Diplomatie ist zu fürchten. Aber die meisten Diplomaten Rußlands sind Ausländer und zwar — Deutsche.

— f —.

Das himmlische Reich.

Man sollte mit Dankbarkeit und Ehrfurcht von China sprechen; es ist in der That ein himmlisches Reich. Wenn es einst durch England der europäischen Intelligenz zugänglich wird, so eröffnet sich unseren Sprach-, Natur- und Geschichtsforschern ein neuer unermeßlicher Wirkungskreis. — Welche kostbare Naivetät, welche phantastische Malerei, und dann welche mausäugige Schlauheit bei dem bornirtesten Dünkel, welche poetische Verklärung der philiströsesten Staats- und Lebensweisheit in den chinesischen Proclamationen und Edicten! Schrieben doch Thiers und Palmerston ihre langen Memorandums in so kurzweiligem Style. Eine Sammlung chinesischer Actenstücke gäbe die allerhübscheste Literatur. Man behauptet zwar, der chinesische Styl bekomme erst durch die Treulosigkeit englischer Uebersetzer jene pikante Färbung, wie z. B. die Benennung „rothhaarige Barbaren" englische Erfindung sein soll; aber dann müßte man sowohl die Verschmitztheit, wie den Humor der Engländer bewundern. Durch die humoristische Behandlung der chinesischen Diplomatensprache persifflirten sie oft sehr treffend europäisches Mandarinenwesen, und verbergen zugleich ihr wahres Verhältniß zum himmlischen Reiche vor aller Welt. Neuerdings zankt der Kaiser von China mit dem Oberkommissair Lin, dem directen Abkömmling der Sonne, und schreibt ihm unter Anderem: „Du scheinst nicht besser zu sein als ein hölzernes Bild. Ich befehle, daß Du mit der Schnelligkeit der Flamme nach Peking eilest, damit ich Dich vor mir verhören kann; also zögere nicht". Lin ist ganz zerknirscht und bekennt die Erfolglosigkeit und Dummheit seiner Maßregeln gegen die Engländer. „Ich, ein kleiner Minister," sagt er, „flehe demüthig um den kaiserlichen Tadel und die schwerste Bestrafung, welche zugleich meine Dankbarkeit und Furcht steigern wird, da meine Fähigkeit nur einem alten, abgetriebenen Pferde gleicht". Der schlaue Lin kennt sehr wohl die Ueberlegenheit Englands zu Land und zu Wasser, und will das Seiner Majestät offen sagen. Aber aus Etiquette vergoldet er die bittere Pille ganz sonderbar. Tapferkeit nennt er Bosheit, und Standhaftigkeit Mangel an Reue. „Die englischen Rebellen sind doch nach Schkiang gegangen und haben dort Störungen veranlaßt. Diese seltsame Thorheit geht über meinen Verstand". Lin erklärt sich die närrische Kühnheit der Briten blos aus ihrer schrecklichen Noth; sie könnten ohne den Opiumhandel nicht leben, meint er. Allein sie müßten geradezu untergehen. Denn da sie in ihrer verstockten Bosheit Tschusan erobert und chinesische Officiere und Soldaten getödtet hätten, so wage er (Lin) nicht, von Sr. Majestät etwas Gnade für sie zu erbitten. Man müsse sie durch „schreckliche Majestät" in Furcht bringen. Nach dem, was die englischen Rebellen gethan hätten, verdienten sie weder Erbarmen noch Beachtung. — Letzteres wohl, denn aus Allem wird auch der himmlischen Majestät einleuchten, daß die Briten große Vortheile errungen haben, deren Folgen sich noch gar nicht berechnen lassen. Die ganze Hoffnung der Chinesen beruht auf dem ungesunden Klima von Tschusan und der Eifersucht der anderen, mit China Handel treibenden Mächte, Nordamerikaner und Russen.

(Der Beschluß folgt.)

Deutsch und Polnisch.

(Beschluß.)

Die Flüchtlinge krochen ins Gestrüpp; die Kosaken kamen heran und drangen, in eine Linie ausgedehnt und mit den Lanzen den Boden untersuchend, langsam in die Kiefernwaldung vor, welche der Fackelschein schaurig durchleuchtete. Die Flüchtlinge sahen, daß die Linie ihren Versteck erreichte und versuchten weiter abwärts zu schleichen. Da brach verrätherisch ein betretener dürrer Ast, und auf das Geräusch eilten die Verfolger sogleich der Stelle zu.

Es gilt das Letzte, dachte Stanislaus entschlossen, zielte auf den Fackelträger, und schoß ihn glücklich nieder. Auch Eduard löste sein Pistol auf die Gruppe, und von dem verwundeten Arme des Einen strömte das Blut. Verwirrt schossen jetzt auch die noch übrigen vier Kosaken auf die entspringenden Gestalten. Sie fürchteten indeß noch Hülfe der Polen im Hinterhalte; die Pferde fehlten ihnen, sie waren zu Fuß unbehülflich und daher einige Augenblicke unentschlossen. Endlich raffte der Eine die Fackel vom Boden auf, die Flüchtigen zu erspähen; allein sie waren inzwischen hinter den Bäumen verschwunden.

Rastlos stürzten Beide nebeneinander fort, ihre durch die Kosakenkugeln empfangenen Wunden kaum fühlend, welche eben so glücklich wie die ihren verschossen worden waren. Sie erreichten gegen Morgen den Ausgang des Waldes, und bald darauf mit dem letzten Kraftaufwande eine einzelne Hütte, aus der ihnen ein Licht entgegenschimmerte. Stanislaus klopfte an und rief: „Seid Ihr Polen, habt ihr Menschenherzen, so macht auf und schützt vor den Kosaken!"

Die Thür wurde geöffnet, und ein junges Mädchen lud die Flüchtlinge ins Haus. Zum Tode erschöpft sanken dort Beide zusammen; Nacht umzog ihre Blicke, und die tödtliche Bedeutung ihrer Wunden machte sich jetzt geltend. In trüber Ahnung des Vorganges und wahren Standes ihrer Gäste umringte diese die Bauernfamilie mitleidig einige Minuten. Der Vater ließ dann Wasser bringen, wusch ihnen Stirn und Schläfe, und untersuchte und verband ihre Wunden, nachdem sie auf die armseligen Lagerstätten gebracht worden, welche die Familie eben erst verlassen hatte.

Bald darauf verschied Eduard. Sein Unglücksgefährte aber erholte sich ein wenig, und betrachtete eine Weile schmerzvoll den Todten, der so schuldlos in ein fremdes Verhängniß verflochten und dessen Opfer geworden war. Dann wandte er sich, einen Ring vom Finger ziehend, zu dem Bauer, und sagte: „Geh nach Boczkowo aufs Schloß, überreiche der Gräfin Lrondezynska dieses Pfand meiner Sendung, und bitte sie, zu einem Sterbenden zu eilen, zu Stanislaus v. Burakowski, der die letzte Lebenskraft zusammenraffen wird, um ihr noch einmal ins Auge blicken zu können."

Der Mann ging, und Stanislaus murmelte: „Ja, nur so lange, bis ich die Einzige noch einmal gesehen, halte fest, du armseliger Lebensfaden! — Eine Stunde war verronnen; er hatte sie benutzt, der gastfreundlichen Familie sein Schicksal zu erzählen, um es der Gräfin mitzutheilen, im Falle er ihre Ankunft nicht mehr erleben sollte. Er wurde jetzt von Minute zu Minute schwächer; der nahe Tod schien sich nicht die kleinste Frist mehr abtrotzen zu lassen, und er verschloß bereits die Augen mit der Resignation auf seinen letzten heißen Wunsch.

Da riß Marianne die Thüre auf und stürzte unter strömenden Thränen auf den Geliebten, der den halbverklärten Blick ihr zuwandte.

„Was ist geschehen?" schluchzte sie.

„Du erfährst es von den guten Leuten dort näher, meine theure Marianna; doch nimm noch den Dank für Deine süße Liebe aus meinem Munde!" antwortete Stanislaus mit brechendem Tone. „Ich sterbe, Geliebte; ein Pole stirbt, gleichwie sein Volk am selben alten Fluche, am Verrath!" — Er drückte die Hand auf die Brustwunde und fuhr leise fort: „Ich setzte mein Blut so freudig zur Rettung ein für den einzelnen bedrängten Polen, wie vor zehn Jahren für das ganze Vaterland; da schlug der polnische Bruder mir selbst die Wunde, und ihr Schmerz verdoppelt sich durch den Seelenschmerz über seine giftigen Tücke."

„Und Eduard?" fragte Marianna.

Ein schmerzliches Lächeln überflog die Züge des Verscheidenden, und kaum hörbar flüsterte er noch: „Er ist ein Deutscher, und starb bewußt- und zwecklos in einer fremden Sache, wie vor ihm Millionen seiner Brüder. Leb' wohl, Marianna, und gedenke meiner bei allen Schicksalen des Vaterlandes! Ich gehe zu den verklärten Polenhelden! Segen über Polen! Mag bald der Morgen seiner Freiheit anbrechen!"

Er war nicht mehr. Marianna hatte ihm das letzte Wort der Vaterlandsliebe von den Lippen geküßt, und küßte jetzt im Wahnsinn des Schmerzes abwechselnd Mund, Augen und Wunde des Todten, als wollte sie ihn noch einmal zur Anschauung ihrer warmen Lebensreize beseelen. Dann sank sie stumm neben ihm nieder.

Die erschöpfende Eile der Fahrt, wie der plötzliche gewaltige Schicksalsblitz, hatten ihre Kräfte gebrochen.

Sie erwachte zu einer langen stummen Feier ihres Riesenschmerzes, in welchen sie sich oft an einem einfachen Denksteine verlor, den sie an jener Waldstelle, wo Stanislaus verwundet wurde, hatte setzen lassen. — Amalie war nach Breslau zurückgekehrt, und vernahm dort Eduard's Tod. Sie tröstete sich leichter. Als im Juli in Kroll's Garten eines der dort sinnig angeordneten sommerabendlichen Feste mit Illumination und Feuerwerk Statt fand, sah man unter der mit chinesischen Lampen phantastisch geschmückten Arkade ein trautes Brautpaar sitzen. Es waren Amalie und Ewald, der Commis-voyageur, der ein Viertel vom großen Loose gewonnen hatte.

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Der große Kleiderkrieg.]

Und Gott sei es geklagt! sie werden fertig. — Keine Oper, denn da ist keine Sängerin! Nothdürftig besetzt man mit Fräulein Schulz und Frau von Faßmann, was man also geben kann; aber es ist doch kein Tenor da, und eine wahre Qual gewährt es jetzt Hrn. Bader zu hören, den einst so berühmten Sänger, welcher dies Einst! aber nicht begreifen will. Dem Beispiele der Oper folgt nun aber auch das Schauspiel, denn die ganze Familie Crelinger ist auf mehrmonatlichen Urlaub, auch Hr. Seydelmann geht fort und Fräulein v. Hagn folgt zum 1. April. — Ist eine größere Verwirrung möglich?! Man wird uns zuletzt auf das Ballet beschränken und alle Tage etwas vortanzen müssen, denn diese holden Kinder bleiben uns, so lange es Gardeofficiere gibt. Wo aber, bei welchem Theater in Deutschland schickt man die ersten Mitglieder auf Reisen während der Saison? Wo schließt man so glorreiche Contracte? Wo ist ein Publikum, das sich das immer geduldig gefallen läßt? In einem meiner letzten Berichte habe ich von dem Einflusse der Willenskraft der Madame Crelinger gesprochen, und bin dafür von dieser Dame in hiesigen Blättern angegriffen und böse abgeführt worden. Zu meiner Vertheidigung gestatten Sie mir einen Vorfall hier zu bemerken, den ich um so lieber veröffentliche, da er in hiesigen Blättern schwerlich erwähnt wird, meine Angaben aber durchaus bekräftigt und andern Künstlerinnen vielleicht ein nützlicher Fingerzeig wird, wie man mit der hiesigen Direction und dem Publikum verfahren muß, um seines Willens gewiß zu sein und obendrein Beifall zu erwerben. Am 1. März trat Madame Crelinger zum letzten Male vor ihrer Reise mit ihren Töchtern im Glase Wasser auf. Die große Künstlerin hatte den Intendanten einige Tage zuvor ersucht, ihr zu gestatten, die Kostüme und Kleider zu den Rollen, welche sie auf den verschiedenen Bühnen darstellen wollte, mitnehmen zu dürfen, da aber seit einigen Jahren ein strenges Gesetz besteht, daß Niemand ein Theaterstück mit auf Gastreisen nehmen darf, so erhielt dieselbe eine zweifelhafte Antwort. Nach dem dritten Act des Stückes, als sie die reichen Anzüge einzupacken befahl, welche zum Glase Wasser gehören, ward ihr jedoch angezeigt, daß das Theater diese und andere durchaus nicht missen könne, da manche Stücke während ihrer Abwesenheit anders besetzt und gegeben werden sollten. Dieser Fehlschlag war genügend, die große Künstlerin in den äußersten Grad der Erregtheit zu versetzen. Alle die gegenwärtig waren, versichern, es sei eine furchtbar schöne Darstellung der gewaltigsten menschlichen Leidenschaften gewesen, bis endlich aus einem Gemisch von Weinen, Lachen, krampfhaftem Schluchzen, dem grimmigen Hohn, dem schönen Wahnsinn des Zorns, sich der feste Entschluß herauswickelte, nicht einen Fuß mehr auf das Theater zu setzen, bis alle die verlangten Kleider zur Stelle wären. Man denke sich die furchtbare Bestürzung der Regisseure, die Angst der Inspectoren, die stupide Erstarrung, welche sich Aller, bis zum Coulissenschieber bemächtigte. Vor dem Vorhange ein überfülltes Haus, das mit jeder Minute mehr dem dumpfen Murren des Meeres bei nahendem Sturme glich, hinter dem Vorhange offener Aufruhr, Verwirrung, Entsetzen! — Vergebens fiedeln die Musikanten im Orchester, sie werden beim dritten Male ausgezischt, verhöhnt, ihnen Stillschweigen geboten, vergebens versucht ein dienstbeflissener Polizeicommissair die Ruhestörer im Parterre zu haschen, man trommelt, man heult und brüllt unter seinen Augen, die vor Schreck nichts sehen. — Der Lärm dringt bis in die Ankleidezimmer, der Regisseur ringt in Todesangst die Hände und will auf sein Knie sinken vor der großen grausamen Künstlerin, diese aber sagt mit der kältesten Ruhe: Man mache mit mir, was man will, man ermorde mich, aber eher setze ich den Fuß nicht auf die Breter, bis ich hier die sämmtlichen Kleider sehe. — Welche große Seele gehört dazu, um diesen Heldenmuth zu zeigen!

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Rosa Maria's poetischer Nachlaß.]

Eine Reihe kleiner gemüthlicher Plaudereien in Versen und drei harmlose Erzählungen, zur Lectüre in Pensionsanstalten geeignet, wie denn Varnhagen's edle Schwester in ihren früheren Jahren einem weiblichen Institut solcher Art vorstand. Besonders anmuthig ist die schalkhafte Erzählung „Herr Thomas Brown und seine Nachbarn". Der Streit um das Eigenthumsrecht der Aepfel am Baume, der auf Grund und Boden des Herrn Thomas steht, aber mit seinen Zweigen in des Nachbars Garten reicht und beim Schütteln seine Früchte dahin spendet, ist vielleicht englischen Ursprungs, aber ächt gemüthlich deutsch erzählt. Der Nachlaß erschien in Altona bei Hammerich, herausgegeben vom Gatten der Verstorbenen, Dr. Assing in Hamburg.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 62. — den 27. März 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Politische Skizzen.

(Beschluß.)

Preußen.

Preußen ist mit seiner innern Gestaltung beschäftigt; Verfassung ist die Lebensfrage geworden, „für" und „wider" sind die Losungsworte der Parteien. Wird sich diese Parteiung fortsetzen? Dann spaltet sich die Lebenskraft des Staates, aber die Nation gliedert sich und wird stark in der Reibung und in der Schärfe des Widerspruchs. — Oder wird der Wille des regierenden Hauptes den Ausweg finden, um die Parteien über ihre Gegensätze hinaus einem vereinten Ziele zuzuführen? — Dies sind die beiden Fragen, die sich jetzt die Geschichte Preußens stellt. Zur Bejahung der erstern neigt der Sinn der Bevölkerung, ihr Hang zur kritischen Debatte. Zur Bejahung der zweiten Frage scheint es sich anzulassen, wenn die Provinziallandtage die ihr gebotene Lebensentwickelung bethätigen, ihr permanenter Ausschuß, den der König selbst berufen zu wollen sich entschlossen hat, die Wichtigkeit seiner Mission als Nationalvertretung begreift.

Es sei dem Vaterlandsfreunde gestattet, an Stein's politisches Testament zu erinnern. Es war kurz vor seinem durch Napoleon gebotenen Abgange, zu Ende Novembers 1808, als Stein an die obersten Behörden der preußischen Monarchie das berühmte Schreiben erließ. „Eine allgemeine Repräsentation," sagt der besonnene Staatsmann, „ist erforderlich. Heilig war mir und bleibe das Recht und die Gewalt unseres Königs. Aber damit dieses Recht und diese unumschränkte Gewalt das Gute wirken kann, was in ihr liegt, schien es mir nothwendig, der höchsten Gewalt ein Mittel zu geben, wodurch sie die Wünsche des Volkes kennen lernen und ihren Bestimmungen Leben geben kann. Wenn dem Volke alle Theilnahme an den Operationen des Staates entzogen wird, kommt es bald dahin, die Regierung theils gleichgültig, theils in Opposition mit sich zu betrachten. Daher der Widerstreit oder wenigstens Mangel an Aufopferung für die Existenz des Staates. Wo die Repräsentation des Volkes unter uns bisher Statt fand, war sie höchst unvollkommen eingerichtet. Mein Plan war daher: Jeder active Staatsbürger, er besitze hundert Hufen oder eine, er treibe Landwirthschaft oder Fabrication, er habe ein bürgerliches Gewerbe, oder sei durch geistige Bande an den Staat geknüpft, habe ein Recht zur Repräsentation. — Auf diesem Wege allein kann der Nationalgeist erweckt und belebt werden."

Preußen ist in schmerzlicher Krisis begriffen. Es wird sich jetzt herausstellen, ob die germanischen oder die slavischen Elemente, in deren Mischung seine Lebenskraft besteht, überwiegend sind. Der germanische Sinn strebt nach der heiteren Kraft freier Volksvertretung; der slavische will absolute Formen und scheut die Macht der Oeffentlichkeit. Nur wenn die germanischen Elemente sich hindurchringen, kann Preußen eine deutsche Zukunft haben und auf Deutschland rechnen.

Deutsche Romane.

Der Roland von Berlin. Roman von W. Alexis. 3 Bde. Leipzig, Brockhaus.

W. Alexis, der sich bekanntlich mit berliner Stadt- und märkischen Landesinteressen vorzugsweise beschäftigt und den harten und trocknen Boden durchwühlt, um darin die spärlichen Goldadern der Poesie aufzuspüren, hat im vorliegenden Romane einen glücklichen Fund gemacht und klug und glücklich mit ihm gewuchert. Was die Kraft der Schilderung, Consequenz der Charakteristik, Bedeutung der Thatsachen, Fülle und Mannichfaltigkeit des Inhalts überhaupt betrifft, so halten wir dieses jüngste Erzeugniß der Häring'schen Romantik für Alexis' bestes Werk; und wenn Schiller's Ausspruch: „Der Fleiß ist das Genie," wahr wäre — eine einseitige Wahrheit hat er gewiß — so könnte man den Roland von Berlin auch für ein Werk des Genies halten. Er ist wirklich mit einem großen Fleiße und erheblichem Studium durchgeführt, fast zu sauber, ja partienweise ängstlich und peinlich. Da fehlt kein Nagel in der Wand, kein wollener Faden am Rocke, kein Haar im Barte, ohne daß Nagel, Faden oder Bart beschrieben würden; es ist eine echte niederländische Malergewissenhaftigkeit, die im Kleinsten, also auch im Größten getreu ist. Man sieht alles das, was der Verfasser schildert, Menschen, Vieh, Knecht, Magd und Alles was sein ist, leibhaftig vor sich, als könnte man's mit Händen umfassen und betasten. Der Verf. weiß uns für seine Personen, für die Zeit, die er uns vorführt, so fern sie uns auch liegt, in lebhafte Mitleidenschaft zu versetzen. Es ist die Zeit der Kraft und der Rohheit, als die Poesie des Mittelalters bereits im Absterben war, und sich nur noch in einzelnen Spuren, z. B. im Straßenleben und im Mummenschanz blicken ließ, eine Zeit aber, die an entschiedenen Charakteren reicher war als die unsrige, und eben so gut, nur in thatsächlicherer Weise, ihre Kämpfe um Recht, Freiheit und Selbständigkeit hatte. Das alte Berlin trotzt dem Kurfürsten Friedrich dem Zweiten, zugenannt mit den eisernen Zähnen, der die Stadt ihrer Rechte und Privilegien berauben möchte, und es gelingt ihm, weil die beiden Städte Berlin und Köln einander auffässig sind, weil die reichen Geschlechter sich unter einander beneiden und von den Zünften beargwöhnt werden, weil endlich die Bürger den geheim unterminirenden schlauen Hofkünsten weniger als vor dem Thore und hinter den Mauern dem offenen Feinde zu begegnen wissen. Berlin sinkt endlich, wie jede bürgerliche Gemeinschaft, die, angefressen vom kleinbürgerlichen Neide, keinen Halt, keinen Zusammenhang mehr in sich selbst hat. Da wird vor des Bürgermeisters, Johannes von Rathenow, Hause der steinerne Roland gestürzt, welcher bis dahin das Zeichen war, daß Berlin eine freie Gerichtsbarkeit hatte und von keinem fremden Willen abhängig war. Seitdem wird Berlin die Residenz des kurfürstlichen Hofes, welcher bisher vor den Thoren Berlins, in dem unansehnlichen Spandau, ein kärgliches Dasein fristete. Aber auch Friedrich sieht endlich für seine Person die Eitelkeit seiner Bemühungen ein, überläßt die Ernte, da er alt geworden, seinem Nachfolger, und überdrüssig, die knorrigen und starrköpfigen Märker zu beherrschen, exilirt er sich selbst und trägt sein ergrautes Haupt und seine müden Füße der wärmeren Sonne des Frankenlandes entgegen. Die vorzüglichste Figur ist der Held der berliner Stadtgerechtigkeit, der Bürgermeister Johannes Rathenow, ein unbeugsamer Herr, der nichts will, als das alte gute Recht. Um ihn gruppiren sich, wohl contrastirt, die übrigen Rathsherren, Zunftmeister und Bürger, Pawel Strobant, Matthis Blankenfelde, der reiche Bartholomäus Schumm, Bürger der Stadt Köln an der Spree, Niclas Perwenitz, der Rathsherr von Altbrandenburg, Konrad Ryke, Balzer Boytel, der Knochenhauer Barth Kuhlemey, der launige Propst Franz Steeger, Heinrich Mollner, die muntere und gesunde Personification des berliner Gassenhumors, der später, in einem Feldzuge gegen die Türken vom Kaiser zum Ritter ernannt, Rathenow's Tochter Elsbeth, eine echt altdeutsche Weiblichkeit, wie sie Hans Holbein und Albertus Dürer gemalt haben, ehelicht und gesunde Buben mit ihr erzeugt. Gegenüber, nicht minder trefflich nüancirt stehen der Hof und der Adel, der feine, kluge und ausdauernde Kurfürst, die gebildeten fränkischen Edelleute, der rohe märkische Adel, und dieser herab bis zu den wilden Ueberresten der Faustrechtlichkeit, die von den Schnapphähnen Köpkin, Busso und Wedigo repräsentirt wird. Der Localton ist gut und versetzt den Leser mitten in die damals unwirthbare, öde Umgebung, in die dürftigen Anfänge des jetzt zu einer königlichen Prachtblume entwickelten Berlins. Erschütternde Scenen, Ergebnisse der rauh gewaltsamen Gerechtigkeitspflege von damals, wie die, wo die leichtsinnige Salome „mit den rothen Ohrlappen" mit Ruthen gestrichen wird, weil sie sich gegen des Bürgermeisters Tochter ungebührlich aufgeführt, und die rothe Hanne, die unheimliche Wendin, neben ihr in scharfer Winterkälte durch die Zähne gebrannt wird, tragen zu dem düsteren Eindrucke des Ganzen bei. Nicht minder die stylistische Durchführung, welche ziemlich chronikenartig gehalten ist, und die Lectüre hier und da beschwerlich, zuweilen ungleichmäßig, jedoch meist sehr anmuthig macht, vorausgesetzt, daß man sich in den Styl des Buches, der allerdings kein classischer ist, eingelesen hat. Einen aufrichtigen Tadel müssen wir gegen die allzubreit angelegten und ausgesponnenen Dialoge äußern, worin der abgehandelte Gegenstand oft todt und müde gehetzt und bis zum letzten Blutstropfen ausgesogen wird. Alexis hätte bedenken sollen, daß die Rathsherren des damaligen Berlin, sowohl wie des jetzigen, keine römischen Senatoren, ihre Frauen keine Cornelia, keine Aemilia, und die innern Verhältnisse der Stadt zu dünn und dürftig waren, um in so breiten Gesprächen das Interesse des Lesers auf die Dauer festhalten zu können. H. M.

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschl.)

[Endlicher Friedensschluß; Repertoir; Ritter Spontini.]

Einige Gerüchte von dem, was hinter den Coulissen vorgeht, haben sich indeß im Publikum verbreitet; mitten im wildesten Lärm wird aber der Vorhang aufgezogen und ein Schauspieler tritt hervor, der um Geduld und Nachsicht bittet, denn Madame Crelinger sei gefährlich erkrankt. Es

war dies ein Entschluß der Verzweiflung des Regisseurs, der dann im äußern Nothfall sagen konnte: das Stück kann nicht beendet werden. Im Publikum aber verbreitete diese Nachricht Mitleid, denn man hatte Madame Crelinger am Schlusse des dritten Actes etwas unzart behandelt. Seydelmann, der gerufen wurde, führte nämlich die große Künstlerin mit heraus, allein man war so unhöflich, ihr zuzurufen: Er allein! Seydelmann allein! Sie sind nicht gerufen! und obwohl diese Zurechtweisung nicht ganz unverdient war, denn Madame Crelinger spielt eben so wohl wie ihre Töchter ihre Rolle sehr mittelmäßig, so hätte man doch einige Rücksichten nehmen können. Man glaubte nun, daß Ohnmacht oder Weinkrampf von dieser harten Demüthigung herrühre und ahnte nicht, welche andere Ursachen sich dazu gesellt hatten. — Inzwischen hatten die Regisseure den Grafen Redern von der Lage der Dinge benachrichten lassen, und dieser energische Intendant befahl sogleich — Madame Crelinger die Kleider zu geben! — Siebenunddreißig an der Zahl wurden sie eiligst herbei geholt, von der großen Künstlerin sorgfältig gezählt und nach Hause geschickt, und nun erst entschloß sie sich weiter zu spielen. Das Publikum empfing sie mit donnerndem Applaus; hätte es die wahren Ursachen aber geahnet, wie anders würde der Empfang gewesen sein! Es würde die Gerechtigkeit, welche der Intendant nicht üben konnte und wollte, selbst geübt und diese Beschimpfung seiner Würde nachdrücklich gerächt haben. — Diese Geschichte klingt zwar wie eine Fabel, sie ist aber buchstäblich wahr, eben so wahr, daß der großen Künstlerin auch nachträglich nichts widerfahren ist, sondern sie lachend über die liebenswürdige Nachgiebigkeit am nächsten Tage abreiste. — Ich habe jüngst gesagt, daß Madame Crelinger's Wort eine Art: Rom hat gesprochen! bedeute, und wodurch hätte ich die Wahrheit besser beweisen können?! Eine Schauspielerin, die das kann, muß unwiderstehlich sein, und so nur erklärt sich die Herrschaft, welche dieselbe ausübt.

Ich enthalte mich jedes weiteren Commentars und bemerke über „das Glas Wasser" nur noch, daß es auch durch die französischen Schauspieler aufgeführt wurde, zum Benefiz des Herrn St. Aubin, daß aber Seydelmann und die deutsche Darstellung allgemein besser gefallen hat. Die Uebersetzung von A. Cosmar ist ganz wohl gelungen und völlig treu, was bei diesem Stücke durchaus nothwendig war. Eine andere Neuigkeit war „der Geschäftsführer" vom Regierungsrath von Heiden, die aber trotz eines lebendigen und zum Theil feinen Dialogs nicht angesprochen hat, da sie theils mehr novellistische als dramatische Grundmomente, mehr Erzählung als Handlung, theils verbrauchte Charaktere enthält, auch die Darstellung selbst dem gebildeten Geschmack nicht genügen konnte. — Ein kleines Stück aus dem Französischen übertragen: „Estella, oder Vater und Tochter," wird in einigen Tagen gegeben, gleich darauf soll ein fünfactiges Schauspiel: Ein Wort des Fürsten, von einer talentvollen jungen Schauspielerin des Hofthaters, Mlle. Pauline Werner, folgen, deren Stücke: Noch ist es Zeit und Marie, unter der Chiffer A. P., bisher bald der Madame Paalzow, bald (wie noch jüngst im hamburger Correspondenten) Herrn Raupach zugeschrieben wurden. Da Herr Raupach uns mit seinen Geschwistern unter dem pseudonymen Leitner lange genug mystificirt hat, auch Mlle. Werner seine Schülerin gewesen ist und ihre Dichtungen eine ähnliche Behandlungsweise haben, so ist dieser Irrthum wohl zu entschuldigen. Aus den besten Quellen kann ich jedoch die Wahrheit meiner Mittheilung versichern.

Man gibt sich jetzt einige Mühe, den entflohenen Hrn. Hendrichs zur Erfüllung seines Contractes anzuhalten und ihn nach Berlin zurückzuzwingen. Wie man sagt, ist Herr Hendrichs auch dazu geneigt, nur verlangt er, daß die Direction auch ihrerseits den Contract halte, und ihn beschäftige. Wird sie dies aber können, da Herr Devrient, wie Herr Grua gewiß nicht geneigt sind, dem jungen Nebenbuhler Raum zu geben? Wir glauben nein! denn wir haben die schlagenden Beispiele für uns und bewundern hinlänglich die energische Entschiedenheit der Intendanz. Wie aber die Opernverlegenheit enden, und aus welcher glücklichen Zone der Messias endlich in Gestalt einer ersten Sängerin kommen wird, ist noch schwerer zu sagen. Die Nachrichten, welche man aus Paris über Fräulein Löwe hat, lauten durchaus nicht günstig. Zweifelhaft ist es zwar, ob sie in Paris bei der großen Oper engagirt wird, denn sie muß selbst einsehen, daß sie dort kein Repertoir für sich findet; auch haben die Franzosen es ihr, trotz des wenigen Concertsingens, schon abgemerkt, wo die Achillesferse zu finden ist. Der kleine Artikel von Hector Berlioz im Journal des Debats spricht trotz der rühmenden Anerkenntniß von dem Detoniren und zu hoch Singen, legt es aber als eine Befangenheit der Künstlerin aus, die nicht gewohnt sei, sich in Concerten hören zu lassen, und meint, daß es auf der Bühne ganz anders sein werde. — Aber Sie irren, Hr. Hector Berlioz, es ist auf der Bühne noch weit schlimmer, wovon Sie sich vielleicht selbst überzeugen werden, und da man in Frankreich darin sehr difficil ist, weit kitzlicher als in Deutschland, und namentlich in Berlin, wo man sich an diese unangenehme Zugabe schon hinlänglich gewöhnt hatte, so haben selbst die hiesigen Freunde der Fräulein Löwe derselben gerathen, diese Klippe freiwillig zu vermeiden, und lieber ein ihr angetragenes Engagement bei der deutschen Operngesellschaft in London anzunehmen, da John Bull jedenfalls ein dickeres Trommelfell zugemuthet werden darf. Ob es gerathen wäre, daß, trotz unserer Noth, Fräulein Löwe zu uns zurückkehrte, ist aber noch fraglicher, denn obwohl nicht zu zweifeln ist, daß man ihr auch jetzt noch alle zugesagte Bedingungen hält, so haben doch die Umstände zusammengenommen ungünstig für sie gewirkt und theilweis sind selbst die Enthusiasten davon zurückgekommen, sie für die erste deutsche Sängerin zu halten. Dagegen haben wir noch immer nicht die Hoffnung aufgegeben, daß Madame Gentiluomo und deren Schwester Mlle. Spatzer zum 1. Juli ihren abgeschlossenen Contract erfüllen, und uns einen würdigen Ersatz geben werden. Das Verhältniß der Bühne zu diesen Sängerinnen ist sehr sonderbar. Man schloß bei ihrem hiesigen Gastspiel ein vorläufiges Uebereinkommen mit dem Beding, daß bis zum 1. November der von Sr. Majestät vollzogene Contract in ihren Händen sein sollte. Dies war aber nicht der Fall, und gestützt darauf wurden sie von

dem Intendanten in Hannover überredet, daß, da der König von Preußen den Contract niemals vollziehen würde, es ihr Bestes sei, in Hannover unter allerdings höchst annehmbaren Bedingungen zu bleiben. Kaum war dies geschehen, so kam aber doch der unterzeichnete Contract aus Berlin, und beide Sängerinnen erklärten nun, man habe sie getäuscht, und verlangten, daß die in Hannover neuerdings geschlossene Uebereinkunft als nichtig betrachtet werde. Dies wurde ihnen verweigert, dagegen kam es zu einem Briefwechsel und von Berlin aus wurde zuletzt erklärt, man entbinde die Sängerinnen von allen eingegangenen Verpflichtungen. Allein diese haben die einseitige Lossagung nicht angenommen. Sie bestehen auf Erfüllung, wollen sich in Hannover nicht halten lassen und zu verdenken ist es ihnen gewiß nicht, wenn sie Berlin vorziehen. Man ist nun begierig, ob man sie zu bleiben zwingt, und dort eben so ernstlich auf unweigerliches Halten der Contracte besteht wie bei anderen Fragen und Conflicten. Vor einigen Tagen ist auch die Sängerin Carl angekommen, um Gastspiele zu geben. Sie hat vor mehrern Jahren schon wenig gefallen und gehört zu sehr zu den passirten Sängerinnen, um Hoffnungen zu erwecken. Weit eher ist dies mit Frau von Hasselt der Fall, welche zum April Wien verläßt und mit Aussichten auf Engagement hiether kommt. Was man gehört hat, ist rühmlich, indeß ist Berlin ein gefährlicher Ort, wo mancher Künstlerruhm begründet, mancher andere und anscheinend bewährte zerschellt wurde. Unter diesen Umständen ist an Neues in der Oper natürlich nicht zu denken, doch hat man vor einigen Tagen Gluck's Iphigenia in Aulis neu einstudirt gegeben; aber außer Herrn Rellstab, dem Verehrer des Classischen, mögen nur Wenige sein, welche dieser Oper in ihrer Besetzung Geschmack abgewonnen haben.

Ich schließe meinen Bericht, indem ich dem Herrn Ritter Spontini einige Worte auf seine gegen mich gerichtete Erklärung entgegne, welche in ihrer starken Fassung die Folge gehabt hat, daß nicht allein eine Commission niedergesetzt wurde, um die Rechte und Ansprüche des Herrn General-Musikdirectors zu prüfen, sondern auch eine Criminaluntersuchung auf den weiten Begriff beleidigter Majestät gegen denselben eingeleitet ist. Unter diesen Umständen wäre es ungroßmüthig, Herrn Spontini durch eine fortgesetzte Erörterung vielleicht zu neuen falschen Schritten zu bewegen; allein ich kann nicht unterlassen, zu meiner eigenen Rechtfertigung das Nachstehende zu bemerken. Herr Spontini sagt, daß er von Sr. Majestät durch Cabinetsbefehl aufgefordert worden sei, seine Klagen gegen den Grafen von Redern speciell anzuführen, allein Niemand wird glauben, daß dies ohne vorhergegangene eingereichte Beschwerdeschrift der Fall war; Herr Spontini sagt ferner, daß ihm bis dahin keine Antwort, mittelst einer Cabinetsordre, die er ausdrücklich verlangt, zugegangen sei. Eine Antwort durch den Geheimen Cabinetsrath J. B., der ihm vielleicht mündlich sagte, daß Se. Majestät die eingereichten zwölf Beschwerdepunkte für unerheblich hielte und ihm rathen ließe, sich mit dem Intendanten Grafen von Redern darüber gütlich zu verständigen, würde also nach der Ansicht des Herrn Spontini, der durchaus als Antwort einzig und allein eine Cabinetsordre betrachtet (mit welchem Rechte?), allerdings keine Antwort sein; und somit könnte er dann ganz recht haben in dem, was er sagt. — Was den Contract des Herrn Ritter Spontini betrifft, so glaube ich allerdings, daß er dem Buchstaben nach ganz in seinem Rechte ist, wenn er sich dem Intendanten coordinirt betrachtet. Dieser Contract scheint überhaupt mit bewunderungswürdiger Unkenntniß der Verhältnisse und mit großer Eilfertigkeit abgeschlossen zu sein, denn was man davon aus glaubwürdiger Quelle hört, erregt das befremdendste Erstaunen. Ohne nun näher auf die zahllosen Klagen und Anschuldigungen gegen Herrn Spontini einzugehen, ohne einen Rückblick auf die Wirksamkeit desselben bei der hiesigen Bühne zu thun, auf die Anschuldigungen über Verkümmerung der deutschen Oper, auf jene Uebersättigung mit seinen eigenen Werken, die freilich größtentheils sonst nirgends aufgeführt werden, auf das Abweisen anderer Opern, auf das Ruiniren der Sängerinnen und was man seit vielen Jahren, zum guten Theil gewiß mit Recht, gegen diese Wirksamkeit gesagt hat, wollen wir nur bemerken, daß Herr Spontini seine Macht jedenfalls nicht recht gebraucht hat, denn, mag wahr oder falsch sein, was da will, so viel ist gewiß, daß der unausgesetzte Hader zwischen dem Generalmusikdirector und dem Intendanten alle Kräfte des Instituts lähmte, daß die ärgerlichsten Auftritte aus dieser Rivalität entsprangen, ein Heer von Intriguen stets im Gange war und selbst der friedfertige Graf Brühl zuletzt es nicht länger ertragen konnte und um Rettung aus diesen peinigenden Verhältnissen durch seine eigene Entfernung nachsuchte. Von einer Partei, die Herrn Spontini verfolgt hatte, konnte nirgends die Rede sein. Als ein Fremder trat er unter uns, wurde aber mit der Verehrung empfangen, welche dem berühmten Künstler gebührt. Ist es unsere Schuld, daß diese Hingebung sich nicht mehrte, daß die Zahl seiner Vertheidiger so klein, die seiner Gegner so gewichtig geworden ist?! — Eine erreichbare Nationalisirung in deutschem Sein und Wesen hätte freilich wohl Vieles gefügig auflösen können, statt dessen aber muß man fast glauben, daß seine ausdrückliche Bedingung, niemals in den Staatsverband zu treten und ein Bürger Preußens, ein Deutscher zu sein, verbunden mit der Geringschätzung gegen unsere Sprache, welche er in einundzwanzig Jahren nicht einmal nothdürftig erlernte, andere Uebelstände vermehrte und ihn in allen Beziehungen uns fremd bleiben ließ. Möchte dies die Sprache seiner öffentlichen Erklärung entschuldigen, die ihm vielleicht ein dienstwilliger Schmeichler dictirte. °.

Notiz.

[Buchhändlerspeculationen.]

In England, bemerkt das berliner „Magazin für die Literatur des Auslandes", finden ganz ähnliche Beschwerden wie in Deutschland gegen gewisse Speculationen statt, wodurch alte Bücher mit neuen Titelblättern versehen und als neue Auflagen ausgegeben werden. In Deutschland glaubt man sich in solchen Fällen durch das Wort „Ausgabe" statt „Auflage" das Gewissen zu verwahren.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 63. — den 29. März 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Kirchliche Zustände in Würtemberg.

1.

Unser Vaterland, so lange im Rufe guter, altgläubiger Orthodoxie stehend, bekannt durch die tübinger Rechtgläubigkeit, und gepriesen ob der tiefen Frömmigkeit und echt christlichen Religiosität, die es in seinem Schooße hege, hat innerhalb des letzten Jahrzehends sich von dieser anererbten Richtung des Denkens und Handelns mehr und mehr losgerissen, und an ihrer Stelle haben gefährliche Neuerungen und traurige Parteiungen Platz gegriffen. Auf der Hochschule ist der Katheder, auf dem ein Storr und Flatt den lautern protestantischen Geist docirten, theilweise von Männern besetzt, die am alten Gebäude des Glaubens niederreißen, und eine begeisterte Jüngerschaft haben sie um sich her gesammelt, aus welcher alles Gute, nur kein protestantischer Geistlicher, hervorgehen zu können scheint. In Tübingen erschien jenes gefährliche Leben Jesu, das innerhalb des Ganzen der theologischen Disciplinen eine mächtige Umgestaltung hervorrief, und durch die Klarheit und Popularität seiner Schreibart auch außerhalb des wissenschaftlichen Gebietes sich zahlreiche Leser und Anhänger verschaffte. So ist denn der alte gute Glaube mehr und mehr nicht blos aus der Wissenschaft verdrängt worden, sondern auch im Leben verbannt, und hätte er sich nicht eine Hinterthür in Conventikeln und andern religiösen Gesellschaften offen gehalten, so möchte es scheinen, daß er wirklich bei uns am Erlöschen sei. Kein Wunder daher, wenn die Klage über den Unglauben unserer Zeit so recht der Gemeinplatz aller Trivialitäten geworden ist, und unter tiefen Stoßseufzern die neuere Philosophie als die Urquelle alles dieses Unheils in die siebente Hölle verwünscht wird. Sonst pflegte man wohl häufig zu sagen, die Philosophie vermöge nicht einmal einen Hund aus dem Ofen zu locken; von diesem Vorurtheile scheint die Menge hoffentlich jetzt sich zu bekehren und zu erkennen, daß sie mehr als dieses vermöge, und der Philosophie mag zu dieser Anerkennung ihres Rechtes nicht wenig Glück zu wünschen sein; desto mehr scheint sich aber das andere Urtheil über sie zu befestigen, daß sie nur Teufelswerk schaffe und vom Teufel stamme, der ein Vater der Lüge sei von Anfang! Dieser Teufel sei der Feind, der Unkraut unter den Waizen ausgestreut habe und die gute Glaubenssaat zu ersticken drohe. Ich darf sie nicht wiederholen alle jene Philippica, die von dieser Seite aus gegen die neuere Wissenschaft gehalten wurden; gewiß, sie gellen in den Ohren Manches unserer Leser noch immer fort gleich einem dumpfen Todtengeläute, das sie sich auch mit bestem Willen nicht aus dem Sinn schlagen können. Kyrie Eleison! ruft so manches schöne Gemüth, dem es bange wird um den Glauben seiner Brüder, und auf Kanzeln und an Altären hören wir den Zustand unseres kirchlichen Lebens als einen äußerst gefährlichen mit den schrecklichsten Farben malen. Ein in öffentlichen Blättern mitgetheilter Hirtenbrief, von der obersten Kirchenbehörde erlassen, vermahnt die Kleriker,

im protestantischen Geiste zu predigen, als ob sich das nicht von selbst verstände, daß diese in dem Geiste der Kirche predigen, dessen Organe sie sein sollten! Der Christenbote, und wie diese Tractätchenschreiber alle heißen mögen, macht das Volk bekannt mit den Schriften der Ungläubigen, und verbietet ihnen diese Lectüre, damit sie um so gewisser gelesen werden. Kurz, alle diese Kapuzinaden haben ihren Zweck vollkommen erreicht, den Streitpunct unserer Tage aus seinem Mittelpuncte der Wissenschaft herauszureißen und ihn zum Religionsstreit umzuschaffen. An die Stelle des vertrauensvollen Verhältnisses der Gemeinden zu ihren geistlichen Vorstehern ist nicht selten schnöde Verdächtigung und eitles Mißtrauen getreten, ob nicht der Geistliche etwa auch zu der neuen Schule gehöre und in die Predigt des reinen Evangeliums den Flitterstaat der eigenen Weisheit einmenge, ob nicht auch er zu der Menge der Ungläubigen gehöre, in deren Händen die Sacramente entweiht und verunreinigt würden! Nachdem der Geistliche alle die vielen Examina glücklich bestanden hat, die seiner Befähigung zum Predigtamt vorangehen, erwartet ihn nun beim Eintritt in das neue Amt nicht das leichteste Examen, das seine Gemeinde mit ihm anstellt, desto gefährlicher, je mehr der Uebelwollenden sind, die jedes Wort auffassen, um aus ihm die theologische Denkart ihres Predigers zu verdächtigen. Gewiß ein trauriger Zustand unserer Kirche! Wohl hören wir von den meisten Ländern Deutschlands ähnliche Klage, doch nirgends wohl hat sich dieser Gegensatz in solcher Entschiedenheit herausgestellt, nirgends hat er in der Wissenschaft und im Leben solche Spaltungen und Parteiungen hervorgerufen, wie in unserem Schwabenlande. Wie tief hat sich dieser Zwiespalt festgesetzt in so manchen Häusern, und die Eintracht der Familien untergraben und verdächtigt! Bewährt hat sich unter uns das Wort des Herrn als ein zweischneidiges Schwert, und eingekehrt ist er auch bei uns, nicht um Frieden zu bringen, sondern den Krieg. Doch wie nur aus dem Kampfe der Sieg kommt, so dürfen auch wir uns freuen über diesen harten Streit der Meinungen, und je unerfreulicher und gehässiger uns auch das Gezänke des Tages berühren mag, desto mehr mag es uns vergönnt sein, unsere Blicke vorwärts zu richten in die Zukunft, die alle Wunden der Gegenwart zu heilen und allem Streit die Versöhnung zu bringen bestimmt ist. Eine flammende Riesin schreitet die Zeit ruhig weiter, unbekümmert um das Gekläffe bissiger Pfäffchen und Junkerlein da unten!

2.

Gewiß behaupten die zu viel, welche den Unglauben unserer Zeit einzig der Gestaltung der neueren Wissenschaft zur Last legen. Wie die Wissenschaft mit dem Leben immer Hand in Hand geht, so wirkt gewiß auch das Leben nicht minder auf die Wissenschaft, als diese auf jenes zurück; beide stehen in naher Wechselwirkung, und beide tragen mit an der Gesammtschuld unseres Geschlechtes. Ein dumpfes Gewitter ist im Anzuge, und von allen Seiten wurde gleicherweise brennbarer Stoff dazu dargereicht. Fiele allein der Wissenschaft eine solche Schuld zur Last, wie käme es, daß ihre Resultate sich so schnellen Eingang errungen hätten in den Gemüthern so vieler Laien, gleichsam nur als der passende Ausdruck begrüßt worden wären für eine lange schon gehegte, aber noch nicht zum Wort gekommene Wahrheit. Dennoch bleiben wir zunächst bei der Wissenschaft stehen; denn sie ist ja doch zunächst die Zielscheibe, auf welche die Unzufriedenen und Mißlaunigen ihre Pfeile richten, und in deren Reorganisation sie die Fülle des Unheils suchen, das die Erde überströme. Es sind wenige Tage, daß ich mit eigenen Ohren eine arme Bäuerin erzählen hörte, wie ein angehender Student ihres Ortes die unchristlichen Lehrsätze eines Docenten der Theologie auf der tübinger Hochschule unter allgemeinem Entsetzen seinen Landsleuten mitgetheilt habe, und naiv klang es im Munde der guten Bäuerin, wenn sie ihre Verwunderung darüber aussprach, daß die Gläubigen der Universitätsstadt diesen Docenten nicht schon längst beim Kronprinzen verklagt hätten (der gerade auf der Hochschule selbst studirt). Eine andere Frau aus dem Mittelstande erzählte mir unter manchen Seufzern, daß sie auch den Herrn Dr. Strauß persönlich kenne, sie habe sich darum gedrungen gefühlt, ihm nach Erscheinung seiner Glaubenslehre einen eigenen Brief zu schreiben, um ihn zu widerlegen, habe aber bis jetzt noch keine Antwort erhalten, und wisse nicht, ob sie sein Stillschweigen als Zeichen des Besiegtseins, oder wie immer sonst zu erklären habe. Doch genug solcher Beispiele, an die sich gewiß Jedem unserer Leser eine Reihe von ähnlichen Erinnerungen knüpft; sie sollten nur zeigen, wie feindlich sich in unsern Tagen das Verhältniß des Volkes zur Wissenschaft gestaltet habe, und mit welch' verbissenem Schmerz so mancher Vater seinen Sohn aus dem elterlichen Hause entläßt, um ihn zum Priester der Wissenschaft zu weihen. Und in der That, wir gehören nicht zu denen, die eine solche väterliche Angst und Besorgniß mit vornehmem Lächeln abweisen: zeigt ja doch

des Schlosses, und in 48 und mit Tinte, die in gleicher Weise, jedoch schwächer wirkt, in 24 Stunden. Die Tinte ist ferner gegen Chlor, Ammoniak, Schwefelwasserstoff, Schwefelsäure, Salzsäure, Salpetersäure, Kali, Natron, Kalk, Baryt, Alkohol, Aether, Säuren und Alkalien sehr wenig empfindlich. Sie ist ferner gegen Licht, Luft und Wasser sehr beständig. Sie kann mit Federn, Stahlfedern, Gänsekielen, Rohrfedern, Metallfedern, Federhaltern, Federstielen, Pinseln, Schreibrohren, Schreibstiften, Schreibgriffeln, Schreibstäben, Schreibstöcken, Schreibstäben, Schreibstöcken, Schreibstäben, Schreibstöcken

Schwedische Romane.

Skizzen aus dem Alltagsleben. Aus dem Schwedischen. Bd. 2 u. 3: Die Nachbarn. Bd. 4 u. 5: Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden. Leipzig, Brockhaus.

Die Verfasserin der „Töchter des Präsidenten", unter welchem Titel die erste Abtheilung dieser Skizzen übersetzt wurde, ist ein Fräulein Bremer, Vorsteherin eines Erziehungsinstituts in Stockholm*). Die Personen, welche die Verf. schildert, sind Zug für Zug der Wirklichkeit abgelauscht, scharf umrissen, in markirten Linien hervortretend, rein menschliche Bildungen, an denen selten eine Verzeichnung wahrzunehmen ist. Jene seltsame, aufreibende Liebe, die in den Romanen der Dudevant eine so große Rolle spielt und oft schlimmer und verderblicher ist als Feindschaft und Haß, jenes sinnliche Herumzerren in den geschlechtlichen Verhältnissen, jene brillante Verderbtheit in Mann und Weib, liegen der talentvollen Schwedin fern; nur die reine unverdorbene Natur, die einfache aber kräftige Gesundheit des Herzens, die keusche, aber eben darum reichhaltige und innige geschlechtliche Liebe sind die Elemente ihres literarischen Seins. Diese Unschuld würde vielleicht langweilen, wenn sie nicht aus voller und straffer, ächt germanischer Gesundheit des Geistes und Leibes entsprungen wäre. Da ist so viel derbe Gutmüthigkeit, aber keine verhimmelte Gemüthseligkeit, so viel treuherzige Rührung, aber keine Sentimentalität, so viel innige und starke Leidenschaft, aber kein bengalisches Feuer der Excentricität! Auch die schwedischen Frauen, welche die Verfasserin schildert, lieben und wollen geliebt sein, sie wollen nicht entsagen, wie die deutschen Frauenzimmer in unseren Entsagungsgeschichten, sondern sie drängen sich mit ihrer gesunden Geistigkeit und Körperlichkeit an den Gegenstand ihrer Liebe und lassen nicht von ihm; sie sind unschuldig, aber nicht prüde. In der Charakterzeichnung bewährt sich Fräulein Bremer als Meisterin, vorzüglich in der Schilderung des Arztes Werner und seiner Frau und der originellen Gräfin Mansfelt, ma chère mère genannt. Solche hochkräftige, starkmüthige, halb reckenhafte Weiber wie ma chère mère in den „Nachbarn", sind allein noch Geburten des scandinavischen Nordlandes. Auch ein gelinder Humor und ein Zug von Ironie stehen der Verfasserin zu Gebote, und an tüchtigen praktischen Lebenserfahrungen und Lebensregeln ist sie überaus reich. Nur gegen zwei Figuren in diesem trefflichen Roman, Bruno und Hagar, besonders gegen letztere, fühlt sich der Berichterstatter versucht, Einwendungen zu machen. Diese Figuren sind die einzigen, worin die Verfasserin excentrische Leidenschaften, Neigungen and Stimmungen zu personificiren gestrebt hat; aber dieses Genre von Charakteristik ist nicht das ihrige; Bruno hat fast überall, wo er auftritt, etwas Störendes und Unheimliches, wenn er auch zu den herrlichsten Situationen Anlaß gibt; die Verfasserin trägt zu stark die Absicht zur Schau, ihn interessant erscheinen zu lassen, aber gerade diese offenkundige Absicht verstimmt den Leser. Noch unheimlicher ist die wilde, leidenschaftliche Hagar, die zugleich eine unnöthige, den Eindruck des Ganzen eher schwächende als verstärkende Person ist. Contraste sind zwar überall gut, nur nicht in einem Tableau, welches dem reinen Genre und der Idylle angehört. Ein Künstler, welcher ein häusliches Stillleben malen will, würde seiner Absicht schlecht dienen, wenn er mitten in diese reine Häuslichkeit ein halb wahnsinniges Weib und einen carrikirt gezeichneten Zerrissenen verpflanzen wollte. Die Umgebungen eignen sich nicht für dämonische Gestalten. H. M.

*) Das Vorwort des Uebersetzers zum vierten Bändchen nennt Friederike Bremer, die Tochter eines angesehenen Kaufmanns, welche abwechselnd in Stockholm und im südlichen Schweden lebt.

Der Freibeuter. Aus dem Schwedischen übersetzt von Carl Eichel. 3 Bde. Leipzig, Kollmann.

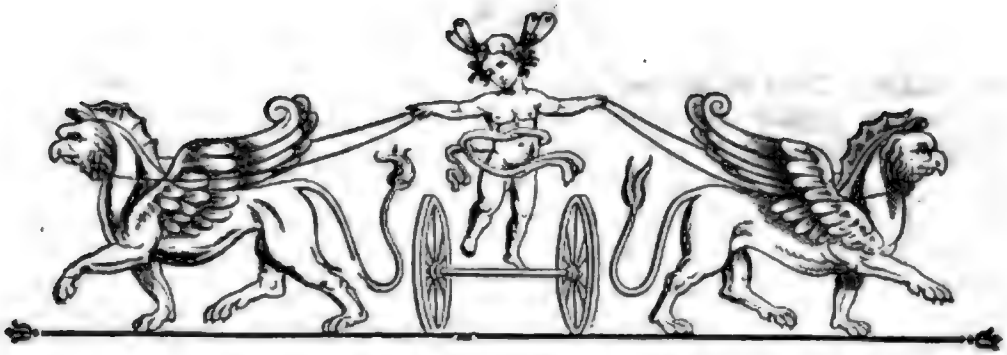
Der letzte Abend auf der Ostburg. Von demselben übersetzt. 3 Bde. Ebend.

Der historische Roman wird in Schweden fleißig angebaut, obschon sich die Erzeugnisse noch so ziemlich an den Fingern herzählen lassen. Der Gardeoberst Graf Sparre schrieb den „letzten Freisegler" und „Adolf Findling, oder drei Jahre an Christinens Hofe". Von Mollin führen schwedische Kataloge an: „die Blume auf Kinnekul". Ferner erschien ein Roman „Gustav der Dritte und sein Hof". Der Freibeuter und der letzte Abend auf der Oestaborg sind von einem anonymen Verfasser, der sich rasch zur Anerkennung heraufarbeitete. Man hat auch eine Sammlung kleiner Novellen von seiner Feder. Der Freibeuter hat den Bauernkrieg auf Schonen zum Thema, der in den ersten Regierungsjahren Karls XI. von Schweden diese gesegnete Insel verwüstete. Die Snapphanarne sind die Banden bewaffneter Bauern, welche, meist unter der Anführung dänischer Officiere, das Land durchzogen und einen grimmigen Vertilgungskrieg im Kleinen gegen die Schweden führten. Der Uebersetzer hat natürlich das Wort Guerillas, das hier nahe zu liegen schien, vermieden und statt der blos wörtlichen Uebersetzung „Räuber" oder „Strauchdiebe" das Wort Freibeuter mit gutem Glück vorgezogen.

Adolf Findling, oder drei Jahre unter Königin Christina's Regierung. Vom Grafen P. Sparre. Aus dem Schwedischen von C. Eichel. 3 Bde. Leipzig, Kollmann.

Dieser Roman ist historisch so getreu, daß er dem Geschichtsfreunde als Ergänzung der geschichtlichen Darstellungen der Königin Christina willkommen sein muß. Wir haben außer Geyer's Geschichte von Schweden eine Specialarbeit von Grauert in zwei Bänden über Christina und ihren Hof, welche 1837 erschien. Die Schrift des Franzosen La Combe über die merkwürdige Königin ist schon älter. Der Roman des Grafen Sparre liefert das Specielste; die Erfindung ist hier nur der Kitt, der die Fugen bekleidet.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 64. — den 30. März 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Kirchliche Zustände in Würtemberg.

(Beschluß.)

Es ist bekannt, daß die neuere Schelling'sche Schule sich das Verdienst dieser Vermittlung der beiden andern gegenüberstehenden Factoren angemaßt hat, und hat der Stifter der Schule es vorgezogen, seine neue Weisheit nur wenigen Auserwählten als Mysterion mitzutheilen, so glauben auch die Schüler sich nun dazu berechtigt, in geheimnißvolles Halbdunkel ihre mythischen Gedanken zu hüllen. Auch ein Philosoph dieses Calibers ist Tübingen verliehen, und an seiner väterlichen Hand, möchte es scheinen, könnten die Studirenden die Klippen vermeiden, an welche sonst die Philosophie ihre Jünger unfehlbar hinzuschleudern droht. Prof. Fischer, dem alle gründliche classische Bildung gebricht, und der auf den wilden Stamm seines ungebildeten Geistes das zarte Reis Schelling'scher Philosophie eingepfropft hat, weiß jedoch schlechterdings nicht, in dieser Hinsicht günstig auf die Studirenden einzuwirken. Je mehr sein Haß und Eifer gegen die berliner Philosophie in ihm die Oberhand gewinnt, desto entschiedener schlägt er sich auf die Seite einer Gemüthsphilosophie, die mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit auch kein Jota vom geschriebenen göttlichen Wort fallen lassen will, und die vor lauter unüberschwänglichen Gefühlen nie den passenden Ausdruck findet. Man erzählte mir, er sei bei dem Thema der Unsterblichkeit auf dem Katheder zu Thränen gerührt worden, und als er in seiner Psychologie auf die Liebe zu reden kam, hörte ich selbst, wie der junge Ehemann trotz dem besten Maler schilderte, wie das Blut rascher laufe, der Athem schwer gehe, eine feine Röthe die Wangen überziehe ꝛc. Dabei fehlt es dem großen Philosophen an allem Aeußern, er ist unpraktisch im höchsten Grade, wie denn seine ganze äußere Erscheinung unwillkürlich Lachen erregt. Sein Einfluß auf die Studirenden ist äußerst gering, besonders seitdem sich ein neuer Docent der Philosophie in Tübingen gesetzt hat. In der theologischen Fakultät selbst sind beide Richtungen unserer Tage durch gleich vorzügliche Männer vertreten: das Recht der Wissenschaft findet vollkommene Befriedigung in den gehaltreichen Vorlesungen Dr. Baur's; eben so hat der kirchliche Glaube in Dr. Schmid einen geistreichen Vertreter, und wer eine Vermittlung beider Standpuncte sucht, hört von Dr. Kern wenigstens einen Versuch dieser angestrebten höheren Einheit. Doch läßt sich nicht läugnen, daß im Allgemeinen bei Besetzung der theologischen Professuren in neuester Zeit der Glaube zu sehr auf Kosten der Wissenschaft berücksichtigt wurde. Die vierte theologische Professur ist seit dem Tode von Dr. Steudel bereits zwei Mal erledigt worden: zuerst wurde sie Prof. Dorner übertragen, einer seltsamen Amphibie, die bald im Sumpfe des Glaubens umherwühlt, bald auf dem Trocknen des Wissens strandet; in keinem von beiden Elementen für sich Befriedigung findend, flüchtet er immer aus einem Gebiete zum andern, ist so in beiden halb, und mit diesen liebenswürdigen Eigenschaften auch noch Kathederhochmuth paarend, konnte er in Tübingen unmög-

lich ſeine Rechnung machen. Seine Vorleſungen widerten durch den hochfahrenden, geſalbten Katheder-ton an, und noch mehr durch die Halbheit und Farbloſigkeit deſſen, was er vortrug; darum hörte man es gern, daß Dorner einen Ruf nach Kiel erhalten habe, und die Regierung fühlte keine Verpflichtung in ſich, den außerordentlichen Profeſſor wegen ſeiner geleiſteten Dienſte zum ordentlichen zu promoviren und dadurch an Tübingen zu feſſeln. Wie wir vernehmen, war dieſer Wechſel für Dorner ſelbſt höchſt vortheilhaft, da er am Horizont der kieler Wiſſenſchaftlichkeit als glänzendes Geſtirn verehrt wird, und Dorner hat ſich als Gegenleiſtung für dieſe Anerkennug bereits ſo ganz im fremden Lande angeſiedelt, daß er ſich ganz als kieler Bürger fühlt. — Nach Dorner's Abgang entſpann ſich im Senat neuer Streit über die Beſetzung der Stelle: es handelte ſich hauptſächlich um zwei Männer, um Dr. Elwert, der, früher in Zürich Profeſſor, wegen Kränklichkeit ſich auf eine Pfarrei in Würtemberg zurückziehen mußte, und zwiſchen Helfer Merklin; Letzterer hatte ſich durch ſeine kurz zuvor erſchienene Schrift über den Pietismus bei den Pietiſten des Landes in ein zu gehäſſiges Licht geſetzt, als daß dieſe es hätten unterlaſſen ſollen, ſich gegen ihn mit Händen und Füßen zu ſträuben, und daß dieſer Orden von Frommen in unſerem Vaterlande viel vermöge, iſt wohl Jedem unſerer Leſer bekannt. So wandte ſich denn das Miniſterium zu wiederholten Malen an Elwert, der wegen ſeiner leidenden Geſundheit den Ruf zwei Mal abgelehnt, und nur nothgezwungen, jedoch mit Vorbehalt ſeiner alten Pfarrei, die Stelle angenommen hatte. Elwert's ganze Perſönlichkeit vermag Jedem, der ihr näher kommt, nur das Gefühl von Achtung und Liebe einzuflößen; bei aller Gründlichkeit und Tiefe des Wiſſens eine edle Beſcheidenheit, verbunden mit einer Feſtigkeit des Charakters im Denken und Handeln. Sein theologiſches Syſtem baſirt ſich großentheils auf Schleiermacher, doch iſt Elwert darum kein blinder Nachſprecher Schleiermacher'ſcher Phraſen (Nachbeter, die namentlich das Hegel'ſche Syſtem in Menge gefunden hat), ſondern weiß ſich dabei vollkommen das Recht eigener Unterſuchung frei zu erhalten. Leider erlaubte ihm ſeine Geſundheit blos ein halbes Jahr, Dogmatik zu leſen, das darauf folgende Semeſter verwandte er auf verſchiedene Curen, und da auch dieſe nicht den gewünſchten Erfolg hatten, kehrte er auf ſeine Pfarrei zurück. Elwert, der auch die neueſte Philoſophie gründlich ſtudirt hat, und auch kein Hehl daraus machte, dankbar von ihr zu bekennen, Vieles ihr zu verdanken, wurde von beiden theologiſchen Richtungen gern gehört, und die Verlegenheit des Senats war nicht gering, einen Mann zu finden, der dieſen Poſten wieder ausfüllte. Es ſind kaum vierzehn Tage, daß eine ziemlich ſtürmiſche Senatsſitzung die Sache endlich entſchied. Die Umtriebe, welche bei dieſer Profeſſorswahl in der letzten Zeit in Tübingen gemacht wurden, ſind zur Kenntniß unſeres religiös-kirchlichen Lebens ſo reich an Belehrung, daß Sie mir ſchon geſtatten müſſen, hierbei noch ein wenig zu verweilen.

Der zweite Theil der Dogmatik, den Elwert zu leſen verhindert war, wurde Dr. Zeller übertragen, der ſich vor einem halben Jahre in der theologiſchen Facultät habilitirte, nachdem er ſchon früher als Repetent des theologiſchen Seminars zahlreich beſuchte Privatvorleſungen gehalten hatte. Zeller iſt ein treffliches Talent, reich an vielſeitigſtem Wiſſen, das ſein kritiſch-ſpeculativer Geiſt meiſterhaft zu gliedern und zu ordnen verſteht; kein Wunder daher, wenn ſeine Vorleſungen über Dogmatik mit ungetheiltem Intereſſe von Allen gehört wurden. Seiner theologiſchen Farbe nach gehört er zur linken Hegel'ſchen Schule, und je höher ihm die Wiſſenſchaft ſteht, deſto mehr fühlt er ſich verpflichtet, die Reſultate, die dieſe ihm an die Hand gibt, unumwunden und offen auszuſprechen, ohne ſie mit bibliſchen Phraſen zu verdecken. So wurde denn freilich ſeine Dogmatik mehr eine Kritik der Dogmatik, in welcher manches eitle Beiwerk fallen mußte, damit das darin verſteckt liegende Gold deſto klarer ans Tageslicht trete. Allein die Menge fürchtet, vom Glanze des reinen Goldes geblendet zu werden, darum iſt die äußere zufällige Umhüllung deſſelben ihr theuerſtes Schooßkind, und mit dem Gehalt, den ſie darin hegt, coquettirt ſie, ohne es zu wiſſen; wer ſie aus dieſem Traume aufwecken will, ihr die Nuß aufknacken möchte, der iſt ihr härteſter Feind, da ſie nicht den Kern, ſondern die Schale für ſich in Anſpruch nimmt, und da dieſer Scheidungsproceß von Dichtung und Wahrheit immerhin eine harte Arbeit des Geiſtes iſt, ſo kommt noch die Denkfaulheit als ihr gefährlichſter und bösartigſter Feind hinzu. So kam es, daß auch unter den Zuhörern Zeller's hier und da ein tiefer Seufzer aufſtieg, und einzelne von ihnen es nicht unterlaſſen konnten, ſeine Vorträge als unchriſtlich zu verſchreien. Einzelne Bogen des Manuſcriptes, wie der Abſchnitt über die Perſönlichkeit Gottes, ſollen in Stuttgart von Haus zu Haus gelaufen ſein, und die nimmer raſtende Fama hatte bald im ganzen Ländchen dieſes Gerücht ausgebreitet. Hier ſchien die Sache ſelbſt ein kräftiges Einſchreiten zu gebieten,

damit das Gift, welches Zeller seinen Zuhörern mittheile, nicht vorher in den Adern Platz genommen und vollends alle besseren Säfte angesteckt habe. In Tübingen selbst zeigte sich, je näher der Tag der Professorswahl heranrückte, desto mehr Rührigkeit, namentlich von Seiten zweier juridischen Professoren. Die ganze Geschichte der christlichen Kirche beweist es, wie schädlich es ist, wenn sich Juristen in theologische Dinge einmengen, und auch in diesem Falle sollte ein kleines Beispiel hiervon abgelegt werden. Wir sind weit entfernt, diesen gewiß hochzuachtenden Männern auch nur im mindesten falsche Absichten unterzulegen, gewiß, sie eifern um des Herrn Haus — aber mit Unverstand. Doch bedurfte es bei den älteren Professoren nur des Namens „Hegelianer", um sie meist sogleich gegen Zeller einzunehmen. Denn da ihnen wohl bekannt war, wie diese Philosophie sich in allen verschiedenen Fachwissenschaften allmälig Eingang verschafft habe, und in ihnen mehr und mehr reformirend zu wirken beginne, so war dieses Grund genug, ihren Wachsthum auf hiesiger Hochschule nur mit verdächtigen Augen anzusehen. Um vollends für Zeller alle Hoffnung abzuschneiden, erließ die Synode eine Bitte an die Regierung, des Inhalts: es möchte bei der Besetzung theologischer Professuren doch vor Allem auf christliche Männer gesehen werden, und speciell nicht jüngere Männer berücksichtigt werden, die zur neueren Schule gehören! — Der Mahnbrief soll von der Regierung günstig aufgenommen worden sein, was einzelne Regierungsmänner in Tübingen, die sonst für die freie Wissenschaft zu stimmen pflegten, in nicht geringe Verlegenheit brachte. Auch Männer, die zunächst mit der Universität nichts zu schaffen haben, weil sie außerhalb aller Wissenschaft stehen, versuchten ihren Einfluß, wie man sich z. B. von einem benachbarten Pfarrer und Dichter erzählt, er habe gedroht, falls Zeller angestellt würde, seinen Sohn aus dem evangelischen Seminar zu nehmen und ihn auf eine fremde Universität zu schicken. Große Drohung! Glücklicherweise sind jetzt diese Zeiten der Parteiungen vorüber, denn sie haben viel Unerfreuliches zu Tage gefördert, und je mehr sich der Streit in Charakterverdächtigungen Luft machte, desto gehässiger wurde er.

Das Resultat der langen Debatte war, daß in Würtemberg, dem Lande der Gegensätze, gegenwärtig kein Theolog zu finden sei, der auf der einen Seite in der Wissenschaft Tüchtiges leiste, und auf der andern Seite doch auch am Glauben aufbaue und nicht niederreiße; Würtemberg, das sonst die Pflanzschule der Theologie genannt wurde, müsse nach außen suchen, und die Vorschläge fielen auf Prof. Lücke in Göttingen, Prof. Ullmann in Heidelberg und Prof. Jul. Müller in Halle. Welchen von diesen Männern die Regierung vorzieht, und ob Einer derselben dem Rufe folgen wird, ist noch unbekannt. Wir wünschen Jedem dieser Gelehrten, auf den die Berufung fallen sollte, von Herzen Glück, denn dieses bedarf er, wenn er in Tübingen Anerkennung finden soll. Der vermittelnde Standpunct, zu dem sich die drei oben genannten Männer bekennen, hat bis jetzt noch keine Anhänger in Tübingen, und wird sie sich schwer verschaffen können. Würden sie aber ihre Aufgabe erreichen, so wäre unserer Kirche nicht minder Glück zu wünschen, der es wirklich nur zu sehr an tüchtigen Geistlichen fehlt, die mit Freude ihren apostolischen Beruf erfüllten!

Deutsche Romane.

Liebesnovellen, von Philipp Otto v. Münchhausen. Kassel, Fischer.

Wir haben hier die ersten novellistischen Versuche eines Autors, der die Coquetterieen der bevorzugten Gesellschaft, die Lebensfragen der Zeit, die wissenschaftliche Bildung Deutschlands kennt, und an jenem Unwillen heimlich zehrt, daß das Bereich der Wirklichkeit den Ueberzeugungen des Jahrhunderts nicht Raum gibt. Alles, was er will, fühlt und denkt, bleibt jedoch außerhalb aller Leidenschaftlichkeit; sein Gemüth hängt sehr einer elegischen Sentimentalität nach, die zum Glück keine lyrischen Gedichte macht. Im „Lothar", dem Helden der größten unter den zusammengestellten Novellen, haben wir so ziemlich ein Bild des Autors selber. Das Novellistische gibt nur den Rahmen ab zu Lebensbekenntnissen, die sich freilich oft unbeholfen wie ein Frag- und Antwortspiel erledigen, aber als Zeichen der Zeit vom Stand der durchdrungenen Bildung der höheren Gesellschaft wichtig sind. Lothar wird im Umgang mit zwei jungen Damen geschildert. Der Schauplatz ist offenbar Göttingen, die Cultur Berlins läuft häufig zwischendurch und steht mit den geschilderten Kreisen in vielfacher Verbindung; der junge Mann erzählt den Mädchen sogar von Hegel. Er ist übrigens schmerzlich erregt, er hat den Tod einer Braut zu beklagen. Um so leichter erwacht eine Neigung für ihn, die er nicht erwiedert, nicht wahrnimmt, bis er die Schriftzüge des tödtlichen Grams auf den Wangen des Mädchens sieht. Sie stirbt hin; er rafft sich auf und sieht die Welt. Von vielen Wanderungen kehrt er heim; die Schwester der Gestorbenen hatte mit ihm coquettirt, jetzt findet er sie in einer ennuyirten Ehe. Durch Schmerz und Lebensumsicht gereift, sehen sie sich wieder und machen nun jene Conversationen, deren Esprit aus der Summe der Zeitansichten die interessantesten Nummern zu ziehen weiß. Sie sprechen über die Ehe. Die ennuyirte Dame hält sie für eine malitiöse Komödie; er schildert sie als eine Idylle, als einen heiligen Zufluchtsort für den vom Lebensdrang, Geschäft und Mühsal Ermüdeten. Ist die Ehe nothwendig? fragt sie. — Der Liebe nicht, aber dem Staate, ist die Antwort. — Was

halten Sie von Aristokratie? — Ich glaube, immer, bis ans Ende der Welt wird irgend eine Aristokratie herrschen; ich hoffe, nach der vorübergehenden Geldaristokratie wird die wahre und echte das Scepter führen, glänzend, energisch und doch milde, die Aristokratie des Geistes. — Welche Meinung — fragt die Dame später einmal — haben Sie von Constitutionen? — Daß nur die etwas taugen, die allmälig aus den Bedürfnissen eines Volkes entstanden, daß die zu verwerfen sind, die einseitig fabricirt wurden, und daß nur dasjenige Volk, welches wie aus Einem Munde darnach verlangt und ruft, ohne dazu durch Einzelne aufgestachelt zu sein, eine Verfassung zu erhalten reif ist. — Und was halten Sie von der Revolution? — Ich hoffe, daß sie keine Schande unserer Zeit, keine Fortsetzung blutiger Gräuel sein wird. Wenn sie, ein kräftiges Locomotiv, die Entwickelung der Menschheit weiterförderte bis zum vollständigsten Siege der Humanität, so wäre ich ihr Freund, sonst nicht. — In welchem Lande haben Sie die größte Rechtlichkeit gefunden, was man so gewöhnlich Moral nennt? — Wo ich die größte Intelligenz fand. — Was denken Sie von der neuen Philosophie? — Daß sie gewiß schon überall da ist, wo sie noch dürftig bekämpft und bestritten wird, ja daß die meisten Köpfe längst danach denken, die Hegel kaum den Namen nach kennen. — — So liebenswürdig ist die Naivetät dieser Bekenntnisse. Der sonstige Gehalt des Bändchens besteht in kleinen Bildern und Skizzen; die historische „Richmond" ist zu wenig ausgeführt. Ein Brief schildert eine Saison in Kissingen.

Tableaux aus dem Leben. Von E. Janinski. 2 Bde. Lemgo, Meyer'sche Hofbuchhandlung.

Wir Deutschen sagen Bilder aus dem Leben, sagen Lebensbilder. Warum Hr. Janinski einen gezierten Titel gibt, ist nicht wohl einzusehen. Sein Styl ist sonst nicht ohne Geschmack, besondern Schwung nimmt seine Diction, wenn er Naturschilderungen gibt, um seine Scenen mit Decorationen zu umgeben, oder wenn seine Stoffe ans Element des Mährchens streifen, wie im „Hirtenknaben", wo die Sprache musikalisch durchgebildet ist, während freilich der Inhalt der Erzählung flüchtig und roh geblieben. Zu recht lebensvollen Bildern aus der Wirklichkeit gehört nun wesentlich die Kraft der Charakterzeichnung. In dieser ist Janinski nicht stark. Wo er burleske Figuren schildern möchte, wie den alten ordnungsliebenden „Herrn Lembke" in der ersten Erzählung des ersten Bandes, erinnert er zu seinem Nachtheil an Gustav Schilling, dem Darstellungen solcher Art aus der trivialen Wirklichkeit gar sehr gelangen. Janinski ist zu trocken, um solche Komik zu liefern. Wenn ein Mädchen zum Liebenden sagt: „Geh nur, Ferdinand, und halte Dich nicht mit unnützen Declamationen auf!" und gleich auf nächster Seite steht die Anzeige der Polizeibehörde von dem Vorfund der Leiche eines jungen unbekannten Mannes; so heißt das nicht frappiren, sondern durch Trockenheit langweilen. Gleich trocken ist z. B. die Geschichte mit der Mondsüchtigen. Eine Dame hat als Nachtwandlerin einen jungen Schwärmer geküßt. Er nahm sie für wachen Geistes und lodert vor Entzücken über das Stelldichein. Am andern Tage, wo sie im gewöhnlichen Zustande ihn nicht anerkennt, läuft er gleich fort und zum Teufel. Diese Geschichte ist äußerst hölzern.

Sein und Schein. Roman von Dr. Wilh. Francke. Leipzig, Kollmann.

Ein sehr gewöhnliches Stück Arbeit. Die Leute kommen aus dem Theater und recapituliren sich die Charaktere wie zu Schulexercitien, führen Stellen an und sind sämmtlich langweilige Wiederkäuer. In London recensiren sie die Schauspieler, die Shakspeare darstellen, in Deutschland die Literatur, schwatzen über den Unterschied des Idealen und Realen, streiten sich über Schiller und Goethe. Dem alten „jungen Deutschland" sind viele Seiten gewidmet. Ein Philister verdammt, ein Gemüthlicher sucht zu loben, indem er rühmt, daß Deutschland durch seine Jugend aus der Lethargie aufgerüttelt sei; neues Leben, neue Bewegung, neues Regen und Streben des Geistes sei des jungen Deutschlands Verdienst. Dies Verdienst ward mir wieder fraglich, als ich Dr. Wilhelm Francke's „Sein und Schein" las.

Erzählungen und Novellen. Von Amalie Bezerédy. 2 Bde. Pesth, Heckenast.

Auch Oesterreich hat, wo nicht geniale Frauen, doch schreibende Weiber; nur sind sie weder so imperatorischen Geistes wie Rahel, noch so verzaubernd excentrisch wie Bettina, vielmehr häuslich, fromm, vorsorglich, moralisch, kurz sie haben, was man in Oesterreich gesunde Grundsätze nennt. Culminationspunct und Vorbild dieser Frauenwelt ist die ehrwürdige Karoline Pichler. Aus der Pichler'schen Schule scheint auch Amalie Bezerédy zu sein, deren Erzählungen und Novellen aus ihren „hinterlassenen Papieren" herausgegeben worden sind. Sonderbar, daß die hinterlassenen Schriften einer noch unbekannten Autorschaft von gar keiner biographischen Notiz begleitet dem Publicum übergeben werden. Die Erzählungen sind leicht stylisirt, die Erfindung oft recht artig, der poetische Sinn dieser ganzen Novellistik erhebt sich nicht über die gewöhnliche, hausbackene Gemüthlichkeit. f.

Der Freigeist. Ein Roman des neunzehnten Jahrhunderts, von Theodor Oelckers. 2 Bde. Leipzig, Tauchnitz jun.

Ein edler Sinn, ein humaner Kopf, schreibt hier Abhandlungen. Er nennt sie Roman, weil sie von verschiedenen Personen ausgehen, die allerdings wie lebende Wesen Beziehungen zu einander haben. Im Grunde aber legt der Autor mit Allem nur sein eigen Bekenntniß ab. Es scheint so ausgemacht, daß jeder strebende Kopf einmal auf solche Weise sich subjectiv erledigt und im Beichten genug thut. Nur sollte den Strebenden der Glaube erwachsen, daß der Poet mehr könne als Wahrheiten aussprechen, nämlich sie lebendig erleben lassen. Was den Autor des „Freigeist" betrifft, so fehlt es ihm vielleicht an sinnlicher Lebendigkeit. Sein Styl ist musikalisch gebildet, wohltönend weich; es fehlt ihm aber die Lust, sich entschieden aufzuraffen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

leg der von Sömmerring hinterlassenen Sammlung von anatomischen Präparaten, herausgegeben von Rud. Wagner. gr. 8. 1839. 1 Thlr. 16 Gr.

Soubeiran, E. Anleitung zur Verfertigung künstl. Mineralwässer und ähnlicher Compositionen. Aus dem Franz. übersetzt und durch Zusätze, so wie die Formeln der vorzüglichsten deutschen Mineralwässer vermehrt. Mit 1 Steindruck. 8. Leipzig, 1840. 15 Ngr.

Stoeckhardt, H. R., de recto jurisconsulti eruditione proximo justitiae fonte oratio. 8 maj. Lipsiae, 1840. 7½ Ngr.

*Tchoubinof, David, Dictionnaire géorgien-russe-français. Gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. 6 Thlr.

*Trinius, C.B., Agrostideal, Vilfeae. 4 maj. Petr., 1840. 15 Ngr.

— — Oryzeae. 4 maj. Petropoli, 1839. 15 Ngr.

*Unger, F., über den Bau und das Wachsthum des Dicotyledonen-Stammes. Eine von der K. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg mit dem Accessit gekrönte Preisschrift. Mit 16 Steindrt. gr. 4. St. Petersb. 1840. 2 Thlr.

Verzeichniss der in der Kreis-Naturalien-Sammlung zu Bayreuth befindlichen Petrefacten. Mit I. Einer petrefactologischen Karte von Ober-Franken. II. Einer geognostisch-petrefactologischen Uebersicht. III. Zwei und zwanzig Tafeln Abbildungen. gr. 4. Leipzig, 1840. 9 Thlr.

Wagner, Moritz, Reisen in der Regentschaft Algier in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Nebst einem naturhistorischen Anhange: Beiträge zur Fauna der Berberei von J. F. Brandt, M. Erdl, W. F. Erichson, C. L. Koch, H. Nathusius, K. A. Rossmässler, H. Schlegel, A. Wagner und R. Wagner. 3 Bände gr. 8. und 1 Kupferatlas (Karte von Algier und 17 colorirte und schwarze Kupfertafeln). Fol. Leipzig, 1841. 12 Thlr.

Wagner, Rud., Icones physiologicae. Erläuterungstafeln zur Physiologie u. Entwickelungsgeschichte mit vorzüglicher Rücksicht auf seine Lehrbücher der Physiologie u. vergleichenden Anatomie. Dritte Abth. (10 Kupfert. zur Physiologie der Empfindung und Bewegung.) Fol. Leipzig, 1840. 2 Thlr. 15 Ngr. Das damit nun vollständige Werk kostet 7 Thlr. 15 Ngr.

Weinlig, C. A., Lehrbuch der theoretischen Chemie. Zum Gebrauche der Vorlesungen und zur Repetition für Studirende. In 3 Lief. 1. u. 2. Lief. gr. 8. Leipzig, 1840. 2 Thlr. 25 Ngr.

Will, F., Beiträge zur Anatomie der zusammengesetzten Augen mit facettirter Hornhaut. Mit 1 Kupfertafel. gr. 4. Leipzig, 1840. 20 Ngr.

Zeitung für die elegante Welt für 1840. (40. Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. In wöchentlichen Lieferungen. gr. 4. 8 Thlr.

Inhalt.

No. 43.

Gewagtes Spiel. Novelle von Natalie v. Herder.
Correspondenz. Aus Brünn. — Notiz.

No. 44.

Gewagtes Spiel. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Brünn. (Fortsetzung.)

No. 45.

Neue Gedichte von Julius Mosen.
Gewagtes Spiel. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Brünn. (Fortsetzung.) — Notiz.

No. 46.

Gewagtes Spiel. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Brünn. (Beschluß.) — Notizen.

No. 47.

Dya-Na-Sore. Von ***.
Gewagtes Spiel. (Fortsetzung.)
Deutsche Romane.

No. 48.

Gewagtes Spiel. (Fortsetzung.)
Reisebrief eines deutschen Theologen.

No. 49.

Gewagtes Spiel. (Fortsetzung.)
Reisebrief eines deutschen Theologen. (Forts.) — Notiz.

No. 50.

Gewagtes Spiel. (Beschluß.)
Reisebrief eines deutschen Theologen. (Fortsetzung.)

No. 51.

Dramatische Poesie.
Reisebrief eines deutschen Theologen. (Beschl.) — Notiz.

No. 52.

Dramatische Poesie. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Berlin. — Notizen.

No. 53.

Deutsch und Polnisch. Novelle von Julius Krebs.
Correspondenz. Aus Hamburg. — Notiz.

No. 54.

Deutsch und Polnisch. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. — Notiz.

No. 55.

Deutsch und Polnisch. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Dresden. — Notizen.

No. 56.

Deutsch und Polnisch. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Dresden. — Notizen.

No. 57.

Deutsch und Polnisch. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin.

No. 58.

Deutsch und Polnisch. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)

No. 59.

Deutsch und Polnisch. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.) — Notiz.

No. 60.

Deutsch und Polnisch. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)

No. 61.

Politische Skizzen.
Deutsch und Polnisch. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.) — Notiz.

No. 62.

Politische Skizzen. (Beschluß.)
Deutsche Romane.
Correspondenz. Aus Berlin. (Beschluß.) — Notiz.

No. 63.

Kirchliche Zustände in Würtemberg.
Schwedische Romane.

No. 64.

Kirchliche Zustände in Würtemberg. (Beschluß.)
Deutsche Romane.

(Hierbei 1 Beilage.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Verlags-Bericht, Januar 1841, von Leopold Voß in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Mémoires de l'Académie Imp. des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tom. II. gr. in 4. St. Pétersb. 1840. 6 Thlr. 22½ Ngr.

Sciences naturelles. Tome IIIme. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. 11 Thlr. 7½ Ngr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie Tom. V. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. 4 Thlr. 15 Ngr.

Mémoires presentés par divers savans. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 6 Thlr. 22½ Ngr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. 1 Thlr. 4 Ngr.

Bulletin scientifique publié par l'Académie des sciences. Tome VI., VII. et VIII. (chacun en 24 Nros.) gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. (Prix du tome: 1 Thlr. 15 Ngr.)

*Baer, K. E. v., u. G. v. Helmersen, Beiträge zur Kenntniss des russischen Reiches und der angrenzenden Länder Asiens. 1—3. Band.

I. Statistische u. ethnographische Nachrichten über die russ. Besitzungen an der Nordwestküste von Amerika. Gesammelt v. Contre-Admiral v. Wrangell. Herausgeg. v. K. E. v. Baer. Mit 1 Karte. gr. 8. St. Petersb. 1839. 1 Thlr. 10 Ngr.

II. Nachrichten über Chiwa, Bochara, Chokand u. den nordwestl. Theil des chines. Staates, gesamm. von dem Gen.-Major Gens, bearbeitet von G. v. Helmersen. Mit 1 Karte. gr. 8. St. Petersb., 1839. 1 Thlr.

III. Essai sur les ressources territoriales et commerciales de l'Asie occidentale, par J. de Hagemeister. gr. in 8. St. Pétersb., 1839. 1 Thlr. 10 Ngr.

Baumgarten, Moritz, das Schielen u. dessen operative Behandlung nach eigenen Beobachtungen u. Erfahrungen wissenschaftlich dargestellt. Mit 1 Stdruckt. gr. 8. Leipzig, 1841. 22½ Ngr.

*Bongard, H. G., Descriptiones plantarum novarum. 4 maj. Petropoli, 1839. 1 Thlr.

*Brandt, J. F., Spicilegia ornithologica exotica. Fasc. I. Acced. tabb. V. lith. et color. 4 maj. Petropoli, 1839. 15 Ngr.

*Brosset, M. F., Catalogue de la bibliothèque d'Edchmiadzin. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1840. 7½ Ngr.

*Brosset, M. F., Monographie des monnaies arméniennes. Avec 2 planches. 4. St. Pétersbourg. 1839. 7½ Ngr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft bearbeitet. 6r Bd., mit Beiträgen von E. Burdach und J. F. Dieffenbach. gr. 8. Leipzig, 1840. 3 Thlr. 15 Ngr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. IIr Jahrgang für 1840. Herausgegeb. von Dr. A. Weinlig. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 6r Jahrg. für 1840. Herausgeg. von Dr. J. A. Hülsse und Dr. A. Weinlig. In fünftäg. Lief. (75 Bog. u. 551 Abbild.) gr. 8. 5 Thlr.

*Charpentier, Toussaint de, Libellulinae europ. descriptae ac depictae. Cum 48 tabb. col. 4 maj. Lipsiae, 1840. 16 Thlr.

Choulant, L., historisch literarisches Jahrb. für die deutsche Medicin. 3ter Jahrgang. 16. Leipzig, 1840. 1 Thlr.

Davy, Humphry, Denkwürdigkeiten aus dem Leben Sir Humphry Davy's, herausgegeben von dessen Bruder John Davy. Deutsch bearb. v. C. Neubert, eingeleitet von Rud. Wagner. Mit Davy's Portrait und einer Abbildung der Sicherheitslampe. 4 Bände. 8. Leipzig, 1840. 5 Thlr. 15 Ngr.

— — Salmonia oder neun Angeltage Unterhaltungen über naturgeschichtliche und verwandte Gegenstände, insbesondere über Fische aus dem Salmengeschlecht. Deutsch bearb. von C. Neubert. Mit 3 Steindrtaf. 8. Leipzig, 1840. 1 Thlr. 25 Ngr.

Davy's Bildniss. Nach Sir Th. Lawrence in Stahl gestochen von C. Preisel. 4. Chines. Papier. 10 Ngr.

Drobisch, M. W., de Joannis Widmanni Egerani Lipsiensis quondam art. lib. magistri compendio arithmeticae mercatorum, scientiae mathematicae saeculi XV simul atque artis typographicae Lipsiensis insigni monumento. Solemnia inventae typographiae saecularia rite peragenda concelebraturus scripsit. 4. Lipsiae, 1840. 10 Ngr.

— — Grundlehren der Religionsphilosophie. gr. 8. Leipzig, 1840. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ehrenberg, H., Ansichten über die Gräfenberger Wassercur, begründet auf einen längern Aufenthalt daselbst. gr. 8. Leipzig, 1840. 22½ Ngr.

Einige Worte zur Vertheidigung des Hrn. Weiß, Directors der Wasserheilanstalt in Freiwalde, von einem Curgaste. Bevorwortet von Dr. H. Ehrenberg. 8. Leipz. 1840. 5 Ngr.

*Fedorow, W., vorläufige Berichte über die von ihm in den Jahren 1832 bis 1837 auf allerhöchsten Befehl in West-Sibirien ausgeführten astronomisch geographischen Arbeiten. In Auftrag der K. Akademie der Wissenschaften herausgegeben von F. G. W. Struve. Mit 1 Karte. gr. 8. St. Petersburg, 1838. 1 Thlr.

*Gerhard, E., griechische u. etruskische Trinkschalen des K. Museums zu Berlin. Mit 12 Taf. gr. fol. Berlin, 1840. 20 Thlr.

*Grundlage der praktischen Baukunst, nach der Originalausgabe der Königl. technischen Deputation für Gewerbe mit deren Bewilligung herausgegeben:

I. Vorlegeblätter für Maurer in 42 lithographirten Tafeln mit Erläuterungen. Dritte Aufl. Fol. Berl., 1841. 4 Thlr. 15 Ngr.

II. Vorlegeblätter für Zimmerleute in 37 lithogr. Taf. mit Erläuterungen. Dritte Aufl. Fol. Berl., 1841. 4 Thlr. 15 Ngr.

Allgemeine Maschinen-Encyclopädie. Im Verein mit G. Altmütter, A. Burg, Th. Fischer, M. F. Gätzschmann, C. G. Hummel, K. Karmarsch, F. Reich, F. Schneider, J. A. Schubert, E. Weinlig, A. Weinlig und J. Weisbach, herausgegeben von J. A. Hülsse.

Text. 2te Lief. (10 Bg.) gr. 8. Lpz. 1840. Subscr.-Pr. 1 Thlr.

Atlas. 2te Lief. (10 Kupfrt.) quer Fol., Subscr-Pr. 1 Thlr. 20 Ngr.

*Ménétriés, E., Essai d'une monographie du genre Anacolus. Avec 1 planche color. gr. in 4. St. Pétersb. 1839. 11½ Ngr.

*Meyer, C. A., das Alyssum minutum u. die zunächst verwandten Arten, monographisch bearbeitet u. durch Abbildungen erläutert; nebst einer Uebersicht der Arten der Gattung Philonema. Mit 2 Stdrtaf. gr. 4. St. Petersb. 1840. 10 Ngr.

— — einige Bemerk. üb. die natürl. Familie der Polygonaceae. Erster Artikel. Versuch einer naturgetreuen Anordnung der Gattungen dieser Familie. Mit 1 Steindrucktafel. gr. 4. St. Petersburg, 1840. 5 Ngr.

*Muralt, Ed. de, Catalogus codicum bibliothecae Imperialis publicae graecorum et latinorum, Fasc. I. Fol. Petrop., 1840. 1 Thlr 5 Ngr.

Nicolai Damasceni, de plantis libri duo Aristoteli vulgo adscripti. Ex Isaaci Ben Honain versione arabica latine vertit Alfredus. Ad codd. mss. fidem addito apparatu critico recensuit E. H. F. Meyer. 8. maj. Lps. 1841. 1 Thl. 15 Ngr.

*Pander, C. H., Beiträge zur Geognosie des russ. Reiches. Mit 35 Stdrtaf. gr. 4. St. Petersburg, 1830. 15 Thlr. 22½ Ngr.

*Parrot, G. F., Recherches physiques sur les pierres d'Imatra. Avec 14 planches, 1 tableau de l'Imatra et 1 plan du Wuoxen jusqu'à la cataracte. gr. in 4. St. Pétersb., 1840. 1 Thlr. 15 Ngr.

Personen und Zustände aus den kirchlich politischen Wirren in Preußen. Mit 39 bisher ungedruckten Documenten. gr. 8. Leipzig, 1840. 25 Ngr.

Prichard, James Cowles, Naturgeschichte des Menschengeschlechts. Nach der dritten Auflage des engl. Originals mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von Rud. Wagner. 1. und 2. Bd. gr. 8. Leipzig, 1840. 4 Thlr. 20 Ngr.

Radius, Justus, ausgewählte Heilformeln zum Gebrauche für praktische Aerzte und Wundärzte. Mit Originalbeiträgen der berühmtesten klinischen Lehrer und Berücksichtigung der neuesten Bereicherungen der Arzneimittellehre. Zweite umgearbeitete Auflage. 16. Leipzig, 1840. 1 Thlr. 25 Ngr.

*Rein, G., statistische Darstellung des Großfürstenthums Finnland. 8. Helsingfors, 1839. 17½ Ngr.

*Ruprecht, F. J., Bambuseae. Cum 18 tabb. lith. 4 maj. Petropoli, 1839. 1 Thlr.

Sömmerring, S. Th. v., vom Baue des menschl. Körpers. Neue umgearb. u. vervollständigte Orig.-Ausg. besorgt von W. Th. Bischoff, J. Henle, E. Huschke, F. W. Theile, G. Valentin, J. Vogel u. Rud. Wagner. In 9 Bdn. 2r Bd. Sömmerring's Lehre von den Knochen u. Bändern des menschl. Körpers. Nach der 2ten Aufl. u. nach den Handexemplaren des Verfassers mit den nöthigen Ergänzungen u. Zusätzen, auch dem Kata-

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Einundvierzigster Jahrgang.

April.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1841.

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst.
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten.
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpeditien zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 65. — den 1. April 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Brief aus Dublin.

— Mit innigem Vergnügen habe ich den ans Wunderbare streifenden Einfluß wahrgenommen, welchen die menschenfreundlichen Bemühungen des Vater Mathew auf die sprichwörtliche Trinksucht und dadurch auf die Moralität in Irland geübt haben. Der eingetretene Wechsel macht sich auf allen Straßen, auf allen Stegen und Wegen sichtbar. Schon die Gefängnisse könnten das einigermaßen bezeugen. Die Städte Clonmell und Cork liegen in den vor nicht langer Zeit unsichersten Distrikten, und am ersten dieser Orte, wo ehemals die geringste Durchschnittszahl der jährlich vor Gericht Gestellten 500, und am letztern, wo sie 700 betrug, beträgt sie jetzt dort kaum 300, hier kaum 400. Aber ich spreche lieber von dem, was ich mit eigenen Augen gesehen. Vom 10. Juni bis zum 6. September v. J. habe ich Irland in verschiedenen Richtungen durchreist, und wie viel Betrunkenen bin ich begegnet? Antwort — und es ist eine Antwort, die ich beschwören kann — netto sechs. Noch mehr. Während der ersten vier Wochen ist mir nicht ein einziger zu Gesicht gekommen, und doch reiste ich da von Cork nach Killarney längs der Küste und zurück auf Haupt- und Nebenstraßen, die Kreuz und Quer, durch kleine Dörfer und volkreiche Städte, sah Jahrmärkte und Viehmärkte, Hochzeiten und Leichenbegängnisse, machte, mit einem Worte in gleicher Frist und in derselben Jahreszeit die nämliche Reise, die ich vor vier Jahren gemacht, und hätte ich damals die Betrunkenen gezählt, ich wäre gewiß hoch in die Tausende gekommen. Im Ganzen mögen ungefähr funfzig, was man car-drivers nennt, mich gefahren haben, und nur zwei nahmen das Glas Whisky an, welches ich beim Anhalten Jedem einschenken ließ. Merkwürdig überraschten mich die Bootsleute in Killarney. Das ist eine Menschenclasse, die seit undenklichen Zeiten in wohlbegründetem Rufe der Trunkenheit und wahlverwandter liebenswürdiger Eigenschaften steht, und wahrhaftig, ich glaubte nicht recht zu sehen, als Einer um den Andern einen Trunk Wasser aus dem See schöpfte und ihn hinterschlürfte, wie ehemals den Whisky. „Das kalte Wasser wird Euch auf die heiße Arbeit schaden," sagte ich zu dem Einen; „wenigstens solltet Ihr ein Glas Feuer darauf setzen." — „Nein, lieber Herr," war die Antwort, „wir haben begriffen, was Vater Mathew uns gelehrt, daß kaltes Wasser warm und heißes Feuer nur zu oft kalt macht." — Von zehn Schnappsläden sind neun geschlossen oder zu Kaffeehäusern umgeschaffen; in gleichem Verhältnisse stehen die Brennereien still, und selbst die Bierbrauereien sind bedeutend zurückgegangen. Meine eigene Wahrnehmung, und was ich in Städten und auf dem Lande von Hunderten gehört, berechtigen mich zu der Versicherung, daß Mäßigkeit im Trinken jetzt durch ganz Irland eben so allgemein ist, als vor wenigen Jahren die Unmäßigkeit es war. Ein Trunkenbold genannt zu werden, erregte sonst Lachen; jetzt wird es als Schimpfwort geahnet, und daß dieser moralischen Revolution keine staatsgefährlichen Tendenzen

zum Grunde liegen, würde ich des Erwähnens nicht werth glauben, wenn nicht Irlands Freunde, die Tories, es der Welt weis machen wollten.

Je unbezweifelter das Interesse an einer solchen Revolution über die Gränzen Großbritanniens hinausreicht, desto willkommener wird es Vielen auch jenseits der Meere sein, den Gang derselben und den Mann kennen zu lernen, der sie hervorgerufen und bisher geleitet hat. Zu diesem Behufe empfehle ich ein hier bei Milliken und Son erschienenes Buch: Life of Mr. Mathew, dessen Verfasser ein Geistlicher, Namens Birmingham ist, und welches die Geschichte jener sogenannten Revolution der Wahrheit getreu erzählt. Ich will, ohne mich an die Worte zu binden, Einiges daraus mittheilen.

Die Zeit, wo Vater Mathew zuerst anfing, Gegenstand der öffentlichen Beachtung zu werden, datirt nicht über August 1839 zurück. Bis dahin hatte er sein Wirken auf Cork beschränkt. Im December ging er nach Limerick, und Tausende auf Tausende strömten herbei, das Gelübde der Mäßigkeit in seine Hände zu legen. Mehrere Male waren die Straßen so dicht gedrängt, daß Roß und Reiter in die Höhe gehoben wurden, und Einzelne in ihrem Eifer, recht schnell dem ehrwürdigen Herrn zu nahen, ungefährdet über die Schultern und Köpfe der Menge wegliefen. Aehnliches geschah bald nachher in Parsonstown. Eine starke Polizei- und Militairmacht bildete vor der Wohnung des Vikars Spalier, um die andrängenden Haufen einigermaßen in Zaum zu halten, und es war das erste Mal, daß in Irland das Verlangen, keinen Whisky zu trinken, die Vermittlung der bewaffneten Macht erforderte. In dem kleinen Flecken Borrisokane wollte Mathew nur ein paar Stunden verweilen. Kaum aber war seine Ankunft in der Umgegend bekannt worden, als Männer und Weiber Herd und Arbeit verließen und nach Borrisokane eilten, so daß binnen wenigen Stunden die Zahl der Bekehrten sich auf achttausend belief. „Unter diesen," erwähnt Birmingham, „befand sich ein gewisser Paddy Hayes, der weit und breit eben so sehr wegen seiner Völlerei, als wegen seiner Raufluft bekannt war. Auch ich kannte ihn und sagte dem Vater Mathew, der bereits von ihm gehört, daß ich ihn in der Ferne stehen sehe. Augenblicklich befahl dieser, Raum für Paddy Hayes zu machen. Der Trunkenbold kam. Mit dem ihm eigenen Lächeln, das von Wohlwollen zeugt und Vertrauen weckt, reichte Mathew dem zufällig nicht Betrunkenen die Hand. „Sei mir willkommen," sagte er; „ich habe gewünscht, daß Du kämest, und habe auf Dich gewartet." — Mit einem: „Der Himmel segne Euch, Vater Mathew," sank der Reuige auf die Kniee, leistete das Gelübde und empfing den Segen. Paddy Hayes ist jetzt einer der fleißigsten und ordentlichsten Männer." — Zu Nenagh mußte ebenfalls mit Hülfe des Militairs eine Gasse für die Applicanten gebildet werden, und an einem einzigen Tage traten zwanzigtausend Personen unter die Fahne der Mäßigkeit. In Galway waren der Ungeduldigen so Viele, daß wenig fehlte, sie hätten dem ehrwürdigen Herrn, was dieser eine heilige Gewalt nannte, angethan, und in zwei Tagen zählte er gegen einmalhunderttausend Bekehrte. Auf seiner Weiterreise durch Loughrea, Portumna und Roscrea strömte die ganze umwohnende Bevölkerung ihm in Masse zu, und wo die Versammelten stunden- und tagelang seiner Ankunft harren mußten, thaten sie ihre löblichen Vorsätze dadurch kund, daß sie weder Whisky tranken, noch Schlägereien hatten. Im Kasernenhofe zu Loughrea ertheilte Mathew in zwei Tagen ungefähr 80,000 Personen seinen Segen, nirgends aber nahm er auch nur ein einziges Gelübde an, ohne vorher die Menge darüber belehrt zu haben, was sie im Begriff stehe zu geloben, und wie unverletzlich das Gelobte sei. „Und indem Ihr das Joch der Unmäßigkeit abwerft," pflegte er zu sagen, „müßt Ihr zugleich jedes andere Laster von Euch weisen, dürft fortan nicht mit einander raufen, fluchen und ungesetzlich schwören, sollt keine unerlaubten Verbrüderungen eingehen, nicht ohne Noth Feuergewehre tragen und keine Drohbriefe schreiben. Alle religiöse Zwietracht müßt Ihr vergessen, müßt mit Jedem in Frieden und Freundschaft leben, Gottes Gesetze ehren, den Gesetzen des Landes gehorchen und Eure Obern achten, nicht aus Furcht, sondern um Eures Gewissens willen."

Dieser echte Apostel einer guten Sache besuchte vor Kurzem Dublin. Eigentlicher Zweck seines Hierherkommens war, zum Besten eines Instituts für verwaiste Mädchen eine Predigt zu halten, und dieser Zweck wurde vollständig erreicht. Die Kirche, in welcher er predigte, faßte ungefähr sechstausend Personen, und schon zwei Tage vorher waren sämmtliche Einlaßkarten besprochen. Sein Vortrag hatte zum Texte: Woher sollen wir das Brot nehmen, das diese essen? und läge es gegenwärtigen Zeilen nicht fremd, mich über die Predigt zu verbreiten, so würde ich gern mehr daron sagen, als daß sie herrliche Stellen der reinsten Beredtsamkeit enthielt. Es war unmöglich, daß Mathew in den hiesigen Mauern sein konnte, ohne der Mission sich hin-

zugeben, die für ihn die Aufgabe seines Lebens ist. Täglich erschien er in der Mitte eines geräumigen Platzes hinterm Zollhause, um Bekehrte in den Schooß seines Vereins aufzunehmen, und des ungünstigen Wetters ungeachtet fand er während seines achttägigen Verweilens stets eine zahlreiche Versammlung. Kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht fehlte, und Protestanten knieten einmüthig neben Katholiken. Selbst ein großer Theil der hiesigen Polizeiofficianten und des hier stationirten Militairs empfingen aus der Hand des Apostels das Pfand der Mäßigkeit. Gleich günstigen Erfolg hat schon ehemals seine Anwesenheit gehabt.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Hamburg.

[Das zweite Theater; Stadtangelegenheiten; „Patkul."]

Das zweite Theater, das durch gerundete, wohlgelungene Darstellung von Possen, Vaudevillen, Lustspielen und Lokalstücken oft ein größeres Publikum, als der beschränkte Raum fassen kann, anzieht, sich der besonderen Gunst seines Publikums erfreut, feiert in diesen Tagen einen besonderen Triumph. Schneider's „Heirathsantrag auf Helgoland", immer wohl eine verfehlte Arbeit (ganz abgesehen von den Verstößen gegen die Lokalität), war auf dem Stadttheater entschieden ungünstig aufgenommen. Nachdem die umsichtige Directorialscheere einige Längen und Breiten verkürzt, erschien der Heirathsantrag auf dem zweiten Theater, wurde mit lautem Beifall aufgenommen, in 8 Tagen dreimal bei vollem Hause aufgeführt und nächstdem zweimal in einer Woche mit Nestroy's Posse „der Talisman" von den beiden ersten Sternen dieser Bühne Mad. Struve und Hrn. Wilke (dem sich Hr. Landt und Hr. Meixner zunächst anreihen) als Benefiz bei übervollem Hause gegeben, wiewohl die Beliebtheit der beiden Benefizianten an diesen Abenden auf Ueberfüllung des Hauses mitgewirkt haben wird. Mad. Struve ist eine liebliche Erscheinung, die in naiven Rollen, wenn sie lacht und hüpft und springt, die Zuschauer zum Mitlachen zwingt, unwillkürlich heiter stimmt, Herrn Wilke's gemüthliche ergötzliche Komik, die nicht nach Effect zu haschen braucht und dies daher immer verschmähen sollte, setzt die Lachmuskeln unaufhörlich in Bewegung. „Ungeheure Heiterkeit" ist das Grundprincip des zweiten Theaters, das die umsichtige Regie mit Erfolg durchzuführen weiß, indem sie durch richtigen Takt geleitet für Darsteller und Publikum stets passend zu wählen weiß. Nicht selten wird ein Stück in einem Winter 30, 40 Mal wiederholt. Blum's „Erziehungsresultate," in denen Mad. Struve als Margarethe Western die Hauptrolle mit unbefangener Naivetät durchführt, wurde in diesem Winter 25 Mal gegeben; der „fliegende Holländer," eine Zauberposse mit Spektakel und Kanonenschüssen ist schon einige dreißig Mal über die Bretter gegangen. So werthlos der fliegende Holländer als Kunstwerk sein mag, so füllt er doch in doppelter Hinsicht die Kasse, die der Direction und des Autors, der bei jeder Vorstellung mit einen Friedrichsd'or interessirt. Ein Honorar, das nach den Kräften der Bühne und nach dem, was vom Verf. geliefert, gewiß genügend erscheint. Der fliegende Holländer, ein hamburgisches Product, steht weit hinter Nestroy's Talisman zurück, der reich an Witz und Humor ist, und in dem Herr Wilke als reisender Barbiergeselle Titus Feuerfuchs das Zwerchfell des Publikums erschüttert. — Der hiesige „Beobachter" liefert allmonatlich „eine Tabelle über die bei der Polizeibehörde vorgekommenen Fälle"; eine anerkennens- und lobenswerthe Oeffentlichkeit der Verwaltung, die leider nur ganz vereinzelt dasteht. Eine Rubrik, die früher regelmäßig aufgeführt war, auch bei Vacat, fehlt: „Verbotene Conventikel". Das plötzliche Wegbleiben der „verbotenen Conventikel" aus der Straftabelle der Polizeibehörde gibt der Vermuthung Raum, daß man „Conventikel" nicht mehr zu verbotenen Polizeiartikeln zu zählen geneigt scheint, daß man es Jedermann selbst überlassen will, wie und auf welche Weise er sich mit dem lieben Herrgott und resp. mit dem Teufel zu unterhalten für gut findet. Wir unseres Theils gehören nicht zu den Pietisten und Muckern und zu den Conventikelmenschen, glauben aber, daß Jedermann das Recht hat, so viel Pietisterei und Muckerei zu treiben, als ihm gerade zur Seligkeit nöthig scheint, und wer ohne den Teufel nicht selig zu werden glaubt, dem darf man den Teufel nicht gewaltsam nehmen. Wie das Haus des Bürgers feste Burg, sein unantastbares Heiligthum ist, wenigstens sein sollte, so die Hausandacht. — Viel wird über die Accise, noch mehr über den heillosen, demoralisirenden Schmuggel, hier „Schuckeln" genannt, geklagt. Jene Tabelle weist indeß im Monat Februar nur eine einzige Accisedefraudation nach. Entweder sind also jene Behauptungen über ein förmlich organisirtes Schmuggelgeschäft, das als Erwerbszweig namentlich von Kindern getrieben werden soll, ungegründet, oder die Behörde kann und will nicht durchgreifen, wie man allgemein glaubt. Ein Gesetz, das nicht in seinem ganzen Umfange durchgeführt werden kann, das gar zum durch die Finger Sehen zwingt, ist unhaltbar; schon der Wahn, selbst wenn es ein Irrwahn wäre, wie zu glauben, man wolle den en detail betriebenen Schmuggel nicht hindern, ist unheilbringend. — In Hamburg coursiren für den kleinern Verkehr verschiedene norddeutsche, ja dänische Münzen, wenig hamburger Courant. Bei dem vielfachen, bedeutenden Verkehr, in dem Hamburg mit Preußen steht, rolliren vorzugsweise im gewöhnlichen Leben preußische Thaler (auch Cassenscheine) die im Privatverkehr allgemein zu 40 Schilling gegeben und genommen werden, nur die Behörden weigern sich dessen und nehmen sie nur zu 39 Schilling, so die verschiedenen Postanstalten, — wir sind mit 6 Postämtern beglückt — auch die preußische Post nimmt preußisches Geld nicht zum vollen Cours, verweigert überhaupt die Annahme des preußischen Geldes. — Die „hamburger neue Zeitung" brachte neulich unter der Rubrik „Eisenbahnen und Canäle" einen Vorschlag zur Verbindung der Weser und Mittelelbe vermittelst der Aller und Ohre, ein Project, auf dessen Realisirung man

gewiß schon hingearbeitet haben würde, wenn nicht die Zerrissenheit Deutschlands wie überall so auch hier dem Schaffen großartiger Communicationsmittel sich hindernd in den Weg stellte. — In derselben Zeitung wurde mehremale und von verschiedenen Seiten die Idee einer allgemeinen deutschen Landwehrordnung und Landwehruniform angeregt und hervorgehoben, wie es die Würde Deutschlands, die Achtung, die man der Nationalliteratur des Vaterlandes schuldig sei, erfordere, daß man neben den Lehrstühlen der lateinischen, alt- und neugriechischen, armenischen, chinesischen und slavischen Sprachen an allen deutschen Universitäten besondere Lehrstühle für die deutsche Philologie errichte. — Um beim Aufgehen der Elbe den Abfluß des Eises, das noch gegenwärtig hier den Strom bedeckt, und die Communication mit dem Meere noch einige Tage unmöglich machen wird, zu erleichtern, hat man dasselbe durchsägt. Ueber drei Monate war die Elbe gesperrt, der Erwerb vieler Familien dadurch aufs Empfindlichste geschmälert, die offene Schifffahrt wird den niederen Classen wieder Leben und Verkehr bringen. Stromschiffer von der Mittelelbe kehren tagtäglich in großen Schaaren zu den Fahrzeugen, die sie durch des Winters früh eintretende Strenge im Anfang des Decembers verlassen mußten, zurück. Ein imposantes Schauspiel wird es sein, wenn die in Curhaven liegenden Schiffe, circa 150, mit voller Fluth und aufgesetzten Segeln in Hamburgs Hafen einlaufen. †.

Nachschrift der Redaction. Unsere beiden geehrten Correspondenten in Hamburg haben sich einer Kritik des Gutzkow'schen Patkul enthalten. Der hamburger Correspondent im Morgenblatt berichtet über das Stück mit dem Geständniß, keiner von beiden Darstellungen beigewohnt zu haben. Wie kommt das? Ist die ehrliche gute Meinung dergestalt gekränkt, daß sie sich zurückzieht? Kann dieser Autor nur Lobhudler brauchen, keinen Tadel aushalten? — Wir geben François Wille's Artikel über Patkul aus Nr. 4. der „Zeit". Das Drama scheint werthvoll genug zu sein, um vor der Schärfe des Bewußtseins Stand zu halten.

— „Patkul, Du schwärmst", sagt der Freund des Helden, Julius von Einsiedel, zu ihm. Mit diesen Worten aus dem Trauerspiele ist der eine Theil der Kritik desselben ausgesprochen, der Hauptfehler des Helden. Gutzkow hat nämlich zuvörderst aus dem Frondeur, dem malcontenten Aristokraten, einen modernen Freiheitshelden gemacht, der für die Ideale unserer Zeit, für die Nationalität und Freiheit seines Volkes schwärmt, und zwar schwärmt Patkul für die deutsche Nationalität Liefflands, dessen arme, dem germanischen Volksstamme fernstehende Urbewohner so von den deutschen Eroberern geknechtet waren, daß ihnen russische Herrschaft Erleichterung brachte! Schiller's „Posa" riß alle edlen Herzen seiner Zeit und reißt noch jetzt die Jugend hin, weil der Dichter in ihm die ideale Schwärmerei seiner Zeit darstellte, weil Schiller ihm den Schwung seines hohen Geistes mittheilte, ihn aus dem Schatze seiner Poesie reich ausstattete. Aber unsere Zeit ist eine andere, ist nichts weniger als die Zeit der Ideale; die Freiheitsideen werden selbst in Deutschland an praktischen Fragen erörtert, und Gutzkow kann nicht nur nicht über Schiller's Mittel verfügen, es geht ihm auch der Glaube desselben, die Ueberzeugung in der Schwärmerei, durch welche „Don Carlos" uns noch jetzt ergreift, ab. Allein Gutzkow's „Patkul" ist nicht nur Freiheitsschwärmer, er ist auch sentimental, der Edelmann, der die Privilegien seines Landes, dem eisernen Karl XI. und Karl XII. gegenüber, in Schrift und Rede vertrat, trotz Kerker und Schafott, der Staatsmann und Krieger, der Intriguant und Diplomat aus dem Zeitalter Alberoni's, der als einer der Urheber der großen Verschwörung zum Sturze Schwedens dargestellt ist, schwärmt idyllisch mit seiner Geliebten wie ein Liebhaber in den Schäferspielen jener Zeit, und treibt Poesie, Sentenzen und Gemüth mit den Hofdamen der Kurfürstin-Mutter, die ihn deswegen schätzt. Patkul würde den Damen Tiedge's „Urania" vorgelesen haben, wäre dieselbe schon geschrieben gewesen. Aber der Held ist nicht nur jugendlich schwärmerisch und weiblich sentimental, er ist sogar weibisch schwach. „Barmherziger Gott, es sind die Schweden!" ruft er niederstürzend, als die schwedischen Soldaten in seinen Kerker treten, dann redet er wieder lange und überliefert sich endlich mit einem Lachkrampf seinen Henkern! Ein Lachkrampf ist die letzte furchtbare, über die Grenzen der ästhetischen Darstellung hinausgehende, Aeußerung der weiblichen Verzweiflung, wo die Nerven nicht mehr die physische Ueberqual zu ertragen vermögen. Und da der Darsteller, ein Freund des Dichters, dem sichersten Vernehmen nach seine Rolle unter den Augen desselben einstudirt, ist dieses Lachen wohl kaum eine Zuthat des Schauspielers, dasselbe entspricht auch dem ganzen Charakter des Helden, wie er bis dahin gezeichnet ist.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Preußische Städteordnung.]

Die ältere Städteordnung vom J. 1808, wie sie Stein gab, erklärte (§. 84.) jeden stimmberechtigten Bürger für wählbar. Die später revidirte verlangt in kleineren Städten ein Einkommen von 200 Thlrn., in größeren von 1200 Thlrn. Auf diese Weise geschieht es, daß z. B. unter den Stadtverordneten in Berlin nur ein einziger Gelehrter zu finden ist, Professor Zumpt, ein Hausbesitzer. „Gevatter Lear," sagt der Narr im Shakspeare, „gib mir ein Haus und ich geb' Dir zwei Köpfe!"

[Musik in Leipzig.]

Im letzten Abonnementconcert gastirte Mad. Schröder-Devrient. Sie sang eine Arie (Parto etc.) aus Titus, den Sextus im ersten Finale derselben Oper, zwei Lieder von Mendelssohn, eins von Franz Schubert (Heine's grotteskes Liebeslied mit dem Schluß: „Mich hat das unglückselige Weib — vergiftet mit ihren Thränen") und ein schottisches Nationallied. — Von unseres Tenoristen Schmidt Operette: Heinrich und Florette, hörten wir einige Scenen. Sie gehören wohl auf die Bühne und wollen mit Spiel wirken. Die Musik als solche klang Spohrisch.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 66. — den 2. April 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Neue Gedichte von Theodor Creizenach.

Die Prinzessin.

O, Fürstentochter, Du bist schön!
Sanft neigen sich die edlen Glieder,
Die Augen blicken feucht hernieder;
Dich preist des Liederspiels Getön:
O, Fürstentochter, Du bist schön!

Du stehest sinnend am Balkon,
Wenn sich das Abendroth ergossen;
Der Arm von goldner Spang' umschlossen,
Er bebt, und scheint zu winken schon
Herab vom glänzenden Balkon.

Du ziehest von der weißen Hand
Dir leise träumend weg die Hülle
Und streichst der Locken dunkle Fülle,
Ziehst um den Nacken das Gewand,
O, Jungfrau, mit der weißen Hand.

Ein stolzer Schwan im nahen See
Zieht rauschend seine feuchten Gleise,
Als sänge er nach Dichterweise
Von Schmerzeslust, von Liebesweh,
Hingleitend auf dem stillen See.

Ich stehe düster am Altan
Und drücke mir den Hut, den alten,
Noch tiefer in der Stirne Falten,
Und ziehe schweigend meine Bahn, —
Vorbei dem fürstlichen Altan. —

Ein Komet.

Der unter tausend goldnen Sphären
Mit irrem Schritte brausend geht:
Wie lange wird Dein Lauf noch währen,
Du stolzer, glänzender Komet?

Und bist Du frei, weil hoch im Aether
Du selber Deinen Weg gebahnt,
Wie ein verbannter Uebelthäter,
Der hinter sich den Rächer ahnt?

Ist nicht die Lampe, die vom Dochte
Gefesselt ihre Strahlen streut,
Und die ein Herz, das einsam pochte,
In seiner Einsamkeit erfreut:

Ist sie nicht freundlicher und werther
Und trägt in sich wohl bessern Lohn,
Als Du, von eignem Glanz genährter,
Als Du, des Chaos stolzer Sohn? —

Und doch, mir ahnt, als ob im Rollen,
Wo seit Aeonen trotzig frei
Du eine Bahn hast brechen wollen,
Nur ein Gesetz Dein Führer sei;

Als ob in Deines Schooßes Tiefe,
Von keinem Sterblichen geahnt,
Ein Lebenskeim verborgen schliefe,
Der an die fernste Zukunft mahnt.

Und hast Du auch Dich losgewunden
Vom Sonnenlicht, vom Lebensborn,
Doch hab' ich hier es tief empfunden:
Schön ist der Kampf, schön ist der Zorn!

Vielleicht, wenn sich in Dir entfaltet,
Vom Hauch geweckt, ein Lebensgeist,
Wird Dein zerstoßner Kern gestaltet,
Daß selbst Du eine Sonne sei'st.

Dann ordnet sich der Schweif, der krause,
Der scheu auf Deinem Pfade zog
Und durch den Aether mit Gebrause
Ein Bote der Zerstörung flog. —

Du hoher Stern, zieh hin und rolle,
Bis Du vollendet Deinen Lauf!
Doch wir, gefesselt an die Scholle,
Wir rufen Segen Dir hinauf!

Nicht kann auf solchen Bahnen rauschen
Der Mensch, der seine Erde preist;
Er kann nur knieen, kann nur lauschen
Dem Sternenheer, das oben kreist.

Rheingruß.

Geschrieben 1839.

Wo man beim Becherklang
Jubelt und lacht,
Sei auch des Vaterlands
Liebend gedacht.

Dir sei ein Hoch gebracht,
Wogender Rhein,
Dir, o Germaniens
Edler Wardein!

Wie Du vom Felsen ab
Stürzest im Braus,
Streben zum Kampfe wir
Mächtig hinaus.

Wie Du das Rebenland
Tränkest mit Saft,
Weihen dem Edlen wir
All' unsre Kraft.

Wie Du zum Meere schickst
Rauschende Flut,
Opfern dem Geiste wir
Strömendes Blut.

Und wie Dein Wogenschwall
Nimmer verrauscht,
Werde dem Freudenhall
Ewig gelauscht:

Dir sei ein Hoch gebracht,
Wogender Rhein,
Dir, o Germaniens
Edler Wardein!

Das Wachen in der Nacht.

Und hebt mein Geist sich in der stillen,
Geweihten Mitternacht empor,
So tönt die Luft mit leisem Schrillen,
Wie sanftes Beten in mein Ohr,
Beim Wachen in der Nacht.

Ich fühl' in ihrer Stärk' und Schwäche
Die eigne Seele bang und still,
Und zittre, wenn des Spiegels Fläche
Mir meinen Schatten zeigen will,
Beim Wachen in der Nacht.

Den Schmerzenskampf der vielen Guten,
Die jetzt beschließen ihren Lauf,
Die Wunden all', die nächtlich bluten,
Ich hielte sie so gerne auf,
Beim Wachen in der Nacht.

Die Tage, die vorüberzogen,
Der Jugend leicht entschwundnes Glück,
Das Herrlichste, was mir entflogen,
Das Alles ruf' ich mir zurück,
Beim Wachen in der Nacht.

Ich fühl' in meines Herzens Pressen
Den Wehmuthstraum der alten Zeit,
Und möchte gern dabei vergessen
Des Lebens ganze Eitelkeit,
Beim Wachen in der Nacht.

Doch dringt des Blutes warme Welle
Wie leise Mahnung an die Brust,
Und tief im Busen klar und helle
Erheb' ich mich zur Thatenlust,
Beim Wachen in der Nacht.

Ein Brief aus Dublin.

(Beschluß.)

Viele nennen es geradezu ein göttliches Wunder, daß, während frühere mehrseitige Bemühungen, die Trunkenheit in Irland zu zügeln, im Allgemeinen vergeblich gewesen sind, Vater Mathew sich nur zu zeigen braucht, um an Einem Tage 20, bis 40,000 Anhänger zu gewinnen. Dem großen Haufen gilt er ein Auserwählter Gottes. Dem widerspricht er insofern nicht, als er sein Bekehrungsgeschäft für eine ihm von Gott anvertraute Pflicht erklärt. Sobald aber das Volk in ihm den Wunderthäter erblickt, Kranke sich vor ihm niederwerfen, damit die Berührung seiner Hand sie heile, weist er sie und den thörichten Glauben sanft zurück. Wie heißt also wohl die Kraft, durch welche er wirkt, und die nur noch kurze Zeit fortzudauern braucht, um ein ganzes

Volk zu reformiren? Ich werde gewiß verstanden, wenn ich sie moralischen Einfluß nenne. Eine edle Gesinnung, frei von Selbstsucht und Eigennutz, im Verein mit gesunden geistigen Fähigkeiten und einer ungewöhnlichen Rednergabe, bildet meines Erachtens eine Potenz, die wenige ihres Gleichen hat. Es gibt Kummer, dem nach Mitgefühl verlangt, Bestrebungen, die geleitet und ermuthigt sein wollen, ein Bewußtsein des Irrthums, das sich selbst nur klar zu werden braucht, um den Irrthum abzuwerfen und einen guten Vorsatz zu fassen. Tritt nun ein Mann von edler Gesinnung und gesundem Geiste vor seine Mitbrüder und redet zu ihnen von ihrem Kummer, von ihren Bestrebungen, von ihren Irrthümern, und redet zu ihnen nicht blos mit Worten der Zunge, sondern auch durch das Beispiel seines Wandels, so ist die Zauberkraft, die er übt, ein leicht erklärtes Wunder. Und ein so ausgestatteter und so zum Volke redender Mann ist Theobald Mathew — allerdings einer der Wenigen, die berufen sind, solche Wunder zu wirken. Frühere Reformatoren haben vielleicht auch darin gefehlt, daß sie die von ihnen Bekehrten ein förmliches Protokoll unterzeichnen ließen. Mathew achtete das für zu weitschweifig, jedenfalls für unverträglich mit großen Resultaten. Er spricht das Gelübde laut vor, und alle Anwesende sprechen es nach. Schon dadurch gewinnt er seiner Sache eine mächtige Stütze in dem wechselseitigen Eifer, der sich stets kund gibt, wo Massen zu Einem Zwecke versammelt sind. Auch ist die Formel seines Gelübdes desto eindringlicher, je einfacher sie ist. Sie lautet: „Ich verspreche, unter Gottes Beistand, so lange ich Mitglied des Mäßigkeitsvereins bin, aller berauschenden Getränke mich zu enthalten, außer bei medicinischen und kirchlichen Gelegenheiten, und will auch, so viel mir möglich, durch Rath und Beispiel Andere von der Trunkenheit abbringen." Hierauf betet Mathew: „Möge Gott der Allmächtige Euch segnen und Euch Kraft und Stärke verleihen zu Erfüllung Eures Versprechens!" Dann steigt er von dem erhöhten Platze, wo er bis dahin gestanden, und macht über Jeden der vor ihm Knieenden das Zeichen des Kreuzes, denn nur in diesem Zeichen, sagt er, können sie auf Ausdauer und Sieg hoffen.

Dem ersten auf solche Art gewonnenen Erfolge konnten andere und größere nicht fehlen, bis dem, der sie hervorgerufen, eine übernatürliche Gewalt beigemessen wurde. Sobald aber dieser Glaube bei einem bekanntlich leicht erregbaren und im Allgemeinen von religiösen Gefühlen stark beherrschten Volke Wurzel geschlagen, war es ganz in der Ordnung, daß das bloße Erscheinen des gottgesendeten Mannes hinreichte, die Zahl seiner Anhänger zu mehren. Wie in vielen andern Dingen war auch hier nur der erste Schritt schwer; ist einmal eine gewisse Macht errungen, treten die Hindernisse freiwillig zurück, ebnet die Bahn sich von selbst. Eine andere Frage ist, ob eine so plötzliche und en masse bewirkte Bekehrung Bestand haben wird? Hierauf antwortet Birmingham in dem erwähnten Buche, daß bisher Wenige, sehr Wenige ihr Gelübde gebrochen und sogar von diesen die Meisten bekümmert und reuig zurückgekehrt und ihr Gelübde erneuert hätten. „Auch ist es bekannt," setzt er hinzu, „wie fest unsere Landsleute an religiöser Zucht und Lehre halten, und daß sie in ihrem Versprechen ein religiöses Gelübde erblicken, bei dessen strenger Beobachtung sie ihre Ehre, ihren National-Charakter und ihr ewiges Seelenheil betheiligt glauben. Dazu kommt, daß Einer den Andern hütet, die Menge sich an ihrem eigenen Beispiele stärkt. Endlich kennen sie aus Erfahrung die bitteren Folgen der Unmäßigkeit, wissen daher die Wohlthat der Mäßigkeit doppelt zu schätzen, und werden hierin eine weitere Stütze ihrer Ausdauer finden." Möge die Prophezeihung eine wahre sein! —

Correspondenz.

Aus Hamburg. (Beschluß.)

[François Wille über „Patkul".]

„Der zweite Hauptfehler der Tragödie ist, daß nicht nur viele Personen, sondern auch die ganze Liebesintrigue überflüssig und nicht in die Handlung eingreifend. Patkul hat dem prachtliebenden, mit Maitressen und in Nachahmung der versailler Pomp-Etiquette das Unglück des Reiches und die Pflichten des Herrschers vergessenden König-Kurfürsten Friedrich August — die Fehler seines Regiments und die schlechte Verwaltung seines Ministers enthüllt. Der schwache vergnügungssüchtige und träge, aber nicht unedle Fürst anerkennt Patkul's Absichten, er schilt seinen Minister, den er nicht entlassen mag, und bei dem jetzt Patkul's Untergang beschlossen ist. Die Räthe Imhoff und Pfingsten vollenden mit dem Premier, dem Grafen Flemming, den Racheplan, Patkul an die Schweden auszuliefern; sie bewirken, daß die Auslieferung des russischen Gesandten in das Friedens-Ultimatum des unbeugsamen und unwiderstehlichen Schwedenkönigs, dessen Gewalthaufen das ganze wehrlose Land bereits überschwemmen, aufgenommen wird, und der schwache besiegte König, gedrückt von den auf seinem Volke lastenden Kriegsleiden und bestürmt von seinen Räthen, unterschreibt den Bruch des Völkerrechts. Wozu bedarf es hier, daß Patkul

der glückliche Nebenbuhler des Königs bei Anna von Einsiedel ist, für welche der König wieder im Styl der Schäferspiele schwärmt, seine Kronen verachtet für ihre Liebe und das Unglück eines Krieges, der ihm ein Königreich geraubt, für geringeres Unglück achtet als ihre Strenge. Dieser Beweggrund der Rache und Eifersucht bei der Ueberlieferung Patkul's ist hier doppelt widerlich, weil er überflüssig ist. Eben so widerlich und ganz überflüssig ist, daß der Dichter in Karl des Zwölften Seele das Raffinement erfindet, Patkul durch seine Landsleute, durch liefländische Soldaten, erschießen zu lassen. Diese raffinirte Grausamkeit wird, wie Patkul pathetisch prophezeit, den Schwedenkönig für alle Zeiten brandmarken. So viel wir wissen, hat indeß Karl XII. den Patkul durch den Henker grausam genug todtmartern lassen. Das Stück hat noch den Fehler des Werner: der Dichter kann keinen Schluß finden, oder vielmehr nicht mit dem Schluß schließen. Die Handlung wird nicht rascher, je näher sie der Entwickelung kommt. Patkul und wir werden zu lange im Kerker gequält, eh' Patkul die Schluß-Sentenz findet. Nämlich Sentenzen, und schöne, edle und kühne Gedanken aussprechende Sentenzen zeichnen das Trauerspiel aus und fordern das liberale Publikum nicht undeutlich zum Klatschen heraus. Daß dieser Zweck hier bei der ersten Aufführung nur sehr theilweise erreicht ward, liegt nicht darin, daß das Publikum die Absicht merkte und verstimmt war, sondern daß unser Publikum überhaupt etwas schwerfällig in der Auffassung ist. An andern Orten werden diese Stellen gewiß einen Beifallsturm erringen. Furchtbar dicht am Abgrunde des Lächerlichen spielt die Scene, wo die Kurfürstin-Mutter unter ihren Hofdamen, um die Bildung derselben zu prüfen, ein Examen hält über die Frage: „was beweis't uns, daß wir uns jenseits wiedersehen?" Die meisten Fräulein wissen Nichts und schweigen, eine sagt: der Glaube, aber die Freundin Zinzendorff's und Spener's tadelt die Antwort wegen der petitio principii; endlich sagt die von ihm gebildete Geliebte Patkul's: „die Liebe!" und gerühret umarmt und belobt die Kurfürstin sie wegen der richtigen Antwort! Auch in Heine's ersten Reisebildern steht, wenn wir nicht irren, daß ein Liebender die Unsterblichkeit erfunden. Was in Tiedge's „Urania" darüber steht, erinnern wir uns leider nicht mehr, indem wir zu unserer Schande gestehen müssen, jenes vortreffliche Werk seit mehr als zehn Jahren nicht gelesen zu haben. An einer andern Stelle sagt das Fräulein von Einsiedel zum Liebe heischenden Kurfürsten ungefähr: „Wer mit der Königsmark schwelgte, wird nimmer ins Zeichen der Jungfrau treten!!"

Wir haben bisher nur getadelt, unser Tadel steht im Verhältnisse zu den Ansprüchen, die wir an den Verfasser machen dürfen. Daß sein Werk dennoch unendlich höher steht als Alles, was einige Frauen, Schauspieler und Fabrikarbeiter für den Tagesbedarf unserer Bühne liefern, versteht sich von selbst bei einem so vielseitig gebildeten, talent- und gedankenreichen, scharfsinnigen Schriftsteller, die Sprache ist durchweg edel und männlich, der Dialog natürlich, belebt, und nie schleppend, die Scenenfolge vortrefflich, und von Geist und Bühnenkunde zeugend, oft durch Neuheit und Kühnheit überraschend und ergreifend, der historische Rahmen des Gemäldes, mit einfachen festen Zügen von männlicher Hand entworfen, ist ernst und würdig gehalten."

Notizen.

[Die pyrenäischen Bergsänger.]

Von den vierzig Bergsängern aus den französischen Pyrenäen muß man eben nicht Kunstgenüsse erwarten. Im Wiederhall der Berge mögen diese Naturgänge prachtvoll klingen, die feinen Concertohren aber, die in der leipziger Buchhändlerbörse zusammen kamen, werden erstaunt gewesen sein. Die Leute führen ihre Stückchen nach einer Art religiös-militairischem Commando auf, stehen in Reih und Glied vor einer purpurrothen, viereckigen Standarte, auf den Ton eines Glöckchens, wie es die Ministranten in katholischen Kirchen haben, salutiren sie mit der Hand am Barret, pausiren sehr nachdrucksvoll, und dann beginnt gewöhnlich ein Vorsänger in der Manier unserer Opernspieler. Die Chöre aber sind eigenthümlich, und oft, obgleich moneton, höchst melodisch, besonders im Adagio; nur fahren manchmal, bald im höchsten Discant, bald im tiefsten Baß, allerhand naive Naturlaute dazwischen, Schnalzen, Schreien, Plärren und Grunzen, was ein wenig an das Singen in den alten Judenschulen erinnert. Auch die Castagnetten handhaben sie etwas roh; es ist ein tactloses Durcheinanderrasseln, wie mit einer Kinderklapper. Kurz, unsere steyrischen, tyroler und schweizer Jodler haben hundertmal mehr Reiz für Ohr und Gemüth. Hingegen weidet sich das Auge an den herrlichen Gestalten und den sonnedurchglühten Gesichtern, die malerische Baskentracht und der wilde Gesang dazu können auch eine kühle Phantasie in die romantischen Thäler der Pyrenäen entrücken. Wie es heißt, ist der Ertrag ihrer Concerte zu einem religiösen Zweck bestimmt. Man verzeiht ihnen also leichter, daß sie mit den Reizen ihrer Nationalität sich vor der civilisirten Welt ums Geld produciren. Auf ihren Karten wenigstens steht: Etablissement de bienfaisance. Ville de Bagnères.

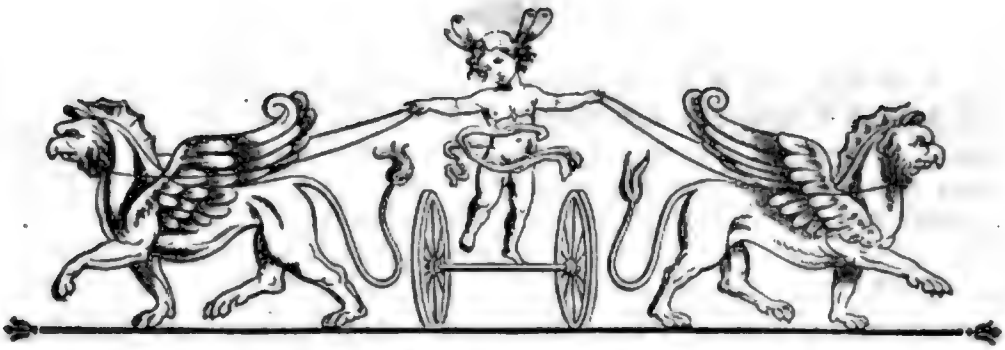
[Eine Reisesteuer.]

Ein neuer Ukas des Ministeriums der Aufklärung legt jedem Russen, der ins Ausland geht, für jedes Halbjahr seines Aufenthalts in der Fremde eine Abgabe von zehn Silberrubeln auf. Politische Agenten und Couriere sind natürlich ausgenommen. Am schwersten trifft die Taxe jene russischen Studenten aus Polen, Curland und Liefland, die nach deutschen Universitäten ziehen.

[Ein russisches Journal in Berlin.]

In Berlin bei Reimer soll ein russisch-deutsches Journal gegründet werden, d. h. deutsch geschrieben, über russische Themata, zur Vermittlung zwischen Rußland und Deutschland. Es ist nur die Frage, ob das Blatt in Berlin oder Petersburg censirt werden soll. Mitarbeitern verspricht man den glänzendsten Ehren-Sold.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 67. — den 3. April 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Zwei Briefe von Chamisso an Varnhagen von Ense in Karlsruhe.

Diese beiden, gleich nach seiner Weltumsegelung und kurz vor seiner Verheirathung, von Chamisso geschriebenen Briefe sind erst nach dem Erscheinen der Hitzig'schen Biographie und Briefsammlung wieder aufgefunden worden, und konnten daher, so sehr sie es verdienten, jenem Buche nicht einverleibt werden.

I.

Berlin, den 9. November 1818.

Den ersten schriftlichen Gruß nach endlicher Rückkehr zu dem Puncte, von wo aus ich gegangen, sage ich Deinem mir so freundlichen Weibe, den zweiten Dir, mein alter Getreuer, und stelle mich lächelnd vor Dich hin, daß Du mir, wie Andere, sagest, ich sei gar nicht verändert. Laß uns ins Auge fassen und Hände schütteln! — Glückauf denn! Ich — bin der alte unbeholfene Student, der vor der Masse von ihm begehrter Arbeiten und seiner Zukunft zugleich sich unter grauen Leuten die Augen reibt, und noch nicht weiß, wie es gehen werde. — Wurzel fassen? Noch einen Ausflug unter selbstgewählten, günstigeren Umständen? Wer weiß! — Etwas ist es doch schon, daß ich so den Herren Russen entgangen bin, — ich wollte, die Welt wäre es auch. — O, des Aufenthaltes in diesem halszuschnürenden Decorationsreich, des von Bonaparte mühsam aufgesuchten Erben seiner Macht!! — sie werden erst Preußen, dann durch Entschädigungen und Spaltungen Deutschland, Europa, nach kunstgerechtem Muster verschlingen, — bis nach der Fluth die Ebbe, — denn „jede Schuld rächt sich auf Erden," — dann mag Polen wieder Polen werden, und aus der gigantischen Leiche was Gott will. — Frankreich, wie es jetzt ward — und Gott verleihe dem jetzigen Könige langes, langes Leben — sehe ich für den Eckstein unserer jetzigen Welt an, das Krystall, woran andere anschießen können, — aber, aber, sind wir auch reif, daß aus dem jetzigen Ringen der Völker und Könige sich Vernünftiges klar und ernst entfalte? — werden wir es zur Zeit unserer Kinder sein, wenn das aus Osten Bevorstehende geschieht? — So zweifle ich nicht, daß die Amerikas für das ruchlose Spanien verloren, wohl aber, daß sie auf lange Zeit für sich selbst zu klarer Entfaltung gewonnen seien. — Bist Du mit der Frau von Staël versöhnt? Hörst Du nicht in den Schwanenworten meiner hohen Freundin den hellsten, gewaltigsten Ausspruch der öffentlichen Meinung unserer Zeit? — Ich weiß nicht, wie Dir dieser dithyrambische Ausflug eines Botanikers gemunden wird, ich steige verschämt vom Pferde ab und kose wieder mit Dir. —

Ich war in Reval und St. Petersburg viel mit Kosmeli, und habe ihn auch sehr lieb gewonnen, — er wollte Deiner Frau schreiben, was er jedoch unterlassen. In den Trümmern, als welche er sich darstellt, wird unter dem Schutt heiße Gluth und Liebe gehegt, deßhalb man ihn auch lieben muß; — bei seinem Wesen ist seine Empfindlichkeit eine Tollheit, — aber seine Tollheit ist

an ihm gut. Ich fürchte doch, daß er arg untergeht, und er blicket vielleicht schon stillschweigend vom Rande des Absturzes hinab. Er ging mit der Maultrommel von St. Petersburg nach Moskau, und von da wollte er nach Athen, die Griechen, wie er vorgab, dort zu lesen. —

Ich habe in St. Petersburg nur mit Deutschen, meist mit Preußen nur, gelebt. — Ein ehemaliger Mitstudent, Dr. Lichtenstädt, hatte mich in seinem Hause aufgenommen; Semler (Geh. Rath, Commissair in der Handelssache) war mir ein anderer Hitzig; das Haus des Gesandten (ich danke Dir den Brief, den ich zufällig spät erhielt, er ging erst zu dem Kanzler Romanzoff auf dessen Güter) mein gewöhnlicher Umgang. Die Preußen, wie mich die Russen ablaufen ließen, haben mich auf Händen hieher getragen, und ich erwarte getrost die Rückkunft aus Aachen, zu welcher Zeit es sich ergeben wird, ob wohl noch etwas aus mir werden kann. Ich erwarte, daß die ersten Schritte von Seiten der Universität geschehen. — Jetzt seh' ich der Ankunft meiner Bücher und Naturalien entgegen, zu Gott betend, daß mit den Dingen auch Fleiß und Ruhe eintreffen mögen, — denn mir geht noch ein Mühlstein im Kopfe herum. — *χαιρε.* Ich habe Dich von meinen Reisen zu unterhalten ausgewichen, darüber ist schon mehr gedruckt, als daran ist, — willst Du sonst etwas wissen, — frage! Mich Dir zeigen wollt' ich — freundlich zeigen, — vor was für einem Spiegel gilt gleich, — ich kann in drei Seiten nicht drei Jahre nachholen. *χαιρε.*

Ad. v. Ch.

Bei Hitzig, Friedrichsstraße Nr. 242.

2.

Berlin, den 7. Mai 1818.

„Sodann, wenn du dereinst im lieben Lande der Väter
Sitzest daheim bei der Gattin und schönaufblühenden Kindern,
Sorgsam eigenes Gut bewirthend zum Heil der Erzeugten,
Magst Du gedenken des Freundes, der fern Dir im Norden zurückblieb,
Und es erfreue Dein Herz, den Andern schön zu verkünden,
Wie wir in heiliger Nacht aufrichteten heiliges Bündniß,
Auch das Geschenk dann zeige umher, daß All' es ergötzet,
Wie wir einander geehrt und mit Liebe gestrebt zu erfreuen."

Das hab' ich denn auch gestern treuen Sinnes gethan, Lieber, und zwar im lieben bösen Berlin, nicht noch im Kreise der schönaufblühenden Kinder, aber doch daheim sitzend bei der Gattin, bei der Braut, im Kreise einer glücklichen Familie, der Hitzig-Piastischen Familie, von der jedes Mitglied mir, wie unser Eduard, das Juwel herzlich gönnt, das ich aus ihrer Mitte davon trage, nicht es ihnen zu entfremden, sondern nur, wie es die Natur will, einzufassen. — Du kennst wohl meine Braut, Antonie Piaste, die schönste und liebste jener Jungfrauen ist es, die, nach Hoffmann's Ausspruch, Hitzig um sich hält, um ihm die Hand zu küssen und Papa zu sagen, — die, die mir Loest schon 1807 als Kind verlobt hatte — nun hole ich sie heim. — Ich habe mit dem Verstande gewählt und mit dem Herzen erfaßt, ich möchte sagen, „ich habe mich nach einem Plan verliebt." — Sie ist jung, blühend und stark, schön und fromm, rein und bewußtlos, klar, wolkenlos und heiter, ruhig, verständig und froh, und so liebevoll!

Kommst Du bald einmal nach Berlin wieder, so hoffe ich, daß Du mich in einem Häuslein, das beim botanischen Garten steht, antrifft (ich bin zum Adjunkt des Directors, mit 600 Thalern Gehalt und jenem Häuslein zur Amtswohnung, vorgeschlagen), freudig bei Blumen und bei der ihnen gleichen Wirthin beschäftiget, — kommt aber wer der alten Freunde nach etwa zwanzig Jahren wieder, so hoffe ich zu Gott, daß er mich ebendaselbst und eben auch bei meinen Blumen und meiner Wirthin noch finden soll, aber bei uns soll noch sitzen eine aufblühende Jungfrau, die das heutige Bild der Mutter treu und unverändert wiederhole, — denn ich vermißte ungern den reinen Genuß, mit dem mein künstlerisch gebildetes Auge auf meiner Antonie weilt. Wir haben die Anker geworfen, das Schiff gemoort, ich begehre weiter nichts, als, was ist, in seiner ruhigen Entfaltung weilen zu sehen. —

Wir gedenken am vierten Jahrestage meiner Ausfahrt aus Berlin zu meiner Weltumsegelei, den 15. Juli, Hochzeit zu halten.

Wir sitzen der Brautpaare jetzt drei bei einander. — Ein Bruder meiner Braut mit einer Tochter des verstorbenen Pastor Hermes, als Senior. — Unser Bruder Neumann mit Doris Mnioch, der Pflegetochter Hitzig's, als Nachfolger. — (Ich weiß, daß er tagtäglich angesetzt hat, an Dich herzlich zu schreiben, zweifle aber, daß er, aus lauter Liebe und vor lauter Küssen, dazu gekommen sei, dem alten Freund die Hand zu schütteln.) — Als Junior dann ich noch Einmal in meinen Leben — denn mein Haar ist wirklich schon grau, und ich war der Aelteste auf dem Rurik. —

Grüße herzlichst Deine Frau, und küsse ihr die Hand von meinetwegen; ich zweifle nicht, daß ihr mir gönnt, glücklich auf meine Art zu sein.

Dein A. v. Ch. Dr.

N. S. Hast Du meine Schrift, die ich Dir zusenden ließ, erhalten? Jetzt wird etwas Botanisches von mir in schönem freundlichem Kranz erscheinen, von Nees von Esenbeck besorgt.

Am 7. Mai 1819.

Behrenstraße Nr. 31.

Deutsche Dramen.

Hermann Müller hat den kühnen Versuch gemacht, Maria Stuart noch einmal dramatisch zu behandeln. (Altona, J. F. Hammerich.) Schiller zeigt uns die büßende Maria. Im englischen Kerker konnte sie nicht mehr das leidenschaftlich kämpfende Leben entwickeln, wodurch sie zur traditionellen Maria Stuart wurde; allein auch so, als schon fertige Heldin, im Opferschmuck des Todes, blieb sie ein hochtragischer Vorwurf. Der Kampf einer gesunkenen Königin um ihre Freiheit, um das nackte Leben hat etwas Schicksalsvolles, an ihre Schuld werden wir blos erinnert, allein auch ihre Schönheit ist nur noch ein schattenhafter, elegischer Anflug. Die weise Vorsicht, mit der Schiller gerade die büßende Maria zur Darstellung wählte, zeigt den erfahrenen Dramatiker. Die zauberhafte Schottenkönigin in der vollwuchernden Blüthe ihrer Sünden und Reize ist eine lockendere, aber kaum lösbare Aufgabe. Hermann Müller hat diese Aufgabe nicht gelöst. Seine Maria ist weder das glühend liebende Weib, noch die stolze Königin. Sie soll eine etwas coquette, chevalereske Dame sein. Diese Auffassung ist vielleicht historisch treu, allein auch der reizende Leichtsinn ist nicht getroffen. Es ist gewöhnliche, kühle Politik, wenn sie Darnley's Ermordung zuläßt; sie gewinnt dadurch statt seiner den stattlichen Bothwell zum Mann, und zugleich, aber nur nebenbei, wird Rizzio gerächt. Weder der Haß gegen den Mörder ihres Günstlings, noch ihre Liebe zu Bothwell, noch ihre Reue über die unselige That ist genug hervorgehoben. Auch kann es Niemandem entgehen, daß der Dichter eine Scene, die von erschütternder Wirkung hätte sein müssen, die sogar für die Entwickelung von Maria's Charakter wichtig war, nämlich die angedeutete letzte Zusammenkunft Maria's und Darnley's, nicht auszuführen wagte. Nachdem die Gefahr den ehrgeizigen Bothwell entlarvt, und das verdiente Schicksal ihn erreicht hat, beklagt sie seinen Verlust und den Unbestand ihres Herzens mit sehr flüchtigen Worten. Sie tröstet sich bald, nicht etwa durch die Erhebung zu einem königlichen Stolz, sondern, indem sie den jungen Douglas an sich zieht und eines rührenden Todes für sich sterben läßt. Um ein Kleines consequenter durchgeführt, gäbe eine solche Stuart einen weiblichen Don Juan. Sie ist schön, das wissen wir, weil sie darum von Geschichtschreibern und Poeten gefeiert ist. Aber Schönheit, so wie Häßlichkeit, wie Genie oder Blödsinn, ist an sich noch kein dramatisches Element; sie wird erst ersichtlich durch die Leidenschaften, die sie anfacht, und tragisch, wenn sie blutige Früchte trägt. Bothwell aber hat in dieser Maria mehr die Königin geliebt als das Weib, und des jungen Douglas ritterliche Schwärmerei hat keinen unmittelbaren Einfluß auf ihr Schicksal. Eine so wenig unnahbare Schönheit, die sich jedem Rettungbietenden an den Hals wirft, versöhnt auch nicht mit ihrer Schuld, die durch das directe Mitwissen um Darnley's Ermordung so grell aufgetragen wurde. Auch ihre unglückliche Verlassenheit, ihr Zwiespalt mit dem protestantischen Lande und ihrem Bruder Murray hätte ergreifender dargestellt und in tiefern Momenten erschöpft werden können. Für solche Halbheiten der Hauptheldin entschädigen nur die gelungene Zeichnung der meisten Nebencharaktere, die rasch bewegte, zu geschickten Spannungen verknüpfte, Handlung und eine oft ausdrucksvolle Sprache. Der alte Morton ist ein treffendes Bild der wortkargen, schlauen schottischen Barone; Cunningham und Douglas sehr ansprechende jugendliche Gestalten; in Bothwell zeigen sich Kühnheit und Tücke, finstere Leidenschaft und planvolle Zurückhaltung fein und schlagend; der vorlaute Rizzio, der an Geist und Herz kränkelnde Darnley sind ebenfalls treu gezeichnet; Murray scheint etwas zu weich gehalten.

Als Curiosität verdient auch: Karl der Erste, König von Großbritannien von Franz Bermoth (Magdeburg, bei Fabricius) eine Erwähnung. Dem Verfasser dämmert im Verlauf des Stücks hier und da eine richtige Ahnung auf, was in der Vorrede über Materialismus und mystische Religionsschwärmerei gesagt ist, zeigt eben keinen gestörten Verstand, einzelne convulsivische Kraftgenialitäten sehen sogar wie Gedanken aus; aber im Ganzen reden die Personen eine, man möchte sagen, epileptische Sprache. Die Phantasie des Verfassers scheint ein Hohlspiegel zu sein, so verzerrt gibt sie Gestalten und Begebenheiten der Geschichte wieder. Der Leser urtheile selbst. Wir führen eine Stelle an:

König Karl (3. Act. 10. Scene)

— — — O schafft mir dieses
Aus dem Sinn: daß eine Brut von Tollen,
Deren Tollheit schändrisch mit dem Heuchlerlatz
— Wie eine Unk' zum Monde seufzt — den Gott
Verkrüppelt, mit Verdammnißkreisel
Zum Philisterkönig ballt — daß eine Brut
Von Tollen, deren Tollheit Freiheitshörner
Auf zum Himmel, Himmel — losgelassen
Vom Zerstörungswahn, sich bäumend
— Niederschmettert Recht, Vernunft und Glauben ꝛc.

Oder Seite 70, wo der Oberst Ebers spricht:

— Der Herr
Umwallt im Zorn! — So eben henkte
Sich ein Knab' von vierzehn Jahr.. der Sturm schlug
Todt den Leib .. o, das Gericht ist da. —
Jehovah wölbte sich im blutgen Schwert!
— Die Erde schrie als Balken seines Sarges — ꝛc.

— L. —

Correspondenz.

Aus Baden-Baden im März.

[Kranke und gesunde Gäste; Spielhäuser.]

Die Russen, die wir in letzter Zeit bei uns sahen, waren größtentheils Personen höheren Ranges, unter denen man das Streben nicht verkennen konnte, sich durch eigenes Anschauen und durch längeren Aufenthalt im civilisirten Europa im Wissen zu vervollkommnen, um dann ihrem Vaterlande manches Gute und Nützliche des Auslandes zuführen zu können. So beschäftigte sich hier eine ausgezeichnete Person damit, die Einrichtungen des deutschen Schulwesens und namentlich der so vorzüglichen badischen Volksschulen kennen zu lernen. Auch suchten sie in Kunst und Wissenschaft ausgezeichnete Männer für den russischen Staat zu gewinnen. — Von all den verschiedenen Nationen, die hier während der letzten Saison zusammenströmten, waren es wieder die Franzosen und Briten, welche die Mehrzahl der Gäste bildeten. Es entstehen immer noch neue Häuser um die heilbringende Sprudelquelle, freundliche Herbergen, die wie durch Zauberschlag aus dem Boden aufsteigen; wo vor wenigen Wochen noch eine Hütte stand, sieht man jetzt ein bequemes Wohnhaus. Die Frequenz des Bades kann indessen durchaus nicht nach den vermietheten Wohnungen berechnet werden, sondern nur nach der Zunahme der Fremden im Vergleich mit frühern Jahren und im Vergleich mit den übrigen Bädern. Die der Fortuna geweihten Hallen stehen jetzt geschlossen; o möchten sie es auch während der Saison sein, denkt Mancher. Eine dunkle Hülle bedeckt dermalen die Zahlen der Roulette, die Farben der trente et un, an denen noch bis zu der letzten Minute die Hoffnungen so Mancher hängen und die, wie so viele vor ihnen, in getäuschter Erwartung den Saal verließen, den sie so zuversichtlich betreten hatten. Wahrlich dieser Saal ist auch für Viele ein Saal des pas perdus! Die kommende Saison sieht jedoch tröstend zu ihnen herüber und die Zeit, wo Herr Benazet als Priester der Glücksgöttin wieder auftreten wird, malt sich ihre Phantasie als die goldene aus.

Notizen.

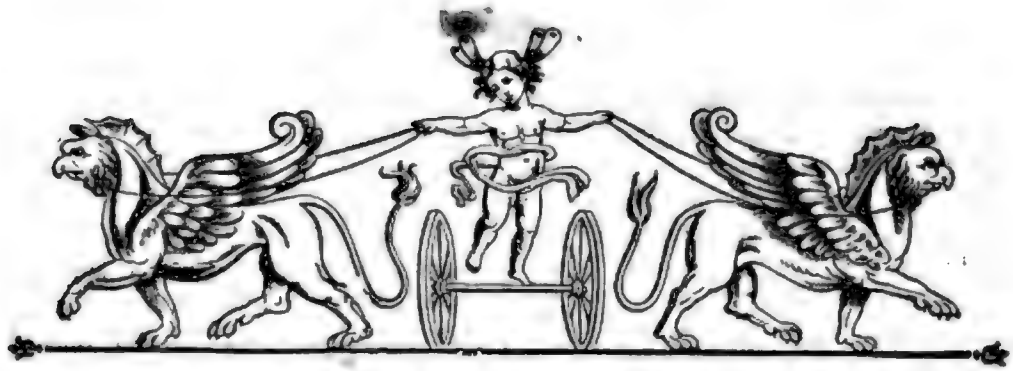
[Lamartine über literarisches Eigenthum.]

Lamartine's Bericht über einen Gesetzentwurf zum Schutz des literarischen Eigenthums, welcher der Deputirtenkammer vorgelegt wurde, ist stellenweise sehr vernünftig, stellenweise sehr poetisch. Nach ihm soll das Werk eines Schriftstellers 50 Jahre dessen Eigenthum bleiben, das von einer Akademie herausgegebene Werk verbleibt ihr 30 Jahre, während das auf Unkosten des Staates gedruckte Buch nur 10 Jahre Staatseigenthum ist. Man sieht, daß nicht nur die Rechte der Autoren, sondern auch die Bedürfnisse des Publikums berücksichtigt sind, indem den Akademien und dem Staate zu Gunsten der Volkserziehung ein größeres Opfer, als dem Privatschriftsteller zugemuthet wird. Literarisches Eigenthum soll auch zur Gütergemeinschaft gehören, das heißt, in Rücksicht auf die ihren Gatten, den Verfasser, überlebende Ehegattin, also erst nach dem Tode des Autors. Die französische Regierung wollte sich auch ein Expropriationsrecht, wie es dem Staat gegen jedes andere Eigenthum in gewissen Fällen zusteht, vorbehalten wissen, aber die Gesetzgebungscommission hat diesen Vorschlag mit Recht verworfen. Beschränkter ist das Eigenthumsrecht in Bezug auf die Leistungen von Pinsel und Meißel. Endlich kam auch das literarische Eigenthumsrecht zwischen Nationen zur Sprache. Ein Comité von 53 pariser Buchhändlern hatte in einer Petition an die Kammer die absolute, durch keine Reciprocität, wie bei gewöhnlichen Handelstractaten, bedingte Anerkennung des literarischen Eigenthums der Ausländer in Frankreich verlangt. Jules Renouard und Comp. theilte allen deutschen Buchhandlungen und Redactionen diese edle Petition mit. Die Gesetzgebungscommission aber, indem sie die ehrenwerthe Gesinnung jener Verleger zu rühmen weiß, konnte, vom politischen Standpuncte ausgehend, die Bedingung der Reciprocität nicht aufgeben. Man wird also, sobald über den Gesetzentwurf in der französischen Kammer abgestimmt worden, auch mit den deutschen Regierungen in Unterhandlung treten. Es ist zu wünschen, daß alle civilisirten Staaten Europas einem solchen Vertrage beitreten, und im Sinne jener 53 Verleger jeden Nachdruck eines ausländischen Werkes für völkerrechtswidrig erklären. Oesterreich hat einen Traktat gegen den Nachdruck mit Sardinien geschlossen, warum nicht auch mit Deutschland? Die Ausschließung eines einzigen Landes könnte die Bemühungen aller anderen vereiteln, oder wenigstens erschweren. — Interessant war es, zu bemerken, wie Lamartine, der Legitimist, sich am Schlusse seines Berichtes an die demokratischen Gesinnungen der Kammer wendet. „Das literarische Eigenthum", sagt er unter Anderem, „hat Alles, was den Demokratien fehlt: Glanz und Bevorrechtung Einiger ohne Erniedrigung der Andern, Herrschaft ohne Zwang u. s. w. — Den Adel hat man gestürzt, aber den Ruhm, diese Gabe Gottes (!), kann man nicht stürzen. — Das Genie macht Alles gleich, indem es alle Völker gleichmäßig hebt. — Der Ruhm ist der Adel der Gleichheit!" — Der Ruhm muß wirklich in Frankreich geboren sein, er bleibt das erste und letzte Wort aller Franzosen. Allerdings liegt in dem Wort gloire mehr, als wir herausübersetzen. Sehr hübsch waren auch folgende Phrasen Lamartine's: „Ueberall ist die Civilisation die Tochter eines Buches. Wo Ihr einen großen Gesetzgeber der Nationen findet, seht Ihr ein Buch in seiner Hand." So käme also das Wort: Buch, wieder zu Ehren, das bei uns durch Büchermenschen, Bücherstaub ꝛc. so verrufen wurde.

[Heinrich Stieglitz.]

Von Heinrich Stieglitz lasen wir jüngst im Morgenblatte einige vortreffliche Schilderungen toskanischer Städte; jetzt brachten die Blätter für lit. Unterh. einen Artikel von ihm über den Carneval von Venedig. — Stieglitz hat seiner Production eine neue glückliche Epoche eröffnet. Diese seine Prosa, die sich willig an das Object und den Weltbestand hingibt, um ihn zur Erkenntniß zu bringen, ist um vieles werthvoller als das meiste seiner früheren quälerischen Lyrik, die nach Idealen rang und mit aller Wirklichkeit in Confusion gerieth.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 68. — den 5. April 1841.

Redacteur: Dr. J. W. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Zwei Schwestern.

Skizze aus dem kleinbürgerlichen Leben, von Karl Beck.

1.

Aus einem kleinen Hause, am äußersten Ende der Vorstadt gelegen, trat Abends ein alter Mann. Er öffnete einen verwitterten Regenschirm und knöpfte den grauen Oberrock fest zu. „Halt gut Haus indessen, Minna," sagte er zu seiner Tochter, die ihm die Thür öffnete; „ich bin bald wieder zurück."

Minna murmelte ein kurzes „Hm" zwischen den Zähnen und schloß die Thür hinter dem Davoneilenden.

Sie trat wieder in die Stube. „Es ist hier sehr heiß, Mutter," sagte sie zu der alten Frau, die am Ofen saß und spann. „Ihr habt das Holz nicht gespart!"

„Draußen ist's auch sehr stürmisch und kalt," erwiederte Mutter Margareth und schauerte behaglich zusammen.

Die Tochter rückte die Lampe auf dem Tische zurecht und griff wieder nach dem Nähzeug. — So saßen sie eine Weile stumm in der warmen Stube, das Feuer knisterte im Ofen und der Wind warf die schweren Regentropfen an das Fenster.

„Marie bleibt lange aus," murmelte die Alte. — „Hm," erwiederte die Tochter.

„Was ist Dir nur, Minchen, daß Du heut Abend so ärgerlich bist?" fragte Margareth und schob die Brille in die Höhe. „Denkst Du wieder an Deinen Engländer?"

„Frau Mutter, stellt nun endlich einmal Eure üblen Witzeleien ein," fuhr das Mädchen heftig auf und ihre Wangen überzog dunkle Röthe. „Wozu rührt Ihr die alte Geschichte immer wieder auf? Was geschehen ist, ist geschehen, und ich denke nicht mehr daran, — eben so wenig wie an Euren ewigen ungerechten Trotz gegen den Vater," fügte sie spitz hinzu.

„Ei, sieh doch mal," ereiferte sich die Mutter und stellte sich vor den Tisch, an dem das Mädchen saß, „unterfängst Du Dich, das Benehmen Deiner Eltern zu hofmeistern? Wenn ich seit Jahren schon kein Wort mit dem Vater geredet habe, so muß ich doch wohl meine Gründe dazu haben, die ich nicht vor Jedem auszukramen brauche. Und wenn ich auch mit meinem Manne nicht rede, so hab' ich doch mein Leben lang in Züchten und Ehren mit ihm gelebt und mich nicht aus Unverstand einem reichen Fremden an den Hals geworfen, in der Hoffnung, er werde so thöricht sein, mich armes Blut zu seinem Weibe zu nehmen. — Pfui, Minna!"

„Ich habe meinen Engländer lieb gehabt," versetzte das Mädchen trotzig. „Ihr habt vielleicht in Eurem Leben so etwas nicht für den Vater gefühlt! Daß er mich sitzen ließ, nachdem er mich vor der Welt zu Schanden gemacht hatte, ist nicht meine Schuld. Darum bin ich aber doch noch immer ein anständiges Mädchen, und wenn ich Geld hätte, würde ich bald zu einem Manne kommen, eben so Marie. Aber wir haben ja stets das Ersparte für Euch hergegeben!"

Die Alte setzte sich grollend an den Ofen: Aber die Tochter war einmal gereizt und fuhr fort, ihrer Galle freien Lauf zu lassen: „Was übrigens die Gründe anbelangt, weshalb Ihr mit dem Vater in Feindschaft lebt, so kenn' ich die haarklein, und will sie Euch, wenn Ihr wünscht, an den Fingern herzählen."

„So laß doch einmal hören!"

„Als das Leineweberhandwerk, welches der Vater betrieb, sich nicht recht mehr verzinsen wollte, hat er es niedergelegt und das Geschäft ergriffen, das Ihr betriebt." —

„Ja, das hat er gethan, und hat es nur gethan, um mich zu ärgern!" rief die Mutter dazwischen.

„Ob er darum Verpfändungen und Versetzungen zu besorgen sich erboten; ob er seinen sogenannten kleinen Trödelhandel darum begonnen hat, um Euch zu ärgern, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß Ihr Euch darüber geärgert habt, weil Ihr sahet, daß der Vater bessere Geschäfte machte als Ihr, mehr Geld in der Woche einbrachte als Ihr, und mehr und feinere Kunden hatte als Ihr. Darum seid Ihr neidisch geworden. Ihr wußtet, daß der Vater das Geld redlich mit Euch theilte und nichts unnütz verschwendete, und doch waret Ihr mißgünstig auf seinen Verdienst. Ihr schmolltet anfangs den ganzen Tag mit ihm, saget, er lebe liederlich, vertränke, verspielte sein Geld und könnte Sonnabends mehr im Beutel haben. Dann spracht Ihr immer weniger mit ihm, und seit drei Jahren, — den Vater hat Eure böse Laune endlich auch gekränkt, — redet Ihr keine Sylbe mehr mit einander."

Die Alte war indessen unruhig auf ihrem Stuhle hin und her gerückt. „Nun," sagte sie, als die Tochter inne hielt, „hab' ich denn nicht Recht? hat er nicht blos mir zum Trotz mich um meinen Verdienst gebracht? Vertrinkt er nicht sein Geld? Ist er nicht eben jetzt wieder in seine Kneipe gegangen, wo er den Abend hindurch Karte spielt?"

„Der Vater will auch seine Erholungen haben," entgegnete die Tochter kurz, „und eben so gut, wie er Euch nicht zürnt, wenn Ihr regelmäßig jeden Abend Euren Kaffee im Ofen wärmt, eben so wenig solltet Ihr es ihm verargen, wenn er nach vollbrachter Arbeit in guter Gesellschaft sein Glas Bier trinkt."

Da wurde an der Hausthür gepocht.

„Das ist Marie," sagte die Mutter. „Oeffne!"

Die jüngere Tochter trat ein. Jung war Marie ebenfalls nicht mehr; sie mochte ungefähr dreißig Jahre zählen, Minna zweiunddreißig. Auch war sie eben so wenig schön wie ihre ältere Schwester. Nur war ihr Gesicht nicht von wilden Leidenschaften entstellt; auch lag in ihrem blauen Auge eine unsägliche Gutmüthigkeit.

Guten Abend wünschend legte sie ihren Mantel ab. „Man hat meine Stickereien gut bezahlt," sagte sie, „und wir werden eine Woche lang ruhig leben können." Und sie zog einen Beutel mit klingendem Gelde aus der Gürteltasche und gab ihn der Mutter. Einen zweiten Beutel, der schwerer zu wiegen schien, steckte sie verstohlen in den Busen. „Wieder meinen Schatz vermehrt," flüsterte sie still vor sich hin.

„Oel und Braunkohle hab' ich schon besorgt!" rief Minna. „Freilich kann ich nicht so viel wie Du verdienen. Kann auch nichts zurücklegen, muß doch mein Kind allein ernähren."

„O, Marie, meine Goldtochter!" rief Margareth freundlich. „Die denkt an keine Männer, und wird ihr Leben lang nur für ihre armen Eltern sorgen!"

„Um Männer kümmere ich mich auch nicht!" rief Minna dazwischen. „Aber heftiger bin ich als die Schwester und lasse mir nicht Alles gefallen."

„Habt Ihr wieder gezankt?" fragte Marie.

„Die Mutter warf mir wieder vor" — —

„Das ist ja lange vergessen, Mutter," sagte Marie. „Ich und Minna bleiben ledig. Uns will Niemand und wir wollen Niemanden" —

„Und die Männer sind alle falsch," schrie Minna.

„Und der Ehestand bringt keinen Segen," seufzte Margareth.

Marie setzte sich an den Tisch neben die Schwester und breitete neue Stickereien aus. „Was meinst Du, Schwester, nimmt sich diese Blume hier an der Ecke gut aus? — — Doch mir thun die Augen zu weh, ich will lieber stricken und aus dem schönen Buche vorlesen. Ich glaube, wir sind an der Stelle, wo Rinaldo schläft."

Minna bejahte es.

Marie las so gut sie es gelernt hatte — zuweilen stotternd und buchstabirend — die ältere Schwester horchte mit gespannter Neugierde, die Mutter aber schlief in ihrem Lehnstuhle am Ofen. —

Mit dem Schlag Zehn, wo man jeden ordentlichen Spießbürger zu Hause findet, kam der Vater Gottlieb Gerhard zurück. „Guten Abend, Mädchen," und: „ich komme etwas spät heute."

Die Mädchen erwiederten freundlich den Gruß, die Mutter, die eben erwacht war, gähnte.

„Was gibt's Neues, Vater?" fragte Marie.

„Politisches wenig," entgegnete der Gefragte. „Einige sagen, es würde Krieg, andere sagen, es wird Friede bleiben. Ich sage schon lange: wenn nicht ein neuer Napoleon aufsteht, rührt sich die Welt vom Fleck nicht fort, sag' ich schon lange. Mein Nachbar zwar, der Schuhmacher, will von seinem Vetter, dem Buchdruckergehülfen, der von den Schriftstellern die Manuscripte holt, gehört haben: es muß durchaus ein Umsturz geschehen, er spricht, es wird gewiß Krieg, spricht er. — Aber etwas Anderes hat mir der Gevatter Küster erzählt, das uns mehr angeht."

Die Töchter gaben ihre Neugierde zu erkennen; die Mutter wußte sie schwer zu verbergen.

„Der Vetter Franz," berichtete der Vater, seine Rede den Mädchen und den Rücken seinem Weibe zuwendend, „ist aus der Lehre gelaufen. Ihr wißt doch, daß er in Torgau war und Schuhmacher werden sollte. Heimlich hat er sich von seinem Meister entfernt — man weiß nicht, warum? und ist wieder nach Haus gekommen. Doch sein Vater, der Alte, ist ein wenig jähzornig, hat nichts von ihm wissen wollen. Nun ist der Vetter Franz in die weite Welt gegangen und Niemand hat von ihm etwas gehört. So erzählte mir der Küster."

„Der Vetter ist ein Taugenichts," sagte Minna.

„Sein Vater ist aber auch Schuld daran," meinte Marie. „Warum soll der Junge ein Handwerk lernen, das er nie gemocht hat?"

„Minchen," sagte Margareth, die Tochter herbeiwinkend, leise zu ihr: „frag' doch 'mal den Alten, wo der Küster das erfahren hat?"

„Von wem," fragte das Mädchen, „hat denn der Küster diese Nachricht?"

„Ein Verwandter von ihm aus Torgau," antwortete der Leineweber, „ist heute angekommen und hat's ihm erzählt."

— Der Nachtwächter blies und sang. —

„Ja, ja, Kinder," sagte der Vater, „Vetter Franz ist ein Springinsfeld. Ein gutes Herz mag der Bursch haben, aber er hat schon mehrere solcher Streiche gemacht. Ich glaube am Ende, der Junge ist nach Amerika gegangen. Es stand heut in den Zeitungen gedruckt, daß wohl tausend Menschen sich eingeschifft haben."

„Der arme Vetter," seufzte Marie.

„Geschieht ihm recht," spottete Minna, „er wird schon noch zur Erkenntniß kommen, daß kein Land auf der Erde besser ist als unseres. Mir ist auch gar nicht Angst; über kurz oder lang kommt er doch wieder."

„Als er vor acht Jahren bei uns zum Besuch war," unterbrach Marie, „o, je! was war das für ein kleines Bübchen!"

„Wie alt mag er wohl sein?" fragte Minna. „Mutter! Ihr seid ja immer bewandert in dergleichen Jahreszahlen, die unsere Familie angehen?"

„Im Januar wird er neunzehn Jahre," versetzte Margareth.

„Ich denke, er ist jünger," meinte der Vater zu den Mädchen sprechend.

„Ich sage Dir aber, Minna," versetzte die Alte eifrig und faßte die Angeredete kräftig an der Hand, „Vetter Franz wird im Januar neunzehn Jahre. Und das weiß ich so gewiß, als der Pastor Amen auf der Kanzel sagt. Und widersprechen laß ich mir nicht! Was ich Euch sage, Mädchen, darauf könnt Ihr wie aufs Evangelium bauen." —

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Schlesien, im April.

[Neue Eisenbahnen; der Höllengrund; Nachod und Wallenstein.]

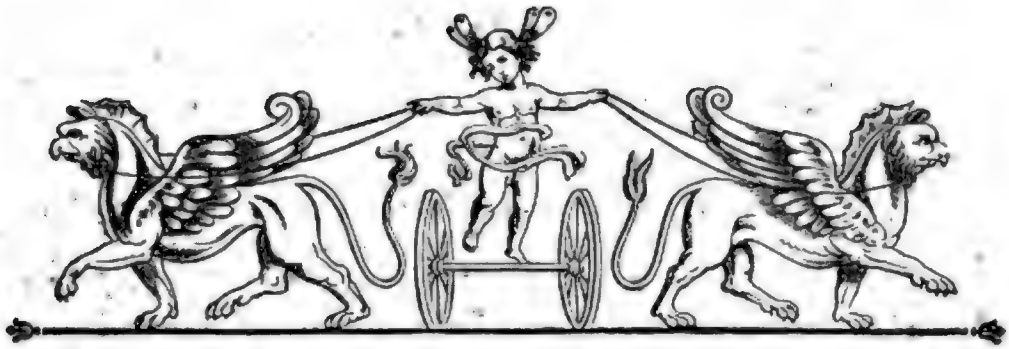
In der wichtigen oberschlesischen Eisenbahnangelegenheit scheinen die Zeitungsdebatten, über die Richtung der Linie von Oppeln aus, geschlossen. Aus den Bekanntmachungen des Comité ersieht man mit Vergnügen, daß es wirklich ans Werk geht, um zunächst bis Oppeln zu bauen, in der sehr richtigen Meinung, das Weiter werde sich dann schon finden. Der Ober-Ingenieur der berlin-anhalter Bahn, Herr Rosenbaum, welcher der erhaltenen Aufforderung zufolge den projectirten Bahnzug bis Oppeln bereiste, hat im Allgemeinen das Terrain für so günstig erklärt, wie es ihm kaum irgendwo zu Eisenbahnanlagen vorgekommen, und den Kostenanschlag für den Bau und Betrieb nicht nur völlig ausreichend, sondern dabei noch erhebliche Ersparnisse wahrscheinlich gefunden. Für die seit Jahren ebenfalls vielbesprochene Bahn von Breslau nach Schweidnitz und Freiburg äußert sich gleichzeitig eine geräuschlose Thätigkeit. Der zusammengetretene Comité hat die Linie nivelliren lassen, und sehr günstige Resultate erhalten, wie man liest. Sie wird im Ganzen über 9 Meilen lang, geht in einem Arme nach Schweidnitz, in dem andern nach Freiburg, und der Kostenanschlag beläuft sich auf 2 Millionen Thaler. Der Staat hat das Unternehmen durch Zeichnung von 150,000 Thlrn. für Rechnung der Seehandlung unterstützt, da die Handels- und Territorialverhältnisse den besten Erfolg versprechen, wobei denn auch von der Theilnahme des Publikums die baldige ausreichende Actienzeichnung zu erwarten ist. Am Ende der einen Zweigbahn wird Schweidnitz gewiß bedeutend durch den Handel gewinnen, da in seiner Nähe eine Menge gewerbfleißiger Städte und sehr großer Manufacturdörfer liegen (wie z. B. Langenbielau, mit 12,000 Einwohnern),

von denen die Waaren dann über jenen Ort billiger zu beziehen sein dürften. Das im Mittelalter durch sein berühmtes Bier so reich und in seiner aristokratisch-republikanischen Verfassung mächtig gewordene Schweidnitz, welches seitdem in den kriegerischen Zeitströmen gar sehr an Bedeutung verlor, könnte somit wohl einen neuen Aufschwung des alten Wohlstandes erlangen. Auf der andern Seite wird durch die Eisenbahn für das Städtchen Freiburg ein goldenes Zeitalter aufblühen. Es ist der Sitz des bedeutendsten schlesischen Fabrik- und Handelshauses, Kramsta und Söhne; die Hauptstraße nach dem Hochgebirge führt hindurch; in geringer Entfernung sind die Bäder Charlottenbrunn und Altwasser, ganz nahe aber das in den letzten Jahren so vielbesuchte Salzbrunn und der romantische Fürstenstein, der reizende Grenzpunkt des Gebirges und flachen Landes.

In zwei Stunden können die Breslauer mittels Dampfwagens hier sein, und wer nur einmal in dem fürstensteiner Höllen- oder Hellegrunde lustwandelte, wird unsere Großstädter mit Recht um die Aussicht auf diese Morgen- oder Abendpartie beneiden. Es dürfte im nördlichen Deutschland wenig Orte geben, wo Naturschönheit, Kunst und Alterthum in einem so magischen Bunde für den Wanderer stehen. Hoch auf dem Felsen thront das mittelalterliche Schloß Fürstenstein, über dem Abgrunde, zu welchem die Terrassengärten aus neuerer friedlicherer Zeit gleichsam versöhnend hinabsteigen. Aus manchen Einzelheiten des alten Ritterſitzes scheint noch das drohende Auge des Faustrechts zu lauschen, wieviel auch die Jahrhunderte an der trotzigen Physiognomie ausglätteten; das Ganze aber leuchtet wie ein verkörperter Traum der wildschönen Vergangenheit in das Land hinaus. In traulicher Heimlichkeit windet am Fuße des Schlosses der tiefe, vom Heliebache durchrauschte Thalgrund sich hin, an dessen malerischen Felsen- und Laubholzpartien überall sinnig die verschönernde und nachhelfende Hand der Kunst mit Grotten, Tempeln, Brücken u. dgl. sichtbar wird. Dort auf der Felsecke endlich erhebt die sogenannte alte Burg, eine künstliche Ruine aus dem Jahre 1800, die rothbraunen Wartthürme und Mauern. Dies Bauwerk der neueren Zeit ist in der ganzen antiken Einrichtung und in den hier zusammengebrachten Bildern, Geräthen und Waffenstücken ein wahres Conservatorium des Mittelalters, während das demselben wirklich angehörige sogenannte neue Schloß schräg gegenüber Bedeutung, Genuß und Bewegung der neuern und modernen Zeit umschließt. Hier residirt der jüngste Sprößling des alten Hauses Hochberg und sah vor vier Jahren mit Preußens Könige, Rußlands Kaiserin und ihrem Gefolge halb Europa in repräsentativen Gästen auf dem Fürstenstein versammelt. Es gibt hier eine Bibliothek von 40,000 Bänden, darunter ein schlesisches Urkundenbuch, sowie eine Münz- und Naturaliensammlung, Kunstwerke, Bilder und Kupferstiche aller Art. Wie die Zeiten sich ergänzen, so sieht man in diesen ursprünglich der Faustgewalt dienenden Mauern sinnig die Werke der Wissenschaft und Kunst als Zeugen des spätern mildern Geistes aufgestellt, wie dort umgekehrt im neuen Schlosse nach mittelalterlichem Style die Wahrzeichen längst verrauschter roher Jahrhunderte. Doch ich eile zur Vollendung der Skizze. Unterm Fürstensteine dehnt sich das lange Baddorf Salzbrunn hin, mit zwei stattlichen Kirchen, schönen Brunnengebäuden und dem Belvedere Wilhelmshöhe in der Nähe. Nur eine halbe Meile entfernt ist das Dorf Altwasser mit seinen gelindern Eisen- oder Stahlquellen, und das Thal gewährt außer den Kohlenbergwerken ein besonderes Interesse durch hier reich zu Tage liegende vorweltliche Ueberreste, im Orte selbst aber besteht ein eigenes Museum für die Marken der verschiedenen vaterländischen Schöpfungsepochen. Schon bedeutender erhebt sich hier der Gebirgszug des Hochwaldes, dessen Porphyrkegel aus den umringenden niedern Bergen wie ein Stammvater aus zahlreichem Geschlechte aufragt. Auf der andern Seite Fürstensteins liegt malerisch das freundliche Freiburg am Fuße des Gebirges, und nahe ist hier der weniger bekannte wildschöne Zeisgrund mit der Ruine des Czeschhauses oder Zeiskaschlosses. Nehmen wir nun eines Theils Petrefactenlagerungen, gewöhnliche geognostische Interessen und Mineralwässer, andern Theils Gebäude, an denen sich die Geschichte der Baukunst durch sechs Jahrhunderte nachweisen läßt, wie an dem fürstensteiner Schlosse, darin die Werke der andern bildenden Künste und der Literatur, endlich ringsum Industriebetrieb aller Art, in und über der Erde, durch Dampf und Menschenhände, so müssen Sie gestehen, daß hier im Umkreise von einigen Meilen Anregung zum Studium der Natur und Cultur genug geboten ist, vor Allem aber der wandernde Poet selten ein so mannichfaches vielbewegtes Lebensbild auf kleinem Raume finden dürfte.

Die im Januar von Nachod geschehene Aschenbeisetzung der schon 1839 verstorbenen Prinzessin von Kurland und Herzogin von Sagan veranlaßt mich zu einem Hinblicke auf dieses böhmische, der schlesischen Grenze nahe liegende uralte Städtchen. Die dortige Dechanteikirche enthält die Ruhestätte des Geschlechts Smirziczki, dessen letzter Zweig Waldstein's Mutter war; das hoch auf dem Berge liegende Schloß aber ist der Geburtsort des kriegerischen Kolosses selbst, dem bekanntlich der Kaiser das Herzogthum Sagan schenkte. Nachdem es längst wieder an sein fürstliches Stammhaus zurückgelangt war, brachte die verstorbene Prinzessin Wilhelmine nach zwei Jahrhunderten die Herrschaft Nachod käuflich an sich. Wohl wenig Reisende denken in diesem Thalwinkel an den aus ihm hervorgegangenen welthistorischen Charakter und dabei an die interessante Wechselherrschaft, worin sich gewissermaßen die Nemesis offenbart. Bei der bewiesenen Anhänglichkeit der Smirziczki an Friedrich von der Pfalz wurden deren Güter an das Geschlecht Terzki verkauft, und mit dem Falle Erdmann's v. Terzki zu Eger erhielt hierauf Ottavio Piccolomini die Herrschaft Nachod als kaiserliches Geschenk für den Freundesverrath. Er gab dem Schlosse die jetzige Gestalt, und eine lateinische Inschrift am inneren Thore erzählt dem Besucher, daß er erlaubt habe, für seine ausgezeichneten Thaten ein so geringes Denkmal auf ewige Zeiten dem Steine einzugraben. — Die Herzogin von Sagan ward am 27. Januar zu Sagan feierlich beigesetzt. (D. B. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 69. — den 6. April 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Zwei Schwestern.

(Fortsetzung.)

2.

Beide Schwestern waren eines Morgens beschäftigt, einen alten Rock, den der Vater erhandelt, mit neuen Knöpfen auszustaffiren, damit er zu einem höheren Preise wieder verkauft werden könnte; sie saßen einander gegenüber, Minna nähte den linken, Marie den rechten Kragen des Rockes, der auf ihren Knieen ausgebreitet lag — da trat ein junger Bursche in die Stube. Er schüttelte die Schneeflocken von seinen Kleidern und rief lachend: „Ei guten Morgen, Ihr Mädchen, wie geht's Euch noch? Ihr habt den Vetter Franz wohl lange nicht gesehen?"

Die Mädchen ließen überrascht die Nadeln sinken.

„Der Tausend, Vetter, wie kommst Du hierher!" rief Marie.

„Ist der Vetter aus Amerika so bald zurück?" spottete Minna.

„Wer sagt Euch denn, Ihr Mädchen," lachte der Bursch, „daß ich je in Amerika war?"

„Nun so bist Du von Deinem Meister wieder zu Ehren angenommen?" fragte die Aeltere und maß den Vetter vom Scheitel bis zur Zehe.

„Wärme Dich nur erst, Vetter," sagte Marie, „Du siehst ganz durchfroren aus. 'S ist lange her, daß der Herr Vetter uns die Ehre seines Besuchs nicht erzeigt hat."

„Diesmal," versetzte Franz, „gedenkt der Herr Vetter die Ehre seines Besuchs weit auszudehnen. Mit einem Worte, Cousinen, ich werde hier bleiben!"

Und nun erzählte Franz treuherzig, er hätt' es sich hin und her überlegt, und es ginge wahrhaftig nicht anders, — er müßte hier bleiben. Seinem Meister wäre er entlaufen, da er am Schusterhandwerk keinen Gefallen fand, und sein Vater hätt' ihn darum aus dem Hause gejagt. Seit dieser Zeit hätt' er sich ein paar Wochen lang in der Welt umhergetrieben, da ihm aber das Geld bald ausging, ward ihm dies Leben bald zum Ueberdruß. Auch wollte er ein ehrlicher Kerl bleiben und sich redlich in der Welt forthelfen. Da fiel es ihm heute Morgens ein, als er in einem Dorfe zwei Stunden von hier auf einem Heuboden erwachte, er könne vielleicht beim Vetter Gerhard eine Anstellung als Laufbursche finden. Gesagt, gethan!

Marie schüttelte das Haupt, Minna aber bezweifelte laut, daß der Vater einen Landstreicher bei sich behalten würde.

Das war für den stolzen trotzigen Burschen zu viel. Mit zornfunkelnden Blicken trat er vor das Mädchen hin. Mancher ehrliche Mann, sagte er, hätte sich schon ohne sein Verschulden in einer ähnlichen Lage befunden. Aber solche Schmähungen wollte er nicht ertragen, lieber wieder an der Heerstraße betteln! Und er machte ein steifes Compliment und lief wieder zur Thür hinaus. Die Mädchen riefen ihm nach, aber er hörte sie nicht.

„Wie konntest Du nur so barsch sein, Minna?"

„Nun, nun! Hab' ich denn nicht Recht? Der Trotzkopf!" —

„Aber der Trotz steht ihm gut," sagte Marie. „So mag ich's gern an jungen Burschen leiden!"

„Der Vetter ist schön und groß geworden," murmelte die Aeltere.

„Gewiß, es war hart von Dir, ihn so unfreundlich in die Kälte hinauszujagen," bemerkte die jüngere Schwester, „wenn wir ihn nur wieder haben könnten, ich würde beim Vater ein gutes Wort für ihn einlegen."

Eben trat der Vater ein. Marie erzählte, was vorgefallen. „Ei, Potztausend! Der Blitzjunge! Wo ist er?" rief der Alte. „Aber," setzte er traurig hinzu, „bei uns kann er nicht bleiben, er hat ja keinen Paß und die Polizei würde ihn bald wieder über die Gränze schaffen oder in Gewahrsam bringen."

„Das meint' ich auch," fiel die Aeltere in die Rede.

Marie stützte den Kopf in die Hand und sann nach. Man wird ihm nichts thun können, meinte sie, wenn ihn der Vater auf seinen Namen an der Polizei einschreiben ließe und ihn für seinen Laufburschen ausgäbe.

„Ja, ja," murmelte der Alte zwischen den Zähnen, „das wäre das einzige Mittel; aber wer steht mir denn dafür, daß der Junge nicht wirklich ein Taugenichts ist? Und wo ihn wiederfinden?"

„O, er ist gewiß noch in der Stadt," bat sie weiter, „und daß er kein Taugenichts sei, könnte man in seinem Gesichte lesen."

„Du bittest ja recht schön für den krauskopfigen Vetter," spöttelte Minna.

„Jedenfalls wollen wir ihn aufsuchen," beschloß Meister Gerhard, „es ist nicht gut, daß der Bursch wie ein Vagabund im Lande herumtreibt."

Diesen Entschluß auszuführen nahm er seinen Hut wieder, und ging der Straße nach, auf welcher, wie ihm die Mädchen sagten, der Vetter sich entfernt hatte.

Kaum war er fort, so trat Mutter Margareth herein, am Arme führend — den Vetter Franz. „Nein, Mosjö!" rief sie, ihn hereinziehend, „Er darf nicht fort, Er soll uns erst Rede stehen. Wie? Minna hätte ihn beleidigt? Papperlapapp! So einen jungen Burschen kann ein gesetztes Mädchen gar nicht beleidigen! Und nun soll er uns erzählen, wie es ihm gegangen!"

Margareth hatte den Burschen auf dem Markte, wo sie ihre Einkäufe besorgte, bemerkt, als er sich eben für einen Dreier eine Semmel erhandelte. Theils in der Absicht, ihn nach Haus zurückzuschicken, hauptsächlich aber von ihrer unüberwindlichen Neugierde getrieben, hatte sie ihn hieher geschleppt, so sehr sich Franz auch sträubte. Margareth hatte gedroht, zu rufen, wenn er davon liefe, — und Franz fürchtete die Polizei.

„Wir haben schon mit dem Vater gesprochen," flüsterte Marie heimlich dem Burschen ins Ohr, „wir haben für Dich gebeten: Du bleibst hier."

In den Zügen des Vetters war Rührung zu lesen. Er zerdrückte eine Thräne des Zornes über die schmähliche Rückkehr in ein Haus, das er nicht mehr betreten wollte, oder eine Thräne der Dankbarkeit in seinem großen braunen Auge. Minna, die in den Augen des Vetters auch nicht gerade als eine böse Sieben erscheinen wollte, beschwichtigte ihn: sie hätte es ja nicht so böse gemeint, als sie ihn einen Landstreicher geschimpft. Margareth aber konnte sich nicht zufrieden geben, daß Vater und Töchter beschlossen, den Vetter da zu behalten, ohne ihre höchsteigene Einwilligung abzuwarten. Sie zankte und grollte. Der arme Vetter wußte nicht, wohin er sich wenden sollte. Marie tröstete ihn: er solle guten Muthes sein, die Mutter sei nicht so böse, als sie scheine, und er bliebe ganz gewiß im Hause. Inzwischen erquickte sie ihn auch mit leiblichem Troste, dessen er nicht wenig bedürftig war. Vetter Franz konnte keine Worte finden, der Cousine seine Erkenntlichkeit zu bezeugen; er versichert nun ein über das andere Mal, er wolle ihr recht von Herzen gut sein für ihre zuvorkommende Sorge.

Gegen Mittag kehrte der Vater heim, und erstaunte nicht wenig, den Gesuchten hier anzutreffen. Margareth warf ihrem Manne einen furchtbar zornigen Blick zu; aber es war ihr schon so zur Gewohnheit geworden, kein Wort mit ihm zu reden, daß selbst dieser Zornesanfall keine Sylbe ihrem zahnlosen Munde zu erpressen vermochte.

Marie deckte den einen Mittagstisch, Minna den andern. Gottlieb Gerhard, seine Töchter und Franz nahmen an dem einen, Margareth an dem andern Platz. „Nach dem Essen," sagte Gottlieb Gerhard zum Vetter, „wollen wir zusammen auf die Polizei gehen und sehen, was sich thun läßt."

„Ich begreife gar nicht, Minna," stammelte Margareth, ihre Wuth an einem Schweinsknöchelchen verbeißend, ... — „begreifst Du, Minna?"

„Gewiß, Vetter," sagte Franz, „ich will immer gehorsam sein, es soll Euch nicht reuen."

„Sehr einmal, Mutter," flüsterte Minna hinüber, halb scherzend, halb neidisch, „wie Marie gar kein Auge vom Vetter wendet!"

„Nun hab' ich noch einen Gang zu thun," sagte der Vater, vom Tische aufstehend, „dann wollen wir uns auf den Weg machen, Franz!" — Er ging. —

„Ich will indeß dem Vetter seine Schlafstelle zeigen," sprach Marie, „Minna ist wohl so gut und trägt statt meiner die Teller in die Küche?"

Aber Minna trug das Essen nicht ab, schlich sich hinter der Schwester und dem Vetter zur Thür hinaus. Kurzt Zeit darauf trat sie mit funkelnden Augen in die Stube, ging aufgeregt auf und nieder und rüttelte die Mutter, die im Lehnstuhle eingeschlafen war. „Wie könnt' Ihr nur jetzt schlafen?" greinte sie.

3.

Franz durfte in der Stadt bleiben. — Marie, die sich so sehr freute, war zu bedauern. Ihr Herz hatte bis jetzt noch nicht die Liebe gekannt und hatte doch schon dreißig Jahre geschlagen. Das Mädchen mochte in ihrer Jugend nicht gerade übel gewesen sein, vielleicht, daß damals mancher Freier sich um ihre Hand beworben; aber Marie, theils von der Mutter überredet, theils aus dem lobenswerthen Entschlusse, ihr Leben lang für die armen Eltern sorgen und arbeiten zu wollen, wies jeden Antrag zurück. Auch hatte sie das Beispiel der älteren Schwester, die von ihrem Geliebten betrogen ward, gelehrt, auf ihrer Hut zu sein. — So war es gekommen, daß Marie noch nicht vor den Altar getreten und jede Hoffnung auf ein eheliches Bündniß aufgegeben. In der Ausführung dieses Vorsatzes war ihr vorgerücktes Alter ihr nicht wenig behülflich, — welcher Freier hätte noch verlangende Blicke auf das verblühte Mädchen richten mögen?

Aber die Ankunft des schlanken trotzigen Vetters änderte mit einem Male die ganze Lage der Dinge. Es brach Feuer aus in Mariens Herzen, und sie zögerte zu löschen, — und konnte nicht löschen. Sie glaubte, was sie für den armen Jungen empfinde, sei nur Mitleid mit seiner traurigen Lage; sie war sogar überzeugt, daß nur Mitleid sie bewogen, beim Vater so dringend für ihn zu bitten, — aber, — aber, — dazu kam, daß sich Franz so herzlich bei ihr bedankte, die unverstellten kindischen Liebkosungen, mit denen er sie überschüttete. Und wer konnte es ihr verargen, wenn sie ihren Verwandten fest ins Herz geschlossen? Genug, Marie war wieder jung geworden, Marie liebte!

Ob sie wieder geliebt wurde? Franz war fast noch ein Knabe und zählte elf Jahre weniger als seine Cousine; aber er schien sie doch recht lieb zu haben. — Die Liebe ist wie das Genie, sie überspringt alle Schranken und kennt keine Hindernisse, und Marie übersah den weiten Abstand der Jahre und wagte zu hoffen.

Solche Gedanken waren es, die in der Seele des Mädchens schwärmten, als sie vor dem Kästchen stand, das ihren ersparten Geldschatz barg, und die blanken Thaler sinnend durch die Finger gleiten ließ.

Was konnte man mit diesem Gelde nicht Alles anfangen! Es war sicherlich hinreichend, eine stille Familie zu ernähren, wenn Mann und Frau außerdem noch durch ihrer Hände Arbeit was dazu erwürben. Und konnte sie nicht trefflich nähen und sticken? — Aber, Franz? Franz verstand ja nicht einmal ein Handwerk!

Marie sann dem nach; ein Plan dämmerte in ihr auf, aber er wollte sich noch nicht so recht deutlich gestalten. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Schlesien. (Beschluß.)

[Poesie und Geld; lausitzische Volkslieder; satyrischer Maskenzug.]

Scheint es doch, als sollte für die Poesie wirklich bald das goldene Zeitalter in Deutschland hereinbrechen, und zwar zunächst in Preußen. Wenigstens ist die klingende Anerkennung unseres verehrten Monarchen bei Ludwig Tieck nicht stehen geblieben, denn man vernimmt, daß er der ehrenwerthen, in Breslau lebenden, Agnes Franz für ihre poetischen Verdienste ein Geschenk von 100 Thalern habe anweisen lassen. Und was hat nicht Nikolaus Becker von seinem Könige, von Baierns Könige und von ganz Deutschland durch die kleine Rheinliedssaat eingeerntet! Nein, nein, es ist zweifellos: die deutsche Muse ist guter Hoffnung; Fortunas Füllhorn ist zur rechten Zeit in unserer Zeit mit einem einzigen rechten Liede zu verdienen. Das Becker'sche ist nun wohl ziemlich im übrigen Deutschland verhallt; in Schlesien aber wird man sich noch lange daran lahm spielen und heiser singen. Wo es gilt, den deutschen Vetter Michel zu vertreten, ist man hier unermüdlich. — Hoffmann von Fallersleben in Breslau hätte es beinahe mit allen seinen politischen und nichtpolitischen Liedern nur zu einem Flammen- oder Erstickungstode als endlichen Lohn dieser Welt gebracht. Eine Feuersbrunst entwickelte sich unter seiner Zimmerdecke; doch entrann er glücklich der Gefahr.

Vor länger als vier Jahren schrieb die oberlausitzer gelehrte Gesellschaft einen Preis von 50 Thalern für die beste Sammlung lausitzisch-sorbischer Volkslieder aus, um die letzten Bildungsspuren des großen Slavenstammes an der Elbe zu retten. Die eingegangene Arbeit genügte nicht; der verdoppelte Preis führte im andern Jahre noch zwei Sammlungen herbei, und auch die erste wurde nun mit dem Preise

betheiligt. Das ganze Werk, 500 Lieder enthaltend, ist bei Gebhard in Grimma erschienen, und im Anhange desselben sind einige interessante Eigenthümlichkeiten der slavischen Literatur, Sitten und Gebräuche mitgetheilt. In dieser Hinsicht sind die Reiseskizzen eines Alex. Tereschtschenko, welche vor einiger Zeit „das Ausland" und ich glaube auch das „Magazin für die Literatur des Auslandes" brachte, wenigstens in Bezug auf Schlesien sehr seichter Natur. Der Russe hat, bei der Gelegenheit, sich gut zu unterrichten, längere Zeit in Breslau verweilt, und doch scheint sein Urtheil über diese Stadt wie im Vogelfluge und in der Vogelperspective niedergeschrieben.

Breslau wächst mit allen dienstbaren Geld- und Arbeitskräften in die Breite und Länge, allein in der innern Stadt fehlt es sehr an gesunden, geräumigen und bequemen Wohnungen. Einladende lange Straßen und heitere Plätze bestehen noch großentheils aus den mittelalterlichen Giebelhäusern, mit den dunkeln Hausfluren, den steilen stockfinstern Treppen und tiefen unheimlichen Stuben, in denen der entschiedene Mangel eines comfortabeln Bausinnes der Vorfahren unbegreiflich erscheint. Wer Luft und Sonne liebt, eilt mit seiner häuslichen Einrichtung in die heiteren Vorstädte, wo die fortgesetzten Neubauten seit einer Reihe von Jahren dem Bedürfnisse der stets wachsenden Bevölkerung immer noch nicht entsprechen; zuletzt aber dürfte dies doch der Fall und die innere alte Stadt verödet sein, wenn nicht ernstlicher an ihren allmäligen Umbau gedacht wird. Nur wenige Straßen gibt es, wo nicht ganze Gruppen baufälliger Häuser vorhanden sind, welche der Armuth anheimfallen, während an ihrer Stelle heitere Räume als Wohnungen und Verkaufsläden dem behaglichsten Verkehr dienen könnten, der jetzt auf den Hauptplätzen sich hinderlich zusammendrängt. Dictatorisch verlangt der Geist der neuen Zeit auch die Zerstörung der alten finstern Wohnungsräume, wie der Ideen, unter deren Herrschaft sie entstanden.

Breslaus Faschingslust ist meist ein zügel- und geschmackloses Redoutengewühl, wie es Heinrich Laube in seinen „Reisenovellen" ergötzlich schilderte. Den eigentlichen und sehr sinnvollen Maskenscherz lieferten früher alljährlich die Studirenden an einem Julitage bei Gelegenheit ihres Zuges nach dem Bergstädtchen Zobten, der auf die originellste Weise in Breslau begann. Seit Jahren ist dieses Schaufest der Hauptstadt polizeilich aufgehoben, so viel ich weiß. In diesem Winter war ein solcher Maskenzug mit einer Schlittenfahrt verbunden, freilich nicht so reichhaltig wie sonst mit den Zobtenfahrten, aber doch in dem alten satyrischen Geiste auf die Zeiterscheinungen und allgemeinen Lebensbeziehungen, in liebenswürdigem Uebermuthe der Jugend, begleitet von angemessener Musik. So sah man z. B. ein Emancipationsbureau der Frauen, worin Mad. Dudevant tabakrauchend und ein junger Mann nähend figurirten. Es kann nichts Genußvolleres im öffentlichen Leben gedacht werden als solch eine repräsentative Veranschaulichung des Zeitgeistes in der satyrischen Maske. Warum ist man nicht darauf gefallen, den Rheinliedsenthusiasmus zu personificiren und zu persifflliren!

Notizen.

[Robert und Clara Schumann.]

Clara Schumann, geb. Wieck, gab zum Besten des Orchesterpensionsfonds im leipziger Gewandhause ein Concert, das in vieler Hinsicht ein ausgezeichnetes zu nennen war. Es bot nun seit lange einmal wieder den Genuß, die verehrte Künstlerin zu hören. Sie spielte ein phantastisches Adagio von Chopin, ein männlich schweres Allegro von Robert Schumann, ein glänzendes Stück von Scarlatti, Thalberg's Phantasie über Moses, ein Lied ohne Worte von Mendelssohn, und mit diesem zusammen ein vierhändiges Duo von seiner Composition. So vielseitig entwickelte die Künstlerin die Kräfte ihres phantasiereichen Spiels. — Wir hörten ferner die erste größere Composition von Robert Schumann, eine Symphonie, ein Werk, das schon als Arbeit bedeutend sein mag. Energisch, gesund und gewaltig sind die Geister, die sich hier in Bewegung setzen; die ersten beiden Sätze sind fast zigeunerhaft wild, die Klarheit des Genius fehlt, der Geister aufruft, aber sie auch wieder bändigt. Oder ist hier, was wie Aufruhr der Leidenschaften aussieht, vielleicht nur Mosaik des Calculs? — Frln. Schloß sang ein Lied von Clara, zwei von Robert Schumann. Das letzte, die Widmung von Rückert, das unter lautem Beifall wiederholt werden mußte, ist so ausgezeichnet, daß es den besten Liedercompositionen beigezählt zu werden verdient. — Die Herren Giulio Regondi und Joseph Lidel spielten ein Duo für Melophon und Violoncell. Melophon ist eine Art Harmonika mit Claviatur.

[Der deutsche Amerikaner.]

So heißt nach dem berliner „Magazin f. Liter. d. Ausl." eine in New-Orleans, in Louisiana, herauskommende deutsche Zeitung, die erste in einer südlichen Provinz der Vereinigten Staaten. Unter den Annoncen ist auch eine sklavenhändlerische. Ein Makler, Namens Wilhelm Berger, empfiehlt sich zum Ein- und Verkauf von Wechseln, Actien, Sklaven, Gütern und Producten aller Art. Man sieht, es ist in Deutschland eben so wenig unser Verdienst, daß wir keine Sklaven halten, wie, daß wir keine Kolonien besitzen. Der Deutsche gewöhnt sich in Louisiana eben so gern an die Idee des Sklavenhandels, wie in Liefland an die der Leibeigenschaft, oder in Ungarn ans Speckessen. Der „deutsche Amerikaner" hat sich aber auch an das demokratische Wesen gewöhnt und ist ein ganzer Locofoco. Unter den Nachrichten aus Europa nehmen den meisten Raum die Ereignisse in Deutschland ein. Das Blatt vom 1. August 1840 erwähnt schon das Testament des verstorbenen Königs von Preußen. Auch der Literatur wird gedacht, namentlich der „Allg. Preßzeitung" von Hitzig. Die meisten Deutschen in Louisiana sind Schwaben und trinken, vermuthlich aus patriotischem Geschmack, sehr viel Hochheimer, Rüdesheimer und Schloß Johannisberger.

Leipzig, Druck von A. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 70. — den 8. April 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Zwei Schwestern.

(Fortsetzung.)

4.

Einige Abende später saßen Minna und Franz in der matterhellten Stube. Franz trommelte lustig an den Fensterscheiben und zertrommelte die armen jungen Eisblümchen, die daran blühten. Minna saß neben ihm und schien sich anzuschicken, eine Last, die ihr seit Kurzem auf dem Herzen lag, von sich abzuwälzen. Sie war nur über den passenden Anfang verlegen und hatte, um den Vetter zu einem Gespräch anzureizen, ihn schon oftmals darauf aufmerksam gemacht, die Fensterscheiben seien eigentlich kein Trommelfell, wenn auch seine Finger Trommelschlägel wären. Franz lachte und ließ sich nicht stören.

„Der Vetter ist wohl seiner Cousine Marie recht gut?“ fragte Minna endlich.

Der Bursche hielt in seinem Generalmarsch inne und sagte: „Warum nicht?“

„Aber die andere Cousine mag wohl der Vetter nicht?“

Franz trommelte seinen Marsch zu Ende.

„Nun, daß der Vetter der Marie recht vom Herzen zugethan ist, davon hat man ja die deutlichsten Beweise vor Augen. Ich will's nur gestehen, am ersten Tage, als der Vetter hier einkehrte und Marie ihm sein Kämmerlein anwies, ist eine gewisse Person dem Pärchen nachgeschlichen und hat gesehen —“

„Nun?“

„Wie Franz die Marie recht herzlich auf den Mund geküßt hat!“

„Nun ja,“ versetzte Franz und wurde roth, „was soll ich's läugnen? Ich hab' der Cousine meinen Dank dafür gesagt, daß sie so schön beim Vater zu meinen Gunsten geredet hat, und dazu hab' ich ihr einen Kuß gegeben.“

„Aber Marie hat nicht allein für den Vetter gesprochen, auch ich habe ein gutes Wort für ihn eingelegt.“

„Und mich einen Landstreicher geschimpft!“

Die Cousine verstummte. Sie setzte sich beleidigt in den Lehnstuhl am Ofen, den gewöhnlichen Ruheplatz der Mutter. Giftige Gedanken nisteten in ihrem Herzen. Daß Marie dem Vetter mehr als gut war, hatten ihre spähenden Blicke schon am ersten Tage bemerkt; nun glaubte sie auch das Geständniß, daß Marie wieder geliebt werde, aus des Vetters Munde vernommen zu haben. Dies mußte ihren Zorn, ihren Neid, ihre schadenfrohe Rache wecken; denn auch Minna war dem Vetter gut. Zu Zanksucht und Mißgunst war sie von je geneigt; die Schurkerei des Engländers, der sie verließ, vollendete das Gepräge ihrer Gemeinheit. Sie war als eine Boshafte bei allen ihren Bekannten verschrieen.

Wie? sollte sie das, was ihr verweigert war, der Schwester gönnen? „Wenn ich ihn nicht haben soll, so soll ihn wenigstens die Schwester auch nicht haben,“ sagte sie. „Und da ist's am besten, der Vetter trollt

sich wieder aus dem Hause. Wenn er uns nicht zu Gefallen leben will, wozu brauchen wir für ihn zu sorgen. Wie aber das anfangen? Die Mutter zu überreden ist überflüssig, die jagte ihn von selbst je eher je lieber fort. Aber der Vater? Marie gilt bei ihm mehr als ich! Doch, doch, — ich muß die Mutter aufhetzen!"

5.

„Hör' 'mal, Marie," sagte Franz, „ich glaube, Minna ist eifersüchtig darüber, daß ich Dir neulich einen Kuß gegeben."

Marie erröthete.

„Ihr möcht' ich freilich keinen Kuß geben," fuhr er fort.

„So hast Du mich mehr lieb als sie, Vetter?"

„Ei das versteht sich, willst Du gleich noch einen Kuß haben?"

Marie drückte ihm inniglich die Hand.

„Ich habe mir's gestern gedacht," sprach Franz, „Du bist so gut, — und wenn ich heirathe, so heirathe ich Niemand anders als Dich, — wenn Du willst. Das sollte ein Leben werden! Du kochtest mir jeden Mittag mein Leibgericht. Du hast, wie Du mir oft sagtest, ein hübsches Geld schon erspart und kannst immer verdienen, — ich würde fleißig arbeiten, möcht' eine Bierschenke haben, — nein, nein, ein Müller möcht' ich werden —"

„Auch gut," lispelte das hingerissene Mädchen, „so verwenden wir einen Theil des Geldes, Dich bei einem Müller zu verdingen, damit Du das Gewerk lernst, den andern Theil, — ich müßte freilich noch hinzu verdienen, — Dir eine Mühle zu kaufen."

„Zu pachten, wenn's nicht reichen sollte," bemerkte der Vetter.

„Oder zu pachten," sagte Marie mit leuchtenden Augen, schwindelnd ob all' der Hoffnungen, die vor ihr auftauchten; „aber," setzte sie leise hinzu, die Thränen von ihren Wangen trocknend, „ich bin zu alt, Vetter, zu alt für Dich!"

„Diese lumpigen paar Jahre," sagte Franz, „wie kannst Du nur davon reden?"

6.

„Wer aber hat's am meisten verschuldet, daß der ungerathene Vetter ins Haus kam," eiferte Minna gegen die alte Margareth? Wer anders als Ihr, Mutter? Hättet Ihr ihn nicht herbeigezerrt, der Vater hätte ihn wohl nimmermehr aufgefunden! Ich meint' es gleich anfangs gut, und ließ ihn hart an, damit er sähe, hier wüchsen die Trauben nicht für ihn; aber gewisse Leute, die sich sicher recht sehr für den Vetter interessiren, verstanden die Sache besser als ich. Ich habe aber meine Gründe dazu, daß der Vetter aus dem Hause soll, und Ihr, die Ihr ihn hereingebracht, müßt ihn auch wieder hinausbringen, — oder ich gehe aus dem Hause, ich."

„Du läßt mich ja gar nicht zu Worte kommen," unterbrach die Mutter. „Ich war schon lange begierig, zu erfahren, wer die gewissen Leute sind, die sich so sehr für den Vetter interessiren? und was Du für Gründe hast, ihn aus dem Hause zu schaffen?"

„Marie taugt nichts," sprudelte die Ergrimmte, „Marie ist ein schlechtes Mädchen. Und wenn ich mich auch mit meinem Engländer zu weit einließ, — mit einem bartlosen Knaben habe ich mich nie abgegeben."

Die Alte schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. „So etwas, so etwas muß ich noch erleben," jammerte sie. „So erzähle doch, Kind, ich weiß ja nichts!"

„Nun, was ist da zu erzählen," entgegnete Minna und rümpfte die Nase. „Es ist weiter gar nichts, als daß Marie und der Vetter in einander verliebt sind!"

„Der Bube!" stampfte die Alte. „Darum ist er uns ins Haus gekommen? Was hat er? Was ist er?"

„Ja, und bedenkt nur, Mutter," fuhr Minna arglistig fort, „ich allein werde Euch nicht ernähren können. Ihr seid zu alt und schwach, um noch fleißig sein zu können. Und Marie? Marie ist zufrieden, wenn sie nur ihrem Liebsten Geld zustecken kann!"

„Ja, wahrhaftig, Kind, Du hast Recht, sie gibt alles Geld dem Jungen. Seit langer Zeit hat sie nichts Ordentliches eingebracht."

„Seht Ihr, Mutter, darum muß ihr Schatz aus dem Hause."

„Ja, er soll noch heute fort, noch heute soll er fort!"

„Hm," warf die Tochter ein, „da hat der Vater denn doch noch ein Wort mit zu reden. Er soll fort? Nun gut! Hört mich ruhig an! Mit Speck fängt man Mäuse! Ihr müßt mit dem Vater reden!"

„Wie? wie? Ich, — mit — dem Vater reden?" stotterte Margareth. Nein! nimmermehr!"

„So bleibt der Vetter hier," versetzte Minna ruhig, „denn ich weiß gewiß, daß Ihr ohne des Vaters Einwilligung Euren Vorsatz nicht ausführen könnt!"

„Minna!"

„Ja, Mutter," erwiederte das Mädchen, „ohne den Vater, ich wiederhole es, vermögt Ihr nichts! Könnt Ihr auf die Polizei gehen und den Burschen ausstreichen lassen? Denn das ist der einzige Weg, ihn zu entfernen. Und warum wollt Ihr mit dem Vater nicht sprechen? schämt Ihr Euch, mit Eurem Manne zu reden? Müßt Ihr nicht den Mund aufthun, um der Ruhe Eurer Familie, um Eurer selbst willen? Mutter, wenn Ihr mit dem Vater nicht sprecht, geh' ich aus dem Hause! Ein Wort — und der schlechte Vetter ist preisgegeben und Marie und Minna werden in Zukunft nur für Euch leben!"

Die Alte zieh sich verlegen und wie beängstigt die Stirn und murmelte unverständliche Worte zwischen den Lippen. Die Tochter fuhr fort, in sie zu dringen.

Da trat plötzlich zu Minnas Freude, Margareth's Pein und Mariens und des Vetters Verderben — der Vater herein.

Margareth kämpfte noch immer ihren Kampf; Minna stieß sie in die Seite und schob sie fast gerade vor den Vater. —

„Gerhard!" sagte Margareth.

Verwundert schaute sich dieser um: „Wie, Mutter," sagte er, „hast Du mit mir gesprochen?"

So war denn endlich das Jahre lange Schweigen zwischen den beiden alten Eheleuten gebrochen. Eine Welle hatte sich durch den Damm hindurchgewühlt, nun drängte der Fluß sich nach. Margareth war sogar ordentlich wehmüthig geworden, nun sie das erste Wort der Versöhnung gesprochen. „Ja," sagte sie, „lieber Mann; ich habe mit Dir gesprochen! Aber," setzte sie dann sogleich hinzu, als Minna nicht aufhörte, sie zu drängen, „ich werde nur unter einer Bedingung auch fernerhin mit Dir gut sein; unter der nämlich, daß Du den Franz fortjagst."

Nun erzählten Mutter und Tochter, einander überschreiend, was sie von dem Verhältniß zwischen Marie und dem Vetter wußten. Beiden war Franz auf gleiche Weise verhaßt; sie sparten keine Worte und trugen die Farben so grell als möglich auf. Namentlich wußte Minna mit ihren hämischen und höhnischen Bemerkungen den Vater aufs Aeußerste zu treiben, so daß dieser, in der That für die Ruhe seiner Familie besorgt, und bestochen von der aufs Neue ihm zugewandten Zärtlichkeit seiner alten Ehehälfte, beschloß — den Vetter aus seinem Dienste zu entlassen.

Einige Tage später stand Franz, einen Tornister auf dem Rücken und den Wanderstab in der Hand in der Stube. Die Mutter und Minna hatten ihren Vorsatz, den Armen aus ihrer Familie zu verbannen, durchgesetzt und ihn durch den Vater auf der Polizei streichen lassen, worauf von Amtswegen die Weisung erfolgt war, der Bursche solle binnen vierundzwanzig Stunden die Stadt verlassen. Jetzt nahm er Abschied von Marie, und dankte dem Vater Gerhard freundlich für den kurzen Aufenthalt, den er ihm unter seinem Dache vergönnt hatte. Margareth und Minna saßen im Schmollwinkel am Ofen und betrachteten den Davonziehenden mit schadenfrohen Augen, würdigten ihn aber keines Abschiedsgrußes. Franz seinerseits kümmerte sich gar wenig um die hämischen Blicke, welche ihm die beiden Frauen zuwarfen. Lag doch eine schöne Zukunft, in ihrem Schooße die Erfüllung seiner sehnsüchtigsten Herzenswünsche tragend, vor ihm. (D. B. f.)

Correspondenz.

Aus Karlsruhe.

[Schauspiel u. Oper; Quevedo's Glücksritter; Eisenbahn nach Frankreich.]

Das hiesige Publikum wurde durch eine anmuthige Erscheinung im Reiche der Kunst erfreut. Die jüngere Tochter der Madame Haizinger, Fräulein Adolfine Neumann, gastirte auf dem großherzoglichen Hoftheater. Die junge Schauspielerin hatte vor ungefähr zwei Jahren ihre theatralische Laufbahn hier eröffnet und schon in den Erstlingsversuchen konnte man schöne Anlagen für den Kunstberuf wahrnehmen. In ihrem jugendlichen Talent sahen wir allerdings nur zarte Knospen damals auftauchen, die aber seither unter günstigen Verhältnissen zu schönem Flor sich entfalteten. Bei der Geburt haben die Grazien der jungen Künstlerin freundlich gelächelt und in ihrer äußeren Erscheinung hat sie die glücklichste Aussteuer für die Kunst von der Mutter ererbt. Ihre anmuthige Persönlichkeit, die schönen Formen ihrer Gestalt und die lieblichen Züge, verbunden mit einem wohlklingenden, kräftigen Organ, erinnern an die schönen Tage, wo der Genius der Mutter noch im Frühlingsschimmer seine Schwingen bewegte. Mit diesen äußeren Vorzügen verbindet Fräulein Neumann ein lebendiges Spiel, worin Wahrheit und Natur vorherrschen. Geistesbildung und inniges Gefühl bei der Darstellung verleihen ihren Kunstbildern ein lebensfrisches Colorit. — „Der Glücksritter". Spanisches Sittengemälde nach Francisco Gomez de Quevedo, deutsch bearbeitet und commentirt von B. F. Guttenstein, wird demnächst die Presse verlassen. In schönster Ausstattung werden diese originellen Scenen aus dem spanischen Volksleben in einer hiesigen Verlagshandlung erscheinen. Erzählungen interessanter Schwänke und Geniestreiche waren von jeher eine Geistesergötzung der Spanier. Schelmische List und Gewandtheit haben für sie, wie die Geschichte ihrer komischen

Literatur beweist, einen ästhetischen Reiz von ganz eigener Art. Quevedo, einer ihrer witzigsten Köpfe, ließ demnach seinen Muthwillen, seine literarische Productionslust ganz im Geiste seiner Nation spielen, als er das Leben eines castilischen Glücksritters, der sich durch sinnreiche Geniestreiche bis auf einen gewissen Punct emporbringt, zum Stoff einer Erzählung machte, deren komisches Interesse durch den Contrast mit den ernsten feierlichen Ritterromanen der Spanier noch gehoben wurde. Der in allen Lagen gewandte, durchtriebene, an Pfiffen und Kniffen unerschöpfliche Held dieser Erzählung ist der Sprößling eines Mannes, „der Wangen und Kinn der ehrsamen Castilier verschönert". So lautet die ergötzliche Paraphrase des Barbiers von Segovia. Dieses originelle Erzeugniß spanischen Geistes und Witzes hat Herr Guttenstein übertragen und erläutert. Daß die Fahrten und Abenteuer des castilischen Picaro auch zahlreiche deutsche Leser ergötzen werden, steht zu erwarten. In Spanien ist Quevedo's komischer Roman längst Volksbuch und Volkslectüre geworden, weil die Sitten und Bräuche des alten Spaniens nirgends treffender geschildert sind. Die deutsche Ausgabe von Guttenstein wird mit einigen charakteristischen Vignetten geschmückt sein. — Da unsere Regierung entschlossen ist, die badische Eisenbahn im Laufe der nächsten Jahre bis an die französische Grenze fortzuführen, so wird dieses Thema wiederum in allen Kreisen der Gesellschaft lebhaft besprochen. Die Zeit wird lehren, ob eine Seitenbahn nach unserem bewohnten Curorte **Baden** nicht angemessen erscheint. Wenn der Staat dies nicht in seinem Interesse findet, so wird einer sich etwa bildenden Gesellschaft die Genehmigung dazu nicht verweigert werden. Bei dem Lauf der Bahn von Karlsruhe aufwärts kommt auch die Berührung von Ettlingen zur Sprache, als sehr wünschenswerth wegen des Städtchens an sich, wegen der daselbst entstandenen bedeutenden Fabriketablissements und wegen der Auffassung der Straße aus dem Albthale. — Unser hochverehrter Großherzog läßt auf dem hiesigen schönen Schloßplatze seinem in Gott ruhenden Herrn Vater, dem trefflichen, unvergeßlichen Carl Friedrich, eine imposante Bildsäule errichten. Wie wir vernehmen, ist ein berühmter Künstler in München mit der Ausführung derselben beauftragt. — Unsere Artillerie wird diese Woche wieder größere Exercitien im Hardtwalde vornehmen, um die neulich zugegangene junge Mannschaft gehörig einzuüben. Dieses in jeder Hinsicht imponirende, vom General v. Lassotaye befehligte, Corps gehört zu den schönsten und geübtesten Brigaden des deutschen Bundesheeres. — Die Statuen von Erwin von Steinbach und Kepler, hervorgehend aus dem Atelier unseres wackern Bildhauers Rauser, sollen noch im Laufe dieses Jahres die Façade des polytechnischen Instituts zieren. Das Gebäude sieht aus wie ein Castell und ist nichts dagegen einzuwenden, wenn es einige artistische Zugaben, einige epitheta ornantia erhält. — Wir erfreuen uns seit acht Tagen des herrlichsten Frühlingswetters, ein wahrer Genuß nach so vielen stürmischen Wintertagen. Auf Handel und Industrie äußert diese günstige Witterung den heilsamsten Einfluß. — Im badischen Oberlande werden fortwährend neue Straßen hergestellt. Die schöne Straße nach Eglisau wurde durch das Finanzministerium veranlaßt, weil es von großem Interesse für das Großherzogthum ist, mit dem industriereichen Canton Zürich in unmittelbare Verbindung zu kommen. Bisher war diese Verbindung nur über Schaffhausen möglich. Der Canton Zürich wünschte mit uns Badenern eine Communication zu eröffnen, ohne Schaffhausen passiren zu müssen; er machte das Anerbieten, seinerseits eine Straße von Eglisau an die badische Grenze zu führen. Da sich Plan und Entwürfe bei den helvetischen Regierungen sehr leicht ändern, so glaubte unser Gouvernement dem Anerbieten derer von Zürich ohne Zögerung entsprechen zu müssen. — Die schöne, sehr solid und zweckmäßig construirte Schiffbrücke bei dem benachbarten badischen Dorfe Knielingen ist seit einiger Zeit wieder aufgeführt, was zur Erleichterung des Verkehrs mit Rheinbaiern wesentlich beiträgt. — Die neulich zur Aufführung gekommene, trefflich instrumentirte Oper von Alexander Feska „die Franzosen in Spanien" ist mit dem größten Beifall begrüßt worden. Sie ist das Werk eines 21jährigen vielversprechenden Jünglings, der des durch gediegene musikalische Leistungen berühmten Vaters in jeder Weise sich würdig zeigt. Wir sind überzeugt, daß dieses Werk in Paris Aufsehen erregen wird, sobald es für die französische Opernbühne gehörig textirt und in Scene gesetzt ist. — Herr Haizinger gastirt gegenwärtig in London. Unser wackerer Bassist Rieger, dessen ausgezeichnete Leistungen im Gebiete der ernsten und komischen dramatischen Musik alle Anerkennung verdienen, wird nächstens eine Reise nach Wien antreten.

Notizen.

[Deutsche Züge.]

Das Lied vom „freien deutschen" Rhein war noch nicht verklungen, Deutschland schien ein Gefühl der Eintracht gefunden zu haben, da versperren sich die Darmstädter und Nassauer die Fahrt im „freien deutschen" Strom. Die Franzosen stehen drüben und lachen! —

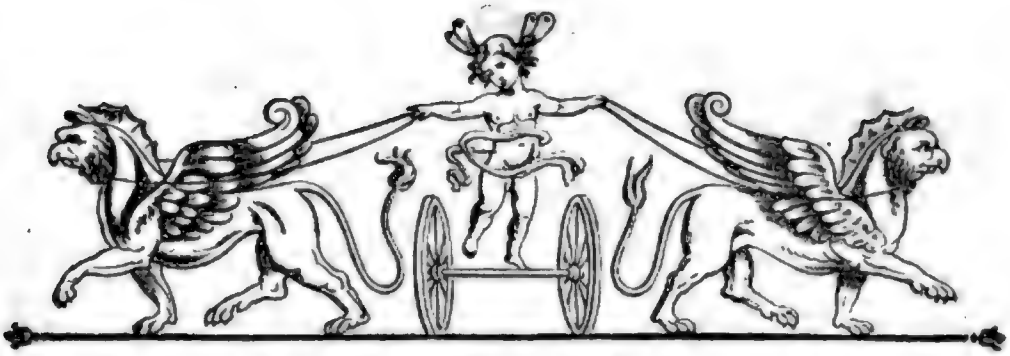
Ohne Napoleon's Hülfe wäre man in Dresden auch nicht darauf gekommen, Weber's Gebeine aus London holen zu wollen, damit der Sänger, wie Mosen zum Aschenconcert in Dresden sang, wieder unter den Seinen sei. Und selbst die lächerliche Uebersetzung „Asche" statt Gebeine hat man den Franzosen zu danken!

Die Gelnhauser schickten eilig nach Köln und forderten Niklas Becker's Asche, — aber gleich! — Dieser Witz des wiener Humoristen ist seit lange sein bester.

[Lesecabinet in Cöthen. Briefstich.]

Der Herzog Heinrich zu Anhalt hat in dem schönen kolossalen Restaurationsgebäude am Bahnhofe bei Cöthen ein Lesecabinet errichten lassen, worin man neben politischen Tageblättern auch wissenschaftliche und schöngeistige Journale findet. Ob die Notabeln des Reichs diese von fürstlicher Freigebigkeit bereitete Geistesweide suchen oder lieber in dem Vordertheile des Palastes — am Büffet — sich geistig nähren werden, muß die Zeit lehren.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 71. — den 9. April 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Emil Devrient auf der leipziger Bühne.

Eine kleine Reihe von Gastdarstellungen, die nach dem Feste durch Hamlet, durch Ferdinand in „Kabale und Liebe", hoffentlich auch durch den Prinzen von Homburg, vervollständigt werden soll, gab uns Gelegenheit, die brillanteste Persönlichkeit der jetzigen Bühnenwelt auf unseren Bretern zu sehen. Für diese halten wir Emil Devrient. Wir sahen ihn jetzt als Egmont, als Majoratserben, als Chevalier Saint George, als Richard Wanderer in der Kettel'schen Posse. Wir gestehen den Wunsch ein, den Cyclus von Rollen auch auf Richard Savage ausgedehnt zu sehen, um die Erfahrung zu machen, wie sich Devrient mit dieser Schöpfung der neuesten deutschen Dramenpoesie die Aufgabe gestellt, wie er sie gelöst habe. Emil Devrient's glänzendes Naturell hat seine künstlerischen Launen; aber wo er eine Rolle anders faßt, als wir sie begreifen, wie es bei seinem Hamlet, seinen Leicester der Fall ist, beschäftigt und fesselt er uns durch den Schwung seiner Phantasie, durch den pikanten Reiz einer genialen Willkür, die zugleich intelligent genug ist, um, wo nicht überall scharfsinnig, doch immer überraschend zu combiniren. Wir gestehen offen, daß, was von Rollen in der Tragödie und im Lustspiel, ja bis zur Posse herab zu den Kategorien „Liebhaber" und „Held" gehört, in Deutschland niemals mit einem Vereine von so viel Esprit und so glücklicher Naturbegabung zur Erscheinung gebracht ist als in Emil Devrient. Pius Alexander Wolf lernt' ich in Berlin nicht jung genug kennen, um darüber zu entscheiden, ob ihm in dem, was Noblesse und Repräsentation heißt, ein feinerer Hauch von Poesie gelang. Vielleicht glückte es Wolf auch, gewissen Darstellungen, obschon sie alle bei ihm Sache der Reflexion waren, jenen Anstrich von harmloser Hingebung und friedfertiger Seelenruhe zu geben, den z. B. Egmont nöthig hat, um zur vollendeten Erscheinung zu kommen. Herrn Emil Devrient's Egmont ist zu pikant, um Egmont zu sein, wie ihn Goethe hingestellt, und wie man es als ungehörig für einen echt tragischen Helden bezeichnet hat. Das flamändische Phlegma, das sich an den Lebensgenuß schmiegsam hingibt, lassen wir uns nicht nehmen, selbst wenn wir wissen, daß es die eigentlich tragische Wirkung unmöglich macht. Dieser Fehler der Dichtung, falls es einer ist, uns einen so lässigen, behäbigen Träger einer Tragödie zu zumuthen, ist ein classischer geworden, den wir nicht verwischt haben wollen. Schon die leiseste Beimischung vom cholerischen Temperament hebt den Goethe'schen Egmont auf. Hr. Devrient gibt vom eigentlichen Egmont nur den verwöhnten und verzogenen Liebling des Glücks. Diese eine Seite war mit dem ganzen pikanten Zauber herausgekehrt, die dem Darsteller zu Gebote steht. Wir wissen in Deutschland keinen Darsteller, der in der Repräsentation des Cavalierelementes so viel Delicatesse, so viel Adel wirklicher Bildung, kurz, eine gleich vollendete, harmonisch fertige Persönlichkeit zur Erscheinung zu bringen vermöchte. Dagegen wurde die eigenthümlichste Seite des Egmont, das Lässige seiner Natur, seine Hinge-

bung an die süße Gewohnheit des Daseins ganz fallen gelassen, durch den Mangel an Harmlosigkeit im Monologe des letzten Actes ganz verkümmert. — Es ist eine nicht unwichtige Beobachtung, daß auch der Schauspieler von heute ein Sohn seines Zeitgeistes ist. Hr. Devrient erweist sich als solcher, indem ihm die Harmlosigkeit des Goethe'schen Egmont mißglückt. Aus gleichem Grunde ist er in der Darstellung von Figuren heutiger Bildung und Lebenssitte recht eigentlich in seinem Element; in der Charakterisirung nobler und frivoler Nüancen in der modernen Cavalierbildung ist er gleich sehr Meister, und hier scheinen in der That die Grazien selbst geschäftig zu sein, um in dieser Sphäre ein Bild der Vollendung hinzustellen. Es sind die gemüthlichen Dramen der königlichen Hoheit, wo uns eine ganze Reihe solcher Gestalten aus dem Leben der gegenwärtigen Gesellschaft entgegentritt. Es sind in diesen Stücken von weiblicher Hand meist nur hingeworfene lose Züge, die der Dilettantismus an die Kunst der Darstellung überliefert. In den französischen Dramen von eben so leichter Gattung, die dem Darsteller Stoff geben, heißt die Losung für ihn: Sei selbst Poet und schaffe. In diesen deutschen Conversationsstücken kommt es darauf an, daß der Schauspieler durch Lebenskenntniß und Menschenkunde die Conturen der flüchtigen Arbeit ergänzt und füllt. Von der Reihe dieser Dramen sahen wir jetzt den Majoratserben, eine vorzügliche Leistung Emil Devrient's, der hier Gelegenheit hat, den verwöhnten Vornehmling unserer Cultur mit dem ganzen comfortablen Behagen eines gutmüthigen Sonderlings auf das feinste zu zeichnen. Es ist nicht zu läugnen, daß er in diesen Stücken von der Verfasserin des Oheims am glücklichsten ist, theils weil ihm die Finessen der Repräsentation zu Gebote stehen, theils weil er hier productiv sein kann; die Leistung des Schauspielers ist hier bedeutender als die literarische Leistung. Seltsam, daß man es dem Darsteller verübeln will, wenn er sich hier mit allen Künsten waffnet, alle Coquetterien der Gesellschaft zu Hülfe nimmt, um das Zeitalter zu portraitiren. Man macht es ihm fast zum Vergehen, daß er sich in der Sphäre der heutigen Gesellschaft gefällt, daß er Genie genug hat, die Schwächen seines Zeitalters noch liebenswürdig zu zeichnen. Seltsame Menschheit von heute! Wenn Dir die Literatur einen Spiegel vorhält, der nicht schmeichelt, so bist Du empört und rufst die Polizei zu Hülfe. Glücklicherweise will Niemand mehr Märtyrer sein, Du würdest keinen anerkennen. Und wenn Dir ein graziöser Schauspieler Deine Schwächen aimable macht, so thust Du wunder wie spartanisch und sagst, Du wärst gar nicht so eitel, in Deine Faiblesse verliebt zu sein. Armes Geschlecht, wie ist Dir beizukommen? Du thust, als ob Literatur und Kunst besser sein könnten als Du selbst!

Als Saint George ist Herrn Devrient Spielraum gegeben, mit dem Cavalier der feinsten Cultur zugleich das Naturelement des heißen Blutes scheinbar in Harmonie zu bringen, und zugleich im fortgesetzten Widerstreit zu zeigen. Sein Saint George schwebt immer auf der Gränze, wo er in jedem Augenblicke von der Noblesse des brasilianischen Chevalier zu dem freien Sohne der schwarzen Natur, zum Negersklaven überspringen kann. Der Moment, wo dies wirklich der Fall ist, wo der fluchbeladene Sohn der Negerin in ihm entlarvt wird, gehört zu den glänzendsten Leistungen theatralischer Kunst. Daß diese Leistung, statt einem classischen Product zu Gute zu kommen, einem losen Machwerk französischer Leichtigkeit angehört, kann das Verdienst des Darstellers nicht schmälern. Die französischen Stücke geben nun einmal den Schauspielern wenigstens Stoff. Man hat das Wort Stoff so sehr erniedrigt, daß deutsche Autoren sich lächerlicher Weise für zu vornehm dünken, interessanten Stoff zu liefern. Das hat sich in Deutschland schon hinlänglich durch die selbständige Entwickelung der Schauspielkunst, durch die selbständige Haltung des Theaters der Literatur gegenüber gerächt. Eine solche recht poetisch und productiv fertige Gestalt, wie sie Emil Devrient im Chevalier Saint George gibt, ist durch seine Leistung so sehr in sich selbst getragen, daß sie das ganze Stück hält und sicher stellt. Es ist dahin gekommen, daß der Schauspieler nach Rollen fragt, und auf classisch ausgearbeitete Kunstwerke verzichtet. — Seinen Bolingbroke in Scribe's neuestem Stücke müssen wir zu seinen besten Leistungen zählen. Seydelmann in Berlin hebt wahrscheinlich die diabolische Seite an dieser Figur heraus, gibt in diesem St. John mehr den mephistophelischen Kopf, der mit Weiberhändeln, Politik und Journalismus ein überlegtes Spiel treibt. Emil Devrient gibt, wie es zweifelsohne auch St. Aubin von der französischen Truppe in Berlin nimmt, und wie es von Scribe gemeint ist, den aimable roué, dem das Spiel mit jenen Elementen im glücklichen Humor gelingt. Sein Sarkasmus in den ergötzlichen Scenen mit der Herzogin bleibt immer die feine Malice des gebildeten Mannes, die Rache des ehemaligen Lieblings der Grazien. — Auch in der schlechten Farce von Kettel, „Richard's Wanderleben", wo die Schauspielkunst als Handwerk mit sich selbst eitel grimassirt und coquettirt, bewegte sich Herr De-

vrient, ich möchte sagen, mit der ganzen Ueppigkeit seiner Eleganz und Virtuosität. Das Haus war bei dieser schlechten Farce gedrängt voll. Es ist ganz erklärlich und billig, daß der Schauspieler seinem Publicum und seinem Zeitalter huldigt.

Zwei Schwestern.

(Beschluß.)

Marie nämlich, als sie durch den Vater Kunde von den letzten Vorfällen erhalten, hatte beschlossen, von den Umständen bedrängt, den Vorsatz, der erst kommendes Frühjahr ausgeführt werden sollte, auf der Stelle auszuführen. Sie hatte heimlich an einen Müller, dessen Mühle an einem benachbarten Dorfe gelegen war, geschrieben, ihm in Betreff des Vetters geschrieben, und günstige Antwort von ihm erhalten. Franz war jetzt auf dem Wege zur Mühle.

Er umarmte Marie, in der er die Gründerin seines künftigen Glückes betrachtete, mit einer Thräne im Auge an der Schwelle der Thür, in seiner Aufregung wenig um die Zuschauer bekümmert, und eilte hinaus.

„Wenn der Bursche ein Taugenichts wird," sagte der Leineweber zu seiner Frau, da Niemand um den Plan Mariens wußte, „so tragen wir die Schuld davon, Mutter."

„Die wollen wir schon auf uns nehmen," versetzte die Alte lachend; „es wird wohl nicht so viel zu sagen haben."

„Gott Lob und Dank, daß der Störenfried fort ist," sagte Minna. „Nicht wahr, Marie, Du bist recht froh dazu?"

Marie saß am Fenster und zerdrückte mit der Hand eine Thräne, die auf ihre verblühten Wangen herabfiel. Bei den Worten der Schwester stand sie auf und trat zürnend vor sie hin. „Minna," sagte sie, mit Mühe ihre Bewegung bekämpfend, „ich weiß recht gut, wer der Urheber meines Unglücks ist. Ja, ich will es Euch Allen jetzt gestehen, ich habe den Vetter lieb, recht lieb gehabt, und Ihr habt vielleicht, als Ihr ihn fortschicktet, das Glück meines ganzen Lebens zerstört. Gott vergebe Dir das, Minna; ich vermag es nicht! Ich hätte nie geglaubt, daß eine Schwester gegen ihre Schwester so schändlich handeln könnte, bis ich es jetzt mit meinen eigenen Augen gesehen! Aber Du bist auch — laß mich ausreden — ich sage, Du bist von jetzt an meine Schwester nicht mehr, ich werde Dich in Zukunft nur verachten können! Ich habe Dich von einer Seite kennen gelernt, die — doch was red' ich viel? In dem Augenblicke, wo ich dies spreche, spottest Du vielleicht schon wieder über meinen Schmerz. Nur dies will ich Dir noch sagen, daß ich Dich vom Grund meiner Seele verabscheue, und nie, nie in Zukunft wieder ein Wort mit Dir reden werde!"

Minna lachte.

Franz ist ein tüchtiger Müller geworden, und hat seinem Meister Ehre gemacht; aber seiner Cousine ist er nicht treu geblieben. Er liebte sie ja auch vielleicht niemals; und wenn Liebe und Dankbarkeit in einen Streit gerathen, trägt sicherlich die Erstere den Sieg davon.

Franz sah die Tochter des Müllers — die Tochter des Müllers sah ihn, und jetzt erst lernte der Bursche die wahre Liebe kennen. Er machte zwar keine Gedichte auf das vorbeirauschende Wasser, auf die schöne Müllerin und auf den Diamantenstaub, der vom Kammrade stäubt, aber er liebte sie mit aller Sehnsucht und Empfänglichkeit eines jugendlichen, frischen Herzens. Der Müller wollte dem jungen Burschen wohl, und so kam es denn, daß Pfingsten nicht Marie, sondern die Tochter des Müllers mit ihm vor den Altar trat.

Marie hörte diese Kunde betrübt und niedergeschlagen an.

Sie arbeitet Tag und Nacht für ihre armen Eltern, und schickt auch wohl dem treulosen Vetter zuweilen noch ansehnliche Summen auf die Mühle. Mit ihrer Schwester aber hat sie seit jener Zeit, wie sie gelobt, nicht ein einziges Wort wieder geredet.

Die Nachbarn erzählen sich lachend, daß erst Gerhard und Margareth in feindlichem Hader mit einander gelegen, und jetzt die beiden Töchter einander so entfremdet lebten, daß sie Eine die Andere keiner Sylbe würdigten. Das müsse wohl in der Familie liegen, sagen sie.

Correspondenz.

Aus Berlin, den 3. April.

[Scandal.]

Gestern gab die Aufführung des Don Juan Gelegenheit zu einem Theaterscandal, wie er in Berlin seit vielen Jahren nicht statt gehabt hat. Dem General-Musikdirector Ritter Spontini wurde vom Publikum der Reisepaß unterzeichnet, aber die Art, wie es geschah, muß durchaus unbillig und roh genannt werden; es war ein gewaltsamer und schlechter Act, eine Lynchjustiz, bei welcher sich Niedrigkeit der Gesinnung, und wie es uns scheint, Intriguen der verschie-

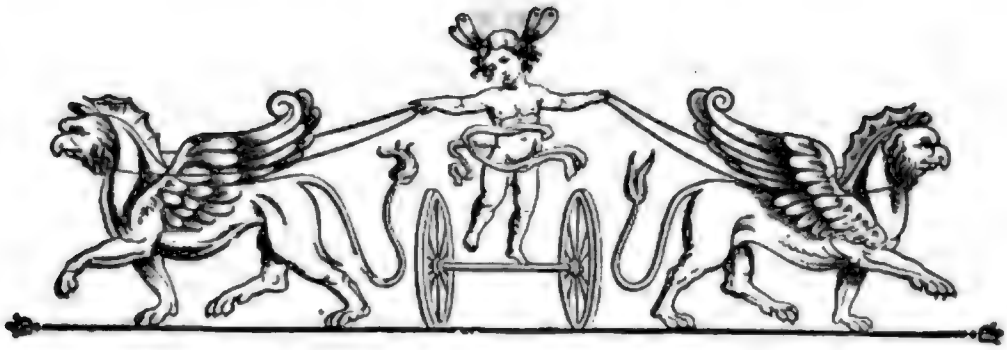
denſten Art die Hände reichten. Wir, die wir gewiß nicht zu den Freunden des Ritters Spontini gehörten, und aufrichtig, aus manchen Urſachen wünſchten, daß ſeine Verhältniſſe in ehrenvoller Art gelöſt werden möchten, können um ſo mehr nur mit Indignation von dieſem Vorfalle ſprechen, der brutal und unwürdig ſich an einem großen Künſtler verſündigt. — Andererſeits müſſen wir beklagen, daß Herr Spontini auch diesmal ſo ſchlecht berathen war, daß er gewarnt und gebeten ſich dennoch einer Beleidigung ausſetzte, von der man Wochen und Tage lang vorherwußte, daß ſie erfolgen ſolle und ſelbſt amtliche Mittheilungen gering ſchätzte. Der Hergang iſt kürzlich folgender: Sobald Herr Spontini erſchien, um die Oper zu dirigiren, erhob ſich aus allen Theilen des überfüllten Hauſes ein Heulen, Pochen und furchtbares Pfeifen, begleitet von dem vielſtimmigen Ruf: Hinaus mit ihm! fort! werft ihn hinaus! Spontini hinaus! Möſer! Möſer! (So heißt der zweite Capellmeiſter.) Wir wollen ihn nicht haben! Zum Teufel mit dem Fremden, dem Italiener! — Vergebens bemühten ſich Freunde und Gutgeſinnte, auch wenn ſie nicht Freunde waren, dieſem Treiben entgegen zu wirken, ihre Bemühungen verhallten in dem furchtbaren, immer erneuten, immer tolleren Gebrüll. Herr Spontini benahm ſich würdig. Er trat an ſeinen Platz und begann die Ouvertüre, aber ſelbſt die Pauken waren nicht zu hören und die Muſiker verſichern, ſie hätten ſelbſt nicht gehört, was ſie ſpielten. Herr Spontini dirigirte aber weiter und dirigirte noch, als die Ouvertüre ſchon fünf Minuten aus war. Zwei Male zog er die Klingel, daß der Vorhang aufgehen ſollte, aber dieſer erhob ſich nicht, und der Lärm, der einen Augenblick geſchwiegen hatte, begann nun wieder mit der größten Gewalt. Plötzlich erſchien ein Freund und benachrichtigte den Generalmuſikdirector, daß der Polizeipräſident und der Intendant ihn erſuchen ließen, ſich zurückzuziehen, da die Sänger und Sängerinnen ſich weigerten, unter dieſen Umſtänden aufzutreten, auch ſich vorherſehen ließe, daß das Publikum ſich nicht beruhigen werde. Wie wahr oder falſch dieſe Vermuthung war, laſſen wir dahin geſtellt ſein, wir glauben aber ſie war *falſch*! Wäre der Vorhang aufgegangen, ſo hätte ein bedeutender Theil der Anweſenden, der bisher theilnahmlos war, ſich ins Mittel geſchlagen, Ruhe verlangt und den Ausſchlag gegeben; nach der Erklärung, die Bühne nicht eher zu öffnen, bis der Capellmeiſter ſich entfernt habe, blieb dieſem nichts mehr übrig als zu gehen. Er that dies und entfernte ſich unter dem furchtbaren Hohn- und Jubelgeſchrei, Herr Möſer erſchien und nahm ſeinen Platz ein. Die Ouvertüre begann von neuem und der ſchmachvolle Vorgang war beendet. Und was that die Polizei? Sie iſt ſonſt zahlreich genug vorhanden, um, wie man ſich auszudrücken beliebt, Unanſtändigkeiten zu verhindern; wir wiſſen das ſeit der Athalia. That ſie nichts? Sah ſie ruhig zu und wollte ſich in nichts miſchen? Zweifelte ſie am Erfolge ihres Einſchreitens? Von hundert Berlinern werden ſonſt 99 von einem rothen Kragen in ſehr ehrfurchtsvollem Reſpect gehalten! — Man legte der Sache Spontini's ein patriotiſches Kleid an, und hörte ſogar die Phraſe: wer ein juter Patriot ſei, könne kein Anhänger Spontini's ſein! von vielen Leuten aus den höheren Ständen ausrufen. Nicht, was ſeit vielen Jahren geſchehen, was man Herrn Spontini ſo bitter, heftig und größtentheils auch gerecht vorgerückt, war alſo die Urſache dieſer Schmach! Man wollte ſeine Loyalität beweiſen und brandmarkte einen Mann darum, weil er eine unbedachte Erklärung erlaſſen, für welche er ſchon bei den Gerichten verantwortlich gemacht iſt. — Herr Spontini wird und muß jetzt gehen, aber er kann ſtolzer ſein als wir. *.

Aus Dresden.

[Das neue Theater.]

Die Eröffnung des neuen Theaters iſt auf den 17. d. verſchoben. Es iſt mit einer Opulenz ausgeſtattet, die es zu einem imperialen Opernhauſe macht, als habe man die Dürftigkeit des alten Gebäudes mit Gewalt vergeſſen wollen und das entgegengeſetzte Extrem erzielt. Aber der alte Kaſten beſaß alle Vorzüge, unter denen die beſondere Pflege des feineren Luſtſpiels und des Converſationsſtücks möglich wurde. Auf der künſtleriſch vollendeten Ausbildung dieſes Genres beruht der eigentliche Werth und Ruf des dresdener Enſemble. Auch das claſſiſche Drama befand ſich im alten Hauſe vortrefflich; die Raumverhältniſſe waren von der Art, daß die leiſeſten Nüancen des Vortrags begriffen wurden und das Recht ihrer Wirkſamkeit mit dem beſten Glück in Anſpruch nahmen. Es ſteht zu hoffen, daß die Beſorgniſſe, im neuen Hauſe werde ſich nur die Oper wohlbefinden, ſich durch die That widerlegen. Das Haus iſt wie mit Gold übergoſſen. Das unſelige Rococo hat im Innern die Wände, ſelbſt die Säulen tapezirt. Die vielen Muſchelwölbungen über den Logen ſind recht eigentlich im Stande, den Schall zu theilen, abzufangen und unwirkſam zu machen. In dieſen Tagen hat man ein Regiment Soldaten hineinbeordert, um Probe zu ſitzen. Zugleich wollte man den Schall bei vollem Hauſe prüfen. Das Ergebniß der Prüfung iſt uns noch nicht bekannt. — Man hat das Bedauern ausgeſprochen, daß der neue Tempel des Apoll mit einem Drama von ſo excluſiver Bildung und Tendenz wie Taſſo eröffnet werde; man hat den Wunſch geäußert, dem eigentlichen Volksdichter, Vertreter und Erzieher deutſcher Nation, unſerem Schiller, dürfte der Vorrang eingeräumt werden, da es ſich jetzt bei Aufführung des Tell in Berlin wieder ergibt, wie tief er eingedrungen iſt in Herz und Sinn des Volkes. Sollte Goethe mit der Ariſtokratie bevorzugter Bildung in Dresden den Reigen eröffnen, ſo hätte man den Egmont wählen ſollen. — Soviel wir hören, hat es Mühe genug gekoſtet, überhaupt nur dem Dichter vor dem Muſiker, dem Drama vor der Oper den Vorrang zuzuſprechen; nur die Beſorgniß, den ganzen Muſentempel ſofort in die Kategorie der Opernhäuſer zu bringen, hat abgehalten, mit einer Oper die Eröffnung zu feiern. †.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 72. — den 10. April 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Kritische Rückblicke.

Aus Börne's Nachlaß.

Creizenach hat für die Erinnerungsblätter des frankfurter Gedenkbuchs zur vierten Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst auch einige Mittheilungen aus Börne's Nachlaß gewonnen. Es ist ein köstlich jovialer Brief „an den Herrn Redacteur des echten Schwarzwälder", vom J. 1832. Ferner „weibliche Beiträge zum Conversationslexikon in alphabetischer Unordnung", vom J. 1818, voll sprudelnder Laune. Endlich eine Reihe von Aphorismen, denen wir folgende entheben:

„Mit dem Confecte und dem Liqueur der Schmeichelei verdirbt man Völker wie Fürsten. Brot und Wahrheit, Wasser und Klarheit — das ist mein Spruch. Vorwärts!"

„Ernsthafte Weiber gleichen einem leeren Koffer mit sieben Schlössern."

„Ich würde die Liebe allmächtig nennen, könnte sie sich selbst bezwingen."

„Das Leben ist allen Thieren gemein, aber sterben kann nur der Mensch."

„Wenn man bedenkt, wie viel bequemer es ist, zu lieben als zu hassen, so muß man eingestehen, daß die meisten Menschen aus Langerweile Böses thun."

„Es gibt Sonnen- und Mondfinsternisse in der Geschichte wie in der Natur. Die unkundige Menge erbebt bei ihrem Anblick, und wähnt, es stünde der Welt ihr Untergang bevor. Der Weise lächelt und weiß, daß sie vorübergehen."

„Im menschlichen Organismus unterscheiden wir drei Reiche: das Reich des Magens, das Reich des Herzens, und das Reich des Gehirns. Der Magen fesselt uns an die Erde; das Herz verbrüdert uns mit dem Menschen; durch das Gehirn hängen wir mit der Sonne zusammen."

„Auch die Geschichte hat ihre Temperamente. Die neueste ist cholerisch."

„Die Menschen sind Gedanken der Erde."

„Das Wahre läßt sich nicht beweisen, und was sich beweisen läßt, ist nicht wahr."

„Man muß Niemand fürchten als sich selbst."

Goethe über Fichte.

In den Erinnerungsblättern des frankfurter Gedenkbuchs zur vierten Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst finden wir auch einige werthvolle Briefe Goethe's. Der Brief an den Syndikus Schlosser, aus Weimar vom Jahr 1799, ist besonders wichtig, um zu wissen, wie in Goethe der Mensch, oder soll man sagen der Minister, dachte. „Was Fichten betrifft, so thut mir's immer leid, daß wir ihn verlieren mußten, und daß seine thörichte Anmaßung ihn aus einer Existenz hinauswarf, die er auf dem weiten Erdenrunde, so sonderbar auch diese Hyperbel klingen mag, nicht wieder finden wird." (Fichte wurde bekanntlich,

als des Atheismus verdächtig, seiner Professur in Jena entsetzt.) „Je älter man wird, je mehr schätzt man Naturgaben, weil sie durch nichts können angeschafft werden. Er ist gewiß einer der vorzüglichsten Köpfe, aber, wie ich fast fürchte, für sich und die Welt verloren." (Schlechte Prophetie! Fichte erlebte in Berlin mit dem Aufschwunge der Nation seine Glanzperiode.) „Uebrigens ist es, so klein die Sache scheint, ein Glück, daß die Höfe in einer Angelegenheit, wo eine unverschämte Präoccupation, wie Du weißt, so ungemein weit ging, einen Schritt thun konnten, der, wenn er von der einen Seite gebilligt wird, von der andern nicht getadelt werden kann. Und ich für meinen Theil gestehe gern, daß ich gegen meinen eigenen Sohn votiren würde, wenn er sich gegen ein Gouvernement eine solche Sprache erlaubte." — Goethe war damals 50 Jahr alt. — Wir gestehen gern, daß der Brausekopf Fichte sehr grob gewesen sein mag.

Kahlert über die Sage vom Don Juan.

Die englischen Kritiker des Byron'schen Don Juan haben herausgebracht, daß ein angesehenes Hidalgogeschlecht, Namens Tenorio, existirt habe, aus welchem in den Kriegen mit den Mauren ein ausgezeichneter Admiral hervorging. Dieser Admiral blieb in der Schlacht und hinterließ mehrere Söhne, deren jüngster, Juan genannt, der vertraute Freund des grausamen Pedro von Castilien war (1350). Don Juan Tenorio war als Oberkellermeister des Königs der treue Genosse bei allem Uebermuth, aller Ueppigkeit, allen Freveln, die Sevilla's Bewohner mit Entsetzen erfüllten. Noch jetzt steht in Sevilla unfern der alten Promenade der Torso einer alten Consularstatue, an welcher der Verbrecher seinen frevelhaften Muthwillen zu seinem eigenen Verderben ausließ. Im Munde des Volks heißt die Bildsäule noch immer der steinerne Gast. In spanischen Reiseberichten findet sich manche Sage von dem vornehmen Sünder, die im Volke festgewurzelt, endlich auch wohl Gebräuche hervorgerufen hat. Ein Reisender behauptet (Lewald's Echo 1837, Bd. 2. Briefe aus Madrid), daß noch heute in Madrid am Fastnachtsdienstage Don Juan als Puppe, von Kopf bis zu Füßen weiß gekleidet, mit Mantel und Federbarett angethan, auf weißen Kissen knieend, von vier Männern auf dem Prado herumgetragen werde. Vielleicht eine Ermahnung an das Volk, das Göttliche über dem irdischen Jubelrausche nicht zu vergessen. Zweihundert und funfzig Jahre mußten vorübergehen, bis die Poesie den Stoff zu ergreifen sich getraute, und die schwankenden Umrisse der Sage zu einer, wenn auch nur dürftigen Kunstgestalt erhob. Dies leistete der Predigermönch Gabriel Tellez, der von etwa 1570 bis 1650 lebte und unter dem Namen Tirso de Molina fünf Bände dramatische Werke lieferte. Bevor noch Bouterwek und Schlegel auf diese sehr selten gewordenen Schriften die Deutschen aufmerksam machten, hatte dies Dieze in einer Anmerkung zu seiner Uebersetzung von Velasquez' Geschichte der spanischen Dichtkunst gethan, wobei er jedoch irrthümlich Tellez und Tirso de Molina zu zwei verschiedenen Personen macht. Das Stück dieses Dichters, das die Sage vom Don Juan behandelt, mag in Deutschland Niemand bekannt sein. Dr. Kahlert erwirbt sich in seinem werthvollen Artikel über die Sage von Don Juan (Freihafen, 1841. Februar) das Verdienst, nach einer französischen, aber zuverlässigen Quelle Plan und Gang des Stücks zur Mittheilung zu bringen. Durch italienische Schauspielergesellschaften kam das Stück nach Paris und Molière benutzte zu seinem Drama offenbar ein italienisches Vorbild, dessen Scenarium uns Kahlert gleichfalls gibt. Erklärlich war es, daß Arlecchino sich unter den Händen der Italiener in den spanischen Stoff eindrängte. Molière ließ seinen Don Juan ou le Festin de pierre, comédie en cinq actes, im J. 1665 auf dem Theater des Palais royal aufführen. Erst in nachmaliger italienischer Bearbeitung kam jedoch der Stoff wieder zu seinem Rechte, man kehrte zu den älteren Vorbildern zurück, der steinerne Gast und die drei weiblichen Figuren, wie sie schon Molina hatte, treten wieder als Hauptgestalten hervor, der komische Bediente blieb. Als Melodrama, als Ballet, in verschiedenartigster Form blieb Don Juan ein Lieblingsstoff der italienischen Theater. Die erste musikalische Behandlung ist Gluck's Ballet, dessen französisches Programm sich auf einer pariser Bibliothek fand. Marx, der diese Balletmusik im Clavierauszuge herausgab, setzt die Entstehung dieses Gluck'schen Werkes in das Jahr 1765. In mehrern Stellen der Musik, sagt Kahlert, weht uns bereits die tiefe schauerliche Bedeutung der Sage an, während das Programm, das er uns mittheilt, ziemlich dürftig ist. Endlich componirte Vincenzo Righini, in seinem siebzehnten Jahre, eine Oper „Il convitato di pietra", die in Wien zur Aufführung kam. Diese Composition ward indeß schnell vergessen, die Mozart'sche verdrängte sie. Lorenzo da Ponte, der 1838 zu Neuyork als Director der dortigen italienischen Oper gestorben ist, war durch Salieri's Vermittlung um 1785 Theaterdichter in Wien geworden.

Als Dichter der Operntexte „Baum der Diana" und „die heimliche Ehe" trat er als Nebenbuhler Metastasio's auf. Mit Mozart befreundet, schrieb er 1786 nach Beaumarchais das Buch zu La nozze di Figaro, und vereinigte sich im nächsten Jahre mit ihm in Prag zu einem neuen Texte zum Don Juan; Text und Musik waren nach sechs Monaten fertig. Bis 1806 gab man die Oper in Prag italienisch, dann deutsch. In Wien ward der Erfolg derselben lange Zeit durch den Beifall verdunkelt, den man Salieri's Azur spendete. Bei alle dem setzte sich die große Tondichtung in ganz Deutschland langsam, aber nachhaltig und für immer fest. Von den deutschen Uebersetzern des libretto von Da Ponte, hat Rochlitz immer noch das Beste geleistet; er hat die Gespräche edler gehalten, obwohl die große musikalische Tragödie durch die deutschen Textworte und die eingeschwärzten Dialoge noch immer entstellt genug ist. „Daß Rochlitz den Gebrauch der Bühnen in Schutz nimmt," sagt Kahlert, „mit Juan's Untergange zu schließen, und die drei folgenden Tempi des Finale wegzulassen, begreift man auch kaum, da jene Verkürzung doch lediglich einem Theatercoup zu Liebe geschehen ist."

Klinger und die Werther'sche Periode.

„Wie viele Beziehungen die strebende Literatur der siebziger Jahre zu den geselligen Kreisen in Frankfurt und Darmstadt hatte," sagt Creizenach in den Erinnerungsblättern zum frankfurter Gedenkbuch, „wie sehr an beiden Orten hochgebildete Männer und geistreiche Frauen in jene Bewegungen verflochten waren, ist aus der Literaturgeschichte bekannt. Es wird in Frankfurt noch ein Haus im Rittergäßchen bezeichnet, wo bei Klinger's Mutter, die sich als Wäscherin ernährte, wöchentlich Zusammenkünfte im Wertherisch-sentimentalen Sinne gehalten wurden, denen unter Andern auch der Maler Müller zuweilen beiwohnte. Den warmen, sprudelnden Ton, der unter diesen Jünglingen herrschte, wird man auch in den nachfolgenden Mittheilungen wiederfinden. Klinger's Briefe erscheinen im Original etwas wild und ohne strikte Orthographie schnell hingeschrieben, dagegen Heinse vieles Einzelne streicht und corrigirt, gewöhnlich nur eines zierlicheren Ausdrucks wegen. Der Ausdruck „Amor Klinger" ist darauf zu deuten, daß dieser sich eines stattlichen Aeußern bewußt war; „Feuergeist" war der Name, den Heinse in jener Genossenschaft führte. Der Briefwechsel über das Schachspiel ist eine Probe aus dem reichen literarischen Nachlaß, den Heinse dem von ihm hochverehrten Sömmerring übergab, und der zur Herausgabe vorbereitet wird." Es erfolgen dann etwa zehn Briefe von Klinger und Heinse. Wie sehr, was wir als Werther'schen Styl aus Goethe's Roman kennen, Façon der ganzen Zeit war, ergibt sich etwa aus folgender Stelle eines Klinger'schen Briefes vom J. 1775. „Mit mir sieht's widrig aus. Ich bin in der fatalsten Situation, die sein kann. Ich mag nichts detailliren, dulden will ich, so lang' meine Kraft aufrecht bleibt. Mich zerreißen Leidenschaften, die Dir unbekannt sind, und Lieber, es ist Dein Glück; daß ich heute an meinem Pulte mit geradem Sinn an Dich schreiben kann, hätt' ich mit Recht für die größte Lüge gehalten. Es ging arg mit mir, und ist noch, denn die Sache ändert sich nicht. Jeden Andern müßt' es niederschmeißen, und daß ich steh', weiß ich nicht, wem ich's zuschreiben kann und soll. Ich möchte jeden Augenblick das Menschengeschlecht und Alles, was wimmelt und lebt, dem Chaos zu fressen geben und mich nachstürzen. Doch laß es, ich weiß, auch dies verlöscht, und dann lach' ich. Bruder, glaubt' ich meine Ehre nicht gekränkt, wäre Alles gut. Denk' nicht nach, sorg' nicht. Von hier kommt's nicht. Ich könnte frei athmen, wenn ich nur wollte. Das ist eben unser Aller Unglück. Ueber diesen Brief muß ich lachen, abscheulich weise, und so Kneipen im Herzen."

Fräulein v. Klettenberg.

Bekannt ist, welchen Einfluß diese „schöne Seele" auf Goethe's Jugend ausübte. Durch ihn wurde sie mit Lavater vertraut, auf den ihr reifer Verstand, ihr feinfühlendes religiöses Wesen den tiefsten Eindruck machte. Dieser zuerst wurde aufmerksam auf ihre geistlichen Lieder, die sich durch Wärme, Innigkeit und fromme Naivetät auszeichnen. Diese Gedichte, die sie selbst „Anfangslieder" nannte, wurden von Herrn Rath Schlosser aufgefunden und hier in der Urschrift mit der Jahreszahl 1756 bezeichnet. Creizenach theilte einige davon in dem frankfurter Gedenkbuch mit. Fräulein von Klettenberg war Conventualin im St. Katharinenkloster und starb 1774.

Correspondenz.

Aus Dresden, 1. April.

[Schluß des alten Theaters.]

Gestern empfing unser altes Schauspielhaus den Abschiedsbesuch, es nahm die Trauercour von seinen ächten und unächten Freunden an, die es seit 88 Jahren gastlich beherbergt und mit den edelsten Spenden bewirthet hatte. — Es wurde gestern zum letzten Male auf der alten Bühne gespielt, und zwar Lessing's Minna von Barnhelm. — Ein

glücklicher Gedanke war es, den elegischen Moment durch das heitere Lächeln der komischen Muse zu versüßen; es war, als ob die Todesstunde eines vielgeprüften und geliebten Freundes durch Musik die Hälfte ihrer Bitterkeit verlöre. Die Darstellung, welche gerade bei diesem Werke Lessing's auf die mächtigsten Schwierigkeiten stößt, war eine gelungene zu nennen. Die Rolle des Majors von Tellheim, von jeher ein Schrecken der Schauspieler, war in die glückliche Hand des Herrn Heckscher gegeben. — Wir haben hier noch das Bild Tellheim's, wie es der treffliche Schauspieler Julius lieferte, im frischen Andenken. Julius hob den Soldaten besonders scharf hervor, die sentimentalen Stellen, in welchen die sanftere Leidenschaft sich geltend macht, dämpfte er mit großer Kunst ab, und ließ dagegen den verzichtenden, seinen edlen Grundsätzen und der für ihn daraus hervorgehenden Nothwendigkeit gehorchenden Mann hervortreten. Dadurch erhielt der Charakter ein äußerst scharfes, aber etwas kaltes und eckiges Gepräge. Herr Heckscher drängt dagegen das Soldatische an Tellheim mehr zurück, daher tritt auch das rein menschliche Element stärker hervor, der Charakter neigt sich mehr dem Pathos zu, und Tellheim gehorcht ebenso sehr seinem schönen Gefühl als dem strengen Grundsatze und einer aus demselben fließenden moralischen Nothwendigkeit. — Und so hat jeder dieser beiden würdigen Künstler uns gerührt und erfreut, ohne daß wir zu entscheiden wagen, wer dem Ideale des Dichters sich mehr genähert habe; ja, vielleicht gibt es Offenbarungen des echten Schauspielertalentes, bei welchen die Schöpfer der durch sie ins Leben gerufenen Charaktere selbst mit der Preisertheilung in Zweifel sein würden. — Fräulein Anschütz scheint durch ihre Darstellung der Minna bewiesen zu haben, daß ihr Beruf für das Lustspiel bei weitem entschiedener ist als für die Tragödie. Nur behandelte sie ihren Stoff zu leicht; das höhere Lustspiel bedingt aber mehr Tiefe der Auffassung, ja es verschmäht sogar in der Rolle einer Minna die neuere leichte französische Behandlung, das Vaudevillenartige. Hier, wo der Conflict zwischen Idee und Wirklichkeit so groß und erschütternd zur Anschauung kommt, muß der Ton gewissermaßen stets in die Tragödie hinüberklingen, und die Plastik eine gewisse Weihe bewahren, denn auch die leichte Salon-Geberdung darf nur bis zu einem gewissen Grade herrschen. — Die rühmlichste Erwähnung verdienen Madame Mitterwurzer — Franziska — Herr Pauli — Just — und Herr Heine — Marlinière —; hier war Alles Leben und komische Wahrheit. Herr Dittmarsch bot sein Aeußerstes als Paul Werner auf, und — der gute Wille ist auch zu ehren. Herr Keller versteht sich trefflich darauf, die moralische Häßlichkeit solcher Naturen, wie der Wirth in diesem Stücke ist, zu mildern, ohne ihnen etwas von ihrer komischen Potenz zu rauben. Burrmeister sprach mit ergreifendem Ernste die Worte des Epilogs, welchen Herr Hofrath Winkler (Theodor Hell) gedichtet und darin rührende Rückblicke auf das Schicksal der dramatischen Kunst auf der dresdener Hofbühne geworfen hatte. Den Prolog zur Eröffnung der neuen Bühne soll, wie man hört, Herr Hofrath Tieck dichten. △.

Notizen.

[Sebastian Bach's Passionsmusik.]

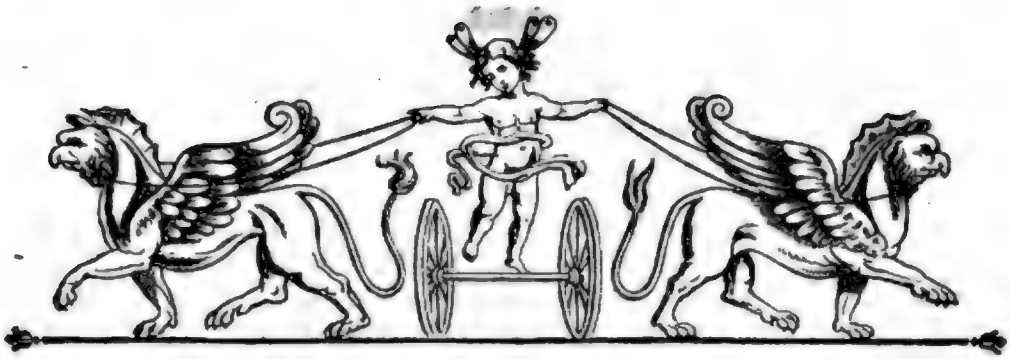
Am Abend des Palmsonntags führte Mendelssohn-Bartholdy in der Thomaskirche zu Leipzig Sebastian Bach's große Passion auf, zum Besten eines Denkmals, das dem Altmeister unsern von der Thomasschule, dem Schauplatz seines Wirkens, errichtet werden soll. Das großartige Werk war seit mehr als hundert Jahren hier nicht wieder gehört, und es war eine Riesenarbeit, den der Jetztwelt entfremdeten Genius einer so großen Anzahl Ausübenden zugänglich und vertraut zu machen. Man kann sogar behaupten, es sei eine mühsame Arbeit, diese Musik zu hören, geschweige zu durchdringen. Dieser glaubensvolle, starkmüthige, edelkräftige Hymnus zu Ehren der duldenden und opfernden Liebe ist in seiner Art mit nichts zu vergleichen, er steht in seiner gothischen Erhabenheit einzeln da, die Kraft, Fülle und Tiefe des Gefühls in den Chören und Chorälen, namentlich wo sie von der Darbringung oder Aneignung des Sühnopfers sprechen, sucht in der Kirchenmusik aller Zeiten ihres Gleichen. Die Choräle sind meist alte Sachen noch früherer Jahrhunderte, die Bach nur harmonisirte. Das Unerquickliche, Steife, Sterile wird das heutige Geschlecht hinlänglich von selbst herausfinden, aber auch überwinden, um den ganzen Riesenbau des Tonwerks zu umfassen. Die Aufführung darf, unter Berücksichtigung der großen Schwierigkeiten, eine gelungene genannt werden; die Liebe, mit welcher die Mitwirkenden für die Sache erwärmt zu sein schienen, war unverkennbar. Neben höchst mühsamer und wenig lohnender Arbeit haben die Solosänger auch sehr dankbare Stücke, z. B. die schöne Sopranarie des zweiten Theils, und unter den würdigen Leistungen der Mitwirkenden, zu denen Fräulein Schloß, die Herren Schmidt, Pögner, Kindermann und Dilettanten gehörten, gebührt der Frau Dr. Frege (Livia Gerhardt) die Anerkennung, mit ganzer Innigkeit und Pietät in den Geist des Tonwerks eingegangen zu sein.

[Du steines England, schäme Dich!]

Shelley's Genius ist im orthodoxen Altengland, wenn auch verehrt, immer noch gemeinen Angriffen ausgesetzt. Unlängst wurde Edward Moxon, der Verleger einer neuen Ausgabe von Shelley's Werken, unter der Anklage, Blasphemien gedruckt zu haben, vor eine Jury gestellt. Glücklicherweise fanden sich Formfehler in der Anklage, und so hofft man, der schmähliche Proceß könne niedergeschlagen werden. Interessant aber ist es, daß die Verfolgung nicht unmittelbar von der Regierung ausging, sondern von einem — Chartisten, dem Buchhändler Hetherington. Hetherington war nämlich selbst wegen Veröffentlichung einer Brochüre gegen die Bibel zu sechsmonatlichem Gefängniß verurtheilt worden, und suchte sich dadurch zu rächen, daß er Moxon denuncirte, und die Regierung zwang, consequent zu sein und Shelley's Geist ebenfalls durch Constables citiren zu lassen. — In Baiern widerfuhr bekanntlich Julius Seybt's verdienstvoller Uebersetzung von Shelley's „Königin Mab", „Alastor" und „der gefesselte Prometheus" das Schicksal, confiscirt zu werden. Also gar eine gewisse Aehnlichkeit zwischen Baiern und England.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei der Bücher-Anzeiger Nr. 27. von G. Basse in Quedlinburg.)



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 73. — den 15. April 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Beſuch auf S. Lazaro bei Venedig.

Von Dr. W. A. Lampadius.

Ich hatte mich ſatt geſchwelgt an den ewig jungen, ewig blühenden Kunſtſchätzen des altersſchwachen Venedigs. Ein Bild drängte das andere. Tief und reizend ſtand vor meinem innern Seelenauge die einfache liebliche Kirche Santa Maria della salute mit ihrer von roſigem Dämmerlicht erleuchteten Rotonda, die den andächtigen Beſchauer ſo freundlich einladet, in ihr nicht nur zeitliche Luſt, ſondern auch ewiges Heil zu empfangen; ich hatte mit den wolluſtvollen Schauern künſtleriſcher Ehrfurcht in der chiesa dei Frari an Tizian's und Canova's Grabſtätten geweilt, und geweint, daß ſo vieles Große nicht mehr iſt; hatte mich bald mit äſthetiſchem Abſcheu trotz ihrer vielen Säulen von Alabaſter und ägyptiſchem und cararischem Marmor, von der überladenen Pracht der chiesa dei Scalzi gewendet, durch deren Bau Venedigs reichſte Nobili ſich eben kein glänzendes Denkmal ihres Geſchmacks geſetzt haben, und ließ mich endlich in der Academia degli arti von jener herrlichen Compoſition Tizian's, der Himmelfahrt Mariä feſſeln, ungeſtört, einſam, hingegeben dem Doppelſtrom höchſter irdiſchen Schönheit und himmliſcher Glorie. Jetzt aber war ich erſchöpft und mein Führer müde; was hätte ich Beſſeres beginnen mögen, als meinen längſt intendirten Beſuch im Kloſter der Armenier auf S. Lazaro auszuführen. Unter den Fenſtern meiner Luna (ſo hieß die Locanda, die ich bewohnte) hielten die wackern Burſche mit ihren Gondeln. Ich beſtellte mir alſo zwei rüſtige Ruderer, und ſaß, nach venetianiſcher Sitte rückwärts einſteigend, bald in dem ſchwarzausgeſchlagenen Fahrzeuge, das, beflügelt von dem Wetteifer meiner Gondoliere, pfeilſchnell über den canale di S. Marco und durch die Lagunen dahinglitt. Zunächſt war es ein poetiſches Intereſſe, was mich nach jenem kleinen Eilande trieb. Ich wollte den Ort ſehen, wo das von allen Dämonen der Hölle und allen Engeln des Himmels wechſelsweiſe erſchütterte Herz eines großen Dichters einen Augenblick Ruhe gefunden hatte, jenes Herz, das die Welt verachtete, weil ſie nicht augenblicklich zu reformiren, nicht alles Philiſterthum mit einem Schlage ihr auszutreiben war; ich wollte das Kloſter ſehen, in dem Lord Byron, für einige Zeit ſeinen Rieſengedanken und abenteuerlichen Plänen entſagend, ſich mit Père Paſcal in eine kleine Zelle verſchloß, um das Armeniſche zu lernen, und eine armeniſch-engliſche Grammatik zu ſchreiben. Wie angenehm ich überraſcht wurde, in dieſem Kloſter, außer dieſer poetiſchen Bedeutſamkeit, den blühendſten Sitz wiſſenſchaftlicher Cultur zu finden, wird man vielleicht nicht ohne Intereſſe vernehmen. Ehe ich jedoch meine Leſer in das Kloſter ſelbſt einführe, werfen wir noch einen flüchtigen ſcheuen Blick auf das weitläuftige, von langen Mauern umſchloſſene Gebäude mit vergitterten Fenſtern, welches, gleichfalls auf einer kleinen Inſel gelegen, uns eine Zeit lang die Ausſicht auf das Kloſter verdeckt. Auf meine Frage nach der Beſtimmung dieſes Gebäudes antworteten die Gondoliere mit bedenk-

lichen Bewegungen nach dem Kopfe: E la casa dei passi (ſtatt pazzi, nach venetianiſchem Dialect) zu deutſch: das Narrenhaus. Seltſamer Contraſt! In ſo freundlicher Nachbarſchaft, beſpült von denſelben Meereswogen, das Haus der Cultur, und das Haus der Hypercultur. Eben begegnete uns eine Gondel mit ſpazierenfahrenden Narren. Welches waren denn nun die rechten? Das Räthſel war mir zu ſpitz, ich hätte einen Gelehrten fragen mögen. Erklärt doch der Philiſter bornirtes Völkchen jede Neigung, die außer ihrer Sphäre liegt, für Narrheit! — Wir entfernten uns indeſſen ſo ſchnell als möglich aus der gefährlichen, vielleicht anſteckenden Nähe; meine Gondoliere, die mit einem andern Fahrzeuge wetteiferten, ein paar herrliche, kräftige Burſche, führten die kleine nette Gondel bald um die Mauer des Irrengartens herum, und jetzt lag plötzlich, etwa noch in der Entfernung eines mäßigen Büchſenſchuſſes, das Kloſter vor uns, das wir nun in wenig Minuten erreichten. Schon ſein Aeußeres iſt ſehr einladend. Kirche und Kloſtergebäude ſind zierlich, aber dabei eben ſo einfach als ſolid aus rothen, mit weißem Kalk verbundenen Backſteinen erbaut. An dieſe Gebäude ſtößt ein kleiner Garten, über deſſen allerdings hohe Mauer traubenſchwere Weinranken, freundlich blühende Oleander, und die ſaftig grünen Blätter und Früchte des Feigenbaumes herüberwinkten. Des Meeres ſmaragdene Wellen beſpülen unmittelbar die Stufen, die zu dem Eingange ins Kloſter führen. Wir landeten jetzt; ich ſprang munter aus meiner Gondel und zog die Kloſterglocke. Der Pförtner, ein ſtattlicher Mann, der jedoch nicht das mindeſte Klöſterliche an ſich trug, ließ nicht lange warten, und auf mein Begehr, mich im Kloſter umzuſehen, überwies er mich einem zweiten, ſehr artig, freundlich, ja ich darf wohl ſagen, luſtig ausſehenden jungen Mann, der ſich mir als Führer präſentirte. Zwar trug er einen Bart, ſo lang, als es ihm ſein Alter geſtatten wollte, und die armeniſche lange ſchwarzbraune Kutte; aber ſein luſtiges, kluges Geſicht, und ſeine beredte Zunge würden in jedem Salon gewiß vortrefflich figuriren. Da ich ihm freiſtellte, die Unterhaltung lateiniſch, franzöſiſch oder italieniſch zu führen, wählte er das Franzöſiſche. Seine Mutterſprache war das Neugriechiſche, denn er war von griechiſchen Eltern in Conſtantinopel geboren. Zuerſt betraten wir jetzt die einfache, aber höchſt geſchmackvolle, nette, ſaubere Kirche, die ſehr wohlthätig gegen die überladene Pracht anderer venetianiſcher Kirchen abſticht. Eine gute Copie der berühmten Madonna von Saſſoferrato iſt ihre Hauptzierde. Ein Laienbruder fegte eben die Kirche rein, während einer der Mönche in einem Winkel ſein Gemüth durch einige Gebete auszufegen ſchien. Um Beide in ihren Functionen nicht zu ſtören, verließen wir die Kirche bald. Von hier aus geleitete mich mein Führer zu der occidentaliſchen Bibliothek des Kloſters. Sie befindet ſich in einem gleichfalls ſehr ſaubern, netten Saale; rings an ſeinen Wänden ſtehen hohe Glasſchränke, in denen das Gediegenſte aus allen Sprachen und Zweigen der Literatur des Abendlandes aufgeſtellt iſt. Den gehörigen Bücherſtaub freilich, der für eine Bibliothek in Deutſchland unerläßlich zu ſein ſcheint, ſucht man hier vergebens. In der Mitte ſteht die Büſte des Stifters der ganzen Anſtalt, Mechitar, und indem ich ihrer erwähne, wäre hier wohl der Ort, Einiges von dem Leben und Wirken dieſes merkwürdigen Mannes zu ſagen. Mechitar wurde geboren zu Sebaſte, einer Stadt Kleinarmeniens, im Jahr 1676. Schon in ſeinem neunten Jahre zeigte er eine beſondere Vorliebe für den geiſtlichen Stand, und erhielt daher ſchon jetzt die ſogenannten vier kleinen Weihen; mit funfzehn Jahren trat er in ein Kloſter ohnweit Sebaſte, genannt das Kloſter zum heiligen Kreuz, wo er das Mönchsgewand nahm, und in demſelben Jahre (1691) als Diakonus ordinirt wurde. Hier fand ſein wiſſenſchaftlicher Sinn die erſte Nahrung; aber der Aufenthalt in dieſem Kloſter vermochte bald das einmal geweckte Bedürfniß nicht mehr zu befriedigen. Er ſchloß ſich deshalb an einen armeniſchen Lehrer aus Eſchmiatzin an, der ihm dieſe Stadt als den Sitz eines univerſalen Wiſſens geſchildert, und ihm verſprochen hatte, ihn dorthin zu geleiten. Auf dieſer Reiſe berührte Mechitar Erzerum, und ſah hier zum erſten Male einen europäiſchen Miſſionair, durch den ſeine Sehnſucht nach europäiſcher Cultur und Wiſſenſchaft mächtig angeregt wurde. In Eſchmiatzin ſah er ſich dagegen bald enttäuſcht, und begab ſich in ein Kloſter bei Erzerum, Namens Paſſene, wo er auf Verlangen des Superiors neunzehn Monate als Lehrer der Jugend verweilte. Hier machte er unter andern die Bekanntſchaft eines armeniſchen Edelmannes, der ihm wieder Manches von den Ländern des Weſtens erzählte. Seit dieſer Zeit ſuchte Mechitar eine Gelegenheit, Europa und vor allen Rom zu beſuchen. Vor der Hand aber begab er ſich wieder in ſein Kloſter zum heiligen Kreuz nach Sebaſte zurück, im Jahr 1693. Nach mancherlei Wechſelfällen, durch welche ſeine Reiſe nach Rom ſtets vereitelt wurde, nachdem er Sturm, Schiffbruch, Peſt u. ſ. w. glücklich überſtanden, aber freilich dadurch immer wieder in ſein Kloſter zurückgeworfen

worden war, erhielt er hier die eigentliche Priesterweihe im Jahr 1696, und erwarb sich drei Jahre später in dem vorerwähnten Kloster Passene den Ehrentitel eines Doctors der heil. Schrift, mit welchem das Recht über das Evangelium zu predigen verbunden war. Unterdessen reifte in seiner Seele immer mehr der große Plan, eine wissenschaftliche Akademie für die Erleuchtung seines Volkes zu gründen. Da er bei dem Superior seines Klosters, dem Bischof Macarius, mit seinem Plane keinen Anklang fand, so entschloß er sich, auf gut Glück mit wenigen Schülern nach Constantinopel zu gehen, was er im Jahr 1700 denn wirklich ausführte. Hier wohnte er anfangs in Galata, später in Pera, wo er ein kleines Haus zur Buchbinderwerkstatt einrichtete, und den Unterricht für seine Anhänger unter dem Vorwande, sie mit mancherlei Handarbeiten zu beschäftigen, fortsetzte. Der Zustand des Landes sowohl, als die Lage seiner Nation, gestattete damals keine andere Form für seine Gesellschaft. Aber kaum hatte diese einigen Bestand gewonnen, als er durch die Intriguen seiner eigenen Landsleute, die ihm den Ruhm eines Erleuchters seiner Nation nicht gönnen wollten, wieder aus seinem Asyl aufgeschreckt wurde. Er mußte sich unter den Schutz des französischen Gesandten flüchten. Doch unternahm er diesen Rückzug in bester Ordnung. Er zog die in der Umgegend zerstreuten Mitglieder der Gesellschaft an sich, und warf, da es nun galt, einen neuen Wohnsitz zu wählen, seine Augen auf das fruchtbare, milde Morea, welches damals unter Venedigs Botmäßigkeit stand. Die Erlaubniß, sich dort anzusiedeln, erlangte er leicht. Doch gelang es ihm nicht ohne Gefahr von Constantinopel zu entkommen. Er floh unter der Maske eines Kaufmanns. Von dieser Zeit an datirt sich die eigentliche Constituirung der Gesellschaft. Mechitar ward zu ihrem Obern erwählt, und die Glieder der Gesellschaft nannten sich mit einem allerdings etwas stolzen Namen: „Adoptirte Söhne der heiligen Jungfrau, Prediger der Buße.“ 1703 landete Mechitar in Napoli di Romania, wo er seine Gefährten, die er vorausgeschickt hatte, sechzehn an der Zahl, alle in vollkommener Sicherheit und Gesundheit wiederfand. Man wählte zur Gründung eines Klosters die Stadt Modon. Der Gouverneur des Landes, Angelo Emo, verwilligte ihnen dort gern einen Platz, und wies ihnen außerdem noch zwei Dörfer an, von deren Einkünften sie ihren Lebensunterhalt bestreiten sollten, jedoch unter der Bedingung, daß der Bau des Klosters binnen drei Jahren vollendet wäre. Da aber Mechitar fast ganz ohne Mittel war, so konnte es nur durch die Freigebigkeit des edlen Emo und anderer Wohlthäter gelingen, daß endlich im Jahr 1708 auch der Grundstein der Kirche gelegt wurde. Der Gouverneur that dies in eigener Person, unter dem Klange militärischer Musik und dem Donner der Kanonen. Inzwischen wurden auch die Statuten der Gesellschaft durch Clemens XI. bestätigt, und Mechitar'n die Würde eines Abtes übertragen. Sieben Jahre blühte nun das Kloster auf Morea, und mit ihm wuchsen täglich Mechitar's Verdienste um das Heil seines Volkes; da brach plötzlich jener Krieg zwischen den Türken und Venetianern aus, durch welchen den Letztern Morea entrissen wurde. Natürlich wurde Mechitar in dieses Mißgeschick mit verwickelt, und mußte froh sein, sich mit seinen Anhängern noch nach Venedig retten zu dürfen. Weinend verließ er mit seinen auserwählten Freunden das ihm so theuer gewordene Morea, im Jahr 1715; ein Abschied, der ihm noch weit schmerzlicher war, als der von Constantinopel. Indessen landete er im April desselben Jahres glücklich im Hafen von Venedig.

Nach mancherlei Zögern und Zaudern, manchen Schwierigkeiten und Hindernissen wurde ihm hier endlich im J. 1717 auf Empfehlung des Gouverneurs von Morea und Verwendung mehrerer angesehener Mobili das kleine Eiland S. Lazaro zur Errichtung eines neuen Klosters überwiesen. Hier stand ehemals ein Hospital, 1180 von den Benedictinern errichtet; daher der Name. Später wurde es in ein Armenhaus verwandelt, und endlich ganz verlassen. (D. B. f.)

Correspondenz.

Aus Dresden.

[Der Verein für sächs. Alterthumskunde; Weber's Asche.]

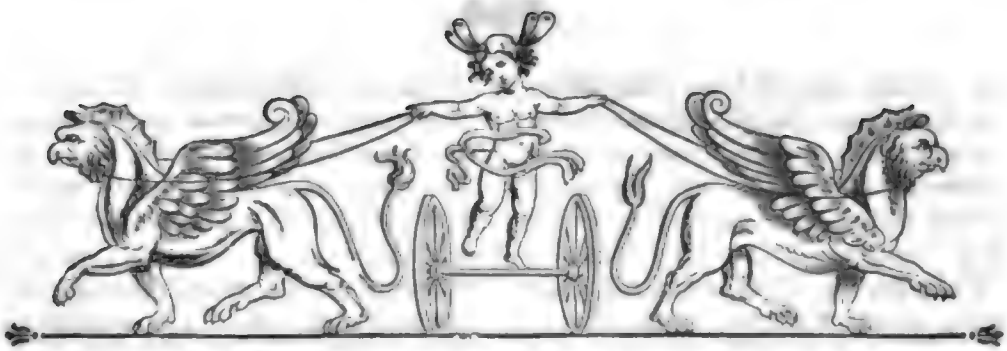
Die poetischen Schmetterlinge entfliehen ihrer Puppe; Sprosser und Nachtigallen werden zum Kaufe, Sommerwohnungen mit Gartengenuß zur Vermiethung angeboten; auch regen sich bereits mit Ankündigungen die Bad-Inspectionen, insbesondere machen die Najaden zu Kreischa und im Bielagrunde in den Zeitungen auf das moderne physische Heil an ihren Quellen aufmerksam. Denn der Vorfrühling ist gekommen, und Niemand will mit seinen Rücksichten auf die öffentliche Börse in der Befriedigung von sommerlichen Privatbedürfnissen zurückbleiben; auch die Buchhandlungen nicht. Sie künden eine Menge Werke als zu Confirmandengeschenken geeignet an. Das beste Geschenk der Art aber ist das Buch der Natur, und Knaben laufen umher, und offeriren zum Dreierpreise dazu die ersten Lesezeichen — Violensträuschen! Wenn der Dichter nun hinausgeht in den großen Garten, diese schönste Tempelhalle der dresdener Natur, so fühlt er wohl in den Lüften schon das alte selige Geheimniß, das sich wieder offenbaren soll; es regen sich

freundliche unsichtbare Mächte zum Schmucke des Lustschlosses, in das der König Mai einziehen wird. Alles sieht noch todt und dürr, aber doch ganz anders aus; denn die Hoffnung hat ihre magische Laterne an jeden Ast gehängt. Da scheinen die immergrünen Tannen die langen rauhen Arme so froh und sehnsüchtig zum Empfange des Frühlings auszustrecken; die schlanken geisterhaften Birken wiegen sich zwischen ihnen so klug im prophetischen Winde, als hörten und verständen sie schon jedes Zukunftswort des erwarteten Bräutigams daraus; die Hamadryade guckt mit verstohlenem Lächeln aus jedem Astloche, und horcht mit angehaltenem Athem auf die frühen Waldstimmen. Nur das dürre Strauchwerk mit seinen niederen Geistern erscheint theilnahmlos in dem großen flüsternden Hoffnungstraume, in den der Winterschlaf der Natur übergegangen ist; die Taxuswände dagegen, die letzten Repräsentanten der alten unfreien Zeit, worin selbst die Bäume der Censurscheere unterworfen waren, worin alles die Zwangsjacke trug, und deshalb auch Rang und Ordnung in der Welt statt wildflatternder Jakobinerideen herrschten, — diese Taxuswände sehen recht trostlos vergnügt aus in ihrer sicheren Hoffnung, daß sie mitten in dem längst emancipirten Naturleben des großen Gartens auch wieder ausschlagen und fortgrünen dürfen, wie noch so viele herkömmlich abgegrenzte geschmacklose Dummheiten mitten in der modernen Ideenbewegung.

Dort drüben steht noch ein schönes Schloß aus der alten Schnörkelzeit. Es ist 1680 gebaut und dient jetzt einem wissenschaftlichen und Culturzwecke. Seit 1829 veranstaltet in dessen obern Räumen die Gesellschaft Flora jährlich dreimal Ausstellungen von Pflanzen, Blumen und Früchten, und vertritt somit sinnbildlich das Leben und Streben der Gegenwart, das zu den Naturhallen zurückzukehren scheint. Das Parterre des Palais ist dagegen ganz kürzlich dem sich immer mehr ausbreitenden Vereine für sächsische Alterthumskunde zur Errichtung eines Museums bewilligt worden; auch werden dort künftig die Sitzungen, wie bisher im prinzlichen Palais, statt finden. Die Sammlungen sind unter der Aufsicht des Dr. Schäfer in einem Saale und zwei daranstoßenden Zimmern aufgestellt, und zwar dergestalt, daß das Zimmer rechts die vorchristlichen germanischen und sorbischen Alterthümer, der Saal die mittelalterlichen weltlichen und das Zimmer links die kirchlichen enthält. Somit ist das Palais auch ein Tempel der Culturgeschichte und deutet durch seine reizende cultivirte Naturumgebung recht sinnvoll darauf hin, daß die Wissenschaft, wie hier örtlich, sich stets der Natur in der Kunstvermittelung möglichst eng anzuschließen habe, wenn sie nicht ihren Zweck verfehlen solle; daß es sich überall um solche Verbindung, Ergänzung und Erklärung vom natürlichen Standpuncte aus handle, wenn nicht die einzelnen Bestrebungen, wie bisher, sich nutzlos zersplittern und verschwimmen sollen. Denn im Boden der Natur wurzeln die Grundideen, auf welche das Erkennen und Streben zu einem menschheitlichen Lebensproceß im Geiste der Wahrheit stets zurückzuführen ist. Wohin man jetzt auch blicken mag, sieht man überall die Unnatur als Folge der Lüge, des falschen oder vielmehr des mangelnden Princips. Trefflich geeignet zur Ausgleichung der historisch verballhornten Wissenschaftszustände sind Vereine, wie der für sächsische Alterthumskunde. Denn nur ein vereintes Streben, worin die subjective eitle Thätigkeit sich nicht mehr als Mittelpunkt der Intelligenz beäugeln kann, sondern einem positiven Zwecke, objectiv in Production und Kritik dienstbar bleibt, vermag fördernde Resultate zu erringen. Geschichtliche, statistische, geographische und naturbeschreibende auch sprachliche Werke sollten immer nur von solchen Vereinen ausgehen, dann würde für diese Wissenschaften stets ein fester allgemeiner Stand- und Uebersichtspunct vorhanden sein; und vorüber die Zeit der schlechten Bücher und der maßlosen Gelehrteneitelkeit, welche den graden allgemeinen Fortschritt aufhalten. In den Vereinen hat die positive Wissenschaft eine eigentlich sociale Geltung statt der früheren Monopolkrämerei erlangt; von ihnen aus wird sie auch leicht Wege ins Volksleben finden, wie eine populäre Moralphilosophie einst den auf die Kanzel.

Bei den Urnen voll tausendjähriger und noch älterer Asche, welche ich in jenem Gartenpalais sah, fielen mir die „Aschensympathieen" der Gegenwart ein. Warum müssen wir für unsere christlichen Leichen dem vorchristlichen poetischen Leben und Sterben das Wort „Asche" als Euphemismus abborgen; warum verbrennt man die Todten nicht, und macht dadurch das Begräbniß der Scheintodten unmöglich und die Leichenhäuser überflüssig, die ohehin noch nicht allzu zahlreich sind! — Doch zu den Angelegenheiten der Weber'schen Asche. Die hiesige Liedertafel hat am 26. März ein Concert zum Besten derselben gegeben, dem auch der Hof beiwohnte. Es wurde durch einen Prolog von Julius Mosen eingeleitet, und ist ganz ehrenwerth durchgeführt worden. Insbesondere erwarb sich Frln. Feldheim, früher der hiesigen Oper ganz angehörig und noch bei jedesmaliger Aufführung der „Zauberflöte" mit eminenter Stimmenhöhe als Königin der Nacht par excellence, großen Beifall; aber freilich wäre mit der Unterstützung der königlichen musikalischen Capelle eine ganz andere Wirkung noch erzielt worden. Diese ist folgendermaßen verscherzt worden, wie ich hörte. Der Aschencomité hatte an des Generaldirectors Excellenz das Gesuch um die Mitwirkung der Capelle ergehen lassen, und vorläufig zur Antwort erhalten, daß in London von ihm Anfragen über die Beschaffenheit der Weber'schen Ueberreste, über Requisitionswege und Art des Transports geschehen wären, und binnen drei Wochen die Antwort erfolgen könne. Bis dahin würde die Generaldirection keine Schritte in der Angelegenheit thun, dann aber gern den Umständen angemessen zu ihrer Förderung beitragen. Ohne weitere Erklärung gab nun der Comité sein Concert, und trennte sich somit von den besten Kräften für dessen Zweck. Denn die Generaldirection fand nicht für gut, eine Antwort, welche sie direct zu erwarten hatte, aus der Concertanzeige in den öffentlichen Blättern indirect zu entnehmen, und ignorirte die Sache vorläufig mit dem vollsten Rechte, änderte auch nicht das Repertoir, wo für den Concerttag eine Oper angesetzt war, wird aber durch eine brillante Aufführung der „Euryanthe" im neuen Hause dieser Angelegenheit vaterländischer Pietät nachträgliche Unterstützung gewähren. (D. B. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 74. — den 16. April 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Brief aus England.

Insel Wight, Parkhurst Gefängniß.

— Es ist kaum zu glauben, wie wenig man im Allgemeinen in England dafür sorgt, ja nur daran denkt, die unglückliche Straßenjugend nicht zu Verbrechern aufwachsen zu lassen. Wenn in keiner andern, stehen wir gewiß in dieser Hinsicht gegen jede achtbare europäische Nation zurück. Ich habe in Holland, Belgien, Deutschland und Frankreich ziemlich alle großen Städte, aber in keiner en masse schmuzigere, zerlumptere und elendere Straßenjugend gesehen als in London, Edinburg, Dublin, Glasgow und ähnlichen Hauptplätzen der großbritannischen Bevölkerung. Ihr heimath- und gesetzloser Zustand ist ein positiver, öffentlicher Skandal, und das Begehen erst kleiner, dann großer Verbrechen a matter of course. Nachdem ein solcher Junge zu wiederholten Malen vor'm Polizeirichter gestanden, und Schritt für Schritt durch Einsperrung schlechter worden ist, he works his way, wie der Ausdruck lautet, bahnt er sich den Weg nach Old Bailey, nach dem Court of Justiciary oder einem andern Obertribunale. Das Merkwürdigste hierbei ist, daß Jedermann das weiß, Jedermann darüber schreit, und doch mit Ausnahme einiger Privatanstalten — ein Tropfen im Meere — lange Zeit für Abstellung des Uebels nicht das Geringste gethan, eine durchgreifende Maßregel noch heute nicht beliebt worden ist. Hat demnach ein Junge sich bis vor einen Gerichtshof „gearbeitet", dem Gewalt zusteht über Leben und Tod, so wird der kleine nichtsnutzige Mensch — so klein vielleicht, daß er auf einen Tisch gestellt werden muß, um den Geschworenen sein pfiffiges, ungewaschenes Gesicht zu zeigen — auf eine Reihe von Jahren zur Deportation verurtheilt, und die bürgerliche Gesellschaft weiß es den Richtern wohlgefällig Dank, einen Burschen los zu werden, der sie Jahre lang geplagt, und in der einen oder der andern Art dem Lande ein gutes Stück Geld gekostet hat. Ist es doch keineswegs sehr lange her, daß mit dergleichen Jungen noch kürzeres Procedere gemacht, sie sans Façon aufgeknüpft wurden. Dieser schöne Gebrauch ging mit der Regierung des dritten George zu Grabe. Seitdem schickt man sie größtentheils in das Gefängniß zu Millbank oder auf die Hulks in der Themse, wo sie härter als Lastthiere arbeiten müssen und um Vieles schlechter gehalten werden, oder deportirt sie kurzweg nach Neu-Süd-Wales, wo sie Sklavendienste verrichten. Nur ausnahmsweise und in Folge ganz besonders günstiger Umstände sind Einzelne gebessert zurückgekommen; die Meisten werden im Vaterlande oder anderwärts moralisch verderbter, als sie beim Antritte ihrer Sklaverei waren, auf die bürgerliche Gesellschaft losgelassen. Bei dieser Lage, richtiger, diesem Gräuel der Dinge, war die im December 1838 erfolgte Errichtung des Parkhurst-Gefängnisses oder Correctionshauses auf der Insel Wight ein dankenswerther Entschluß der Regierung. Das Gebäude steht auf einer Anhöhe ungefähr eine halbe Wegstunde von Newport auf der Straße nach Cowes, ist mit hohen Mauern um-

Amt, und geht Anfangs nach Kiew, Kal. Nov. 1. Nachdem er 1 Jahr daselbst gewesen, kommt er nach Wilna, wo er 2 Jahre bleibt, und dann nach Minsk, wo er 3 Jahre bleibt, und dann nach Mohilew, wo er Neujahr 1864 ankommt, und 1 Jahr bleibt, und dann nach Witebsk, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Polotzk, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Dünaburg, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Riga, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Pernau, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Reval, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Petersburg, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Moskau, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Tula, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Orel, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Kursk, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Charkow, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Poltawa, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Kiew, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Shitomir, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Kamenetz-Podolsk, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Odessa, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Nikolajew, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Cherson, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Simferopol, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Sebastopol, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Jekaterinoslaw, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Taganrog, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Rostow, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Astrachan, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Saratow, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Pensa, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Simbirsk, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Kasan, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Nischnij-Nowgorod, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Wladimir, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Jaroslaw, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Kostroma, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Twer, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Moskau, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Petersburg, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Reval, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Pernau, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Riga, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Dünaburg, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Polotzk, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Witebsk, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Mohilew, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Minsk, wo er 1 Jahr bleibt, und dann nach Wilna

gann, kann ich gerne beistimmen lassen, will etc.

Ich habe mich bemüht, diese Regeln so kurz als möglich zu fassen. Wenn sie dennoch etwas weitläufig geworden sind, so ist dieß theils in der Natur der Sache begründet, theils in der Absicht, sie so deutlich zu machen, daß sie auch ohne Beispiele verstanden werden können. Ich habe mich daher auch bemüht, sie so zu ordnen, daß sie, wenn es nöthig ist, ganz auswendig gelernt werden können. Ich habe sie in dieser Absicht in Paragraphen eingetheilt, und mich bemüht, diese Paragraphen gehörig zu ordnen. Ich glaube, daß sie dadurch leichter zu behalten sind, und daß man sie, wenn man sie einmal gelernt hat, leichter anwenden kann.

Ich habe mich bemüht, diese Regeln

„Im Mittelpunkte deutscher Gesittung, einem gebildeten ruhigen Publicum gegenüber, das weder in pedantischer Vorliebe des Alten, noch in blinder Vergötterung des Neuen, das Gute willig unter allen Formen wiedererkennt, ist schon durch diese zufälligen Verhältnisse merklich vorgearbeitet worden. Selbst die im Wesentlichen vorhandene Einheit des Stammes der Bevölkerung ist ein nicht zu verkennender Vortheil, der benachbarten größeren deutschen Staaten abgeht, und auf eine Uebereinstimmung des Geschmacks und der Bildung von selbst hinwirkt. Das damit verbundene befriedigende Bewußtsein einer wohlgesicherten Verfassung, die uns vor dem endlosen Wechsel politischer Kleidermoden bewahrt, uns gewissermaßen in ein conservatives Verhältniß setzt, die ferner, ohne stabiler Verknöcherung preiszugeben, uns vielmehr in einem ruhigen, gleichmäßigen Schritte mit der Zeit und ihrer naturentsprechenden Entwickelung erhält, strebt auf Läuterung und Consolidirung unserer Ansichten und unseres Verständnisses hin.“ — Hierher ist nun auch zu rechnen, was die Zukunft mit dem Sterne von Eisenbahnen, der rings um Dresden sich bildet, zweifellos bringen wird, indem sich in ihr dieser Vermittelungspunct zwischen Nord und Süd auch als Centralpunct socialer und ästhetischer Interessen geltend machen kann.

An die glänzende Bauperiode August's des Prächtigen erinnernd, erhebt sich der neue Tempel der Kunst in aller Großartigkeit und Schönheit, wie die neun holden Schwestern den künftigen Wohnsitz nur irgend wünschen können, und des allverehrten Königs Munificenz hat zu diesem seine Residenz, Sachsen und Deutschland ehrenden, Bauwerke der neuen Zeit aufs Thätigste die Hand geboten. Aber auch die deutsche Schauspielkunst selbst wird darin durch die reichsten und besten Kräfte der Gegenwart aufs Würdigste vertreten werden, wie die Generaldirection auch im alten Hause längst es sich so rühmenswerth angelegen sein ließ. An Devrient, Heckscher, Hellwig, Pauli, Porth und andere ältere Mitglieder schließt sich in neuerer Zeit im Heldenfache durch Talent und herrliche äußere Mittel Hr. Schöpe um so bedeutsamer an, als wir hier, wie in Berlin, seit einiger Zeit eine Reihe der älteren dramatischen Meisterwerke aufführen sahen, z. B. Lear, Egmont, die Jungfrau von Orleans und andere, dabei Götz von Berlichingen binnen Kurzem mehrere Male bei vollem Hause, was einen erfreulichen Beweis für den bessern Kunstsinn unseres Publicums gibt. Daß die Opernkräfte denen des recitirenden Schauspiels nicht nachstehen, ist bekannt genug. Es ist der glückliche Tact der Generaldirection äußerst anerkennenswerth, womit sie im Repertoir älteren wie neuen Dichterwerken Gerechtigkeit verschafft. Ohne pedantisches Festkleben an den großen Mustertragödien, überhaupt ohne einseitige Richtung, verwendet man die vorhandenen schönen Kräfte auch in der Berücksichtigung jüngerer Schöpfungen, und somit in dem Sinne einer wahren Nationalbühne, welche sich durch den politischen Genius der Gegenwart erfrischen und verjüngen soll. Möchte die deutsche Gesinnung der Direction dabei den überwässerten französischen Eindringlingen soviel als möglich den Tempel verschließen! Denn hier ist einer der Puncte, wo der Nationalgeist mit Stolz sich geltend zu machen hat. — Das alte Theater, das am 31. März mit „Minna von Barnhelm“ geschlossen wurde, stand seit 1761; seit 1755 hatte man ein hölzernes Gebäude.

Notizen.

[Georg Forster über Wien.]

In den Erinnerungsblättern, welche Th. Creizenach dem Gedenkbuch zur vierten Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst, begangen zu Frankfurt a. M. im Juni 1840, beigefügt hat, finden wir auch Briefe von und an Thomas von Sömmerring, den Arzt und Naturforscher, den wir aus dem Verkehr mit Goethe kennen. Sömmerring war 1755 in Thorn geboren und starb 1830 in Frankfurt a. M. Georg Forster schreibt im Jahre 1784 mit einer Art von Entzückung über Wien. „Für ein Herz, wie das meinige“, schreibt er, „welches der Freude, mit Menschen zu leben, sie lieben und von ihnen geliebt zu werden, so offen ist, muß ich Dir gestehen, ist Wien ein Paradies. Empfinden war immer meine erste Wollust, Wissen nur die zweite, und wieviel Ueberwindung es mich gekostet hat, in den Zeiten der traurigen Schwärmerei und Bigotterie mein Gefühl zu kreuzigen, ist mir selbst in der Erinnerung entsetzlich“. (Dann schildert er den wiener Comfort, nimmt die Wiener gegen die Anschuldigung großer Schlemmerei in Schutz.) „Wenn sie von den Bemerkungen der Reisenden und jenes Nicolai“ (also hatte das damalige Wien so gut wie das jetzige Italien seinen Nicolai?) „über ihr Fressen sprechen, werden sie nie eifrig, sondern sagen blos: Es sei wahr, daß sie gern was Gutes äßen, weil sie es hätten, und man habe ihnen gesagt, die Berliner äßen auch gern was Gutes, wenn sie es nur hätten; ihr eigner König wisse das wohl. Sie wollten ja gern die Leute an ihrem Ueberfluß Theil nehmen lassen, wenn man nur zu ihnen käme. Von aller Animosität ist man hier weit entfernt, so sehr auch in Berlin gehetzt wird.“ Von Literaten werden unter Anderen Sonnenfels und Blumauer erwähnt. „Sonnenfels ist voll Talent und hat ein gutes Herz, aber er ist zu eitel und spricht unaufhörlich von sich selbst.“ — „Blumauer ist außer seinen Gedichten ein sehr philosophischer Kopf, dem man aber weder Dichtkunst noch Philosophie ansieht, so nüchtern und lang und trocken sieht er aus.“ —

[Musik in Leipzig.]

Am Charfreitage pflegt Musikdirector Pohlenz in der Paulinerkirche geistliche Musik aufzuführen. Diesmal fiel seine Wahl auf Cherubini's Missa solemnis und Haydn's sieben Worte am Kreuze. Die Messe gehört zu Cherubini's schönsten Sachen, er ist hier wie immer, nicht großartig, aber edel, glatt, abgerundet in seinen Gedanken, sich nie übernehmend, immer gehalten und fest. Haydn's zarte Innigkeit ist wohl nirgends so schwungvoll als in dem gedachten Oratorium. Die würdige Ausführung war denselben Kräften anvertraut, die wir neulich bei Gelegenheit der Bach'schen Passion namhaft machten.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 75. — den 17. April 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Brief aus England.

(Beschluß.)

Die zwei Stock hohen Gebäude, in deren Mitte die Amtswohnung des Gouverneurs sich befindet, umschließen ein offenes, geräumiges Viereck, und der hinter den Gebäuden liegende Theil der Anhöhe ist ebenfalls eingefriedigt und dient als Garten. Die ganze äußere und innere Einrichtung ist höchst anständig, aber auch nichts mehr. Nirgends hat man den Zweck der Anstalt aus den Augen verloren. Ueberall herrscht Reinlichkeit und strenge militairische Zucht. Auch sind die meisten Beamten früher Militairs gewesen und tragen Uniform. Capitain Woollcombe — ist Gouverneur und Director. Der Capitain hatte schon seit mehrern Jahren den Dienst quittirt und lebte auf seinem Gute, als die Anstalt für verwahrloste Kinder, die er daselbst aus eigenen Mitteln begründet, die Beachtung des Staatssecretairs des Innern gewann, und ihn in dem Capitain den Mann erkennen ließ, der besser als Einer sich zum Vorsteher des Parkhurst penitentiary eignete. Der Capitain nahm die Stelle an. Ich will ihm keine Lobrede halten; sie könnte von mir parteiisch klingen; wer aber einen geraden, biedern, von der auf ihm lastenden moralischen Verantwortung tief durchdrungenen und seine Pflicht über Alles stellenden Mann kennen zu lernen wünscht, der suche die Bekanntschaft des Capitain Woollcombe. — Während der ersten zwölf Monate wurden 157 Knaben in die Anstalt gebracht. Gegenwärtig beläuft sich die Zahl auf 182, und Raum ist für 320. Sämmtliche Züchtlinge stehen in einem Alter von 9 bis 16 Jahren, und über zwei Drittel sind zwischen 11 und 13 Jahre alt. Bei seiner Ankunft wird Jeder in ein grauwollenes Habit gekleidet, mit der Nummer auf dem Kragen und den Buchstaben P. P. auf der Brust. Zweck der Anstalt ist allerdings sowohl Bestrafung als Besserung; doch wird in erster Hinsicht Alles vermieden, was mit den Gewohnheiten und dem Charakter eines Knaben unverträglich erscheint, ihn vor sich selbst entwürdigt und dadurch verhärtet und verstockt. Capitain Woollcombe hat mich versichert, daß er um keinen Preis seine Stelle angenommen haben würde, wenn es nur entfernt im Plane gelegen hätte, das zeitherige — wie er sich ausdrückte — in Eisen gegossene Strafsystem beizubehalten. Seine Methode ist, durch sanfte Mittel zu bessern und zu unterrichten, jedoch die Knaben nicht so zu behandeln, daß Andere Lust bekommen können, ein Verbrechen zu begehen, um nach Parkhurst geschickt zu werden. Dieselbe Ansicht hegt der Geistliche, Thomas England, der meines Erachtens in Betreff der Erziehung einen gerade zum Ziele führenden Weg geht. Er ist aufgeklärt, freundlich, unermüdet, ein liebenswürdiger Mann, mit einem Worte, ganz der Mann für solchen Posten.

Von jedem eingelieferten Sträflinge weist ein Register nach, was ihn auf die Bahn des Lasters geworfen, wer seine Eltern und nächsten Verwandten, ob er Schule und Kirche besucht, wie viel oder wenig er gelernt, welche Bücher er gelesen, womit er sich beschäftigt, was seine Lieblingsneigung, wie oft er bereits eingesperrt

worden, und wie er sich da betragen. Ich habe das Register über die jetzt vorhandenen 182 Knaben durchgegangen und mir Mehreres notirt, was ich bemerkenswerth glaubte. Unter den Veranlassungen zu Verbrechen kommen am häufigsten vor: eine nachsichtige Mutter — schlechte Gesellschaft — Mißhandlung von Seiten der Eltern — lasterhafte Bekannte — Mangel an Bestrafung — verschlechternder Umgang im Gefängnisse — Unwissenheit — Bier- und Branntwein-Läden — der Tod der Mutter — Nachlässigkeit des Vaters — beide Eltern Trunkenbolde — von der Mutter ausgeschickt, um zu betteln und zu stehlen — gezwungen zum Verbrechen — beide Eltern Landstreicher — im Nichtsthun aufgewachsen — Verlangen, ins Theater zu gehen. Auf den Grund verhangener Untersuchungen sind bereits im Gefängnisse gewesen: einer 13 Mal, zwei 10 Mal, drei 6 Mal, neun 5 Mal, achtzehn 4 Mal, sechsunddreißig 3 Mal, sechsundfunfzig 2 Mal und siebenundfunfzig 1 Mal. Woraus sich zu ergeben scheint, daß die gewöhnliche Strafart mittelst kurzen Einsperrens, statt die Knaben zu bessern, genau das Gegentheil wirkt. Die größere Hälfte der 182 sind londoner Stadtkinder, 11 aus Schottland, 1 von der Insel Man, 2 aus Quebeck, und die übrigen aus englischen Fabrikstädten. Das letzte Verbrechen derjenigen, die wiederholt in Untersuchung gewesen und schuldig befunden worden, ist meist Einbruch und großer Diebstahl, und die zuerkannten Straferkenntnisse verhängten über drei 15jährige, über einen 14jährige, über vierzehn 10jährige, über hundert und funfzehn 7jährige und über zehn 5jährige Deportation, dann über zwölf 3jähriges, über dreizehn 2jähriges, über acht 1½jähriges, über zwei 1jähriges und über vier 6monatliches Gefängniß. Wenn es mich auf der einen Seite wunderte, daß von sämmtlichen 182 nur 12 keine Schule, die Uebrigen hingegen solche bald länger, bald kürzer besucht hatten, so verbot doch auf der andern Seite die Annahme, daß der Einfluß des Schulunterrichts auf Moralität sehr gering sein müsse, sich deshalb, weil ich bemerkt fand, daß die Meisten zwar das neue Testament, aber kein anderes Buch hätten lesen, und zwar den Katechismus hersagen, aber kaum die Bedeutung eines einzigen Gebotes hätten erklären können. Das zeigt nebenbei, wie erbärmlich im Allgemeinen der Elementar-Schulunterricht in England beschaffen ist.

Da unter so bewandten Umständen die Sträflinge bei ihrer Einlieferung ziemlich gleichmäßig unwissend sind, so beginnt für Alle der Unterricht mit dem Alphabet, und geht dann weiter zum Lesen, Schreiben, Rechnen, und einigen allgemein nützlichen Kenntnissen. Die Schulstuben stoßen unmittelbar an die Wohnung des Gouverneurs, sind geräumig, haben Tische und Bänke, und — was ich nirgends gesehen — der untere Theil der Wände ist mit einem glatten, schwarzen Firniß überzogen, der die Stelle schwarzer Breter und Schiefertafeln vertritt. Vor diesen stehen die Knaben, die lesen und schreiben lernen sollen. Der Lehrer zeigt ihnen einen groß gedruckten oder geschriebenen Buchstaben, und jeder zeichnet ihn mit Kreide an die Wand. Dasselbe geschieht mit den Zahlen, und die Fortschritte der Schüler sind überraschend. In zwei bis drei Tagen weiß Jeder sein Alphabet. Dann amüsirt es sie, vorgesagte Worte und Sätze an die Wand zu malen. Haben sie darin einige Fertigkeit erlangt, bekommen sie Feder und Papier, und nach Verlauf von sechs Monaten versteht in der Regel Jeder gut zu lesen und mindestens leidlich zu schreiben. Ja, ich habe Schreibebücher gesehen von Knaben, die drei Monate vorher keinen Begriff von Buchstaben gehabt und jetzt — aufrichtig — besser schrieben als ich. In England ist diese Lehrmethode eine Neuigkeit; ich weiß nicht, ob bei Ihnen in Deutschland. Jedenfalls sind Capitain Woolcombe und Pastor England von der Trefflichkeit derselben auf das Vollständigste überzeugt. „Die schwarze Wand," sagte mir der Pastor, „verfehlt ihre magische Anziehungskraft bei keinem Knaben. Den Einfältigsten und Trägsten macht sie munter und thätig. Kaum hat er das Stück Kreide in der Hand, so belebt sich sein Gesicht, und was sein Inneres birgt, lockt die Wand heraus. In andern Schulen lauert Jeder auf den Stundenschlag. Hier achtet keiner darauf. Alle Aufmerksamkeit ist bei der eigenen oder bei der Schreiberei des Nachbars." Und als Unparteiischer kann ich versichern, daß ich die Wahrheit dieser Worte mit meinen Augen gesehen habe.

Außer in den Freistunden darf kein Züchtling mit dem andern sprechen. Dagegen singen sie gemeinschaftlich und werden auch im Singen unterwiesen. Pastor England verspricht sich davon eine heilsame moralische Wirkung, und ist überhaupt des Glaubens, daß das Singen den Geist für den Unterricht aufschließe. Moral und Religion lehrt er selbst. Ueber der geistigen Nahrung wird der Körper keineswegs vergessen. Ein Stück gesundes Brot und ein Glas frisches Wasser sind das Frühstück. Das Mittagsmahl besteht in Fleisch, Brot und Kartoffeln. Suppe und Brot machen das Abendessen. Zum Schlafen hat jeder Knabe eine eigene Zelle, in welche er von Abend bis früh eingesperrt wird. Als Belohnung für

gutes Betragen erhält er ein Buch zum Lesen, und da die Zellen so eingerichtet sind, daß keiner mit seinem Nachbar reden kann, ist ein Buch ein mächtiges Reizmittel, sich gut aufzuführen. Alle Dienstverrichtungen, — so weit das möglich und mit dem Zwecke der Anstalt vereinbar — werden von den Knaben geleistet. Deshalb, doch nicht deshalb allein, lernen sie verschiedene Handwerke und schneidern und schustern, daß es eine Lust ist. Diese beiden Handwerke werden vorzugsweise getrieben. Zimmermanns- und Schmiede-Arbeiten vertraut man ihnen nicht mehr an. Das Handwerkszeug ist zu heimlicher Anfertigung von Dietrichen und dergleichen mißbraucht worden. Was Freistunden heißt, ist keine Zeit zum Spielen oder Müßiggehen, sondern wird entweder außerhalb des Hauses auf Garten- und Feldarbeiten, oder innerhalb auf Holzspalten und ähnliche Körperbewegungen verwendet.

Da vorläufig festgesetzt ist, daß kein Sträfling unter zwei und über drei Jahre hier bleiben soll, und die Anstalt erst seit zwei Jahren in Wirksamkeit getreten, so hat natürlich die Erfahrung noch keine Gelegenheit, ein Urtheil abzugeben. Nach Allem aber zu schließen, wovon ich Augen- und Ohrenzeuge gewesen, wird das Urtheil gewiß ein günstiges sein. Schon das spricht dafür, daß mehrere Knaben, deren hiesiger Aufenthalt sich seinem Ende nähert, den Gouverneur flehentlich gebeten haben, sie nicht zu ihren Eltern oder in ihre Heimath zurückzuschicken, indem sie dort gegen ihren besten Willen bald wieder schlecht werden müßten. Das ist nun aber der faule Fleck — there's the rub; wie soll, wie kann für diese unglücklichen Knaben gesorgt, welches Mittel kann ergriffen werden, sie mit einiger Gewißheit vor künftigen Rückfällen in die Bahn des Lasters zu bewahren? Das ist in Deutschland der faule Fleck der Zuchthausstrafe, und wie die deutsche Gesinnung sich nur zu häufig weigert, entlassenen Züchtlingen Gelegenheit zu ehrlichem Erwerb zu geben, so auch die englische. Capitain Woolcombe hat daher den Vorschlag gethan, in Ermangelung eines bessern Auskunftmittels die Knaben nach den Colonien zu schaffen, wo sie als Professionisten oder Handarbeiter willkommen sind, und es ist wahrscheinlich, daß die Regierung seinem Vorschlage Gehör schenkt. Geschieht das jedoch oder nicht, — das Verdienstliche der Anstalt wird dadurch nicht verringert; schon jetzt macht sie der Regierung Ehre, die sie begründet hat, und früher oder später muß sie dem Lande Segen bringen. —

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Egmont und Tell; Decorationen und Künstler; Concerte.]

Dem Egmont folgte auf unserer Hofbühne vor einigen Tagen Schiller's Tell und gewissermaßen verknüpft sich mit der erneuten Darstellung dieser beiden Dramen, welche seit 1819 verboten waren, ein Sieg der Zeit und des Fortschrittes, welcher noch vor weniger als einem Jahre unglaublich, wenn nicht unmöglich schien. Wir wollen die Gründe nicht aufzählen, denn es bedarf dieser genauen Berechnung nicht, wenn wir auf unsere Zustände blicken, wie sie waren und jetzt sind. — Die Anregung zum Vorwärts ist endlich gekommen, unsere politische Entwickelung hat wieder begonnen und wie könnte die junge strebsame Kraft wohl ein Verbot von Kunstwerken festhalten, welche überall hochgeehrt nur durch die Bemühungen knechtischer und verketzernder Gesinnungen in Zeiten verdächtigt werden konnten, wo leider selbst die Wahrheit der Geschichte und die edle Sprache des Dichters Furcht einflößte und Verbrechen schien. Egmont und Tell sind allerdings Volks- und Freiheitsstücke, die Allen, welche zu fürchten haben, Furcht einflößen mögen, und das ist das schönste Zeugniß, welches man ihnen geben kann. Was man gefährlich nennt, läßt sich auch nicht herausstreichen, denn wie man es auch anfängt, es bleibt immer noch genug übrig, um die Herzen fortzureißen. Könnte man diese großen Schöpfungen in Vollendung darstellen, es müßte von unermeßlicher Wirkung sein. Daß Manches uns nicht mehr so erscheint wie den Zeitgenossen der beiden großen Dichter, daß wir in Egmont manche überflüssige Breite, (?) manche Mängel in der Entwicklung und der Charakteristik der Einzelnen (?) entdecken, daß im Tell uns die gedehnte blumenvolle Rhetorik mit dem Anstrich von Kant'scher Philosophie und einer bedeutenden Dosis Sentimentalität nicht immer zusagt; was will das sagen gegen die hohen ewigen Schönheiten dieser Dichtungen! Um sie würdig darzustellen, dazu gehören große Kräfte, Mittel und ganz besonders Künstler. Was das erste anbelangt, so steht die berliner Bühne keiner in der Welt nach, in Betreff der letzteren, so können wir leider, der Wahrheit getreu, nicht dasselbe Zeugniß ablegen. — Was vom Egmont zu sagen war, haben wir längst ausgesprochen, nicht weniger aber ließ der Tell zu wünschen übrig, ja man empfand die mangelhafte Lösung der schwierigen Aufgabe hier noch tiefer, da die technische Vollendung der Ausstattung nicht schöner sein konnte. Die Decorationen sind Kunstwerke von hoher Vortrefflichkeit; die Landschaften ganz nach der Natur ausgeführt, und die Wechsel der Beleuchtung, das Alpenglühen, der Morgensonnenglanz, der Sturm auf dem vierwaldstädter See von der höchsten Wahrheit und Wirkung. Ich wünschte, es wäre mir vergönnt, von der Darstellung ein Gleiches zu sagen; wie sie aber ist, sollte man vielleicht eher wünschen, die Decorationen würden als Panoramen gezeigt und das Uebrige dächte sich Jeder oder brächte einen Band Schiller mit und läse es still für sich. Kaum könnten wir wenige der Darsteller als genügend bezeichnen, die meisten verfehlen ihre Aufgabe gänzlich, sind ihr nicht gewachsen, oder verderben sie durch Komödianterei, hervorragend ist dies leider mit dem Tell

selbst, mit Hrn. Rott, der Fall. Dieser von der Natur begünstigte Schauspieler hat sich von Stufe zu Stufe verschlechtert, sein biegsames Organ verdorben, sein Körper ist jetzt zur äußerlichen Repräsentation förmlich abgerichtet, und treibt mit Stellungen, Mienen, Hand-, Fuß und Haarbewegungen eine Art Götzendienst und Selbstanbetung, was widerlich und zuweilen unerträglich ist. Unter diesem Einfluß macht er aus dem Tell eine Art von geheimem Hofrath, trippelt auf dem Theater umher, streift sich das Haar mit sehr schönem Schwunge der Hände, stützt sich auf den Bogen, den er sich vergrößern ließ, weil er nicht begreifen konnte, wie Iffland mit dem kleinen Bogen die Rolle so groß zu spielen vermochte, und schnappt alle Augenblicke mit der Stimme über, da er sich bestrebt aus allen möglichen Tonarten zu reden. Natürlich geht damit alle Natur verloren, Alles wird Manier und fatale Künstelei. Hr. Rott ist eifrig auf seinen Ruhm bedacht, aber den wahren Ruhm kennt er nicht. Was nützt es ihm, wenn er Beifallklatscher und Herausrufer findet, damit tröste sich, wer nichts Besseres vermag, er aber könnte Besseres und darum ist er um so strenger zu tadeln. Wenn Hr. Rott zur Natur zurückkehrte, so würde er den Weg zur Kunst entdecken, diese aber ist fern von allem eitlen Tand, von leeren Spielereien, gezierten Geklapper mit Händen, Schenkelbewegungen, Stimmverrenkungen u. s. w. Mit solchen Dingen und einer hohlen Affectation der Gefühle kann man die gaffende Menge täuschen, aber dem verständigen Urtheil unterliegt man zuletzt. — Von den übrigen Darstellern will ich schweigen, namentlich von den Darstellerinnen, die, bis auf Madame Werner, kaum zu ertragen waren. Sehr zu tadeln ist es, daß Hr. Seydelmann, wir wissen nicht aus welchen Absichten oder Rücksichten, sich seiner Rolle zu entledigen wußte und seine Mitwirkung dem Stücke ganz entzog. Daß alle übrige Kräfte des Theaters angestrengt waren, versteht sich und nur das Spiel der Herren Grua, Devrient, Weiß, Wauer, Stavinsky u. s. w. konnte dem Ganzen die nöthige Würdigkeit verleihen. Strengen Anforderungen genügten aber nur Wenige und der Beste von Allen war unstreitig Hr. Blume als Geßler, der sein durchdachtes Spiel auch durch eine anmuthige und ritterlich prächtige Erscheinung unterstützt. Bei allen Mängeln freuen wir uns aber der Wiederbelebung des Tell, der anregen, und wie früher, ein Kassenstück sein wird.

Beiläufig erwähne ich, daß kurz vorher auch ein neues Lustspiel von Bauernfeld „Humor und Ernst" hier gegeben aber sofort zu Grabe getragen wurde. Schaale Oberflächlichkeit und Trivialität in Personen, Handlung und Situationen, Carricatur statt Leben, Wortspielerei statt Humor, Albernheit und Unwahrscheinlichkeit statt Ernst, das nennt Hr. Bauernfeld ein Originallustspiel und schämt sich nicht mit solcher schlechter Waare auf den Markt zu kommen.

Ganz am Schlusse der Saison haben sich plötzlich noch die Concertsäle bei uns aufgethan. Das Bedeutendste unter den letzten Concerten, welche post festum kamen und deshalb nicht auf besonderen Zulauf rechnen konnten, gab François Prume. Sein Concert war jedoch so wenig besucht, daß er für das Vergnügen, uns etwas vorzuspielen, 80 Thlr. zulegen mußte. Eine Entschädigung ward ihm, indem er mehrmals in den Cirkeln des Königs und bei den Festabenden der Prinzen spielte. Ein ziemlich besuchtes Concert gaben die Gebrüder Ganz von der hiesigen Capelle. Frln. Karl gastirt jetzt in der Oper, nicht ohne Beifall, obwohl die Löwe noch unvergessen ist. Man erwartet mehr Gäste, eine junge Sängerin aus Wien; auch die Damen van Hasselt und Gentiluomo. Dem Schau- und Lustspiel fehlen jetzt die Familie Crelinger-Stich und Frln. v. Hagn. Madame Frühauf, Frln. Lila Löwe werden in deren Abwesenheit gastiren. *.

Notizen.

[Schlesische Literaten. Eingesandt.]

Der fleißige Literator Nowack hat in sehr kurzen Zwischenräumen das 4. u. 5. Heft seines belobten schles. Schriftsteller-Lexikons erscheinen lassen, worin unter andern mehrere schöngeistige Naturen ihre Stelle gefunden haben. Bd. IV.: Julie Florentine von Großmann, — Charlotte Karoline Emilie Haselich, — Friedrich Daniel Rudolph Hilscher, — Gustav Hermann Kletke, — Julius Robert Eduard Krebs, — Christian Gottlieb Lischke, — Karl Heinrich Eduard Marquardt, — Friedrich von Sallet, — Leopold Albrecht Schweitzer, — Friedr. Wilh. Ladislaus Tarnowski, — Karl Gottlieb Ernst Weber. — Bd. V.: Robert Bahr, — Karl Fischer, — Auguste Freiin v. Goldstein, geb. v. Wallenrodt, — Henriette Wilh. Hanke, — Karoline Albertine Eleonore Louise v. Haugwitz, — Friedrich Gustav Gerhard Kurts, — Joseph Müller, — Eduard Maria Oettinger, — Karl Wilh. Peschel. — Für Nichtschlesier erlauben wir uns die unmaßgebliche Bitte an Herrn Nowack, die fast zu umständlich erzählenden, in unwesentlichen Puncten sich ergehenden Biographien, die mehr in eine Haus- und Familienchronik gehören, zu Nutz und Frommen anderer Artikel abzukürzen. Der Literator darf nicht fürchten, dadurch aus der Lachesis eine Atropos zu werden. Die schlesische Redseligkeit ist fast ohne Gränzen.

[Theaterlexika.]

Von dem Theaterlexikon, das von Düringer und Barthels herausgegeben wird, ist bereits Lief. 7 bis 10 bis „Scenarium" erschienen, mit sehr reichhaltigen Artikeln über Moden, Nationaltrachten, Orden u. s. w.

Das von L. Blum, Herloßsohn und Marggraff herausgegebene Lexikon ist im 2. Heft des 4. Bdes. bis „Hoffmann" vorgerückt. Es enthält unter anderem einen längern Artikel über Hamburg, von Lebrün.

[Adolphe Dupuy.]

A. Dupuy, der längere Zeit in Leipzig lebte, ist nach Frankreich zurückgekehrt und hat in einer Dissertation über den Nationalismus in Deutschland, mit welcher er in Straßburg als Licentiat promovirt wurde, die Ergebnisse seiner deutschen Studien an den Tag gestellt. Das Journal de Paris brachte vor einigen Jahren seine Uebersetzung einer Novelle von Laube „la Comédienne". Dupuy ist aus Mainz gebürtig.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Mittwoch

76.

Erscheint täglich in Berlin.

Preis vierteljährlich

Den 29. April 1840.

Deutsches Schauspielhaus.

Sonntag, den 26. April: Der Bettler.

Hier spricht Alt.

Der Bettler ist Lustspiel, Lied, ist Ballet, Melodrama! so spricht unser Theater, und wir haben uns in Gemäßheit dieser Ansicht, wie sie sich in der Aufführung kund gab, auf Alles gefaßt gemacht. Wir sahen uns in Gedanken in einem Lustspiele, in einem Singspiele, in einem Ballete, in einem Melodrama, und wir sahen uns getäusc

ist Goethes Gedicht. Wir sind allgemeiner Ansicht, daß es das schönste Gedicht ist, das Goethe je gemacht hat, obwohl wir die Worte nicht so wählen würden, wie er sie gewählt hatte. Er sagte damit ein Wahres, aber es ist nicht das Wahre, was wir in dem Gedichte finden. Wir finden in dem Gedichte die Sehnsucht nach dem Tode, aber nicht den Tod selbst.

Diese Sehnsucht nach dem Tode, welche Goethe in seinem Gedichte ausspricht, ist nicht die Sehnsucht nach dem Verschwinden des Lebens und Daseins, sondern nach dem Eintritt in ein höheres Leben, nach dem Eintritt in eine höhere Daseinsform. Wir finden in dem Gedichte nicht den Tod selbst, sondern nur die Sehnsucht nach dem Tode, wir finden nicht das Verschwinden des Lebens, sondern nur die Sehnsucht nach dem Verschwinden des Lebens. Wir finden nicht das Ende des Daseins, sondern nur die Sehnsucht nach dem Ende des Daseins. Wir finden nicht den Tod, sondern nur die Sehnsucht nach dem Tode. Wir finden nicht das Verschwinden des Lebens, sondern nur die Sehnsucht nach dem Verschwinden des Lebens. Wir finden nicht das Ende des Daseins, sondern nur die Sehnsucht nach dem Ende des Daseins.

Wir finden in dem Gedichte nicht den Tod selbst, sondern nur die Sehnsucht nach dem Tode. Wir finden nicht das Verschwinden des Lebens, sondern nur die Sehnsucht nach dem Verschwinden des Lebens. Wir finden nicht das Ende des Daseins, sondern nur die Sehnsucht nach dem Ende des Daseins.

Wir finden in dem Gedichte nicht den Tod selbst, sondern nur die Sehnsucht nach dem Tode. Wir finden nicht das Verschwinden des Lebens, sondern nur die Sehnsucht nach dem Verschwinden des Lebens. Wir finden nicht das Ende des Daseins, sondern nur die Sehnsucht nach dem Ende des Daseins.

Wir finden in dem Gedichte nicht den Tod selbst, sondern nur die Sehnsucht nach dem Tode. Wir finden nicht das Verschwinden des Lebens, sondern nur die Sehnsucht nach dem Verschwinden des Lebens. Wir finden nicht das Ende des Daseins, sondern nur die Sehnsucht nach dem Ende des Daseins.

Wir finden in dem Gedichte nicht den Tod selbst, sondern nur die Sehnsucht nach dem Tode. Wir finden nicht das Verschwinden des Lebens, sondern nur die Sehnsucht nach dem Verschwinden des Lebens. Wir finden nicht das Ende des Daseins, sondern nur die Sehnsucht nach dem Ende des Daseins.

Wir finden in dem Gedichte nicht den Tod selbst, sondern nur die Sehnsucht nach dem Tode. Wir finden nicht das Verschwinden des Lebens, sondern nur die Sehnsucht nach dem Verschwinden des Lebens. Wir finden nicht das Ende des Daseins, sondern nur die Sehnsucht nach dem Ende des Daseins.

dem Zeitalter selbst, worauf es sie ihre Leistungen überschätzen und einen übertriebenen Lohn fordern. Wenn sie nicht gleich Anfangs ihre Forderungen ermäßigen, so ist ihre Kunst meist Ursache, daß sie nicht zu Stande kommen. Sie sind dann genöthigt, ihre Arbeiten um einen Spottpreis zu verkaufen, oder sie bleiben ihnen ganz und gar unbezahlt. Es ist ein wahres Glück für sie, wenn sie in einer Residenz wo sie leben, Gönner finden, die ihnen Aufträge geben, und sie so in den Stand setzen, ihre Kunst auszuüben, ohne sich um Käufer zu bekümmern. Diese Gönner sind aber selten, und sie werden es noch seltener werden.

Die Kunst ist eine Tochter des Luxus, und wird mit ihm wachsen und abnehmen. Wenn der Luxus in Deutschland zu- und abnimmt, so wird es auch die Kunst thun. Wenn der Luxus in Deutschland einen Grad erreicht, wie in Frankreich, so wird auch die Kunst in Deutschland einen Grad erreichen, wie in Frankreich. Wenn der Luxus in Deutschland wieder abnimmt, so wird auch die Kunst wieder abnehmen. Wenn der Luxus in Deutschland ganz aufhört, so wird auch die Kunst ganz aufhören. Wenn der Luxus in Deutschland wieder anfängt, so wird auch die Kunst wieder anfangen. Wenn der Luxus in Deutschland wieder zunimmt, so wird auch die Kunst wieder zunehmen

sich auch auf die Form der Verbindung mit der Ader, die Art der Verbindung mit dem Herzen, die Lage des Herzens, die Größe des Herzens, die Art der Verbindung mit der Aorta, die Art der Verbindung mit der Lunge, die Art der Verbindung mit der Leber, die Art der Verbindung mit der Niere, die Art der Verbindung mit der Milz, die Art der Verbindung mit der Bauchspeicheldrüse, die Art der Verbindung mit der Gallenblase, die Art der Verbindung mit der Harnblase, die Art der Verbindung mit der Gebärmutter, die Art der Verbindung mit der Eierstock, die Art der Verbindung mit der Hoden, die Art der Verbindung mit der Prostata, die Art der Verbindung mit der Samenblase, die Art der Verbindung mit der Vorhaut, die Art der Verbindung mit der Eichel, die Art der Verbindung mit der Harnröhre, die Art der Verbindung mit der Scheide, die Art der Verbindung mit der Gebärmutterhals, die Art der Verbindung mit der Gebärmutterkörper, die Art der Verbindung mit der Eileiter, die Art der Verbindung mit der Eierstock, die Art der Verbindung mit der Hoden, die Art der Verbindung mit der Prostata, die Art der Verbindung mit der Samenblase, die Art der Verbindung mit der Vorhaut, die Art der Verbindung mit der Eichel, die Art der Verbindung mit der Harnröhre, die Art der Verbindung mit der Scheide, die Art der Verbindung mit der Gebärmutterhals, die Art der Verbindung mit der Gebärmutterkörper, die Art der Verbindung mit der Eileiter,

Transcription: Die Art der Verbindung mit der Ader, die Art der Verbindung mit dem Herzen, die Lage des Herzens, die Größe des Herzens, die Art der Verbindung mit der Aorta, die Art der Verbindung mit der Lunge, die Art der Verbindung mit der Leber, die Art der Verbindung mit der Niere, die Art der Verbindung mit der Milz, die Art der Verbindung mit der Bauchspeicheldrüse, die Art der Verbindung mit der Gallenblase, die Art der Verbindung mit der Harnblase, die Art der Verbindung mit der Gebärmutter, die Art der Verbindung mit der Eierstock, die Art der Verbindung mit der Hoden, die Art der Verbindung mit der Prostata, die Art der Verbindung mit der Samenblase, die Art der Verbindung mit der Vorhaut, die Art der Verbindung mit der Eichel, die Art der Verbindung mit der Harnröhre, die Art der Verbindung mit der Scheide, die Art der Verbindung mit der Gebärmutterhals, die Art der Verbindung mit der Gebärmutterkörper, die Art der Verbindung mit der Eileiter,

Zeitung für die elegante Welt.

Abendblatt

77.

Montag, den 26. April 1824.

Deutsche Schauspielkunst.

Ueber Mad. Schröder-Devrient. Mit Recht hat man sie gerühmt. Wer sie in der großen Arie in Spontini's Olympia singen hörte, und ihre Stimme durfte es wagen, sich mit der Pasta zu messen, der wird sie bewundern, in Gedanken hat er sie, ihre Töne sind ihm unvergeßlich, und wenn er sie wieder hört, so ist es ihm, als wäre er in jenen Augenblicken, wo er sie zum ersten Male hörte. Ihre Stimme ist nicht groß, aber sie ist voll, und ihr Umfang ist bedeutend. Sie ist nicht rein, aber sie ist kräftig, und ihr Ausdruck ist wahr. Sie ist nicht geschult, aber sie ist natürlich, und ihr Vortrag ist ergreifend. Sie ist nicht Sängerin, aber sie ist Schauspielerin. Sie ist nicht Virtuosin, aber sie ist Künstlerin. Sie ist nicht Nachtigall, aber sie ist Weib. Sie ist nicht Engel, aber sie ist Mensch. Sie ist nicht Göttin, aber sie ist Priesterin. Sie ist keine Sängerin, aber sie ist Deutsche.

Sie ist Deutsche, und sie ist es ganz. Sie ist es in ihrer Kunst, sie ist es in ihrem Leben. Sie ist es in ihrer Kunst, weil sie nicht Sängerin ist, weil sie nicht Virtuosin ist, weil sie nicht Nachtigall ist, weil sie nicht Engel ist, weil sie nicht Göttin ist, weil sie keine Sängerin ist, weil sie Künstlerin ist, weil sie Weib ist, weil sie Mensch ist, weil sie Priesterin ist, weil sie eine deutsche Sängerin ist. Sie ist es in ihrem Leben, weil sie Weib ist, weil sie Mensch ist, weil sie Priesterin ist, weil sie eine deutsche Sängerin ist.

Sie ist es in ihrer Kunst, weil sie Weib ist, weil sie Mensch ist, weil sie Priesterin ist, weil sie eine deutsche Sängerin ist. Sie ist es in ihrem Leben, weil sie Weib ist, weil sie Mensch ist, weil sie Priesterin ist, weil sie eine deutsche Sängerin ist.

Sie ist es in ihrer Kunst, weil sie Weib ist, weil sie Mensch ist, weil sie Priesterin ist, weil sie eine deutsche Sängerin ist. Sie ist es in ihrem Leben, weil sie Weib ist, weil sie Mensch ist, weil sie Priesterin ist, weil sie eine deutsche Sängerin ist.

Sie ist es in ihrer Kunst, weil sie Weib ist, weil sie Mensch ist, weil sie Priesterin ist, weil sie eine deutsche Sängerin ist. Sie ist es in ihrem Leben, weil sie Weib ist, weil sie Mensch ist, weil sie Priesterin ist, weil sie eine deutsche Sängerin ist.

Sie ist es in ihrer Kunst, weil sie Weib ist, weil sie Mensch ist, weil sie Priesterin ist, weil sie eine deutsche Sängerin ist. Sie ist es in ihrem Leben, weil sie Weib ist, weil sie Mensch ist, weil sie Priesterin ist, weil sie eine deutsche Sängerin ist.

Sie ist es in ihrer Kunst, weil sie Weib ist, weil sie Mensch ist, weil sie Priesterin ist, weil sie eine deutsche Sängerin ist. Sie ist es in ihrem Leben, weil sie Weib ist, weil sie Mensch ist, weil sie Priesterin ist, weil sie eine deutsche Sängerin ist.

einer Trage langsam und bedächtig einen Kranken mit verbundenem Kopf zur Stadt herein. Es war der Kavallerie-Officier, der in einem Zweikampfe auf krumme Säbel von Falkenberg einen vielleicht tödtlichen Hieb über das ganze Gesicht erhalten hatte. Die Studenten waren eilig davon geritten, und dem Criminalgerichte blieb, wie in vielen andern Fällen, das leere Nachsehen. Der ganze Vorfall wurde jedoch von dem Universitäts-Senate in milderem Lichte angesehen, und Falkenberg, in Berücksichtigung, daß der Officier den Streit veranlaßt hatte und seiner starken Wunde nicht erlegen war, nur zu sechs Monaten Carcer-Strafe verurtheilt.

„Du hast mir einen großen Gefallen gethan, Elephant," sagte zu Konstantin der Student, dessen Sache er verfochten hatte, und der aus Dankbarkeit ihn täglich auf dem Carcer besuchte.

„Ja, lieber Iltis," erwiederte Falkenberg, „mit Deinen zarten Händchen hättest Du dem Officier den verdienten Denkzettel gewiß nicht beigebracht: jede Glasscheibe wird ihn von nun an belehren, wie gefährlich in unsern Zeiten Vorurtheile sind."

„Hier bringe ich Dir," fuhr Iltis fort, „einen Brief von weiblicher Hand, den mir Dein Wirth so eben gegeben hat: möge er Dir viel Freude bereiten und in diesem einsamen Orte zur Zerstreuung dienen."

„Von meiner Schwester Antonie," erwiederte Falkenberg, indem er den Brief erbrach und eifrig zu lesen begann.

Je weiter Konstantin las, desto mehr entfärbte sich sein Gesicht, wuchs seine Unruhe. Er las noch einmal den ganzen langen Brief durch: dann warf er ihn mit den Worten auf den Tisch: „Es ist eine ernste Sache, daß ich Unglücklicher kann aus diesen vier Mauern nicht hera — Iltis!" sagte er feierlich, sich zu seinem Freunde wenden „ich brauche jetzt Deinen kräftigen Beistand. Meine Schwester Antonie, die ich über Alles liebe, ist Braut mit einem jungen Manne, der nicht unlängst eine Oberlehrer-Stelle in Berlin erhalten hat. Da er sie jetzt, wenn auch nicht glänzend, doch nothdürftig ernähren kann, so hat er bei meinem stolzen Vater um ihre Hand angehalten. Die Antwort darauf war, wie ich eben erfahre, daß sie, wider Recht und Sitte, von dem tollen Papa im Schloß eingesperrt und förmlich gefangen gehalten wird. Nun gilt es die ritterliche That, sie daraus zu befreien und an eine sichere Zufluchtsstätte zu bringen. Erweise mir diesen Gegendienst, dann sind wir quitt."

„Du kannst auf mich rechnen," erwiederte Iltis, „ich gehe sofort zu meinem Banquier, um das Reisegeld zu erheben. Setze Du uns schriftlich Deine Instruction auf, weil wir in der Gegend ganz unbekannt sind, und schon morgen Vormittag werde ich mit meinen Freunden, denn einige Kameraden muß ich, wenn die Sache gelingen soll, mitnehmen, vor Deinem Carcer vorbeifahren. Leb' wohl, Elephant, laß Dir die Zeit hier nicht lang werden, in höchstens drei Wochen sind wir wieder zurück: schicke mir aber noch heute Abend durch Deinen Schwarzkünstler die nöthigen Briefe nebst der kürzesten Reiseroute, die wir nehmen sollen."

Konstantin war eben aufgestanden, als es vor seinem Carcer gar gewaltig knallte. Ein Wagen mit Extrapostpferden bespannt, fuhr drei Mal um den Platz. Darin saßen, außer dem zarten Iltis, drei stämmige Burschen, auf der Universität unter dem Namen der Bär, der Tiger und der Leopard bekannt. Nachdem sie Falkenberg ein lautes Lebewohl zugerufen, fuhr der Wagen, von mehrern Reitern begleitet, rasch ab, seine Richtung, wahrscheinlich um die Universitätsbehörden irre zu führen, nach der entgegengesetzten Seite nehmend.

Der alte Freiherr von Falkenberg war gerade nach Breslau zum Wollmarkte verreist, als der schlaue Iltis mit seinen drei Gefährten in der schönen Gegend seines Rittersitzes anlangte. Er setzte sich sogleich mit den verwegensten Bauerburschen, die ihm Konstantin namhaft gemacht hatte, in Verbindung, und nahm auch Rücksprache mit Antoniens Kammermädchen, die mit der größten Bereitwilligkeit zur Befreiung ihrer Gebieterin ihre Hülfe versprach. Indessen das Unternehmen war nicht leicht. Das Schloß war überall sehr fest, und die Aufsicht darüber führte der gemüthlose Gutsverwalter, der seinem Herrn aus ganzer Seele ergeben war, weil er mit seiner Denkungsweise übereinstimmte. Gewalt schien hier nicht am rechten Orte zu sein, und man beschloß vorerst, List zu gebrauchen. Der Bär mußte sich für einen Weinhändler ausgeben und mit einer Menge Weinproben ins Schloß gehen, während die andern drei sich die Anlagen besahen. Der Verwalter nahm den angeblichen Weinhändler freundlich auf und versuchte mehrmals die ihm dargereichten Proben, und endete damit, daß er ihn sogar nach den eigenen Weinkeller führte, um ihn auch von seinen Weinen kosten zu lassen. Im Keller angelangt wirkte das beigemischte Opium aber so stark, daß der Verwalter auf eine Bank sich hinsetzte und bald in tiefen Schlaf verfiel. Nun gab der verkappte Weinhändler dem Kammermädchen, die ihnen nachgeschlichen war, ein Zeichen. Sie eilte schnell herbei,

um dem Verwalter die Schlüssel abzunehmen, die er immer bei sich trug. Als derselbe nach einigen Stunden wieder erwachte, waren Antonie und ihr Kammermädchen, von den Studenten und mehreren Bauerburschen begleitet, längst in das Gebirge entflohen. Nachdem eine Meile zurückgelegt war, wurden an einem Hohlwege die jungen Bauern mit dem Befehle zurückgelassen, zwei Stunden lang Niemanden, der ihnen verdächtig schien, durchzulassen. Bald darauf wurde ein vertrauter Förster erreicht, der es übernahm, das Geheimniß streng zu bewahren und beide Damen jenseits der Gränze bei einem redlichen Hirten unterzubringen. Die Studenten kehrten nun zu den Bauernburschen zurück, und hätten es nicht ungern gesehen, wenn der Verwalter mit seinen Leuten jetzt zur Verfolgung der entflohenen Damen gekommen wäre. Allein zu seinem Glück schien der Schlaf noch länger zu dauern, als man anfangs berechnet hatte. Die Bauernbursche wurden beschenkt und definitiv entlassen. Die Studenten aber eilten nach der nächsten kleinen Stadt, um ohne Zeitverlust abzufahren.

Kaum war der Verwalter aus seinem künstlichen Schlaf erwacht, als er bald einen reitenden Boten an den alten Freiherrn absandte, um ihm das Unglück, das ihm begegnet war, zu melden. Tobend und fluchend erschien derselbe sogleich auf dem Schlosse. Seine erste Frage war, ob Konstantin unter den Fremden sich befunden habe. Als man es ihm von allen Seiten verneinte, wollte er es dennoch nicht glauben und sandte sofort seinen Secretair nach der Universität mit dem Befehl, nachzuforschen, ob derselbe in der letzten Zeit sich entfernt habe. Während der alte Freiherr die ganze Gegend genau durchsuchen ließ, befand sich Antonie einsam mit ihrem treuen Kammermädchen in einer anmuthig gelegenen Baude eines Hirten, von der sie das ganze Böhmerland, das ihr das Glück ihres Herzens gesendet hatte, mit einem Blicke übersehen konnte.

Als der Secretair nach einigen Wochen mit der Botschaft zurückkehrte, daß Konstantin wegen eines unglücklichen Zweikampfes sich im Carcer befände, rief der alte Falkenberg mit einer zufriedenen Miene unwillkürlich aus: „Es ist gut, daß es sich so verhält, sonst hätte ich ihn wegen Felonie entehrt. Er ist ein guter Haudegen, der dem Geschlechte der Falkenberg's Ehre macht, nur das kann mir nicht gefallen, daß er für eine bürgerliche Canaille sein Leben aufs Spiel gesetzt hat. Man sieht, daß die revolutionairen Ideen, welche alle gesunden Begriffe verfälschen, auch ihn ergriffen haben. Aber einer schlechten Handlung ist er nicht fähig, und so wird wohl der Schulfuchs in Berlin die Entführung ausgeheckt haben. Lieber will ich mein Schloß in die Luft sprengen, als einem solchen Renegaten meine Tochter zur Frau geben."

Nachdem der alte Freiherr in ähnlichen Monologen einige Zeit ausgetobt und die Heftigkeit seines Zornes nachgelassen hatte, fing es ihm an unheimlich auf seinem Schlosse zu werden. Der Vorfall mit dem Verwalter hatte ihn so ängstlich gemacht, daß er nur mit der größten Vorsicht Speisen zu sich nahm. Unter solchen Verhältnissen wurde ihm das Leben förmlich zur Qual. Umsonst suchte er Antonien in allen Zimmern auf, überall trat ihm der Geist seiner verstorbenen Gemahlin entgegen, die er so oft durch sein despotisches Wesen gequält hatte. Diese geistigen Leiden untergruben sichtbar seine Gesundheit: er war beinahe zum Kinde geworden, und wußte nicht mehr, was er that. In diesem Zustande ließ er eine Anzeige in die breslauer Zeitung einrücken, in welcher er offen bekannte, daß er Unrecht habe, und inständig Antonien bat, sie möge in die Arme ihres betrübten Vaters zurückkehren. Alle, die den stolzen Falkenberg kannten, riefen bei dem Anblick dieser Anzeige einstimmig und unwillkürlich aus: „Er muß wahrlich nicht weit von seinem Ende sein." Und so war es auch; denn einige Tage nachher zeigte in demselben Blatte der Verwalter in Abwesenheit der Kinder den Tod des alten Freiherrn an.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Cassel. (Fortsetz.)

[Louis Heßberg, der deutsche evangelische Socialist.]

In literarischer Beziehung haben wir in jüngster Zeit eigentlich nur Eine beachtenswerthe Erscheinung gehabt. Und auch diese ist nicht beachtenswerth wegen ihres bewußten, dem Verfasser klar gewordenen, Inhalts, sondern wegen der unbewußten Bedeutsamkeit, die unter dem scheinbarsten Unverstande verborgen steckt. Nicht um dessentwillen, was zu thun ist, sondern um dessentwillen, was wir zu vermeiden haben, ist das Buch zu beachten. Es ist das nämlich eine Schrift von Louis Heßberg (eigentlich Louis von Heßberg), betitelt: „Aufruf zur Begründung einer christlichen Gemeinde nach dem Lebensbild des Erlösers und in des Gesetzes Erfüllung: die Versöhnung der Welt mit Gott — Empfangen zu Cassel am 6. August 1838, herausgegeben auf Christtag 1840." — Der Verfasser hat's so eilig mit der Welt-Versöhnung nach seinen Ideen, daß er sich nicht einmal die Zeit genommen hat, seinem Werke die letzte Feile zu geben. Der Gegenstand sei zu dringend, meint er, „und die Zeit, es umzuarbeiten und besser zu ordnen, würde übel

angewandt, ja selbst unverantwortlich und unersetzlich verloren sein", wenn man bedenke, daß jede Stunde und jeder Augenblick unaussprechliche Leiden bringe, die von der Welt abzuwenden seine Aufgabe sei. — Und wie denkt er diese Aufgabe zu lösen? — Auf folgende Weise: Es soll eine christliche Gemeinde gestiftet werden. Diese soll wo möglich das ganze Menschengeschlecht umfassen. Alles private Grundvermögen, mit Ausnahme der Gebäulichkeiten, soll aufhören, und vor allen Dingen soll „der Mammon gestürzt" werden. Staaten bleiben, sie werden in Districte und diese in Ortschaften eingetheilt. Alle bisherigen Grenzen hören auf. Der Grundbesitz richtet sich lediglich nach der Seelenzahl. Darnach werden von Zeit zu Zeit die Staatsgebiete und Ortsgemarkungen neu regulirt. Jeder Staat behält seine eigene Verfassung. Statt der Steuern werden aber nur „die geistigen und physischen Kräfte der Staatsbürger bewilligt". Jede Ortschaft bildet ein Ganzes. Der Ortsvorstand wacht darüber, daß Jeder nach seinen Geistes- oder Körperkräften Antheil an der Sorge für das Gemeinwohl ꝛc. nimmt. Wer zu einem Fach sich nicht brauchbar zeigt, wird zu einem andern bestimmt, und wer gar nicht will ꝛc., der wird — nicht gestraft, sondern „liebreich ermahnt" und wenn das nicht hilft, für „irre erkannt" und in eigens dazu eingerichtete „Zwinger" gesteckt. „Juristen werden wenig gebraucht, Advocaten noch weniger und Kaufleute gar nicht. Offenbar. 18, 11." — Jeder Wohnort hat seinen gemeinschaftlichen Garten (Park) vom Kunstgärtner aufs schönste geziert. „Schauspieler geben der Vergangenheit Trauerspiel und Lächerlichkeit", wenn man nicht vorziehen will, „jeden Gedanken daran aus dem Gedächtnisse zu verwischen und Alles der Vergessenheit zu übergeben". Rang, Titel ꝛc. hören auf. Jeder Wohnort hat seine gemeinschaftlichen Speicher, Fabriken, Speiseanstalten ꝛc. 15 — 20 Personen bilden eine Speiseanstalt. Der Ortsvorstand ißt reihetum. Nur die Erzeugnisse des gemeinschaftlichen Grundes und Bodens kommen auf die Tafel; fremde Gewürze ꝛc. sind ausgeschlossen. Wem die Kost nicht behagt, muß „noch eine Stunde warten". Die Kleider ꝛc. werden aus den gemeinschaftlichen Magazinen geliefert. Dabei wird die Männerwelt nichts lieber thun, als „ihr schönes Geschlecht mit Bändern und Blumen und Allem, womit je die Kunst der Schönheit zu dienen vermocht, zu schmücken". (Wie galant!) Für Streitigkeiten, wenn solche bei der allgemeinen Liebe anders noch vorkommen können, gibt es Friedensgerichte; sogar Land- und Weltfriedensgerichte sollen eingesetzt werden. Auch soll alle Sprachverschiedenheit aufhören. Zu dem Ende schickt jede Völkerschaft ihre Sprachkenner zu einem allgemeinen Congreß, und dieser entscheidet darüber, welches die beste Sprache sei, welcher Beschlußnahme sich dann Männiglich zu fügen hat, ꝛc.

Dies die allgemeinen Grundzüge zu der christlichen Gemeinde, wie sie Herr Louis Heßberg am 7. August 1838 zu Cassel empfangen hat, und wozu er allen Ernstes zur Theilnahme und Unterzeichnung auffordert. — Ob sich freilich die zeitigen Grundbesitzer so beeilen werden, wie Herr von Heßberg meint, möchte sehr zu bezweifeln sein; um so mehr, als auch er Last haben wird, seine Versprechungen einigermaßen zu erfüllen. Um nämlich der „Welt ein Beispiel der Uneigennützigkeit (!!) zur Nachahmung zu geben", will Herr H. zwar nicht mit Grundvermögen ꝛc., aber doch mit mehrern Erfindungen (!), für welche er sich viel versprechen lassen könne, unentgeltlich zum Gemeinwohle beisteuern, z. B. mit einem Pfluge, der die Vortheile gewährt, das Erdreich besser als jetzt zu bearbeiten und solches zugleich von „allem Unkraute und Ungeziefer" zu befreien; ferner mit einer Kraft für Fuhrwerk, womit man in den Sandwüsten Arabiens und in den Schneeländern des Nordens fahren kann und zwar ohne Dampf und ohne Gefahr; ferner mit einer Maschine, die ihre Kraft durch sich selbst erhält, ꝛc.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß das Buch überall — mit Ausnahme etwa von einigen Unterneustädtern — als ein bloßes Phantasma aufgenommen worden ist. Allein nichts desto weniger und trotz aller zahllosen Lächerlichkeiten gibt es doch zu ernsten Betrachtungen Veranlassung. Es ist ein Symptom für den Arzt der leidenden Menschheit, ein voreilig hervorsprossendes Auge von Keimen, die zwar jetzt noch verdeckt und versteckt sind, die aber über kurz oder lang zu einer unheilschwangeren Saat aufschießen können. Wehe, wenn die Stimme des Herrn H. jemals das Feldgeschrei des großen Haufens werden sollte! Und ob sie dies nicht werden kann, wenn auch unter andern Formen?.... Noch haben zwar die Gegensätze des wuchernden Vermögens: Despotismus und des „in seinem Blutschweiße sich aufzehrenden Elends" die Umwälzungsstadien nicht erreicht; aber ein unaufhaltsames Verhängniß scheint diese gefährlichste aller Differenzen einer gewaltsamen Ausgleichung entgegenzudrängen. Zwei Revolutionen haben die Welt erschüttert, und das arme Deutschland hat sein wärmstes Herzblut dabei vergossen; gebe der Himmel, daß die dritte, die leicht die schrecklichste werden möchte, es weniger schmerzlich berühre und in einem friedlich-versöhnenden Geiste bei uns eine zeitige Abwehr finde! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Englische Lustspiele.]

In der Bibliothek englischer Lustspieldichter (Leipzig, Hinrichs) gab Dr. Susemihl im dritten Bdchn. zwei Comödien von Sheridan Knowles. Dieser liebwerthe Irländer, er ist 1787 zu Cork geboren, gilt für den bedeutendsten unter den jetztlebenden englischen Dramatikern. Die „Liebesjagd" wurde seit 1837 auf dem Coventgarden, „der Bettler von Bethnal-Green" früher schon auf dem Victoriatheater aufgeführt. — Sheridan Knowles ist nach unserem Gefühl nicht Irländer genug, sonst müßten seine Komödien phantastischer und tollköpfiger sein; Shakspeare ist in diesem Bezug weit mehr Irländer, erst seit dem Zeitalter der Puritaner blieb das irländische Element aus der englischen Literatur und dem englischen Leben verbannt. Die „Liebesjagd" ist ein Gemisch von toller Laune und jener altbackenen Pedanterei, die nur englisch genannt werden kann.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 78. — den 22. April 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Studenten- und Trinklieder aus dem Herbst 1839.

Von Ernst Minneburg.

1. Beim Wein.

Freunde, weil ein ernstes Denken
Uns so lange schon beschäftigt,
Mag die That nun auch beweisen,
Wie es unsern Geist gekräftigt.

Laßt uns drum von Zeit und Stunde
Kein Gesetz fortan mehr schreiben,
Und der Nacht einmal zum Trotze
Heut beim Weine sitzen bleiben.

Gründlich treiben wir's ja immer,
Gründlich sei's auch heut betrieben!
Und kann Einer uns nicht folgen,
Mag er sich nach Hause schieben.

Und nun frisch zum guten Werke!
Unser Wirth versteht zu schreiben;
Drum, was wir nicht zahlen können,
Können wir ja schuldig bleiben.

2. Romanze am Rheinfall.

Zwei rüstige Gesellen,
Die dürsteten so sehr,
Am Wirthshaus thäten sie schellen:
Frau Wirthin, Wein daher!

Die Wirthin kam gegangen
Mit Flaschen eins und zwei,
Und stillte ihr Verlangen
Und füllte sie aufs neu.

Dann saßen die Gesellen
Sich fest auf einen Stein
Und sangen mit den Wellen
Bis spät bei Mondenschein;

Und zechten bei dem Rheinfall
Und tranken gar so viel,
Bis daß ein dummer Einfall
In ihre Augen fiel.

3. Die Kunst ist lang.

Die allerliebste Mutter mein
Hat oft mit mir geschmollt,
Daß ich am dritten Tage schon
Die Brust nicht mehr gewollt.

Doch als sie eine Flasche dann
Gesteckt mir in den Mund,
Da hat sie sich verwundert schier,
Daß ich schon trinken kunnt.

Und von dem dritten Tage an
So manches Jahr und Tag
Ueb' ich die allerfeinste Kunst,
Die man nur üben mag.

Die Kunst ist lang, das Leben kurz,
Ihr Brüder sputet Euch!
Und wer's zu etwas bringen will,
Der thue mir es gleich!

---

4. Das Meisterstück.

Sie liegen alle auf der Nase
Und keiner ist, der sitzen blieb,
Ich sitz' allein noch bei dem Glase,
Die Nacht ist lang, die Nacht ist trüb.

Und fast verdrießt es mich zu trinken,
Da thut mit lüstern hellem Schein
Der Mond an meine Flasche blinken
Und ladet sich zu Gaste ein.

Ich fordre gleich ihn zum Turniere
Und trinke wieder gottvergnügt,
Bis er auch, etwa halber viere,
Dumm dämmrig auf der Nase liegt.

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche Lebensbilder.

(Beschluß.)

Auf diese Nachricht fand sich Antonie in Begleitung des verschwiegenen Försters und ihres treuen Mädchens zur allgemeinen Freude der ganzen Gegend auf dem Schlosse ein. Nach einigen Wochen erschien auch Joseph Braune, dem man in Berlin den Professor-Titel ertheilt hatte. Auch Konstantin ließ nicht lange auf sich warten: er kam in Begleitung der vier Studenten, die Antoniens Entführung gewagt hatten. Antonie war freudig überrascht von dem gesetzteren Benehmen ihres Bruders, der zuerst einen Besuch am Grabe des Vaters vorschlug. Tief ergreifend war der Anblick, als Antonie, Konstantin und Braune in Begleitung der ganzen Dienerschaft in Trauerkleidern auf dem Kirchhofe inbrünstig beteten, und sich mit einem Geiste im Grabe versöhnten, der ihnen im Leben so viel Kummer verursacht hatte. Als dieser traurigen Pflicht genügt worden war, wurden erst die Besuche in der Umgegend gemacht, wo Antonie und Konstantin überall mit jubelnder Freude empfangen wurden, weil man allgemein wußte, daß Beide unter verschiedenen Formen ein vortreffliches Herz hatten.

Auf dem Schlosse wurde es mit jedem Tage munterer, und die vier Studenten trugen nicht wenig zur Aufheiterung der Gesellschaft bei. Die Bauernbursche kamen haufenweise, um mit Konstantin, der sie alle herzlich empfing, über früher bestandene Gefahren zu sprechen. Unter den vielen Besuchern aus den gebildeten Ständen der Umgegend fand sich auch der Kommerzienrath Leiser ein, der den Frommen spielte, von dem es aber allgemein bekannt war, daß er gegen Arme sehr hart, und weichherzig nur gegen schöne Bauern-Dirnen war. Obwohl ein protestantischer Pietist, so verschmähte er, wenn es auf Genuß ankam, die katholische Kost nicht. Auch stand er mit der katholischen Geistlichkeit auf ganz vertrautem Fuße, und wußte nicht, ob er eigentlich Katholik oder Protestant sei. Antoniens Hochzeit sollte nach einigen Wochen gefeiert werden, und Konstantin nahm daher bei Zeiten mit dem Dorfpfarrer Rücksprache. Nicht wenig war er, bei seiner freien Denkungsweise, überrascht, als dieser sich weigerte, eine gemischte Ehe einzusegnen, und bei allem Zureden fest auf seiner Weigerung beharrte. Er wandte sich mit der Bitte an den Kommerzienrath Leiser: er möge einen seiner zahlreichen katholischen Freunde zu dieser feierlichen Handlung bestimmen, da er auf sie großen Einfluß ausübe. „Verzeihen Sie, Herr Baron," erwiederte verlegen Leiser, indem er ehrerbietig sich einen Schritt zurückzog: „meine Berührung mit der katholischen Geistlichkeit ist nur socialer Natur. Es ist mein Grundsatz, mich nie in Kirchensachen zu mischen." Konstantin setzte sich zu Pferde und ritt zu einem alten Pfarrer hin, der sehr wohlwollend ihn aufnahm und ihm ohne Anstand seine Bitte zusagte. Auf dem Rückwege ritt er bei dem Kommerzienrath Leiser vorbei und lud ihn scherzend zur Hochzeit ein.

Die Trauung hatte in den Gemächern des Schlosses unter dem gewöhnlichen Ceremoniel zu Mittage Statt gefunden. Interessanter und belebter wurde es aber Nachmittags, wo alle jungen Leute der Umgegend auf Konstantin's Einladung zum Frei-Theater hinströmten. Unter krachendem Gelächter wurde von dem aufgeklärten schlesischen Adel der „Scheinheilige" von Molière gegeben. Nach dessen Beendigung bot der Ballsaal ein imposantes Schauspiel dar. In der Mitte bewegten sich die schönen Tänzerinnen und die jungen Herren in eleganten Kleidern, während an den Wänden sich die Jugend aus den Dörfern nach patriarchalischer Sitte in Festkleidern gruppirt hatte. Den Centralpunct des Ganzen bildete das Brautpaar, welches vor Freude strahlte, nach so vielem Kummer endlich das ersehnte Ziel erreicht zu haben. Auch der Kommerzienrath Leiser war erschienen, hatte aber bis jetzt wenig Freude erlebt, sondern nur zur Zielscheibe der Spottes gedient. Er ver-

ließ die elegante Gesellschaft, und fing eifrig mit einem schönen Bauermädchen, dem er schon seit langer Zeit nachstellte, sich zu unterhalten an. Als dies Konstantin wahrnahm, legte er beide Arme kreuzweis auf den Rücken. Auf dies Zeichen verschwanden nach und nach alle Bauernburschen. Nachdem dies geschehen war, legte er seine Arme über die Brust. Auf dies Signal verließ das Bauernmädchen den Saal, und bald darauf schlich auch Leiser sich hinaus. Da winkte Konstantin seinen vier Universitätsfreunden, und sie verschwanden augenblicklich durch eine Seitenthür. Die Leere im Saale war aufgefallen. „Wenn nur nicht Konstantin," seufzte Antonie zu Braune, „wieder einen bösen Streich im Schilde führt. Es sieht mir ganz so aus." Kaum hatte sie diese Bemerkung gemacht, als schon die Studenten mit einem schallenden Gelächter in den Saal stürzten. Nach und nach fanden sich auch die Bauernburschen, vor Freude sich die Hände reibend, an ihrem Platz wieder ein. „Das war herrlich, das war 'mal angeführt, Konstantin ist doch immer der alte," hieß es hier und dort. Die Bauernburschen tuschelten fortwährend mit den Mädchen, die immer wieder laut auflachten. Alle Balldamen wurden sichtbar neugierig. Endlich nahm Antonie, sich zu Konstantin wendend, das Wort: „Hier muß etwas vorgefallen sein, und da Alles lacht, so kann es auch nichts Böses sein. Können wir nicht auch das Geheimniß erfahren?"

Konstantin bestieg hierauf die Estrade der Musikanten und machte der Gesellschaft nachstehende Mittheilung: „Sie wissen, meine Herren und Damen, daß der Kommerzienrath Leiser, der Fromme, sich von seiner Frömmigkeit nicht abhalten läßt, Wuchergeschäfte zu machen und die jungen Bauernmädchen zu verführen. Schon seit langer Zeit habe ich ihm eine Lection zugedacht. Heute sollte der Plan zur Ausführung kommen. Auf ein gegebenes Zeichen verfügten sich alle Bauernburschen ins dunkle Theater und nahmen ganz leise in den Logen Platz. Gleich darauf gab ihm ein Mädchen darin ein Stelldichein, das Leiser mit großer Bereitwilligkeit annahm. Ich selbst begab mich mit meinen Freunden hinter die Coulissen, um die Mine zu rechter Zeit springen zu lassen. Als der Commerzienrath in bestem Redefluß seiner Liebeserklärungen war, enthüllten wir plötzlich vier Blendlaternen, und der galante Liebhaber war dem schallenden Hohngelächter aller Anwesenden preis gegeben. Bestürzt ergriff er schleunigst die Flucht. Da dieser Heuchler Protestant ist, und die Bauerndirnen katholisch sind, so sollte daraus wahrscheinlich eine gemischte Ehe ohne kirchliche Einsegnung entstehen. Dieser verächtliche Pietist wird wohl auf einige Zeit von seiner heimlichen Leidenschaft geheilt sein. Tanzen wir nun fröhlich weiter." —

Der Himmel hat dieser gemischten Ehe, die nach so seltsamen Widerwärtigkeiten geschlossen wurde, seinen Segen nicht versagt. Das glückliche Paar lebt noch jetzt wie in den Flitterwochen; und die protestantische Aufklärung Braune's ist mit dem allein seligmachenden Gemüthe seines katholischen Weibes noch nie in Zwiespalt gerathen.

Correspondenz.

Aus Cassel. (Fortsetz.)

[Literaturleiden; Dingelstedt's Salon; Spohr's „Fall Babylons."]

Von sonstigen literarischen Erscheinungen erwähne ich außer einigen Broschüren in dem bekannten, noch immer nicht beendigten Symbol-Streite, nur noch einer Sammlung von Gedichten von Friedrich Ludwig — Cassel, bei Jérôme Hotop — zum Besten der Ueberschwemmten — und dem Dichter Franz Dingelstedt gewidmet. Eine anspruchslose Gabe eines stillen, poetischen Gemüths. Tiefe Auffassung und warmes Anschmiegen an die Erscheinung lassen einige dieser Dichtungen als wahrhaft gelungen bezeichnen, während andere freilich als gewöhnliche Variationen auf ein oft behandeltes Thema erscheinen, z. B. die meisten von den 20 bis 30 Mai- und Frühlingsliedern. Zwei der bessern Gedichte brachte schon die Probenummer des Salons. — Ob diese von Dingelstedt angekündigte Zeitschrift versprochener Maßen bereits mit dem ersten April erscheinen wird, steht noch sehr dahin. Die fortwährende Kränklichkeit des Redacteurs und die Lauheit des Publicums lassen daran zweifeln; ja man hat schon hier und da von gänzlicher Aufgabe des Planes geredet. Doch wird es die rühmlichst bekannte Unternehmungslust und Energie des Verlegers bis dahin nicht kommen lassen. Herr H. Hotop gehört zu den wenigen Männern unserer Stadt, die selbst durch mißlungene Versuche nicht entmuthigt werden, und die stets bereit sind, zu Unternehmungen fördernd die Hand zu bieten, welche auf das Interesse der Kunst, des Gemeinwohls ꝛc. abzielen. Möchte er sich auch hier durch die eingetretenen Hindernisse und durch die Dürftigkeit der Besteller im Inlande (das Ausland sagte bereits die reichste Theilnahme zu) nicht abschrecken lassen! Erscheint nur erst das Blatt, so werden sich die Leser schon finden. Auch an Arbeitern wird's nicht fehlen; wenigstens nicht an Versemachern. Es ist zum Erstaunen, was diese Menschenclasse seit einiger Zeit bei uns zugenommen hat. Advocaten, Pastoren, Aerzte, ledige Frauenzimmer, Bartamputanten, Schuster, Schneider, Maler, ja selbst Dienstmägde und Nähterinnen befleißigen sich der edlen Reimkunst, und die Gymnasiasten sollen darin förmlich unter sich wetteifern. Die Secundaner dichten à la Heine, die Primaner à la Dingelstedt. Jeder, wer nur einigermaßen

was auf sich hält, muß täglich zwei bis drei Gedichte zur Welt bringen. Ein Glück ist es nur, daß die meisten dieser unreifen Geburten gleich todt auf die Welt kommen, sonst wäre es gar nicht mehr zum Aushalten. Dabei greifen die „Weltschmerzen" auf eine erschreckliche Weise um sich. Selbst mehrere Secundaner sollen bereits daran leiden!

„Bewahr' uns, lieber Herregott,
Vor Feuer- und vor Wassersnoth!"

Vielleicht könnte der Salon einen zeitigen Ableitungscanal abgeben, so daß sich die Fluthen doch nach und nach verzögen und künftig nicht wieder so auf ein Mal, wie unlängst, über unsern Häuptern zusammenschlügen! Konnte sich doch selbst die casseler Allgemeine nicht anders mehr über Wasser erhalten, als daß sie zuletzt den ganzen Plunder auf ein Mal über Bord warf. Leider hatte sich aber „der freche Schütz" sammt einigen andern Cabinetsstücken schon eingeschwärzt. — Lieber Himmel! ist es denn gar nicht möglich, seine Theilnahme auf eine würdigere Weise an den Tag zu legen, als durch gereimte und ungereimte Jämmerlichkeiten? Als vor einem Jahre die Kurfürstin von einem Unfalle genesen heimkehrte, sang eine begeisterte Schöne:

„Auf, auf, ihr Schwestern, und seid froh!
Und singet Jubellieder!
Genesen ist, die lange so
Uns ängstigte, nun wieder;
Stark kehrt sie heim zu Gottes Ehr,
Er half durch Hofrath Bäumeler."

Jetzt, da die Herrliche zur ewigen Ruhe ging, kommt ein würdiger Genosse, und läßt sie vom Tode, dem „frechen Schützen" erlegen. Da hätte doch wirklich die Anstandspolizei einschreiten sollen! —

So viel über casseler Literatur und Lyrik; mit dem nochmaligen Wunsche, daß der „Salon" sich in Kürze gastlich und frühlingsheiter aufthun möge, wo andere sich schließen. Die Liebenswürdigkeit und Unterhaltungsgabe des Wirths verspricht den reichlichsten Genuß. Selbst Diejenigen werden sich bald versöhnt und versöhnlich einfinden, die sich durch den Schlußwurf der Ankündigung Dingelstedt's etwas unangenehm getroffen und berührt fanden. „In Jahr und Tag", hieß es, „wird .... entweder auf festen und schmucken Säulen unser „Salon" sich erheben, ein Sammelpunkt aller freien und geistigen Bestrebungen der Heimath, eine starke und lebendige Vermittlung mit der Fremde, oder es wiederkäuet in alter Düsterheit und Versumpfung die lügenhafte that- und willenlose Schwäche ihre unfruchtbare Klage. Nun wissen wir, wie wir mitsammen stehen". — Ja, dachte Mancher, wenn er auch hier und da Recht hat, so laß ich mir's doch nicht so gern ins Gesicht sagen. —

Und was berichte ich über Kunst? über Malerei, Musik, Theater? ... Ueber Erstere Nichts. Nicht, weil darüber Wenig, sondern weil darüber Viel zu sagen wäre. Ich behalte mir in dieser Beziehung einen ausführlicheren Bericht vor, als ihn die beschränkten Gränzen dieser Correspondenz gestatten. Ueber Musik nur die einfache Nachricht, daß Spohr sein neues Oratorium „der Fall Babylons" vollendet hat, und es am Charfreitage in der Hof- und Garnisonskirche zur Aufführung gebracht hat. Die Urtheile der Sachkenner über dies neueste Werk unseres geistreichen Tondichters sind sehr verschieden. Einige finden Wiederholungen und Anklänge an frühere Schöpfungen des Meisters darin; Andere räumen ihm sogar Vorzüge vor allen früheren Werken desselben ein, während wohl Alle das Eigenthümliche in Rücksicht auf die stark dramatische Färbung anerkennen. Wie dem auch sei, jedenfalls sind einzelne Nummern wahrhaft ausgezeichnet. So z. B. der Chor der persischen Krieger:

Hoch empor, du Siegesfahne!
Perserbanner in die Luft! ꝛc.

Ferner die Arie in der ersten Abtheilung:

Nicht länger wird die Heerde Judas irren,
Vom Führer fern, auf durst'gem Wüstensand;
Es kommt der Hirt, sie wieder heimzuführen
Zu grünen Au'n, in friedlich stilles Land.
Dort streift kein Wolf; in Fülle wird sie weiden,
In Wohlsein ruh'n auf sonnigheller Halden,
Von seinem Aug' bewacht, beschirmt von seiner Hand.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Bettina v. Ehezy über Dorothea Schlegel.]

Der Freihafen brachte im Februarheft dieses Jahres von den interessanten Ueberlieferungen und Umrissen aus Napoleon's Tagen, von H. v. Ehezy, einen vierten Abschnitt, der Friedrich Schlegel's Uebertritt zur katholischen Kirche erzählt. Von dessen Gattin entwirft sie wiederholt ein musterhaftes Bild, vor dem alle deutschen Blaustrümpfe erröthen. Unbegreiflich ist's, sagt Frau von Ehezy, wie Dorothea noch Zeit zum Schreiben fand; allein sie, deren geschickte Hand Kleider und Wäsche nähte, Strümpfe stickte und ausbesserte und sich am Herd bemühte, war auch die Copistin der Schriften Schlegel's und schuf selbst fortwährend Schönes und Treffliches. Sie arbeitete damals (1803) am zweiten Theil des Florentin, schrieb für die damalige „Europa" gediegene Aufsätze (diese sind, wie ihre Gedichte, mit einem D. unterzeichnet), übersetzte den Merlin im gedrängten, trefflichen Auszug, führte eine ziemlich starke Correspondenz und fand noch Zeit, die merkwürdigsten Kunstgegenstände zu betrachten, öfters Concerte und Theater zu besuchen, die Abende durch Geselligkeit zu beleben. Hinreißend schön las sie vor, doch nur im engsten vertrautesten Kreise, wenn Friedrich in seinem Zimmer arbeitete. Vor Wenigen nur bekannte sie sich als Verfasserin des Florentin und ihrer anderen Schriften. Von ihren späteren Werken ist mir nur, sagt Frau v. Ehezy, die Bearbeitung einer schönen alten Geschichte „Lothar und Maller", und die Uebersetzung der Corinna bekannt. Vermuthlich hat sie seit 1806 mehrere geistliche Arbeiten verfaßt, z. B. halte ich eine höchst verdienstvolle Uebersetzung der Nachfolge Christi, womit sie mir 1816 ein Geschenk machte, für ihr Werk. Hoffentlich werden ihre Schriften gesammelt erscheinen; höchst wünschenswerth wäre eine Auswahl ihrer Briefe.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Beilage zu Nr. 79. Montag, den 26. April 1824.

Gedenkbuch- und Stammbuch- und Album-Blätter.

(Schluß.)

4. Weiß und Roth im Stammbuch.

Weiß und Roth, das Farbenpaar,
Das Euer Wesen bildet,
Ihr seyd wie Lilie und Rose hier
Mit Anmuth ausgevildet.

Wie Lilie und Rose in einer Flur
Ihr Haupt erheben,
Ihr sollt in Freundschaft, in einer Flur
Zusammen leben.

Und wenn Lilien in Luft und Flur
Und Rosen verwehen,
Ihr sollt in Freundschaft, in einer Flur
Zusammen stehen.

Ihr, ihr seyd Weiß und Roth,
Ihr seyd Lilie und Rose,
Ihr seyd in Freundschaft, in einer Flur
Zusammen Rose und Lilie.

5. Weiß und Roth.

Ich bin Euch treu in Lilie, Rose,
Ich bin Euch treu in Weiß und Roth,
Ich bin Euch treu in Lust und Leid,
Ich bin Euch treu bis in den Tod.

Ich bin treu in Freundschaft
Und treu in Liebe,
Ich bin treu in Lust und Leid,
Ich bin treu bis in den Tod.

Doch mein Auge weilte einzig bald
Auf der allerliebſten Huldgeſtalt,
Die mir nimmer noch ſo lieb erſchien,
Als durch Augen, die der Wein verlieh'n.

---

8. Unterwegs.

Wolkentrüb hat ſich bezogen
Heut das ganze Himmelszelt,
Weil die Sonne, wie ich ahne,
Wieder einen Bußtag hält.

Denn allein für arme Sünder
Schickt ſich ſo ein grau Geſicht;
Wen nur Schuh' und Schulden drücken,
O, der grüme ſich doch nicht!

Hat er aber Troſt von Nöthen,
Steh' Philoſophie ihm bei,
Daß er recht begreifen möge:
Sein und Nichts ſei einerlei.

Darum kann ich ſelig trinken,
Ob die ganze Welt auch ſtöhnt;
Denn der Gott in meinem Buſen
Iſt auf lange nun verſöhnt.

Kellnerin, Du holde Kleine,
O, vom allerbeſten Faß
Fülle noch einmal die Flaſche
Und kredenze mir das Glas!

---

9. Der beſte Herrſcher.

Dem beſten Herrſcher diene ich,
Dem goldgelockten, alten,
Der ſchon von Noäh Zeiten an
Bis heut ſein Reich erhalten.

Denn wenn die andern Herrſcher all
Der Diener Freiheit morden,
Hat ihm noch keiner je gedient,
Der nicht ein Freier worden.

Drum hoff' ich in der Ewigkeit,
Wo alle Herrſcher ſchwinden,
Da wird man dieſen edlen Herrn
Noch auf dem Throne finden.

Wohl an den Ufern unſers Rheins
Thät' man ihn früh verehren,
Da prangt es auf den Bergen rings
Von heiligen Altären.

So ſei denn ihm, deſſ' hohe Kraft
Ich oft an mir erprobet,
Fürs nächſte Jahr nach Rüdesheim
Eine Pilgerfahrt gelobet!

---

10. Zuweilen.

Find' es ſchier intereſſant,
Flaſchen umzukehren;
Mehr als mancher Foliant
Kann ein Glas ſchon lehren;

Disputirt mir aus dem Sinn
Den Gelehrten Panzer;
Wenn ich dann ein Narr auch bin,
Bin ich doch ein ganzer.

Wage kühn den freiſten Flug,
Aufwärts mich zu ſchieben,
Stark und wieder jung genug,
Thorheit auszuüben.

Denn die Thorheit haſſ' ich nicht,
Die da innen flammet;
Wen das Herz nicht ſchuldig ſpricht,
Der iſt nicht verdammet.

---

11. Dies oder das.

Wenn hier ein volles Weinglas ſteht
Und da ein Faß mit Bier,
So ſag' ich: mit dem Faſſe geht
Und laßt das Gläschen mir!

Und wenn ich bei der Mutter ſteh'
Und bei dem Töchterlein,
Sag' ich der Mutter gern Ade!
Und bleib' beim Töchterlein.

Und wenn ich eines wählen muß,
Ein Küßchen, oder Wein,
So nehm' ich lieber doch den Kuß
Und laß das Trinken ſein.

Denn wie ein friſcher Kuß behagt,
Der friſcher iſt als Wein,
Das ſei von Einem Euch geſagt,
Der deß mag kundig ſein.

---

12. Rundgeſang.

Schöne Mädchen blüh'n in Sachſen,
Wein, der muß auf Bergen wachſen,
Darum hebt er bergehoch
Jeden aus dem tiefſten Loch.

Chor.

„Der Wein, der Götter und Menſchen erfreut,
Der heil'ge Wein, er lebe heut
Von nun an bis in Ewigkeit!"

Wenn man ihn im Magen glaubet,
Sitzt er plötzlich ſchon im Haubet,
Springt, als ob zu Hauſ' er wär',
Dann da oben hin und her.

Chor.

„Der Wein, der Götter und Menſchen erfreut,
Der heil'ge Wein, er lebe heut
Von nun an bis in Ewigkeit!"

Und er ſprengt aus dem Gewimmel
Mit dem Kopf davon zum Himmel,
Daß er jeglich Weh vergißt
Und ſich kühn mit Göttern mißt.

Chor.

„Der Wein, der Götter und Menſchen erfreut,
Der heil'ge Wein, er lebe heut
Von nun an bis in Ewigkeit!"

Selbſt dem Mann, der tief betrübet,
Weil er grade ſehr verliebet
Hat des Weines Zauberkraft
Heut ein fröhlich Herz geſchafft.

Chor.

„Der Wein, der Götter und Menſchen erfreut,
Der heil'ge Wein, er lebe heut
Von nun an bis in Ewigkeit!"

---

13. Loblied auf Jena.

Nach der Melodie: „In des Waldes düſtern Gründen" u. ſ. f.

Ja in Jena lebt ſich's bene,
Ja in Jena lebt ſich's gut!
Bin ja ſelber drin geweſen,
Wie es iſt gedruckt zu leſen,
Wohl zwei Jahre frohgemuth.

Auf den Straßen, auf dem Markte
Steh'n Studenten da zu Hauf;
Mädchen aus den Fenſtern ſehen,
Wenn ſie auf und nieder gehen,
Und wer will, der ſieht hinauf.

Und im Winter und im Sommer
Wird turnieret auf der Straß';
Hei, wie da die Schläger blitzen!
Hei, wie da die Stöße ſitzen!
Aber alles iſt nur Spaß.

Und die Straßen ſind ſo ſauber,
Sind ſie auch ein wenig krumm;
Denn ein Waſſer wird gelaſſen
Alle Wochen durch die Gaſſen
In der ganzen Stadt herum.

Die Philiſter und die Wirthe
Sind die beſten von der Welt;
Bier und Wein in vollen Humpen
Thun ſie dem Studenten pumpen
Und am End' ſogar noch Geld.

Auch ein Wein wächſt auf den Bergen,
Und der Wein iſt gar nicht ſchlecht;
Kann er gleich die Strümpfe flicken
Und den Hals zuſammendrücken,
Iſt er doch zum Punſche recht.

Wann dem Burſchen es behaget,
Setzt er vor das Haus den Tiſch,
Sieh, da kommt der Wirth geſprungen,
Sieh, da wird gezecht, geſungen,
Auf der Straße frei und friſch.

Denn die allerſchönſte Freiheit
Kommt in Jena an den Tag;
In Pantoffeln darf man gehen,
Darf den Bart ſich laſſen ſtehen,
Wie ein Jeder will und mag.

Ja in Jena lebt ſich's bene,
Ja in Jena lebt ſich's gut!
Bin ja ſelber drin geweſen,
Wie es iſt gedruckt zu leſen,
Wohl zwei Jahre frohgemuth.

Correſpondenz.

Aus Caſſel. (Beſchluß.)

[Schweigen über das Theater; geſelliges Leben.]

Vom Theater ſchweige ich ebenfalls. Schon der Mode wegen und dann, weil's der Landestrauer halber auf längere Zeit geſchloſſen iſt. Unter dem weiblichen Perſonale hat neuerdings ein Fräulein Neumann viel von ſich reden gemacht. Namentlich konnte eine begeiſterte Correſpondentin (!) der weiland Morgenzeitung des Lobes nicht müde werden. Indeſſen würde man ſehr irren, wenn man dies ſo ſehr auf eine wahrhaft künſtleriſche Grundlage baſirt glauben wollte, daß darüber die Leiſtungen Anderer z. B. unſerer talentvollen Ahrens vergeſſen würden. Fräulein Neumann *ſpielt recht gut Komödie*, ob aber ſtets auf dem Theater?....

Schließlich noch Einiges über unſere ſocialen Beziehungen. Nicht über Einzelnheiten, denn die gehören nicht vor die Oeffentlichkeit, ſondern nur Andeutungen im Allgemeinen: nur Negatives, nicht Poſitives: nur Vertheidigung, keine Anklage; nur Rahmen, keine Bilder. Es iſt über das geſellige Leben in Caſſel ſeit einigen Jahren ſehr viel geklagt worden. Vom „Prinz Roſa Stramin" bis zu den Correſpondenzen des Herrn K. in dieſen Blättern gab's eigentlich nur eine lange Reihe von Tadel, Verhöhnung und Spott. Aber ſicherlich mehr mit Unrecht, als mit Recht — meiſt aus *Unkunde*, häufig aus individuellem Mißmuthe, mitunter aus bloßem Haſchen nach Pikantem. Es läßt ſich allerdings nicht ganz wegleugnen, daß die caſſeler Geſelligkeit hier und da an einer gewiſſen Unbeholfenheit leidet. Es zeigt ſich dieſelbe gleichmäßig in der ängſtlichen Beibehaltung herkömmlicher Formen, wie in der unzeitigen Annahme moderner, herübergebrachter Lebensweiſen, oder vielmehr in der unvermittelten Vereinigung beider. Man *will* häufig, aber man *mag* nicht, und beim Beſinnen wird geſtolpert. In-

dessen kann man daraus nicht Grund zu solchen Entstellungen und Anfeindungen entnehmen, wie sie unsere geselligen Zustände haben erfahren müssen. Namentlich dann nicht, wenn man Gelegenheit gehabt hat, das eigenthümlich gesellige Leben der Casselaner in kleinern Kreisen befreundeter, gleichgesinnter Familien, bis zu seiner ganzen Vertraulichkeit und ungezwungensten Heiterkeit kennen zu lernen. Denn da ist kein Atom von jener steifen Abgemessenheit und geflissentlich bewahrten Kälte, womit Hochmuth oder Jämmerlichkeit das mangelnde Bewußtsein wahrer Würde zu ersetzen strebt.

Freilich ist der Fremde bei einer solchen Richtung der Geselligkeit immer etwas übel dran. Der gänzlich Beziehungslose ist in Cassel allerdings ein wenig verrathen und verkauft. Daher denn auch die ewigen Klagen der Fremden über Kälte, Isolirung ꝛc. Aber soll man darum so unbedingt den Stab brechen? Sollen wir einen gänzlich „neuen Menschen anziehen"? Etwa nach französischem oder auch nur nach wiener Zuschnitt? Da sei Gott vor! Ein wenig mehr Zuvorkommenheit — ja, ein wenig mehr Lebendigkeit — ja, ein wenig viel mehr geistige Regsamkeit — ja, auch einigen Zuwachs an anständiger Beweglichkeit in größeren Zirkeln und an öffentlichen Vergnügungsorten —; aber weiter Nichts. — Setzen wir bei Leibe unser Familienleben in seiner schönen Treue und Reinheit gegen den trügerischen Flitter einer vielgepriesenen, „öffentlichen, großartigen" Geselligkeit ꝛc. nicht ein! Wir würden bald genug den Tausch bereuen.

Und daß der bessere Ton in geselliger Beziehung nicht blos auf kleinere Kreise beschränkt ist, daß eine ungezwungene Heiterkeit, verbunden mit steter Anregung zu geistigen und künstlerischen Unterhaltungen ꝛc. auch in größeren Zirkeln heimisch werden kann: das hat wenigstens die seit einigen Jahren dahier bestehende Gesellschaft „Abendunterhaltung" bewiesen. — Sapienti sat! Fr. O.

Notizen.

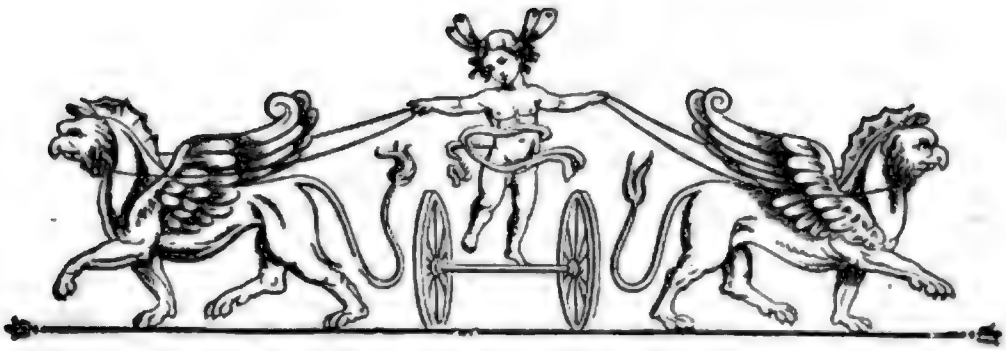
[Maurice auf der leipziger Bühne.]

Das rührende Familiendrama haben die Franzosen offenbar den Deutschen abgelernt, sie übersetzen Iffland nicht direkt, aber indirekt, und wir sind gutmüthig genug und übersetzen wieder zurück. Mit dem Familienunglück kamen gleichzeitig auch noch andere Misèren auf die Bretter, Gemüthskrankheiten, Nervenanfälle, Störungen des Gehirns. Die Franzosen waren hierin pikant wie Melesvil in seinem „Elle est folle", oder forcirt wie „das Irrenhaus in Dijon" und andere Scheußlichkeiten. Ein sehr schwächliches Stück dieser Art, schlecht gearbeitet, lose und lodderig in seinen Fäden, ist Melesvil's „Maurice oder der Helfer in der Noth". Hr. Düringer spielt den Lord in „Sie ist wahnsinnig" mit vielem Glück, er hat als Schauspieler für Krankheitssymptome, für Gemüthsaffecte viel Verständniß, wie sein Prinz von Homburg, sein Edgar, gute Leistungen zu nennen sind. Dies mochte ihn verführen, das neue Stück von Melesvil für die deutsche Bühne zu übersetzen. Ein Junker liebt eine Bauermagd, und erzieht sie sich. Er will sie entführen, verzichtet aber, als die bessere Stimme in ihm erwacht. Im zweiten Acte ist er gemüthskrank, dem Wahnsinn nahe. Die Familie forscht vergeblich nach der Ursache, bis Maurice, der Arzt, sie entdeckt. Dieser Novellenstoff ist durchaus ungünstig für dramatische Gestaltung. Der Arzt ist eine vortheilhafte Figur, hat aber keine Entwicklung, keine Scene, wo er sich glücklich entfalten könnte. Er ist altes bon enfant, hülfslustig, Allerweltsfreund, ergötzlich in seiner beweglichen praktischen Menschenliebe. Charaktere solcher Art setzt die französische Nationalität ab; die Literatur, die sie nur zu copiren hat, sollte ihnen wenigstens Gelegenheit geben, sich fertig auszuprägen. Hr. Reger spielte den Maurice ganz brav. Madame Dessoir war sehr liebenswürdig als Landkind. (Um so auffallender bleibt, daß diese treffliche Schauspielerin das Clärchen im Egmont so mißnimmt. In Stellen, wo die Naivetät zum Heroismus überspringt, wie bei den Worten „Egmont's Geliebte — eine Verworfene?" ist Mad. Dessoir komischer Weise sentimental!) Hr. Baudius gab im Stücke einen jener geist- und körperlahmen Incroyables, wie sie die Vornehmigkeit der großen Welt in Paris liefert. In Herausstellung solcher Figuren ist Baudius sehr glücklich. Dieser Schauspieler gilt für einen denkenden. Nur geht sein Denken, glaub' ich, nicht weiter als bis auf die Maske, die er gibt. So als Alba im Egmont, als Bild genommen, vortrefflich; aber sobald er den Mund aufmacht, ist die Illusion hin, sein blechernes Organ, das aller Pflege entbehrte, gibt mitunter in ganz ordinären Provinzialismen ein Deutsch zum Besten, das wo möglich noch sein Englisch übertrifft, wenn er die große Intrigantenrolle im „Glase Wasser" gibt. Denkt dieser denkende Schauspieler blos an seine Maske, so gehört er mehr ins Wachsfigurenkabinet. Hr. Baudius muß Kieselsteine in den Mund nehmen, um sein Organ zu cultiviren. Hat Demosthenes umsonst gelebt? — Großer Redner, verzeihe mir!

[Das Journal des Debats über Deutschland.]

St. Marc Girardin bespricht im Journal des Debats allerhand innere deutsche Zustände, die Spaltung zwischen dem katholischen Baiern und dem protestantischen Preußen, Hegel und Schelling, der leipziger Allgemeinen als dem Organ norddeutscher Intelligenz und den bairischen Blättern u. s. w. mit einer Feinheit und Discretion, die man hier zu Lande wenigstens Furchtsamkeit nennen würde. Man glaube aber nicht, daß Girardin's Artikel darum nichtssagend ist. Dieser Franzose war nicht umsonst ein Freund von Gans, Varnhagen und andern deutschen Notabilitäten. Das Geheimniß einer so gar nicht anstößigen und doch im Allgemeinen die Wahrheit treffenden Besprechung besteht in der Humanität, überall, bei allen Parteien edlere Motive und höhere Anschauungen vorauszusetzen, was der gewöhnliche Journalismus nicht immer thut. Die politischen Gesinnungen des Königs von Preußen bezeichnet Girardin als den höhern Liberalismus, der, jeder Demokratie abhold, im Sinne Friedrich's des Großen und Joseph's II. Alles für das Volk, nichts durch das Volk thun wolle. — Der König von Baiern dagegen sucht, nach Girardin, durch den romantischen Katholicismus des Mittelalters der Kunst und Poesie einen positiven Boden zu verschaffen. Eine solche Sprache ist allerdings nicht dem Volk, sondern nur denen verständlich, die schon verstehen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 80. — den 24. April 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Spaziergang in Paris.

Paris ist ein weiter Salon, wo verschiedene Gruppen discouriren. Bald wird das Gespräch zum lauten Donnerschall, da habt Ihr eine Emeute, eine Revolution — bald klingt es wie leises Zischeln, Perfidie und Egoismus machen Verschwörung, feilschen auf der Börse um das Heil der Welt, und aus der Weltgeschichte wird eine Komödie, wenn auch keine göttliche — bald erhebt wieder der ewige Carneval Lutetias sein unauslöschliches Göttergelächter und ruft sein: Vanitas, vanitatum vanitas! — Dies Alles findet man in den Straßen der guten Stadt Paris, jeder Pflasterstein kann davon erzählen, darüber predigen. Und wäre dies auch nicht, so finde ich doch auf jedem Spaziergange in Paris Zerstreuung gegen deutsches Heimweh, gegen alle Anfechtungen von Herz und Gemüth; denn man findet hier überall Geist, Narrheit, Phantasie, was Ihr wollt, nur kein Herz. Nicht, daß die Pariser kein Herz hätten, aber es bemüht sich in Paris Jedermann, kein Herz zu haben, damit er nicht ausgelacht werde. Paris ist ein Tummelplatz für den ehrgeizigen Vierziger; der schwärmende Jüngling ziehe sich mit seinen Träumen auf das Land zurück, in die goldene Provence, oder an die Ufer der Loire. Wie man hier ein lyrisches Gedicht hervorbringen kann, begreife ich nicht. — Allons! —

Kaum dränge ich mich durch ein Gewühl von Zuschauern vor einem Caricaturenladen, wo berühmte und doch nicht geachtete Männer am Pranger stehen, so tritt ein fremder, schwarz gekleideter Herr auf mich zu, mit der Bitte, ein Zeuge bei seiner Verheirathung auf der Mairie zu sein. — Aber ich kenne Sie ja gar nicht. — Tant mieux, versetzt er mir. Vergebens betheuere ich, niemals wissentlich zu dem Unglück eines Menschen beitragen zu wollen, der Franzose zieht mich lachend auf die Mairie des dritten Arrondissements, die nur einige Schritte entfernt ist. Wir treten in den Wartesaal. Zehn Paare mit ihren Zeugen sitzen in verschiedenen Gruppen umher, die Mädchen, oder vielmehr die Bräute, weiß, die Bräutigame schwarz gekleidet; beide Farben sind ja in verschiedenen Weltgegenden Trauerzeichen. Einige Physiognomien sind traurig, andere lustig, noch andere gleichgültig; die ersten scheinen noch zu lieben, die zweiten schon geliebt zu haben, die letzten aber wissen noch nicht, ob sie einander lieben oder hassen sollen. An den Wänden hängen zwei große Gemälde: eine jüdische Hochzeit in Jerusalem und die Schlacht bei Austerlitz. Diese Zusammenstellung ist echt französisch. Auch eine Büste Louis Philipp's hat sich eingefunden, sie ist mit dreifarbigen Fahnen und mit Spinneweben bedeckt. Endlich nach langem Geflüster wird das erste Paar in den zweiten Saal gerufen, dessen Thüren offen stehen. Dort sitzt der Maire in seiner Echarpe und neben ihm sein Schreiber. Diesen Saal schmücken drei Büsten, die von Montyon, Racine und Molière. Molière in einem Heirathssaale, welche Satyre! Vielleicht soll er den George Dandins zurufen: Tu l'as voulu! — Der erste Bräutigam war ein Friseur. Der Greffier las den Heirathes-

act in zwei Minuten ab, der Maire ein Gesetz in einer Minute, die Ehecandidaten sagten oui — die Braut sogar oui, oui, oui, Monsieur, so daß wir Alle auflachten — dann unterschrieben die Zeugen und der Maire erhob sich mit den Worten: Au nom de la loi, vous êtes mariés. — Eine andere Partie. Gütiger Himmel, dachte ich, also in etwa fünf Minuten kettet dieser Mensch in der Schärpe zwei Wesen, die einander vielleicht gar nicht kennen, bis auf den Tod zusammen; denn das revolutionirte Frankreich, welches einerseits, trotz Klerus und Kirche, die Heirath wie einen Kaufcontract abmachen läßt, ohne nach Stand oder Religion zu fragen, ist anderseits so inconsequent katholisch geblieben, daß es keine Ehescheidung gestattet. Und wie wohlthätig würde die Erlaubniß der Ehescheidung auf die Sitten wirken! Sie ist ein heilsames Drohungs- und zuletzt sogar ein Rettungsmittel; und da, wo sie gestattet ist, wie in protestantischen Ländern, wird sie gerade am wenigsten nöthig. — Die zweite Partie war eine adelige, die Braut sehr schön, aber minderjährig, und folglich sagte hier die Frau Mutter oui. Schreckliche Anomalie, als ob er die Mutter heirathete! Das Weib ist in Frankreich reines Eigenthum; on peut la démolir, sagt Odry. Diese Partie war erst nach zehn Minuten geschlossen, und diesmal erwartete die Getrauten ein Pfarrer auf dem Corridor. Das Mädchen schluchzte beim Hinausgehen; ihr Mann war alt und sie so jung. Ich sah das künftige Verbrechen von ihrer Stirne strahlen. In diesem Augenblick kam mir der profane, bürgerliche Trauungstisch wie ein Opferaltar, und der dumm gedankenlose Maire wie ein Schlächter vor; ich hätte ihn hassen können. Unwillkürlich fielen mir die inhaltsvollen Zeilen ein:

Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört.

Nach einer Stunde waren zehn Paare vermählt, von denen die Hälfte auf jeden kirchlichen Segen zu verzichten schien. Nachdem der Maire mit seiner Arbeit fertig war, warf er die Schärpe weg, brannte sich eine Cigarre an und ging in ein Journal-Lesecabinet, als wäre nichts vorgefallen. Mein Bräutigam wollte mich zu einem Schmause einladen, allein ich dankte schön, denn ich hatte gehört, wie ihm seine Braut ins Ohr flüsterte, er solle eilen, sie müsse noch heut zwei Dutzend Kappen abliefern. Die Leutchen arbeiten bis zehn Uhr, dann heirathen sie und gehen wieder nach Hause an ihre Geschäfte, als wäre nichts vorgefallen. Den Hochzeitsschmaus verschieben sie bis zur Kindtaufe, die gewöhnlich bald nachher Statt findet. In die Reihe solcher Geschichten, die unser Säculum bezeichnen, gehört auch folgende humoristische Thatsache. Die Tochter eines hiesigen alten und frommen Juden heirathete einen Katholiken, ohne sich selbst zu taufen. Das erste Kind dieser gemischten Ehe war ein Knabe. Der Vater bestand auf Taufe, der Großvater auf Beschneidung. Endlich vereinigte man sich dahin, den Knaben zu taufen, der Großvater behielt sich nur vor, eine „koschere" Kindtaufe anzurichten. Könnte Mephisto selbst einen lustigern Witz machen?

Ich spazierte weiter, immer weiter und kam an die Morgue, aus dem Haus der Freude in das Haus der Todten. Zwei Ertrunkene, die man schon vor einigen Tagen aus dem Schlamm der Seine gezogen hatte, lagen, beinahe völlig nackt, auf den verhängnißvollen Dielen. Ein paar Mädchen gingen vorüber. Vor den Todten blieben sie neugierig stehen. O, qu'il est laid! sagte die Eine, spöttisch lächelnd, und wies mit dem Finger auf den Leichnam. Dies ist charakteristisch für die pariser Mädchen, und nicht blos für die aus der niedersten Classe. Ein armer Teufel hat sich vor drei Tagen ins Wasser gestürzt, und soll noch schön, noch elegant sein. — Il est venu là, pour vous voir, vous êtes de son gout, sagte ich ihr. — Il n'est pas du mien, erwiederte sie. Le fait est, qu'il n'est pas venu, pour être vu, il aurait assez mauvaise grace. — C'est par amour, qu'il s'est noyé. — Eh bien, versetzte sie rasch, il aurait mieux fait, de se noyer dans l'amour. — Man sieht, diese Grisetten waren eben nicht sentimental, so wenig wie die Todtengräber im Hamlet. Ob sie darum auch herzlos waren?

Ich war schon an der Brücke von Austerlitz und wollte in den Jardin des Plantes, zog es aber vor, hinauszugehen vor die Barrière Fontainebleau. Da drauß'en, wo die Häuser sich noch eine Viertelstunde weit die Hände reichen, und in ihrer schmutzigen Bettlertracht auf die Zehen stellen, um nach Paris hineinzusehen, da war unzähliges Volk versammelt. Ein sonnverbrannter Kerl, einen Postillonshut auf dem Kopfe, in Marschallwamms und Soldatenhosen, saß auf einem prachtvollen Roß in theatralischer Attitüde, und ließ das Volk durch einen Tambour zusammenrufen. — „Mit Erlaubniß des Gesetzes," hub er an, „erscheine ich hier unter meinen Brüdern, dem Volke. Lange war ich abwesend, in Italien, Oesterreich und Spanien, wo einst unsere siegreichen Fahnen flatterten, jetzt komme ich, um Euch zu belehren, um Euer Vaterlandsgefühl mit dem großen Namen, mit dem Riesennamen Napoleon zu wecken." — Der Mann sprach

geläufig und lebhaft, besser als viele Deputirte. Volk, Soldaten, Alles horchte, auch Polizei war zugegen und hörte krähwinkelmäßig zu. — „Ich liebe Paris nicht," fuhr er fort, „ich liebe die Stadt nicht, wo bestochene Schriftsteller, feige Volksvertreter und kleinliche Staatsmänner hausen. Wenn ich in Paris bin, schlafe ich unter der Vendôme-Säule." — Mein Gott, wie gewaltig das Alles klang. Der Mann sprach in demselben Tone noch eine halbe Stunde, dann nahm er aus einem Korbe, der ihm zur Seite hing, eine Menge kleiner Brochüren heraus, das Stück zu zwei Sous. Er verkaufe sie um diesen Spottpreis, sagte er, aus Vaterlandsliebe, weil sie in kurzen Worten die Heldenthaten enthielten, welche Frankreich an die Spitze der Welt stellen müßten. Bald waren zweihundert Stück verkauft. Ich ließ mir auch eines geben, der Mann blinzelte mir mit dem linken Auge zu, ich las und fand: Il Bancolo, le paillasse de Venise; also von den Thaten eines Bajazzo war die Rede. Plötzlich rief Einer: „Es ist ja kein Wort von Napoleon darin. Sie sind ein Spion, ein Spitzbube." — „Ich will Ihnen Ihre zwei Sous zurückgeben," sagte bittend der Reiter zu ihm. — Es war zu spät, das Volk merkte den Betrug, in einem Nu war er vom Pferde gerissen, selbst das Roß wurde mißhandelt, bis die Polizei kam und den Gauner einsteckte. Er hatte das Geschäft schon lange betrieben, aber stets vor Leuten, die nicht lesen konnten. — Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen, dachte ich. Dieser arme Teufel sucht durch seine Napoleonsbegeisterung dem Volke eine Steuer von zwei Sous aufzulegen, aber ist Thiers nicht viel schlimmer? Lockt er uns nicht durch den Zaubernamen Napoleon Milliarden aus der Tasche? Und springt nicht am Ende ein Bajazzo aus all seinem Treiben heraus?

Doch laßt ihn nur. Nicht um ihn, nicht um Louis Philipp dreht sich die Weltgeschichte. Andere Gestalten stehen schon lange drohend im dunkeln Hintergrunde. Es ist wahr, Thiers hat mit seinem Befestigungsplane den Schrei nach der Wahlreform im ganzen Lande erstickt. Aber er wird wieder erwachen. Thiers baut seine Wälle, zwölf Bastillen sollen um das Bett Louis Philipp's stehen wie die Riesenwächter um das Bett Salomonis — wenn Louis Philipp ein Salomo ist. Gute Nacht! Schon rufen die deutschen Kartoffelcorrespondenten aus Paris in alle Welt hinaus: Seid ruhig, die Revolution ist todt, Frankreich will schlafen. — Aber wehe Euch, wenn Ihr im Vertrauen auf diesen Schlaf wieder sündigen zu dürfen glaubt gegen den Geist des Jahrhunderts! Und wenn man in Paris wagen sollte, Restaurationsgelüste zu zeigen, dann träte die Reform, nicht mit der friedlichen Sichel des Schnitters, sondern mit der zerstörenden Sense der Zeit in der Hand hervor, mit weit ausgeholten Riesenschritten würde sie über Thiers' Festungsgräben schreiten und — doch, wißt Ihr denn, was das heißt, die Wahlreform? Ein Wort, ein Hauch — Freiheit und Ordnung, wenn man sie gewähren läßt, wo nicht — la Convention! Ihr steht einmal früh auf in Leipzig, die Vögel pfeifen, die Bäume flüstern ahnungsvoll auf der Promenade, die Marktweiber gehen ihren steifen Gang durch die Straßen, und ein Freund erscheint mit bestaubten Schuhen vor Eurer Thüre und sagt gemüthlich: Denkt einmal, die Franzosen haben zum dritten und letzten Male ihre Monarchie abgesetzt. — Ihr schüttelt ungläubig den Kopf, aber es dauert vielleicht keine fünf Jahre mehr.

Als ich nach Hause kam, sagte man mir, es erwarte mich ein Fremder auf meiner Stube. Gut. — „Sind Sie Herr A. W.?" fragte mich ein kernfester Deutscher. — „Aufzuwarten." — „Ich bin ein Schneidergeselle aus ..... und habe ein Büchlein über die Menschheit, wie sie sein sollte, geschrieben. Nehmen Sie es als einen Beweis meiner Achtung." — Auch Du, Brutus? — Ich nahm das Büchlein, bedankte mich bei dem Verfasser mit einer Pfeife Tabak, und versprach, sein Werk zu lesen. Ja, ich las es sogar und fand mancherlei Fourieristische Ideen darin.

A. Weill.

Correspondenz.

Aus Dresden.

[Theodor Hell's Prolog zur Eröffnung des neuen Theaters.]

Am 12. April fand die Eröffnung des neuen Theaters Statt, die sich wie ein gemüthliches Nationalereigniß gestaltet hat. Den ganzen Tag über umwogte die neugierige Menge das schöne Gebäude; je näher der Abend und mit ihm die Eröffnung der Kasse heranrückte, um so größer wurde der Andrang, um so schwieriger die Bewältigung der jetzt unmittelbar heranstürmenden Massen mit und ohne Billet. Wie die Kinder in der verschlossenen Stube nach dem Weihnachtsbaum sehnte sich Alles hinein in die lockenden glanzerfüllten Räume, welche wirklich, wie das Gerücht versprach, eine so großartig königliche Pracht in reicher phantastischer Entfaltung enthielten, als nur immer der moderne Geschmack sich in der Renaissance und im Rococo erträumen konnte. Endlich hatten aus den sehnsüchtigen Tausenden der Residenz und des Landes, Kopf an Kopf gedrängt, ein Paar tausend Auserwählte Platz genommen, und harrten der Ankunft des Königs und der Glieder des königlichen Hauses.

Der Monarch erschien Punct 6 Uhr und wurde mit einem so anhaltenden stürmischen Volksjubel begrüßt, wie er in Dresden als unmittelbarer allgemeiner Herzenserguß bei der schwer erregbaren Bevölkerung wohl noch seltener als anderwärts vorkommt. Es sprach sich darin die nationale Heiterkeit des theatralischen Festes aus, das Haus war dadurch zur Volkshalle geworden, und seine Eröffnung zur Manifestation der freundlichen Nationaleintracht zwischen Volk und Fürsten. Die Gardine rollte, der von Th. Hell gedichtete Prolog begann, und man erblickte auf der Bühne in einem Vestibul den Baumeister (Hrn Pauli) im Schurzfell mit Hammer und Winkelmaß vor seinen Mitarbeitern im gleichen gewerklichen Costüm stehend. Seine Rede über die Bedeutung des Bauwerks schlossen die Verse:

So hat die Wirklichkeit des Tageslebens
Denn nun ihr Werk vollbracht und tritt zurück,
Und gibt der Dichtung Raum, die hold vergeistigt
Euch in das Reich der Phantasie geleitet,
Wo Alles Täuschung ist und dennoch Wahrheit!

Der Baumeister und die Seinen traten rechts und links zurück, die Bühne verwandelte sich in eine freie Gegend, und die auftretende Liebe (Dem. Bauer) begrüßte die neuen Bühnenräume. Ihr folgte der Glaube (Hr. Schöpe) und zu ihm tretend die Tapferkeit (Dem. Berg), worauf der Scherz, ein lächelndes Kind (Franziska Schöler), von dem Hirtenmädchen (Dem. Anschütz) an der Hand auf die Bühne geführt wurde. Endlich erschien in Mad. Schröder-Devrient und Hrn. Devrient die Romanze, den Dichter an der Hand geleitend, und während dessen Rede traten im Hintergrunde Hauptgestalten und Gruppen aus den bedeutendsten Schauspielen und Opern auf und erfüllten in gefälliger Ordnung den weiten Bühnenraum. Der Dichter schloß das Ganze mit huldigender Anerkennung des königlichen Verdienstes an dem schönen Werke, und sprach, zur Loge des Monarchen gewendet:

Ihr blickt dahin, wo gern die Blicke weilen,
O laßt auch uns den freud'gen Aufschwung theilen!
Er liebt zwar nicht die lauten Huldigungen,
Die tausendfach ein jeder Tag ihm weiht;
Doch heute, wo, von Dankesgluth durchdrungen,
Das Herz, auflodernd, keine Schranke scheut,
Wo der Verehrung Ernst sich aufgeschwungen
Zu hoher, reiner Seelenfreudigkeit,
Heut' duldet Er's, daß es den Saal durchbrause:
Heil unserm König! Heil dem Königshause!

Aufs Neue ließ sich der allgemeine Enthusiasmus in diesen Worten vernehmen, und in dem großen Gefühle der verehrenden Liebe für den König, das mit so ungetheilter Gewalt sich äußerte, sprach sich eine schöne Anerkennung des hohen geistigen Werthes aus, der der Humanität, der feingeistigen Liebenswürdigkeit und der edlen Bildung des sächsischen Königshauses in jeder Beziehung und selbst vor dem strengsten Forum der Weltgeschichte und der Völkerschicksale zuertheilt werden muß. — Es war jetzt zum ersten Male der von Hübner gemalte Hauptvorhang herabgesunken und zeigte malerisch die im Prologe vorgeführten idealen Gestalten, worauf die Jubelouvertüre von K. M. v. Weber folgte, und endlich „Torquato Tasso". Die neuen Decorationen, theils von den französischen Malern theils vom Hoftheatermaler Arrigoni, sind vortrefflich.

Notizen.

[Frau v. Chezy über das Verbot ihrer Schriften.]

Im J. 1806 erschien das bekannte Buch von Helmina v. Chezy, in welchem sie „Kunst und Leben in Paris seit Napoleon I." schilderte. Fünf Jahre nachher ließ es der Kaiser in allen französischen Buchhandlungen wegnehmen. „Ich hätte statt dessen einen Ehrensold verdient," sagt die Autorin, „und weiß mir nicht zu erklären, weshalb die Confiscation geschah. Mit meiner „Norika", Handbuch für Reisende nach Oesterreich, ging es nicht besser, sie ist der Kaiserin Charlotte Auguste zugeeignet und in den Kaiserstaaten verboten! Wenn sie eine Einheimischer geschrieben hätte, er würde hochbelobt und kaiserlich beschenkt worden sein. Freilich würde ein Einheimischer sich gehütet haben, Unterdrückung der Protestanten in Oesterreich ob der Enns, und Umtriebe des Bischofs Ziegler gegen Ehen von Mitgliedern verschiedener Confessionen zu rügen, welches ich 1832, vor Ausbruch der Streitigkeiten, sie nicht ahnend, mit voller Unbefangenheit, und reiner Anhänglichkeit an die österreichische evangelische Gemeinde, und im Mitgefühl ihrer wachsenden Bekümmernisse that. Seit Hr. Pfarrer Pfrindt Bischof in St. Pölten, Ziegler in Linz geworden, seit die Bischöfe von Gurk und von Laibach einen beispiellosen Eifer für Religionssachen entwickeln, hatten die geistigen, friedlichen Verhältnisse, in denen katholische und evangelische Gemeinden in Oesterreich und Steiermark einander gegenüber standen, sehr gelitten."

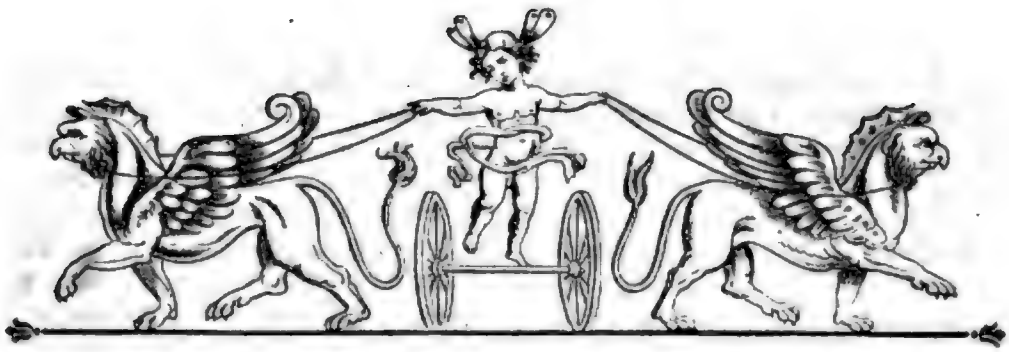
[Schorn.]

Der Artikel über Hofrath v. Schorn, den das 29. Heft des „Conversationslexikons der Gegenwart" brachte, gibt 1793 als Geburtsjahr und Franken als die Heimath Schorn's an. Schorn ist der Uebersetzer von Vasari's Leben der italienischen Maler, Bildhauer und Baumeister. Seit 1820 redigirt er das Kunstblatt zum Morgenblatt. In den J. 1822 und 23 war er in Italien. In München lieferte er eine Beschreibung der Glyptothek. 1833 ward er von München nach Weimar berufen als Director des Kunstinstituts, an des alten Heinrich Meyer Stelle.

[Sophie Albrecht.]

Die Freundin Schiller's, in deren Hause zu Dresden er seinen Carlos beendete, starb im Nov. des vorigen Jahres fast 90 Jahre alt, sie ruht an der Alster in der östlichen Vorstadt Hamburgs. Friedrich Clemens hat sich das Verdienst erworben, eine Anthologie aus ihren Gedichten zusammenzustellen (Altona, Hammerich). Die meisten ihrer Verse stammen aus ihrer dresdener Zeit, wo sie als Ariadne auf Naxos und als Amalie vergöttert wurde. Die Sprache in ihrem Wesen erinnert nicht selten an die Schiller'sche Diction aus der Zeit der Räuber und seiner ersten Lyrik, doch ist sie matter, weiblicher und gutmüthiger.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 81. — den 26. April 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Paddy, der Sackpfeifer.

Eine irische Geschichte, mitgetheilt von Dr. W. Seyffarth.

— Ich will sie Ihnen erzählen, Herr, wenn Sie sie hören wollen; 's ist eine mächtig merkwürdige Geschichte, und so wahr, als ich hier stehe, und das ist keine Lüge. Es war in den Tagen der Insurrection, wo mancher schöne Sommerabend und das kostbare Leben manches braven Jungen durch das Martialgesetz verloren gingen, das keinem anständigen Menschen erlaubte, des Nachts aus dem Hause zu sein. Wenn des Tages Arbeit gethan war, den Henker auch durften wir's wagen, zu einem Freunde auf ein Glas Whiskey oder mit einem Mädchen zu Tanze zu gehen, sondern mußten in der Stube hocken und uns einschließen, und durften uns nicht rühren und nicht die Klinke heben oder den Riegel ziehen, bis es wieder Morgen war. Und das bringt mich auf meine Geschichte.

'S war spät Abends und wir saßen beim Feuer; die Erdäpfel kochten und die Schüsseln mit Buttermilch standen auf dem Tische, und wie wir anfangen wollten zu essen, da pocht' es an die Thür. Hischt, sagte mein Vater; das sind Soldaten, sagt' er; ich denke, sie haben den Feuerschein durch eine Thürklinke gesehen. — Ne, sagte meine Mutter, das können sie nicht, ich habe einen alten Sack vorgehangen und meinen neuen Unterrock. — Na, hischt, sagte mein Vater, was müssen sie doch sehen. — Und da pochte es wieder. Jetzt hielten wir alle die Mäuler, bis es ein drittes Mal gegen die Thür pumpte. 'S hilft nichts, sagte mein Vater; die sind zu pfiffig, um sich was weis machen zu lassen, sagt' er. Geh', Sheemus, sagt' er zu mir, und sieh', wer's ist. — Und sieh, wer's ist, sagte ich, wie kann ich denn im Dunkeln sehen, wer's ist? — Hast recht, Sheemus, sagte mein Vater; zünde das Licht an, sagt' er, und sieh, wer's ist. Nur mach' die Thür nicht auf, das rath' ich Dir, es wäre denn, sie schlügen sie ein, sagt' er, und es wäre denn, es wären Soldaten, und wenn's Soldaten sind, so sei hübsch höflich.

Also ging ich mit dem Lichte an die Thür, und da klopfte es wieder. Wer da? schrie ich. — Ich bin's, schrie er. — Wer seid Ihr ich bin's? sagte ich. — Gut Freund, sagte er. — Wetter, daß Dich, sagte ich, wer seid Ihr gut Freund? — Na, Ihr werdet mich doch kennen? sagt' er. — Den Henker, so thut's Maul auf, sagte ich. — Na, wer wär' ich denn, sagt' er, wenn ich nicht Paddy, der Sackpfeifer, wäre? — O, Donner und Torf, sagte ich, seid Ihr's, Paddy, der draußen steht? — Und wer wär's denn, wenn ich's nicht wäre? sagte er. — Und was bringt Euch denn um die Zeit hierher? sagte ich. — Was soll mich denn herbringen, wenn's nicht der Umweg wäre, sagte er; so schnitt ich durch, und das hat mich aufgehalten. — Krieg und kein Ende, sagte ich; hört, Paddy, in Euren Schuhen möcht' ich nicht stecken; Ihr wißt, 's geht an den Hals, um die Zeit ertappt zu werden. — Freilich weiß ich's, sagt' er, so wahr mir Gott helfe; und deshalb komm' ich zu Euch, sagt' er, und so laßt mich hinein aus alter

Bekanntſchaft, ſagte der arme Paddy. — Ja, aus dem Grunde und aus dieſem Grunde, ſagte ich, darf ich die Thür nicht aufmachen, und wenn die ganze Welt draußen ſtände; ich brauch's Euch weiter nicht zu ſagen, ſagte ich, und wenn die Huſaren Euch kriegen, ſagte ich, ſo hängen ſie Euch auf, ſagte ich, und wenn Ihr zehnmal Paddy hießet. — Schönſten Dank für Eure Güte, ſagte er; aber mit Erlaubniß der Ferkel, denke ich, ſoll das und dergleichen mir nicht paſſiren. — Folgt meinem Rathe, ſagte ich, und verkriecht Euch, denn das will ich Euch ſtecken, ſagt' ich, die Huſaren haben kurze Verhöre und lange Stricke; ſie haben keine Gerechtigkeit und noch weniger Barmherzigkeit, die Böſewichte! — Drum alleben ſollt Ihr mich hineinlaſſen, Sheemus, ſagte der arme Paddy. — Reden hilft nichts, ſagte ich; ich darf die Thür nicht aufmachen. — O, tauſend Mörder und Todtſchlag, was ſoll aus mir werden! ſagte Paddy. — Geht in den Stall hinter'm Hauſe, ſagte ich, da wo die Kuh ſteht; da findet Ihr eine Schütte Stroh, und auf der könnt Ihr ſchlafen, 's iſt ein Bett für einen Lord, geſchweige für einen Sackpfeifer.

So zog Paddy ab, ſich im Stalle zu verkriechen, und uns Allen ſchnitt's durch's Herz, ihn von der Thür weiſen zu müſſen, zumal als die Erdäpfel fertig waren, denn ſehen Sie, lieber Herr, zum Eſſen und Trinken iſt in Irland Jeder willkommen. Nach einer Weile legten wir uns auch zu Bette, und Paddy verkroch ſich im Kuhſtalle; und nun muß ich Ihnen erzählen, was weiter mit Paddy vorging. Sehen Sie, nachdem er eine Zeit lang geſchlafen, wachte er auf, und weil's hell war, dacht' er, es wäre Morgen. Es war aber nicht Morgen, ſondern der Mond ſchien, und das führte ihn an. Kurz und gut, er wollte ſich bei guter Zeit auf die Socken machen, weil juſt nahebei im Städtchen Jahrmarkt war, und er da mit ſeinem Dudelſacke ein paar Pfennige zu verdienen dachte, denn der Henker auch, einen beſſern Sackpfeifer als Paddy gab's im ganzen geſegneten Lande nicht, und Jedermann räumte ein, daß Paddy ſeinen Dudelſack illigant zu handthieren verſtehe. Wie er: „Jenny wammſte den Weber," ſpielte, das war über alle Maßen ſchön, und ſpielte er: „Der Haſe ſitzt im Korne," da war's doch nicht anders, als ſähen Sie die Hunde laufen und die Reiter wie toll hinterher jagen. Was ich aber ſagen wollte, Paddy machte ſich für den Jahrmarkt auf die Ferſen und ſchlenderte übers Feld. Wie er eine Weile geſchlendert, ſtand ihm eine Hecke im Wege. Durch dieſe kroch er, und als er auf der andern Seite herauskam, plumpte ihm etwas auf den Kopf, daß ihm's Feuer aus den Augen ſprang. Da ſah er in die Höhe, was es war, und was denken Sie, daß es war? Der Herr ſei uns armen Sündern gnädig, es war ein Menſch, der an einem Baumaſte hing. Oho, ſagte Paddy, das iſt ein ſauberer guter Morgen, und ſteht's ſo mit Euch, armer Junge? Meiner Treu, Ihr hättet mich beinahe erſchreckt, ſagte Paddy, und was Paddy ſagte, war für ihn die lautere Wahrheit, denn es hätte wohl einen Herzhaftern als Paddy erſchreckt, ſo etwas und dergleichen zu ſehen und zu denken, daß ein Chriſtenmenſch aufgehenkt war wie ein Hund.

Die Rebellen hatten den Burſchen gehenkt, denn ſehen Sie, lieber Herr, die Leiche hatte Kleider an, und daran konnte man's gleich erkennen, daß es die Rebellen geweſen. Die Huſaren und die Orangenmänner henkten Niemand, der einen ganzen Rock anhatte, ſondern nur ſolch' armes und wehrloſes Geſindel wie unſereins, und deshalb, wie geſagt, wußte Paddy gleich, daß die Jungen es gethan. Alſo beſah er die Leiche und ſagte: Meiner Treu, haſt ein Paar wunderſchöne Stiefeln an, und wenn ich mir's recht überlege, ſo denke ich, Du wirſt ſie kaum mehr brauchen. Und 's iſt doch Sünd' und Schande, ſagte er, daß der beſte Sackpfeifer in den ſieben Grafſchaften ein Paar Stiefeln ſpazirren trägt, die nicht drei Pfennige werth ſind, und eine Leiche ein Paar ſolche illigante Stiefeln anhat', die ſich nach Jemanden umſehen, der ſie anzöge. — Damit legte Paddy Hand an die Stiefeln und zerrte hin und zerrte her. Mochs' es aber ſein, daß ſie dem Gehenkten zu eng waren, oder daß das Auf- und Niederſchwanken des Aſtes Paddy hinderlich war, — er kriegte ſie nicht los und gab's zuletzt auf. Wie er ein Stück fortgegangen, blieb er ſtehen und ſah ſich um, und als er das illigante Paar Stiefeln ſah, konnt' er's nicht übers Herz bringen und wollte die Stiefeln haben, in Gutem oder in Böſem. Es thut mir leid, Ihnen zu ſagen, wie er ſie kriegte, denn er kriegte ſie auf eine ſchmuzige Manier, und 's iſt das einzige Schmuzige, das ich von Paddy weiß. Sehen Sie, er machte das ſo. Er nahm ein Meſſer aus der Taſche, ein Meſſer, ſag' ich Ihnen, mit einem prachtvollen Hirſchgriffe und einer mörderiſch breiten Klinge. Ein Vetter von mir, der bei Lord's Gärtner war, hatte Paddy das Meſſer geſchenkt, und 's war eigentlich nicht das erſte Unheil, daß das Meſſer anrichtete. Schon vorher hatte es alle Liebe und Freundſchaft zwiſchen meinem Vetter und Paddy zerſchnitten, ſo daß es nur zu verwundern iſt, wie zwei ſo verſtändige Menſchen etwas von ſcharfem Stahl ſich

schenken und von einander annehmen konnten. Das bei Seite, nahm Paddy das Messer aus der Tasche, und was denken Sie, daß er that? Er schnitt der Leiche beide Beine ab. Nun, sagt' er, kann ich die Stiefeln nach meiner Bequemlichkeit ausziehen, und sehen Sie, lieber Herr, das war ein schmutziges Stück von ihm.

Weiter zu erzählen, nahm Paddy die Beine unter'n Arm, und da guckte der Mond hinter einer Wolke vor. J, i, seid Ihr's? sagte Paddy zum Monde, denn Paddy war ein unverschämter Kauz, und weil er nun erst seinen Irrthum begriff, und daß der Mondschein ihn angeführt, und es nicht die Morgendämmerung war, wie er geglaubt, so fing er an, sich zu fürchten, daß es ihm gehen möchte, wie dem armen Gehenkten, den er eben maltraitirt, wenn sie ihn um diese Zeit im Lande umherschleichen fänden, — und so drehte er um und ging in den Kuhstall zurück und versteckte die Leichenbeine im Stroh und schlief wieder ein. Es war ihm aber ganz recht, und er verdiente es nicht besser, daß die Soldaten ihn sahen und fortschleppten.

Als wir am Morgen aufgestanden, sagte mein Vater zu mir: Sheemus, sagt' er, geh' in den Stall und heiß den armen Paddy 'reinkommen und mit uns Erdäpfel essen, denn da bin ich gut für, er ist zum Frühstück fertig, so oder so. — Also ging ich zur Hofthür hinaus und rief: Paddy, und als ich drei- oder viermal gerufen und keine Antwort bekam, ging ich 'nüber in den Kuhstall und rief wieder, und daß Dich Dieser und Jener, bekam keine Antwort. Blut und Donnerwetter, schrie ich, Paddy, wo steckt Ihr? Dabei ließ ich meine Augen herumfunkeln und sah zwei Füße unter einem Haufen Stroh vorlugen. Aha, sagte ich, daß Dich der Schwarze! Liebst so ein warmes Winkelchen Paddy? Hast Dir's so bequem gemacht wie der [illegible] im Bette; 's thut mir leid, aber 's kann nichts [illegible] ich muß Dich stören. — Damit packte ich ihn [illegible] Ferfen, so was ich seine Ferfen glaubte, Gott [illegible] bei! und gab einen tüchtigen Ruck, natür[illegible] aufzuwecken, und fort ging's mit mir, [illegible] Beine oben, und das ganze Gehirn sch[illegible] der Wand aus. Als ich wieder zu [illegible] auf dem Rücken, und in meinen [illegible] Dinger, wie zwei Husaren-Pistolen [illegible] Augen müßten mir aus dem Ko[illegible] sterbliche Beine erkannte. Si[illegible] lieber Herr, oder nicht, aber i[illegible] ren's heiße Erdäpfel, und spr[illegible] der und Todtschlag. O, [illegible]

'agte ich, und wies der Kuh die geballte Faust; o, Du [illegible] natürliches Vieh, sagte ich, hast den armen Paddy gefressen, Du diebischer Kannibale; bist ja schlimmer wie ein Neger, sagte ich; und daß Dich der Schwarze! wie lecker Du bist; konntest wohl nichts Besseres zu schnabeliren finden, als den besten Sackpfeifer in Irland! Ungethüm! Ungeheuer! Was wird das Land zu einem solchen unnatürlichen Morde sagen! Und dabei siehst Du so unschuldig aus wie ein Lamm, und frißt Dein Heu, als wäre platterdings nichts passirt! — Dann lief ich aus dem Stalle, die Haare standen mir zu Berge, und lief ins Haus und erzählte Alles mit einander.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris.

[Die Gemäldeausstellung im Louvre.]

Wenn ich so lange mit meinem Berichte über die diesjährige Kunstausstellung zögerte, so lag die Schuld in der Schwierigkeit der Sache selbst. Es gibt zweierlei Arten Kritik, man muß entweder das Licht vom Schatten, oder Schatten vom Lichte sondern. Bei Gemälden hat Kritik nur das erste Amt, denn nur stolzen künstlerischen Intentionen gegenüber hat sie ein Recht zu [illegible] zu Tage fast nur bei den Versuchen von [illegible] ponisten. Unter den 2032 Nummern [illegible] königlichen Sälen aber kommt [illegible] man nur Gutes berücksichtigen [illegible] gar nicht darin. [illegible] Jahre eine [illegible] Ich wer[illegible] lern [illegible]

Adern, auf zum Exerzieren. Es ist auffällig, daß die Leute, die sonst so gern Lärm machen, hier so still sind. Wo sie sonst schreien, da sind sie hier stumm. Wo sie sonst ihre Meinung kundtun, da sind sie hier ohne Meinung. Wo sie sonst ihre Ansicht äußern, da sind sie hier ohne Ansicht. Wo sie sonst ihre Stimme erheben, da sind sie hier ohne Stimme. Wo sie sonst ihre Faust ballen, da sind sie hier ohne Faust. Wo sie sonst ihre Hände rühren, da sind sie hier ohne Hände. Wo sie sonst ihre Füße bewegen, da sind sie hier ohne Füße. Wo sie sonst ihre Beine gebrauchen, da sind sie hier ohne Beine. Wo sie sonst ihre Arme schwingen, da sind sie hier ohne Arme. Wo sie sonst ihre Ellbogen gebrauchen, da sind sie hier ohne Ellbogen. Wo sie sonst ihre Schultern heben, da sind sie hier ohne Schultern. Wo sie sonst ihren Kopf tragen, da sind sie hier ohne Kopf. Wo sie sonst ihr Haupt erheben, da sind sie hier ohne Haupt. Wo sie sonst ihre Augen aufmachen, da sind sie hier ohne Augen. Wo sie sonst ihre Ohren spitzen, da sind sie hier ohne Ohren. Wo sie sonst ihre Nase rümpfen, da sind sie hier ohne Nase. Wo sie sonst ihren Mund aufreißen, da sind sie hier ohne Mund. Wo sie sonst ihre Zähne fletschen, da sind sie hier ohne Zähne. Wo sie sonst ihre Zunge herausstrecken, da sind sie hier ohne Zunge. Wo sie sonst ihre Kehle ausspülen, da sind sie hier ohne Kehle. Wo sie sonst ihren Hals recken, da sind sie hier ohne Hals. Wo sie sonst ihren Rücken krümmen, da sind sie hier ohne Rücken. Wo sie sonst ihren Leib schütteln, da sind sie hier ohne Leib. Wo sie sonst ihre Hüften wiegen, da sind sie hier ohne Hüften. Wo sie sonst ihre Lenden gürten, da sind sie hier ohne Lenden. Wo sie sonst ihre Schenkel bewegen, da sind sie hier ohne Schenkel. Wo sie sonst ihre Kniee beugen, da sind sie hier ohne Kniee. Wo sie sonst ihre Füße setzen, da sind sie hier ohne Füße. Wo sie sonst ihre Zehen rühren, da sind sie hier ohne Zehen. Wo sie sonst ihre Nägel putzen, da sind sie hier ohne Nägel. Wo sie sonst ihre Haut pflegen, da sind sie hier ohne Haut. Wo sie sonst ihre Haare kämmen, da sind sie hier ohne Haare. Wo sie sonst ihre Knochen schonen, da sind sie hier ohne Knochen. Wo sie sonst ihr Mark hegen, da sind sie hier ohne Mark. Wo sie sonst ihre Nerven stählen, da sind sie hier ohne Nerven. Wo sie sonst ihre Sehnen dehnen, da sind sie hier ohne Sehnen. Wo sie sonst ihre Adern füllen, da sind sie hier ohne Adern. Wo sie sonst ihr Blut pflegen, da sind sie hier ohne Blut. Wo sie sonst ihr Herz schonen, da sind sie hier ohne Herz. Wo sie sonst ihre Seele retten, da sind sie hier ohne Seele. Wo sie sonst ihr Leben erhalten, da sind sie hier ohne Leben. Wo sie sonst ihr Dasein fristen, da sind sie hier ohne Dasein. Wo sie sonst ihr Sein behaupten, da sind sie hier ohne Sein. Wo sie sonst ihr Nichtsein verneinen, da sind sie hier ohne Nichtsein. Wo sie sonst ihr Werden bejahen, da sind sie hier ohne Werden. Wo sie sonst ihr Vergehen bedauern, da sind sie hier ohne Vergehen. Wo sie sonst ihr Gewesensein betrauern, da sind sie hier ohne Gewesensein. Wo sie sonst ihr Sterben beklagen, da sind sie hier ohne Sterben. Wo sie sonst ihr Tot-sein beweinen, da sind sie hier ohne Tot-sein. Wo sie sonst ihr Begrabensein beklagen, da sind sie hier ohne Begrabensein. Wo sie sonst ihr Auferstehen feiern, da sind sie hier ohne Auferstehen. Wo sie sonst ihr Ewigsein preisen, da sind sie hier ohne Ewigsein. Wo sie sonst ihr Nichtewigsein verdammen, da sind sie hier ohne Nichtewigsein. Wo sie sonst ihr Verdammtsein verfluchen, da sind sie hier ohne Verdammtsein. Wo sie sonst ihr Gerettetsein segnen, da sind sie hier ohne Gerettetsein. Wo sie sonst ihr Nichtgerettetsein verwerfen, da sind sie hier ohne Nichtgerettetsein. Wo sie sonst ihr Gerechtsein rühmen, da sind sie hier ohne Gerechtsein. Wo sie sonst ihr Ungerechtsein bekennen, da sind sie hier ohne Ungerechtsein. Wo sie sonst ihr Sündigsein bekennen, da sind sie hier ohne Sündigsein. Wo sie sonst ihr Nichtsündigsein leugnen, da sind sie hier ohne Nichtsündigsein. Wo sie sonst ihr Gutsein preisen, da sind sie hier ohne Gutsein. Wo sie sonst ihr Nichtgutsein verdammen, da sind sie hier ohne Nichtgutsein. Wo sie sonst ihr Bösesein verfluchen, da sind sie hier ohne Bösesein. Wo sie sonst ihr Nichtbösesein verwerfen, da sind sie hier ohne Nichtbösesein. Wo sie sonst ihr Wahrsein rühmen, da sind sie hier ohne Wahrsein. Wo sie sonst ihr Unwahrsein bekennen, da sind sie hier ohne Unwahrsein. Wo sie sonst ihr Lügesein bekennen, da sind sie hier ohne Lügesein. Wo sie sonst ihr Nichtlügesein leugnen, da sind sie hier ohne Nichtlügesein. Wo sie sonst ihr Schönsein preisen, da sind sie hier ohne Schönsein. Wo sie sonst ihr Nichtschönsein verdammen, da sind sie hier ohne Nichtschönsein. Wo sie sonst ihr Häßlichsein verfluchen, da sind sie hier ohne Häßlichsein. Wo sie sonst ihr Nichthäßlichsein verwerfen, da sind sie hier ohne Nichthäßlichsein. Wo sie sonst ihr Weisesein rühmen, da sind sie hier ohne Weisesein. Wo sie sonst ihr Unweisesein bekennen, da sind sie hier ohne Unweisesein. Wo sie sonst ihr Dummsein bekennen, da sind sie hier ohne Dummsein. Wo sie sonst ihr Nichtdummsein leugnen, da sind sie hier ohne Nichtdummsein. Wo sie sonst ihr Klugsein preisen, da sind sie hier ohne Klugsein. Wo sie sonst ihr Nichtklugsein verdammen, da sind sie hier ohne Nichtklugsein. Wo sie sonst ihr Törichtsein verfluchen, da sind sie hier ohne Törichtsein. Wo sie sonst ihr Nichttörichtsein verwerfen, da sind sie hier ohne Nichttörichtsein. Wo sie sonst ihr Gelehrtsein rühmen, da sind sie hier ohne Gelehrtsein. Wo sie sonst ihr Ungelehrtsein bekennen, da sind sie hier ohne Ungelehrtsein. Wo sie sonst ihr Unwissendsein bekennen, da sind sie hier ohne Unwissendsein. Wo sie sonst ihr Nichtunwissendsein leugnen, da sind sie hier ohne Nichtunwissendsein. Wo sie sonst ihr Wissendsein preisen, da sind sie hier ohne Wissendsein. Wo sie sonst ihr Nichtwissendsein verdammen, da sind sie hier ohne Nichtwissendsein. Wo sie sonst ihr Unwissendsein verfluchen, da sind sie hier ohne Unwissendsein. Wo sie sonst ihr Nichtunwissendsein verwerfen, da sind sie hier ohne Nichtunwissendsein. Wo sie sonst ihr Gelehrtsein rühmen, da sind sie hier ohne Gelehrtsein. Wo sie sonst ihr Ungelehrtsein bekennen, da sind sie hier ohne Ungelehrtsein. Wo sie sonst ihr Unwissendsein bekennen, da sind sie hier ohne Unwissendsein. Wo sie sonst ihr Nichtunwissendsein leugnen, da sind sie hier ohne Nichtunwissendsein. Wo sie sonst ihr Wissendsein preisen, da sind sie hier ohne Wissendsein. Wo sie sonst ihr Nichtwissendsein verdammen, da sind sie hier ohne Nichtwissendsein. Wo sie sonst ihr Unwissendsein verfluchen, da sind sie hier ohne Unwissendsein. Wo sie sonst ihr Nichtunwissendsein verwerfen, da sind sie hier ohne Nichtunwissendsein.

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstag — 82. — den 27. April 1886.

Redaktion: Otto F. H. Schwarz. Verlag: Ernst Keil's Nachf. in Leipzig.

Ein Duell mit Duellen.

Vor einer Reihe Jahren lebte in einer kleinen Stadt Deutschlands ein Mann, der sich mit dem Gedanken trug, sich zu verheirathen. Er hatte sich auch schon eine Braut ausgesucht, die ihm gefiel und die ihn liebte, und Alles wäre in bester Ordnung gewesen, wenn nicht ein Hinderniß sich ihm in den Weg gestellt hätte, das Hinderniß Duell. Der Bräutigam hatte nämlich einen Duellfimmel, und dieser Duellfimmel hatte ihn schon in manche Affaire gebracht, in welcher er sich mit Ehren geschlagen hatte. Ehrenhaft war er also, und ehrenhaft wollte er bleiben, aber — er wollte auch heirathen, und das Duell und die Ehe vertrugen sich nicht miteinander.

Er hatte sich also vorgenommen, sich nicht mehr zu duelliren. Wenn ihn Jemand aber beleidigte, dann mußte er sich schlagen, denn sonst war er ehrlos. Er hatte sich also vorgenommen, sich nicht beleidigen zu lassen. Das war ein schwieriges Unternehmen, aber er hoffte, es durchführen zu können.

Er ging also mit seiner Braut spazieren, und sie gingen Arm in Arm. Da kam ein Bekannter auf sie zu, und dieser Bekannte war ein Duellant. Er sah, daß sein Freund Arm in Arm mit einer Dame ging, und er wußte, daß sein Freund sich nicht duelliren wollte, und er wußte auch, daß sein Freund sich nicht beleidigen lassen wollte, und er wußte auch, daß sein Freund sich nicht beleidigen lassen durfte, wenn er nicht ehrlos sein wollte, und er wußte auch, daß sein Freund sich nicht ehrlos machen wollte, und er wußte auch, daß sein Freund sich nicht duelliren

sche Poeten contrastirten Don Juan mit seinem Gegenpol, mit Faust. Deutsche Gelehrsamkeit lieferte kürzlich eine hübsche Kritik aller spanischen, italienischen, französischen und deutschen Bearbeitungen des Textes *). Genug, auf Don Juan stößt man in Deutschland an allen Ecken und Enden, nicht in der Wirklichkeit, sondern in der Idealwelt; von den Bretern kommt er gar nicht herunter.

Ich hatte meine Abreise von Dresden auf Sonnabend den 17. April gestellt. Da brachte der gute „Anzeiger", wie die Dresdner ihr städtisches Tagesblatt nennen, — in andern deutschen Städten heißt es Käseblatt, in Berlin Intelligenzblatt, weil dort die Intelligenz, um mit Fallstaff zu reden, so gemein ist wie Brombeeren, — der deutsche Anzeiger brachte Mozart's Don Juan für Sonnabend, den 17. April. Meine Abreise mußte unterbleiben, Don Juan verläßt mich nicht, der Zauberer hat Macht genug über mein Kommen und Gehen, und wär' ich nicht der Verfolgte in diesem Verhältniß, so würd' ich der Verfolger sein, und wie Donna Elvira singen: „ich folg' ihm überall," und flöh' er bis an den Rand des Meeres. „Mein Geist beginnt zu schwärmen!" sagt König Lear. Mein Geist beginnt deutsch zu werden! möcht' ich sagen, wofern es nicht eben deutsch fühlen heißt, für einen Rausch der trunkenen Seele Alles dranzusetzen. Inzwischen, ist Zauberei im Spiel, so war's doch ein Kobold, der uns diesmal neckte und närrte. Der dresdner Anzeiger ist nicht untrüglich, die Oper ward verlegt auf Sonntag, von Sonntag auf Montag, von Montag auf Dienstag, und Mittags zwölf Uhr war es noch immer fraglich, ob Don Juan gegeben werde, obschon der Moniteur de Dresde, gedachter morgendlicher Anzeiger, die Oper auf jeden Tag angesetzt, der Theaterzettel zwei Stunden nachher sie stets abgesagt hatte. Dergleichen Unsicherheit kann nur in Deutschland vorkommen, nur ein deutsches Publicum läßt sich solchen Mangel an prompter Bedienung gefallen. Die Sänger und Schauspieler leben so glänzend und ungenirt wie Cavaliere, und die Intendanten, wenigstens an Hofbühnen, sind Hofleute von gefälliger Lebensart, aber keine literarischen Machthaber, die durch ihr Ansehen gute Disciplin halten würden. In Städten, wo der Magistrat die Bühnen verpachtet, sind diese für die Bildung so wichtigen Anstalten in den Händen von Geldmenschen, die ihre Truppen in guter Ordnung halten mögen, aber nicht zum Besten des Publicums, sondern zum Besten ihres Eigennutzes. Man erzählt mir von einer benachbarten Stadt im schönen volkreichen Sachsenlande, wo der Schauspieldirector nach funfzehnjähriger Pacht eine frühere Schuldenlast von 12,000 Thalern getilgt, und sich für eine gleich große Summe ein Rittergut gekauft. Ich bewundere das gute deutsche lammgeduldige Publicum. Und ich muß sagen, jeder gute Familienvater, deren Anzahl in deutschen Landen Legion ist, hat nichts Besseres zu thun, als seine Töchter zu Sängerinnen zu erziehen. Die gemüthlichen Fürsten sind kunstliebend und zahlen nach hiesigem Maßstabe hübsche Summen zur Erhaltung der Theaterfreuden, und auf ein geduldiges Publicum, das zahlt und klatscht, hat man im Lande des erhabenen Armin stets zu rechnen. In Wien jubeln sie über einen artigen Triller wie kindische Kinder, die Journalisten dürfen dort einen Acteur von der Hofburg nur loben, denn er ist eine Art kaiserlich königlicher Staatsdiener. In Elbflorenz sind die Damen in den Helden der Komödie wie verliebt, und nennen ihn nur beim geliebten Vornamen; er gibt den Ton an für die Moden, und Alles, was elegant ist, kleidet sich und hält sich nach ihm. Dergleichen kleine Abgöttereien gehören zur deutschen Gemüthseligkeit. Für eine Primadonna, die das Publicum mit ihren Launen äfft, gibt's hier zu Lande gar keinen beefsteakgenährten Pöbel, der zu seiner ultima ratio nach faulen Aepfeln griffe. Vielleicht ist es in Deutschland Sitte, selbst einen Kapellmeister, der sich durch langjährige Chikanen unangenehm gemacht hat, nur auf höheren Befehl auszupochen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Vergl. Nr. 72. unserer Zeitung.

Paddy, der Sackpfeifer.

(Beschluß.)

Na, na, sagte mein Vater, mach's nur nicht gar zu arg. — Da soll der Schwarze die Lüge holen, die ich gesagt! sagte ich. — Sie hätte Paddy gefressen! sagte er. — Kein Christenmensch kann's bezweifeln, sagte ich. — Bist Du Deiner Sache gewiß, Sheemus? sagte meine Mutter. — Ich wollte, ein Paar neue Hosen wären mir eben so gewiß, sagte ich; nichts hat sie von ihm übrig gelassen als die zwei Beine. — Und behauptest Du, sie hätte auch den Dudelsack gefressen? sagte mein Vater. — Na, na, glauben thu' ich's, sagte ich. — O, über die grausame Liebe zur Musik! sagte mein Vater; da mag der Schwarze sie holen! — Holla, basta! sagte meine Mutter, Du sollst der Kuh nicht fluchen, die den Kindern Milch gibt. — Und doch will ich's,

ſagte mein Vater; warum ſollte ich einem ſo unnatürlichen Vieh nicht fluchen? — Weil Du nichts verfluchen ſollſt, das unter Deinem Dache, ſagte meine Mutter. — So ſoll ſie, bei meiner Treu, nicht länger unter meinem Dache bleiben, ſagte mein Vater; noch dieſe Minute ſchick' ich ſie auf den Markt, ſagt' er, ſei's um welchen Preis es ſei. So wie Du Dein Frühſtück verſchlungen haſt, Sheemus, ſagt' er, treibſt Du ſie zu Markte. — 'S will mir gar nicht gefallen, ſie zu treiben, ſagt' ich. — Na, na, ſei kein dummer Görge, ſagte mein Vater. — Oho, der bin ich nicht, ſagte ich. — Biſt's oder nicht, ſagte er, Du treibſt ſie. — Aber, Vater, ſagte ich, Ihr wär't der Mann dazu. — Seh' mir einer an, ſagte mein Vater, halte mir einen Hund und ſoll ſelber bellen; nichts weiter, Du treibſt ſie, und das gleich.

Alſo ging ich und trieb ſie; 's iſt aber keine Lüge, ich hätte mit dem Böſewichte von Vieh lieber nichts zu ſchaffen gehabt. Die Straße war voll Jungen und Mädchen, von allen Sorten, reich und arm, hoch und niedrig; Alles ging auf den Jahrmarkt. Gott grüß' Euch, ſagte Jemand zu mir. — Gott grüß' Euch freundlich, ſagte ich. — Ihr treibt da ein ſchönes Stück Vieh, ſagte er. — Meiner Treu, 's iſt's, ſagte ich; aber Gott weiß, 's wollte mir nicht recht aus dem Halſe, das zu ſagen. — Treibt wohl zu Markte mit dem Thiere? ſagte er, und der das ſagte, war ein ſtattlicher Pachter auf einem kleinen Grauſchimmel. — Ganz recht, ſagte ich, treibe mit dem Thiere zu Markte. — Und was fordert Ihr? ſagte er. — Ja, meiner Treu, das weiß ich nicht, ſagte ich, und ſehen Sie, lieber Herr, das war die pure, blanke Wahrheit, ſo verwirrt hatte mich das Vieh gemacht. — Das iſt eine curioſe Manier, ſagte er, ein Thier zu Markte zu treiben, und nicht zu wiſſen, was zu fordern. — Oho, ſagte ich ſo ganz nachläſſig, man kann doch nicht wiſſen, was ein Thier koſtet, ehe man auf den Markt kommt und den Preis hört. — Ja, ja, das iſt ganz natürlich, ſagte er. — Nu, ich habe juſt nichts dawider, ſagte ich; aber ich möchte auch nicht unvernünftig ſein, ſagte ich; ſo, wie wär's mit vier Pfund, aber nicht weniger? — Nicht weniger? ſagte er. — Ich ſollte denken, das wäre wenig genug, ſagte ich. — Das iſt's, ſagte er; und ich denke, 's iſt ein großes Stück zu wenig; hätte Alles ſeine Richtigkeit, würdet Ihr eine ſo ſchöne Milchkuh, wie das zu ſein ſcheint, nicht ſo wohlfeil verkaufen. — Bei meinem Gewiſſen, 's iſt eine ſchöne Milchkuh, ſagte ich. — Kann ſein, ſagte er, die Milch iſt ihr ausgegangen, weil ſie nicht frißt. — Na, da kommt Ihr ſchön an, ſagte ich; was 's Freſſen anlangt, da ſucht ſie in ganz Irland ihres Gleichen; wollt Ihr ſie für das Geld haben, ſo ſchlagt ein. — Ich bin nicht eilig, ſagte er, und will lieber zuſehen, wie der Preis auf dem Markte iſt. — Wie's beliebt, ſagte ich und that ganz gleichgültig; 's war mir aber nicht ſo ums Herz, denn ich meine, die Leute merkten dem Thiere ſein unnatürliches Gelüſte an, und Niemand würde es haben mögen.

Endlich kamen wir auf den Markt, die Kuh und ich, und da gab's Menſchen, eine ganze Welt voll, und Pfefferkuchen und Bänder und Röcke und Schaukeln und Zelte voll Geiger. Ich ließ Alles das mich nicht anfechten, ſondern wollte zuvörderſt meinen diebiſchen Böſewicht von einer Kuh los ſein, ehe ich daran dächte, mich zu divertiren. Wie ich da mitten durch den Markt treibe, komme ich an ein Zelt, wo die Pfeifer eben noch ein Luſtiges aufſpielen, und kaum hört das meine Kuh, ſpitzt ſie die Ohren und ſtürzt aufs Zelt los. Mörder und Todtſchlag, ſchrie ich, ſo laut ich konnte, haltet auf, haltet auf, einen Pfeifer hat ſie ſchon gefreſſen, nun will das Unmenſch noch einen. — Die Kuh einen Pfeifer gefreſſen? ſagte Einer. — Soll mich der Schwarze, wenn ich lüge, ſagte ich; habe ſeine Leiche mit meinen Augen geſehen, und 's war nichts übrig als die zwei Beine; Ihr ſeht ja ſelber, daß ſie nicht davon läßt, und der arme Paddy Grogan hat's zu ſeinem Schrecken erfahren, Gott ſei ihm gnädig! — Wer vermengirt ſich mit meinem Namen? ſchrie eine Stimme, und wen anders erſchaute ich, als Paddy Grogan's Geſtalt. — Wehrt den ab! ſchrie ich; 's iſt ſein Geiſt; ich weiß, er wurde letzte Nacht gefreſſen, über und über bis auf die Beine!

Da lachte Paddy, daß er von oben bis unten wackelte, denn es kam nun heraus, daß es wirklich Paddy war, wie er leibte und lebte, und dann erzählte er Alles, was ich Ihnen erzählt, und 's iſt gar nicht zu glauben, was ſie für Spaß mit mir machten, weil ich der armen Kuh unrechtmäßig Schuld gegeben, ſie habe einen Sackpfeifer gefreſſen. Alle mitſammen gingen wir ins Zelt, wo die Sache erklärt wurde, und dabei tranken wir einen Gallon Whiskey, und tranken langes Leben und Geſundheit für Paddy und die Kuh, und Paddy ſpielte, daß Jedermann ſagte, er habe ſein Lebelang ſchöner nicht geſpielt. Abends trieb ich die arme verläumdete Kuh nach Hauſe, und da hat ſie noch manchen ruhigen, geſegneten Tag verlebt. Als ſie ſtarb, ließ ihr mein Vater aus Hochachtung das Fell abziehen und ſich ein Paar

illigante Hosen daraus machen, und die sind in der Familie geblieben bis heute. Und sehen Sie, das ist merkwürdig, wer in den Hosen steckt, wenn ein Pfeifer aufspielt, den leidet's nicht auf dem Sitze, der tanzt und springt, so lange der Pfeifer spielt, — und schauen Sie her, lieber Herr, das sind jetzt meine Hosen, und ein Paar schmucke Hosen sind's.

Correspondenz.

Aus Paris. (Fortsetz.)

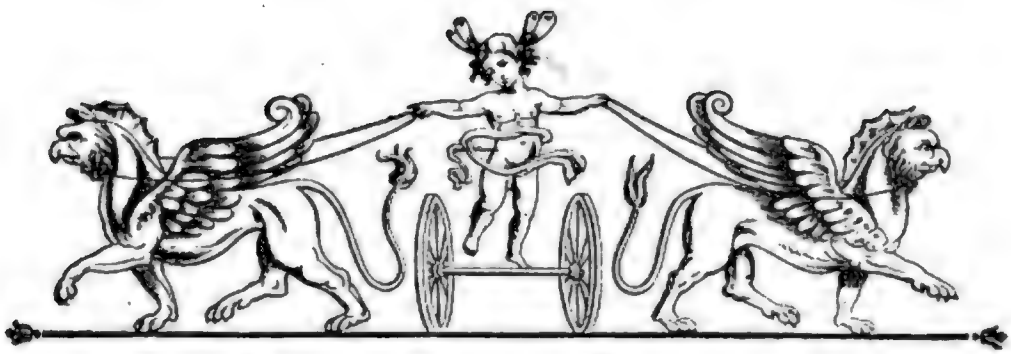
[Genremalerei.]

Von Hornung, einem Genfer, ist ein freundlicheres Bild zu sehen. „Glücklicher als ein König" lautet die Unterschrift. Zwei Savoyarden, Schornsteinfeger, sitzen vor der Vertiefung eines reichen Hotels. Der Eine hält ein Glas halb mit Wein angefüllt in der rechten Hand, die er emporstreckt, der andere Kleinere ein Stück altes Brod. Unschuld, Naivetät, Natürlichkeit strahlen aus jeder Linie, in der That, diese Knaben sind glücklicher als ein König. Ein Hund, der nach dem Stückchen Brode guckt und den Kopf auf das Knie des Einen stemmt, scheint dies auch zu fühlen, doch will er nur so lange warten, bis er den Bissen Brod hat. Diesem Bilde fehlt nichts als ein natürlicheres Colorit, es ist zu glatt, zu elfenbeinern, und die bestaubten nackten Füße des zweiten Knaben sind etwas zu groß, denn das Barfußgehen macht die Füße zwar breiter, doch niemals länger. Wäre ich ein König oder ein Savoyard, dieses Bild würde ich kaufen. — Dann eine Françoise de Rimini von Decaisne.

„La bocca mi bascio tremante
— — — — — — —
Quel giorno piu non vi leggemmo avante,"

„Der Mund küßte mich zitternd, an jenem Tag lasen wir nicht weiter." — — Dieses Bild, das schon einigemal gemalt wurde, ist vortrefflich als Zeichnung, unter aller Kritik aber als Gemälde. Auch hat es einen ungleich größeren Werth als Stahl- oder Kupferstich. Ueberhaupt ist das Graviren ein Probierstein für die Zeichnung. Delacroix's Stücke sind im Stich gar nicht anzusehen, bei andern Künstlern ist es umgekehrt. Dieser Umstand wurde neulich lebhaft in der Deputirtenkammer bei Gelegenheit des Gesetzvorschlages über literarisches Eigenthum discutirt, aber nicht erledigt; denn es fragt sich, ob der Künstler mit seinem Bilde auch das Recht, es in Kupfer zu stechen, verkaufe. Nun gibt es aber Maler, die ihre Bilder durchaus nicht graviren lassen wollen, andere wieder möchten sich das Recht vorbehalten, den Graveur oder Lithographen selbst zu wählen. Ich gestehe, daß ich hierin, wenn ich den Gesetzgeber abgeben müßte, sehr verlegen wäre, aber zuletzt doch dem Maler als dem eigentlichen Schöpfer alles Recht zugestehen würde. Was ein deutsches Recht in dieser Hinsicht bestimmt hat, ist mir unbekannt. Von Mad. Brune, die von ihrem Gatten immer eingesperrt werden soll, bis sie ihre Arbeit vollendet hat, ist ein recht artiges Gemälde „Moses aus dem Wasser gezogen" in der Ausstellung. Die Figuren der Frauen, der Prinzessin und besonders der Mutter Mosis sind sehr ausdrucksvoll. — Die Dichter- und Künstlerstücke sind dieses Jahr weniger interessant ausgefallen. Bernardin St. Pierre, wie er bei Necker Paul und Virginie vorliest, bis Alles sich langweilt und fortgeht, ist schlecht; eben so Mozart, wie er seine in der Kirche abgelauschten Noten dem Papste überreicht, Luther als Mönch im Kloster ist besser. Bedeutender sind zwei Gemälde von Robert Fleury, Benvenuto Cellini in seiner Werkstatt, und Michel Angelo, wie er seinen treuen Diener pflegt. Benvenuto im Augenblicke des starren Nachsinnens ist eine energische Gestalt, Michel Angelo hingegen zu schroff gefaßt. — Auch eine Mignon in Pagenkleidern ist da. Die Maler wissen nicht recht, ob sie dies Kind in weiblichen oder männlichen Kleidern darstellen sollen, am Ende wird man gar an seinem Geschlechte zweifeln. Eine Marthe und ein Gretchen sah ich ebenfalls, doch sind beide nicht des Sehens werth, ich erwähne sie nur, weil es ein deutscher Stoff ist. Es wimmelt diesmal von deutschen Landschaften, besonders von badischen aus der Nähe Baden-Badens. Auch Heidelberg, Stadt und Schloß, ist mehrmals abgebildet. Ein vortreffliches kleines Genrebild ist auch eine Schachpartie, wo ein Zuschauer, indem er eine Prise nimmt, innerlich über einen Zug lächelt, mit dem sein Nachbar den andern matt machen könnte. Dies kleine Bild ist mit Recht im großen Salon ausgestellt. Noch muß ich einige komische Bilder von Biard und Guillemin anführen. — Das „Opfer einer interessanten Nachricht" ist das erste betitelt. Ein Barbier hat gerade den halben Bart seines Kunden rasirt, der den Kopf ganz über die Lehne des Stuhls zurückbeugt, denn es ist ein Dorfbarbier. Ein anderer Kunde liest aus einem Journal vor. Der Barbier hält die Nase des Patienten mit der einen Hand und in der andern das Messer, aber er rasirt nicht, denn die Neuigkeit interessirt ihn so, daß er sie erst zu Ende hören muß und der Leser scheint nicht endigen zu können. Dies Gemälde hat noch den Vorzug, daß es gut gemalt ist und durch die Einfachheit seiner Farben einen sehr komischen Eindruck macht. Biard verspottet recht witzig die Nationalgarde. Ein Nationalgardist auf der Wache stellt sein Gewehr ins Schilderhaus. Drin wacht ein Hund. Die Sonne brennt heiß, die Fliegen umschnurren das Häuschen. Der Gardist streift leise um dasselbe herum. Was meinen Sie, womit er sich beschäftigt — den Staat bewachen? — pas si bête — er fängt Fliegen, und das mit einem Ernst, der Einem allen Respekt einflößt. — Ein Tambourmajor beichtet auf einem andern Bilde einem Priester seine Sünden. Das Gemälde ist, les gros peché, betitelt. Sie muß groß sein, diese Sünde, denn nie habe ich noch ein komischeres Gesicht gesehen als das des Priesters, der eine Fußspitze aufhebt und halb lächelnd, halb erstaunt zu sagen scheint: „Tausendsapperment, der Kerl wird gar nicht fertig — und das auch noch, und dies und das!" Kurz das Sündenregister scheint nicht endigen zu wollen, und gerade weil man nicht das Gesicht des großen Beichtkindes, blos seinen Körper und seinen enormen Tschako mit dem noch enormeren Federbusch sieht, erkennt man leicht, daß auch der Sünder das Lachen nicht zurückhalten kann. (D. B. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 83. — den 29. April 1841.

Redacteur: Dr. F. S. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Brief aus Dresden.

(Fortsetzung.)

Also am Dienstag endlich war Don Juan wirklich. Wer von Leipzig auf der Eisenbahn, oder von der Nachbarschaft am Sonnabend hereingekommen war, um Don Juan zu hören, hatte so lange warten müssen, oder war zwecklos zurückgekehrt. Die berühmte Schröder-Devrient hatte sich nun doch noch entschlossen, die Donna Anna zu singen. Dem Genie läßt sich nicht befehlen, es hat seine Eingebungen. Die Anna sang die gefeierte Künstlerin, wie sie konnte, d. h. nach Maßgabe dessen, was sie von Stimme noch hat, glänzend, meisterhaft und mit dem ganzen Adel ihres tiefergreifenden Vortrags. Die erste Scene mit Don Juan, die durch Spiel unterstützt wird, gab sie mit dem Aufruhr der edelsten Lebensgeister. Ihr Gesang ist nicht mehr so dramatisch accentuirt und articulirt, wie früher; das Gefühl abnehmender Mittel läßt sie haushalten, oft vocalisirt sie nur, vermeidet die Consonanten und den vollen Wortausspruch. Früher war ihr Gesang die vollendetste dramatische Declamation. Bei alle dem ist und bleibt sie auch als Sängerin eine Meisterin, die Ihresgleichen in Deutschland sucht. Von unendlicher Rührung war die Accentuirung ihrer Töne beim Ausdruck zärtlicher Liebe für den Vater. Die große Arie im zweiten Acte „Crudele“ etc. hatte sie sich um einen ganzen Ton transponirt, sie sang sie aus Es-dur; dadurch freilich büßte die Arie um vieles ihren eigentlichen Charakter ein. Uebrigens wurde die ganze Oper deutsch aufgeführt, und zwar mit dem Finale des zweiten Actes, das man auf andern Bühnen dem Theatercoup und dem Höllenlärm zu Liebe fortzulassen pflegt. Der hiesige Text schien mir vortrefflich bearbeitet, die Motivirung der Gesangsstücke durch Dialog an manchen Stellen höchst gelungen, namentlich auf dem Kirchhofe die Einladung des steinernen Reiters, die sich wie ein Uebermuth der tollen Laune einleiten muß, soll sie nicht puppenspielartig wirken. In alle dem war die Hand eines sehr gewandten und discreten Bearbeiters ersichtlich. Capellmeister Reissiger dirigirte mit zarter Feinheit; wo es schleppte, trug vielleicht die Primadonna die Schuld, die sich gern das Tempo zurechtrückt, um ihr Organ vortheilhaft zu entfalten. Hr. Ceci ward sonst hier als Don Juan gerühmt, er gab ihn steif, aber nobel. Diesmal mußten wir mit Hrn. Mitterwurzer vorlieb nehmen. Dieser Sänger, wahrscheinlich ein Böhme von Geburt, besitzt eine ausgezeichnete Stimme, einen trefflichen Baryton mit Tenorhöhe, hat aber keine Ahnung vom Wesen des genialen Menschen, den er darstellen soll. Auch Hr. Wächter, ein ausgezeichneter Sänger, gab einen Leporello ohne allen Humor. Wie man von den Tönen des großen Meisters nicht entzündet werden kann, ist mir räthselhaft. Man kann freilich ergriffen sein vom Genius der Musik, und sein Gefühl, sein Verständniß des Charakters, in welchem man singt, blos in Tönen zum Ausdruck bringen; immer aber, dünkt mich, müßte der ganze Mensch, sein Habitus, sein persönliches, mithin körperliches Ich, auch den Durchbruch

der Seele, wenn ich so sagen darf, zum Besten geben. Es gibt seltsamer Weise unter hundert Deutschen vielleicht neunundneunzig, bei denen Leib und Seele etwas Zwiefaches und Getrenntes, der innere Mensch noch ganz ein Anderer ist, als sich sein äußerer zur Erscheinung bringt. Beim Künstler ist das ein arger Fehler. Die Schröder-Devrient ist hierin bedeutend, Leib und Seele Eine Flamme, Ein Strahl desselben Geistes. Und selbst die Bildung ihres Tones, davon abgesehen, daß sie jetzt mehr als früher ökonomisiren muß, wie fest und fertig, wie liegt ihr Ton draußen, wenn ich so sagen darf. Dies ist bei deutschen Sängern gar selten. Von Hrn. Schuster, der statt des Böhmen Tichatscheck den Ottavio sang, kann man sagen, daß er weder draußen noch drinnen einen Ton hat. Freilich ist sein Ton innerlich, früher sang er vielleicht innig, wie die Deutschen sagen, aber jetzt ist sein Sang äußerlich todt, im Innern hohl und stumpf, wie eine dumme Pauke. Auch ließ er die große göttliche Arie: „Indeß eilt zur Geliebten" wohlweislich fort. Dem. Wüst sang die Elvira. Sie hat eine etwas langweilige Gestalt, hielt sich aber leidlich und verdarb nichts. Freilich muß man Genie sein, um diese schwierige Partie glücklich durchzuführen. Donna Elvira ist eine echt deutsche Gestalt, treu bis zum Todtschlagen, und nach dem Tode noch durch anhängliche Liebe wiederauflebend. Echt deutsch, weil der Adel der Seele ersetzen muß, was äußerlich verabsäumt blieb. Die Figur ist überall störend und streift mit ihrer Zudringlichkeit ans Ridicüle. Sie ist nicht Spanierin genug, um zu Dolch und Gift zu greifen; die personificirte Eifersucht ist hier durch den Schmelz der Sehnsucht ganz und gar ins Deutsche übersetzt. Mozart aber hat die unvortheilhaft gestellte Figur zu seinem Liebling gemacht. Was das Wesen seiner Musik vor aller Welt charakterisirt, was ihn unsterblich macht im Reiche der Töne, die Seligkeit der überwundenen Schmerzen, ein ahnungsvolles Hineingreifen in die lichten Sphären eines versöhnten ewigen Lebens, das hat er in die Gestalt dieser Elvira zusammengedrängt. „Ich folg' ihm überall!" singt sie, und hat doch so viel Sanftmuth, daß sie es nie dazubringt, sein Rachegeist, seine Furie zu werden. Anna hat ihrerseits weit mehr Feuergeist. Elvira ist so sehr nur Seele, daß ihre Leidenschaft nie zur Action wird. Seltsam, daß die deutsche Sprache, welche Seele und Seeligkeit auf demselben Stamme wachsen läßt, auch was andere Völker als die activste Thätigkeit, als den Aufruhr aller Lebensgeister bezeichnen, mit dem Worte „Leidenschaft" ausdrückt, als wäre auch in diesem Verhalten nur ein leidender, ein passiver Zustand. Ein deutsches Sprichwort beantwortet sogar die Frage: Was ist Leidenschaft? mit dem Wortspiel: Was Leiden schafft! — Was der Elvira fehlt, um ein wirkliches Menschenwesen abzugeben, hat die kleine Zerline, Sinnlichkeit nämlich, und wo nicht Feuer, doch sprudelnde Munterkeit, und ich kann begreifen, wie die Deutschen schon um dieser drei weiblichen Charaktere willen in ihren Don Juan verliebt sein können. Madame Schubert (Maschinka Schneider) gab die Zerline, nicht ohne Geschick, aber doch nicht mit dem Zauber der Anmuth, der sich verführen und gewinnen läßt, um selber zu verführen und zu gewinnen. Ein Hr. Böhme, der als Sänger leider nicht ist, was sein Name besagt, war als Masetto Bauerbursche genug, aber zu kindisch, um den täppischen Humor hervorzubringen. Ein Herr Risse hatte als Geist zu wenig von dem, was er vorstellen sollte, nämlich Geist; er verbreitete bei seinem Erscheinen durchaus keine Geisterfurcht, man hielt ihn in seinem weißen Puder mehr für einen Bäckergesellen. Dies lag nicht an seiner Kleidung, sondern an seinem geisterlosen und geistlosen Wesen. Am besten spielten ihre Rollen die Decorationen. Ich sage Rollen, indem ich, der deutschen Sprache nicht ganz mächtig, hier in ein Wortspiel gerathe. Die Decorationen spielen eigentlich keine Rollen, indem sie gar nicht in die Höhe gerollt, sondern gezogen werden. Aber sie sind in der That vortrefflich, übertreffen in ihrer Art alle Leistungen der Talente, und bezeugen, daß in Deutschland die Nebenkünste auf einer Höhe stehen, gegen welche die geistig höher stehenden Künste tief abfallen. Diese Waldscene vom berliner Maler Gropius, dieses Dorf in Abendbeleuchtung mit den einladenden Schatten, die eine trauliche Dorfeinsamkeit verbreiten, von demselben Künstler, das sind Meisterwerke der Malerei. Raffinirter noch waren zwei andere Wände, ein gothisches Eckzimmer mit spanischem Comfort und der ganzen Grandezza einer halb maurischen Romantik, — Donna Anna sang ihre große Arie im zweiten Acte daselbst, — und die Schlußhalle, wo Don Juan zu Abend schmaust, ebenfalls eine gothische Halle mit kirchlicher Seitenöffnung, wo die Musikanten stehen. Sie sind von französischen Pinseln, wie ich vermuthete, weil sie fast zu coquett sind, und wie ich mir bestätigen ließ. Der große Vorhang ist von dem berühmten düsseldorfer Maler Hübner, einem Schwager des noch bekanntern Bendemann, des hiesigen Directors der Kunstakademie. Der Vorhang stellt den Geist der Romantik dar, nach einem allegori-

schen Gedicht von Ludwig Tieck. Die Romantik sitzt auf einem Zelter, rückwärts gelehnt, den scheuen Dichter aus dem Dickicht des Waldes an der Hand ins Leben führend. Echt deutsch gedacht, und technisch eben so meisterhaft ausgeführt, wie der zweite einfache Vorhang, der in Zwischenacten fällt, eine bloße Draperie von rothem Sammet darstellend, mit einem Faltenwurf, wie er eines Rubens würdig wäre, nur mit dem Unterschiede, daß solche Aeußerlichkeit selbst dem sonst so weltlichen Rubens nie Hauptsache und einziges Thema gewesen wäre. Wie können überhaupt die eigentlichen, die tieferen und innigeren Künste neben der Pracht bestehen, welche jetzt die deutschen Theater entfalten! Es geht in Deutschland die Klage, der Quell der dramatischen Poesie sei versiegt. Die scheue Muse wagt sich nicht hervor oder stirbt in diesem Glanzmeere von Licht und Gold. Das dresdener Haus ist ein Aeußerstes an Pracht und Schönheit, es ist ein Opernhaus, wie Deutschland, wie Europa kein edleres und geschmackvolleres besitzt. Man hätte ein zweites, kleineres, stilleres, nicht so buntes nöthig, um Schau- und Lustspiele zu geben, deren Harmlosigkeit eben so wenig wie ihr Gedankengehalt diesen strahlenden Schimmer erträgt. Der ält Tieck hat vielleicht doch Recht, wenn er behauptet, diejenige Schauspielkunst, welche Shakspeare, wie er ist, darstellte, habe nur in naiveren Verhältnissen gedeihen können, in einem Zeitalter, wo bei einer leichteren Befriedigung der Sinne die Nebenkünste nicht so eitel auf straffem Seile tanzten. Es ist freilich schwer, den Sinn eines Zeitalters rückwärts zu nöthigen! — In Italien übrigens findet man das Mißverhältniß fortgeschrittener Ansprüche aufs beste ausgeglichen; man hat dort große prachtvolle Opernhäuser, deren Luxus und Geräumigkeit an die antiken Amphitheater erinnert, und man hat ganz gemächliche, gutmüthige, fast schwarzrußige Schauspielhäuser, wo die Italiener ihren Alfieri mit all dem Feuer spielen, das nur ihnen eigen ist.

Der geistvolle Architekt des Hauses ist in diesen Tagen mit dem Ritterkreuz des Civilverdienstordens beehrt, der kunstliebende Fürst sprach damit eine Anerkennung aus, wie sie nur im Publicum selbst gefühlt wird. Hr. Semper, der früher hier den ganz orientalischen Tempel der israelitischen Gemeinde erbaut hat, ist Professor an der Akademie der Künste; von ihm ist der Entwurf des Schauspielhauses, nicht die Ausführung, Semper ist kein praktischer Baumeister, nur Theoretiker, als solchem aber muß ihm neben Schinkel und Klenze der Platz in Deutschland eingeräumt werden. Man hat die innere Ausschmückung des Hauses mit dem unseligen Worte Rococo belegt. Ein Schreckwort solcher Art bannt gleichsam die Gemüther und hindert klar zu fühlen. Man nannte in Frankreich Renaissance die Verjüngung griechischer Stylarten im italienischen Geschmack, wie er unter dem Regiment der beiden Königinnen aus dem florentinischen Geschlecht der Mediei von italienischen Baumeistern über die Alpen gebracht wurde. In diesem Styl baute man in Frankreich Kirchen und Jagdschlösser. Unter dem dreizehnten und dem vierzehnten Louis griff der Luxus zu noch keckern Umschmelzungen antiker Verhältnisse. Man verließ noch mehr die geradlinigen Structuren, schweifte noch mehr und kam vom rechten Winkel ab in die Reize der Schneckenlinien und Muschelwindungen. Diese Architektonik hieß man Rococo, und was an Manschette, Perrücke, Reifrock und Schönpflästerchen aufzubieten ist, häufte man auf diesen Begriff zusammen.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Beschl.)

[Bildhauerarbeiten; Liszt; der Nationat.]

Ein Drittes, les demoiselles à marier, ist nicht ganz in der Ausführung gelungen, aber die Composition ist beißend. Drei Jungfern, ziemlich weit in den Zwanzigen, befinden sich in einem Zimmer, ein Mann und eine Frau machen der Mutter eine Visite. Die Mutter zeigt dem Manne mit der Brille einen Shawl, den die eine ihrer Töchter mit eigener Hand verfertigt hat. Der Mann bewundert die Arbeit und die Tochter schlägt anmuthig erröthend die Augen nieder. Die andere, auch nicht hübsche Tochter ist mit Sticken beschäftigt und wirft dabei einen neidischen Blick auf die Schwester. Sie holt mit langem Faden einen Stich aus, die Frau will ihre Stickerei bewundern, stößt aber mit dem Arm einen Apollo aus Gyps um, und zerschlägt ihm das Nebenblatt. Die Dritte sitzt am Piano, läßt den einen Arm schmachtend neben den Tasten herabhängen und stößt, wie es scheint, einen romantischen Seufzer aus. Ich weiß nicht, ob der Mann auf Besuch ein Heirathsmäkler ist, aber wenn ich Paris wäre und sollte einen Apfel als Preis der Schönsten geben, so würde ich den Apfel aus Verlegenheit auffessen.

Es ist merkwürdig, daß sich unter den wenigen ausgestellten Bildhauerarbeiten mehr Gutes als unter den unzähligen Gemälden befindet. Sollte dies daher kommen, daß die Bildhauer ihre Kräfte vorsichtiger messen, oder daß die Meister keine mittelmäßigen Schüler annehmen? Indeß sind die Namen der ausstellenden Künstler weder fremd noch jung.

Pradier stellte eine sitzende Odaliske in Marmor aus. Obschon der Oberkörper sich im hellsten Lichte zeigt, so ist es der Feder doch unmöglich, die Stellung dieser Figur wiederzugeben. Das Bild ist üppig, nur vielleicht etwas zu kokett. Jouffroy hat eine Idee in Marmor hauen wollen,

„die Enttäuschung". Ein stehendes Frauenzimmer, bis an den Leib entkleidet, einen leeren oder geleerten Becher in der Hand, soll die Enttäuschung vorstellen. Ich glaube nicht, daß der Marmor der Abstraction willig ist. Indessen ist der Kopf ausgezeichnet. Es saß ihm eine Jüdin, man sieht es an der Ueppigkeit des Haarwuchses, auch wenn man es nicht weiß, und an dem Schnitt des Gesichtes. Ein Basrelief in Bronze stellt eine Scene aus des Malers „Schiffbruch der Medusa" vor. Von Tenerani ist eine bedeutende halberhabene Arbeit in Marmor da; Eudore und Cymodocée. Ein Sklave öffnet den eisernen Käfig eines Tigers. Die Bestie springt mit einem Satz heraus und leckt nach seiner Beute. Cymodocée kreuzt die Arme, stützt sich betend auf Eudore und erwartet so den Märtyrertod. Der Schmerz verklärt sich nicht genug auf ihren Zügen. Der Tiger ist am vollkommensten gerathen. Einige Künstler machen jetzt immer mehr den Versuch, sich vom Nackten loszusagen und die moderne Kleidung dem Marmor anzupassen. So sah ich eine betende Jungfrau in neumodischem Gewand. Die natürliche Folge ist, daß das Gewand, besonders die enganschließenden Aermel und der gedrängtere Faltenwurf ganz natürlich und meisterhaft ausfallen, aber das Gesicht ganz vernachlässigt ist. Indeß kann man diese Richtung nur loben. Man sieht hier in allen Läden, allen Ausstellungen, bei jedem Schritte auf den Boulevards so viele nackte Meisterwerke in Gyps, Marmor und Farben, daß man ordentlich aufathmet, wenn man wieder einen Weiberrock sieht. —

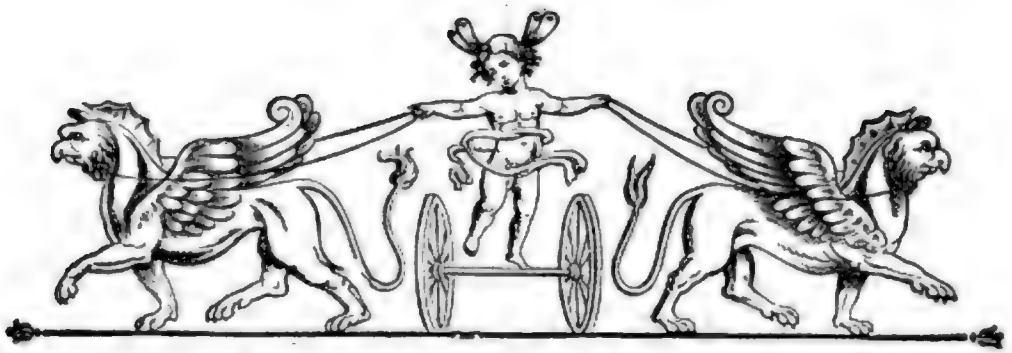
Zum Schlusse komme ich auf meine alte Behauptung zurück, daß die deutschen Künstler Unrecht haben, ihre Meisterwerke hier nicht auszustellen. Der Zweck der Kunst kann ja nicht egoistischer Genuß, sondern eine Verschmelzung aller Elemente des Schönen zur allgemeinen Veredlung der Menschheit sein, und in dieser Hinsicht gehen auch Musik und Poesie weiter voran, da ihre Früchte sich leichter allen Nationen mittheilen lassen. Welch einen Umschwung in der öffentlichen Meinung haben hier Mozart, Beethoven, Weber und Meyerbeer hervorgebracht! Die Zukunft nur kann dies ermessen, ja Schiller und Goethe verdanken ihren universellen Ruhm in Frankreich gewissermaßen der deutschen Musik. So sehr wir übrigens in mancher Hinsicht über den Franzosen stehen, so viel haben wir in andern Hinsichten noch von ihnen zu lernen. Denn diese beiden Völker, Deutsche und Franzosen, sind bestimmt, sich gegenseitig zu ergänzen und der systematische Haß gegen Frankreich ist mehr lächerlich als beachtenswerth. Die Malerei steht in Deutschland allerdings auf einem höhern Standpunct als hier, aber sie ist auch bereits im Sinken begriffen, weil sie in ihrer Verblendung durchaus alles Alte nachäffen und nachmachen will. Raphael aber wäre heute nicht der Raphael von damals. Nicht rückwärts darf der Dichter oder der Künstler schauen, wer nicht seine Zeit versteht, oder gar die Zukunft im Herzen trägt, der lebe unter Ruinen, nicht unter der Jugend seines Volkes, und wer schreibt, meißelt, malt und singt, und nicht etwas Höheres im Auge hat als seine eitle Persönlichkeit, der ist nur ein großes Unkraut im Garten der Menschheit. Das Unkraut aber siedelt sich gewöhnlich im fettesten Boden an.

So lange ich athme, werde ich nicht aufhören, gegen die sogenannten Virtuosen zu schreiben, die nichts als ihre zehn Finger im Kopfe haben. Liszt gehört unter diese Zahl, was seine deutschen Bewunderer auch sagen mögen. Liszt ist der größte Charlatan seiner Zeit, und weiß sogar politische Mittel für seinen Ruhm in Bewegung zu setzen. Ich will seiner Fingerfertigkeit nicht allzunahe treten, er spielt Clavier ohne Orchesterbegleitung, aber seine Compositionen sind unter aller Kritik, nur seine Form blendet durch ihre materielle Schwierigkeit. Er spielte hier lange einen Demokraten und St. Simonisten, das verhalf ihm zu einer Popularität, seit dem er aber die Welt bereist, möchte er nur mit Prinzen und Grafen zu thun haben. Er denkt jetzt nach Rußland zu gehen, und so wie er anfangs hier den Revolutionär spielte, und jetzt mit seinem ungarischen Säbel drein haut, so wird er gewiß dort den Aristokraten spielen. Außerdem ist er hinsichtlich seiner Kunst so leicht verwundbar, daß sein Künstlerstolz wahrhaftes Mitleiden erregt. Wann werden einmal die ernsten schaffenden Geister diesem Virtuosenunfug ein Ende machen?

Jetzt endlich bricht die lang verhaltene Wuth gegen den National aus, von allen Seiten erscheinen Brochüren gegen seine usurpirte Dictatur und seine retrograden Ideen. Die deutsche Presse braucht ihn nicht mehr anzugreifen, in allen demokratischen Cirkeln, in allen Gesellschaften wirft man ihm seine Verblendung vor. Cabet, der Verfasser der Geschichte der Revolution, einer Geschichte, die weit mehr historischen Werth als die von Thiers hat, greift ihn mit einer Wuth an, welche die demokratische Partei spalten, oder besser, die den National stürzen wird. Ich weiß nicht, ob die Befestigungen von Paris in Ausführung gebracht werden. Vielleicht will das Schicksal, daß Paris zerstört wird. Die Menschheit würde nichts dabei verlieren, auch die Freiheit nicht, wenn sie aber den National begraben, was ihm wahrscheinlich bevorsteht, bedauere ich ihn nicht im mindesten. Denn Befestigungen, wie sie heißen mögen, sind Rückschritte und außerdem überflüssig. Doch der Gang der Geschichte läßt sich nicht mit Mörtel und Kelle bannen. Neulich wohnte ich einem Banquet der Fourieristen bei, das von Considérant, dem ersten Apostel Fourier's, geleitet wurde. Es waren 600 Gäste anwesend. Die Fourieristen haben ganz allein den großen Fourier ruinirt. Es wurde ein Toast aux femmes ausgebracht. Unwillkürlich erhob sich die Gesellschaft und entblößte das Haupt, der Toast mußte wiederholt werden. Zwei Mädchen am Bureau weinten vor Freude und ich gestehe, daß ich trotz meines Vorsatzes, ein kühler Beobachter zu bleiben, etwas wie Thränen in den Augen fühlte. Wer je gegen die Weiber eifert, verleumdet seine Mutter und Schwester. Wenn ich einmal meinen Gott verliere, ersetze ich mir ihn durch ein liebendes Weib.

A. Weill.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 84. — den 30. April 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Brief aus Dresden.

(Beschluß.)

Semper's Bauten sind Rococo, gegen Schinkel's, gegen Klenze's Werke gehalten; allein was man so bei ihm nennt, ist durchaus keine Abirrung des Styls der Allongenperrücke, es ist nur die freieste, die keckste Combination alles dessen, was der antike Sinn jemals einzeln erdachte, gesondert ausarbeitete und nicht zu verbinden wagte. Die Muschelformation über den Logen ist das Aeußerste und doch das Schönste zugleich, was von Semper hier zu wagen und zu leisten war. Die vier Säulen auf dem Proscenium mit den reich verzierten Sockeln und Unterbrechungen, hat kein griechischer Baumeister der alten Welt so zu raffiniren gewagt, und doch sind alle ihre Verhältnisse classisch, nur ihre Zusammenstellung ist neu und modern. Was die Muscheln über den Logen betrifft, so hat sich die Besorgniß, sie würden den Schall brechen und abfangen, als ein voreiliger erwiesen, die Schallformation ist im Hause ausgezeichnet. Herrlich ist, was man Amphitheater im innern Raume nennt. Es sind Plätze unter der großen königlichen Loge, in aufsteigender Haltung, wie ein erweiterter Altan zwischen den Säulen hinabreichend bis zum Parterre. In den französischen Theatern findet man hier und da etwas Aehnliches, in Deutschland ist ein Amphitheater dieser Art überraschend und neu. Eben so prachtvoll genial combinirt sind die beiden Galerien in den Vorräumen, die beiden Foyers, die an Schönheit, Reichthum und echtem Geschmack Ihresgleichen suchen.

Auch die Besorgnisse wegen der zu tief gelegten Kellerräume sind gehoben. Man hat sie unterwärts mit cementirten Klinkern gewölbt, wie man auch in Holland Untergeschosse, die ringsum im Wasser stehen, auf diese Weise trocken legt.

Dagegen sind in der äußeren Structur des Gebäudes ästhetische Mißverhältnisse, zu denen leider das Bedürfniß genöthigt hat. Daß der schöne Bau nach einer eigentlichen Hauptfaçade vergeblich suchen läßt, daß die mit Glasfenstern zwischen den Pilastern und Säulen geschlossenen Galerien eine solche abgeben, während man diese eher für eine runde Rückseite hält, ist kein Fehler, ist eine Eigenthümlichkeit. Einen Fehler entdeckt der besonnene Schauer in der unverhältnißmäßigen Schwere des innern Kastens gegen den Vorbau. Wie bei der katholischen Kirche erhebt sich eine innere Etage aus der untern und über diese hinaus. Dieser innere Bau ist zu massig, die zarten Pilaster in den Wänden gewähren kein Zutrauen, ihn zu tragen, die Wandfelder erscheinen zu wüst und breit zwischen ihnen. Dieser Eindruck wiederholte sich mir beim Anblick des Gebäudes von allen Standpuncten, selbst aus der Ferne, von der Brühl'schen Terrasse her. Man hatte erst spät von Seiten der ökonomischen und technischen Bühnenverwaltung die Forderung gestellt, die Vorhänge zu heben, nicht zu rollen. Somit mußten die Räume

ins Dach hinaus um sechs Ellen erhöht werden, die zarten Säulen wurden nun zu dünn, die Felder dazwischen zu vast. Semper's Plan wurde hier, wie auch an unzähligen andern Puncten, gekreuzt und gestört. Die Galerie am Theater nach dem Zwinger ist ganz unterblieben, die Kosten des Gebäudes haben ohnedies schon den Anschlag überstiegen, man will sie auf 400,000 Thaler schätzen, wovon 260,000, wie ich höre, von den Ständen des Königreichs bewilligt wurden.

Von Hübner, dem Maler des Vorhanges, ist in diesen Tagen im Akademiegebäude auf der Brühl'schen Terrasse ein Altarblatt ausgestellt, das für eine Kirche in Halle bestimmt ist. Es ist ein längliches Stück, Christus darstellend in dem Moment der Bergpredigt, wo er von der Herrlichkeit der Lilien auf dem Felde spricht. Die Gruppe der Jünger mit den beiden Marien hinter ihm, ein Hause staunenden und anbetenden Volks nebst Pharisäern vor ihm. Schöne Zeichnungen, saubere Köpfe, sorgfältig combinirte Verhältnisse, zarte Reflexion, feinste Cultur. Wenn das den Maler macht, so ist Hübner einer ersten Ranges. Allein Hübner will mir in seinen Sachen wie der Meister der düsseldorfer Schule, Schadow, erscheinen. In dessen Bildern ist die höchste Wissenschaft seiner Kunst, aber nicht die Energie des Talentes ersichtlich. Der Sokrates dieser Schule ist so sehr Lehrer, daß er sich nie rücksichtslos preis gibt, das Bewußtsein, daß so viele Augen auf seine Hand lauern, daß jeder Pinselstrich ein Meisterzug sein müsse, hemmt sein Genie. Dies nehm' ich auch an Hübner's Bildern wahr, er hat so viel Besonnenheit, daß alles Naturleben bei ihm erstorben zu sein scheint, alle Kunst, die nach Eingebungen arbeitet, nur ausübende Wissenschaftlichkeit ist. Seine außerordentlichen schönen Köpfe, die meisterhaften Gruppen seiner Figuren, die feinen Intentionen seiner Darstellungen machen noch keine glücklichen Oelbilder. Es fehlt seinen Menschengestalten an Entschlossenheit, wirklich lebende Wesen zu scheinen. Dazu der Hang zu milchernen Gesichtern, zu flauen Farben, zu energielosen, weichlichen Nüancen. Ich nehme die beiden Pharisäerköpfe im Bilde aus; alle übrigen Gesichter sind weichlich gepflegte Stubenpflanzen, Gesichter des modernen Comforts. Hinter- und Vordergrund, Alles schwimmt in diesem süßlich flauen Tone, das ganze Gemälde ist so kühl und licht gehalten, wie Cornelius in München seine Fresken in der Ludwigskirche malt, weil er die Nachdunkelung fürchtet.

Da ich unwillkürlich auf Peter v. Cornelius komme, so kann ich um so eher erzählen, daß man ihm gestern, am 19., hier ein Ehrenfest feierte. Er war auf seiner Durchreise nach Berlin begriffen. Die hiesigen Künstler brachten ihm in den Hallen des Kaufhauses ihre Huldigung dar. Die poetische Anordnung des Festes ging von Julius Mosen aus, dem heißblütigen Lyriker, der sein Herz und seine Lieder mit Recht der Aloë vergleicht. Von ihm waren zur Feier des deutschen Mannes folgende Verse gedichtet. Gesang und Rede wechselte in ergreifender Wirkung; die treffliche Musik war vom hiesigen Capellmeister Reißiger.

Lied.

Es schwillt der Rhein, aus Fluth und Wogen steigen
Empor die Geister alter Sagenwelt,
Sie heben ihre Schilder und sie neigen
Aus Wolken sich herab vom Sternenzelt;
Schon nahen sie mit Schwert- und Harfenklingen,
Dem deutschen Meister ihren Gruß zu bringen.

Spruch.

Dir, dem Meister, der gegeben
Grauer Vorzeit junges Leben
Und gegraben in die Herzen
Siegfried's Heldenthum und Tod,
Und Chrimhildens Pein und Schmerzen,
Grimme Rache, Hagens Noth, —
Daß die Helden all' unbändig
In der deutschen Brust lebendig
Frisch heraus aus dem Gedichte
Schritten in die Volksgeschichte, —
Dir, dem Herold deutscher Tugend,
Welke nie der Kranz der Jugend,
Ewig Dir ein Lebehoch!

Lied.

Es tönt ein Ruf zu grabesdunkeln Räumen
Und rollt im Donner durch Sanct Peters Dom,
Da wachen auf zur Nacht aus langen Träumen
Die alten Götter in dem heil'gen Rom,
Und treten flammend bei des Meisters Worte
In alter Macht durch die bekränzte Pforte.

Spruch.

Dir, dem Meister, dessen Zeichen
Mußt' die Macht des Schicksals weichen,
Das der Götter milde Macht
Streng gestürzt in Grab und Nacht, —
Dir, der kühn zersprengt das Siegel,
Von der Göttergruft die Riegel
Und belebt mit Feuerstrahl
Neu Prometheus Ideal,
Dir mit klingendem Pokal'
Sei gebracht ein Lebehoch!

Lied.

Der Lorbeer weht, es rauscht durch deutsche Eichen,
Und über Berg und Thal des Adlers Flug,
Herüber von den Alpen wallt ein Reigen,
Es folgt den Göttern der Heroenzug,
Und in den Festsaal leuchtet eine Helle,
Erzengel treten über unsre Schwelle.

Spruch.

Zwei Erzengel, Raphael,
Der gewalt'ge Michael,
Deren irdische Gestalten
Du in Linien festgehalten,
Ueberströmten Dich mit Licht,
Und Du schufest das Gedicht —
Streng und zart das Weltgericht;
Doch, da Du das Werk vollendet,
Haben Sie vom Isarstrand
Wieder Dich zurück gewendet
In das nordisch deutsche Land,
Und es wallt auf allen Wegen
Dir mit Jubelruf entgegen —
Mit dem alten Freudengruß:
Lebe hoch Cornelius!

Lied.

Willkommen sei, gewalt'ger deutscher Meister!
Wir folgen scheu, doch muthig Deiner Hand;
Es komm' Dein Geist auf alle deutschen Geister,
Dein deutscher Sinn aufs deutsche Vaterland!
Es gilt das Werk der Ehre zu vollenden,
Die Kränze hält Victoria in den Händen.

Spruch.

In des deutschen Volkes Brust
Ist gepflanzt ein edler Kern
Und er wächst mit Lenzeslust
Duftig in des Himmels Fern.
Seiner Blätter breite Schilder
Wölben rings ein Heiligthum,
Zeigen wunderbare Bilder,
Tausendfältig Deutschlands Ruhm,
Deutschlands freudiges Gemüthe
Und sein Herz in jeder Blüthe!
Allen, die ihn treulich hegen,
Deutsche Kunst in Ehren pflegen,
Donnernd dieses Lebehoch!

Correspondenz.

Aus Weimar.

[Virtuosen, Opern und Componisten.]

Jetzt, wo nun, Gott sei Dank, uns der hartnäckige Winter verlassen will, wird Ihnen ein Bericht dessen, was uns der dieses Jahr so gestrenge Herr zur Entschädigung aus den freundlichen Gefilden der Kunst brachte, um so weniger ungelegen kommen, da ich ihn gerade mit zwei der interessantesten Ereignisse, die uns noch die Osterwoche brachte, schließen kann. Mit der Musik will ich anfangen. Fräulein Elise List sang hier in einem Concerte mit dem ausgezeichnetsten Beifall. Wir hatten Hoffnung, dieses schöne Mädchen mit der seelenvollen Stimme noch öfters zu hören, aber die böse Chaussée hat sie uns zu unserm dreifachen Kummer entführt, da die Ausführung der im Project gewesenen Eisenbahn sie durch den Vater gefesselt hätte, indem deren Leitung diesem so geistreichen und so erfahrenen Mann anvertraut werden sollte; aber je näher uns diese der Ferne bringen soll, im desto weitern Felde liegt sie leider Gottes noch selbst. — Thalberg spielte hier im Theater und wenn er in seiner Fertigkeit fast das Unmögliche leistete, so thaten die Zuhörer hingegen mit ihren Händen das Möglichste und der rauschendste Applaus wurde ihm jedesmal sowohl beim Empfang als nach dem Spiele zu Theil. — Queißer blies im Theater auf der Posaune, und so unerwartet seine Ankunft war, denn erst durch den Zettel erfuhr man, daß er heute spiele, so überraschend und großartig war der Genuß, den er uns brachte, und die Stärke des Beifalls suchte gewissermüßen mit der des Instrumentes zu wetteifern. Man müßte eben so geschickt die Lobposaune zu behandeln wissen, um ihn gehörig würdigen zu können, ich sage also blos: Queißer hat sie gespielt. — Brand aus Würzburg spielte auf der Guitarre und zwar ganz ausgezeichnet schön; einen ungetrübten reinen Kunstgenuß konnte er uns aber nicht gewähren, indem man oft die daran verwendete große Mühe bedauern müßte, ja es that einem ordentlich leid, daß Jemand so stark auf einem so schwachen Instrumente war.

Der Februar brachte uns zwei neue Opern, da auf den 2. und 16. die Geburtstage des Großherzogs und der Großherzogin fielen. Die erste war der Feensee von Auber. Davon brauche ich Ihnen wohl nichts zu sagen, da Sie diese Oper wohl selbst schon zur Genüge, das heißt einmal, gesehen haben. Die Ausstattung war prachtvoll, namentlich am Schlusse die Rheingegenden, aber was helfen die wandelnden Decorationen, wenn die Musik desto monotoner und einförmiger bleibt; was hilft es, wenn die edlen Herren auf so und so viel Rossen angesprengt kommen, wenn Dichter und Componist zusammen so auf dem fahlen Pferde ertappt werden; was hilft es, wenn die Feen sich hoch in die Lüfte erheben, wenn Dichter und Componist desto mehr unten bleiben; was hilft es, wenn die Gewerke mit allem möglichen Pompe ihren Aufzug halten, wenn man sieht, wie der Componist seine Kunst jetzt selbst zum Handwerk erniedrigt hat. Die Sänger thaten ihr Möglichstes, aber dennoch konnte sich die Oper nicht halten. Auber — du schufst die wunderherrliche Stumme, die überall die größte Aufregung hervorbrachte, thut es Dir jetzt leid, und willst Du uns jetzt einschläfern? — Ja, wenn es im Feensee aussah, als wenn Auber uns oder den Franzosen durch seine Schlußmusik den Rhein verleiden wollte, so arrangirte Theodor Theuß hingegen ein Militärconcert, wo auch dessen Composition des Rheinliedes vorgetragen wurde. Hatte nun auch diese Melodie den Fehler, der früher bei allen, aber jetzt bei keiner

mehr vermißt wird, nämlich daß sie nicht volksthümlich ist, so hat das ganze Concert doch ungemein gefallen, das in dem seit Menschengedenken nicht so gefüllt gewesenen Stadthaussaale Statt fand. Die durch die musikalischen Productionen hervorgerufene Zufriedenheit wurde noch gesteigert durch den höchst rührenden Vortrag des Concertgebers, eines alten Kriegers.

Etwas Ausgezeichnetes brachte uns der 16., die Herrmannsschlacht von unserm Chelard. Es war die erste neue Oper, die uns der Componist als unser Capellmeister brachte, und wir freuten uns um so mehr, diesen Tondichter jetzt hier zu behalten, dessen neuestes Werk auch gewiß bald überall auf allen Theatern heimisch sein wird. Erfreute die Musik die Kenner durch ihre Gediegenheit, so entzückte sie das größere Publicum nicht weniger durch höchst gefällige Melodien und wo nun auch zum Gefallen des Ganzen durch höchst prachtvolle Ausstattung und durch recht gelungene Ausführung beigetragen wurde. — Am Donnerstag nach Ostern wurde zum Besten des Capell-Pensionsfonds für Wittwen und Waisen Paulus von Mendelssohn-Bartholdy aufgeführt, zu dessen Aufführung der Componist selbst hier war. Ließ sich der Genuß dieses Meisterwerks noch durch etwas steigern, so war es wohl durch dessen eigenes Dirigiren. Das dieses Musikwerk hier wie im vorigen Jahre mit gleicher Freude aufgenommen, daß man dem Componisten mit der größten Aufmerksamkeit entgegenkam, brauch' ich wohl nicht zu bemerken.

Notizen.

[Frauenspiegel.]

Unter diesem Titel erscheint (in Leipzig bei Reichenbach) eine Vierteljahrschrift für und von Frauen, die mit dem ersten Bande für 1841 bereits den zweiten Jahrgang antritt. Wir haben gegen die Existenz solcher literarischen Nähtereien und Ausstellungen weiblicher Handarbeiten das Factum einzuwenden, daß die echte deutsche Frauenbildung hinlänglich im Stande ist, mit den Geistesarbeiten der Männer, nicht activ, aber doch begleitend und verstehend, mithin passiv, Schritt zu halten. Wozu also diese Absonderung der Geschlechter? Sollen wir männlichen Literaten nach englischer Sitte Clubs machen und die Weiber ausschließen? Es wäre gleich thöricht. — Im Frauenspiegel schachtelt sich allerdings viel weibliche Schreiberei zusammen, die von der Kritik des Mannes als nutzlose Waare verworfen werden müßte. Es gibt auch Mannweiber unter den literarischen Damen. Einem solchen setzt die geehrte Herausgeberin, Fräul. Louise Marezoll, ein würdiges Denkmal. Es ist die als Cäcilie bekannte Autorin Amalie v. Voigt, welche als Kritiker in den „Blättern für lit. Unterhaltung" unzählig viele Romane, Dramen und Gedichtsammlungen heerdenweis abschlachtete. Sonst fungirte sie auch weiblich in der Literatur und gab ein Wörterbuch der Blumensprache für Verzierungsmaler und Stickerinnen heraus. — Mit Interesse lesen wir von der Herausgeberin auch den Artikel über die Herzogin von Duras, die Verfasserin des Negerromans Ourika und des Edouard. Sie hatte während der funfzehn Jahre der Restauration in Paris den besten Salon, wo sich Humboldt, Chateaubriand, Cuvier, Abel Remusat fanden. Talleyrand fühlte sich hier an die Cirkel der Marschallin von Luxemburg und die Marschallin Beauvau erinnert. Frau von Duras muß, wie alle Frauen, plaudernd viel geistreicher und vorzüglicher gewesen sein als schreibend; ihre reflexions chrétiennes, die sie hinterließ, und von welchen Frln. Marezoll einige mittheilt, sind oberflächlich und dürftig. — Was soll ich sonst noch vom Frauenspiegel kritisiren? Gedichte von Agnes Franz? Wenn sich die Damen selbst den Spiegel halten: wozu bedarf's der männlichen Hülfe? Wenn Tizian eine Venus malte, so ließ er ihr von Gott Amor den Spiegel halten, nicht von ihr selber. Mögen die Herren Verleger den Spiegel halten.

[Pseudonyme Schriftsteller. Eingesandt.]

In der Galerie deutscher pseudonymer Schriftsteller, welche der anhalt-cöthensche Geistliche A. G. Schmidt unlängst in dem Verlagscomptoir zu Grimma hat erscheinen lassen, finden wir von folgenden mystischen Personen Originalbiographien; von: W. C. W. Abenstein, (Dr. Carl Schöpfer, der unter 32 Pseudonamen auftritt), Christianus Antiromanus (Dr. Carl. Theod Kind), T. L. Bernhardi (J. Andr. Christoph Hildebrandt), Lotte Berthold (Aug. Erdmuthe Charlotte Kanitz), L. W. Both (Louis Schneider), Broma (Friedr. Adolph Brockmann), Otto v. Deppen (Dr. Carl Friedr. Heinr. Straß), A. E. Fern (Eust. Heinr. Wilh. Rud. Aefner), E. Ferrand (Ed. Schulz), Dr. Franz (Dr. Franz Albert Ritter), Erich Haurenski zu Gard' Ebré (Heinr. Christoph Krause), Paul Hellmuth (Heinr. Fischer), Gustav Lehrreich (H. Robolsky), Diedr. Fr. von der Linde (Dr. Carl Ferd. Fiedler), Ludewig (Ernst Ludw. Schweitzer), C. Morell (W. Vollmer), St. Nelly (Caroline Stricker, geb. Schütz), Carl Norden (Carl Wilh. Heinr. Hildebrandt), Fr. Nork (Friedrich Korn), Omikron (Ernst Ortlepp), Ludwig Osten (Carl Friedr. Ludw. Litzmann), Heinr. Oswald (Friedr. Wilh. Goedsche), Ludwig Rein (Ludw. Würkert), Friedr. Christian Selten (F. C. Schwen), C. Strahlheim (C. Friederich), Warnofrid (Carl Wilh. Kirchheim).

[Dr. Karl Follen.]

Karl Buchner theilt im Freihafen (Aprilheft) zwei Briefe Follen's aus Philadelphia an die Seinigen mit. Anspruchslos und warm erzählt Follen sein Zusammentreffen mit Lafayette. Die Briefe sind vom J. 1825; Buchner aber verspricht noch weitere Mittheilungen. Außer einer Abhandlung über die Zigeunersprache in einer baseler Zeitschrift, und jenen Gedichten, die in seines Bruders Adolf Ludwig Follen's „freien Stimmen frischer Jugend" enthalten sind, soll Karl Follen nichts Gedrucktes nachgelassen haben. Um so interessanter wird es sein, zu hören, was er von seinem innern Leben in den Briefen aus America niedergelegt hat.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

leg der von Sömmerring hinterlassenen Sammlung von anatomischen Präparaten, herausgegeben von Rud. Wagner. gr. 8. 1839. 1 Thlr. 16 Gr.

Soubeiran, E. Anleitung zur Verfertigung künstl. Mineralwässer und ähnlicher Compositionen. Aus dem Franz. übersetzt und durch Zusätze, so wie die Formeln der vorzüglichsten deutschen Mineralwässer vermehrt. Mit 1 Steindrtaf. 8. Leipzig, 1840. 15 Ngr.

Stoeckhardt, H. R., de recto jurisconsulti eruditione proximo justitiae fonte oratio. 8 maj. Lipsiae, 1840. 7½ Ngr.

*Tchoubinof, David, Dictionnaire géorgien-russe-français. Gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. 6 Thlr.

*Trinius, C.B., Agrostidea I, Villea. 4 maj. Petr., 1840. 15 Ngr.

— — Oryzea. 4 maj. Petropoli, 1839. 15 Ngr.

*Unger, F., über den Bau und das Wachsthum des Dicotyledonen-Stammes. Eine von der K. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg mit dem Accessit gekrönte Preisschrift. Mit 16 Steindrt. gr. 4. St. Petersb. 1840. 2 Thlr.

Verzeichniss der in der Kreis-Naturalien-Sammlung zu Bayreuth befindlichen Petrefacten. Mit I. Einer petrefactologischen Karte von Ober-Franken. II. Einer geognostisch-petrefactologischen Uebersicht. III. Zwei und zwanzig Tafeln Abbildungen. gr. 4. Leipzig, 1840. 9 Thlr.

Wagner, Moritz, Reisen in der Regentschaft Algier in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Nebst einem naturhistorischen Anhange: Beiträge zur Fauna der Berberei von J. F. Brandt, M. Erdl, W. F. Erichson, C. L. Koch, H. Nathusius, K. A. Rossmässler, H. Schlegel, A. Wagner und R. Wagner. 3 Bände gr. 8. und 1 Kupferatlas (Karte von Algier und 17 colorirte und schwarze Kupfertafeln). Fol. Leipzig, 1841. 12 Thlr.

Wagner, Rud., Icones physiologicae. Erläuterungstafeln zur Physiologie u. Entwickelungsgeschichte mit vorzüglicher Rücksicht auf seine Lehrbücher der Physiologie u. vergleichenden Anatomie. Dritte Abth. (10 Kupfert. zur Physiologie der Empfindung und Bewegung.) Fol. Leipzig, 1840. 2 Thlr. 15 Ngr. Das damit nun vollständige Werk kostet 7 Thlr. 15 Ngr.

Weinlig, C. A., Lehrbuch der theoretischen Chemie. Zum Gebrauche der Vorlesungen und zur Repetition für Studirende. In 3 Lief. 1. u. 2. Lief. gr. 8. Leipzig, 1840. 2 Thlr. 25 Ngr.

Will, F., Beiträge zur Anatomie der zusammengesetzten Augen mit facettirter Hornhaut. Mit 1 Kupfertafel. gr. 4. Leipzig, 1840. 20 Ngr.

Zeitung für die elegante Welt für 1840. (40. Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. In wöchentlichen Lieferungen. gr. 4. 8 Thlr.

Inhalt.

No. 65.

Ein Brief aus Dublin.
Correspondenz. Aus Hamburg. — Notizen.

No. 66.

Neue Gedichte von Theodor Creizenach.
Correspondenz. Aus Hamburg. (Beschluß.) — Notizen.

No. 67.

Zwei Briefe von Chamisso an Varnhagen von Ense in Karlsruhe.
Deutsche Dramen.
Correspondenz. Aus Baden-Baden. — Notizen.

No. 68.

Zwei Schwestern. Skizze aus dem kleinbürgerlichen Leben, von Karl Beck.
Correspondenz. Aus Schlesien.

No. 69.

Zwei Schwestern. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Schlesien. (Beschluß.) — Notizen.

No. 70.

Zwei Schwestern. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Carlsruhe. — Notizen.

No. 71.

Emil Devrient auf der leipziger Bühne.
Zwei Schwestern. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Berlin. — Aus Dresden.

No. 72.

Kritische Rückblicke.
Correspondenz. Aus Dresden. — Notizen.

No. 73.

Ein Besuch auf S. Lazaro bei Venedig. Von Dr. W. A. Lampadius.
Correspondenz. Aus Dresden.

No. 74.

Ein Brief aus England.
Ein Besuch auf S. Lazaro bei Venedig. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Dresden. (Beschluß.) — Notizen.

No. 75.

Ein Brief aus England. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Berlin. Notizen.

No. 76.

Deutsche Lebensbilder. Von Herrmann Wollin.
Correspondenz. Aus Cassel. — Notiz.

No. 77.

Deutsche Lebensbilder. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Cassel. (Fortsetzung.) — Notiz.

No. 78.

Studenten- und Trinklieder aus dem Herbst 1839. Von Ernst Minneburg.
Deutsche Lebensbilder. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Cassel. (Fortsetzung.) — Notiz.

No. 79.

Studenten- u. Trinklieder aus dem Herbst 1839. (Beschl.)
Correspondenz. Aus Cassel. (Beschluß.) — Notizen.

No. 80.

Ein Spaziergang in Paris. Von A. Weill.
Correspondenz. Aus Dresden. — Notizen.

No. 81.

Paddy, der Sackpfeifer. Eine irische Geschichte, mitgetheilt von Dr. W. Sepffarth.
Correspondenz. Aus Paris. — Notiz.

No. 82.

Ein Brief aus Dresden.
Paddy, der Sackpfeifer. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Paris. (Fortsetzung.)

No. 83.

Ein Brief aus Dresden. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris. (Beschluß.)

No. 84.

Ein Brief aus Dresden. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Weimar. — Notizen.

(Hierbei 1 Beilage.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Verlags-Bericht, Januar 1841, von Leopold Voß in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Mémoires de l'Académie Imp. des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tom. II. gr. in 4. St. Pétersb. 1840. 6 Thlr. 22½ Ngr.

Sciences naturelles. Tome IIIme. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. 11 Thlr. 7½ Ngr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie Tom. V. gr. in 4. St. Pétersbourg. 1840. 4 Thlr. 15 Ngr.

Mémoires presentés par divers savans. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 6 Thlr. 22½ Ngr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XV. gr. in 4. St. Pétersbourg. 1840. 1 Thlr. 4 Ngr.

Bulletin scientifique publié par l'Académie des sciences. Tome VI., VII. et VIII. (chacun en 24 Nros.) gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. (Prix du tome: 1 Thlr. 15 Ngr.)

*Baer, K. E. v., u. G. v. Helmersen, Beiträge zur Kenntniss des russischen Reiches und der angrenzenden Länder Asiens. 1—3. Band.

I. Statistische u. ethnographische Nachrichten über die russ. Besitzungen an der Nordwestküste von Amerika. Gesammelt v. Contre-Admiral v. Wrangell. Herausgeg. v. K. E. v. Baer. Mit 1 Karte. gr. 8. St. Petersb. 1839. 1 Thlr. 10 Ngr.

II. Nachrichten über Chiwa, Bochara, Chokand u. den nordwestl. Theil des chines. Staates, gesamm. von dem Gen.-Major Gens, bearbeitet von G. v. Helmersen. Mit 1 Karte. gr. 8. St. Petersb., 1839. 1 Thlr.

III. Essai sur les ressources territoriales et commerciales de l'Asie occidentale, par J. de Hagemeister. gr. in 8. St. Pétersb., 1839. 1 Thlr. 10 Ngr.

Baumgarten, Moritz, das Schielen u. dessen operative Behandlung nach eigenen Beobachtungen u. Erfahrungen wissenschaftlich dargestellt. Mit 1 Stdruckt. gr. 8. Leipzig, 1841. 22½ Ngr.

*Bongard, H. G., Descriptiones plantarum novarum. 4 maj. Petropoli, 1839. 1 Thlr.

*Brandt, J. F., Spicilegia ornithologica exotica. Fasc. I. Acced. tabb. V. lith. et color. 4 maj. Petropoli, 1839. 15 Ngr.

*Brosset, M. F., Catalogue de la bibliothèque d'Edchmiadzin. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1840. 7½ Ngr.

*Brosset, M. F., Monographie des monnaies arméniennes. Avec 2 planches. 4. St. Pétersbourg. 1839. 7½ Ngr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft bearbeitet. 6r Bd., mit Beiträgen von E. Burdach und J. F. Dieffenbach. gr. 8. Leipzig, 1840. 3 Thlr. 15 Ngr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. IIr Jahrgang für 1840. Herausgegeb. von Dr. A. Weinlig. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 6r Jahrg. für 1840. Herausgeg. von Dr. J. A. Hülsse und Dr. A. Weinlig. In fünftäg. Lief. (75 Bog. u. 551 Abbild.) gr. 8. 5 Thlr.

*Charpentier, Toussaint de, Libellulinae europ. descriptae ac depictae. Cum 48 tabb. col. 4 maj. Lipsiae, 1840. 16 Thlr.

Choulant, L., historisch literarisches Jahrb. für die deutsche Medicin. 3ter Jahrgang. 16. Leipzig, 1840. 1 Thlr.

Davy, Humphry, Denkwürdigkeiten aus dem Leben Sir Humphry Davy's, herausgegeben von dessen Bruder John Davy. Deutsch bearb. v. C. Neubert, eingeleitet von Rud. Wagner. Mit Davy's Portrait und einer Abbildung der Sicherheitslampe. 4 Bände. 8. Leipzig, 1840. 5 Thlr. 15 Ngr.

— — Salmonia oder neun Angeltage Unterhaltungen über naturgeschichtliche und verwandte Gegenstände, insbesondere über Fische aus dem Salmengeschlecht. Deutsch bearb. von C. Neubert. Mit 3 Steindrtaf. 8. Leipzig, 1840. 1 Thlr. 25 Ngr.

Davy's Bildniss. Nach Sir Th. Lawrence in Stahl gestochen von C. Preisel. 4. Chines. Papier. 10 Ngr.

Drobisch, M. W., de Joannis Widmanni Egerani Lipsiensis quondam art. lib. magistri compendio arithmeticae mercatorum, scientiae mathematicae saeculi XV simul atque artis typographicae Lipsiensis insigni monumento. Solemnia inventae typographiae saecularia rite peragenda concelebraturus scripsit. 4. Lipsiae, 1840. 10 Ngr.

— — Grundlehren der Religionsphilosophie. gr. 8. Leipzig, 1840. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ehrenberg, H., Ansichten über die Gräfenberger Wassercur, begründet auf einen längern Aufenthalt daselbst. gr. 8. Leipzig, 1840. 22½ Ngr.

Einige Worte zur Vertheidigung des Hrn. Weiß, Directors der Wasserheilanstalt in Freiwalde, von einem Curgaste. Bevorwortet von Dr. H. Ehrenberg. 8. Leipz. 1840. 5 Ngr.

*Fedorow, W., vorläufige Berichte über die von ihm in den Jahren 1832 bis 1837 auf allerhöchsten Befehl in West-Sibirien ausgeführten astronomisch geographischen Arbeiten. In Auftrag der K. Akademie der Wissenschaften herausgegeben von F. G. W. Struve. Mit 1 Karte. gr. 8. St. Petersburg, 1838. 1 Thlr.

*Gerhard, E., griechische u. etruskische Trinkschalen des K. Museums zu Berlin. Mit 12 Taf. gr. fol. Berlin, 1840. 20 Thlr.

*Grundlage der praktischen Baukunst, nach der Originalausgabe der Königl. technischen Deputation für Gewerbe mit deren Bewilligung herausgegeben:

I. Vorlegeblätter für Maurer in 42 lithographirten Tafeln mit Erläuterungen. Dritte Aufl. Fol. Berl., 1841. 4 Thlr. 15 Ngr.

II. Vorlegeblätter für Zimmerleute in 37 lithogr. Taf. mit Erläuterungen. Dritte Aufl. Fol. Berl., 1841. 4 Thlr. 15 Ngr.

Allgemeine Maschinen-Encyclopädie. Im Verein mit G. Altmütter, A. Burg, Th. Fischer, M. F. Gätzschmann, C. G. Hummel, K. Karmarsch, F. Reich, F. Schneider, J. A. Schubert, E. Weinlig, A. Weinlig und J. Weisbach, herausgegeben von J. A. Hülsse.

Text. 2te Lief. (10 Bg.) gr. 8. Lpz. 1840. Subscr.-Pr. 1 Thlr.

Atlas. 2te Lief. (10 Kupfrt.) quer Fol., Subscr-Pr. 1 Thlr. 20 Ngr.

*Ménétriés, E., Essai d'une monographie du genre Anacolus. Avec 1 planche color. gr. in 4. St. Pétersb. 1839. 11½ Ngr.

*Meyer, C. A., das Alyssum minutum u. die zunächst verwandten Arten, monographisch bearbeitet u. durch Abbildungen erläutert; nebst einer Uebersicht der Arten der Gattung Ptilonema. Mit 2 Stdrtaf. gr. 4. St. Petersb. 1840. 10 Ngr.

— — einige Bemerk. üb. die natürl. Familie der Polygonaceae. Erster Artikel. Versuch einer naturgetreuen Anordnung der Gattungen dieser Familie. Mit 1 Steindrucktafel. gr. 4. St. Petersburg, 1840. 5 Ngr.

*Muralt, Ed. de, Catalogus codicum bibliothecae Imperialis publicae graecorum et latinorum, Fasc. I. Fol. Petrop., 1840. 1 Thlr 5 Ngr.

Nicolai Damasceni, de plantis libri duo Aristoteli vulgo adscripti. Ex Isaaci Ben Honain versione arabica latine vertit Alfredus. Ad codd. mss. fidem addito apparatu critico recensuit E. H. F. Meyer. 8 maj. Lps. 1841. 1 Thl. 15 Ngr.

*Pander, C. H., Beiträge zur Geognosie des russ. Reiches. Mit 35 Stdrtaf. gr. 4. St. Petersburg, 1830. 15 Thlr. 22½ Ngr.

*Parrot, G. F., Recherches physiques sur les pierres d'Imatra. Avec 14 planches, 1 tableau de l'Imatra et 1 plan du Wuoxen jusqu'à la cataracte. gr. in 4. St. Pétersb., 1840. 1 Thlr. 15 Ngr.

Personen und Zustände aus den kirchlich politischen Wirren in Preußen. Mit 39 bisher ungedruckten Documenten. gr. 8. Leipzig, 1840. 25 Ngr.

Prichard, James Cowles, Naturgeschichte des Menschengeschlechts. Nach der dritten Auflage des engl. Originals mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von Rud. Wagner. 1. und 2. Bd. gr. 8. Leipzig, 1840. 4 Thlr. 20 Ngr.

Radius, Justus, ausgewählte Heilformeln zum Gebrauche für praktische Aerzte und Wundärzte. Mit Originalbeiträgen der berühmtesten klinischen Lehrer und Berücksichtigung der neuesten Bereicherungen der Arzneimittellehre. Zweite umgearbeitete Auflage. 16. Leipzig, 1840. 1 Thlr. 25 Ngr.

*Rein, G., statistische Darstellung des Großfürstenthums Finnland. 8. Helsingfors, 1839. 17½ Ngr.

*Ruprecht, F. J., Bambuseae. Cum 18 tabb. lith. 4 maj. Petropoli, 1839. 1 Thlr.

Sömmerring, S. Th. v., vom Baue des menschl. Körpers. Neue umgearb. u. vervollständigte Orig.-Ausg. besorgt von W. Th. Bischoff, J. Henle, C. Huschke, F. W. Theile, G. Valentin, J. Vogel u. Rud. Wagner. In 9 Bdn. 2r Bd. Sömmerring's Lehre von den Knochen u. Bändern des menschl. Körpers. Nach der 2ten Aufl. u. nach den Handexemplaren des Verfassers mit den nöthigen Ergänzungen u. Zusätzen, auch dem Kata-

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Einundvierzigster Jahrgang.

Mai.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1841.

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst.
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten.
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

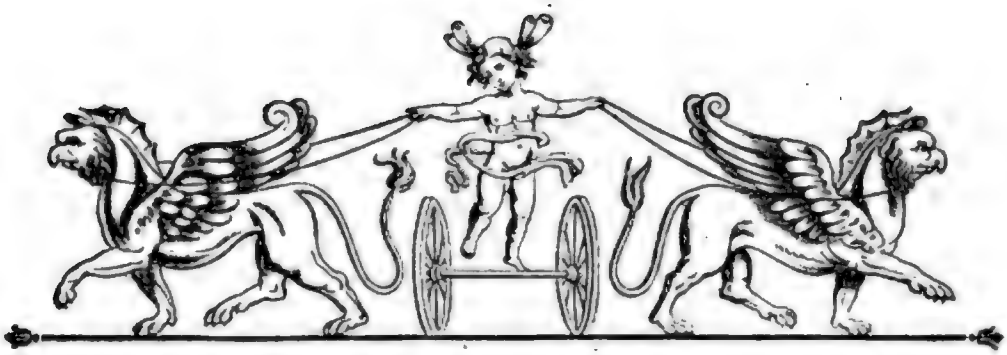
Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 85. — den 1. Mai 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Deutsche Romane.

Godwie-Castle. Aus den Papieren der Herzogin von Nottingham. 3 Bde. Dritte verbesserte Auflage. Breslau, Max u. Comp.

St. Roche. 3 Bde. Zweite verbesserte Auflage. Ebend.

Seit vier Jahren bereits beschäftigt sich das deutsche Publikum mit diesen Productionen, als deren Verfasserin Frau von Paalzow in Berlin, die Schwester des Historienmalers Professors Wach, genannt wird. Die Kritik hat sich über die Anerkennung, die diesen Romanen allgemein zu Theil geworden, nur zu freuen, ihre Verbreitung zu befördern. Die Erscheinung dieser Romane ist wie ein gutes Ereigniß zu nehmen, wie ein gutes Glück, daß der Inhalt der Zeitstimmungen in deutscher Gesellschaft ein so edles Organ gefunden. Bücher wie diese, die so ruhig aus dem Schooß der Gesellschaft selber hervorgehen, lassen sich kaum als Thaten des Talentes betrachten, sie sind wie Naturproducte des Zeitalters. Man betrachte in ihnen, wie weit die gebildete Masse ist, denn sie übersteigen nicht deren Niveau, sind deren ruhiger Abdruck und getreues Spiegelbild. Die Kritik hätte an diesen Büchern nicht die Bücher, sondern deren Factor, die Bildung der Gesellschaft, zu untersuchen, zu anatomisiren. Sollen wir, ohne die beiden Romane zu kritisiren, zwischen beiden uns entscheiden, so müssen wir auch hier der allgemeinen Stimme huldigen und Godwie-Castle vor dem jüngeren Product den Vorzug geben. In jenem leben wir uns in den altenglischen Comfort ein; in St. Roche haben wir Rococo auf altfranzösischem Boden; jenes läßt ein kräftigeres Behagen zu, hier gefällt sich die Darstellerin zu sehr in dem Nichts des Herkömmlichen als bloßer Form. Freilich erlebt in diesen Büchern die Etiquette überall nicht blos ihre historischen Rechtfertigungen, sondern auch eine Feier, die hier und da an Religionskultus grenzt. Wo sich Schönthuerei und Prätension mit den Formen einschleicht, werden wir jedoch zugleich durch den Inhalt der Gesinnungen wieder begütigt, Alles bleibt edel, und wo nicht edel, doch nobel. Die Darstellung der altfranzösischen Noblesse in St. Roche ist vielleicht nur umdeswillen weniger bedeutend, weil englische Sitte mehr Gehalt und soliden Hintergrund aufzuwenden hat. Auch hat Godwie-Castle den Vorzug, mit großem Glück historische Charaktere von dem bedeutendsten Interesse zu entwickeln. Unter solchen ist besonders jener Buckingham hervorzuheben, dessen Gestalt freilich Walter Scott schon eben so glücklich und um vieles plastischer ausgearbeitet hat. St. Roche hat den Nachtheil, daß Altfrankreich sich nicht so leicht wie das gothisch gebaute Familienleben Altenglands an germanisches Dasein anfügen läßt. Die jüngere Welt, welche die Verfasserin in ihren Büchern schildert, namentlich die Liebenden, sind nämlich stets sehr deutsche Leute. Ihre Schilderungen auf englischem Grund und Boden machen dies weniger fühlbar, als wenn sie uns glauben macht, wir ständen unter dem Regime der Könige vom alten Frankreich. Die jungen Leute von ehedem unter dem französischen Adel gingen entweder in die Sitte auf und wurden blasirte Roués, oder sie waren Genies. Bei Frau von Paalzow sind sie lauter edle, weiche, elegievolle Subjecte, liebe Jünglinge, wie sie heutzutage im Boudoir vom Polster aus unter Damenhänden großgezogen werden. Was von moralisch bösen Elementen aufzuwenden ist, wird in den Büchern der edlen Frau, wie in allen Frauenromanen, auf einzelne Erwählte geschüttet. In St. Roche ist der Marquis de Souvré der Böse wicht par excellence, — eine bloße Abstraction. Männliche Dichter sind gerade groß in Charakterzeichnung der bösen Gewalten des Menschenlebens. Unsere Verfasserin aber entwickelt überhaupt nicht sowohl Charaktere, als vielmehr lauter Gemüther, immer ist sie nur stark in Zeichnung der weiblichen Elemente des Seelenlebens. Sobald sie Gemüths-

beziehungen schildert, entfaltet sich auch ihre Sprache mit der ganzen Wärme einer echt dichterischen Empfindung, die vielfach das leidvolle, oft tiefsinnig kranke Menschenleben durchschmeckte. Wo die Verfasserin äußere Thatsachen schildert, ist ihre Darstellung um vieles nachlässiger. Der Philosoph Professor Braniß, dessen Aufsatz über Godwie-Castle der dritten Auflage des Romans beigedruckt ist, freut sich, wie Tischbein über den Esel, auch über die Incorrectheiten der Schreibart, wie sie an manchen Stellen strichweise vorkommen. Glückliche Autorin! Selbst über ihre Fehler entzücken sich deutsche Philosophen! — Der Bau des Romans St. Roche verräth noch mehr als der frühere eine durchaus fehlerhafte Anlage. Die Structur des Buches ist von der Art, als wenn sich Jemand zur Ausschmückung seines Zimmers erst einen Rahmen kaufte und an die Wand hefte, um dann nachträglich erst ein Bild einzufügen. Indessen nicht als productive That, als gesellschaftliches Ereigniß nehmen wir ein Buch wie St. Roche, und überheben uns somit all dessen, was wir an der Pflege des Talentes rügen müßten.

Eine polnische Familie, oder die verlorenen Kinder. Nach einem Manuscripte, von J. C. Hauch. 2 Bde. Leipzig, Kollmann.

Vom Verfasser des Wilhelm Zabern nehmen wir jede neue Production mit dem günstigsten Vorurtheile zur Hand. Die kindliche Liebenswürdigkeit des Dänen, der sich heimisch zu machen strebt im Tiefsinn des besten deutschen Lebens, ist eine höchst erfreuliche Erscheinung. (Bekanntlich ist Hauch Professor der Ritterakademie zu Soröe.) In Wilhelm Zabern athmet eine frische Naivetät, verräth sich eine so gesund kräftige Munterkeit des Geistes, wie man sie in der deutschen Literatur ebenfalls nur bei einem Nichtdeutschen, beim Schweizer Ulrich Hegner, in dessen Molkenkur und Saly's Revolutionstagen, findet. Hauch's Tiberius mag immer für einen interessanten Versuch gelten, eine dem Naturell des Autors ganz fremdartige Welt zu erobern; während er im Zabern mit dem größten Glück Heimisches schildert. Seine „polnische Familie" ist ebenfalls ein Versuch, ganz fremde Natur und Menschenwelt zur Darstellung zu bringen; es liegt in der Kindereigenthümlichkeit dieser Dänen und Norweger, sich über Fremdes und Entlegenes herzumachen. Aber der Versuch ist nicht geglückt, dieser polnische Familienroman hat den Fehler, gar nicht polnisch zu sein. Es sind keine Polen, die der Autor uns verführt, am wenigsten der Held, dieser ruhig Zuschauende. An diesem Helden des Romans ergibt sich wieder der Uebelstand, daß Wilhelm Meister, dieser anstellige Lernmensch, der überall Anfänger bleibt, nie fertiger Mensch wird, als Norm für Romanhelden nachgeahmt wird. Ich zweifle, ob hier mit Bestimmtheit auf Wilhelm Meister zu deuten ist, aber es ist der gäng und gäbe gewordene Typus, der allgemeine Zuschnitt, der nach dem Goethe'schen Schülermenschen sich eingeschlichen hat. Von den übrigen Figuren im Hauch'schen Romane kann man, wie gesagt, eben so wenig behaupten, sie seien echte Polen. Nur Oberst Zeltner dürfte nationale Wahrheit haben, und dieser Pole ist gerade antipolnisch, eine Russomane. Der Starost, der die Person des Großfürsten preist, der Anarchie die Despotie vorzieht, und Rußland liebt, weil es in den Schmutz des aufgelösten Polens Halt und Ordnung bringe, ist ein phlegmatischer Diplomat, wie er nie in Polen zu finden war, so verbreitet auch seine Ansichten sein mögen. Im Pater Vincent, auf dessen Charakterzeichnung der Autor viel Raum und Vorbereitungen verwendet, steckt dasselbe niederländische Phlegma, das aller Polennatur entschieden fern liegt. Während die geheime Verschwörung sich rasch im Lande verbreitet, erzählt dieser Vincent gemächlichst seine Erziehungsgeschichte. Er ist in Danzig erzogen von einer alten Jungfer und einem hagestolzen alten Manne, dessen Katzenliebhaberei der Autor bestens zu einem niederländischen Genrebilde benutzt. Vincent ist ein träumerischer, poetischer Dilettant, hat viel Mondschein im Herzen, und läßt es zu, daß ein Anderer mit seinen Versen Glück macht. Dieser Betrüger ist jener Oberst Zeltner, den wir als den nationell richtigsten Charakter bezeichneten. Jene Züge aus dem Leben eines Hagestolzen, jene Kindheitsträume des poetisirenden Knaben, die Sentimentalität der einen religiösen Frauengestalt, eine gewisse liebenswürdig linkische Unbeholfenheit in Zeichnung einer Coquette, Alles dies zusammen in dem Gemisch von niederländischem Behagen, dänischer Kindlichkeit und deutscher Sentimentalität bezeugt die Autorschaft Hauch's in Bezug auf Abfassung dieses Romans. Die Vorrede besagt, das Manuscript sei dem Herausgeber von einem durchreisenden polnischen Officier überliefert. Möglich, daß einige Familienpapiere zur Grundlage dienten; denn als freie selbstwillige Production genommen, wäre das Buch zu sonderbar, indem es sich in Familienscenen ergeht und für die große Gewalt der Volksereignisse so wenig Raum behält. Nur in ganz flüchtigen Zügen geht der Aufruhr in Warschau und manche Schlachtscene vorüber. — Wir haben eine Erzählung von Georg Döring, welche in drei Bänden die polnischen Situationen zur Zeit des Aufruhrs zum Thema hat. Die polnischen Juden sind glücklich geschildert; sonst aber war Döring zu weich, um Geschichte dreist anzufassen. Heinrich Laube ließ die Fortsetzung seines „jungen Europa" auf polnischem Boden spielen, allein seine Helden sind deutsche Reflexionisten, die sich wie Dandies vor dem ungeheuren Hintergrunde der Ereignisse hin- und herbewegen und um den Schlund der Geschichte herumschleichen. — Die große Völkertragödie Polens, die am 29. November 1830 begann und im September 1831 endigte, wartet noch auf ihren Dichter.

Georgette. Ein Roman von A. v. Sternberg. Stuttgart, Hoffmann.

Die Stellung dieses Autors zur Literatur und zur Bildung des Zeitalters haben wir schon früher genügend angedeutet. A. v. Sternberg hat den Vortheil und den Nachtheil, ganz Produkt der exclusiven Gesellschaft zu sein; ihr gehört er, um plebejisch zu sprechen, mit Haut und Haaren an. Daß der Lebensgeist dieser Sphäre für die Gestaltung der großen und allgemeinen Processe des Zeitalters machtlos geworden ist, kann man dreist einräumen, ohne doch aufzuhören, in diesem Gebiete die Ergebnisse der comfortablen Bildung, wo nicht mit Vorliebe, doch mit Eifer zu beach-

ten. Stimmungen in ihrem Verlaufe richtig in Anschlag zu bringen, ist immer von großem Interesse. Haben sie ein Talent zum ungesuchten Organ, das die Reize des poetischen Behagens kennt, so werden sie in ihrem literarischen Ausspruche sogar wichtig. Diese Wichtigkeit haben Sternberg's Producte, sie sind Memoiren der bevorzugten Gesellschaft; was geistreiche Gewandtheit, was Parfum, was Misere an ihnen ist, fällt dieser zur Last; der Hauch von Poesie, der seine Darstellungen auf Momente begeistet, so daß sie mehr als Copien der Wirklichkeit sind, kommt allerdings dem schaffenden Talente zu gut, und daß Sternberg in der Welt des Salons ein Dichter ist, wird wohl keine Kritik widerlegen können. — Zu den eigenthümlichen Launen dieses Autors gehört in den raisonnirenden Partien seiner Bücher der dictatorische Ausspruch, die darstellende Thätigkeit poetischer und künstlerischer Kräfte müsse die Welt erheitern, absolut erheitern. Diesem Hange gegenüber erscheint das Streben, Kunst und Poesie solle conte qui conte nichts als Wahrheit geben, vielleicht nur als demokratische Unbeholfenheit. Hierüber ist nicht zu rechten. Seltsam ist nur, daß auf jeder Seite, wo sich der Drang nach Heiterkeit fast wie verzweifelte Zerstreuungslust zum Ausspruch bringt, sich eine wahrhaft beängstigende Melancholie einschleicht. Dies ist ein Symptom der Gesellschaft. Die lähmendste Gewalt dieser Stimmung, das Gelüst zum Selbstmorde, ist im Roman „Georgette" das Thema. Es erscheint hier nicht als Resultat der denkenden Hamletsgrübelei; was aus Patrik's, des Helden, Tagebuch hier mitgetheilt wird, sind zwar Accorde zu dieser Musik des in sich selbst verlornen Denkens, das über Gott und Welt zusammenbricht und den eigenen Fallstricken erliegt, aber auch ausgedacht und ausgelebt wie im Werther ist dies Thema hier nicht, das Gelüst zum freiwilligen Enden ist vielmehr als nervöse Stimmung genommen, als Familienerbtheil, als Spleen, als Resultat des parfümirten Müßigganges. Diese furchtbarste Art der Selbstzerstörungslust tritt in diesem Romane auf, es sind nicht Geister, mit denen sich kampfen ließe, es sind höhnische Gespenster, von denen man sich mit Gründen sagt, sie sind nicht, und deren Dasein doch in ihren Wirkungen eben als Stimmung ersichtlich wird. In Lord Palmston's Familie wird mit dem dreißigsten Jahre für den Erben dieser gespenstische Glaube eine tödtliche Krankheit, und steigert sich dämonisch als endlicher Entschluß, den Qualen des ungewiß dauernden Leidens durch raschen Entschluß zu entgehen. Selbst das Datum steht in der Familie fest, wo diese Manie als That zum entscheidenden Durchbruch kommt. Mit diesem Gespenste, das die Seele des Leidenden umschauert, ringt nun eine kleine Mädchenseele, ein deutsches Kind, das der Lord auf dem Continent sich zum Spielzeug heranzog. Georgette folgt dem Manne, sie bietet allen despotischen Versuchen, sie bei Seite zu schleudern, Trotz, sie hängt sich, wie in der irländischen Sage vom Phokah, fest an sein Herz, und will eher mit ihm zu Grunde gehen, als ihn an sein Schicksal preisgeben. Wie die Kleine aus der leichtsinnigen Dirne langsam zum ebenbürtigen Geschöpf erwächst, beichtet sie in den Bekenntnissen, wie denn die ganze Entwickelung des Romans in brieflicher Form geschieht. Zu der großen Scene zwischen Beiden ist Alles Vorbereitung; sie erledigt auch die eigentliche Poesie des Romans, der sonst weiter nichts an Gestalten oder Interessen bietet. Die wahnwitzige Irländerin, welche in den beiden Lords, Vater und Sohn, den Entschluß zum Selbstmorde erhärtet und das Feuer der Krankheit schürt, ist eine unklar gebliebene, verfehlte Gestalt. Was zur Coulisse des Themas gehört, und dies Lebensluft, in der es sich bewegt und charakterisirt, ist mit vielem Glück und mit einer gewissen intimen Intelligenz dieser Gemüthszustände ausgemalt. Dergleichen gelingt allerdings nur dichterischer Darstellungsgabe.

Correspondenz.

Aus Dresden.

[Das Cornelinsfest; das Weltgericht.]

Am 17. April war Peter v. Cornelius von München angekommen und wurde von den hiesigen Akademikern und Kunstfreunden Abends mit einem Fackelzuge, einem Liede und jubelnden Lebehoch begrüßt. Montags, den 19. fand hierauf im Locale des Kaufmannsvereins dem großen Maler zu Ehren ein so sinnig angeordnetes und von nationaler Kunstbegeisterung durchglühtes Fest statt, wie es in Deutschland selten vorkommen dürfte. Die ganze hiesige Kunstgenossenschaft hatte sich im Aufwande geschmackvoller Erfindung vereinigt, dem Meister einen persönlichen Triumph zu bereiten, wie er nur als schönster Zielpunkt eines strebenden Künstlergeistes gedacht werden kann. Durch die besondere Gunst des Königs war der Festsaal mit den berühmten Rafael'schen Tapeten und außerdem mit den Gypsabgüssen antiker Bildwerke geschmückt worden. Unter Lorbeerbäumen standen im Fond desselben die Büsten der Minerva und des Jupiter zu beiden Seiten der Victoria, hinter welcher mit dem Ehrensitze des Meisters in Hufeisenform die Tafel sich hinzog; im Vorgrunde dagegen stand Polyhymnia und dahinter die Rednerbühne. Ueber 120 Personen, unter ihnen der Staatsminister v. Lindenau und Geheimrath v. Lüttichau, waren versammelt, als der gefeierte Meister erschien, mit einer Fanfare empfangen und hierauf von dem rühmlich bekannten Historienmaler Hübner mit einer Festrede begrüßt wurde. Unter einem von Mendelssohn-Bartholdy eigens componirten Marsche ließ die Gesellschaft sich zur Tafel nieder. Während derselben spielte das Orchester Weber's Jubelouverture, und hierauf trug ein Sängerquartett, aus Tscharscheck, Wächter, Risse und Babnigg bestehend, ein treffliches Lied von Julius Mosen vor, zu welchem Reissiger eine ergreifende Melodie geliefert hatte. Die Schlußverse jeder Strophe wurden im Chore wiederholt, die dazwischen gewebten und von der Rednerbühne aus dem Meister gebrachten meteischen Trinksprüche deuteten auf dessen Hauptkunstwerke hin — auf die Nibelungenblätter, die Frescogemälde in der Glyptothek und Pinakothek, so wie auf das Weltgericht in der Ludwigskirche zu München, — und der letzte Spruch enthielt eine Würdigung des deutschen Volkes und seines Kunstsinnes, sowie die Aufforderung zu einem donnernden Lebehoch für dessen Pfleger. Mit jeder neuen

Liedeswelle, wie mit dem classisch-schönen gesprochenen Worte Mosen's schwoll der Begeisterung Strom immer höher an, und löste sich am Schlusse in ein unendliches stürmisches Jubelmeer auf. Cornelius dankte dem Dichter mit einer Umarmung, während aus manchem Auge der Freudenblick durch die verschönernde Thräne glänzte. Es war wahrhaftig ein schönes deutsches Fest zu nennen; schön seiner ästhetisch-harmonischen Anordnung und deutsch, seines wahren nationalen Interesses wegen. In der Regel versteht nämlich der Deutsche kein Fest der Art zu feiern. Es fehlt den Directoren meist ein fester Wille und der glückliche Tact für das rechte Zeit- und Kraftmaß in den wechselnden Impulsen, wobei streng die leidigen Rücksichten ausgeschlossen werden, welche gewöhnlich die Sache verderben. Nicht der beste Dichter einer Stadt wird zu einem Festliede veranlaßt, sondern aus Artigkeit jeder zur Gesellschaft gehörige Reimschmied, von dem man weiß, daß er sein Licht nicht gern unter den Scheffel setzt. So werden alle poetischen Schleußen aufgezogen, die hereinbrechende Versesluth schwellt vier Lieder unter die Presse, wo eines oder zwei hingereicht hätten, die Trinksprüche werden zu langen Reden, die Reden zu gründlichen Vorlesungen und die Scenen zu Dramen. Die Schultern des Festgenius können für die Ueberladungen nicht breit genug sein, und zum Ueberdrusse wird nun der Genuß bei solchem Mangel an Kriterium und weiser Oekonomie. Die Idee, welche, auf leichten Traumschwingen über dem Feste schwebend, es verklären soll, sinkt dabei bleiern auf die Tafel nieder, verkörpert sich im Inhalte der Schüsseln und Flaschen, und erregt keine andere Begeisterung, als etwa die — vom Champagner. — Das Corneliusfest war auch ein deutsches Fest. Es hatte als solches keinen officiellen Charakter; es war nichts daran gemacht, weder durch Zeitungs-Jubelerpressungen, noch durch geheim angedeutete Rücksichten, oder gar durch eine triviale Privatspeculation, welche den Patriotismus aufruft, um ihn für die eigene Börse zu besteuern, — nein, es war ein reines Product des deutschen Gemüthslebens; es trat mit und in diesem Feste als Wahrheit heraus, was der Dichter als Schlußspruch sagte.

Ich würde um eine schöne Erinnerung reicher sein, wenn dies in der deutschen Künstlergeschichte unvergeßliche Fest für mich, den Nichtkünstler, bei allem Glanze nicht nachträglich einen Schlagschatten erhalten hätte. Vor Arnold's Kunstsachenhandlung sah ich eine Copie des berühmten Weltgerichts von Cornelius in Kupferstich hängen, und ich wüßte nicht, was seit lange unangenehmer als diese trostlose und zerknirschende Malerphantasie auf mich gewirkt hätte. In der Todtenkapelle des Domes zu Breslau giebt es auch Frescogemälde von Tod, Fegefeuer und jüngstem Gericht, freilich nicht von so berühmter Hand; allein die Scenen sind durch einen rächenden Zufall so stark beschädigt, daß man sie kaum mehr erkennt. Mit dergleichen häßlichem Widerspruche vom Gott und der Welt geschieht dem Katholicismus, der einen so starken Hebel in der Kunstschönheit findet, ein ebenso übler irdischer Dienst, als Rafael mit der Sixtinischen Madonna ihm einen verklärenden göttlichen erwies. Wäre jenes Weltgericht von Cornelius im Jahre 1541 gemalt, so könnte man es im reinen Kunstinteresse bewundern, wie das Werk des gewaltigen Michel Angelo; aber im Jahre 1841 drängt sich dabei dem Beschauer ein unbehagliches Gefühl und das Bedauern auf, daß der moderne Meister seine geniale Ausführung an solche längst überlebte Phantasieen des crassen Katholicismus verschwenden mußte. Mir war plötzlich ganz dumpf und mittelalterlich zu Muthe, und ich begriff dann Etwas von der jesuitischen Reaction unserer Zeit, als man mich aufmerksam machte, einer der Verdammten auf dem Bilde, nach welchem eine Teufelsfratze mit der Schlangengeißel ausholt, sei das Porträt eines der gefeiertsten deutschen Theologen.

Notizen.

[Eine französische Monatschrift in Deutschland.]

Das Echo de la Littérature française (Leipzig, bei Brockhaus und Avenarius) enthält eine Auswahl der besten Früchte, welche die periodische Literatur Frankreichs trägt. Diese Auswahl, wenn sie immer mit Sorgfalt und Strenge geschieht, kann den Franzosen für eine stillschweigende Kritik gelten, oder wenigstens andeuten, was dem deutschen Sinn widersteht, und was ihm zusagt. Die ersten sechs Lieferungen sind ungemein reichhaltig. Wir finden Artikel von Sand, Victor Hugo, de Sacy, St. Marc Girardin, Eugen Sue, eine fortlaufende Revue littéraire, worin eine Besprechung von Lamennais' „Skizze einer Philosophie", Sitten- und Lebensbilder und Notizen. Ein Gesandtschaftssecretair hält ein strenges Gericht über den großen Journalisten und kleinen Staatsmann, Monsieur Thiers; er nennt ihn un esprit de ruines. — Wir wären neugierig, eine ähnliche Blumenlese aus der deutschen periodischen Literatur zu sehen.

[Langenschwarz in Erfurt.]

Der Improvisator Langenschwarz hatte in der guten Stadt Erfurt, die auch zugleich eine preußische Festung ist und die schönen Künste nicht eben cultivirt, eine Akademie angesetzt. Es fanden sich aber nur zwölf Leute ein. Hr. Langenschwarz gab das Geld zurück und bat um Entschuldigung, daß er sich in der Stadt Erfurt geirrt habe; er werde nächstens mit betriebsamen Flöhen wiederkommen.

[Leipziger Literaten.]

In auswärtigen Blättern hat man wohl von einer literarischen Clique in Leipzig gesprochen. Wie wenig eine solche existirt, wie wenig cameradschaftlicher Sinn, ja wie wenig Gemeingeist, um die Interessen des Standes zu vertreten, in Leipzig vorhanden, beweist der wiederholte, gleich sehr vergebliche Versuch, ein wöchentliches Zusammentreten Einiger zu fixiren. Kein Stand ist aufgelöster, ist widersinniger getrennt, als der deutscher Literaten.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 3.)

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 3. — den 1. Mai 1841.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Écho
de la littérature française.
Journal des gens du monde.

Janvier — Mars.

Preis des Jahrgangs von 24 halbmonatlichen Heften (2—3 Bogen) 5⅓ Thlr.

Die günstige Aufnahme, welche den bereits erschienenen ersten sechs Nummern dieses Journals zu Theil geworden, veranlaßt uns, diese, nun in ein Heft vereinigt, als erstes Quartal auszugeben, um Denjenigen, die nähere Kenntniß von dem Inhalte nehmen und als Abonnenten neu eintreten wollen, die Gelegenheit dazu zu bieten. Freunde französischer Literatur werden, wenn sie den Inhalt überblicken, finden, daß die Redaction sich bestrebt hat, nur Gediegenes zu geben, wofür die Namen St.-Marc Girardin, A. Dumas, V. Hugo, G. Sand, E. Sue ꝛc. bürgen.

Leipzig, im April 1841.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Für Freunde gediegener belletrist. Literatur und für Leihbibliotheken.

Grumbach.

Von

Ludwig Bechstein.

3 Bände. Preis 6 Thlr. 5 Ngr. — 4 Ggr.

Inhalt des ersten Theiles: Der Ritter und sein Recht.
" " zweiten Theiles: Der Fürst und sein Wort.
" " dritten Theiles: Die Fürstin und ihre Treue.

Das bekanntlich so äußerst interessante Sujet, der Fleiß und die in diesem Werke niedergelegte unverletzte geschichtliche Wahrheit von Seiten des Verfassers und die Eleganz der Ausstattung in Verbindung mit drei kostbaren Stahlstichen nach Originalgemälden von Seiten der Verlagshandlung stellen dieses Werk doch über die Erscheinung gewöhnlicher Romane, und machen es als unterhaltende und zugleich belehrende Lektüre für gebildete Männer und Frauen, für jeden Geschichts- und Rechtsfreund, ja selbst für Historiker vom Fach höchst empfehlenswerth.

Der erste Band ist mit dem Portrait Grumbach's, in Stahl von G. Sertz gestochen, geziert, der 2te und 3te Band mit den Portraits des Herzogs und der Herzogin zu Sachsen, in Stahl gestochen von Karl Barth. — Von diesen drei vortrefflich ausgeführten schönen Portraits sind auch einzelne Abdrücke auf größerm Format zu haben

vor der Schrift à 20 Ngr. — 16 Ggr.
mit der Schrift à 12½ Ngr. — 10 Ggr.

Hildburghausen, März 1841.

Kesselring'sche Hofbuchhandlung.

Geschenk für Confirmanden.

Bei Leopold Voß in Leipzig ist erschienen:

Emiliens

Stunden der Andacht

und

des Nachdenkens.

Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände.

Herausgegeben von

Dr. C. W. Spieker.

3te Auflage. 2 Bände. mit 1 Kpfr. S. 1837. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Soeben ist erschienen:

Richard Savage
oder der Sohn einer Mutter.

Trauerspiel in fünf Aufzügen von Karl Gutzkow.

Im **Taschenbuch dramatischer Originalien**, herausgegeben von Dr. **Franck**, fünfter Jahrgang. (Preis dieses Jahrgangs, mit einem Bildniß und acht colorirten Costümbildern, elegant cartonnirt, 3 Thlr. 20 Ngr. — 16 Ggr.)

Leipzig, im December 1840.

F. A. Brockhaus.

Von der in ganz Deutschland mit der größten Theilnahme beehrten Quartalschrift:

Der Freihafen

ist so eben das erste Vierteljahrsheft für 1841 vollständig erschienen, und enthält höchst interessante Beiträge von:

H. König, Heinrich Laube, C. Biedermann, Helmine von Chezy, L. Diefenbach, August Kahlert, Th. Mundt, F. Schmidt, Professor Werder, K. A. Varnhagen von Ense u. s. w.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands haben den Freihafen, welche Zeitschrift seit 4 Jahren **eine so ehrenvolle Stellung in der öffentlichen Meinung einnimmt**, und sich mit jedem Tage neue Freunde erwirbt, vorräthig.

Jeder Band von circa 20 Bogen groß Format und eleganter Ausstattung kostet nur 1½ Rthlr.

Wichtige literarische Anzeige für Leihbibliotheken, Lesezirkel und Bücherfreunde.

So eben ist in Commission bei Weise & Stoppani in Stuttgart erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Leben und Abenteuer des John Davys

von

Alexander Dumas.

Nach dem Französischen bearbeitet

von

A. Freiherrn v. T.

3 Bände, Preis brosch. 4 fl. — 2 Thlr. 15 Ngr. — 12 Sgr.

Der ungemessene Beifall, welchen dieser Roman, der unter allen schönwissenschaftlichen Erscheinungen der Neuzeit eine der ersten Stellen einnimmt, allerseits gefunden, so daß selbst die geachtetsten deutschen kritischen Journale, wie zum Beispiel die Blätter für lit. Unterh., seiner höchst rühmenswerth erwähnen, hat uns veranlaßt, diese außerordentliche billige Ausgabe, welche sich durch treffliche Uebertragung und sehr elegante Ausstattung auszeichnet, zu veranstalten, um dem Werke die weiteste Verbreitung unter unserm kunstsinnigen Publikum zu verschaffen, was die gewöhnlichen Preise ähnlicher Werke sonst nicht möglich machen.

In unserm Verlage ist so eben erschienen:

Das Glas Wasser

oder

Die Thaten und ihre Ursachen.

Schauspiel in fünf Acten nach Scribe

bearbeitet

von

Ferd. Aug. Oldenburg.

gr. 8. geh. Preis: 20 Ngr. — 16 Sgr.

Das Glück, dessen sich das Original erfreut, ist ausgezeichnet, wöchentlich steht es viermal auf dem Repertoir des Théatre français und alle Zeitungen sind seines Lobes voll.

Lemgo, den 12ten Februar 1841.

Meyer'sche Hofbuchhandlung.

Binnen 8 Tagen erscheint bei L. Fernbach jun. in Berlin:

Das Glas Wasser

oder

Ursachen und Wirkungen.

Lustspiel in 5 Akten. Nach dem Französischen des Scribe, von Dr. H. Nagel. Preis 9 Sgr. (11¼ Ngr.)

Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Nacht und Morgen.

Ein Roman

von

Edw. Lytton Bulwer.

Aus dem Englischen

von

O. v. Czarnowsky.

8. Drei Bände, elegant geheftet, Preis 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

Auch unter dem Titel:

E. L. Bulwer's sämmtliche Werke.

38., 39. und 40. Band.

In der Schnuphase'schen Buchhandlung in Altenburg ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Beschreibung

der

Residenzstadt Altenburg

und ihrer Umgebung, mit durchgängiger Berücksichtigung der Vergangenheit für Fremde und Einheimische.

Mit einem Grundriß von Altenburg und dem Laufe der Eisenbahn von Leipzig über Altenburg, Plauen nach Hof.

Preis 8 Ngr.

Eben ist vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Die Eroberung von Constantine.

Historischer Roman

von

Dr. **August Jaeger.**

2 Bde. 8. geh. 3 Rthlr. — 5¼ fl. rhein. — 4 fl. 30 kr. C. M.

Leipzig, im Februar 1841.

Joh. Fr. Hartknoch.

Polytechnisches Centralblatt

(Redaction: *Dr.* J. A. Hülsse und *Dr.* A. Weselig).

7. Jahrg. f. 1841. No. 7—18. mit 48 Abbildungen.

Prof. Weisbach über das Gurtdynamometer. — Ueber die Unwirksamkeit des amerikanischen Gesetzes gegen Dampfschiff-Explosionen. — Neue Erfahrung über Verplatinirung und Vergoldung des Kupfers auf galvanischem Wege, von Dr. R. Böttger. — Neue Patente auf die Verfertigung von Angelgewinden. — Schreiber, Vorrichtung zum Separiren der Kacheln. — Die Transportkosten der Dampfwagen auf der London-Birmingham-Eisenbahn im Jahre 1839. — Wheatstone's elektrischer Telegraph auf der Great-Western Eisenbahn. — Wagner's elektromagnetische Maschine. — Scheibendampfmaschinen. — Ueber die Vortheile der Stichherde vor den Schöpfherden beim Guss aus dem Hohofen, von C. Lossen. — Ueber eine neue Darstellungsart des Platins im Grossen, von Jaquelain. — Englische Dampfschifffahrt und Handelsmarine. — J. Evans' verbesserte Luftpumpe für Papierfabricationsmaschinen. — Die Wirkung der Dampfmaschinen in Cornwall. — Jacobi's und Th. Spencer's Verbesserungen in der Galvanoplastik. — Ryan's Instrument zum Trocknen der Seide auf dem Webstuhle. — Kalkconcrement im Cylinder einer Dampfmaschine. — Die Bandfabriken von St Etienne. — Einiges über die Kattundruckerei in England und Schottland. — Robine's Mehlgütemesser. — Ueber die Anwendung der Treibescile von Eisendraht, von Braunsdorf. — Cl. Reifert's jun. Vorrichtungen zum Aushängen der Wagen bei Dampftransport. — Dr. Mohr über die Brückenwaagen und die Mittel, dieselben richtig zu construiren. — J. Gmeiner's Kiesreinigungsgitter. — Perkin's Dampfkessel. — Pearce's oscillirender Dampfschieber. — H. Dirks' Wagenräder mit hölzernem Kranze. — Die Fabrication metallener Röhren nach Wilkinson, Osborn, Prosser u. Smedley. — S. Seaward's Methode, die Krummzapfen an Dampfmaschinen u. s. w. vorzurichten. — Taylor's elektromagnetische Maschine. — Abraham's Probirhahn für Dampfkessel. — Schuttleworth's Verfahren, eine gradlinig wiederkehrende Bewegung in eine stetige Kreisbewegung zu verwandeln. — Bedwell's Barometer für Dampfmaschinen mit Condensation. — Ueber den Betrieb des Ziegelofens zu Schnaitenried im Würtembergischen mit Torf. — Russische Manufacturindustrie. — Eisengiesserei in Cöln. — Die Glasweberei von Dubus in Paris. — Ueber das Vor- und Feinschleifen von Messern u. s. w. auf Metallscheiben mit einer Sorte Schmirgel, von v. Ehrenberg. — Ueber die Verfertigung geräuschlos verbrennender Streichzündhölzer, von Dr. Böttger. — Ueber blecherne und massive Schornsteine für Dampfentwickler, von Klügel. — Ueber die Schornsteine für Dampfkesselanlagen, von Stephan. — Bemerkungen über Anwendung der Eisendrahtseile. — Leonhardi'sche Maschinenschmiere. — Vonillon's Verfahren, gemusterte Gewebe aus Glas herzustellen. — Räumnadeln von Fischbein. — Stellung der Haspelhörner. — Ueber elektromagnetische Maschinen, von K. Stöhrer, Mechaniker in Leipzig. — Ueber das Setzen mit unbeweglichen Sieben, v. Gätzschmann. — Streicher über englisches Hammertuch und englische Gussstahl-Klaviersaiten. — Das Ausglühen des Amalgams in der Retorte. — James Hunter über die Wahl der künstlichen Beleuchtung und die Beseitigung ihrer Nachtheile. — Emaillirung gusseiserner Gefässe nach Clark. — Schwefelsäurebereitung aus Schwefelkies, von Mohr. — Apsley Pellat über Flintglasfabrication. — Maximilian, Herzog von Leuchtenberg, Bemerkungen zur Galvanoplastik. — Nachträgliche Bemerkungen über die Ausmittelung des Stärkegehalts der Kartoffeln, von Lüdersdorff. — Ueber die Gewichtszunahme der Holzkohlen beim Lagern und die grössere Wirksamkeit gelagerter Kohlen, von Werlisch. — Ueber die Leuchtkraft des gereinigten Rüböls und Baumöls, von Karmarsch und Heeren. — Zwitterröstversuche mit Braunkohlen. — Explodirende Eigenschaft des Pulvers. — Weitere Versuche über das Conditioniren der Seide, mitgetheilt von Dr. Egen. — Versuche von Dr. Klauer über die Vergoldung auf dem galvanischen Wege nach de la Rive und Böttger. — Probiren mit Steinkohlen in Freiberg. — Die Anwendung des Torfs beim Zubrennen des Rohsteins. — Röstung der Bleierze in einem doppelten Röstofen.

Diese verbreitetste und wohlfeilste gewerbliche Zeitschrift, von welcher alle 5 Tage ein Bogen mit den nöthigen Abbildungen erscheint, kostet jährlich 5 Thlr.

Leipzig, den 1. April 1841.

Leopold Voss.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Bulwer, E. L., complete Works. Vol. XVII. cont. **Godolphin** a tale. — **The Sea-Captain** or the birthright a drama. 1 Thlr.

— — Vol. XVIII. cont. **Night** and **Morning.** 1 Thlr.

Dickens, Ch., complete Works. Vol. VII. and VIII. cont. **Master Humphreys Clock.** 2 Vol. 2 Thlr.

Marryat, Captain, compl. Works Vol. XIII. cont. **Poor Jack** a tale. 1 Thlr.

Alle frühern Bände dieser 3 Sammlungen sind jetzt wieder vollständig zu haben und wird jeder Band davon im Subscriptionspreise zu 1 Thlr. erlassen.

Leipzig, im März 1841.

Friedrich Fleischer.

Subscriptions-Anzeige.

Ausgewählte Werke

von

Friedrich Baron de La Motte Fouqué.

Ausgabe letzter Hand,

im Format der neuen Ausgaben von Schiller, Goethe, Wieland, Klopstock u. s. w. u. s. w.

12 Bändchen.

Subscriptions-Preis:
das Bändchen 10 Sgr. — 8 gGr. — 30 Xr. Conv. Mz.

Eine Auswahl der vorzüglichsten Fouqué'schen Werke, welche sich im Aeußern den beliebten Taschenausgaben von Goethe, Schiller, Wieland und andern Classikern anschließt und solchergestalt den reichen Kranz unserer National-Literatur vervollständigt, wird gewiß von Allen willkommen geheißen.

Mit Liebe werden Diejenigen sie begrüßen, welche noch selbst Zeugen gewesen sind von der Begeisterung, mit der **Undine, der Zauberring, der Held des Nordens, Sintram** und so vieles Andere bei ihrem Erscheinen aufgenommen wurden. Gern aber wird auch das jüngere Geschlecht die Werke eines Dichters sich näher gebracht sehen, dessen Muse so viel des wahrhaft Schönen darbietet und der mächtig einwirkte zu einer Zeit, wo es galt, den

deutschen vaterländischen Sinn zu wecken und der fremden, vom Süden uns aufgedrungenen Art den Ernst, die Tiefe, die Innigkeit des Nordens entgegenzustellen.

Der reiche Inhalt der beabsichtigten Sammlung ist aus der untenstehenden Uebersicht zu ersehen.

Der Druck hat bereits begonnen, und wir hoffen, die zwölf Bändchen vollständig noch im Laufe dieses Jahres liefern zu können.

Subscription wird in allen soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Halle, im Februar 1841.

C. A. Schwetschke und Sohn.

Inhalts-Anzeige.

1r	2r	3r	Band:	Der Held des Nordens. In drei Theilen: I. Sigurd, der Schlangentödter. — II. Sigurds Rache. — III. Aslauga.
4r	5r	6r	„	Der Zauberring. Ein Ritterroman. 3 Bde.
		7r	„	Sintram und seine Gefährten. Eine nordische Erzählung nach Albrecht Dürer.
		8r	„	Undine. Eine Erzählung.
		9r	„	Ausgewählte Gedichte.
10r	11r	12r	„	Ausgewählte Novellen, Erzählungen, dramatische und vermischte Schriften.

In unserem Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Dr. Mises.

In 8. brochirt. Preis 1 Thlr.

Leipzig, 20. April 1841.

Breitkopf & Härtel.

Bei Heinrich Franke in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Eugen Neuland

oder

So wird man Minister.

Roman

von

Julian Chownitz.

2 Bde. Preis geh. 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 Sgr.)

Das früher in demselben Verlage erschienene Werk des Verfassers „Maria Capelle" hat sich von Kritik und Publicum die lebhafteste Anerkennung erworben. Wir wollen uns über die vielen darüber erschienenen Recensionen nur auf zwei beziehen. — Gutzkow gesteht dem Verfasser unter Anderm viele Phantasie zu und Lewald sagt: Chownitz habe ein bedeutendes Talent zur Auffassung moderner Zustände, wovon er in Maria Capelle einen glänzenden Beweis geliefert. Wir können mit Grund hoffen, daß der gegenwärtige Roman des geistreichen jungen Autors diese Lobsprüche in noch größerm Maße verdienen werde.

Durch alle Buchhandlungen ist gratis zu erhalten:

Verzeichniss

einer Auswahl von Romanen, Erzählungen, Schauspielen, Gedichten, Briefen, Biographien, Denkwürdigkeiten, Reisen, historischen und andern werthvollen Schriften aus dem Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig,

welche sich zur Errichtung und Ergänzung von Privat- und Leihbibliotheken eignen und zu

bedeutend ermässigten Preisen

unter vortheilhaften Bedingungen erlassen werden. (2 Bog.)

☞ **Die Bedingungen sind aus dem Verzeichniss selbst zu ersehen; sie gelten nur auf 1 Jahr, bis Ende März 1842.** ☜

Dieses Verzeichniss, welches auch die neuern und vorzüglichsten Werke enthält, kann allen Freunden der Literatur, besonders aber den Besitzern grösserer Privatsammlungen, so wie Leihbibliotheken mit Recht empfohlen werden.

Im Verlage des Unterzeichneten erschien so eben und wurde versandt:

Psyche.

Aus Franz Horn's Nachlasse.

Ausgewählt

von

Gustav Schwab und Friedrich Förster.

Erster Band.

Mit dem Bildnisse des Verfassers.

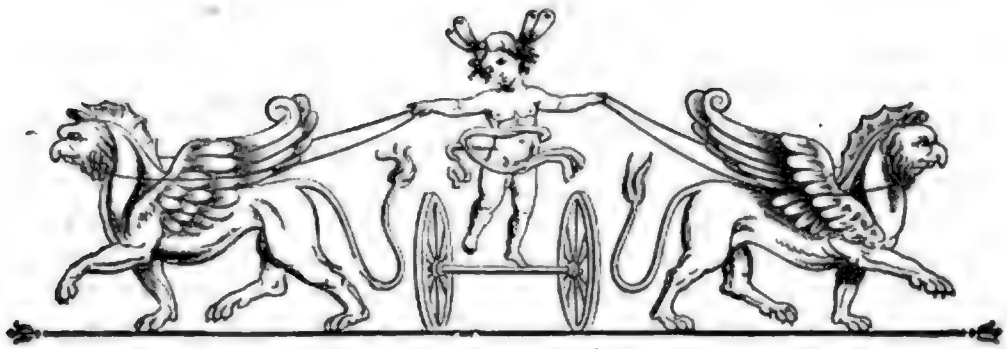
Elegant brochirt. **Preis 1 Thlr.**

Welchem gebildeten Deutschen sollte Franz Horn's Name unbekannt sein? Als anmuthiger Novellist, wie Literarhistoriker und Aesthetiker hat er sich durch die Meisterschaft seines Styls, durch die Tiefe seines Gemüths, durch seinen Scharfsinn, eben so unbestreitbar aber durch die Ehrenhaftigkeit und Sittlichkeit seines Strebens einen unvergänglichen Namen erworben. Zur Empfehlung seines hier erscheinenden Nachlasses bedarf es also wohl nur der berühmten Namen der Herausgeber, um zu verbürgen, daß nur Gediegenes und Tüchtiges aufgenommen wurde, und nur allein der Angabe, daß sich der Inhalt größtentheils auf die Geschichte der deutschen Literatur in der letzten Hälfte des vorhergehenden Jahrhunderts bezieht, um das allgemeinste Interesse dafür zu erregen. Die Verlagshandlung ist überzeugt, daß sie ein nicht nur erfreuliches, sondern auch höchst nützliches Buch dem Publikum bietet, und hat auch durch elegante Ausstattung und ein wohlgelungenes Portrait Franz Horn's in Stahlstich Alles aufgeboten, um dasselbe zu einem würdigen Denkmal eines sehr verdienten Mannes zu erheben.

Leipzig, 20. April 1841.

B. G. Teubner.

Druck von Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 86. — den 3. Mai 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Blauröckchen.

Novelle von Isidor Heller.

Iphigenie. Unseliger, Du bist in gleichem Fall,
Und fühlst, was er, der arme Flüchtling, leidet!
Orest. Was sagst Du mir! was wähnst Du gleichen Fall?
Ich bin Orest!

Goethe.

Der scharfe Ritt einer guten Wegstunde, in kühler Morgenluft und auf unebenen Dorfpfaden, hatte Alfred's, von durchwachter Nacht und dem Kampf streitender Gefühle krankhaft gereizte, Nerven allmälig wieder abgespannt. Sein Blut floß warm doch fieberfrei durch schlaffere Adern, und durch die Bewegung des Leibes war seine schreiende Seele in schmerzstillenden Schlummer gewiegt worden. In dieser phlegmatischen Stimmung legte er den Zügel auf den Hals seines wohlgeschulten Pferdes, brannte eine Cigarre an und ließ sich nachlässig im Sattel hängen. Bald taumelte die morgenroth gefärbte Gegend in den wirbelnden Rauchwolken um ihn her, und Alfred versank in jenes süße Nichtsthun, bei dem die wallenden Ideen und Leidenschaften sich nivelliren, Vergangenheit und Zukunft vor dem stumpfen Auge hinter dem blauen Schleier der Ferne verschweben, und nur eine behagliche Gegenwart um die trägen Sinne gaukelt, wie die phlegmatisch pickende Wanduhr und das geschäftige Treiben der feisten, anrichtenden Gastwirthin um Auge und Ohr des Wanderers, der sich auf die warme Ofenbank gestreckt in der gastlichen Dorfschenke.

Selbst der Gottesacker am Eingange eines Dorfes, dem ihn sein hintrabendes Roß näher trug, erschien ihm in dieser Stimmung nicht, wie sonst, als eine vom Meere verschlungene, verschollene Insel, von der das Kirchlein, wie ein kahler trostloser Felsen, mitten im Untergange allein stehen geblieben, sondern als ein schlafendes Dorf, vor dessen Hütten die Kreuze wie treue Hüter wachten, bis die Glockenzunge des Kirchleins zum Tagwerk riefe.

Unruhiger betrachtete er einen andern Gegenstand, der seine Behaglichkeit zu stören drohte. Es war dieser Gegenstand kein tannenbewaffneter Rübezahl, dessen Bekanntschaft Alfred eher angezogen hätte, noch ein rothäugiges, das Maul hinten und die Nase auf der Stirn tragendes Zwerglein, sondern ein hagerer, etwa vierzigjähriger, stark gealterter Mann in abgetragener Bauernkleidung, der, eine Haue in der Rechten, mit einem Sprunge über die niedere Mauer des Dorfkirchhofes setzte, und sich hierauf an diese mit so grimmer, wildverzerrter Miene lehnte, daß Alfred nicht anders glaubte, als er warte nur seines Näherkommens, um ihn, bei der frühen Morgenstunde keine Dazwischenkunft besorgend, räuberisch anzufallen.

Nun war zwar Alfred nichts weniger als feigherzig, zudem führte er stets geladene Pistolen bei sich, um etwaiges Tosen in seinem Innern durch donnernde Schüsse zu übertönen; aber er war jetzt nicht eben in dem Humor einem Sterblichen das Lebenslicht auszublasen, noch weniger in einen ehrlosen Kampf mit einem Wegelage-

rer sich einzulassen. Vielmehr fühlte er sich gerade recht aufgelegt, selbst einen Alexander mit phlegmatischer Ruhe zu ersuchen, seiner Wege zu gehen und ihn ungeschoren seine Cigarre rauchen zu lassen. Ohne seine bequeme Haltung zu verändern, lenkte er daher mit einem leichten Ruck am Zügel sein treues Roß in einen Seitenweg, und ließ es darin seinen gemächlichen Trab fortsetzen. Aber wie der Engel vor Bileam, stand im nächsten Augenblicke der Mann mit der Haue, den Pfad sperrend, vor Roß und Reiter, und Alfred, der, besser beritten als Bileam, nur mit der Zunge hätte schnalzen dürfen, um in einem Augenblicke den vermeintlichen Räuber weit hinter sich zu lassen, hielt stolz sein Pferd an, nahm eine frische Cigarre und wartete verschränkten Armes der Dinge, die da kommen würden.

So inconsequent machen nämlich Vorurtheile und angenommene Begriffe den Menschen in Verfolgung seines Zweckes, der bei Alfred diesmal ein möglichst langes Verharren in seinem dolce far niente gewesen, daß dieser sich aus seiner Behaglichkeit lieber reißen ließ, um nur nicht eine Fluchtscene an die Blätter seines Lebens sich reihen zu lassen, ja nicht einmal die Hand an die Pistolen legte, weil es ihm den Anschein von Furcht gegeben hätte. Doch faßte er seinen Mann wohl ins Auge, um nicht von seinem Angriffe überrascht zu werden. So weit nämlich verstieg sich Alfred's ritterlicher Sinn denn doch nicht, daß er, wie der Ariost'sche Ritter, Streiche auf sein unbedecktes Haupt hätte führen lassen, so lange er nicht das gefeite Haupt jenes Ritters auf seinem Rumpfe wußte.

Bald aber sah Alfred, daß er für jetzt jede Vorsicht hätte entbehren können; denn kaum hatte er seine Cigarre angebrannt und das glimmende Stümpfchen der halbverrauchten frühern weggeworfen, als der Wegelagerer seine Haue fallen ließ, mit Löwenhast nach dem Stümpfchen griff, und, auf dem Raine sich hinstreckend, mit gewaltigen Zügen Rauchwolken um sich thürmte.

So seltsam und komisch auch diese Wendung an sich schien, fühlte Alfred doch wenig Lust zum Lachen, als er, näher reitend, die wilde Miene des Mannes einem Ausdruck zufriedener Heiterkeit gewichen sah; eine Veränderung, die Alfred durch tragische Antecedentien motivirt zu sein schien. Einmal auf eine geheimnißvolle innere Bewegung aufmerksam gemacht, wollte es Alfred nach längerm Beobachten vorkommen, der Mann habe, trotz seiner bäuerischen Kleidung, etwas Chevalereskes in Haltung und Geberde. Auf seiner Stirn und in seinem Auge meinte er jenen nicht zu bezeichnenden, aber unverkennbaren Abglanz einer innen flackernden Einbildungskraft zu bemerken. Die kleinen weißen Hände vollends, welche der Mann mit großer Sorgfalt gepflegt haben mußte, und das Manierliche in seiner Art die Cigarre zu halten und zu rauchen, erweckten in Alfred die Muthmaßung, in dem Wegelagerer einen Highwayman vor sich zu haben, aber von deutschem Zuschnitt und Absonderlichkeit; denn ein Engländer würde wohl nach ganz was Anderem als nach einem so geringwerthigen Dinge wie eine Cigarre gegriffen haben.

An einem englischen Highwayman wäre auch Alfred, sobald er sich seiner erwehrt, gleichgültig vorbeigeritten, denn diese dachte er sich meist von gleicher Race, sie mochten nun Squires- oder Lordkanzlersöhne sein. Ein deutscher Highwayman aber, ein fast unerhörter Charakter im minder geldsüchtigen Deutschland, mußte wohl durch tragischere Motive, als Geldverluste im Spiele sind, dazu geworden sein. — Der deutsche Karl Moor schwebte ihm wohl bei diesen Vermuthungen vor.

Während dieser Betrachtungen Alfred's hatte der Gegenstand derselben die Cigarre zu Ende geraucht. Als wäre er somit aus tiefen Träumen erwacht, rieb er sich die Augen und schaute zweifelhaft umher, bis ihn der Anblick des Kirchhofs zu vergewissern schien. Aber die erhaltene Gewißheit mochte keine erfreuliche sein, denn seine Lippen zuckten schmerzlich, und vorwurfsvoll blickte er auf die verkohlte Cigarre. Mit tiefem Seufzer legte er endlich die Asche wie ein theures Kleinod behutsam auf den Sand und Thränen traten ihm in die Augen, als er darüber hingeneigt so zu sich selbst sprach: „Da liegt sie nun kalt und morsch und todt, die vor einem Augenblicke noch Duft und Gluth athmete, und mit ihren Rauchwolken ist auch das glanzvolle Treiben um mich zerstoben, das sie herbeigezaubert; die schöne Region verschwunden, die ich ewig ersehne und ewig fliehe. — Ach, warum dieser Wurm in Allem, was auf Erden webt, der entweder den Gegenstand unserer Gefühle oder diese selbst zerfrißt. — Aber warum macht mich diese Bemerkung eben jetzt so bitter, der ich doch fast jede Woche sie zu machen Gelegenheit habe? — Der fremde Schmerz wirkt doch nur wie gemaltes Feuer, dessen Anblick die Nerven durchschauert, aber nicht ohne Reiz für den Geist ist, welcher genießt, wenn er denkend anschaut; während der eigene Schmerz, eine im Hause entstandene Flamme, Herz und Hirn verbrennt. — — Doch genug der Rast, des Träumens und Betrachtens," fuhr er sich erhebend fort, „mein Tagewerk ruft; ein schönes und wohlthätiges Geschäft! — Wer vermag noch so gut zu betten,

daß man kein Fältchen spürt, von keinem Floh, keinem Mousquito, weder auf noch unter der Haut molestirt wird, bis der Tag anbricht — aber der kommt noch lange nicht, und man kann ruhig schlafen und die geplagten Glieder erholen lassen von der Mühsal des vorigen Tages."

Unter diesem Selbstgespräche nahm der Mann seine Haut wieder auf und ging melancholisch-langsamen Schrittes und auf die Brust gesenkten Hauptes dem Kirchhofe zu, ohne von Alfred weiter Notiz zu nehmen. Desto größer aber war Alfred's Theilnahme an ihm, dessen Worte er zum Theil vernommen, nicht wenig erstaunt, von dem Bewohner eines von der Chaussee entlegenen Dorfes solchen originellen Ideengang in den überraschendsten Wendungen aussprechen zu hören.

In welchen Kämpfen, dachte Alfred dem Weggehenden mitleidig und neugierig nachblickend, mag diese Seele erlegen sein? — Welcher Mangel in unsern Staats- oder bürgerlichen Einrichtungen, oder in seiner eigenen Organisation hat diesen Mann aus der Sphäre, die ihm Geist und Phantasie anzuweisen scheinen, zu den Gothen verschlagen? — Oder wäre er ein Cincinatus? Aber was sollte dann der Vorgang mit der Cigarre, und was wäre das, was ihm öfter als einem Andern Gelegenheit gibt, die Hinfälligkeit alles Irdischen wahrzunehmen? — Ich bin doch ein echter Deutscher, — unterbrach er sich selbst in seinen Reflexionen, — der überlegt und grübelt, wo er nur die Hand auszustrecken brauchte, um seinen Gegenstand zu fassen. — Aber habe ich auch das Recht, die grasüberwachsene Vergangenheit des Mannes aufzuwühlen, und ist es nicht auch unklug, ein Gespenst mit all seinen Schauern vor mir aufsteigen und in mein Leben ragen zu lassen? — Pah, meine Freunde werden endlich in ihrer Behauptung, die ich ihnen nicht gelten lassen will, recht behalten: ich sei am Ende ein besserer Epiker als epischer Held.

Aergerlich über seinen eigenen Einfall gab er dem Pferde einen Schlag mit der Reitgerte, und befand sich nach einigen Sätzen an der Seite des Gegenstandes seiner Zweifel, als dieser eben durch das niedere Thor in den Kirchhof treten wollte.

„Holla, mein Herr!" rief ihm Alfred hastig zu, „wollen Sie nicht einen Augenblick warten, um mir einige Fragen zu beantworten? Ich möchte nicht gern den trügerischen Acker, der Seelen empfängt und Gras wiedergibt, eher betreten, als bis ich es einst, den Kopf voran, werde unfreiwillig thun müssen."

Der so Angerufene wandte sich ruhig gegen den Sprechenden und sagte wehmüthig lächelnd: „Da erkennt man gleich den Stadtbewohner, dem ein Ort todt erscheint, wo man keine Kutschen rasseln hört, wo keine silbernen und vergoldeten Leuchter die Salonwände schwächer erhellen als der Sonnenstrahl; und die Lippen der Sterblichen sich nicht öffnen, um schöne Zähne zu zeigen und kindisches Geplauder auszuströmen, sondern bescheiden schweigen, weil ein großes gewaltiges Wort in ihre Ohren tönt. — Doch will ich das nicht tadelnd gesagt haben. Hat doch vor einigen Minuten ein Bischen Cigarrenrauch und Ihr Anblick in mir altem Manne die Sehnsucht nach jener Welt voll glänzender Spielereien wieder geweckt, die ich längst aus meinem Busen geschieden glaubte; und lange wird's wohl dauern, bis die schnell aufgefrischten Farben der Bilder wieder verbleichen. — Ja, der Mensch bedarf der Gesellschaft, soll er gedeihen, sie ist sein Element; Gesellschaft aber kann ihm nur leisten, wer Aehnlichkeit mit ihm hat in Geist, Wissen, Empfindungsweise, ja sogar bis auf Kleidung, Manieren und Passionen. Und daß er inmitten der tausend Erfindungen seines Geistes, und der Werke seiner kunstfertigen Hand lieber sich bewegt, als in der allzuweiten, unumfaßbaren, aus fremden gewaltigen Händen hervorgegangenen Natur, daß er etwa in einem prächtig erleuchteten, mit geschmackvollen Siebensachen ausstaffirten Salon sich wohler fühlt als in dem erhabenen, aber eben darum minder reizenden und gefälligen Weltendome ist eine sehr natürliche, beglückende Eigenthümlichkeit des aus Erde und Himmel Componirten."

(Die Fortsetzung folgt.)

Cachinno*).

Von Herrn Mathieu aus Grenoble liegt uns ein Schreiben vor. Herr Mathieu hat vergangenen Winter Wachsfiguren ausgestellt. Wer sie in Augenschein genommen, wird sich freuen zu hören, daß der sinnreiche Mann Berlin bald wieder besuchen und neue, die vorjährigen wo möglich noch übertreffende, Automaten bei uns wird sehen lassen. Gewiß wird sich jeder mit Vergnügen der Zierlichkeit erinnern, mit welcher Herrn Mathieu's Geführte, Mr. Rigaud, die „schöne Kellnerin" zum Tanz engagirte; der feinen Sitte, mit welcher Rigaud Schloß und Kette, wohinter sie harrend stand, zu lösen wußte; man wird sich gern vergegenwärtigen, wie derselbe, nachdem ein an der Hüfte seiner Tänzerin angebrachtes Schraubenwerk aufgezogen worden, voll Grazie und Anstand mit ihr walzte. Die Täuschung war so groß, daß, so oft wir seitdem auf Bällen

*) Aus Berlin uns zugesandt. D. Red.

eine Dame zum Tanz aufforbern ſahen, wir jenes Knarren zu hören glaubten. Mit gleicher Anerkennung muß man der übrigen kunſtreichen Tableaux gedenken: des Sultans in ſeinem Harem; der Hinrichtung Johannes des Täufers; des Flötenbläſers von Vaucanſon, und namentlich jenes kleinen fetten Männleins, das man, flüchtig beſehen, für einen runden Käſe halten konnte, ſo anſtändiger Weiſe nie ohne Glasglocke ſich dürfe ſehen laſſen, das aber gar kunſtvoll organiſirt war, inmaßen es aus dem Stegreif zur Ueberraſchung aller Anweſenden, auf einen leichten, von hinten applicirten Fußtritt, das Liedchen pfiff:

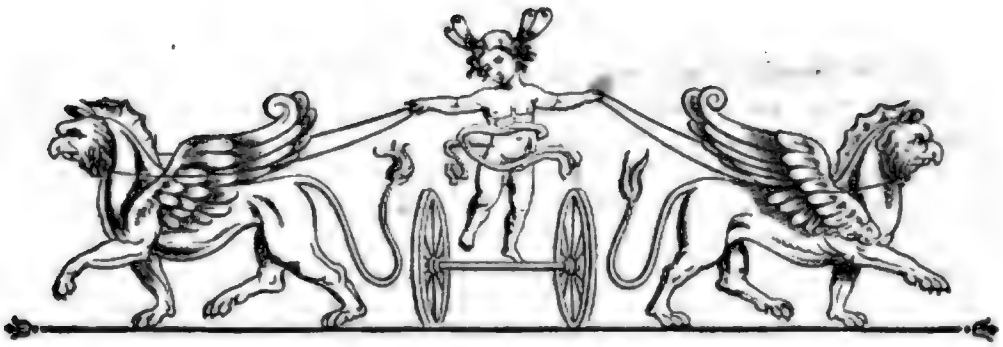
„O Wonne meines Lebens" u. ſ. w.

Vor Allem aber wird der beliebte „Zeitungsleſerclub" in Jedermanns Erinnerung geblieben ſein, der „Zeitungsleſerclub", der mit vollem Recht für ein Meiſterſtück der Wachsbildnerei ausgegeben wurde. Wir meinen jene fröhliche Geſellſchaft langweiliger Tröpfe, von denen der erklärende Führer ausſagte, daß es Repräſentanten der Brüderſchaft wären, die zwiſchen 3 und 4 Uhr Nachmittags ſich im Kaffeehaus um ein eigenes Tiſchchen zuſammenfänden, und ſich daran erluſtigten, mit tumultuirendem Geſchwätz und Gelächter die Anweſenden ärgerlich zu ſtören. Herr Mathieu ſchreibt uns, er lebe der Hoffnung, dieſe Kaffeeklätſcher, die ſich die Theilnahme und den Beifall eines verehrten Publicums bereits im vorigen Jahre erwarben, werden jetzt das öffentliche Intereſſe in noch reicherem Maße zu erregen und zu feſſeln wiſſen, nachdem es ihm gelungen, in Folge gründlicher Studien, die er desfalls in Berlin ſelbſt anzuſtellen Gelegenheit hatte, dieſe wächſernen Schächer auf den höchſten Grad der Vollkommenheit zu bringen. Herr Mathieu erſucht uns, ſeinen vormaligen und künftigen Beſuchern einen Vorſchmack von jener Verbeſſerung zu geben. Wir glauben uns dieſes Auftrags nicht zweckmäßiger entledigen zu können, als indem wir die Worte des Herrn Mathieu in einem der geleſenſten Journale Deutſchlands abdrucken laſſen.

„Ich werde", ſchreibt er, „eine Geſellſchaft ſchwatzender Kaffeeſaſſen produciren, die, was bei Automaten noch nie geſehen worden, ein Leſelocal in einen Fiſchmarkt umwandeln und, als ob Packknechte Tonnen auf dem Hafendamm ausläden, um die Wette durcheinander lärmen. Die Geſellſchaft wird von einem Vorſtand, oder eigentlich Vorbrüller präſidirt. Ich werde die Ehre haben, in dieſem einen mumificirten Sprachgelehrten zu zeigen, einen großen Sylbenkenner, der zwiſchen Griechen und Römern, wie der berühmte Salmaſius zwiſchen zwei Stühlen niederhockte und auf einem mittelalterlichen Codex ohne Randgloſſen und Weinkleider zu ſitzen kam. Er hat das große Talent, durch bloßes Hin- und Herfahren die verwiſchteſten Palimpſeſten zu ſäubern und den Grundtext in ſeiner Reinheit herzuſtellen. Die Spitzen ſeiner Haare ſind ſteif und ſtachelig; ſie haben den vernünftigen Zweck, Blattläuſe und Büchermilben aufzuſtechen, die dem Manne denn ein graues, ehrwürdiges und alterthümliches Anſehen geben. Man behauptet, der irländiſche Mechaniker Mac O'Neil, der ihn, beiläufig geſagt, verfertigte, habe dieſe graue Würde dadurch geſteigert, daß er einige Züge von dem großen Gelehrten entlehnte, auf deſſen Rücken Arun al Raſchid zwei Kiſten mit Schriftrollen packen ließ, um ſie vom Misri in Mekka revidiren zu laſſen. Eine Aehnlichkeit, die noch auffallender wird, wenn der Automat auf genanntem Codex, ſobald ich ihn an Ort und Stelle mit dem Bart meiner Feder kitzle, hin- und wieder rutſchend, in ein durchdringend lautes, man weiß nicht, ob Wiehern, ob Gelächter ausbricht. Die Verdienſte des Automaten ſind anerkannt. Er hat ſich durch den Drachen Fafnir unſterblich gemacht, und Sonette überſetzt, dergleichen ſeit dem Eiertanz, den vor Attalus II. ein Eſel mit verbundenen Augen ausführte, nicht wieder vorkamen. Es gibt kein altes Pergament, das er durch ſein Hinzuthun, ich meine dadurch, daß er ſich ganz und gar hineindenkt, nicht zu regeneriren, gleichſam neu zu beleben und zu dem zu machen verſtünde, was es urſprünglich geweſen. Allein zu den Vorzügen der Männer ſeines Faches geſellt er auch deren Fehler. Ich darf und werde ſie nicht verſchweigen; ſie vervollſtändigen ſein Bild und verbürgen die Wahrheit und Treue meiner preiſenden Empfehlung. Er kann aufs Genaueſte ſagen, wie viel Tüpfelchen in einer Reimchronik vorkommen, aber vom Pünktchen auf dem J verſteht er nichts. Er weiß, wie die Großmutter von Uripanſe de Joie geheißen, allein er ahnet nicht, wie widerwärtig es ſich ausnimmt, wenn ein Mann ſeinesgleichen, der das Herz hat einem Accent die Spitze zu bieten, und ein Semikolon hinauswirft, das ihn in der Schäferſtunde mit einer Parentheſe betrifft, wenn ein ſolcher Mann boshaft und hämiſch grinſt wie ein altes Weib, wie Hekuba, nachdem ſie laut Cicero's Verſicherung in eine Hündin verwandelt worden. Er hat ſich recht gut gemerkt, daß Feireſiß ſchwarz und weiß gefleckt geweſen, das aber iſt ſeinem Scharfſinn entgangen, warum die Legende hinzufügt: gleich einer geſchwätzigen Elſter. Er verſtand die feine Anſpielung nicht; es fiel ihm nicht ein, daß die Chronik unter Feireſiß einen Wortklitterer verſtehe, eine ausgeſchlaubte Schotenhülſe von buchſtäbelndem Sylbenmäkler, der aus alten Reimbüchern nichts weiter zu entziffern vermag, als das Verhältniß von Letter und Papier, von Schrift und Lücke, von Schwarz und Weiß. Den Grund, warum Urian an Artus' Hofe mit Hunden aus Einem Troge Spreu und Kleien fraß, kennt er, denkt aber nicht daran, daß in dem Gleichniß ſein eigenes Schickſal ausgeſprochen liege, ſein eigener Beruf ſich darin ſpiegelt, der nämlich: Inhalt und Kern auszuſpeien und an Schalwerk, Gröbs und Abwurf ſich zu vergnügen, ſeine eigene Fabel darin erzählt werde, denn er verſchmäht es nicht mit Pinſeln und Lappmämmen (von denen ich einige in Wachs boſſiren ließ) zuſammenzuſtallen und gemeinſam mit ihnen Späße ins Gelag zu rülzen, deren ſich Schuljungen wahrlich ſchämen würden. Nun ich ſeine Fehler unverhohlen gerügt, iſt es meine Pflicht, eine ſeiner glänzendſten Eigenſchaften hervorzuheben."

(Der Beſchluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 87. — den 4. Mai 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Blauröckchen.

(Fortsetzung.)

„Wer in Einsamkeit und kunstloser Umgebung die langen Stunden hindämmert, der ist ein Verstorbener, dessen Seele noch nicht den Leib verlassen. Wie dieser ahnt er deutlicher vielleicht den Gott und das Entzücken seiner Nähe; aber eben diese Clairvoyance, dieses in die Sonne Blicken entzündet schmerzhaft sein Auge, das noch in den engen knöchernen Ring gelöthet ist."

„Sie sehen, ich verstehe und lobe fast Ihre Scheu vor dem Boden, der hinter diesem Thore beginnt, und dennoch — — aber wollten Sie nicht gewisse Fragen an mich stellen?"

„Je länger ich Sie sehe und höre," erwiederte Alfred mit einer Hochachtung ausdrückenden Geberde, „drängt sich mir immer unwiderstehlicher die Frage auf die Lippen: Wer ist's, den ich höre und sehe? — Ist es ein Bauer, den sein Genius so eigenthümliches Anschauen der Dinge gelehrt und ihm den treffenden Ausdruck dafür in den Mund gelegt, oder ist es ein Mann von Welt, dem Schicksale den Bauernkittel umgehängt und die Haue in die Hand gegeben haben? Sie sind entweder nicht, was Sie scheinen, oder scheinen nicht, was Sie sind."

„Meinen Sie also," rief Jener mit bebenden Lippen und Todtenblässe im Gesicht, „ich dürfte ein Anderer sein, als ich scheine?" Sein Athem stockte und sein Blick wurde starr und geisterhaft, als sähe er Gespenster. Nach einigen für Beide peinlichen Minuten raffte er sich mit einer Gewaltanstrengung auf und sagte mit erschreckendem Ernste und fast tonloser Stimme: „In der That, wer ich denn eigentlich sei, ist ein Räthsel, das mich schon zwanzig Jahre lang quält, ohne daß ich eine Lösung finde; vielleicht weil ich sie nicht zu suchen wage."

„Ich heiße Heinrich Berner und bin gegenwärtig Todtengräber an diesem Kirchhofe. Die Leute in der Gegend nennen mich Blauröckchen; eines schönen, modisch gearbeiteten Rocks wegen, den ich bei meiner Ankunft in dieser Gegend trug, und aus einer ihnen geheimnißvollen Vorliebe lange Zeit nicht ablegen noch mit anderm Tuche flicken lassen wollte, selbst als er bedeutend schadhaft und durchgängig fadenscheinig geworden; bis ich ihn endlich dennoch ausziehen mußte, wollte ich ihn nicht stückweise vom Leibe fallen sehen."

„Aber," fuhr er nach einer neuen schmerzlichen Pause fort, „heiße ich nicht vielleicht eher Georg Waldstätten, Ziehsohn einer Baronin und gewesener Akademiker der prager Universität? — Ich hielt Sie vorhin für diesen Georg, besann mich aber bald, daß zwanzig Jahre mehr über Ihren Scheitel hätten hingezogen sein müssen."

„Ist's möglich!" rief Alfred, die Hände zusammenschlagend, „zwanzig Jahre lang in Zweifel schweben, wenn man nur seinen Geburtsort besuchen darf, um sich Gewißheit zu verschaffen?"

„Es mag sonderbar scheinen," erwiederte der Tod-

tengräber traurig, „aber die Gewißheit wäre mir tödtlich, während der Zweifel mich nur zuweilen peinlich überkommt. Sie würden nicht länger staunen, wenn Sie meine Geschichte erführen. — Sie sollen sie auch hören, falls Ihnen daran gelegen ist. Sie wird zum ersten Male über meine Lippen ziehen; nicht daß ich ein Hehl daraus gemacht, sondern weil mir seit zwanzig Jahren kein Gesicht vorgekommen, welches eine zartfühlende und für das Geheimniß, das mich umhüllt, empfänglich: Seele verrathen hätte."

Alfred stieg schweigend vom Pferde und setzte sich auf den Rasen. Der Todtengräber ließ sich hierauf gleichfalls nieder und begann mit tiefem Ernste in Miene und Stimme folgende Erzählung:

Zwanzig Jahre mögen es sein, daß ich zu Prag im Spitale der barmherzigen Brüder an einem Nervenfieber schwer darniederlag. Im nächsten Bette von mir befand sich ein junger Mann, der von gleicher Krankheit schnell hingerafft zu werden schien. In einem seiner lichten Momente richtete er sich mit großer Anstrengung im Bette auf, sah mit matten tiefliegenden Augen zu mir herüber, und streckte, da er mich wach sah, seine magern knöchernen Arme gegen mich aus, um mich aufmerksam zu machen. „Kamerad," sagte er auf meine Frage nach seinem Begehren mit hohlem Grabestone, „es geht mit uns rasch zu Ende. Allein es ist ein großer Unterschied, ob der Brand in der Seele ausgebrochen, den Leib mit ergreift und verzehrt, oder ob der Leib nur, durch Contagium oder Einathmen vergifteter Luft in Asche fällt, der Geist aber ruhig und schmerzlos in eine andere Welt fortzieht. — Ich habe gehört, daß Schwindsüchtige, sobald sie die verweste Lunge gänzlich ausgeworfen, auf einige Stunden vor dem Tode heiter und scheinbar gesund werden: so will ich denn versuchen, das Feuer in meiner Brust in Worten auszuströmen; die rauchenden Trümmer werden dann vielleicht ohne Prasseln und Knattern langsam zusammen sinken. Ich wollte beinahe schon vor mich hin in die Luft hineinsprechen, aber die Wände sind gar so schauerlich taub und regungslos. Im Tode noch bedarf der Mensch des Menschen; menschlichen Ohrs für seine Worte und Seufzer, menschlichen Blicks für seine Geberden, wenn seine Zunge bereits in Fesseln liegt.

In einer kleinen böhmischen Stadt bin ich geboren. Erblickte ich das Licht der Welt, könnte ich nicht sagen, denn als sich meine Augen zum ersten Male öffneten, erblickten sie nichts Anderes als vier rußige Wände, welche geschworene Feinde des Kalks zu sein schienen, und ein einziges aus vier Scheiben bestehendes Fensterchen, bei denen, wenigstens bei zweien und einer halben, nicht sehr durchsichtiges Papier die Dienste des Glases zu verrichten sich bemühte. Zum Ueberflusse erhob sich noch dem sogenannten Fenster gegenüber, in einer Entfernung von sechs Fuß, die bedeutend hohe Mauer eines Hauses, dessen Eigenthümer das Weißen wohl für eine den Augen schädliche Erfindung halten mußte.

Mein Vater und meine Mutter aber würden dieses Erdgeschoß der Hölle für das Paradies gehalten haben, wenn ihnen nur dort wie in diesem die gebratenen Tauben in den Mund geflogen wären. Denn meine Mutter war eine Eingeborne dieses Kellers, und mein Vater hatte hier lange als Schlossergeselle meines Großvaters gearbeitet, bis er endlich Meister seines Handwerks und Gatte meiner Mutter geworden.

In solcher Behausung und Umgebung ging ich armer Sprößling dieser Ehe, wie das Balsamsträuchlein von Mekka aus dem starren Boden und unter dem grauen Himmel der Lappländer auf. — Welchen Einfluß auch Erziehung und Lebensweise auf den Menschen haben, wird doch ein angebornes, innewohnendes Princip dem Charakter und den vorherrschenden Neigungen stets eine eigenthümliche, unterscheidende Färbung geben. Oft geht dieses Princip von den Eltern auf die Kinder über, wie Physiognomien und erbliche Krankheiten. Aber mancher Apfel fliegt denn doch weiter vom Stamme. Vielleicht mag es nicht ganz unwahr sein, daß die Constellation der Gestirne auf den Menschen Einfluß übe, wie sie es auf Pflanzen und Wetter thut. — Oder sollte der hübsche Lieutenant der Garnison, welcher in dem Hause gegenüber längere Zeit gewohnt, der Stern gewesen sein, der meine Geburt regierte? — Mein Vater wenigstens pflegte bei guter Laune mit einem ganz eigenthümlichen Mienenspiel, das ich aus Respect nicht Grinsen nennen will, darauf hinzudeuten. — Wie dem auch sei, mein Naturell stand ganz antipodisch zu dem meiner Umgebung. Mein Leib war feiner geschnitten, mein Auge leuchtend, meine Stirn edel, und meine Seele vollends aus ganz andern Neigungen und Kräften gemischt.

Diese Eigenschaften aber, sonst so wünschenswerth, mußten unter den dissonirenden Verhältnissen meine Knabenjahre sehr unglücklich machen. Ich lebte in beständiger Angst mit Kleidern oder Händen irgendwo anzustreifen und mich mit dem von der Schmiede nebenan Alles überziehenden Ruß zu besudeln. In die Schmiede selbst wäre ich um keinen Preis getreten, denn das Hämmern that meinen delicaten Ohren äußerst wehe, und

der Steinkohlengeruch machte mich beinahe ohnmächtig. Dieses Unschlosserhafte aber zog mir fast den Haß des Vaters zu, dessen jähzornige und barsche Gemüthsart eine große Vorliebe für den Fusel nicht eben milder machte. „Was soll aus dem Krüppel werden," pflegte er zu brummen, indem er meinen schwachen Arm ergriff und wieder von sich schleuderte, „der Kuckuck, der mir's Ei ins Nest gelegt, soll nun auch dem Jungen Futter schaffen." — Auf diese Lieblosigkeit folgte gewöhnlich noch eine Fluth von Flüchen in allen Idiomen der Länder, durch die er auf seiner Wanderschaft gekommen war, und oft gesellte sich in den rohesten Redensarten die Betrachtung dazu, daß der Teufel einen plage, sich zu verheirathen, um einem hinterher solche blutsaugende, geldfressende Bälge an den Hals zu hängen. Der kleinlaut ausgesprochene Trost meiner Mutter, daß der Gott, welcher die Raben füttert, ihr Kind nicht ohne Brot lassen werde, schien wenig bei ihm zu verfangen. Ein Franzose nämlich, mit dem er auf seinen Wanderungen zusammengearbeitet, hatte ihm seine höchst unreligiösen Begriffe mitgetheilt, die dem störrischen unheiligen Gemüthe des Schülers trefflich zusagten.

So mußte es freilich kommen, daß kein Fünkchen Zärtlichkeit für ihn in meinem Busen glimmte. Ich zitterte vor ihm wie vor Belzebub und Knecht Ruprecht, und sobald er in die Stube trat, drückte ich mich in die fernste Stubenecke. Zu letzterm dürfte mich auch eine Atmosphäre von Steinkohlendampf und Fusel, die ihn ewig umqualmte, nebenbei bewogen haben.

Aber, ach, auch in der Mutter Arme vermochte der Knabe nicht, bei allem Liebesbedürfniß seines Herzens, sich mit Inbrunst zu werfen. — Ich liebte sie, aber — abgewandten Gesichtes, möchte ich sagen. Denn auch auf ihren Händen, Gesicht und Kleidern haftete gewöhnlich der mir so unleidliche Schmuz der Küche und Schmiede, ohne daß sie sonderlich davon Notiz genommen hätte. Dabei besaß sie eine für mich grauenhafte Manier, die Augen zu verdrehen, und hundert andere unliebenswürdige Eigenheiten, wovon ich nur anführe, daß sie beim Essen garstig schnaufte und zu jedem Bissen Mund und Augen gewaltig aufriß. Bei den ungeziemendsten Anlässen, etwa wenn Jemand sich die Nase blutig fiel, oder der Vater mit heißer Suppe zu hastig in den Mund fahrend sich die Zunge verbrühte, konnte sie so ungeberdig lachen, daß es mir noch manche Nacht in den Ohren gellte, und mich des Schlafs beraubte.

Aus ihrem nicht unschön gebildeten Munde kamen oft sehr derbe Redensarten, und ihr Gespräch drehte sich ewig um die beiden Nachbarn rechts und links, und um die andere Schlosserfamilie des Ortes, deren Thun und Lassen, Menage und Habseligkeiten, von der Haube der Frauen bis zum Pot-de-chambre, sie mit einer losen Zunge, die mir in die Seele stach, durchmusterte und bekrittelte. Einmal sprach sie von einer Blutwurst mit solch leidenschaftlichem Interesse, und in ihren Zügen ausgedrückten Begierde, daß ich, von Eckel überwältigt, plözlich in Thränen ausbrach, und acht Tage lang fast keine Speise zu berühren vermochte.

Blos ihre Zärtlichkeit für mich konnte sie zuweilen veredeln, und mich über die liebende Mutter das Unschöne des Weibes vergessen machen. Ihre Seele war buchstäblich an meine geknüpft. Sie nahm mich stets gegen die Unbill des Vaters, so sehr sie ihn fürchtete, kecklich in Schuz, und obwohl bis zum Geize karg, gab sie doch ihren letzten Pennig hin, um mich möglichst gut zu kleiden, weil sie bemerkte, daß mich reinliche und hübsche Kleidung so sehr freute. Bei Tische legte sie mir das Beste vor, und ich allein bekam des Morgens Kaffee, während sie selbst und die Andern mit Wassersuppe sich begnügen mußten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Cachinno.

(Beschluß.)

„Die neidische, kleinliche Tücke, die bei Leuten seines Schlages sich still und schleichend vergräbt, bricht bei ihm frei und vorlaut hervor. Und da es ihm an Witz und Geist vollkommen fehlt, weiß er jener Tücke auf sinnreiche Weise zur Wirksamkeit zu verhelfen, indem er sie durch boshaftes Lachen kundgibt. Ich wußte in meiner Pagode, nach Art gewisser Fische, die eine Luftblase besitzen, womit sie sich im Wasser erheben, statt aller Eingeweide eine Lachblase anzubringen, die auf einen unmerklichen Nadeldruck bei gleichzeitiger Manipulation mit dem Federbart von hinten her jenes schallende Gelächter erwecken und verstärken hilft. Genug von Diesem."

„Vorhin erwähnte ich einiger Gesellen, die meinen Vorlacher wacker unterstüzen. Es sind meist platte Bursche, die keine besondere Empfehlung verdienen. Nur einer zeichnet sich darunter aus, den man nicht sowohl platt als fett und wulstig nennen darf. Er gilt für den Schooß- und Busenjünger, nicht weil er der schönste und jüngste ist, wie Johannes, sondern weil er feist und wappig ist, wie ein vacirender Mops oder Täckel. Ich bitte ihm einige Augenblicke zu schenken. Er ist es schon um einiger Bestandtheile willen, aus denen ich ihn zusammensetzte, werth. Mein Käsemännchen vom vorigen Jahre kennen Sie; es existirt nicht mehr. Ich verbrauchte es zu höhern Zwecken; ich drückte es zusammen, um es als Grundlage zu einer neuen Com-

Kirche in Gemeinde, Schule und Familie. Ein Handbuch für Lehrer und Erzieher. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Rein, Professor der Pädagogik an der Universität Jena. Mit Beiträgen von Professor Dr. Bernhard Baumeister, Professor Dr. Wilhelm Rein, Professor Dr. Theodor Wotschke. Mit 3 Abbildungen. Leipzig, Verlag von Dürr'sche Buchhandlung. 1904. 8°. 1 Bl. 256 S. Preis 3 M.

Das Buch ist eine Ergänzung zu dem Handbuch der Schulpädagogik, das Rein 1902 herausgegeben hat. Es will den Lehrer und Erzieher in seinem Verhältnis zu Kirche, Gemeinde, Schule und Familie behandeln. Der Verfasser des ersten Abschnittes, Professor Dr. Bernhard Baumeister, Professor der Theologie an der Universität Freiburg i. B., bespricht die Kirche und ihre Verfassung, ihre Lehre und ihren Kultus. Der zweite Abschnitt, von Professor Dr. Wilhelm Rein, behandelt die Gemeinde und ihre Beziehungen zu Schule und Haus. Der dritte Abschnitt, von Professor Dr. Theodor Wotschke, Direktor des Gymnasiums zu Thorn, bespricht die Schule und ihre Beziehungen zu Kirche, Gemeinde und Haus. Der vierte Abschnitt, wieder von Professor Dr. Rein, behandelt die Familie und ihre Beziehungen zu Kirche, Gemeinde und Schule. Ein Anhang bringt Literaturangaben.

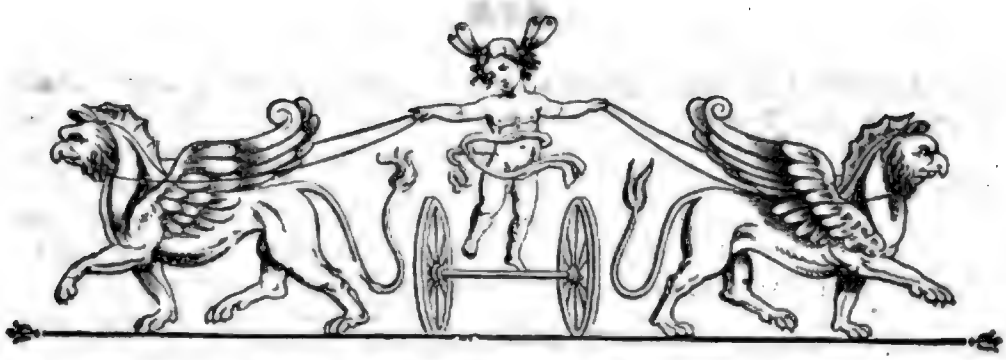
Die Darstellung ist durchweg klar und sachlich. Sie ist auf Grund der neuesten Forschungen gegeben und bietet eine Fülle von Material. Das Buch ist für Lehrer und Erzieher, für Studierende und Seminaristen, für Geistliche und Gemeindeglieder, für Eltern und Freunde der Jugend sehr zu empfehlen.

Halle a. S. Lic. Dr. Otto Frick.

Kirchenrecht.

Handbuch des Deutschen Kirchenrechts auf Grundlage des Lehrbuchs von Richard Dove. Herausgegeben von Dr. Ulrich Stutz, ordentlichem Professor der Rechte an der Universität Bonn. Berlin, Verlag von Guttentag (D. Collin), 1905. Gr. 8°. XVI, 1 Bl. 1008 S. Preis 24 M.

Dove's Lehrbuch des Deutschen Kirchenrechts, das 1862 erschien, ist bekanntlich nicht vollendet worden. Es ist nur der erste Band, der das Verfassungsrecht behandelt, herausgekommen. Dieser Band ist 1868 in zweiter Auflage erschienen. Eine dritte Auflage ist nicht mehr erschienen. Dove hat sie nicht mehr vollendet. Sie ist nach seinem Tode von Professor Dr. Ulrich Stutz, Professor der Rechte an der Universität Bonn, herausgegeben worden. Stutz hat sich dabei nicht auf eine Herausgabe beschränkt, sondern hat das Buch vollständig umgearbeitet. Es ist ein ganz neues Buch geworden, das sich nur noch in der Anordnung des Stoffes an Dove anlehnt. Stutz hat sich dabei nicht auf das Verfassungsrecht beschränkt, sondern hat auch das Verwaltungsrecht mit hineingezogen. Das Buch ist ein Handbuch des Deutschen Kirchenrechts



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 88. — den 6. Mai 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Blauröckchen.

(Fortsetzung.)

Der Grund dieser Vorliebe für mich lag nicht blos darin, daß ich ihr erstes Kind war, sondern vielmehr in eben den Eigenschaften, die mir den Groll des Vaters zugezogen. Frauen nämlich, selbst diejenigen, welche guter Erziehung und höherer Bildung ermangeln, hegen die meiste Zärtlichkeit für jene Männer, — besonders wenn diese ihre Söhne sind, — deren zarte, doch männliche Formen das Gepräge einer edlen geschwungenen Seele tragen. Nur plebejische Naturen, die übrigens auch im Schleppenkleide und in glänzenden Kutschen zu treffen, mögen die robustern Gliedern lüstern messen.

Vielleicht mischte sich auch einige Eitelkeit in ihre Liebe; indem sie mir ansehen wollte, daß ich nicht als rußiger Schlosser sterben werde, sondern zu einem gnädigen oder hochwürdigen Herrn bestimmt sei. Diesem Glauben hätten aber die Klagen des Schullehrers, dessen Meinung für sie der Ausspruch eines Orakels war, daß es mit mir, dem damals schon neun Jahre Alten, im Rechnen, Schreiben und in der Orthographie nicht recht vorwärts wolle, beinahe einen tödtlichen Stoß gegeben. Ihre Erwartungen gewannen jedoch an Zuversicht, als ich auf ihre unter Thränen mir gemachten Vorwürfe getrost erwiederte: „Laß Dich das nicht kümmern, liebe Mutter, was der dicke Schulmeister da Dich angekeucht hat; der Kerl ist ein jämmerlicher capriciöser Narr. Denn sieh, ob 5 mal 5 zwanzig oder dreißig, ob ein h oben und unten spitz oder rund sei, was ihm so wichtig scheint, daß er darüber in Convulsionen und Schweiß gerathen kann, das macht mir weder Freude noch Kummer, und ein Aas, denke ich, würde darum nicht lebendig, wenn man es auch nur mit Einem a schriebe."

Auf diese Antwort starrte mich meine Mutter halb freudig, halb erschrocken an. Meine seltsamen Ansichten, die übrigens mehr der unmuthige Ausbruch eines unbefriedigten, von Sehnsucht nach Beglückendem, Erwärmendem verzehrten Herzens, als das Resultat einer pädagogischen Untersuchung waren, wichen so gänzlich von ihren herkömmlichen Begriffen vom Lernenswerthen ab, daß sie gar nicht wußte, was sie sich bei meinen Worten denken solle. Aber je dunkler ihr das Gehörte immer mehr wurde, desto mehr vermuthete sie dahinter, — und der tiefe Ernst, mit dem ich gesprochen, bestärkte sie darin — einen tiefen Sinn, gehegt von einem Geiste, zu dessen Würdigung der Schulmeister selbst, und um wie viel mehr sie, die kaum lesen konnte, zu schwach sein dürften. Sie sah mich unter diesen Gedanken beinahe mit Ehrfurcht an; die zukünftigen Gnaden oder Ehrwürden, die nach ihrer Meinung aus mir werden sollten, mochten deutlich umrissen schon vor ihr Auge treten. Vielleicht hätte sie mir noch die Hand geküßt, als ihr zu guter Zeit meine komische Bezeichnung der Redeweise des feisten Schulmeisters in den Sinn kam, und schnell ihre Ernsthaftigkeit in ein unbändiges Lachen umschlug. Ihre Lustigkeit glich die Rangstufen, die sich in ihrem Kopfe zwischen uns erhoben hatten, wieder aus,

und die künftigen Ehrwürden beim Arme ergreifend walzte sie mit ihnen trotz allen Sträubens singend in der Stube herum. — Ich aber durchseufzte wieder eine Nacht über mein bittres Geschick, auf dummes Staunen zu stoßen, wo ich nach Sympathie lechzte, und von Liebkosungen überströmt zu werden, die mir in ihrer Form weher thaten, als der rohe Groll des Vaters und der Stock des Schulmeisters.

Eine andere Quelle vielen Leidens und Aergers für mich war mein einziger, um ein Jahr jüngerer Bruder, Janek mit Namen; der Liebling und das leibhaftige Ebenbild meines Vaters. Er war tölpelhaft dick und robust, hatte rothes, borstiges Haar, kleine grüne Augen, ein großes Negermaul, kurze, dicke, aufgestülpte Nase, und fast gar keinen Hals. Sein trotziges, grobes Gesicht bedeckten Sommersprossen wie ein enggeknüpftes Netz, und seine Stirnhaut gab der eines Ebers wenig nach, während seine gewaltigen Fäuste einem Bären entlehnt schienen.

Diesem anziehenden Exterieur entsprachen Gemüthsart, Neigungen und Manieren aufs vollkommenste. Er brüllte mehr als er sprach; da er, immer in der Schmiede steckend, Blasebalg und Hämmerpochen mit seiner Stimme zu überbieten sich gewöhnt hatte. Eine entsetzliche Geschicklichkeit besaß er im augenblicklichen Verschlingen der brühheiß aufgetragenen Speisen. Selbst der Vater mußte ihm hierin den Preis lassen. Hatte er nun solcherweise seinen Teller geleert, dann starrte er die Andern, minder fertigen und besonders mich, den empfindlichere Organe zum Stümper in dieser Kunst gemacht, mit so kannibalischer Freßgier an, daß ich kein Auge aufzuschlagen wagte, und wenn ich es einmal unversehens gethan, von dem vorliegenden Gerichte nichts weiter zu genießen vermochte. Das war ihm aber gerade erwünscht, denn der Rest auf meinem Teller ward alsbald die Beute seines Schlundes.

Der Vater hatte weder Sinn noch Auge, wenn nicht ein beifälliges, für seine Rohheiten, und die Mutter wagte nicht, ihm Vorwürfe zu machen, noch weniger Strafen anzuwenden, weil dieses zu wilden Auftritten zwischen ihr und dem Vater, der immer seines Lieblings Partie nahm, schon oft geführt, oder heftige Ausfälle auf mich hervorgerufen hatte; indem der Vater, dadurch, daß er mich als ein unnützes Geschöpf darstellte, Janek's Mängel zu beschönigen suchte.

Einem seiner Lieblingsspäße: mit rußiger Hand den Kameraden ins Gesicht zu fahren, oder die fünf schwarzen Finger auf ihren weißen Hemdkragen abzudrücken, konnte ich nur dadurch endlich entgehen, daß ich mich ganz gleichgültig dabei anstellte, während diejenigen unabläßig von ihm gequält wurden, welche ihren Aerger blicken ließen. Ich würde nicht fertig werden, wollte ich alle die rohen und boshaften Züge dieses Unholdes aufzählen, deren Angedenken, selbst jetzt, wo der Tod mir ins Auge tritt, und Alles, was man im Leben schön oder häßlich nennt, mit Einem breiten, schwarzen Striche überzieht, vor Unwillen das Blut schäumen macht; zumal, wenn ich daran denke, daß wir Beide unter einem Herzen gelegen hatten, Beide an derselben Brust genährt worden waren.

Das letzte, aber interessanteste Mitglied besaß unsere kleine Familie in meinem Urgroßvater, dem Großvater meiner Mutter; einem Manne, der auf Erden, oder vielmehr auf den Dielen unserer Stube, sich bewegte, unsere Stubenluft athmete, mit uns aß und trank, und doch weder unserem Kreise noch überhaupt der Welt anzugehören schien. Nahe an hundert Jahre alt, hatte er noch sein starkes schwarzes Haar unversehrt behalten, trug er sein gewaltiges Haupt von echt czechischem Gepräge noch ziemlich aufrecht auf dem kräftigen, muskulösen Halse. Aber seit langer Zeit blind, und vor zwanzig Jahren auch taub geworden, ragte er nur noch mit dem Leibe aus einer andern Welt in unsern Kreis hinein. Bis auf den Wechsel der Jahreszeiten, den er durch seinen Tastsinn wahrnahm, war ihm Alles unter dem Monde stehen geblieben. Für ihn gab es weder Tag noch Nacht, arrivirte keines der im menschlichen Dasein Epoche machenden Ereignisse, die das Geschick oder der Kalender roth oder schwarz anstreicht; gab es weder Fest- noch Bußtage, weder Geburts- noch Sterbefälle; kein Aufwachsen des jüngern Geschlechts, keine Heirathen. Seine Kinder, und darunter meine Großeltern, waren um ihn her unter der Sense der Zeit gefallen, ein Fremder, meiner Mutter Mann, ins Haus als Besitzer gezogen; er wußte, er ahnte es nicht. Wie ein Verstorbener, der die Bilder, die sich während der Zeit seines Erdenwallens um ihn bewegt, in seiner Seele abgedrückt nach fremden Regionen mit sich genommen, so rief er noch immer meinen Großvater, wenn er etwas wünschte, und mich, dessen Amt es war, ihn zum Tische und Bette und von da wieder in seinen großen Stuhl zu führen, nannte er mit dem Namen meiner Mutter, die als Kind dieselben Dienste ihm erwiesen hatte.

So lange ich athme, wird das Grauen mich durchbeben, das ich stets bei seinem Anblick zu empfinden pflegte. Wenn er in seinem Sessel aufrecht und steif saß, die Miene ewig unbewegt, die Augen weit aufge-

rissen, die nichts sahen, kam er mir als ein großes Heiligenbild vor, das durch Jahrhunderte in einer Stube auf einem Platze stehend, das Werden und Vergehen der Generationen mit grausender Ruhe zu betrachten scheint. — Jetzt aber möchte ich ihn, seiner herkulischen Formen halber, eher dem Gotte Thor vergleichen, der seinen Hammer niedergelegt, und im Lehnstuhl von den Strapatzen des Donnerns ausruht.

Mein Vater übrigens sah es mit unverhohlenem Aerger, daß der alte Mann, den er bei Uebernahme der Wohnung und der Schmiede, dessen Besitzthums, auszuhalten sich gerichtlich verpflichtet hatte, gar nicht sterben wolle. Mein jüngerer Bruder spielte ihm manchen Possen, oder trieb sich gleichgültig um ihn her, wie um ein altes Möbel, oder wie ein gemüthloser Mensch um eine erhabene Statue. Die Mutter ertrug ihn ohne Murren, aber mehr um Gotteswillen, als aus verwandtschaftlicher Zärtlichkeit.

Indeß konnte die Nähe eines solchen Penaten nicht anders als verderblich auf meine empfindsamen, ohnehin vielfach verstimmten Nerven einwirken, und mußte meine Phantasie zu außerweltlichen Gebilden erhitzen. — Meine Heiterkeit erstarb, sobald mein Auge auf ihn traf; mein frohes Lied verstummte, wenn ein Laut aus seinem Munde mein Ohr erreichte; ich hätte eben so leicht in einem Dome während eines Requiems tändeln mögen. Ueberraschte mich jemals die Dämmerung allein mit ihm in der Stube, so schlich ich leise vor die Hausthür oder verkroch mich kleinlaut in einen Winkel, das Gesicht an die Wand drückend und pochenden Herzens, bis ich Jemanden kommen hörte.

So hatte es nun dem Geschicke gefallen, vier Personen, von denen es mich durch eine weite moralische Kluft geschieden, im Leben mir zunächst zu stellen, und durch die Bande des Blutes an mich zu knüpfen. Unter dem mannichfachen Drangsal, das aus dieser Verkehrtheit in meiner Stellung mir erwuchs, hätte mein Geist entweder allmälig verblöden müssen, wie sich Sinnesorgane durch öftere rauhe Affection abstumpfen, oder würden die kämpfenden Gemüthsströmungen und die unverwindlichen physischen Einflüsse meine Nerven endlich zerrissen und meinen Leib auf die Bahre gestreckt haben.

Aber keines von beiden sollte geschehen. — Es lebten mir nämlich in diesem Hause des Trübsals zwei Freunde, die mir Gesellschaft leisteten in der Einöde, keine abstoßenden Manieren hatten, und durch eine unveränderliche, in ihrer Aeußerung mir zusagende Liebe Trost und Freude meinem welkenden Herzen einflößten. Diese Freunde waren: Katel, eine große rabenschwarze Katze, und Ralph, ein schöner weißer Pudel.

Ralph hatte dem Lieutenant in dem Hause gegenüber gehört, und war zu uns bei dem Garnisonwechsel seines Herrn in Kost gegeben worden. Das Kostgeld blieb zwar nach einiger Zeit aus, ohne daß Ralph abgeholt wurde, meine Mutter behielt ihn aber dennoch im Hause, weil ich, damals ein zweijähriges Kind, gern mit ihm spielte. Ralph war auch, außer der Mutter, mir allein mit größter Liebe und Treue zugethan, und in der Folge mein mächtiger und gefürchteter Alliirte gegen die Unbilden meines Bruders.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Hamburg. (Fortsetz.)

[Hamburger Preßfreiheit; Mäßigkeits- und Mittelmäßigkeits-Verein.]

Ein Umweg von diversen Meilen kommt für die Reisenden bei der Schnelligkeit, mit der man auf Eisenbahnen reist, nicht in Betracht, wohl aber für die Bauenden. Sie aber, die Bauenden, die Capitalisten, die Geldleute, auf deren Kosten und aus deren Tasche man auf allerlei Umwegen bauen will, sind hier gerade die Hauptpersonen, deren Stimme vorzugsweise berücksichtigt werden sollte. — — Die Censur ist in Hamburg überall bei der Hand, um Sitte und Anstand, Staat, Religion und Tugend gegen die Böswilligkeit Unbesonnener zu wahren. Die ausgezeichnete Thätigkeit dieses Polizeiinstituts verdient die rühmlichste Anerkennung, die ihr auch von Niemandem, der das Glück hatte, mit ihr irgendwie in Berührung zu kommen, versagt wird. Auch die Eisenbahndebatten in den hiesigen Tagesblättern erfreuen sich der ganz besondern Beachtung der Censur. Das Wort „Verwandtschafts- oder Vetterschaftswagen" soll besonders staatswidrig sein statt Eisenbahnwagen. Der außerordentliche Scharfsinn eines Censors weiß auch in dem anscheinend für Blödsichtige ganz unanstößigen Eisenbahnartikel noch das Anstößige geschickt herauszufinden und die unerbittliche Censurscheere schneidet, beschneidet, verschneidet und zerschneidet hier wie überall, was dem Nachbar etwa mißfallen könnte. Das ist Folge der vielgepriesenen Handelspolitik der deutschen Seestädte, die engherzige, kurzsichtige Politik der deutschen Reichsstädte bildet bekanntlich ein eignes Capitel in der deutschen großen Reichsjammergeschichte. Der Kaufmann ist stets ein gefälliger, zuvorkommender, zu Diensten bereitwilliger Mann, mit aller Welt Freund, der es mit Niemandem verderben will, so auch unsere Censur, die mit der größten Aufmerksamkeit und der bereitwilligsten Gefälligkeit das Besprechen „kitzlicher Puncte" verhindert. Doch ist unseres Wissens nicht direct verboten über Eisenbahnen etwas zu schreiben, wie denn unsere Censur, wie überhaupt in Deutschland, in vielen Puncten (wenn sie nur nicht gerade „kitzlich" sind) sehr milde ist. So kann man ungenirt und freimüthig über das Wetter, über den Mond und die Sterne am Himmel, über den Kartoffelbau, über Branntweinbrennerei

ein Abschnitt eingeht, so schneidet sie die Kreise in den Punkten A und B, C und D, E und F, G und H, K und L, M und N, O und P, Q und R, S und T, U und V, W und X, Y und Z, a und b, c und d, e und f, g und h, i und k, l und m, n und o, p und q, r und s, t und u, v und w, x und y, z und α, β und γ, δ und ε, ζ und η, ϑ und ι, $\varkappa$ und λ, μ und ν, ξ und o, π und ϱ, σ und τ, υ und φ, χ und ψ, ω und Γ, Δ und Θ, Λ und Ξ, Π und Σ, Υ und Φ, Ψ und Ω, α und β, γ und δ, ε und ζ, η und ϑ, ι und $\varkappa$, λ und μ, ν und ξ, o und π, ϱ und σ, τ und υ, φ und χ, ψ und ω, Γ und Δ, Θ und Λ, Ξ und Π, Σ und Υ, Φ und Ψ, Ω und A, B und C, D und E, F und G, H und K, L und M, N und O, P und Q, R und S, T und U, V und W, X und Y, Z und a, b und c, d und e, f und g, h und i, k und l, m und n, o und p, q und r, s und t, u und v, w und x, y und $z

Zeitung für die elegante Welt.

Erscheint jeden Tag in der Woche. Preis 1 Rthlr. 16 Ngr.

Miscellen.

Ueber die Schuhe sagt ein Autor, der sich mit Vorliebe mit Fußbekleidung beschäftigt, Folgendes: Die Schuhe sind ein Gegenstand, der in der Kleidung eine große Rolle spielt, und doch ist es auffallend, wie wenig Sorgfalt man ihnen widmet. Man kann sagen, daß sie in der Regel nur dazu dienen, die Füße vor Kälte und Nässe zu schützen, und daß man sie nur dann beachtet, wenn sie diesen Zweck nicht erfüllen. Ein Schuh, der nicht drückt, der nicht zu weit ist, der nicht durchläßt, ist ein guter Schuh, und damit ist es gut. Ob er schön ist, ob er zu dem Anzuge paßt, ob er die Form des Fußes gut wiedergiebt, darauf sieht man nicht. Und doch ist es nicht gleichgültig, ob der Schuh schön ist oder nicht, ob er zu dem Anzuge paßt oder nicht, ob er die Form des Fußes gut wiedergiebt oder nicht. Ein schöner Schuh, der zu dem Anzuge paßt, der die Form des Fußes gut wiedergiebt, macht einen guten Eindruck, ein häßlicher Schuh, der nicht zu dem Anzuge paßt, der die Form des Fußes schlecht wiedergiebt, macht einen schlechten Eindruck. Man kann sagen, daß der Schuh ein Spiegel ist, in dem sich der Geschmack des Trägers widerspiegelt. Ein Mann, der einen schönen Schuh trägt, der zu dem Anzuge paßt, der die Form des Fußes gut wiedergiebt, zeigt, daß er Geschmack hat, ein Mann, der einen häßlichen Schuh trägt, der nicht zu dem Anzuge paßt, der die Form des Fußes schlecht wiedergiebt, zeigt, daß er keinen Geschmack hat. Man kann sagen, daß der Schuh ein Spiegel ist, in dem sich der Charakter des Trägers widerspiegelt. Ein Mann, der einen schönen Schuh trägt, der zu dem Anzuge paßt, der die Form des Fußes gut wiedergiebt, zeigt, daß er einen guten Charakter hat, ein Mann, der einen häßlichen Schuh trägt, der nicht zu dem Anzuge paßt, der die Form des Fußes schlecht wiedergiebt, zeigt, daß er einen schlechten Charakter hat. Man kann sagen, daß der Schuh ein Spiegel ist, in dem sich der Verstand des Trägers widerspiegelt. Ein Mann, der einen schönen Schuh trägt, der zu dem Anzuge paßt, der die Form des Fußes gut wiedergiebt, zeigt, daß er einen guten Verstand hat, ein Mann, der einen häßlichen Schuh trägt, der nicht zu dem Anzuge paßt, der die Form des Fußes schlecht wiedergiebt, zeigt, daß er einen schlechten Verstand hat. Man kann sagen, daß der Schuh ein Spiegel ist, in dem sich der Witz des Trägers widerspiegelt. Ein Mann, der einen schönen Schuh trägt, der zu dem Anzuge paßt, der die Form des Fußes gut wiedergiebt, zeigt, daß er einen guten Witz hat, ein Mann, der einen häßlichen Schuh trägt, der nicht zu dem Anzuge paßt, der die Form des Fußes schlecht wiedergiebt, zeigt, daß er einen schlechten Witz hat. Man kann sagen, daß der Schuh ein Spiegel ist, in dem sich der Humor des Trägers widerspiegelt. Ein Mann, der einen schönen Schuh trägt, der zu dem Anzuge paßt, der die Form des Fußes gut wiedergiebt, zeigt, daß er einen guten Humor hat, ein Mann, der einen häßlichen Schuh trägt, der nicht zu dem Anzuge paßt, der die Form des Fußes schlecht wiedergiebt, zeigt, daß er einen schlechten Humor hat. Man kann sagen, daß der Schuh ein Spiegel ist, in dem sich der Geist des Trägers widerspiegelt. Ein Mann, der einen schönen Schuh trägt, der zu dem Anzuge paßt, der die Form des Fußes gut wiedergiebt, zeigt, daß er einen guten Geist hat, ein Mann, der einen häßlichen Schuh trägt, der nicht zu dem Anzuge paßt, der die Form des Fußes schlecht wiedergiebt, zeigt, daß er einen schlechten Geist hat. Man kann sagen, daß der Schuh ein Spiegel ist, in dem sich der Witz des Trägers widerspiegelt. Ein Mann, der einen schönen Schuh trägt, der zu dem Anzuge paßt, der die Form des Fußes gut wiedergiebt, zeigt, daß er einen guten Witz hat, ein Mann, der einen häßlichen Schuh trägt, der nicht zu dem Anzuge paßt, der die Form des Fußes schlecht wiedergiebt, zeigt, daß er einen schlechten Witz hat. Man kann sagen, daß der Schuh ein Spiegel ist, in dem sich der Humor des Trägers widerspiegelt. Ein Mann, der einen schönen Schuh trägt, der zu dem Anzuge paßt, der die Form des Fußes gut wiedergiebt, zeigt, daß er einen guten Humor hat, ein Mann, der einen häßlichen Schuh trägt, der nicht zu dem Anzuge paßt, der die Form des Fußes schlecht wiedergiebt, zeigt, daß er einen schlechten Humor hat. Man kann sagen, daß der Schuh ein Spiegel ist, in dem sich der Geist des Trägers widerspiegelt. Ein Mann, der einen schönen Schuh trägt, der zu dem Anzuge paßt, der die Form des Fußes gut wiedergiebt, zeigt, daß er einen guten Geist hat, ein Mann, der einen häßlichen Schuh trägt, der nicht zu dem Anzuge paßt, der die Form des Fußes schlecht wiedergiebt, zeigt, daß er einen schlechten Geist hat.

Schnupftabak in die Nase zu reiben, nachdem er ihr eine Hand voll Salz in den Mund gestopft.

Empört von dieser Barbarei ergriff ich, nach den ersten Augenblicken erstarrenden Entsetzens, ein naheliegendes Stück Eisen, und schleuderte es auf den Kannibalen. Dieser hatte jedoch, durch meine unerwartete Rückkunft erschreckt, die Katze bereits fahren gelassen, und wich jetzt mit einem Seitensprunge dem hinzischenden Eisen aus, das ihn, wenn es getroffen hätte, ohnfehlbar erschlagen oder tödtlich verwundet haben würde. So nun der Gefahr entschlüpft, stieß er ein solch entsetzliches Geheul aus, daß der Vater mit den Gesellen aus der Werkstatt, die Mutter aus der Küche leichenblaß hereingestürzt kamen. Nicht sobald hatte aber der Vater die Ursache des Zetergeschreis durch den, sich nun sicher sehenden, Bösewicht vernommen, als sich sein Schrecken in heftige Wuth gegen mich verwandelte. Den aus der Schmiede mitgebrachten Hammer schwingend, stürzte er in blinder Raserei auf mich ein, wurde jedoch von meiner Mutter aufgehalten, die sich ihm in den Weg warf, indeß die kaltblütigern Gesellen seinen Arm ergriffen, ihm den Hammer zu entreißen, und Alle durcheinander schreiend ihm Vorstellungen machten, um ihn zur Vernunft zu bringen. Dieser aber, durch den Widerstand nur noch mehr gereizt, wehrte sich wie ein angeschossener Eber, und machte die höchste Anstrengung aller vereinten Kräfte nöthig, um ihn wenigstens am Losreißen und Durchbrechen zu hindern.

Mitten in diesem Lärm und dem Sturme der kämpfenden Arme und Gemüther saß mein Urgroßvater mit seinen offenen ausdruckslos starrenden Augen und eisernen Zügen — unbewegt und unerreicht, wie das furchtbare Fatum der Alten.

Dem längern Anblicke dieser wilden, durch die Gegenwart des Greises bis ans Grauenhafte gesteigerten Scene zu entgehen, und zugleich dem Kampfe ein Ende zu machen, raffte ich mich, obwohl von Entsetzen und einem Schmerze, der glühend in meinem Busen wühlte, fast zu Boden gedrückt, gewaltsam auf und eilte gegen die Thür. Diese wurde in dem Augenblicke von Außen geöffnet, und auf der Schwelle erschien eine hohe, ältliche, aber noch immer schöne Frau, die mich, wie ich dahin stürzte, in ihren Armen auffing. Das Staunen über die plötzliche, in dieser Stadt, besonders in unserm Hause ungewöhnliche Erscheinung einer Dame, deren Kleidung, Haltung und Miene auf Vornehmheit zeigten, lähmte im Augenblicke Aller Arme und fesselte die entzügelten Leidenschaften.

Die Dame lächelte wehmüthig, als sie die beinahe zauberhaften Wirkungen des beherrschenden Einflusses wahrnahm, welchen das Fashionable auf den Pöbel ausübt, während die Weisheit und die Religion vergebens von dieser Schwelle aus in die Ohren der bestialisch Erhitzten hätte donnern mögen. — Die fragend auf sie gerichteten Blicke zu beschwichtigen, trat sie in die Stube und entschuldigte ihr Einmengen in fremde Angelegenheiten mit der Pflicht des Menschenfreundes, alle die Ebenbilder Gottes als Geschwister zu betrachten und zu behandeln. Durch unser Städtchen reisend, und, während der Reparatur ihres Wagens, bei dem heitern Wetter auf einer Promenade begriffen, habe sie den unchristlichen Zwist — ihre Lippe fand kein wilderes Wort für das Teufelsringen — durchs Fenster gesehen, und sei hülfbereit, so weit ihre schwachen Kräfte reichten, ins Haus getreten.

Mein Vater und die Gesellen entfernten sich, vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben ihres Schmuzes und Negligés, wie die ersten Menschen in Gegenwart eines göttlichen Wesens ihrer Nacktheit, gedenkend. Die Dame merkte die Ursache ihrer Entfernung und schien zufrieden, sich von einer lästigen Gesellschaft befreit zu sehen. Während hierauf meine Mutter die Ursache des Vorganges erzählte, ließ sie ihr Auge, wie die Taube aus der Arche Noah's, durchs Zimmer kreisen, und als es nirgends eine Stelle fand, auf der es weilen mochte, drückte sie mich, den sie noch immer an der Hand hielt, sanft von sich und blickte mir lange ins Gesicht.

Bisher hatte ihr Auge kalte Hoheit gestrahlt, wie das eines zürnenden Engels; — denn anders zürnt wohl ein Engel nicht, als durch einwärts Ziehen der Seligkeit spendenden innern Wärme — je länger es aber auf mir haftete, desto milder und liebender wurde sein Ausdruck. Ueberrascht, in dem Gesichte eines Schlosserjungen auf Züge zu treffen, die sie hier nicht gesucht hätte, maß sie mich von Kopf bis Fuß, um mich zu studiren. Meine knappe und schmucke Kleidung, meine glänzenden Stiefeln, weißen Hände und das sorgfältig gekämmte Haar schien ihr nicht übel zu gefallen. Dazwischen warf sie vergleichende Blicke auf meine Mutter, die, ganz verlegen, ihre nicht sehr blanke Schürze über die etwas berußten Arme wickelte, und auf meinen Bruder, der, beide aufgeblasene Backen auf die geschürzten Arme und diese auf den Tisch gestützt, sie dummdreist anglotzte, wobei sich mehrmals ihre Verwunderung durch leises Kopfschütteln verrieth.

Nach einigem Sinnen, das ihr Urtheil über mich

und meine Stellung, und in deſſen Folge einen gewiſſen Entſchluß zu reifen ſchien, ſagte ſie leiſe und demüthig den Kopf neigend: „Unergründlich ſind die Wege der Vorſehung.“ Hierauf wandte ſie ſich mit bewegter Stimme zu mir: „Mein Kind, die Hand, welche verwundet und heilt, ſcheint Deine Jugend Zwecke halber, die uns vielleicht mit der Zeit deutlicher werden dürften, ſchwer geprüft zu haben. Erkenne aber auch in dieſer Hand, ohne die kein Blatt vom Baume fällt, die waltende Macht, die in mir ein rettendes Werkzeug über dieſe Schwelle geführt.“

Gleich bei ihrem Erſcheinen war mir die Dame als das lebendig gewordene Muttergottesbild unſerer Kirche vorgekommen, das zürnend und ſchützend zu uns herabgeſtiegen. Ihre feine, klangreiche Stimme, die mir, zumal im Vergleich mit andern, leicht als eine himmliſche gelten konnte, ſang wie Auferſtehungsruf in meine ſieche Seele, daß ich hätte betend in die Kniee ſinken mögen. Nun ſie ſich zu uns ſetzte, und ihre Miene wärmer, ihre Stimme weicher wurde, ſah ich in ihr das Ideal einer Mutter ſich verkörpern, das bisher in unſichern Umriſſen vor meiner Seele geſchwebt, und ſich oft zwiſchen mich und die Frau, die mich geboren und mütterlich gepflegt, ſcheidend ſtellte; aber als Phantom verſchwand, ſobald ich die Arme ſehnend ihm entgegenſtreckte. — Jetzt hielt es Stand, lebend und liebend, hielt ſeine ſchützende Hand über mir, redete zärtlich zu mir, und doch ſtürzte ich nicht an ſeine Bruſt, erwiederte ich mit keinem Laute die ſüße huldverſichernde, glückverheißende Rede. — Nur mein Auge, in dem all mein Leben jetzt concentrirt war, hing mit dem Ausdruck beklemmender Angſt, die göttliche Erſcheinung möchte wieder verſchwinden, unabwendbar an dem theuren Bilde.

Als errieth ſie, was in mir vorging, reichte ſie mir mit einem Lächeln, vor dem die Erſtarrung aus meinen Gliedern wich, ihre Hand, und ich ergriff dieſe haſtig und bedeckte ſie mit Küſſen und Thränen. Gerührt zog ſie mich in ihre Arme und drückte ihre Lippen auf meine Stirn. „Beruhige Dich, frommes Kind,“ ſagte ſie beinahe feierlich, „haben Kränkung und Leid Deine junge Seele gefurcht, ſo wird die Saat der Liebe deſto ſchöner darin aufgehen.“

Sie hieß mich nun in ihr Gaſthaus gehen und ſie daſelbſt erwarten. Nach einer kleinen halben Stunde kam ſie ſelbſt dahin und fragte mich, ob ich bei ihr bleiben und mitreiſen wolle. Die Einwilligung meiner Eltern habe ſie bereits erlangt; ſie werde mir eine gute Mutter ſein, ſetzte ſie hinzu, und, ſo viel ihr möglich, eine ſchöne Zukunft mir bereiten.

Ihre Perſönlichkeit hatte bereits ein unzerreißbares Band um mich geworfen, das mich ihr, ſelbſt in Noth und Elend, nachgezogen haben würde, glücklich, die Himmelsmuſik ihrer Stimme hören, und den Adel, der all ihr Thun, ſelbſt ihre Aeußerung des Wohlwollens und ihr Gebet durchdrang, ſehen zu können. Das Schmucke ihrer Equipage und der Glanz des Wohlſtandes, der auf allem ihr Gehörigen ruhte, ſo wie der Comfort, in dem ſie zu leben ſchien — eine Art zu ſein, die jede gemeine Sorge und kleinliche Gedanken unmöglich machte, und für die ich, obwohl in einer ſchmuzigen Schloſſerwohnung zur Welt gekommen, mich geboren glaubte — ließ mir vollends das Leben in ihrer Nähe und unter ihrem Auge, als ein Zurückkehren in das Paradies erſcheinen, welches, meinen dunklen Vorſtellungen zufolge, mein vorweltlicher Aufenthalt geweſen ſein mußte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus Brüſſel.

[Vier Sprachen und Völker.]

Brüſſel hat vor vielen bedeutenden Städten den Vorzug, daß in ſeinen Mauern vier ſelbſtändige Sprachen, die franzöſiſche, engliſche, flämmiſche und deutſche, von eben ſo vielen Volksſtämmen geſprochen werden. Hier, als in der Hauptſtadt des halb flämmiſchen, halb wallonisch-franzöſiſchen Belgiens, machen natürlich dieſe beiden Elemente ihr Recht geltend, jedoch ſo, daß das zudringliche Franzoſenthum immer mehr Rechte zu uſurpiren und die Sprache der Flammänder zurückzudrängen ſucht. Auf der andern Seite bietet Brüſſel durch ſeine Lage, ſo nahe bei England und Deutſchland, einen mächtigen Anziehungspunct für die beiden letztern Nationen dar, von denen Mancher ſich hier niederläßt, um ſich entweder einen ergiebigen Nahrungszweig zu ſichern, oder in dem verhältnißmäßig wohlfeilen Lande alle Genüſſe einer Hauptſtadt zu ſuchen, oder das Gelüſt, fremde Sitten und Menſchen kennen zu lernen, zu befriedigen.

Was die Engländer betrifft, ſo iſt für ſie, als die Geldausgebenden, ſo gut, ja wohl noch beſſer als in den bedeutenden Städten Deutſchlands geſorgt; ſie finden hier beſondere Buch- und Kunſthandlungen, Läden für engliſche Stoffe, Meſſerwaaren und jene tauſend Kleinigkeiten, die dem Engländer zum comfortablen Leben unentbehrlich ſind, für ihre Leibesübel gibt es engliſche Doctoren, engliſche Zahnärzte, engliſche Apotheker, während ihnen Sonntags die engliſche Kirche mit dem anglikaniſchen Prediger offen ſteht, — ſie verſammeln ſich im Sommer im Park, im Winter in ihrer „engliſchen Geſellſchaft“, — genug ſie bilden eine kleine Stadt in der großen, man macht Bekanntſchaften und heirathet unter einander, man gibt rein engliſche Soiréen

segar musikalische, kurz, durch festes Zusammenhalten und consequentes Abschließen gegen Außen vermißt der Engländer außer der feuchten Luft und der dunstigen Atmosphäre Wenig von seinem Vaterlande.

Betrachten wir dagegen die Stellung der Deutschen, von denen eine nicht kleinere Anzahl als der Engländer sich hier befindet. Welch' ein Unterschied! Der kleinliche Egoismus unserer Landsleute tritt nirgends schärfer hervor als im Auslande. Man sollte fast glauben, sie hätten den Spruch, den der alte Jude in „Unser Verkehr" seinem Jakob mit auf den Weg in die Welt gibt, zu ihrem Wahlspruch erkoren; sie lassen sich treten, schimpfen, ins Hundeloch werfen, wenn sie nur ihre eigenen persönlichen Zwecke erreichen. Der Nationalstolz des Briten, sein Abschließen gegen alles Fremde ist auch ein Egoismus, aber ein großartiger und daher achtungswerth; aber wie soll man von der Handlungsweise des Deutschen reden, der sich in alle Verhältnisse schmiegt, sein Vaterland, seine politische Religion verleugnet, Sprache und Sitte des fremden Volkes annimmt und seine Nationalität in der zweiten Generation untergehen läßt — wenn er nur reich wird? Und wer kann läugnen, daß es hier so ist? Ist es nicht traurig, zu sehen, wie selbst die „Allgemeine Zeitung" in hiesiger Stadt keinen Correspondenten findet, der ihr vom allgemeinen deutschen Gesichtspuncte aus berichtet, so daß in ihren Correspondenzen stets die Farbe der katholischen Partei, d. h. mit andern Worten, der Priesterherrschaft (wenn auch unter dem Deckmantel einer gewissen Mäßigung) sich entschieden hervorthut? Wäre es nicht von dem höchsten Interesse, die hiesigen politischen Verhältnisse, die in Wahrheit ein Kampf des Lichts mit der Finsterniß genannt werden können, von unparteiischem Standpuncte aus beleuchtet zu sehen? Statt dessen spricht ein Deutscher, von dem man bei seiner Anonymität diesen unparteiischen Standpunct am ersten erwarten sollte, zum Vortheile einer Partei, die ein Ministerium verurtheilt, nicht weil dieses Etwas gethan, das dem Lande oder auch nur ihr, der Partei, nachtheilig wäre, sondern weil seine Mitglieder nicht zur Messe gehen. (D. B. f.)

Aus Hamburg. (Beschl.)

[Handelsfreiheit; Militairmacht; Theater.]

Hamburg proclamirt als Grundprincip seines Lebens Handelsfreiheit, die es vorzugsweise durch die Principien des deutschen Zollvereins, so wie durch einen etwaigen Anschluß an denselben gefährdet glaubt. Sieht man sich diese vielgepriesene Handelsfreiheit etwas genauer an, so findet man bald, daß es mit der Sache nicht ernstlich gemeint sei. Ganz abgesehen von der Accise, so würden auch Citronen, Rosinen, Feigen und Mandeln sich nicht der hamburger Handelsfreiheit erfreuen, wenn sie innerhalb der Bannlinie auf Hamburgs Gebiet wüchsen, wie Schuhe nicht von Altona oder aus einer Vorstadt in Hamburg eingeführt werden dürfen, weil man sie in Hamburg selbst macht; eben so wenig ist das Einführen fremder z. B. pariser Schlafröcke oder der Handel mit Schlafröcken gestattet, nur eine zünftige hamburger Schneiderscheere und eine zünftige Nähnadel darf für Hamburgs Bewohner Schlafröcke verfertigen. Die Zünfte mit ihren Zunftrechten und ihrem Zunftzwange sind aber nur eine Form eines Schutzzolls, nichts anders, entstanden in der Zeit, als jede Stadt einen Staat im Staate bildete. Diese Zunftrechte legen der freien Bewegung überhaupt die drückendsten Fesseln an, so wie gewissen Häusern, Backerben und Brauerben das Recht anklebt, zu backen und zu brauen, so andern die edle Kunst des Bartscheerens, die nicht geübt werden darf, wenn man nicht in die geschlossene Zahl aufgenommen, sich das Amt oder eine Badestube gekauft hat. Eben so contrastiren privilegirte Mühlenfahrer, Kornträger ꝛc. mit der Freiheit; die Thorsperre, die nach Sonnenuntergang Aus- und Eingang nur gegen einen Leibzoll gestattet, und dem freien Verkehr zwischen Stadt- und Vorstädten und zwischen Vorstadt und Dorf Fesseln anlegt. Man muß bei hamburger Rindfleisch groß geworden sein, um alle diese Scherereien, Zwangsanstalten und die Besteuerung der freien Luft und der freien Bewegung in einer freien Stadt irgend erträglich zu finden.

Marmier hat auf seinen Reisen durch Deutschland die Bemerkung gemacht: je kleiner der Staat, desto größer die Epaulettes und Federbüsche; man will doch gern in etwas groß sein. An gewaltigen Federbüschen, zahlreichen Epauletten aller Art fehlt es der hiesigen Bürgergarde, die sich „Bürgermilitär" nennt, nicht. Hamburg ist mit Recht stolz auf sein „Bürgermilitär", das bei allen Aufläufen, Feuersbrünsten in die Waffen treten muß. Hamburg liebt das Soldatenspielen, denn wie kann man sich sonst, (das Princip der Bürgerbewaffnung in Ehren gehalten) erklären, daß Hamburg mit Wachen, Schildwachen, Schilderhäusern, gleich der stärksten Festung versehen ist; es ziehen täglich 100 Mann zu viel auf Wache, was bei 300 Arbeitstagen jährlich einen Arbeitsverlust von 30,000 Tagen gibt, ein barer Verlust am Nationaleinkommen durch müßiges Umherlungern auf Wachen und Posten.

Auf dem zweiten Theater haben seit einigen Wochen vier Stücke das Repertoir in Besitz genommen und alles Andere verdrängt. Auf Begehren wird heute gegeben (sämmtliche Logen im ersten Range sind besetzt) zum 38. Male: der fliegende Holländer, zum 29. Male: Erziehungsresultate, morgen zum 31. Male der Talisman, zum 20. Male: der Heirathsantrag auf Helgoland. So geht es eine Woche, so die andere, gewiß zum großen Mißbehagen der Darsteller, denen dies immer wiederkehrende Repetiren unmöglich behagen kann, aber zum großen Gewinn für die Casse.

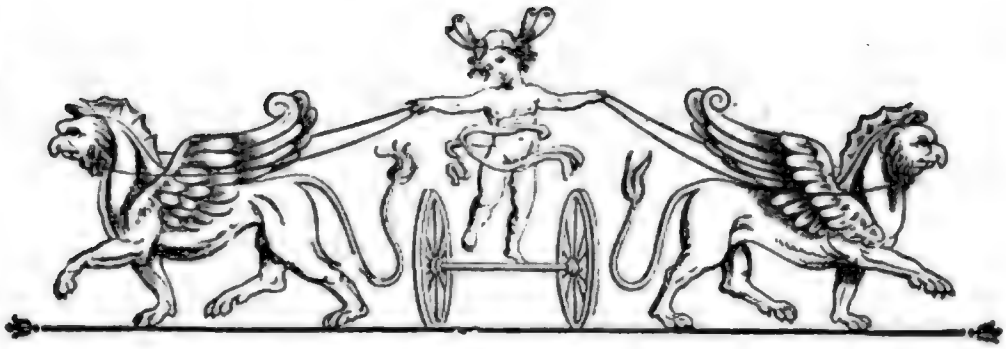
†.

Notiz.

[Aeltere englische Romane.]

Von der Galerie älterer englischer Romane, welche in der Verdeutschung des als Uebersetzer bewährten Dr. Diezmann in Braunschweig bei Westermann erschienen sind, liegen bereits 15 Bändchen vor, sauber ausgestattet, à ⅓ Thlr. Wir finden von Lorenz Sterne den Tristram und die Empfindsame Reise, von Swift Gulliver's Reisen, von Smollet Abenteuer des Roderick Random, Humphry Clinker's Reisen und Peregrin Pickle's Abenteuer, von Goldsmith den Landprediger, von Fielding Joseph Andrew und Tom Jones.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends **90.** den 8. Mai 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Blauröckchen.

(Fortsetzung.)

Ich sagte ihr das ungefähr, aber mehr in Ausrufungen als in geschlossener Rede, unter Freudenthränen und Ausbrüchen einer mit Verehrung gemischten kindlichen Zärtlichkeit.

Sie hob mich zu sich in die Höhe und küßte meine nassen Augen und streichelte mir mit sammetner Hand die langen Locken und bleichen Wangen. Auch ihre Augen glänzten in Thränen, als sie hierauf so zu mir sprach. „Du bist ein Edelstein, kleiner Georg, dem die Gnade des Herrn seinen Glanz auch im Schutt erhalten. Bewahre ihn auch fürder; betrachte, wie Du jetzt gethan, die Güter, die der Herr manchem Sterblichen verliehen, als Mittel, die Seele in einer ewigen, durch kein zur Niederwelt ziehendes Dichten und Ringen unterbrochenen Feier zu erhalten, und andere minder begabte Brüder in gleichen Zustand möglichst zu versetzen. Nicht früh genug kann ich Dich vor dem Wahne jener eitlen Menschen warnen, die sich für edler als der Hause, den sie an schlechten Begierden oft nur übertreffen, dünken, weil ihre Genüsse raffinirter, ihre Manieren polirter sind, während ihre Seelen schlechtem Töpferthone gleichen, dessen Glasur den Unkundigen blendet. Du magst mich jetzt noch nicht ganz begreifen, sollte ich aber nicht mehr um Dich sein zur Zeit, wo diese Warnung Dir von Nöthen wäre, so werden diese Worte wenigstens Dir vorschweben und Dein Urtheil leiten.“

Um mir den Schmerz des Abschiedes zu ersparen, hatte sie, wie ich später aus ihrem Tagebuche erfuhr, meinen Eltern mich nicht mehr zu sehen gerathen, worein denn meine Mutter, mich in guten Händen wissend und ihre Hoffnungen erfüllt sehend, sich unter vielen Thränen endlich ergab. Sie ließ auch, sobald der Wagen wieder in Stand gesetzt, sogleich anspannen, und erst als ich zu ihr in den Wagen gehoben wurde, fragte sie mich, über die anscheinende Gleichgültigkeit, mit der ich das elterliche Haus und meine Geburtsstadt verließ, verwundert: „Und Deine Mutter, Georg, willst Du nicht noch einmal sehen?“ Ich erwiederte sogleich: „Desto lieber werde ich ihrer gedenken.“ —

Von dieser lakonischen Antwort überrascht, schaute sie mich einen Augenblick groß an, war aber jedenfalls zufrieden, aus der Schnelligkeit und dem Inhalt meiner Entgegnung zu ersehen, daß ich bereits darüber nachgedacht, und nicht etwa, in kindischer Freude über das Neue befangen, schmerz- und gedankenlos dahinzog. Sie überließ mich meinen Gefühlen und vertiefte sich, in ihren Sitz zurückgelehnt, in ernste Betrachtungen, welche das Naturell ihres Ziehkindes, die Tugenden und Fehler, die sein bisheriges Leben in ihm erzeugt oder ausgebildet haben dürfte, besonders seine gefährliche Angewöhnung, ein fertiges Raisonnement über Alles kecklich zu bilden, und die unter solchen Umständen für ihn angemessenste Erziehungsweise hauptsächlich zum Gegenstande hatten.

Auch ich stand still und denklich am Kutschfenster.

So ſtirbt der Menſch, ſagte ich zu mir ſelber; all' das Bekannte und Gewohnte entrückt ſich mälig, während eine neue Region, wohin Rohes und Häßliches nicht folgen dürfen, hinter blauem Schleier vor uns aufgeht. Und doch ſoll ſelbſt der Elende, ſagt man, ungern ſterben!

Ich bekam jedoch bald Gelegenheit, dieſe Scheu begreifen zu lernen. Als nämlich unſer Wagen auf der Spitze der Höhe, an deren Fuße mein Geburtsſtädtchen lag, angekommen, die vorliegende Senkung der Straße hinabrollte, und nun mit einem Male die Gegend plötzlich verſchwand, fühlte ich einen Jugendgeſpielen ſich jählings von meinem Herzen reißen. Augenblicks vergaß ich alle erfahrene Unbill, alles Abſtoßende ſeines Weſens, ſah die lachende Zukunft nicht, noch den Schutzengel neben mir, deſſen Fittich mich ihr entgegentrug, ſondern ſtreckte mit einem Schmerzensſchrei die Arme nach dem Verſunkenen aus.

Die neuen Tableaux, an denen wir vorüberfuhren, hatten lange keinen Reiz für mich; in einen Winkel des Wagens gedrückt, ſchaute ich mit dem Geiſte die Welt an, welche meinem Auge eben entſchwunden. Plötzlich fuhr ich mit neuen Schmerzensgeberden in die Höhe, und ſchrie jammernd: „Himmel, mein Ralph, mein Ralph, wie konnte ich Dein vergeſſen!“ In meiner nichts berückſichtigenden Heftigkeit wollte ich den Schlag aufreißen und herunterſpringen, wurde aber von den Armen meiner Ziehmutter umfangen und ſanft in den Sitz niedergezogen.

Mama — ſo wollte ſie von mir genannt ſein, und ich war's gern zufrieden, — Mama hatte freudig dieſe Zeichen eines tiefer Bewegung fähigen Gemüthes geſehen; da ſie ſchon beſorgte, der Mangel an Liebesübung dürfte auf Unkoſten meines Herzens einen ſcharfen und kalten Verſtand entwickelt haben.

Meine Aufregung legte ſich auch, ſobald ich in ihr mildes, innige Theilnahme ſprechendes Antlitz blickte. Ich küßte ihre Hand und bat ſie um Vergebung wegen meines heftigen, den Gegenſtand meiner tiefſten Verehrung nicht beachtenden Betragens.

„Fürchte nicht meiner Liebe verluſtig zu werden,“ erwiederte ſie mich liebkoſend, „der Trennungsſchmerz hat mir nur Dein ſchönes Herz enthüllt, von dem frohe Tage für mich zu erwarten ſind, da es ſelbſt unzuſagende Perſönlichkeiten und untergeordnete Weſen mit ſolcher Wärme zu umfaſſen vermag.“

„Mama!“ rief ich, mich anklagend, „ich verdiente nicht Ihr Lob; wie hätte ich ſonſt den treuen Ralph zurücklaſſen können!“

„Ich will Dir einen ſchönern kaufen, Georg,“ tröſtete ſie.

„Es wird ein ſchönerer Hund ſein,“ ſagte ich ſeufzend, „aber nicht Ralph. — Und könnte ein anderes Thier mir Ralph erſetzen, wer wird bei ihm meine Stelle vertreten? Wer wird ihn herzen, wer mit ihm ſpielen und für ihn ſorgen? — Ach, jeder Hund, den ich ſehen werde, wird mich nur an Ralph's Unglück mahnen.“

„Du fühlſt richtig,“ erwiederte ſie gerührt; „es wäre unedel und gemüthlos, eine günſtige Wendung unſeres Schickſals einem andern Weſen zum Unglück werden zu laſſen, ſelbſt wenn dieſes auch nur ein Hund wäre. Du ſollſt auch weder ihm noch er Dir verloren ſein. Ich will ſchon die Verfügung treffen, daß er Dir nachgeſchickt werde. Biſt Du nun mit mir zufrieden, lieber Sohn?“

„Ihre Güte, theure Mama,“ rief ich, ihre Hand an meine Bruſt drückend, „legt mir theure Pflichten auf; — aber die Einheit unſeres Empfindens iſt es, was mich unzertrennlich zu Ihrem Sohne macht — gleich bei Ihrem Anblicke dazu gemacht hat.“

Am dritten Tage nach unſerer Abreiſe kamen wir in dem Wohnorte Mamas, einer ziemlich großen und belebten Kreisſtadt, an. Mama hatte dort ihr eigenes Haus, eines der größten im Orte, welches ſie ganz allein mit ihrer Dienerſchaft bewohnte. Der Pachtzins mehrerer Meiereien in der Nähe bildete ihre beträchtliche Rente. Sie war die Witwe eines im Staatsdienſt geſtandenen Barons, der bereits zwei Jahre nach ihrer Vermählung mit ihm geſtorben. Von dieſer Zeit an lebte ſie in ſtiller Zurückgezogenheit der Erziehung ihres einzigen Sohnes, und da dieſer vor einigen Monaten in ſeinem achtzehnten Jahre beim Baden ertrunken war, begab ſie ſich aufs Land, um hier ungeſtörter ihrem Schmerze nachzuhängen und die tiefe Wunde vernarben zu laſſen. Sie fühlte ſich daher ſehr glücklich, an mir eine gute Acquiſition für ihr verödetes Herz und Haus gemacht zu haben. — Dieſes Alles erfuhr ich vom Kutſcher, den die Freundlichkeit ſeines neuen Junkers entzückte und geſprächig machte.

Den Tag nach unſerer Ankunft fuhr Mama mit mir durch die Stadt und die umliegende Gegend, welche letztere viele reizende Partien beſaß. Als ich mich jedoch dadurch nicht ſonderlich charmirt zeigte, fragte ſie mich, ob mir denn mein neuer Wohnort nicht gefalle? — „Liebe Mama,“ ſagte ich mit einer Einfalt in der Miene, die mit meinen inhaltſchweren Worten ſeltſam contraſtirt haben mochte, „ich bin im Paradieſe; aber

es ist wohl die gehoffte Nähe Gottes, was uns das Paradies als den glückseligsten Aufenthalt erscheinen läßt, eben so ist es Ihre Nähe und Ihr über Alles in diesem Hause schwebender feiner Sinn und Geschmack, was meine Seele so weit und selig macht; gleichgültiger aber läßt es mich, ob die Häuser und die Landschaft so oder anders gelegen sind. Wird nun noch mein Ralph endlich angekommen sein, so wüßte ich nicht, was mir ferner zu wünschen bliebe."

Es war das ein thörichter Einfall, an die Möglichkeit eines paradiesischen Zustandes auf Erden für mich zu denken. — Es war die Voraussicht eines Kindes, das in seinen rosenfarbenen Feiertagsfreuden des Kalenders nicht denkt, der mit dem Morgen einen Lern- und Werketag bringt; eines Kindes, welches noch nicht weiß, daß das menschliche Herz wie eine Uhr stehen bleibt, wenn es nicht von Zeit zu Zeit frisch aufgezogen wird; große und kräftige Herzen aber die gewöhnlichen Uhrschlüssel bald abwegen und unzureichend machen. — Ich sollte auch gar bald meines Irrthums mit Schmerzen inne werden. Es brauchte nämlich nicht lange, um der neuen Formen gewohnt zu werden, die mir nun hohl vorkamen und Herz und Geist leer ließen, so daß ich mich oft zur Schmiede zurücksehnte, wo wenigstens Leiden mich aufregten und das gemeine Treiben Stoff zu bittern, aber den Geist beschäftigenden Sarkasmen schaffte.

Es gibt wohl Menschen, die in ihrer Art durch günstige Constellationen glücklich werden können, jene nämlich, deren Phantasie und Wünsche gewisse irdische Zustände zum Gegenstande haben; ich möchte sie nach dem Maße ihres Phlegmas engelländische oder holländische Menschen nennen. Andere, wie die südlichen Naturen, beglückt ein ewiges dolce far niente, die Abwesenheit jeder Art von Thätigkeit und dazu drängendem Begehren. —

(Die Fortsetzung folgt.)

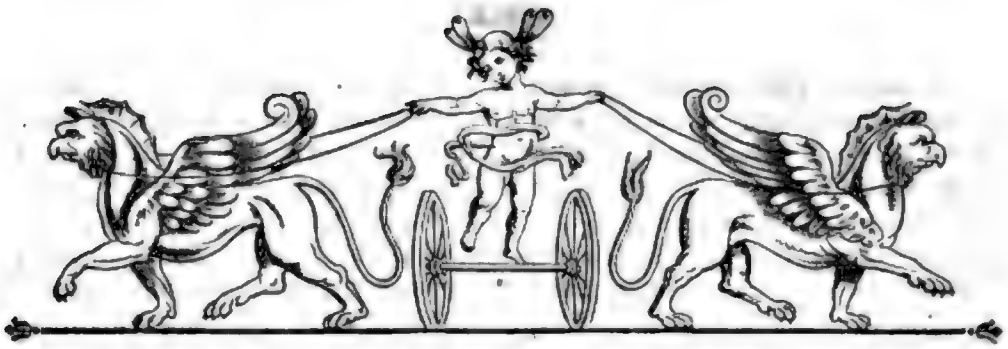
Correspondenz.

Aus Brüssel. (Beschl.)

[Der Clerus und die „freie Universität"; Kuranda's Vorlesungen.]

Die Franzosen überschwemmen das Land mit Büchern in freien (oft nur zu freien) Ideen, ihre Sprache besiegt, wie schon angedeutet, mehr und mehr den Kern der flämmischen, und ihre Politik sucht, wie bekannt, diesem Wege zu folgen; die Deutschen dagegen thun Nichts für den Einfluß ihres Vaterlandes, Nichts, um das deutsche Element zu heben. Was nützt es, daß eine deutsche Buchhandlung hier besteht; wer kein Krösus ist, kann doch keine deutschen Werke kennen lernen, da nicht Gemeingeist, nicht Vaterlandsliebe genug vorhanden ist, um eine literarische Gesellschaft zu bilden, und der Deutsche sich dem französischen Einflusse so weit hingibt, daß er die schlüpfrigen, leichtschäumenden und wohl auch spirituellen Productionen der Franzosen, den ernstern, gehaltreichern Werken des bessern Theiles unserer Literatur vorzieht. Könnte nur irgend eine allgemeinere Vereinigung unter Deutschen zu Stande kommen, um das deutsche Element vor dem Versinken in das Franzosenthum zu retten! Was will es Viel sagen, wenn ein paar junge Leute sich zusammenthun und eine sogenannte deutsche Gesellschaft bilden? Ein selbständigeres Auftreten, eine allgemeinere Absonderung des Deutschen überhaupt, ohne dabei an ein gänzliches Ausschließen zu denken, sollte statt finden. So ist es wenigstens einmal ein Anfang, daß Kuranda in seinen Freitagsvorlesungen einen Centralpunct gebildet hat, worin sich die hiesige deutsche Aristokratie und die kleine Fraction der Belgier, die allenfalls an der deutschen Bewegung Theil nehmen, in ziemlicher Anzahl versammelt. Aber auch bei K. zeigt sich jene Engherzigkeit des deutschen Charakters. Man hat ihm, wie ich aus guter Quelle weiß, die Säle der hiesigen (freien) Universität angeboten und Ahrens, Baron, Ulif und andere Professoren haben ihn wiederholt dazu aufgemuntert; K. aber hat es unter allerlei Vorwänden abgelehnt und den aristokratischen Saal des Vauxhall vorgezogen. Der Grund ist nicht weit zu suchen. Die „université libre" in hiesiger Stadt, steht bekanntlich der Priesterpartei schroff gegenüber, und K. hätte sich in ihren Räumen frei aussprechen und der Partei des Fortschrittes das Wort reden können, ja gewissermaßen müssen; er hat es aber vorgezogen, es mit Niemandem zu verderben und sich, obgleich er an der Universität wohl ein zahlreicheres Auditorium gefunden hätte, mehr in den höheren Kreisen zu halten. So ist es ihm denn freilich gelungen, Personen wie den Herzog von Aremberg, Prinzen de Ligne, Grafen von Beaufort, Lichnowsky u. s. w. in seinem Zuhörerkreise zu sehen, aber ist es möglich, vor solchen Personen von der Leber weg zu sprechen, die verschiedenen auf die Literatur einwirkenden politischen und kirchlichen Verhältnisse in ihrem wahren Lichte darzustellen? Kann man denn wohl in einem Kreise, der aus so gemischten Elementen besteht, wo die deutsche Gesandtschaft sich gegenüber von Lelewel und de Potter befindet, die Professoren der kath. Universität Löwen neben denen der von ihnen verfolgten „université libre" sitzen, kann man vor einer solchen Mischung frei und ungehindert der Wahrheit huldigen? Würde dagegen die hiesige Universität nicht einen viel geeigneteren Raum dafür geboten haben? Zwar die Gerechtigkeit muß man K. widerfahren lassen, daß er seine schwierige Aufgabe mit Geschick erfüllt und seine Vorlesungen genau für seinen Kreis berechnet. Schon daß er gleich in der Einleitung von Belgien ausging und es als den Ort darstellte, wo man am unparteiischsten über französische und deutsche Literatur urtheilen könnte, daß er ferner im ganzen Verlauf seiner Vorlesungen stets auf Frankreich hinweist und es hier an gehörigen Seitenhieben nicht fehlen läßt. Dagegen spricht er denn auch von der Reformation fast rein in äußerlicher Beziehung und geht so leicht wie möglich darüber hinweg. Kuranda hat Feuer und weiß sein Publicum zu treffen, ich würde

Kapelle 1865, stellt sie die Hildesheimer Allegorie dar. Die Kirche ist als Basilika mit Querschiff und Vierungsturm gebildet, das Langhaus hat 5 Joche, das Querschiff 3, der Chor 2 Joche und Apsis. Die Kirche ist 1865 vollendet und am 15. Oktober eingeweiht. Die Kosten betrugen 1 Million Mark



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 91. — den 10. Mai 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Blauröckchen.

(Fortsetzung.)

Eine dritte Art von Menschen — ich bezeichne sie wohl am besten, wenn ich sie deutsche Race nenne — ist entweder, — wie mancher Körper mit der unheilbaren Neigung zur Schwindsucht, — mit der Anlage geboren, sich in ewig ungestillter Sehnsucht zu verzehren, indem ihren geistigen Organen jede Außenwelt zu massiv und ungenießbar ist; oder haben Lebensereignisse einen Skepticismus in ihrem sonst gesunden Gemüthe erzeugt, der ihr Auge von jeder Gegenwart abzieht und jenseits des Horizonts über fremden Meeren unstät schweifen läßt. Zu diesen letzten gehören diejenigen Erdenkinder, deren Wiege auf einem Kirchhofe stand, und die fortan die Thränenweide über Alles hangen sehen.

In mir nun hatten sich diese beiden letztern Bedingungen vereinigt, um eine alles Lebensfrische entfärbende Säure zu erzeugen — und ich Thor konnte vom Paradiese träumen.

Ich war nicht etwa eines jener empfindelnden, nervenschwachen Geschöpfe, deren Ueberdruß mehr im kranken Leibe, in dessen Unfähigkeit zu genießen seinen Grund hat. Im Gegentheile war mein Körper gesund und durch Uebungen im Reiten, Fechten, Tanzen, worin mir Mama Unterricht ertheilen ließ, gewandt und kräftig geworden. Mein Geist jedoch war zu stark, zu göttlich, möchte ich fast sagen, um das Treiben, Ringen und Genießen auf Erden anders als kindisch zu finden. Wahrscheinlich mochte dieser Skepticism durch das Leben in der Schlosserwohnung, wo sich mir menschliche Wünsche von ihrer verächtlichsten Seite gezeigt, angeregt worden sein; aber einmal entwickelt, faßte er auch die in ihrer Erscheinung feineren Strebungen der sogenannten höhern Welt mit nagendem Zahne.

Da ich nun kein anspornendes Ziel vor mir sah, ließ ich die Hände sinken, und in die durch kein Streben und Erlangen, Hoffen und Fürchten ausgefüllten Stunden zog fahle und quälende Langeweile ein.

Auf dem Gymnasium, welches mich Mama besuchen ließ, machte ich wohl ziemliche Fortschritte; aber ich gab mir blos die Mühe, um Mama zu erfreuen. Denn mich drängte es wenig, zu erfahren, welches Wort eine römische oder griechische Zunge für einen mir geläufigen deutschen Ausdruck gebraucht hätte. Aus der Geographie ersah ich nur, daß die Welt allenthalben dieselbe nichtssagende Physiognomie habe, wie um mich her. Und aus der Weltgeschichte grinste mich vollends die Erbärmlichkeit und Niedertracht der Menschenfamilie an. Denn was ist sie anders als eine Geschichte des Wahns und des Egoismus, mit dem ein Volk das Andere seiner Sprache, seiner Meinung oder seines fettern Bodens halber verschlang oder verschlingen wollte? —

Mama beobachtete mich mit dem tiefdringenden Auge eines Erziehers und der schlaflosen Sorgfalt einer liebenden Mutter. Sie würde nun nicht wenig erschrocken sein, als sie zwischen meinen Gefühlen und dem, was in der Welt Geltung hat, eine immer breiter gäh-

nende Kluft erblickte, hätte sie nicht eben diese eigensten Ansichten, und die originellen Wendungen, in denen ich sie aussprach, als die Merkmale eines Dichtergenius genommen, der die Außenwelt in Trümmer schlägt, um darauf seine eigene Welt aus den Elementen des innern Chaos zu construiren. Unter dürftigen Verhältnissen würde sie dieses Resultat ihrer Forschung mehr betrübt als erfreut haben; denn sie wußte wohl, daß Deutschland für seine Keppler und Schiller höchstens glänzende Sarkophage und Mausoleen habe. Nun aber für meine irdischen Bedürfnisse gesorgt war, sah sie gern den hohen Flug meines Geistes, der, wie sie meinte, gewiß beglücken müsse, da er über alles Ungemach und die niedrig ziehenden Gewitter des Geschicks in höhe, ewig ruhige und heitere Regionen trage. Meines tiefen und finstern Brütens halber glaubte sie nicht bekümmert sein zu müssen, da sie gelesen haben wollte, daß Dichter in solchen Stunden ihre seligsten Momente feierten.

Gerathen fand sie es nun vor Allem, den Geist ihres Schützlings, der in Epigrammen sich erschöpfte, indem er, wie der karlsbader Sprudel, jedem Gegenstande, der zufällig in seinen kochenden Quell gerieth, die gleiche Ehre anthat, mit seinen Salzen zu überkrusten, durch vorgehaltene Muster zum Bewußtsein seiner individuellsten Fähigkeit zu bringen, damit er die in den Schachten seiner Seele gelegenen Erze in dem Hochofen seiner Phantasie zu künstlerischem Gusse vereinige und verschmelze. Zu diesem Zwecke öffnete sie mir ihre reiche Bibliothek, die sie bis dahin, als gefährlich für meine große Jugend, verschlossen gehalten.

Sie meinte wohl auch, daß der Dichter geboren wird, und wer es nicht wäre, vergebens in den Humanioren den castalischen Brunnen brauchen dürfte, selbst wenn Homer und Shakspeare als Brunnenmädchen dienten. Aber sie glaubte, daß dieses Geboren nicht anders zu verstehen sei, als wie der Maler, der Bildhauer, der Architect und überhaupt jede Individualität geboren werde: mit einem Muttermal nämlich, das der Physiognomie des Geistes etwas Eigenthümliches, Unterscheidendes verleihe, und sich besonders in großen, leidenschaftlichen Momenten zeige. — Ein Dichtergenius ohne Uebung und Entwickelung seiner Kräfte, schien ihr ein Raphael ohne Hände, dessen Kraft, die sich an keinem Stoffe abmühen kann, sich gegen die eigene Brust verzehrend kehrt; ein Ossianischer Nebelgeist, der im Winde seinen Athem verseufzt, weil er, unsichtbar der Welt, keine Anerkennung und Sympathie, — den Lohn und die Lebensessenz des Künstlers — findet. Vor der Gefahr aber des Verfallens in Nachahmerei, die mir aus der Lectüre erwachsen konnte, hielt sie einen Genius gesichert, da dessen eigenstes Wesen das Bedürfniß rastlosen Gestaltens seiner angebornen Ideen ist.

Diese Ansichten mögen wohl viel Wahres haben, aber Mama beging in der Beurtheilung meiner Individualität einen argen Mißgriff. Denn eben in der Welt verachtenden Idee, die mich charakterisirte, lag auch die Geringschätzung des Künstlers, der Geist und Mühe daran verschwendet, seine Formen zu kneten, seinem Styl zu bilden, um Dinge darzustellen, die ich als thöricht und pueril verachtete. — Leben wollte ich; mein ganzes Ich in anregende Lagen versetzt fühlen. Welcher Art diese sein sollten, hätte ich wohl selbst nicht zu bestimmen vermocht; ich empfand nur, daß alle Zustände, die ich auf Erden wirklich oder möglich sah, mich gleichgültig und kahl ließen. — Mamas Liebe und Umgang wirkte blos wie Sonne im Winter; man sieht sie gern, ergeht sich heiter in ihrem Scheine, aber sie vermag nicht, den Frost abzustreifen, und eine jugendkräftige Welt aus dem Grabe zu rufen.

Dennoch war die Eröffnung der Bibliothek von bedeutenden Folgen für die Richtung meiner Gefühle und die Gestaltung meiner Zukunft; indem ich dadurch ein neues Element entdeckte, in welchem zu athmen meine Seele mir organisirt schien. — Es war dies die Liebe, die ich in diesen Büchern wie eine Goldader zwischen den gemeinern Erzen und Erdschichten aller Zeiten und Länder in ungetrübtem Glanze sich hinflechten sah. Meine Sehnsucht bekam nun Ziel und Namen, meine in Apathie versunkenen Kräfte spannten sich wieder, auf eine einzige Leidenschaft concentrirt. Das Ideal galt es nun zu finden, das ich in der brennenden Capelle meines Busens zur Anbetung aufstellen; die Blume, um die ich duftberauscht, wie der Schmetterling, mein Leben selig verflattern mochte.

Meine heißen Blicke stürzten nun forschend unter den Schönen der Stadt und der Gegend umher; sie trafen gehorsame und mitunter in Handarbeiten und Pianospiel geschickte Töchter, fleißige und sittsame Hausfrauen — aber der Karfunkel, den ich zwar nicht hätte beschreiben können, an seinem Zauber jedoch erkennen zu müssen glaubte, war nirgends zu treffen.

Diese Frauen, dachte ich, mögen durch ihren Takt in den kleinern Geschäften des Hauswesens und im Honneurmachen, durch feinern Verstand und Geschmack, und einen gewissen leichten zierlichen Sinn — Attribute, womit die Natur sie begabt, um sie dem andern Geschlechte

unentbehrlich zu machen — zur Haushaltung, Pflege, Berathung und zum geselligen Umgange, somit zum beglückenden Eheweibe sich sehr wohl eignen. Ich aber — wo finde ich die Sternaugen, aus denen Licht und Gluth eines dahinter verborgenen, geheimnißvollen Himmels in meinen Busen strahlen, während die Lippen Rosen von der Erde sind, die seligberauschenden Duft athmen!

Mama war die seit dem Lesen ihrer Bücher vorgegangene Veränderung meines Wesens nicht im Geringsten entgangen. Sie hielt aber den Uebergang von lethargischem Vernünfteln zu begeisterten Reden und leidenschaftlichen Geberden für ein Entfalten der ihre weitreichende Kraft fühlenden Dichterschwingen. Selbst die tiefe, geistesabwesende Schweigsamkeit, in die ich, — mein Ideal und seine Region anschauend, — in ihrer und fremder Gesellschaft oft verfiel, deutete sie als dichterisches Schaffen wundersamer Feenwelten und ihrer krystallenen Paläste. Letzteres war wohl so ziemlich mein Thun, nur daß es kein poetisches, kein auf angenehme Täuschung des Lesers berechnetes Bilden einer von Geschmack und Kunstsinn geleiteten Phantasie, sondern ein phantastisches, selbsttäuschendes Erträumen war, das den Somnambülen in den Abgrund endlich stürzen muß, indem er sich getrost in seine grund- und haltlosen Luftgebäude wagt; des Leibes vergessend, der, schwerer plumper Staub, desto heftiger zu Boden niedersinkt, je höher ihn der wächserne Fittich des Geistes getragen.

Vielleicht würde Mama mit der Zeit mich besser verstanden haben, und dann hätte es ihr gewiß nicht an Mitteln gefehlt, das Thörichte und Unrealisirbare meiner Hoffnungen mir anschaulich zu machen. Allein der Tod riß sie von meiner Seite, als sie eben Anstalt machte, ihre Wohnung nach der Hauptstadt zu verlegen, wo ich, aus dem Gymnasium bereits getreten, die Universität beziehen sollte.

Wohl mir, daß es so gekommen, und es nicht ihre Hand gewesen, die mich aus seligen Welten, obgleich es nur erträumte waren, in die kahle Wirklichkeit zurückriß, und die mich erfüllende Sehnsucht, die letzte Triebkraft meiner Pulse, als nichtigen Dampf zu Wasser machte! — So konnte das Andenken Mamas, des einzigen Lichtbildes in meinem Leben, durch keinen düstern Moment getrübt, in meinem Herzen wohnen bleiben; und wenn bald der Todesfrost durch meine Glieder rieselt, wird sie über mir schweben und die erstarrte Seele an ihrem Busen wärmen. — Denn es ist unwahr, daß Wunden von lieber Hand geschlagen weniger schmerzen. Im Gegentheil doppelt stark brennt solche Wunde, da der Dolch nicht blos ins Fleisch, sondern auch in die Seele schneidet, während wir die fremde Hand, falls Ohnmacht der Rache wehrt, zu labender Kühlung wenigstens verfluchen dürfen. —

Ein Jahr früher würde Mamas Tod den Verwaisten, Lebensüberdrüssigen ins Grab nachgezogen haben; jetzt aber hing mein Auge an der Oberwelt, stand die Hoffnung auf einen beglückenden Fund als aufrichtender Arzt neben mir, und ließ aus meinem blutig zerrissenen Herzen das Leben nicht ganz verströmen. Ich raffte mich von dem Grabhügel, der über meinen theuren Schutzengel, den Tiefgebeugten erbarmungslos zurückstoßend, sich geschlossen, gewaltsam auf, und floh aus dem Orte, der mir nun ein Jammerthal geworden, in die Welt hinein, um das Original von dem Bilde meines Busens zu suchen. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus London.

[Taufe der Kronprinzessin; Winterabend und Unterstützungsanstalten.]

Mit einer Beschreibung der Taufe unserer Kronprinzessin käme ich wahrscheinlich zu spät. Auch läßt sich im Allgemeinen nichts davon sagen, als daß die Feier mit aller geziemenden Pracht und Herrlichkeit begangen wurde. Die Pathen und sämmtlichen Tischgäste erschienen in größter Gala, die Damen auf den Wunsch der Königin in Weiß und Silber, die Königin selbst blitzte von Juwelen und Diamanten, und Prinz Albert trug den Rock seines nominellen Feldmarschall-Ranges. Die Ceremonie fand gegen sieben Uhr Abends im prächtigen Thronsaale des Buckingham-Pallastes Statt. Der Thron, „dieses Ding von Holz und Sammet", war bei Seite geschafft und an seiner Stelle thronte ein Altar. Der Erzbischof von Canterbury, nebst dem Erzbischofe von York, den Bischöfen von London und Norwich, und dem Dechant von Carlisle verrichteten die Taufe, und Königin Adelaide gab der eventuellen Herrscherin über Großbritannien die Namen Victoria Adelaide Maria Louise. Die kleine Person benahm sich negativ musterhaft; sie weinte nicht und schrie nicht. Die hiesigen Zeitungen erklären das für ein Heil versprechendes Prognostikon. Mag sein und ich wünsche es. Aber eine englische Mutter, die neunzehn Kinder zur Welt gebracht, bemerkte mir, daß ein Täufling sich selten ungebührlich benehme. Nach der Taufe setzte man sich in der Gemäldegalerie zur Tafel. Wegen der enormen Kälte war der Saal an beiden Enden durch Verschläge verkürzt, wo die Büffets in Gold und Silber glänzten. Der Oberstthofmeister, Graf Errol, brachte die Gesundheiten in folgender Etiketten-Ordnung aus: Ihre königliche Hoheit, die königliche Prinzeß; Ihre Majestät, die Königin Adelaide; Seine Majestät, der König der Belgier; Ihre Majestät, die Königin; Seine königliche Hoheit, Prinz Albert; also, wie in jedem ordentlichen Hauswesen, unter

von grossem Nutzen. Auch die Bienenzucht ist in Tirol sehr ausgedehnt und ergiebig. Der Reichthum an Wild, Geflügel und Fischen ist bedeutend. Die Gewerbe sind in Tirol noch nicht sehr entwickelt, doch ist die Industrie in Wollwaaren, Leinwand, Leder, Papier, Glas, Eisen- und Stahlwaaren, Uhren, Spielwaaren, Musikinstrumenten, Schnitzwerken, Bildhauerarbeiten, Gemälden, Mosaik, Marmor- und Alabasterwaaren, Bijouterien, Gold- und Silberwaaren, Bronzen, Kupferstichen, Lithographien, Holzschnitten, Kunstdrucken, Buchdruckereien, Buchhandlungen, Kunsthandlungen, Antiquitäten, Kunstgegenständen, Kunstgewerbe, Kunstindustrie, Kunstausstellungen, Kunstvereinen, Kunstschulen, Kunstakademien, Kunstmuseen, Kunstsammlungen, Kunstbibliotheken, Kunstarchiven, Kunstgeschichte, Kunstkritik, Kunstwissenschaft, Kunstphilosophie, Kunstästhetik, Kunstpsychologie, Kunstsoziologie, Kunstökonomie, Kunstrecht, Kunstpolitik, Kunstpädagogik, Kunstdidaktik, Kunstmethodik, Kunstlehre, Kunstlehrbücher, Kunstlexika, Kunstwörterbücher, Kunstenzyklopädien, Kunstbibliographien, Kunstkatalogen, Kunstführern, Kunstreisebeschreibungen, Kunstmonographien, Kunstbiographien, Kunstautobiographien, Kunstbriefen, Kunsttagebüchern, Kunstmemoiren, Kunstanekdoten, Kunstsprüchen, Kunstsprichwörtern, Kunstredensarten, Kunstmetaphern, Kunstvergleichen, Kunstallegorien, Kunstsymbolen, Kunstmythen, Kunstsagen, Kunstmärchen, Kunstlegenden, Kunstfabeln, Kunstparabeln, Kunstgleichnissen, Kunsträtseln, Kunstscherzen, Kunstwitzen, Kunstspielen, Kunstübungen, Kunstaufgaben, Kunstlösungen, Kunstbeispielen, Kunstmustern, Kunstvorlagen, Kunstnachbildungen, Kunstkopien, Kunstfälschungen, Kunstplagiaten, Kunstdiebstählen, Kunstraubzügen, Kunstrückgaben, Kunstrestitutionen, Kunstentschädigungen, Kunstversicherungen, Kunstschätzungen, Kunstgutachten, Kunstprozessen, Kunstgerichten, Kunstrichtern, Kunstanwälten, Kunstnotaren, Kunstgerichtsordnungen, Kunstgesetzbüchern, Kunstverfassungen, Kunstverwaltungen, Kunstbehörden, Kunstministerien, Kunstsenaten, Kunstkommissionen, Kunstausschüssen, Kunstbeiräten, Kunstsachverständigen, Kunstgutachtern, Kunstschätzern, Kunstversteigerern, Kunsthändlern, Kunstmaklern, Kunstagenten, Kunstkommissionären, Kunstspekulanten, Kunstsammlern, Kunstliebhabern, Kunstkennern, Kunstfreunden, Kunstgönnern, Kunstmäzenen, Kunstpatronen, Kunstvereinsmitgliedern, Kunstvereinsvorständen, Kunstvereinsausschüssen, Kunstvereinsversammlungen, Kunstvereinsfesten, Kunstvereinsbällen, Kunstvereinsmaskenzügen, Kunstvereinsumzügen, Kunstvereinsfahnen, Kunstvereinsabzeichen, Kunstvereinsmedaillen, Kunstvereinsmünzen, Kunstvereinsbriefmarken, Kunstvereinsstempeln, Kunstvereinssiegeln, Kunstvereinswappen, Kunstvereinsfarben, Kunstvereinsliedern, Kunstvereinsmarschen, Kunstvereinsfanfaren, Kunstvereinsglocken, Kunstvereinsuhren, Kunstvereinsschlüsseln, Kunstvereinsschlössern, Kunstvereinsriegeln, Kunstvereinsketten, Kunstvereinsseilen, Kunstvereinsleitern, Kunstvereinsgerüsten, Kunstvereinsbaracken, Kunstvereinszelten, Kunstvereinsbuden, Kunstvereinsständen, Kunstvereinstischen, Kunstvereinsstühlen, Kunstvereinsbänken, Kunstvereinsbetten, Kunstvereinsmatratzen, Kunstvereinsdecken, Kunstvereinskissen, Kunstvereinsbezügen, Kunstvereinsvorhängen, Kunstvereinsteppichen, Kunstvereinsläufern, Kunstvereinsmatten, Kunstvereinsbesen, Kunstvereinsschaufeln, Kunstvereinsharken, Kunstvereinsgießkannen, Kunstvereinsschläuchen, Kunstvereinsdüsen, Kunstvereinsventilen, Kunstvereinsmanometern, Kunstvereinsthermometern, Kunstvereinsbarometern, Kunstvereinshygrometern, Kunstvereinsanemometern, Kunstvereinsregenmessern, Kunstvereinswetterhähnen, Kunstvereinsblitzableitern, Kunstvereinsfeuerlöschern, Kunstvereinsfeuerwehren, Kunstvereinsfeuerwehrmännern, Kunstvereinsfeuerwehrhelmen, Kunstvereinsfeuerwehrbeilen, Kunstvereinsfeuerwehrleitern, Kunstvereinsfeuerwehrschläuchen, Kunstvereinsfeuerwehrdüsen, Kunstvereinsfeuerwehrventilen, Kunstvereinsfeuerwehrmanometern, Kunstvereinsfeuerwehrthermometern, Kunstvereinsfeuerwehrbarometern, Kunstvereinsfeuerwehrhygrometern, Kunstvereinsfeuerwehranemometern, Kunstvereinsfeuerwehrregenmessern, Kunstvereinsfeuerwehrwetterhähnen, Kunstvereinsfeuerwehrblitzableitern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerlöschern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehren, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrmännern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrhelmen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrbeilen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrleitern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrschläuchen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrdüsen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrventilen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrmanometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrthermometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrbarometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrhygrometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehranemometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrregenmessern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrwetterhähnen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrblitzableitern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerlöschern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehren, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrmännern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrhelmen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrbeilen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrleitern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrschläuchen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrdüsen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrventilen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrmanometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrthermometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrbarometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrhygrometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehranemometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrregenmessern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrwetterhähnen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrblitzableitern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerlöschern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehren, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrmännern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrhelmen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrbeilen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrleitern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrschläuchen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrdüsen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrventilen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrmanometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrthermometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrbarometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrhygrometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehranemometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrregenmessern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrwetterhähnen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrblitzableitern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerlöschern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehren, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrmännern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrhelmen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrbeilen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrleitern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrschläuchen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrdüsen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrventilen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrmanometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrthermometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrbarometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrhygrometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehranemometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrregenmessern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrwetterhähnen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrblitzableitern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerlöschern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehren, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrmännern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrhelmen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrbeilen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrleitern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrschläuchen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrdüsen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrventilen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrmanometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrthermometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrbarometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrhygrometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehranemometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrregenmessern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrwetterhähnen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrblitzableitern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerlöschern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehren, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrmännern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrhelmen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrbeilen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrleitern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrschläuchen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrdüsen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrventilen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrmanometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrthermometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrbarometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrhygrometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehranemometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrregenmessern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrwetterhähnen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrblitzableitern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerlöschern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehren, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrmännern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrhelmen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrbeilen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrleitern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrschläuchen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrdüsen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrventilen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrmanometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrthermometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrbarometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrhygrometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehranemometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrregenmessern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrwetterhähnen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrblitzableitern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerlöschern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehren, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrmännern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrhelmen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrbeilen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrleitern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrschläuchen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrdüsen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrventilen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrmanometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrthermometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrbarometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrhygrometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehranemometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrregenmessern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrwetterhähnen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrblitzableitern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerlöschern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehren, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrmännern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrhelmen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrbeilen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrleitern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrschläuchen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrdüsen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrventilen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrmanometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrthermometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrbarometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrhygrometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehranemometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrregenmessern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrwetterhähnen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrblitzableitern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerlöschern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehren, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrmännern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrhelmen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrbeilen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrleitern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrschläuchen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrdüsen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrventilen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrmanometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrthermometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrbarometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrhygrometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehranemometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrregenmessern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrwetterhähnen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrblitzableitern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerlöschern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehren, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrmännern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrhelmen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrbeilen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrleitern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrschläuchen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrdüsen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrventilen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrmanometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrthermometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrbarometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrhygrometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehranemometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrregenmessern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrwetterhähnen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrblitzableitern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerlöschern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehren, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrmännern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrhelmen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrbeilen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrleitern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrschläuchen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrdüsen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrventilen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrmanometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrthermometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrbarometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrhygrometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehranemometern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrregenmessern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrwetterhähnen, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrblitzableitern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerlöschern, Kunstvereinsfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuerwehrfeuer

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 92. — den 11. Mai 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Blauröckchen.

(Fortsetzung.)

Mamas Wünschen gehorsam begab ich mich zunächst in die Hauptstadt, um auf der Universität die Vorlesungen zu besuchen. Auf der Reise dahin kam ich zufällig durch mein Geburtsstädtchen. Bei dem ersten Anblicke desselben von der Höhe aus, streckte ich pochenden Herzens die Arme darnach, als wäre ein todtgeglaubter Freund plötzlich aus fernen Landen gekommen, um mich für den herben Verlust zu trösten und durch Liebe und Sorgfalt die theure Erzieherin zu ersetzen. Bald aber bliesen rauhe Erinnerungen erkältend in die aufwallenden Fluthen meines leicht erregbaren Herzens.

Mehr in dunklem Triebe der Neugierde, und um etwaiger Dürftigkeit meiner Verwandten abzuhelfen, begab ich mich während des Pferdewechsels in das Haus meiner Wiege. Vom Mantel wohl verhüllt, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, und durch acht Jahre bedeutend verändert, glaubte ich mich sicher vor einer Erkennungsscene und den damit verbundenen Zärtlichkeitsausbrüchen, die ich nicht erwiedern konnte, und hinzunehmen mich nicht gestimmt fühlte.

Der Vater war abwesend, die Katze und der alte Donnergott zu Grabe gegangen, und Bruder Janek — bis auf Frau Venus und das hinkende Bein — ein vollkommener Vulkan geworden. Die Möbel hatten stark gealtert, das weiland vergoldete Crucifix seinen Glanz eingebüßt, und der große irdene Bierkrug auf dem Gesimse den zinnernen Deckel verloren. Sonst befand sich Alles auf dem alten Platze, wie zur Stunde, da ich fortgezogen. Tiefe Wehmuth ergriff mich, als meine Mutter ins Zimmer trat, aber mehr aus dunklem allgemein menschlichem Instinkte, als in Folge erwachender kindlicher Gefühle. Denn sie war noch immer des Schlossers Weib, dessen fatale Eigenheiten den zarten Knaben der Mutter beraubten. Sie war überdies seit meiner Abreise ziemlich in die Breite gegangen, und ihre Stimme hatte an gellem Klange gewonnen. Schnell legte ich einen Brief mit einer bedeutenden Banknote, angeblich von ihrem Sohne durch mich überschickt, auf den Tisch, und beeilte mich, während sie, von der großen Geldsumme versteinert, die Sprache verlor, Zimmer und Stadt zu verlassen, um peinliche Eindrücke und das vergiftende Gefühl der Menschenverachtung durch neue Bilder verdrängen zu lassen.

Die Hauptstadt mit ihren prächtigen Häusern und lebensvollen Promenaden, mit ihrem Wagengerassel, geschmackvollen Kleidungen und den schönen glänzenden Damen versetzte mich einige Tage hindurch in einen angenehmen Rausch. Ich meinte in einem Reiche des ewigen Jubel- und Feiertags zu sein.

Ein Rausch dauert aber nur kurze Zeit; meine Augen gewöhnten sich, mein Verstand wollte hinter all dem Firniß Verwesung riechen. Bei Allem war überdies mein Herz ganz nüchtern geblieben; denn den einen Trank, der es zu berauschen und zu bezaubern vermochte, hatte ihm keine von den Damen, die auf der Straße

an ihm vorübergingen, im Kelche der Lippen, aus dem Feuerquell des Auges dargereicht.

Collegen, die im Hörsaal der Akademie in meiner Nähe saßen, und mit studentenhaftem Freimuth wegen meiner Kopfhängerei mich ausschalten, sagte ich unverhohlen den Grund meines Kummers. Ein unauslöschliches Gelächter folgte meinem Bekenntnisse. Sie nannten mich einen unerfahrenen Landjunker, der manchen schielenden, einladenden Blick nicht bemerkt hätte, an denen es gewiß nicht gefehlt, da ich gar nicht übel von Gestalt und Physiognomie, und zudem aufs Eleganteste gekleidet sei. Aber ich könnte lange sehnsüchtelnd, donquixotisch herumirren, bis mir die Eine Einzige aus irgend einer Gruppe heraus plötzlich an den Hals fliegen würde. Da kennten sie anders die schönen Nymphen, die mit dem glühendsten Busen so kalt und fremd unter mehr als vier Augen sich zu bewegen verstünden, als wären sie steinerne Heiligenbilder.

Angeekelt von dieser, das Palladium meiner Phantasie befleckenden, Frivolität in Geberde, Ton und Ansichten der jungen Leute verließ ich barsch und unmuthig die lachende Gruppe. Einer derselben, Adolph von Dornfels mit Namen, folgte mir und ergriff mich, als er mich die Schritte verdoppeln sah, beim Arme.

Dieser hatte vorhin weder mitgelacht, noch sonst in den Libertiner-Ton der Collegen eingestimmt, und doch wurde ich von dem dämonischen Ausdrucke seines Gesichtes weit mehr verletzt als durch die laute Rohheit der Andern. Es war eine lange hagere Gestalt, in feiner durchaus schwarzer Kleidung, die das schmale, blasse Gesicht leichenhaft machte. Seine kleinen dunklen Augen blitzten — nicht wie Feuer, sondern wie die scharfen Spitzen kalter stählerner Dolche. Um seine feine Adlernase und dünnen Lippen zuckte eine Ironie, die das wärmste Blut auf der Stelle frieren machte. Seine Stirn war hoch, faltenlos, unbeweglich und fast durchsichtig. Er war vorhin ein schweigsamer Zuschauer mehr als Zuhörer meiner Unterredung mit seinen Gefährten gewesen; denn auf seinem Gesichte sprach sich nicht die geringste Theilnahme weder für mich noch für die Ansichten der Collegen aus.

Ich erschrak auch tödtlich, als ich diesen Mann, der mein Blut so leicht gerinnen machen konnte, an meinem Arme hangen sah. Bald aber hatte ich Ursache, mir meiner übereilt gefaßten Antipathie wegen Vorwürfe zu machen. Der Mann sprach nämlich so höflich und zartes Gemüth verrathend und mit so sanfter sonorer Stimme, daß ich mich sogar endlich glücklich schätzte, einen Seelenverwandten gefunden zu haben.

„Ich errathe und billige," sagte er, „das abstoßende Gefühl, das Sie bei meinem Anblicke ergriffen hat. Ich bin jedoch nicht mit nervenloser Seele geboren, sondern harte Stöße haben meine Haut schwielig und steinern gemacht; darunter aber fließt das Blut nur wärmer, wie unter der Eisdecke der Strom. Es kann Ihnen auch so ergehen, wenn Sie im Verkehr mit der Welt noch mehrere solcher schmerzlichen Collisionen erleben, wie es Ihnen so eben arrivirt ist. Nichts soll mich daher abhalten, ein Gemüth wie das Ihrige vor verstörenden Einflüssen zu schützen. — Sie suchen Liebesglück; aber wo wollten Sie das in dieser corrumpirten Welt finden? Sie hätten heirathslustige Mädchen, Amusement suchende Frauen getroffen, oder es hätten Basen und Sippschaft die kärglichen, an den Lippen der Liebe rasch verflogenen Minuten durch ihr verwandtschaftliches Aufdringen Sie theuer bezahlen lassen. — So wären Sie von Irrthum in Irrthum gehetzt worden, und am Ende seelenkrank zusammengebrochen. — Ich habe zeitig mein Blut gedämpft, und nichts wünschend, aber auch nichts bereuend, schleiche ich als höhnischer Zuschauer durchs Leben. Sie wären zu glühend für eine solche Rolle, und nun Sie mich getroffen, bedürfen Sie auch keiner Eisumschläge; denn jetzt können Sie glücklich werden, indem Sie sich dem Zuge Ihres schönen Naturells überlassen."

„Sie," rief ich hastig, „Sie besitzen die Mittel, meine Sehnsucht zu befriedigen?"

„Wohl," sagte er; „ich kenne eine holde Jungfrau, die zum Bilde, das transparent in Ihrer Seele flammt, gesessen haben muß, und ich will Sie gern bei ihr einführen, zufrieden, zwei Glückliche gemacht zu haben."

Der Ausdruck seines Gesichts verrieth bei diesen Worten so viel Ironie, daß ich die Augen zu Boden schlug, um ihn blos zu hören. Er versprach, mich den nächsten Morgen in meiner Wohnung abzuholen, und ich drückte ihm die Hand, um Dank für seine Theilnahme zu bezeigen, wagte jedoch nicht, ihn dabei anzusehen, aus Furcht, das Vertrauen zu seinen Verheißungen darüber zu verlieren, und den ganzen Vorgang für Mocquerie halten zu müssen.

Die Stunden bis zum Morgen durchlebte ich in großer Aufregung, indem bald die Hoffnung, das Ziel meiner innigsten Wünsche zu erreichen, bald Besorgniß, der Gegenstand eines schlechten Spaßes zu werden, mich durchstürmten. Obgleich das Phantom, das man in der

Welt Ehre nennt, herzlich verachtend, hätte ich doch mit weniger Pein der Held einer Execution als einer Duperie sein können; denn bei meinem ernsten stets schwingendem Gemüthe war mir nichts unerträglicher, als Lachen zu hören, oder die lachende Verzerrung eines Gesichtes zu sehen. Ich lud daher ein Paar Terzerolen, fest entschlossen, jede Veranstaltung zur Belustigung auf meine Kosten durch die nachdrücklichsten Demonstrationen ins Tragische zu verwandeln.

Bei dieser Beschäftigung ließ ich mich von Dornfels treffen, und um ihm deutlich zu machen, was es gelte, steckte ich mit einer energischen Geberde die geladenen Terzerolen in die Tasche, und reichte ihm dann, beinahe feierlich, die Hand zum Gruße. Er drückte sie warm, ohne daß sich jedoch seine kalte ironische Miene im Geringsten veränderte. Auf Lachlust gefaßt, konnte ich heute leichter und ohne sträubendes Gefühl in sein Gesicht sehen, dessen höhnischen Ausdruck ich mehr auf das ganze Weltspektakel als auf ein Individuum bezüglich deutete. Ich fühlte mich auch nicht weiter dadurch verletzt; im Gegentheil würde mich das solcher Weltironie zu Grunde liegende erhabene Princip angezogen haben, hätte nicht der schneidende Gegensatz unserer Temperamente trennend zwischen uns gestanden.

Dornfels that übrigens, als bemerkte er nichts Auffallendes in dem Laden und Einstecken des Mordinstruments. Er warf sich ungeheißen in einen Sessel, und als er sah, daß ich nicht sonderlich Lust zeigte, mein Negligé zu verlassen, machte er die Initiative. „Ich habe Ihrer Erwähnung gethan," sagte er, „und Sie geschildert, mein lieber Georg; man erwartet Sie mit offenen Armen. Meine Freundin liebt nicht das Umden-Breigehen."

Diese triviale Redensart, auf ein zartes Verhältniß angewendet, empörte mich fast, aber ich dachte es hinnehmen zu müssen, bedenkend, daß ich einen spöttischen Geist gegenüber habe, dem ein Herabziehen des Erhabenen natürlich genug war. Ich folgte ihm schweigend und nicht ohne Herzpochen, denn ich sollte die Schwelle eines über mein Lebensglück entscheidenden Moments betreten.

In einer etwas entlegenen Straße stiegen wir in den zweiten Stock, wo auf unser Anläuten ein altes häßliches Weib öffnete, dessen mürrisches Gesicht sich beim Anblicke meines Gefährten zu einem süßlichen Grinsen verzerrte. Cerberus wäre mir ein lieberer Pförtner gewesen. Ich zauderte auch, wie abergläubige Leute pflegen, wenn ihnen eine Ratze oder ein anderes ominöses Thier über den Weg läuft. Mein Führer ließ mir jedoch nicht Zeit zum Bedenken, er zog mich rasch in die Wohnung, und als er die innere Thür aufgerissen, hätte ich selbst nicht mehr zurückbleiben mögen, und wenn alle guten Engel mich mit blutigen Thränen dazu ermahnt hätten. Denn durch das Zimmer schwebte in dem Augenblicke ein Mädchen, vor dem das Ideal meiner Phantasie als farb- und reizloser Schatten zerstob.

Als mein Freund mich in stummes Schauen versunken sah, glaubte er mir zu Hülfe kommen zu müssen. Er stellte sich zwischen mich und das Mädchen, und sprach mit der Leichtigkeit eines Mannes von Welt und in dem Tone eines Vertrauten: „Schöne Lenette, hier ist unser Hippochonder, der Ihres Feenblicks bedarf, um ihm die Welt, worin er sich ein Schiffbrüchiger auf öder, kahler Felseninsel vorkommt, in einen Zaubergarten zu verwandeln. — Im Hafen angekommen," wandte er sich zu mir, „werden Sie wohl den Lootsen nicht sehr vermissen." Er entfernte sich und ich wußte es ihm Dank, denn die Empfindungen, die ich in mir gähren fühlte, ertrugen nicht die Gegenwart eines zweiten Mannes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus London. (Fortsetz.)

[Ein häusliches Drama und ein Lustspiel.]

Daß man, wo der Jammer so gräßlich war, dennoch die Theater besuchte, ist natürlich und herkömmlich. Auch schlüpft bei solchem Gange mancher Penny aus der Tasche, der ein gutes Werk stiftet und sonst in der Tasche geblieben wäre. Von allen Neuigkeiten aber halte ich nur ein häusliches Drama und ein Lustspiel des Erwähnens werth. Ersteres nennt sich Agnes St. Aubin, oder die zwei Ehemänner, und löste im Adelphi-Theater den lange an der Tagesordnung gewesenen londoner Tower ab — nach, nicht von Ainsworth. Der Verfasser ist mir unbekannt und der Inhalt ungefähr folgender. Bei dem, das Stück eröffnenden Balle im Hause des Monsieur St. Aubin verräth die Zerstreuung seiner Gemahlin, daß irgend etwas sie beunruhigt, und St. Aubin, der es bemerkt, ohne im Geheimnisse zu sein, begeht deshalb auch einige Unschicklichkeiten. Nicht minder „aus dem Häuschen" ist Madame Darcourt, die ihren Gatten eine Zeit lang vermißt und dann erfahren, daß er bei Madame St. Aubin in deren Boudoir sei. Allerdings ist Monsieur Darcourt weder jung, noch verführerisch, überdies Notar, als welcher er auf Berufswegen solche Freiheiten sich erlauben darf. Allein Madame St. Aubin ist jung, verführerisch und zum zweiten Male vermählt, Madame Darcourt aber Repräsentantin der „gelben Furie", gemeinhin Eifersucht genannt. Sobald sie daher den Treulosen

ARMY APPROPS. ACT. AMOUNT $1,000,000. 33 Stat. 1

Appropriation for coast defenses, Pacific coast: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of the Pacific coast, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of the Pacific coast, one million dollars.

Appropriation for coast defenses, Gulf coast: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of the Gulf coast, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of the Gulf coast, one million dollars.

Appropriation for coast defenses, Atlantic coast: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of the Atlantic coast, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of the Atlantic coast, one million dollars.

Appropriation for coast defenses, Lakes and Northern frontier: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of the Lakes and Northern frontier, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of the Lakes and Northern frontier, one million dollars.

Appropriation for coast defenses, Insular possessions: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of the insular possessions, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of the insular possessions, one million dollars.

Appropriation for coast defenses, Interior harbors: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of the interior harbors, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of the interior harbors, one million dollars.

Appropriation for coast defenses, Mobile harbor: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of Mobile harbor, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of Mobile harbor, one million dollars.

Appropriation for coast defenses, New York harbor: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of New York harbor, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of New York harbor, one million dollars.

Appropriation for coast defenses, Portland harbor: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of Portland harbor, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of Portland harbor, one million dollars.

Appropriation for coast defenses, San Francisco harbor: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of San Francisco harbor, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of San Francisco harbor, one million dollars.

Appropriation for coast defenses, Puget Sound: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of Puget Sound, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of Puget Sound, one million dollars.

Appropriation for coast defenses, Delaware River: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of the Delaware River, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of the Delaware River, one million dollars.

Appropriation for coast defenses, Chesapeake Bay: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of Chesapeake Bay, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of Chesapeake Bay, one million dollars.

Appropriation for coast defenses, Boston harbor: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of Boston harbor, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of Boston harbor, one million dollars.

Appropriation for coast defenses, Long Island Sound: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of Long Island Sound, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of Long Island Sound, one million dollars.

Appropriation for coast defenses, Narragansett Bay: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of Narragansett Bay, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of Narragansett Bay, one million dollars.

Appropriation for coast defenses, Key West harbor: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of Key West harbor, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of Key West harbor, one million dollars.

Appropriation for coast defenses, Hawaiian Islands: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of the Hawaiian Islands, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of the Hawaiian Islands, one million dollars.

Appropriation for coast defenses, Porto Rico: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of Porto Rico, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of Porto Rico, one million dollars.

Appropriation for coast defenses, Philippine Islands: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of the Philippine Islands, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of the Philippine Islands, one million dollars.

Appropriation for coast defenses, Panama Canal: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of the Panama Canal, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of the Panama Canal, one million dollars.

Appropriation for coast defenses, Guam: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of Guam, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of Guam, one million dollars.

Appropriation for coast defenses, Samoa: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of Samoa, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of Samoa, one million dollars.

Appropriation for coast defenses, Subig Bay: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of Subig Bay, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of Subig Bay, one million dollars.

Appropriation for coast defenses, Manila Bay: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of Manila Bay, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of Manila Bay, one million dollars.

Appropriation for coast defenses, Corregidor Island: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of Corregidor Island, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of Corregidor Island, one million dollars.

Appropriation for coast defenses, Cavite: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of Cavite, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of Cavite, one million dollars.

Appropriation for coast defenses, Pearl Harbor: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of Pearl Harbor, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of Pearl Harbor, one million dollars.

Appropriation for coast defenses, Hawaiian Islands: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of the Hawaiian Islands, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of the Hawaiian Islands, one million dollars.

Appropriation for coast defenses, Porto Rico: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of Porto Rico, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of Porto Rico, one million dollars.

Appropriation for coast defenses, Philippine Islands: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of the Philippine Islands, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of the Philippine Islands, one million dollars.

Appropriation for coast defenses, Panama Canal: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of the Panama Canal, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of the Panama Canal, one million dollars.

Appropriation for coast defenses, Guam: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of Guam, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of Guam, one million dollars.

Appropriation for coast defenses, Samoa: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of Samoa, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of Samoa, one million dollars.

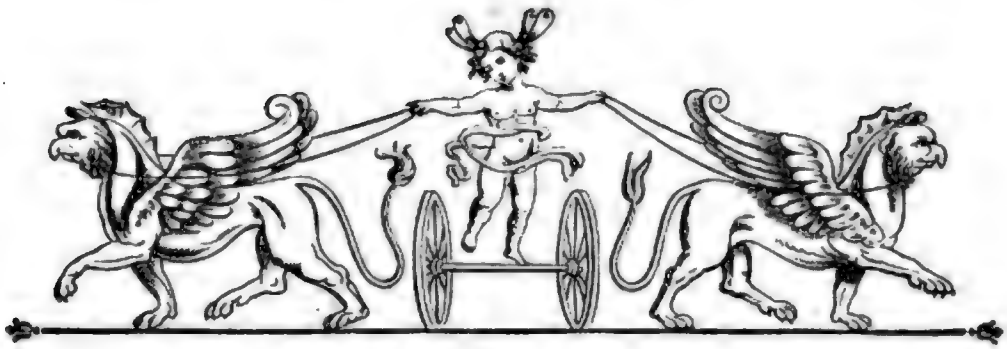
Appropriation for coast defenses, Subig Bay: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of Subig Bay, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of Subig Bay, one million dollars.

Appropriation for coast defenses, Manila Bay: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of Manila Bay, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of Manila Bay, one million dollars.

Appropriation for coast defenses, Corregidor Island: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of Corregidor Island, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of Corregidor Island, one million dollars.

Appropriation for coast defenses, Cavite: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of Cavite, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of Cavite, one million dollars.

Appropriation for coast defenses, Pearl Harbor: For the purchase of land, and the erection, completion, and armament of fortifications for the defense of Pearl Harbor, and for the procurement of heavy ordnance, and for the necessary experiments and investigations and examinations of inventions pertaining thereto, and for the necessary surveys, examinations, and contingencies for fortifications, and for the pay of officers and employees, and for all other expenses incident to and connected with the fortification of Pearl Harbor, one million dollars.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 93. — den 13. Mai 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Blauröckchen.

(Fortsetzung.)

Lenette — doch ich mag nicht die Geschichte meiner ersten Liebe halmweise wiederkauen; sie ist die Geschichte jeder ersten Liebe. Anfangs Blödigkeit, dann Augensprache, elektrisches Streifen des Kleides, der Hand, der Locken der Geliebten, endlich wilde, flammende Leidenschaft. — Die mannichfachen, den Knoten schürzenden, Hindernisse und die auflösenden Mittel oder durchhauenden Schwerter sind nur das Beiwerk des Romans. Von diesem Dornengewinde war überdies mein Roman vollkommen frei. Weder ich noch Lenette seufzten unter der Fessel tyrannischer Verwandten, Vormünder oder der Convenienz. Lenette war aus dem väterlichen Hause, wo man sie an einen alten widerhaarigen Brauer koppeln wollte, in die Stadt geflohen. Hier versorgte sie mein Freund, den sie Cousin nannte, mit dem Nöthigsten, und auch diesen konnte sie nun entbehren, falls er herrisch werden wollte, da ich der Erfüllung ihrer leisesten Wünsche mich unterzog.

Der Dornen hätte ich indeß schon entbehren können, was man auch immer vom Reize der Hindernisse sagen mag, wenn nur nicht auch die Rosen gefehlt hätten. — Lenette war nämlich, was unter den Blumen die Tulipane; oder vielmehr sie war eine mediceische Venus — aber aus Marmor. Wie dieser besaß auch Lenettens Auge nur Einen Ausdruck, den sinnlicher Behaglichkeit. Von den Verhältnissen der Welt, von Religion, weiblicher Würde wußte sie so wenig als ein sechsjähriges Kind. In solcher Unkenntniß der Dinge hatte sie sich auch in die Welt gestürzt, worin sie ohne Hülfe meines Freundes hätte verhungern müssen. Gelesen hatte sie nicht mehr als mit Noth ihr Gebetbuch, und dieses nur gedankenlos und ohne Anregung des Gemüthes. Sie war äußerst gutmüthig, beinahe willenlos; sie duldete Liebkosungen, ohne sie jedoch zu erwiedern, was ich anfangs zu meinem nicht geringen Schmerz für Gleichgültigkeit gegen mich ansah, später aber als angebornes Phlegma erkannte.

Nur Einer Leidenschaft war sie fähig: eines ungemessenen Hanges sich zu putzen und schön zu kleiden. Sie konnte den ganzen langen Tag vor dem Spiegel stehen und sich mit kindischer Freude betrachten; bald dieses, bald jenes Kleidungsstück ab- oder anlegend. Der vielgeliebte Schlaf unterbrach allein dieses Puppenspiel mit sich selbst.

Zuweilen, wenn ich sie in solche Tändeleien versunken sah, oder sie aus meinen Armen schlüpfte, um etwa die Schuhe zu wechseln, überschlich mich, wie Nachtfrost in heißer Zone, der eisige Gedanke: Das ist Blödsinn. — Es kam mir dann vor, als schlänge ich meine Arme sehnend um ein modernd Gerippe, als drückte ich meine glühenden Wangen an den Backenknochen eines wohlpolirten Todtenschädels. Der Wahn sträubte mein Haar zu Berge, und ich hätte ängstlich aufschreien mögen, wenn mir nicht zugleich der Athem in der Brust erstickt wäre.

Mit verzweifelter Kraft warf ich jedoch solche Gedanken wieder aus der Seele, denn ich klammerte mich mit der Angst eines Ertrinkenden an diese Liebe, neben welcher mir die Welt ein dunkler Abgrund schien. Leicht beredete ich mich daher, Lenette sei ein harmloser Idyllen-Charakter, ich selbst aber schon so weit vom Naturzustande der Menschheit entfernt, daß ich eine aus Gottes Hand unmittelbar hervorgegangene Eva für ein blödsinniges Geschöpf halten könnte. Aber eben diese geistige Kindheit bei den üppigen gluthnährenden Formen einer cyprischen Göttin führte mich nur schneller zum letzten Stadium der Liebe, das die Flegeljährigen sonst nur spät überkommt. Mein Blut wurde flammend, meine Sehnsucht kühn, Widerstand fand ich nicht — so kam es, daß eines Abends die Kerzen auf Lenettens Toilette längst erloschen waren, als ich aus ihrer Wohnung fast bewußtlos nach Hause taumelte.

Die nächsten zwei Tage brachte ich in meinem Zimmer in dumpfem Unmuthe hinbrütend zu. Ich lag von Lebensekel gelähmt auf dem Sopha hingestreckt, berührte fast keine Speise und erwiederte kein Wort auf die Fragen der verwunderten Diener; umnebelte mich dagegen mit Tabakwolken und suchte mich im Punsch zu betäuben.

Den dritten Morgen besuchte mich Dornfels. Wie ich ihn hinter dem Rauche erblickte, schien mir die Ironie in seinem Gesichte zu einem höllischen Hohnlachen verzerrt zu sein, was mich so grimmig machte, daß ich mich mit einem wilden Fluche von ihm abwandte. Er jedoch, weder beleidigt noch befremdet scheinend, nahm eine Pfeife und setzte sich neben mich, eine leichtere und zugänglichere Stimmung ruhig abwartend.

Dieser männlichen Ruhe und Leidenschaftlosigkeit in seinem Benehmen meiner barschen Behandlung gegenüber konnte ich, bei aller zum Verdammen geneigten Aufregung, meine Achtung nicht versagen. Sanguinischen Temperaments, wie ich war, erschien er mir jetzt wieder als Märtyrer seiner Freundschaft für ein verzärteltes launisches Kind. Mit Deinem argwöhnischen Mißtrauen, sagte ich zu mir, wirst Du immer ein trauriger Einsiedler in der lebenvollen Welt bleiben; und gesetzt, der Hohn in seinem Gesichte hätte Dir gegolten, so hast Du nur Deine eigene Schwäche anzuklagen, die sich Blößen gegeben. — Ich erhob mich rasch, um nicht Gegenvorstellungen Raum zu geben, und reichte ihm schweigend die Hand. Er drückte sie herzlich und sagte leise: „Sie sind nicht glücklich?“

Dieses Wort blies die verglimmenden Kohlen in meiner Brust wieder zur Flamme. „Wie,“ rief ich wild, „Sie wollen für einen Erfahrenen gelten, und könnten von Glück sprechen? — Also glücklich wollten Sie mich machen, indem Sie mich zu Lenette führten? — So kennen Sie nicht die ewige Ironie des Schicksals! — Der Dämon, welcher die zum Gigantenbau des Babelthurms vereinte Menschheit durch ein Verrücken der Zunge hohnlachend auseinander peitschte, steigert noch heute unsere seligsten Empfindungen, in welchen wir uns Götter träumen, zu einem Fuselrausche, der uns in unseren eigenen Augen verächtlich macht; verwandelt den nektartrunkenen Jupiter in brutales Hornvieh!“ —

„Nun denn,“ erwiederte Dornfels mit zufriedener Miene, „so habe ich meinen Zweck erreicht, Ihnen das Glück anschaulich zu machen, dem Sie athemlos nachjagten.“

„Großen Dank für die Lection,“ rief ich bitter, „setzen Sie nun Ihrem Werke die Krone auf, nehmen Sie das Messer vom Tische und rennen Sie mir's durch das mit der Enttäuschung verarmte Herz.“

„Gemach, junger Mann,“ sagte er mit unerschütterlichem Gleichmuth; „zum Sterben hat es Zeit, wenn das Leben unmöglich wird. Cato fiel klüglich nicht eher in sein Schwert, als bis Cäsar mit unwiderstehlicher Faust am Thore donnerte. — Schelten Sie übrigens das Schicksal nicht ironisch; es ist zu erhaben für eine solche menschliche Tändelei. Der Mensch wird nur in seinen eigenen und seiner Nachbarn Augen lächerlich, wenn er nach Phantomen hascht und Luft ergreift. In kindischem Eigensinne klagt er dann die Götter an, Trost darin suchend, daß er ein Betrogener, ein Opfer neidischer Mächte sei. Das Geschick betrügt nicht, es hält, was es verheißt; aber nur Leben, Bewegung verspricht es, indem es den athmenden Gliedermann an den Strand stößt, und dies nur auf die Zeit, als die Feder schnellt, die es in sein Uhrwerk gesetzt.“

„Und was soll mir ein Leben,“ sagte ich düster, „das mich nicht beglückt, das nicht nach meinem Sinne ist, das meinen Phantasien nicht entspricht?“ —

„Das ist eine Frage,“ erwiederte er, „die ich nicht beantworten kann. Werfen Sie es weg, wenn Sie können. Aber Sie können nicht; Ihre Pulse klopfen zu heftig, Ihr Athem wogt zu sehr; Alles an Ihnen drängt sich nach Leben, nach Bewegung. Befriedigt werden Sie wohl nie sein, sich aber doch endlich den Dingen anpassen, unter denen der Instinkt nach dem greifen wird, was auf Ihren geistigen und leiblichen Organismus am reizendsten, anregendsten einwirkt. Man nennt das die Welt genießen. — Vielleicht sehe ich Sie noch auf einer Vendômesäule als berühmten Eroberer in effigie stolziren; viel-

leicht ergreift Sie morgen die Begierde, des Cirkels Viereck zu finden; vielleicht werden Sie, je nachdem mit der Zeit die Elemente in Ihnen sich mischen, ein anachoretischer Weltweise."

Die Jovialität in seinem Tone, die sich jedoch seinem Gesichte nicht im Geringsten mittheilte, steckte auch mich endlich an. Es wogten wieder bunte Gebilde der Zukunft in meinem Kopfe, und mit ihnen stürmte neuer Lebensdrang durch meine Brust. „Wohlan," rief ich munter aufspringend, „versuchen wir's mit dem Genuß; das Erobern ist mir zu thöricht, die Weisheit zu träge. Sie kennen die Welt und ihre Reize, sie müssen meinen Maitre de Plaisir machen."

Er war's zufrieden und wir verabredeten andern Tages nach Wien, als einem größern Wechsel bietenden Orte, zu reisen. — Vor meiner Abreise wies ich noch bei meinem Banquier einen Theil meines Einkommens zu monatlicher Zahlung an Lenette an. Besuchen mochte ich sie nicht mehr; denn nun ich mich profan gestimmt fühlte, war sie mir zu kindisch, zu blöde, um mit ihr umzugehen, aber eben darum zu heilig, um sie zu mißbrauchen.

Ein Jahr verging mir jetzt in tollem Treiben. Ich lebte mich in den Schlendrian der großen Welt hinein, bis ich mir ihre erkünstelten Bedürfnisse ankränkelte. — Ich jagte Pferde todt, verlor und gewann große Summen in Wetten und Hasardspielen, suchte Ruhm darin, unerreicht auf dem Billard, und Meister im Pistolenschießen zu sein; spielte hundert Romane und brach mit der Nonchalance eines echten Dandy Knospen und Herzen.

Mein Freund spielte vollkommen den Maitre de Plaisir; er selbst aber blieb ein kalter ironischer Zuschauer, während ich im Strudel von hundert Leidenschaften herumgeschleudert wurde. Ich meinte manchmal ganz ernstlich, es sei der Teufel, der mich dienstbar begleite, um meine Seele zu erschnappen. Jedenfalls erkannte ich ihn als eine dämonische für jeden menschlichen Reiz unempfindliche Natur, die nur Vergnügen daran fand, die Menschen in hohlem Genuß und Jagen nach Glück sich abmüden zu sehen. Mich ärgerte endlich dieses Schauspielern zu seiner Belustigung. Auch fiel mir jetzt ein, daß er mich bei Lenetten im Grunde doch nur eine lächerliche Rolle hatte spielen lassen. Der alte ahnungsvolle Widerwille gegen ihn steigerte sich allmälig zum tödtlichen Haß. Dennoch übte seine gleichmüthige Ruhe und ein gewisser Adel in seinem Wesen solche Gewalt über mich, daß ich nicht offen mit ihm brechen mochte. Ich entschloß mich daher, ihn heimlich zu verlassen, da ich ohnehin, Wien zu stille findend, nach Paris reisen wollte, um mich in die lautere Brandung des Weltlebens zu stürzen.

In der Absicht, meine ererbten Realitäten zu verkaufen, nahm ich den Weg über Prag. Hier aber ereilte mich der Strahl des Geschicks, den Leichtsinn vielleicht rächend, mit dem ich gegen Mamas Mahnung: die irdischen Güter als Mittel zur Erhaltung des Geistes in erhabener Feier anzuwenden, ihren hinterlassenen Reichthum in einem wüsten Sabbath vergeudete. Als ich nämlich am neustädter Rathhause zufällig vorüberging, erregte eine zahlreiche, um einen Pranger versammelte Volksmasse meine Aufmerksamkeit. Ich eilte schnell an der düstern Scene vorüber; doch erreichte das abgelesene Verdammungsurtheil einer Kindesmörderin mein Ohr. Schaurige Ahnungen durchzuckten mich, eine gewaltige Geisterhand kehrte mein Gesicht gegen den Pranger, und in demselben Augenblicke stürzte ich ohnmächtig zu Boden. — Lenette, blaß und elend, war die klägliche Heldin des Trauerspiels.

In diesem Hotel des Todes fand ich mich wieder, der Schatten nur von mir selbst; eine acherontische Pechflamme an der Stelle des Herzens fühlend. — Wohl mir, die Kohle verglimmt, mein Kopf wird matt, mein Auge dunkelt. — Thue mir noch den Gefallen, Leidenskamerad, das Bett mit mir zu tauschen; ich werde mir dann einbilden, ein Anderer zu sein, und wenn der Todesengel zu mir tritt, wird er ein zuckendes Amphibium finden, aus dem die menschliche Seele sich hohnlachend geflüchtet.

Dem Todtengräber ging hier plötzlich die Stimme aus. Von Schauern gerüttelt, drückte er das erdfahl gewordene Gesicht in die auf die zitternden Knie gestützten Hände. Auch Alfred fühlte sich ergriffen, bebte aber noch vor heftigern Rührungen, die er kommen sah, zurück. Beinahe eine Stunde lang saßen die beiden Männer regungslos und in düsteres Sinnen versunken neben einander. Alfred unterbrach endlich sich räuspernd unwillkürlich die Stille.

„Ist der Fremde noch da!" rief der Todtengräber mit rauher, inneres Kochen der Brust verrathender Stimme, ohne jedoch sein Haupt zu erheben, „was wühlt er in den Gräbern, stäubt er den Moder auf, die Ruhe der Todten störend? — Ich muß wohl schon seine Neugier befriedigen, um mir die noththuende Einsamkeit zu erkaufen."

„Wir tauschten das Bett," fuhr er in seiner Erzählung fort, „was bei der inzwischen eingetretenen Dämmerung ohne Aufsehen geschehen konnte, und bald darauf raubte mir ein erneuerter Fieberanfall das Bewußtsein. Ich weiß nicht, wie lange dieser Zustand gedauert haben mag, aber als ich erwachte, fühlte ich mich ziemlich wohl. Der diensthuende Bruder versicherte mich auch, ich sei gerettet. Vor Allem erkundigte ich mich nun nach dem Schicksale meines Nachbarn, dessen Bett ich leer sah. Der Bruder erwiederte, der arme Heinrich Berner sei nach dem Willen Gottes der Krankheit unterlegen. Trotz der Betrübniß, in die mich diese traurige Nachricht versetzte, konnte ich mich doch, über die durch den Tausch des Bettes veranlaßte Verwechslung unserer Personen, des Lächelns nicht erwehren. Ich that jedoch nichts, diesen Irrthum zu widerlegen, da es meiner Umgebung gleichgültig sein konnte, ob der Verstorbene Georg oder Heinrich geheißen. Für mich jedoch hatte die gehörte Erzählung und der Tausch lebenswierige Folgen. Schon während der Zeit meiner Reconvalescenz wollte es mich oft bedünken, ich sei denn doch wohl dieser Waldstädten, wie mich die Brüder nannten, und dessen Kleidung sie mir gebracht, als ich das Bett verlassen konnte. Ich versuchte an mein früheres Leben mich zu erinnern; es kamen mir aber nur Momente aus der gehörten Erzählung in den Kopf, und mit diesen allen die Qualen, welche meinen Nachbar aufs Krankenlager geworfen und endlich ins Grab gerissen hatten."

(Der Beschluß folgt.)

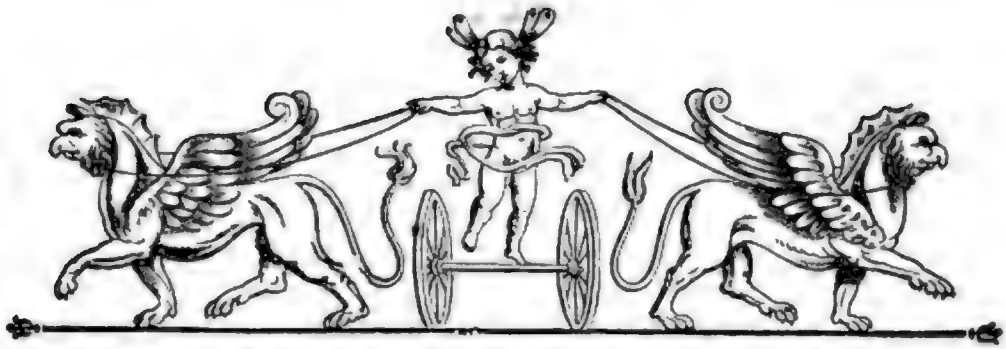
Correspondenz.

Aus London. (Fortsetzung.)

[„Die weiße Putzmacherin."]

Unter denen, die für die reizende Gestalt der Unbekannten schwärmen, ist Lord Ortolan, obgleich verheirathet, ganz besonders stark „angeschossen", während der Friedensrichter Zwielicht, bei der größten Loyalität eine politische Wetterfahne, unter der weißen Maske eine Jakobinische Rädelsführerin argwohnt. In seinem Spähereifer folgt er ihr eines Abends nach ihrer Wohnung, an deren Hausthür er zu seinem Erstaunen Lord Ortolan trifft, der seiner Seits nicht weniger erstaunt, von Zwielicht die Versicherung erhält, er schleiche aus Patriotismus, „dem Gänserich vergleichbar, der dem Neste nahe bleibt, weil er für das Erkalten der Eier bangt." Der Lord folgt Albina auf ihr Zimmer, fest entschlossen, den sie umhüllenden geheimnißvollen Schleier durch Güte oder Gewalt zu lüften. Vergebens sucht Albina, indem sie ihn wie einen Bedienten behandelt, seine Zudringlichkeit abzuwehren. Der Lord ist Manns genug, solches zu ertragen, nennt in letzter Instanz seinen Namen und bestellt für seine Mutter „zwanzig Nachtkorsette mit Zubehör." Da verspricht Albina, sich zu demaskiren, wenn der Lord ihr den Rücken zudrehen wolle, und weil dieser fürchtet, sie werde ihm entfliehen, läßt sie ihn das Ende ihres Gürtelbandes halten. Das aber bindet sie ab und entschlüpft. Höchlich erzürnt wirkt Ortolan einen Regierungsbefehl aus, daß die Verkäuferinnen an der Börse ihre Masken ablegen sollen. Albina weigert sich, wird verhaftet und dem Friedensrichter Zwielicht übergeben, der sich durch ihre Schönheit dergestalt aus seiner Loyalität herausbugsiren läßt, daß er der vermeintlichen Hochverrätherin bei sich „häuslichen Gewahrsam" giebt. Indeß hat Lady Ortolan von der Liebschaft ihres Mannes erfahren und ist darüber ebenso wenig erfreut, wie der Lord über einen ihm in die Hände gerathenen Brief seiner Gemahlin an Zwielicht, worin sie diesen bittet, den Ueberbringer eine kurze Zeit in seinem Hause zu verstecken, jedoch ohne daß ihr Gemahl davon erfahre. Ortolan besucht den Friedensrichter, um ihn wegen der verschwundenen weißen Putzmacherin auszuholen, und in einer köstlichen Scene versichert ihn Letzterer, daß er „von dieser Person" schlechterdings nichts wisse, indem er ihm zugleich die unmaskirte Albina als seine Nichte vorstellt. Lady Ortolan kommt hinzu. Sie kommt, ihren Schützling zu sehen, und nachdem sämmtliche Betheiligte ein Wenig „Versteckens" gespielt haben, erfolgt das dénouement. Der Schützling ist Herbert Conway, Albina's Geliebter, dessen Leben aus politischen Gründen gefährdet war. Zum Schluß erscheinen zwanzig Putzmacherinnen mit Schachteln und Pappenkasten von jeder Größe, worin die bestellten zwanzig Nachtkorsette sammt Zubehör sind. — Wenn dieses Lustspiel nicht ganz die Anerkennung gefunden hat, die es verdient, so dürfte vielleicht der Dichter am wenigsten Schuld tragen. Das Stück ist wie ein Platzregen von scharfen, blanken, leicht befiederten Witzpfeilen. Jeder muß das Ziel treffen, muß den Lastern oder Schwächen der bürgerlichen Gesellschaft ins tiefste Leben bohren, wie denn Jerrold in dieser Art Satyre jetzt in England nicht seines Gleichen hat. Dennoch waren manche seiner schneidendsten Epigramme für die Ohren der Zuschauer todtgeborene Kinder. Woher das? Sollte wirklich die Zeit im Schwinden sein, wo der Witz auf der Bühne herrschte, und hat die „Situationszeichnung" ihn für immer verdrängt? Sollte es den Brauherren praktischer Späße wirklich gelungen sein, die Komik eines Farquhar, Congreve, Sheridan aus der Mode zu bringen? — Eins nur ist mir an diesem Lustspiele nicht klar, ich meine, warum der Verfasser die Herzogin von Tyrconnell, deren Erlebniß er doch ausbeutete, nicht zur Heldin seines Lustspiels machte. Es hätte dadurch gewiß nur gewinnen können. An die Motive, die man hier darüber anführt, glaube ich nicht. England ist nicht das Land, wo wie anderwärts Hof und Höflinge drein reden, wenn: es war einmal eine Königin, oder Herzogin, über die Breter marschiren soll. (D. F. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 94. — den 14. Mai 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Episode aus dem Roman in Versen: „Jankó, der ungrische Roßhirt," von Karl Beck.

1.

Schaut auf,
Schaut um und um!
Sie ist so schön
Mit ihren langen, schwarzen Haaren
Die scheidende Sommernacht!
Und bleicher
Und immer bleicher wird
Des Mondes still leidendes Antlitz;
Schaut auf,
Schaut um und um!
Süß haucht der Morgen
Die Erde an,
Und legt
In die Wälder
Die rauschende Seele,
Ein geheiligt Vater Unser
Auf die Lippen
Der wirbelnden Lerche;
Und doppelt freudig klatscht
In die kleinen Hände
Des Baches kindische Welle;
Schaut auf!
Und immer reicher breitet
Der Himmel
Die großen goldenen Schätze aus;
Und die sinnende Erdensorge
Mit der faltigen Stirne
Besorgt
Ihr riesig Spinnerad,
Und webt
Den scheckigen Teppich;
Und fertig steht
Der junge Tag da,
Der herrliche,
Und beschaut
Sein glänzendes Erbtheil,
Und nickt grüßend
Nach allen Seiten, —
Schaut auf,
Schaut um und um!"

2.

„Und auf dem Haideland
beim Morgensonnenstrahle,
Da ruh'n die Hirten rings
und loben Gott den Herrn,
Und greifen dann entzückt
zum hölzernen Pokale,
Nicht liegt vom vollen Glas
die Karte gar zu fern.
Der breitgekrämpte Hut,
er dient zum Tisch dem Glücke,

Hui, draufgeschlagen, schwirrt
das buntbemalte Blatt,
Und Mancher seufzt und wünscht
die Kreuzer sich zurücke,
Die ihm zum Wiegenfest
sein Lieb bescheeret hat. —
Als Wächter reiten zwei
und finster starren Beide,
Dort, wo das Farrenkraut
hoch wuchert auf der Haide.

O, Janko, ruft betrübt
der ältere Genoſſe,
Daß kein Vertrauen mehr
mir deine Lippe ſchenkt!
Da ſitzeſt du, verſtummt,
zerbrochen auf dem Roſſe,
Wo ſind die Tage hin,
Da rüſtig du gelenkt?
Haſt nie geflecht, — und doch
iſt deine Kraft erloſchen,

Was hat ihn heimgeſucht?
ſo fragen Alle wir.
Biſt ein und zwanzig Jahr,
haſt manchen ſchönen Groſchen,
Des Dorfes Mägdelein,
ſie reden nur von dir!
Und dennoch läßt du wild
das Haar ins Antlitz hängen,
Und dennoch kannſt du kaum
zurück die Thräne drängen!...

Und dennoch laß ich wild
Das Haar ins Antlitz hängen!
Und dennoch berg ich dir
die heiße Thräne nicht!
Mir iſts, ob ſtraff geſpannt,
des Herzens Adern ſprängen,
Als preßte mein Gehirn
ein eiſernes Gewicht!
Den Kameraden ſprich:
daß mich der Wahnſinn quäle,

Ein drohendes Geſpenſt
allnächtlich mir erſcheint —
O, ſage das und dies,
doch nimmermehr erzähle,
Daß mir das Herz ſo ſchwer,
daß ich — daß ich — geweint!
Der Wahnſinn quält mich nicht,
hab kein Geſpenſt geſehen,
Gieb mir die Hand! Ich will
mein Leiden dir geſtehen."

3.

„Zwei Jahre ſind es, Kamerad,
Ich lag auf ſtillem Haidepfad,
Mein Haupt verdüſtert niederhing,
Die Sonne eben unterging.
Da — nah und näher wallte jetzt
Die lockige Zigeunerſchaar,
Den Fuß entblößt, das Hemd zerfetzt,
Das Auge braun und wunderbar!
Voran ein Wäglein fuhr dem Zug,
Ein Schimmel zog es, alt und lahm.
Wie ſchnob das Thier! Das Wäglein trug
Viel buntgeſcheckten wüſten Kram.
Ein halbzerriſſner Kinderſtrumpf
Dort auf beſtaubtem Dudelſacke,
Beim rothen Schuh die blaue Jacke,
Beim Zymbal eines Lichtes Stumpf,
Ein Bündel Hanf, zerbrochne Töpfe,
Ein ſterbend Huhn, ein ſchimmelnd Brot,
Ein Kartenſpiel und Meſſingknöpfe,
Ein Höslein, wie Zinnober roth,
Korallenſchnüre, Kamm und Seife,
Ein Crucifix, ein Roſenkranz,
Ein Sporn und eine Pickelpfeife,
Und hundert anderer Mummenſchanz.

Die Männer wallten wohlgemuth,
Die braune Fidel rüſtig ſtreichend;
Die Mütter mit der ſchwarzen Brut
Gebeugt nach den Gemahlen ſchleichend,
Herab von ihren Schultern hängt,
Um Hals und Hüften feſt ſich zwängt
Ein Korb aus groben Linnen,
Die Kindlein ſitzen drinnen.

Zuletzt im ärmlichen Gewande
Ein Mägdlein ſinnend vor ſich hin,
Als ſtünd ihr Haupt im vollen Brande,
So funkelten die Augen drin,
Und heilig doch, wies Sonnenlicht,
Was durch ein Kirchenfenſter bricht!
Die Ringellocken, ſchwarz und frei,
Das braune Antlitz ſcheu geſenkt,
So mild — und ſchelmiſch doch dabei,
Wies Kätzlein, das der Maus gedenkt;
Und wie die Beeren, voll und roth,
Die mein verewigt Mütterlein
Zum Kauf den reichen Städtern bot,
So war die Lippe! — Mondenſchein
War groß indeß hervorgetreten,
Als wir uns ſelig angeſchaut, —
Halb trieb es mich, ein Lied zu beten,
Halb hat's mir ahnungsvoll gegraut!
Der Zug verſchwand. Des Mädchens Bild
Erfüllte mich mit Luſt und Qual,
Mein wonnig Haus: die Haide wild,
War mir verhaßt zum erſten Mal.
Ich ſann, ich ließ den weißen Spitz
Als Wächter bei den freien Roſſen,
Schnell war mein Rappe, wie der Blitz,
Mit mir dem Zuge nachgeſchoſſen.
Mit Sang und Klang, in Saus und Braus,
So zogen wir ins Schenkenhaus.

O Freund! O, hätteſt du geſehen
Den wunderbaren Eiertanz!
Noch ſeh ich ſie verzücket ſtehen,
Im Haargelock den grünen Kranz!
O, wie die bunten Eier lagen;
Wie ſie im murmelnden Gebet
Die langen Wimpern aufgeſchlagen,
Um Segen bang zu Gott gefleht;
Wie da das Zymbal wild geklungen,

Wie ſie den Schuh vom Fuße zog,
Und wirbelnd hoch ſich aufgeſchwungen,
Ihr Kleid, ihr Haar im Sturme flog;
Und wie das Antlitz aufgelodert,
Der Schaum von ihren Lippen rann;
Die kühnſten Weiſen ſie gefodert,
Und bang gezittert Mann für Mann:
Daß ſchwindelnd ſie hinauf ſich ſchnellen,
Und nun, — im raſchen Niederſchuß —
Nun, — nun, — ein Ei zertreten muß, —
Und lächelnd ſie zum Klang der Schellen
Nur toll und toller ſich gebäumt, —
Herr Gott in deinen Himmeln oben,
Mir war's, als ob ich Nachts geträumt,
Es hätten Flügel mich gehoben!

Und als ſie aus dem Kreiſe trat,
Und der Zigeuner nimmer geigte;
Um Pfennige die Gäſte bat,
Die unverletzten Eier zeigte,
Und in die Ecke ſtill ſich kauerte,
Vom Tanz erſchöpft zuſammenſchauerte, —
War Silber, Gold und Edelſtein,
War da die liebe Sonne mein,
War, — Alles, Alles gab ich dran,
So leidend ſah das Kind mich an.
Da ſchien es mir, daß ich ſo recht
Ein gottverlaſſner, armer Knecht!
Gab ihr das Blümlein, das ich trug
So ſtolz in meines Hutes Bug.
Sie gab mir einen Ringelreif,
Geflochten aus des Hengſtes Schweif.

So ſaßen wir in ſüßer Ruh,
Trank Glas auf Glas der Holden zu,
Und herzte ihr Geſchenk und ſprach,
Daß ich das Blümlein ſelber brach.
Hätt auf der Haide ſie geſeh'n
Im Mondenſchein vorübergeh'n,
Und daß es ſtürmiſch ihr zu lieb
Ins Dorf mich vom Gefilde trieb,
Und daß ſie ſtolz mich angeſchaut,
Wie eine ſchöngeputzte Braut!...
Wer ſollte denn — was fällt dir ein —
Mein Bräutigam geweſen ſein?
Und ſtolz? O, daß du mich gegrüßt,
Hat mir den ganzen Weg verſüßt!
Und iſt's gewiß, daß mir zu lieb
Es dich herein vom Felde trieb:
So wiſſe nur, — doch ſtille, ſtill,
Man naht, man uns belauſchen will!...
Und mit dem Blümlein ſpielte ſie,
War nah und näher mir gerückt,
Sah ſchelmiſch auf, als ich das Knie
Ans ihre wolluſtvoll gedrückt,
Rief ſchlau die Nachbarin heran,
Die ſpähende, mit holdem Gruß,
Und ſah zum Schein mich finſter an,
Und trat verſtohlen mir den Fuß.
Da ſchlug es donnernd zwölf vom Thurm,
Fort ritt ich freudig und verdroſſen,
Schnell war mein Rappe wie der Sturm
Mit mir zur Haide hingeſchoſſen.

(Der Beſchluß folgt.)

Blauröckchen.

(Beſchluß.)

„In meiner Angſt tröſtete ich mich damit, daß ich wohl in Folge der Krankheit, das Gedächtniß für alles Frühere verloren haben dürfte, während ſich in mein durch das Fieber erhitztes Gehirn die kürzlich erfahrenen Lebensereigniſſe eines Andern dauernd eindrücken konnten. Sobald ich mich etwas kräftiger fühlte, eilte ich aus dem Krankenhauſe, in der Hoffnung, durch Veränderung des Ortes und den Genuß friſcher Luft zu mir ſelbſt zu kommen. Dennoch wagte ich nicht, weder in der Stadt noch im Lande zu bleiben, aus Furcht, Leute zu treffen, die mich für Waldſtädten erkennen möchten. Mit Hülfe des Geldes, das ich in der Rocktaſche meines Doppelgängers gefunden, entfloh ich vorerſt in einem geſchloſſenen Wagen nach Mähren, einem Lande, wo ich nichts meinen Zweifel Löſendes zu treffen befürchten durfte, da ich von Georg gehört zu haben glaubte, daß er ſeine Reiſen nach und von Wien über Linz gemacht. Deſſen ungeachtet glaubte ich die großen Städte vermeiden zu müſſen, und ließ endlich in der Nähe von hier, als bei einem hinlänglich abſeits gelegenen Dorfe, halten, ſchickte den Kutſcher zurück und ging zu Fuß hierher."

„Indem ich in der Schenke tiefbekümmert überlegte, was denn nun mit mir werden ſolle, da ich nicht Geld genug zum Landbau und nicht hinlängliche Kräfte zum Tagelöhner hatte, hörte ich die anweſenden Biertrinker von dem Tages zuvor erfolgten Hintritte des Todtengräbers ſprechen. Dieſe Bauern erſchienen mir in dem Augenblicke Boten des verſöhnten Himmels. Einen ſicherern und meiner Ruhe zuträglichern Platz, als die erledigte Stelle, konnte ich wohl kaum zu finden hoffen. Ich begab mich auch ſogleich zum Pfarrer und bewarb mich, angeblich als ein zur Sühnung begangenen Frevels harter Buße ſich Unterziehender, um den Dienſt. Zur Unterſtützung meines Geſuchs übergab ich ihm den anſehnlichen Reſt des in Georgs Brieftaſche gefundenen Geldes, um es zu wohlthätigen Zwecken zu verwenden, indem ich mich mit dem kärglichen Einkommen des Todtengräbers begnügen wolle."

„Der Pfarrer, ein guter alter Mann, willigte nach langem ungläubigem Betrachten meiner Person in mein Gesuch, und nach Beerdigung meines Vorgängers im Amte bezog ich die Todtenwohnung. Mit meinen ewig wurmenden Zweifeln beschäftigt, und mich erhaben fühlend über meine gegenwärtige Umgebung, kümmerte ich mich weder um das dumme Angaffen, noch um die albernen Glossen der Bewohner des Sprengels. Die Arbeiten meines Amtes und der Anbau eines dazu gehörigen Kartoffelfeldes gaben mir Beschäftigung, während die melancholische Ruhe des Gottesackers hinlängliche Muße und Stoff zu mystischen Betrachtungen bot."

„Ruhe fand ich jedoch lange nicht. Auf diesem Felde der Vernichtung und des Spottes allen irdischen Schimmers lebte doch die Sehnsucht nach dem geräuschvollen Treiben der fashionablen Welt in mir fort. Ich liebte darum meinen blauen modischen Rock so sehr, mochte ich auch darüber den Spitznamen Blauröckchen mir zuziehen; pflegte Hände, Haar und Zähne mit großer Sorgfalt, und behielt in Sprache und Umgang die feinen Manieren des Mannes von Ton."

„Die letzten Jahre wurde endlich, in Folge der langen Einsamkeit, mein Geist matt und dunkel, die Erinnerungen verschwammen; ich fühlte mich langsam in den Ocean des Todes hinabgleiten. Aber mit Ihrer Erscheinung und dem Rauchen der Cigarre zerriß der Vorhang wieder, der sich zwischen meinem Auge und dem Weltpanorama herabgesenkt hatte. Ich ward, die Cigarre im Munde, auf einen Augenblick wieder der kecke Reiter, der elegante Dandy, der Herzeneroberer. Aber, ach, die Schlangenhaare der Furien flattern zischend hinter diesen Bildern her. Ich sehe Lenetten wieder, hoch oben auf der volkumgebenen Bühne, blaß und elend unter dem hinschallenden Spruche sich krümmen. Die geheiligten Mauern des Kirchhofs halten die Schemen nicht mehr zurück; denn nur meine Hand umklammert den gefeiten Stein, den Geist aber trug die Erzählung auf den Tummelplatz der Welt. Vorhin ward mir's klar, ich bin Georg, Mamas entarteter Zögling, Lenettens Mörder. Ich selber bin der Patient vom Spitale der barmherzigen Brüder, der in Fieberphantasien dem leichter sterbenden Nachbar seinen Namen und qualbringendes Leben unterschob, und sich dann mit wahnsinniger Wuth an diesen Selbstbetrug klammerte."

„Und nun verlaßt mich; das Werk, dem von jetzt mein Leben geweiht, duldet keine Gesellschaft." — —

Alfred fürchtete den Qualdurchstürmten mit längerem Verweilen nur mehr zu reizen, er wußte auch nichts Tröstendes zu sagen; eher hoffte er, die Einsamkeit werde den Paroxismus sänftigen. Er schwang sich daher geräuschlos in den Sattel und ritt leise und beklommen nach Hause. Als er aus der Ferne zurückblickte, saß der Todtengräber noch immer unbeweglich, das Gesicht in die Hand gedrückt — ein Bild trostloser Verzweiflung.

Ungern ritt Alfred weiter, auch fand er den ganzen übrigen Tag keine Ruhe. Abends vermochte er die peinliche Ungewißheit nicht länger zu ertragen; es ahnte ihm Schreckliches. Als hänge von seiner Eile Leben und Tod ab, jagte er den Weg zum Dorfe hin. Als er durch das Wäldchen kam, welches der Weg durchschnitt, machte ein Geräusch zwischen den Bäumen sein Pferd stutzen. Auch Alfred, durch die Bewegung des Pferdes aufmerksam gemacht, hörte es jetzt deutlich. Aufgeregten Gemüthes, wie er war, bezog er gleich Alles auf den Gegenstand seiner Besorgnisse. Er ritt an den Waldsaum, und wie er schärfer in das Dickicht hinein blickte, erkannte er in der That beim Zwielicht den Todtengräber, der auf eine Eiche geklettert war. Er hatte den blauen zerrissenen Rock an, dessen er erwähnt; sein Gesicht war blaß, aber ruhig. Er war damit beschäftigt, um den starken weit vorspringenden Ast, auf dem er saß, ein Seil zu schlingen, dessen anderes Ende in eine Schleife ausging. — Mehr sah Alfred nicht; er wagte nicht in das Rad des Geschicks zu greifen, aber unfähig, der Zeuge dieser Scene zu sein, warf er sein Pferd herum und stürmte wild in die Nacht hinaus. Hinter ihm her zitterte durch die Luft ein ersterbendes Stöhnen.

Notiz.

[Carlyle über modernes Heldenthum.]

Thomas Carlyle, der nach Philarète Chasles die Geschichte der französischen Revolution mehr als shakspearisch-homerischer Rhapsode sang, wie als Historiker schrieb, hat über Helden und Helden-Verehrung, wie über das Heroische in der Geschichte, sechs Vorlesungen gehalten, die jetzt gedruckt erschienen sind. Carlyle unterscheidet Propheten-Helden, wie Moses, Muhammed; Priesterhelden, Luther, Knox; Dichterhelden, Dante, Shakspeare; Heerführerhelden, Cromwell, Napoleon; die eigentlichen Helden der modernen und künftigen Epoche sind ihm die Schriftstellerhelden, wie Rousseau, Goethe, Burns. Eine Ansicht, der viel tiefe Wahrheit zum Grunde liegt, die aber allerdings mehr deutsch als englisch klingt. Carlyle gilt in England für ein deutschthümelndes Genie.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 95. — den 15. Mai 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Episode aus dem Roman in Versen: „Jankó, der ungrische Roßhirt," von Karl Beck.

(Beschluß.)

Die Erde kann ein Himmel sein!
Allnächtlich, ob es Mondenschein,
Ob grau die Wetterwolke zog,
Die Windesbraut den Gipfel bog,
Ob's Winter, ob es Sommer war,
Ein liebes, schnell verflossnes Jahr, —
Ich kam zu meinem süßen Lieb,
Bis an den Morgen hangen blieb.
Hab süß gelockt, hab süß gescherzt,
Mein feurig Mädel warm gherzt,
Es gab mir gern, es gab mir still,
Was nur mein Männerherze will.

Wenn ich in rauher Winterszeit
Oft um ein Stündlein es versah,
Sie saß, die Locken eingeschneit,
Vor ihrer Thür und harrte da,
Und harrte mein, daß Gott erbarm!
Ein spinnend Kätzlein auf dem Arm,
Und herzte das getreue Thier,
An seinem Fell sich wärmend schier.

So bettelarm! So redlich doch!
Vom Volk geschmäht! In ihrer Noth
Kaum ein verschimmelt schlechtes Brot,
Ihr Kämmerlein ein finstres Loch,
Ein morscher Klotz die Ruhebank,
Aus Säcken war das Bett gemacht,
Darauf sie oft, vor Liebe krank,
An meiner Brust den Schlaf verwacht.

Und ich, der selbst ein armer Mann,
Von heute kaum auf morgen sann,
An Sturm und Noth sich freuen kann,
Mit schlechten Lumpen um den Leib:
Ich hab gesonnen her und hin,
Ich hab gesorgt mit treuem Sinn,
Als wär die kleine Bettlerin
Mein christlich angetrautes Weib!

Sie flocht so schöne Ringelreife,
O Gott, wie kärglich lohnte das! —
Ich füllte selten meine Pfeife,
Ich füllte selten mir ein Glas.
Das Fäßlein, voll vom besten Weine,
Die fünf geliebten Guldenscheine,
Mein süßer Lohn zum neuen Jahre,
Er ging dahin für bunte Waare,
Für Oel und Reiser, Fett und Brot, —
Ach, und am Hungertode starben,
Wir fast am dritten Morgenroth! —
Da mußte wohl mein Rappe darben,
Das Futtersäcklein war verkauft;
Da nagten wir am letzten Brocken,
Da hab ich mir die krausen Locken
Im höchsten Elend wild zerrauft;
Da schritt ich, vor mir selbst erschrocken,
Die Welt verfluchend, wild hinaus, —
Rings war es still, — die Lichter aus;
Da brach ich in des Juden Haus, —
Flugs war ein Beutel Gold gestohlen.
Und fort und fort auf heißen Sohlen!

Der Säckel barg ein schön Gewicht,
Die böse That verrieth sich nicht!
Sie fragte nicht, woher er kam,
Wenn sie den blanken Groschen nahm.

O, Gott vergab die Schuld gewiß,
Er weiß, was mich gewaltig riß.
Zu thun das Werk der Finsterniß!

Sie war geduldig, war so mild
Wies liebe Muttergottesbild!
Ich war ein gottgefällig Kind,
Wenn sie mein Haar gestreichelt lind,
Doch oft ein toll geword'ner Hund,
Wenn mich gepackt die böse Stund,
Von Gram zerwühlt, von Noth zerzaust,
Vom Felde kam hereingebraust,
Und in Verzweiflung wüst gedacht,
Daß Gott die Welt so schlecht gemacht.
Da schnitt es mir das Herz entzwei,
Da schwoll in mir die Raserei,
Daß sie zum Tändeln aufgelegt,
Wenn mich das Elend durchgefegt;
Verklärt zu meinen Füßen schlief,
Wenn ich empört zum Himmel rief.

Von keinem Bissen Brot gelebt,
Von keinem Trunk den Gaum benetzt,
Das Hemd, das dünne Kleid zerfetzt,
Gekränkt, daß ich hinweggeblickt,
So war, von keinem Kuß erquickt,
Die Allerärmste eingenickt!
Ich sprach verblendet: Dieses Weib,
Es hat kein fühlend Herz im Leib!
Erwache, Metze, rief ich schäumend,
Und schlug ihr frommes Angesicht,
Kannst ruhen hier, behaglich träumend,
Indessen mir die Seele bricht?
Ha, Tod! Nun ist sie stumm und frostig,
Nun sie mich völlig ausgesaugt,
Nun scheint der alte Buhle rostig,
Und scheint verarmt und hohlgeaugt?
Zu schlafen süß, indeß er sinnt,
Wie man der Dirne Brot gewinnt?

Was hab' ich dir zu Leid gethan?
Sie sang es zitternd, wie der Schwan,
Den wir gehört im Weiher flöten
In seinen letzten Todesnöthen;
Sie seufzte wie der Wind im Rohr!
Doch ich zerriß den seidnen Flor,
Zum Wiegenfest von mir bescheert,
Ihn schleudernd in die rothe Gluth,
Und sah, wie mit empörter Wuth
Die Flamme prasselnd ihn verzehrt.
Sie nahm die Asche, rings verstreut, —
Bewacht, bewahrt sie noch bis heut!

Mit Zähren war ihr Blick getränket,
Sie lag verzweifelnd auf den Knieen,
Sie sprach: So oft du mich gekränket,
Ich hab' vergessen und verziehen!
Hast mich verachtend angespieen,
Gar oft mich schlugest und verkanntest,
Mich ein verlornes Mädchen nanntest —
Hab' doch zuerst mit dir gesprochen,
Geliebt mit glühendem Gelüst;
Du aber könntest hundert Wochen
Mir zürnen, bis ich sterben müßt.
Hab' doch so wenig jetzt verbrochen,
Und noch im Schlafe dich geküßt!....
Ha, schlafen, schlafen, wenn ich wache,
So bitterlich um dich betrübt?
Daß jäh die Welt zusammenkrache'
Erst aufzureizen, — dann zu streicheln,
Erst aufzulachen, — dann zu schmeicheln,
Du hast dich früh darin geübt!
Los riß ich mich im tollen Grimme,
Mich werfend auf das treue Pferd,
Und horchte nicht der süßen Stimme,
Und ließ den wildverfluchten Heerd,
Und keuchend kam sie hinterdrein;
Es fiel der Schnee in Flocken fein.
Fort flog ich auf des Sturmes Schwingen,
Sie rief mich mit dem schönsten Gruß,
Und warf, geflügelter zu springen,
Den Schuh von dem entblößten Fuß,
Und keuchend kam sie hinterdrein:
Vergib, vergib, Geliebter mein!
Hussah, Hurrah, — und rasend weiter,
Sie hing sich an des Hengstes Schweif;
So flog um Mitternacht der Reiter,
Die Seele für den Teufel reif —
O, nimm mich auf den Rappen dein!
Und donnernd scholl es: Nein! nein! nein!

Doch als sie nimmer bat und weinte,
Zusammensank im kalten Schnee,
Die Hände rang, zu sterben meinte,
Zum Himmel sah im bittern Weh:
Da ward das Auge mir so helle,
Da hat's mich schauernd angehaucht,
Es war in eine frische Quelle,
Mein weißgeglühtes Hirn getaucht;
Als ging die Orgel wundermächtig,
Als käm' die Sonne Nachts heraus,
Als wär' das Blut von Honig trächtig,
Die Brust ein friedlich Taubenhaus!
Da war, — und betend sank ich nieder,
Mein guter Geist zurückgekehrt,
Und ich erkannte gläubig wieder,
Was mir so nah, was mir so werth!

Aufs Rößlein hob ich nun geschwind
Das arme halberstarrte Kind,
Habs fest gepreßt an meine Brust,
Zu schützen vor dem Frost gewußt.
Wie flog der Schnee! Wie schnob das Roß,
Die Luft mit Schweif und Mähnen schlagend!
Kein Tropfen ihrem Aug' entfloß,
Dem grauen Himmel mich verklagend.

Sie lächelte, verzieh, vergaß,
Was ich verbrach, was sie geschmerzt,
Und freute sich, daß sie beherzt
Im Sattel eines Rosses saß.

So ritten wir dem Hüttlein zu!
Sprach: Juliska *), Geliebte du!
Von keinem Bissen Brot gelebt,
Von keinem Trunk den Gaum benetzt,
Gekränkt, daß ich hinweggeblickt,
So warst du, Aermste, eingenickt!
Ich sprach verblendet: Dieses Weib,
Es hat kein fühlend Herz im Leib?
Und hast vergessen und verziehen,
Daß ich verachtend dich bespieen?
Daß ich dich bitterlich verkannte?
Dich ein verlornes Mädchen nannte?
Und kannst noch mit dem Frevler sprechen?
Und kannst mich herzen kaum genug?
Und willst mir nicht den Arm zerbrechen,
Der dich so lästerlich zerschlug?
So wahr mir jetzt die Hände beben,
Die schwörend sich zum Himmel heben,
So wahr die Reue mich zerfrißt,
So wahr du mir zum Troste bist,
So wahr, so wahr, du Schmerzenskind,
Die Eltern uns begraben sind,
So wahr ich beuge jetzt das Knie
Vor Gott und dir, — ich lass' dich nie!

Als ich des Schenken blankes Gut
Beherzt entriß der Räuberbrut,
Da gab er mir ein Häufchen Geld
Und Haus und Hof und Ackerfeld. —
Warum sich meine Herzensbraut
Nun nicht im Hochzeitsbett geschaut?
Was ging ich auch mit wüstem Sinn
Verrätherisch zur Schenke hin?
Und wollte nimmer, nimmer schau'n
Zigeunerliebchen, schlank und braun?
Ich hab' gefühlt den schärfsten Schmerz,
Ein Messer fuhr mir jach ins Herz,
Wenn ich in mondbeglänzter Nacht
Geritten kam vom Haideland, —
Noch spät das arme Lieb gewacht,
Und mein geharrt am Hügelrand: —
Da hört' ich einen schrillen Schrei, —
Da zog ich dumpf und stumpf vorbei, —
Ach, mich bestrickte zu geschwind
Das goldgelockte Schenkenkind! — —

Wie sie bescheiden sich bewegt,
Die Dirne aus dem fremden Lande!
Den Busen, der noch kaum sich regt,
Versteckt im schließenden Gewande,
Das goldne Haar so glatt gekämmt,
Gescheitelt, züchtig eingedämmt.

*) Sprich: Julischka: Julchen.

Sie wallt so gern im Mondenschein,
Und plaudert mit den Sternelein,
Und jubelt, wenn die Blumen sprießen,
Und liebt, die Rosen zu begießen,
Und seufzt, wenn wir die Lerche schießen,
Und liebt, in stiller Sommernacht
Sich auf das Bänklein hinzusetzen,
Mit Mährchen, reizend ausgedacht,
Den Vater freundlich zu ergetzen,
Und bebt, wenn dumpf die Büchse kracht,
Und wir im Dorf die Stiere hetzen.
Und wenn sie schämig ausgesprochen
Das kaum erlernte Ungarwort, —
Zwar klingt es fremd und klingt gebrochen,
Doch klingt es in der Seele fort!

Wenn ich ein Röslein ihr gepflückt,
Hats träumend an das Herz gedrückt.
Aus ihrem Aug' die Thräne brach,
Wenn ich von meiner Liebe sprach,
Und sah so traurig auf und sann,
Als sänne sie: Du lieber Mann! — —
Daß ich mein erstes Lieb verließ,
Es rauh hinaus ins Elend stieß;
Daß es im Lebensüberdruß
Verkümmern und verderben muß;
Und daß es nimmer mich verflucht,
Die Spuren meines Fußes sucht;
Und daß ich meine Sünde weiß,
Und daß ich meine Hölle kenne,
Und zitternd doch und fieberheiß
In einer zweiten Liebe brenne,
Und nicht die erste kann vergessen,
Und mich in Reue muß zerfressen: —
Das ist's, was mich bei Tag und Nacht
So ruhelos, so traurig macht! ..."

Es hört der Kamerad die Mähr,
Ihm ist es, ob es Winter wär,
Und schneeig färbt sich sein Gesicht,
Er sinnt und sorgt und redet nicht,
Und sieht verstohlen von der Seit
Den Armen an von Zeit zu Zeit,
Und hört die Mähr mit blassem Schrecken, —
Das Pfeiflein will ihm nimmer schmecken! —

Correspondenz.

Aus London. (Beschluß.)

[Englische Rechtspflege; die verfolgte Schönheit.]

Doch bin ich weit entfernt, auch der englischen Rechtspflege eine Lobrede halten zu wollen. Die Rechtspflege, die über Mein und Dein entscheidet, ist ziemlich allenthalben ein gebrechliches Ding. Die Rechtspflege hingegen, welche über Verbrecher zu Gericht sitzt, müßte in England vortrefflich sein, wenn sie ohne Chicane und Wortklauberei

wäre. Da liegt aber der Hase im Pfeffer, zwei neuerlich vorgekommene Fälle haben das deutlich bewiesen. Vielleicht erinnern sich einige Leser an meinen frühern Bericht über Waterfordische Spaßhaftigkeiten; und Jedermann weiß, daß es bei allen civilisirten Nationen, folglich in London so gut wie in Berlin, Menschen gibt, welche die Natur offenbar zu Lohnkutschern, Stallknechten, Abläckern und ähnlichen staatsbürgerlichen Stellungen bestimmt, ein Zufall der Geburt jedoch zu Edelleuten und sonst ansehnlichen Personen gemacht hat. Aber, naturam expellas furca, tamen usque recurret — oder what is bred in the bone will never come out of the skin. Genug, Instinkt und Neigung sind in jenen zufälligen Aristokraten so stark, daß sie, trotz aller Vortheile von Rang und Erziehung, Flegel sind und bleiben. Waterford und Consorten gehören zu diesem Geschlechte. London und seine Umgegend wird seit geraumer Zeit von einer Bande hochgeborner Vagabunden belästigt, die Zeit und Kräfte dazu anwenden, Fenster einzuwerfen, Laternen zu zerschlagen, Thürklopfer abzureißen, anständige Frauenzimmer zu insultiren, en public körperliche Blößen zu zeigen, unglückliche Mädchen trunken zu machen und bisweilen einen Miethkutscher in Branntwein zu ersäufen, zuletzt aber ihre nächtlichen Orgien damit krönen, daß sie schwache Frauen niederwerfen, alten Männern die Hüte nehmen und jeden Wehrlosen ihre Brutalität fühlen lassen. Beispiele dieser Art erscheinen wöchentlich unter den hiesigen Polizei-Verhandlungen, und Niemand fragt, warum die Thäter niemals der Strafe verfallen, welche niedriggeborene Vagabunden unbedingt treffen würde. Niemand fragt, denn Jedermann weiß, daß die Polizeibehörde aristokratische Flegel weder auf die Tretmühle, noch ins Gefängniß schickt. Wenn aber ein ernster, wichtiger Fall vor eines der höchsten Landes-Tribunale gelangt und auch da die Junker ihre Feuerprobe unversengt bestehen, dann spitzt das Publicum die Ohren, schütteln verständige Männer die Köpfe und erhebt die Presse dreimaligen Wehruf. Das geschieht gegenwärtig in Betreff jenes Scandals, daß Graf Waldegrave, Capitain Droff und noch zwei vornehme Herren zu Hampton einem Polizeidiener bei Nacht den Hirnschädel gespalten haben. Allerdings war es nur ein kleiner sport. Der Polizeimann ist durch eine gefährliche Operation gerettet worden und bleibt blos ein lebenslänglicher Krüppel. Die Sache kam vor die Queens-Bench, und der Oberrichter selbst, Lord Denman hat sie gefälligst arrangirt. Das Urtheil wird erst in einigen Monaten gefällt und was bis dahin auf den Wink Lord Denman's geschieht, das weiß man. Die Frevler werden dem Mißhandelten durch eine kleine Geldsumme den Mund stopfen, er dem Gerichte seine Klaglosstellung anzeigen und dieses die lustigen Patrone wegen eingestandener Trunkenheit jeden um fünf Schillinge strafen. Und solchen Ausweg hat der Richter selbst an die Hand gegeben! Das Publicum schreit, die Presse wüthet und Lord Denman legt ruhig den Finger aufs Gesetzbuch und weist nach, daß er seine Pflicht und den Buchstaben des Gesetzes nicht verletzt hat. Ja, dieser Buchstabe des Gesetzes! der hat auch den andern der obengedachten zwei Rechtsfälle, den Proceß des Lord Cardigan vorm Hause der Pairs, freventlich zu seinen Gunsten entschieden. Soviel mir wissend, hat kein einziges Organ der öffentlichen Meinung diesen Ausspruch gebilligt, im Gegentheile sind ganze Steinladungen, schwerer als die vor Biberich in den Rhein versenkten, auf die edeln Lords geschüttet worden. Gleichwohl sind die Pairs im strengen Rechte, und das eben ist der faule Fleck am Reiche Dänemark. — Noch heutzutage wird das englische Rechtswesen am treffendsten durch jene alte Geschichte charakterisirt, die Archenholz in seinem „England und Italien" erzählt, wo nämlich ein Kaufmann betrügerischer Weise einer Schuld angeklagt wurde, und trotz seines guten Rechts den Proceß verloren hätte, wenn sein minder scrupulöser Rechtsbeistand nicht, ohne Vorwissen seines Clienten, für diesen ein paar falsche Zeugen erkauft hätte, welche den falschen Zeugen des ungerechten Gegners die Waage hielten. Falschheit gegen Falschheit!

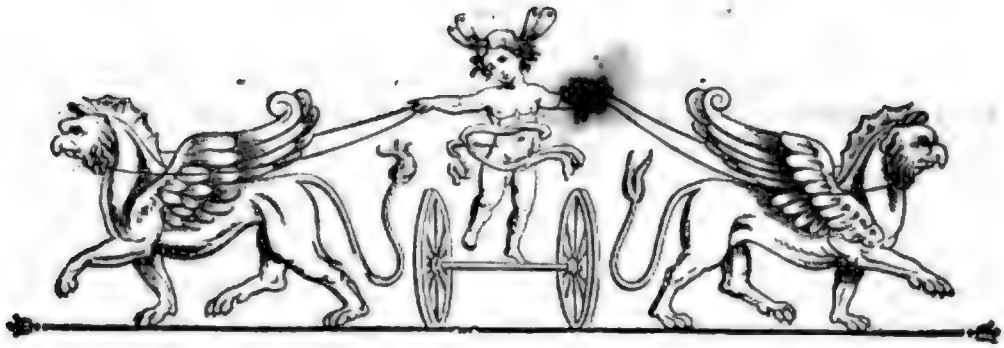
Die arme Millionairin, Miß Angela Georgiana Burdett-Coutts, ist den in einem frühern Bericht von mir erwähnten Verfolgungen durch Abenteurer und Freiwerber noch immer nicht entgangen. Im Exchequer Court sah ich neulich Miß Burdett an der Seite ihres Vaters sitzen, sie die observed of all observers, um eigenmündig auszusagen, wie frech einer ihrer Bewunderer auf öffentlicher Straße sich gegen sie benommen. Behüte doch der Himmel alle Mädchen, die er lieb hat, vor — Reichthum!

Notiz.

[„Ost und West."]

Diese prager Zeitschrift geht noch immer dem ganzen Troß österreichischer Journale durch ihr ernsteres Streben voran. Ihre Theilnahme an jeder geistigen Bewegung in Deutschland bleibt, soviel das innerhalb der kaiserlichen Gränzen möglich ist, beständig wach. Ihrer speciellen Tendenz, über den slavischen Osten zu berichten, ist sie treulich nachgekommen; wir glauben wenigstens zu bemerken, daß die meisten Abhandlungen über die neuere böhmische, polnische, slovakische und illyrische Literatur in unsern Conversationslexicis Compilationen aus „Ost und West" sind. Besondere Aufmerksamkeit verdienen in dieser Hinsicht die „Nachklänge slavischer Volkslieder" von Siegfried Kapper; auch an originaldeutschen Gedichten bringt sie viel Ansprechendes von Friedr. Bach, Moritz Hartmann, Grünwald, Meißner u. A. Seit Jänner 1841 erscheint zu „Ost und West" eine Beilage: Prag. Es ist zu wünschen, daß dies mehr als ein localer Moden-, Concert- und Ballspiegel werde. Das slavische Rom, oder das slavische Jerusalem, wie Einige die alte Königsstadt nennen, ist so reich an eigenthümlichen Seiten, daß ein contemplativer Kopf wohl tausend und eine Nacht davon erzählen könnte. Correspondenzen aus Prag kommen überdies nur selten nach Deutschland, und auch dann sind sie auf dem Wege über die Gränze sehr einsylbig geworden.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 96. — den 17. Mai 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

In die Welt.

Novelle von Robert Bürkner.

Die Mutter hatte immer eine Redensart im Munde, über deren Sinn wir uns niemals verständigen konnten, obwohl sie nicht unterließ, mir die Richtigkeit ihrer Ansicht mit den nachdrücklichsten Argumenten zu bekräftigen, und die gute Mutter, Gott lasse die Selige ruhen, hatte eine schwere Hand. Es handelte sich um die richtige Auslegung der Redensart: „Dem lieben Herrgott die Zeit abstehlen," welche die Mutter auf mich anwandte, wenn ich nicht gleich ihr in Küch' und Keller schaffte, oder nach den Gästen sah, von denen unser kleines Wirthshaus vielen Zuspruch hatte, oder ihr sonst in der Wirthschaft nicht behülflich war, welche ihr nach des Vaters Tode allein überlassen blieb.

Nun ist es wohl wahr, daß ich in der Welt nichts lieber that, als mich auf die Bank vor dem Hause hinsetzen und, mich behaglich sonnend, nach der Landstraße sehen; denn, daß ich blos meine Schuhspitzen beguckt hätte, wie die Lästermäuler sagten, ist nicht wahr, um so weniger, als ich nicht einmal immer Schuhe anhatte. Oder ich ging auch, namentlich des Sonntags, wenn die Leute in der Kirche waren, und das Bimbam der kleinen Kirchenglocke durch die stille Luft zitterte, die Felder entlang, indem ich mir die reifen Aehren durch die Finger gleiten ließ, bis ich müde ward, und mich an einem Wiesenabhange ins Gras legte, den Hut über die Augen deckend und die Grashalme neben mir abrupfend.

Doch hatte ich nicht immer den Hut über den Augen; oft schaute ich auch mit freien, seligen Blicken in das tiefblaue Himmelsgewölbe hinein, oder folgte dem Fluge der Wolken, wenn sie majestätisch über mir dahin segelten — und dann ward es so still und heilig in meinem Innern, wie in jenem Augenblicke, wo ich zum ersten Male dem Tische des Herrn genaht war. Das nannte nun die Mutter: dem lieben Herrgott den Tag abstehlen!

Ich aber im Gegentheil dachte, und leider sagte ich es auch manchmal: „Das ewige Schaffen und Rennen, wobei der Mensch gar nicht Gelegenheit hat, sich auf sich selbst zu besinnen, das kann doch unmöglich seine Bestimmung sein, damit kann sich doch unmöglich der Zweck seines Daseins erfüllen. Ich wenigstens habe nie etwas von Menschenwürde und Gottähnlichkeit gespürt, wenn ich den Dreschflegel schwang, oder mit dem Grabscheit handthierte."

Aber da die Mutter vermöge ihrer Autorität mir den Mund schließen konnte, behielt sie natürlich immer Recht, und mir blieb der Verdruß.

Auch mehrte mein Plätzchen vor der Thüre meine Bekümmerniß. Das ging so zu. Wenn ich dort saß, recht innerlich vergnügt darüber, daß die vielen Strapazen, als: Ankleiden, Frühstücken u. s. w. vorüber waren, und ich schaute auf die Landstraße, die weit, weit hin vor meinen Blicken sich ausdehnte, bis sie sich hinter einem Hügel verlor, überfiel mich oft eine heiße Sehnsucht, auch dahinab zu ziehen, weit fort in die Welt hinaus. -

Das war eine Noth. Die ganze Welt, sollten es mir, war auf der Wanderung, und nur ich allein sollte zu Hause bleiben! Und wie schön mußte es da draußen sein: denn so prächtige Wagen, als da vorüber fuhren, gab es in unserm Dorfe nicht, und so stattliche Leute, als in jenen saßen, schon gar nicht. Was mußte das für ein Leben sein, da draußen! Ein Leben nur der Ruhe, der Freude und dem Vergnügen gewidmet! Da galt gewiß nicht das Gebot: im Schweiße seines Angesichts zu arbeiten; sondern ein Festtag reihte sich an den andern. Keine Sorge, kein Kummer; ein ruhiges Genießen des Daseins, wie es dem vernünftigen Menschen ziemt.

Einmal, als ich auch sehnsüchtig einer vorüberrollenden Kutsche nachsah, beugte sich ein wunderholdes Frauenbild aus dem Schlage und nickte mir lächelnd zu. Da schrie ich laut auf und eilte dem Wagen nach, so weit ich konnte und blieb dann stehen und sah ihm nach, so lange ich noch den wehenden Schleier gewahrte, der wie eine Fahne lustig aus ihm herausflatterte, und welcher dem schönen Fräulein angehörte. Als nur noch die aufsliegenden Staubwolken seine Spur verriethen, kamen mir die Thränen in die Augen — ich weiß nicht, ob der Staub Schuld daran war.

Ließ ich aber vor der Mutter von meiner Sehnsucht nach der Welt etwas merken, so schalt sie beinahe noch heftiger als über meinen Müßiggang, und aus dem Tagedieb, wie sie mich sonst nannte, wurde ein — Landstreicher, dem nicht oft genug die Lehre gepredigt werden könnte: Bleib' im Lande und nähre Dich redlich.

Aber ich wußte recht wohl, warum sie das sagte. Ich sollte meines Vaterbruders Tochter heirathen, die Anna, welche als blutjunge Waise zu uns ins Haus gekommen war und eine schmucke Dirne sein sollte, wie die Burschе im Dorfe sagten; denn ich habe mir sie damals nicht sonderlich angesehen. Das war nun ein schrecklicher Gedanke für mich! Heirathen — dann konnte ich ja nicht mehr in die Welt hinaus, sondern mußte, wie mein damals auch schon seliger Vater gethan hatte, auf dem Lehnstuhle hinter dem Ofen sitzen, die hohe Zipfelmütze über die Ohren gezogen und die steife Gipspfeife zwischen den Zähnen. Pfui! Ich haßte ordentlich die Anna deshalb, daß ich ihr Mann werden sollte, und that ihr Alles zum Tort, wie ich nur konnte.

Das Essen, das sie gekocht hatte, fand ich schlecht und aß nicht, selbst wenn es meine Leibspeise war; wenn des Sonntags getanzt wurde, stahl ich mich fort, und so mußte sie auch vom Tanz bleiben, weil Niemand weiter da war, um die Gäste zu bedienen, und weil sie das Pfeifen nicht leiden konnte, so pfiff ich den ganzen Tag.

Zankte sie nun, so war mir das schon recht, denn dann wurde ich auch böse, und in der Bosheit konnte ich sie ärgern, ohne daß ich mir selbst darüber einen Vorwurf machte; aber wenn sie Alles gelassen ertrug, oder wohl gar mit nassen Augen zu mir trat und sagte: „Fritz, was habe ich Dir denn zu Leide gethan, daß Du mich so kränkst?“ dann wurde mir recht weich zu Muthe und ich hätte mich selber prügeln können. Gewiß, ich hätte Anna recht lieb gehabt, wenn ich sie nicht hätte heirathen sollen; denn wie ich ihr Alles zu Leide, that sie mir Alles zu Liebe.

Wo sie mir eine Arbeit abnehmen konnte, war sie mit Freuden dazu bereit, und glücklich, wenn ich ihr dafür: Schön Dank, sagte. Das that ich auch manchmal. Das ging nun eine Zeit lang so, bis die Mutter eines Tages, es war an Anna's siebzehntem Geburtstage, zu uns sagte: „Kinder, Ihr seid nun alt genug, oder, was dasselbe sagen will, noch jung genug, Euch zu heirathen — ich war einundzwanzig Jahr alt — denn jung muß man zur Ehe schreiten oder gar nicht. — Jung gefreit, hat nie gereut, weil da der Mann und das Weib noch nicht Zeit gehabt haben, der unbestimmten Ahnung ihres Herzens Form und Gehalt zu geben; sondern die erwachende Sehnsucht mit ihrer Erfüllung zusammentrifft.“

Die Mutter mochte Recht haben, ich gab ihr aber Unrecht, weil mein Sinn gar noch nicht auf die Weiber gerichtet war. Indeß half mir das Alles nichts; ich mußte meine Zustimmung zur Heirath geben, weil es die Mutter wollte. Nun aber konnte ich Annen vollends nicht mehr ausstehen; ich machte es ihr so arg, daß sie eines Abends ganz erbost zu mir sagte: „Wart' nur, Du wirst es schon noch bereuen, daß Du mich so behandelst. Siehst Du, ich habe Dich so lieb gehabt, so lieb — aber nun mag ich Dich gar nicht. Ich will eine vornehme Dame werden, und in einer so schönen Kutsche fahren, wie immer dort vor unserm Hause vorüberrollen: und da kannst Du denn auch hinterdrein laufen — aber ich werde mich nicht nach Dir umsehen.“

Ich lachte. Die Anna in einer Kutsche fahren — eine vornehme Dame werden —! Wie sollte denn das zugehen. Sie hätte denn müssen den Junker Wilhelm heirathen, der manchmal bei uns einsprach, und der mir dann immer sein Pferd zu halten gab, was ich recht gern that, weil ich mich heimlich darauf setzte und eine Strecke auf der Chaussee forttrabte.

Bad news which did not surprise me. I had already had my own information from Mr. Bell, and had written to Mr. Hall Caine to tell him that I could not undertake the work. I am sorry that he has been put to the trouble of writing to you. I am sorry also that you have been put to the trouble of writing to me. I am sorry that I have been put to the trouble of writing to you. I am sorry

Ein gebildeter Mann, der sich durch Fleiß und Rechtlichkeit auszeichnet, wünscht eine Stelle als Hauslehrer oder Gesellschafter. Gefällige Offerten unter Chiffre A. B. C. 1 befördert die Expedition dieses Blattes.

Ein Mann, der sich durch Fleiß und Rechtlichkeit auszeichnet, wünscht eine Stelle als Hauslehrer oder Gesellschafter. Gefällige Offerten unter Chiffre A. B. C. 1 befördert die Expedition dieses Blattes.

Ein Mann, der sich durch Fleiß und Rechtlichkeit auszeichnet, wünscht eine Stelle als Hauslehrer oder Gesellschafter. Gefällige Offerten unter Chiffre A. B. C. 1 befördert die Expedition dieses Blattes.

Ein Mann, der sich durch Fleiß und Rechtlichkeit auszeichnet, wünscht eine Stelle als Hauslehrer oder Gesellschafter. Gefällige Offerten unter Chiffre A. B. C. 1 befördert die Expedition dieses Blattes.

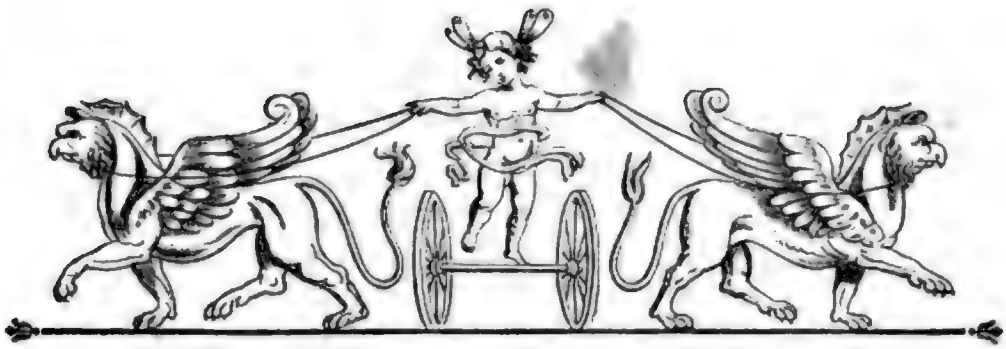
Ein Mann, der sich durch Fleiß und Rechtlichkeit auszeichnet, wünscht eine Stelle als Hauslehrer oder Gesellschafter. Gefällige Offerten unter Chiffre A. B. C. 1 befördert die Expedition dieses Blattes.

Ein Mann, der sich durch Fleiß und Rechtlichkeit auszeichnet, wünscht eine Stelle als Hauslehrer oder Gesellschafter. Gefällige Offerten unter Chiffre A. B. C. 1 befördert die Expedition dieses Blattes.

Ein Mann, der sich durch Fleiß und Rechtlichkeit auszeichnet, wünscht eine Stelle als Hauslehrer oder Gesellschafter. Gefällige Offerten unter Chiffre A. B. C. 1 befördert die Expedition dieses Blattes.

Ein Mann, der sich durch Fleiß und Rechtlichkeit auszeichnet, wünscht eine Stelle als Hauslehrer oder Gesellschafter. Gefällige Offerten unter Chiffre A. B. C. 1 befördert die Expedition dieses Blattes.

Ein Mann, der sich durch Fleiß und Rechtlichkeit auszeichnet, wünscht eine Stelle als Hauslehrer oder Gesellschafter. Gefällige Offerten unter Chiffre A. B. C. 1 befördert die Expedition dieses Blattes.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 97. — den 18. Mai 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

In die Welt.

(Fortsetzung.)

Rasch eilte der Junker fort und ließ mich stehen. Ich war ganz verdutzt und betrachtete mit glotzenden Augen den großen, schwerbepackten Wagen, auf welchem ich in die Welt hinausfahren sollte.

Hintenaufsetzen sollt' ich mich; neben Mamsell Elise, sagte der Junker. Es war ein luftiger Sitz; recht hübsch bei freundlichem Wetter, nur der Sonne ein wenig ausgesetzt, da er kein Verdeck hatte, und bei Regenwetter mußte man patschenaß werden. Jetzt war es indeß freundliches Wetter, und das Plätzchen kam mir recht hübsch vor. Ich blieb meinen Betrachtungen nicht lange überlassen, denn Junker Wilhelm kam so eben die Treppe herab, hinter seinen gnädigen Eltern, und gefolgt von Mamsell Elise, welche eine Schachtel und einen Regenschirm trug.

Der Junker nahm mich bei der Hand und stellte mich dem gnädigen Herrn vor, während die gnädige Frau in den Wagen steigen wollte. „Das ist er," sagte er.

„Hm," machte der gnädige Herr, während die gnädige Frau, sich auf dem Wagentritt umdrehend, mich von der einen, Mamsell Elise von der andern Seite ansah, so daß ich gar nicht wußte, wo ich meinerseits mit den Augen hinsollte.

Die gnädige Frau nickte. Mamsell Elise lächelte ein wenig spöttisch und der gnädige Herr sagte: „Gut, steig' nur auf, Fritz."

Hierauf stiegen die gnädigen Herrschaften in den Wagen und Mamsell Elise hinten auf: indem sie mir Schachtel und Schirm zu halten gab, bis sie sich oben bequem eingerichtet hatte. Dann mußte ich ihr Beides hinaufreichen und durfte nachkommen.

„Fahr' zu, Schwager!" rief jetzt der gnädige Herr; die Pferde zogen an, der Postillon blies, und fort ging es im schärfsten Trabe.

Ich schrie laut auf, und ich kann es nicht leugnen, ich fing an zu weinen; denn ich dachte an die Mutter, die ich ohne Abschied verlassen, an mein Vesperbrot, das ich noch nicht gegessen hatte, und an mein warmes Bett, in welches ich heute Nacht nicht kriechen sollte. Doch stockten die Thränen bald, da mir zugleich einfiel, daß ich nun auch Anna nicht zu heirathen brauchte, und in die weite Welt fahren konnte.

Und das Fahren, muß ich gestehen, behagte mir sehr. So im Fluge die Straße hinabrollen, daß die Bäume im Wirbel tanzen; jeder Augenblick eine neue An- und Aussicht — das war mir ein bezauberndes Gefühl.

Mamsell Elise unterbrach mich in meinen Betrachtungen mit den Worten: „Nun, Musjeh Fritz, wollen Sie denn ewig wie ein Stockfisch neben mir sitzen und kein Wörtlein plaudern? Sie sind wohl noch nicht hinter dem Ofen vorgekommen?"

„Es ist das erste Mal," sagte ich kläglich.

„Nun freilich, da fällt der Abschied schwer. Sie haben doch nichts Liebes zurückgelassen."

Ich wußte nicht recht, was Mamſell Eliſe damit ſagen wollte, und ſah ihr deshalb etwas dumm in die Augen.

„Ich meine,“ fuhr ſie fort, „eine Geliebte.“

„Eine Geliebte nicht, aber eine Braut,“ war meine Antwort, und da Eliſe nicht wußte, wie ſie das verſtehen ſollte, erzählte ich ihr meine ganze Geſchichte. Sie wollte ſich halb todt lachen und rief einmal über das andere: das müſſe ſie der gnädigen Frau erzählen und ich ſei ein ſchnurriger Kauz. — Dann ward ſie auf einmal ernſt und ſagte: „Wiſſen Sie aber auch, daß Sie ein ſchlechter Menſch ſind, Muſjeh Fritz! Ein armes Mädchen ſitzen zu laſſen und ihr das Herz zu brechen. Wer weiß, wozu ſie die Verzweiflung treiben kann.“

Daran hatte ich bis jetzt noch gar nicht gedacht, und der Gedanke fiel mir ſchwer aufs Herz. Gewiß, wenn es möglich geweſen wäre, ich würde auf der Stelle umgekehrt ſein.

Als Eliſe meine aufrichtige Reue ſah, dachte ſie als echte Chriſtin daran, daß dem Reuigen vergeben werden müſſe, faßte meine Hand und ſagte, ſie leiſe drückend: „Es war ein Jugendſtreich, den Sie vergeſſen machen müſſen, Fritz.“

„Ach gewiß,“ betheuerte ich, „wenn ich aus der Welt zurückkehre und Anna hat ſich nicht inzwiſchen ein Leides angethan, ſo löſe ich ihr mein Wort.“

„Dummes Zeug,“ unterbrach mich Eliſe ein wenig ärgerlich. „Anna wird ſich zu tröſten wiſſen, und bis wir zurückkehren, ſind Sie längſt vergeſſen. — Aber,“ fuhr ſie ſchmeichelnd fort, und legte den Regenſchirm, der bisher neben mir geſtanden, und mir bei jedem Stoß des Wagens in die Rippen gefahren war, hinter ſich auf den Sitz; „aber wenn Sie wieder ein Mädchen finden, das Ihnen ſein Herz ſchenkt, und Ihrer Liebe nicht unwürdig iſt, dann Fritz, dann bedenken Sie, daß es abſcheulich iſt, ein zartes, jungfräuliches Herz in ſeinen Hoffnungen zu täuſchen.“

Da der Wagen jetzt gerade über einen Stein flog, ward ich gegen ihr jungfräuliches Herz geſchleudert, und wie ſchnell ich mich auch zurückziehen wollte, Eliſe hatte noch ſchneller ihren Arm um mich geſchlungen und liſpelte: „Die Wege des Lebens ſind oft holperig, und es iſt ſo ſüß, ſich von den Stößen des Schickſals an Freundes Buſen zu retten; Sie ſind noch jung und unerfahren, Fritz; danken Sie dem Zufall, der Ihnen in mir eine theilnehmende Freundin geſchenkt hat. Werden Sie wohl Vertrauen zu mir haben?“

„Gewiß,“ antwortete ich, um nur etwas zu ſagen.

„Und Sie ſind der einzige Sohn Ihrer Mutter,“ fuhr ſie fort; „und der Dorfſchenkram iſt Ihr Eigenthum?“

Ich ſah ihr bei dieſen Worten wieder ziemlich verblüfft in die Augen, denn ich konnte den Zuſammenhang der Schickſalswege mit meiner Mutter einzigem Sohne und ſeinem Eigenthum nicht recht begreifen; Mamſell Eliſe nahm ſich auch nicht die Mühe, mich darüber aufzuklären. Sie war nachdenklich geworden, und ſei es, daß das Denken ſie ermüdete, oder das einförmige Schaukeln des Wagens auf ſie wirkte; kurz, nach einer Weile ſchlief ſie ein.

Mir war das ſchon recht. So blieb ich wieder mir ſelbſt und meinen ſtillen Träumen überlaſſen. Hatte mir das Fahren am Tage gefallen, ſo gefiel es mir jetzt am Abend noch beſſer. Man befindet ſich wie in einem wahren Traume. Was der Tag klar auseinander hält, das drängen die Schatten der Nacht und das raſche Vorüberfahren zu einem nebelhaften Bilde zuſammen. Städte, Dörfer, Wald und Feld fliehen an dem Wanderer vorüber, wie die Bilder einer Zauberlaterne, unbekannt dem Fremden, doch von ſeiner Phantaſie belebt und ausgeſchmückt. An das Geheul eines gelangweilten Dorfhundes knüpft er ein Idyll, und das Lichtchen, welches dort einſam aus Waldesſchatten herüberblitzt, beleuchtet ihm ein romantiſches Abenteuer.

Ich wußte zuletzt wirklich nicht, ob ich wachte oder träumte, bis mich ein nagender Hunger und das Schnarchen meiner Nachbarin überzeugten, daß ich munter ſei.

Mamſell Eliſe war mit ihrem Köpfchen an meine Bruſt geſunken, und ſchwankte ſo heftig hin und her, daß ich am Ende Mitleid mit ihr hatte und ſie ſanft in meine Arme ſchloß, ſo daß ſie ſicherer an mir ruhen konnte. Doch muß ich geſtehen, daß nicht Menſchenfreundlichkeit allein mich hierzu antrieb, ſondern weil ich dadurch auch einigen Schutz gegen die Nachtluft erhielt, die empfindlich zu werden drohte. Aber wie ſich jede gute Handlung durch ſich ſelbſt belohnt, ſo auch hier. Die Situation gefiel mir am Ende; ich ſah, daß Mamſell Eliſe gar nicht ſo übel ſei, und es wurde mir ganz wunderlich, als ich, um ſie bei dem klaren Lichte des Mondes näher zu betrachten, mich über ſie hinabbeugte und ihr warmer Odem meine Wange berührte.

In dieſem Augenblicke hielt der Wagen auf der Station und Eliſe erwachte. Ich war ſo in ihren Anblick vertieft, daß ich gar nicht daran dachte, ſie aus meinen Armen zu laſſen, und ſie alſo dazu einige Gewalt anwenden mußte.

„Aber, Musjeh Fritz," sagte sie, „ich hätte gar nicht gedacht, daß Sie ein solcher Spitzbube sein könnten. Meinen unbewußten Zustand so zu benutzen? Ist das recht?"

Ich wollte mich entschuldigen, wie ich das auch recht gut konnte, da ich mir keines bösen Gedankens bewußt war, doch Elise ließ mich nicht zu Worte kommen; wie es schien, war ihr mehr daran gelegen, an meine Schuld glauben zu dürfen, als mich gerechtfertigt zu sehen.

„Lassen Sie es nur gut sein," sagte sie endlich, als ich mich durchaus nicht beruhigen wollte, „anstatt mit Worten ein Hühnchen zu pflücken, wollen wir lieber eines mit Finger und Messer zerlegen. Sie werden auch Hunger haben, nicht wahr?"

„Ach, und wie!" rief ich aus, und bemerkte zu meiner unendlichen Freude, daß Elise aus ihrem Strickbeutel wirklich ein gebratenes Hühnchen, sauber in Papier gewickelt, hervorgeholt hatte. Ein himmlisches Lächeln schwebte dabei um ihre Lippen, sie war in diesem Augenblicke hinreißend schön. Sie theilte gewissenhaft mit mir, und es war ihr anzusehen, daß sie sich vielmehr über meinen Appetit freute, als daran dachte, den ihrigen zu stillen. Als ich meinen Theil aufgegessen hatte, nahm sie ihr Taschentuch und putzte mir den von Fett glänzenden Mund, den ich hierauf auf ihr weiches Händchen drückte.

„So zärtlich, Fritzchen," lispelte sie.

Ach, warum sollt' ich es nicht sein; wer ein gebratenes Hühnchen mit mir theilte, verdiente wohl, daß ich mein Herz mit ihm theilte. Auch schmeckte es mir noch so gut, daß ich in der Zerstreuung an Elisens Fingern, wie an Hühnerknöchelchen nagte, was ihr gar nicht schlecht zu gefallen schien.

„Kleiner Schäker," begann Elise von Neuem, „wenn ich Ihre Braut wäre, würden Sie mir denn auch davonlaufen?"

Ich dachte an das gebratene Hühnchen und sagte aufrichtig: „Nein, gewiß nicht."

Da schlang Elise beide Arme um mich und küßte mich herzhaft auf den Mund, daß ich gar nicht wußte, wie mir geschah. Es war der erste Kuß, den ich von einem Frauenzimmer bekam, meine Mutter ausgenommen; denn Anna durfte mich nicht küssen, und wenn sie es manchmal, wie im Scherze versuchte, konnte sie darauf rechnen, daß ihr der Versuch einen tüchtigen Puff eintrug.

Ich hatte große Lust, den empfangenen Kuß zu erwiedern, aber ich wußte nicht, wie ich das anstellen sollte. Ich war ganz verwirrt; Mond und Sterne schienen mir zu tanzen. Ich preßte Elisen leise, doch zärtlich, an mich an, und sie legte wieder ihr Köpfchen auf meine Schulter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Schlesien.

[Wahlstatt und Liegnitz; Oeffentlichkeit; Theater.]

Am 9. April waren, dem Datum nach, 600 Jahre vorüber, seit die nach Schlesien vorgedrungene Tatarenhorde in der weltgeschichtlichen Schlacht bei Liegnitz einen kräftigen Widerstand erfuhr, der vielleicht Deutschland und das ganze westliche Europa vor den verwüstenden Streifzügen der asiatischen, bis dahin siegreich gewesenen, Heerhaufen bewahrte. Die historische Kritik hat zwar der großen schlesischen Waffenthat dies Verdienst bestritten, da die asiatischen Schwärme bereits zurückgerufen, und auch ohne die Niederlage bei Liegnitz zurückgegangen wären, mithin die angeblichen Retter Deutschlands, wo Kaiser Friedrich II. mit dem Papste zu thun hatte, sich vergeblich geopfert hätten. Dennoch wird jene Schlacht am 9. April (a. St.) 1241 für alle Zeiten der Erinnerung werth und eine der ausgezeichneten Thatsachen bleiben, welche wahrscheinlicher Weise eine geschichtliche Neugestaltung der Dinge abwandte. Der Einfall der Tataren war eine blutige Demonstration des übermächtig gewordenen Osten, welche die Lehre aufdrang, daß Europa vor ihm stets auf der Hut zu sein habe, wenn es nicht früher oder später ein Theil des großen asiatischen Despotenreiches werden wolle, und diese Lehre ist auch heute noch nicht überflüssig geworden. Konnte der Geschichtsforscher wirklich gründlich nachweisen, der Abzug der Tataren wäre auch ohne den kräftigen Empfang der abendländischen Ritterschaft erfolgt, so ist doch nicht zu leugnen, daß derselbe ihnen einen neuen Eroberungsversuch gewaltig verleidete. Wer aber vermag zu verbürgen, daß ein solcher nicht vielleicht bald darauf geschehen wäre, wenn die Tataren ihren Mord- und Brandzug auch in Schlesien so siegreich, wie in Polen und Ungarn, hätten fortsetzen können, und daß in Folge dessen eine Periode asiatischer Herrschaft über Europa eingetreten wäre, wie sie in den spätern Jahrhunderten einige Male durch die Türken drohte. Mit vagen Voraussetzungen und Folgerungen ist in der Geschichte, dieser von Millionen moralischer und intellectueller Fäden abhängigen Lehre menschheitlicher Thatsachen, am wenigsten bezüglich einer Zeit gethan, aus der wir nur ein nacktes großes Factum und dessen nächste thatsächliche Umstände, nicht aber die entferntern und moralischen Ursachen und Nachwirkungen, mit Sicherheit kennen. Wie sehr daher auch die Gelehrteneitelkeit triumphiren mochte, durch eine Ermittelung der nächsten Sachlage die welthistorische Bedeutung jener schlesischen Hel-

denthat lähmen zu können, das richtige Urtheil darüber kann nur Gott selbst zugestanden werden, während der menschliche Verstand lediglich auf die That und die sie vollbringende Heldengesinnung angewiesen bleibt.

Die Zeitungen haben nicht gemeldet, daß für dies große vaterländische Factum eine besondere Erinnerungsfeier stattgefunden hätte *). Wahrscheinlich ist, wie alljährlich, nur die Ohrenpredigt in Wahlstatt abgehalten worden. So nennt das Volk diese kirchliche Gedächtnißrede der Schlacht, weil ihm darin am meisten der Umstand imponirt zu haben scheint, daß die Tataren den Gefallenen die Ohren abschnitten und neun Säcke voll sammelten, von denen angeblich noch ein Ueberrest vorgezeigt werden kann. — Anmuthig liegt auf der Hochebene der Flecken Wahlstatt, aus dessen Nähe Blücher sich seinen Fürstentitel holte. Der Ort entstand auf jenem alten Schlachtfelde um eine Capelle her, welche die Herzogin Hedwig (die Heilige) an der Stelle bauen ließ, wo der hauptlose Leichnam ihres Sohnes, des frommen Heinrichs II., aufgefunden wurde, indem man ihn an den sechs Zehen des einen Fußes erkannte. In der schönen Kirche des dortigen aufgehobenen Benedictinerklosters stellt das Altarblatt, von der Meisterhand Willmann's, die Scene dar. Das Kloster, im 18. Jahrhunderte gestiftet, ist seit 1838 eine Cadettenanstalt, und somit zu einer kriegerischen Bedeutung gekommen, welcher der ganze Ort das Entstehen verdankt. Noch drei andere große Schlachten, in drei auf einander folgenden Jahrhunderten, machen die große Ebene um Liegnitz in weltgeschichtlicher Hinsicht schon einer Besprechung werth, wenn sie es durch ihre Naturreize nicht schon verdiente.

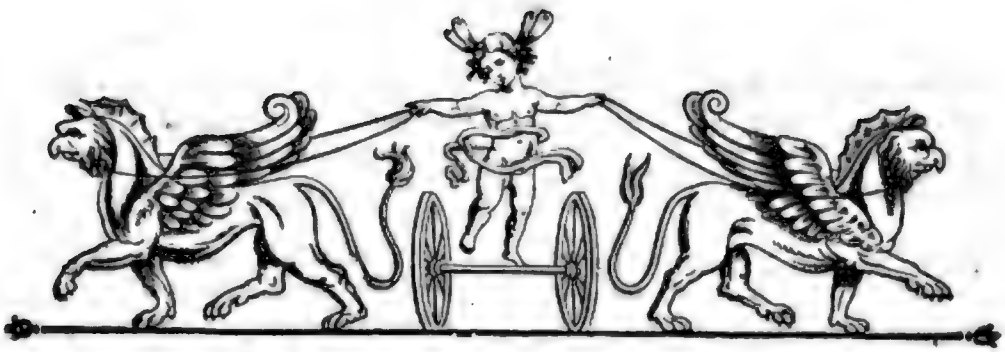
Die südwestliche Sudetenkette umzieht im Halbkreise die Gegend; das Gebirge zeigt hier seine erste Strebekraft, und von einem sanft aufsteigenden Hügel, die Siegeshöhe genannt, blickt man auf vier Schlachtfelder nieder. Außer der Tatarenschlacht tobte nämlich hier auf den Höhen des schönen Lindenbusch, am 13. Mai 1634 ein Treffen zwischen Sachsen und Oesterreichern, an welche dort ein Denkmal erinnert; auf den Höhen bei Panthen schlug am frühen Morgen des 16. August 1760 Friedrich unverhofft die Oesterreicher, und am 26. August 1813 entschied die Schlacht an der wüthenden Neiße und Katzbach, eine Meile von hier, eine neue Ordnung der Dinge. — Liegnitz selbst ist in der schlesischen Geschichte vielfach merkwürdig geworden, war früher die Hauptstadt des Landes und wird heute noch als Klein-Breslau bezeichnet. Die alte Herzogsburg, jetzt Sitz der Regierung, brannte 1834 größtentheils ab und ist seit 1839, in antikem Style wieder aufgebaut, ein imposantes Gebäude, das in seinem alten und neuen Bauwerke die sich ergänzenden Zeiten treffend versinnlicht. In der Fürstengruft der Johanniskirche ruhen die letzten schlesischen Piasten, wie in der Kreuz-, Vincenz- und Ursulinerkirche zu Breslau die ältern; auch der bekannte originelle Schulfürst Trotzendorf und der Epigrammatist v. Logau sind in Liegnitz begraben. Die Stadt hat schönere Kirchen als Leipzig und schönere Umgebungen als Breslau. Schon frühzeitig stellten Thebesius und Wahrendorf ihr historisches Interesse sicher, und die früher an der hiesigen Ritterakademie lehrenden Flögel und Streuense sind durch ihre wissenschaftlichen Verdienste bekannt genug in Deutschland.

*) Unter andern Gedächtnißfeierlichkeiten hat am 19. April, dem Jahrestage des neuen Lehrcursus, auch die königliche Ritterakademie zu Liegnitz das Andenken an die Tatarenschlacht durch einen Schulactus begangen, worauf die Zöglinge der Anstalt nach den Gefilden des eine Meile entfernten Wahlstatt wanderten, dort mit den Eleven der Cadettenanstalt gemeinschaftlich das Lied sangen: „Nun danket Alle Gott!" und dann in dem nahen Dorfe Opas zu einem heitern Mahle sich vereinigten.

Wer selbständig sich eine Bahn der Erkenntniß brach und beharrlich auf ihr fortschreitet, dem thut es recht wohl, wenn er plötzlich bemerkt, er sei nicht so einsam darauf, als er glaubte. Im Anfange des Jahres sprach ich mich über den Mangel des öffentlichen Lebensgeistes in Schlesien aus, und begegnete vor einiger Zeit mit inniger Freude einem Artikel in der „Schlesischen Chronik" mit der Chiffre Ψ, worin, bei der tüchtigsten Gesinnung für das Vaterlandswohl, die Beleuchtung jenes Gegenstandes mit so abgeschlossener zersetzender Geistesschärfe geschieht, daß man der Provinz zu einem solchen Verfechter der Oeffentlichkeit Glück wünschen kann. Er sucht mit Recht bei der Gesammtmasse der Bevölkerung den Mangel an Sympathien dafür im innersten Organismus Schlesiens, wo die germanische Civilisation nur äußerlich urbanisirte, aber der Sauerteig der slavischen Abstammung noch fortgährt, und den Einflüssen sogenannter Neuerer widerstrebt, welche an dem altverderbten bequemen Schlendrian rütteln. Daraus erklärt der Verfasser zum Theil den langsamen Fortschritt der Provinz im Vergleiche zu den an Reichthum der innern und äußern Mittel minder bevorzugten Nachbarländern, wenn auch anderntheils Schlesiens äußerste geographische Lage auf der deutschen Karte und ein auf Kosten der Provinzen sich geltend machendes Centralisationssystem mit die Schuld tragen. Er fordert die um das Wohl Schlesiens redlich Bemühten auf, im Kampfe gegen die zähe Indolenz nicht zu ermüden. Mag das verehrte unbekannte Ψ vor Allem selbst nicht aufhören, ein redlicher Vorkämpfer zu bleiben!

Mit dem 1. April hat Hr. v. Baerst die Theaterpacht in Breslau übernommen, und es hat sofort Krieg mit der Redaction der „Schlesischen Zeitung" gegeben. Das Gastspiel der Dem. Bauer war der erste Glanzpunkt unter dem neuen Regime, während die Oper mit dem Abgange der Sänger Höfer und Reer ihre bisherigen bedeutendsten Mittel verlor. Unter diesen Umständen war das Gastspiel des Sängers Klein, der seiner seltenen Stimme wegen eines großen Rufes genießt, um so wichtiger. Er trat mit vielem Beifalle als Othello auf. Der Umfang seiner Stimme ist der eines Tenorbariton, dem von Wild ähnlich; die Macht in der obern und untern Lage aber weit größer.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 98. — den 20. Mai 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

In die Welt.

(Fortsetzung.)

„Wie gut, daß es zwischen uns zur Erklärung kam!“ sagte Elise. „Siehst Du, Fritz, in dem Verhältnisse, in welchem wir jetzt zu einander stehen, kann ich mich arglos dem Schlafe überlassen, ohne Furcht, daß Du mich kränken werdest; weil Du dann nicht mich, sondern Dich beleidigtest. Du wirst also auch einsehen, daß wenn ich Dir so rasch meine Neigung gestand, die Tugend an diesem Geständniß mehr Theil hatte, als etwa ein überwallendes Gefühl des Herzens. Ja, ja, Fritzchen, lehne Dich immer an mich an; Du darfst es schon, und ich sage Dir jetzt völlig beruhigt: gute Nacht.“

Mamsell Elise sprach vollkommen richtiges Deutsch, das war nicht zu leugnen; aber ich müßte lügen, wollte ich sagen, daß ich sie verstanden hätte. Daß ich auf einmal in einem Verhältniß mit ihr stehen sollte, war mir unbegreiflich, obwohl nichts desto weniger schrecklich; warum sie mich plötzlich Du nannte, sah ich nicht ein; und daß man Jemand blos der Tugend wegen um den Hals fallen könnte, kam mir seltsam genug vor. Ich mochte mir's überlegen, wie ich wollte, ich konnte zu keinem Verständniß kommen; und so tröstete ich mich denn mit demselben Gedanken, mit welchem ich mir oft in der Schule geholfen hatte, wenn ich mit dem Rechnen nicht recht fort konnte: „Der liebe Gott hat Dir nicht den Verstand gegeben, das Ding klein zu kriegen, so mag er denn auch an Deiner Statt zusehen, wie er damit fertig wird. Ich bin außer Schuld.“ Hierauf schlief ich denn gleichfalls, in meinem Herzen vollkommen beruhigt, ein.

Mein Glück war mir, wie so vielen Menschen, im Schlafe gekommen; wenn anders die Befriedigung unserer Sehnsucht — das Glück ist.

Als ich einschlief, war ich auf der Reise in die Welt, jetzt, als ich aufwachte, sah ich, daß unser Wagen still stand, und daß ich in der Welt war. Himmel, wie riß ich die Augen auf! Was für Häuser! so lang wie unser halbes Dorf; was für Thürme! in die Wolken ragend; welch' ein Gewühl von Menschen, in Trachten, wie ich nie gesehen! „Ja, so hatte ich mir die Welt gedacht!“ rief ich bei mir selbst. Das war aber nicht wahr; denn ich hatte mir eigentlich gar nichts bei dem Worte gedacht. Ich sprang so eilig ich konnte von dem Wagen, ohne mich weiter um Elise, die noch schlief, und um unser Verhältniß, das ich nicht begreifen konnte, zu bekümmern. Eben als ich mit den Füßen den Boden berührte, erschallte Janitscharen-Musik, und Soldaten mit blitzenden Waffen und flatternden Fahnen zogen vorüber. Der Takt der großen Trommel fuhr mir in die Glieder, und ich wollte eben marschfertig dem Kalbfell folgen, als die Stimme des gnädigen Herrn mich noch erreichte. „Fritz, Dummkopf, wo willst Du denn hin?“ rief er. „Hierher! angepackt, daß die Koffer hinaufkommen.“ — Jetzt fiel mir erst ein, daß ich nicht allein in der Welt sei. Beschämt und niedergeschlagen

trat ich an den Wagen und packte an und ließ mir aufladen, so viel mein armer Rücken tragen konnte, und schleppte es keuchend in das Haus, die Treppe hinan, von einem zierlichen Kellner angeführt, der vor mir her tänzelte.

Ach, das hatte ich mir nicht von der Welt erwartet! So sauber die Treppen auch waren, so zierlich die ausgeschnitzten Geländer — ich merkte nichts davon, sondern keuchte und stöhnte unter meiner Last. — Endlich aber war es überstanden; freilich nicht so schnell, als ich es hier erzähle. Der Wagen war abgeladen, Kisten und Koffer untergebracht, und ich durfte mich in die Bedientenstube zurückziehen und mir mein Frühstück geben lassen. Nun, das war nicht übel und schmeckte mir vortrefflich. Aber ich wurde doch erst meines Lebens wieder froh, als ich damit fertig war und mich auf die Bank vor dem Hause setzen konnte; denn eine solche fand sich vor. Ach, das war schön! Jetzt sah ich erst prächtige Kutschen und Pferde; jetzt erst geputzte Leute! So hatte ich sie auf dem Dorfe nie gesehen. Und was mir besonders gefiel — zu Hause mußte ich meine Freude allein verarbeiten, hier konnte ich mich darüber aussprechen. Es hatte sich nämlich der Jäger einer andern Herrschaft zu mir gesetzt, ein sehr gebildeter Mann, der sogar Cigarren rauchte; auch der Kellner kam dann und wann an mich heran, die Hand in der Hosentasche, und fragte mich: wer mein Herr, und ob er reich wäre und dergl., wogegen mir wieder bezeichnet wurde, wer in den Kutschen säße, die an uns vorüberfuhren, und wie die und jene Kirche hieß, deren Thürme wir sahen, und was denn sonst meine Neugier zu wissen verlangte.

Ich hatte indeß noch nicht lange da gesessen, als ich meinen Namen rufen hörte. Offenbar war es die Stimme meines gnädigen Herrn; aber meine Mutter konnte mich vier- auch fünfmal rufen, ehe ich Antwort gab, und so dachte ich nicht daran, mich zu rühren; ich durfte doch einen Fremden nicht mehr ehren als meine Mutter!

„Fritz, Fritz!" rief man wieder mit dem nämlichen Erfolge; da trat nach einer Weile Elise an die Hausthür und schrie, indem sie mich beim Arme ergriff: „Ei Du Faullenzer, hörst Du denn nicht, daß der gnädige Herr ruft? Kennst Du denn seine Hitze nicht? Gleich hinauf und die Kleider rein gemacht, die ich Dir geben werde."

Ich folgte Elisen hinauf in das Vorzimmer, wo sie mir einen ungeheuern Pack Kleidungsstücke und Schuhwerk zum Reinigen gab.

Seufzend stand ich vor dem Haufen, faßte mir ein Herz und sagte: „Mamsell Elise! das Alles soll ich allein aufarbeiten?"

„Nun, ich soll doch nicht etwa helfen?" fragte sie spitz.

„Warum nicht, wenn Sie so gut sein wollten. Sie haben doch das Hühnchen mit mir getheilt, und da ich, wie Sie selbst sagten, im Verhältniß zu Ihnen stehe —"

„Du bist ein Narr!" antwortete sie heftig und wollte gehen; an der Thür aber drehte sie sich noch einmal um, nahm einen Mantel und ein Paar Schuhe, die dort auf einem Stuhle lagen, brachte sie mir und sprach in leichtem Tone: „Da sind auch meine Sachen; ich brauche sie aber gleich."

Damit hüpfte sie zur Thür hinaus.

Ich stand wie vom Donner gerührt: „O, Anna, Anna!" seufzte ich; „das hättest Du mir nicht zugemuthet."

Es war das erste Mal, daß ich mit sehnsüchtiger Rückerinnerung an Anna dachte, und diese wiederholte sich mit jedem Hiebe, den ich auf die Kleider führte, mit jedem Strich, den ich über die Schuhe und Stiefeln that.

Doch Geduld und Nothwendigkeit hilft über alle Schwierigkeiten; auch ich wurde mit meiner Arbeit fertig, und wurde jetzt zum gnädigen Herrn gerufen, um ihm beim Ankleiden behülflich zu sein.

Da ging aber meine Noth erst an. Ich sagte es tausendmal bei mir selbst: wenn mir der Anzug so viel Müh' und Sorge machte, wie ihm, ich zöge mich gar nicht an. Endlich war er fertig und betrachtete sich wohlgefällig im Spiegel.

„Nun, Fritz, gefällt Dir's in der Fremde? Nicht wahr, das sieht hier anders aus, als bei uns auf dem Dorfe?" sagte er.

„Ach, ja!" antwortete ich, und wollte die Antwort mit Bezug auf seine erste Frage recht freudig betonen; seine zweite Frage machte aber, daß ich meine Antwort mit einem Seufzer schloß.

Elise trat herein und sagte, die gnädige Frau wolle ausgehen und ich solle sie begleiten. Das war Musik in meinen Ohren, und ich flog wie ein Pfeil hinaus. Erst an der Thür der gnädigen Frau fiel mir ein, daß ich meinen Hut vergessen hatte, und ich eilte deshalb nach dem Zimmer des gnädigen Herrn zurück, um ihn dort zu holen.

Ich trat rasch ein, und wollte, ohne mich weiter umzusehen, nach meinem Hute greifen, als ein Schrei

mein Ohr traf. Ich blickte in die Höhe und sah Elisen in den Armen des gnädigen Herrn, welcher eben einen zärtlichen Kuß auf ihre Stirn drücken wollte.

„Du Tölpel!“ schrie er und gab mir eine Ohrfeige. Schnell aber setzte er freundlicher hinzu: „Ach, Du bist es? Ich habe Elisen eben meinen Segen gegeben, da sie mir gestand, daß Du sie heirathen wolltest. Ich habe nichts dagegen; Glück zu. Und hier hast Du was für die Ohrfeige.“

Mit diesen Worten drückte er mir ein Goldstück in die Hand. Ich betrachtete bald dieses, bald den gnädigen Herrn, bald Elisen, dachte an ihre Tugend und mein Verhältniß zu ihr, dann an den Segen des Grafen, der sich bei ihr in einem Kusse, bei mir in einer Ohrfeige Luft gemacht hatte, und wußte nicht, was ich denken, sagen oder thun sollte. Zum Glück half mir der gnädige Herr aus der Verlegenheit, indem er mich erinnerte, daß ich zur gnädigen Frau kommen sollte. Ich nahm also schnell meinen Hut, steckte meine Ohrfeige und mein Goldstück ein und eilte zur gnädigen Frau. Sie wartete, und Frauen, wenn sie warten müssen, sind immer übler Laune, wie ich später erfuhr, wie ich aber schon jetzt an den Mienen der gnädigen Frau hätte merken können. Sie schien große Lust zu haben, mich auszuzanken; doch begnügte sie sich zu sagen: „Fritz, man muß aufmerksam im Dienst sein.“

Sie hatte Mehreres einzukaufen, und ich hatte nichts zu thun, als an den Kaufläden auf sie zu warten und den Einkauf in Empfang zu nehmen. Das gefiel mir recht wohl; die Wartenszeit wurde mir nicht lang, denn in den Kaufgewölben gab es unzählige Dinge zu sehen, wovon ich mein Lebtage keine Ahnung gehabt. Auch zeigten sich die Leute alle sehr freundlich gegen mich; spaßten mit mir, und ein alter Jude mit einem ehrwürdigen Barte nannte mich sogar „Herr“ und fragte, ob ich nichts zu schachern hätte.

Als die gnädige Frau mit ihren Einkäufen fertig war, begaben wir uns auf den Rückweg. Ich hatte ziemlich schwer zu tragen, dennoch, als wir die Treppe in unserem Hotel hinaufstiegen, mußte ich die gnädige Frau unter den Arm fassen und ihr auf diese Weise hinaufhelfen. Es war nicht die kleinste Mühe dieses Tages!

Nun dachte ich aber, endlich mein eigener Herr sein und gehen zu dürfen, wohin es mir beliebte, aber eben, als ich zum Hause hinausschlendern wollte, hielt mich der Kellner auf und bedeutete mich, daß ich ihm beim Serviren helfen müsse. So ging es denn wieder an ein Hin- und Herrennen, Trepp' auf, Trepp' ab laufen, daß ich des Lebens recht satt war, und meinem Gott dankte, als ich endlich spät Abends die Erlaubniß erhielt, mich zu entfernen.

Mamsell Elise hatte mir zwar allerlei Winke gegeben, als wollte sie mich noch sprechen; ich that aber, als verstände ich sie nicht, sagte ihr gute Nacht, und ging, um in mein Bett zu kriechen. Ach! es war lange nicht so weich, als ich es zu Hause gehabt hatte, und doch mußte ich es viel früher wieder verlassen, als ich gewünscht hätte.

Der Morgen war kaum angebrochen, als der Hausknecht mich weckte und mir meine Arbeit anwies. „Warum bin ich nicht zu Hause geblieben?“ seufzte ich und dachte daran, wie mich meine Mutter zwar ausschelten, aber doch nicht zur Arbeit zwingen konnte. „Bin ich darum in die Welt gegangen, um dem zu entsagen, was mir das liebste war im Leben, ja was mir das Leben selbst war — der liebe gottselige Müßiggang?“

Doch was half das Denken und Seufzen? Hier galt es Arbeiten, und erst nach Tische konnte ich wieder einige freie Augenblicke erhaschen.

Nun hätte ich wohl ausgehen und mir die Herrlichkeiten dieser schönen Welt betrachten können, aber ich war so müde, daß ich froh war, mein Plätzchen vor der Hausthür einnehmen zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Katechismus russischer Lebensfragen.

Zu Wilna in der Diözesandruckerei erschien 1840 auf Befehl des Kaisers zum Gebrauche der Schulen und der römisch-katholischen Kirche, ein „Katechismus von der Verehrung des Kaisers aller Reußen, oder: Erklärung des vierten der zehn Gebote Gottes im Verhältniß zur Landesregierung.“ Man sendet uns eine Uebersetzung des Textes mit der Versicherung zu, daß sie wörtlich sei. Die Kenntnißnahme russischer Zustände wächst in Deutschland, man beschäftigt sich mit der Literatur Rußlands, übersetzt sehr viel und sucht darin die Glaubensbekenntnisse dieser Nation zu verstehen, während man in J. G. Kohl's vortrefflichen Darstellungen (Reisen in Südrußland, 2 Bde. und Petersburg in Bildern und Skizzen, 2 Bde.) die Naturbedingungen Rußlands kennen lernt. Kenntniß ist Macht. Wir halten die Mittheilung des Katechismus für nicht unwichtig.

Frage. Wie wird im Sinne der christlichen Religion die Gewalt des KAISERS aller Reußen angesehen?

Antwort. Sie wird angesehen, als von Gott stammend.

Fr. Wie läßt sich dies aus der Sache selbst herleiten?

Antw. Der Mensch ist von Gott so geschaffen, daß er ohne Andere nicht auf der Welt sein, noch das Leben erhalten, noch viel weniger das, was er braucht, von selbst wissen, erlernen und wirken kann. Es ist also der Wille Gottes, daß die Menschen in Gesellschaft mit einander leben. Hieraus entstehen die häuslichen Verbindungen und die der Stände und die Welt ist wie eine Familie unter der Leitung des himmlischen Vaters. Zur größern Sicherheit und Wohlfahrt aber ist die Welt in große Gesellschaften getheilt, die sich Nationen nennen. Daher die Liebe zum Vaterlande und zu Dem, in dessen Hände Gott die Regierung gelegt hat, zum Fürsten, Könige, Kaiser oder regierenden MONARCHEN. Hieraus ersehen wir, daß, so wie der Mensch nur durch Gottes Willen ist, eben so ist nur durch seinen Willen die Gesellschaft und die Regierung der Gesellschaft, welche Regierung für uns ist der KAJSER aller Reußen.

Fr. Was gebührt demnach von uns Unterthanen dem KAJSER aller Reußen nach der Religion?

Antw. Verehrung, Gehorsam, Treue, alle Steuern, Dienste, jede Gunst und Gebet zu Gott. Dieses Alles aber ist in zwei Worten enthalten: Verehrung und Treue!

Fr. Welche Verehrung gebühret dem KAJSER aller Reußen und wie sollen wir IHM solche bezeigen?

Antw. Die größte, die je einem Menschen gezollt wurde; und wir sollen sie IHM bezeigen in Worten und Zeichen, in Handel und Wandel, im Aeußern und im Herzen.

Fr. Welcher Gehorsam gebührt dem KAJSER und worin besteht derselbe?

Antw. Der völligste Gehorsam; er besteht in Aufrechthaltung der Ordnung, Gesetze und Befehle.

Fr. Welche Treue?

Antw. Treue in den vertrauten Aemtern, im Dienste und in allen Schuldigkeiten und dies von ganzem Herzen und ohne List und Falschheit.

Fr. Ist es Pflicht, die Steuern zum Schatze unsers Herrn, des Kaisers aller Reußen zu zahlen?

Antw. Es ist heilige Pflicht, sie alle ohne Verzug, sowohl in der Quantität als in der bestimmten Zeit zu zahlen.

Fr. Ist man auch zum Dienst verpflichtet?

Antw. Ja, man ist strenge verpflichtet, sich nicht nur nicht zurückzuziehen, sondern sich freudig aufzuopfern, wenn der Wille unseres Kaisers ruft zu Militair- oder Civil- oder andern Diensten in höhern oder niedern Graden.

Fr. Worin besteht die Gunst?

Antw. In der bereitwilligen Hülfe nach dem Range und nach den Kräften zum allgemeinen Besten; in der unbegrenzten Hingebung zum Wohle unseres Vaterlandes: Rußland, des KAJSERS und SEINES ganzen Hauses.

Fr. Ist es Pflicht, für den KAJSER und unser Vaterland: Rußland zu beten?

Antw. Es ist Pflicht, sowohl in Privat- als öffentlichen Gebeten, den KAJSER der Gnade Gottes zu empfehlen, zu beten für SEINE Gesundheit, Wohlergehen und Seligkeit; eben so für das Vaterland, jedoch nie von der Person des MONARCHEN getrennt, denn dies wäre Sünde.

Fr. Wodurch widersetzt man sich diesen Pflichten?

Antw. Durch Nichtverehrung des KAJSERS, Ungehorsam, Untreue, Ungunst, Murren, mangelnde Steuerzahlung, Verrath, Aufwiegelung, Aufstand und Verkehr mit den Verbrechern im Auslande.

Fr. Ist denn diese Nichtverehrung und Untreue ein Vergehen im Angesichte Gottes?

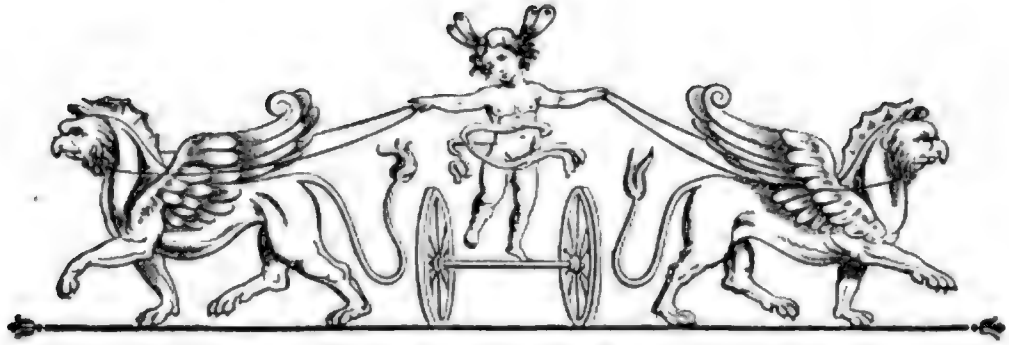
Antw. Sie ist ein Vergehen, eine Sünde, ein Verbrechen. (D. B. f.)

Notiz.

[Nachdruck.]

Das englische Gesetz schützt jeden Verleger eines Werkes auf 28 Jahre, den Verfasser selbst aber und dessen Hinterbliebene auf Lebenszeit. In Nordamerika sind Verfasser und Verleger gleichfalls auf 28 Jahre nach Erscheinung des Werkes geschützt, und Ersterer, wenn er diesen Zeitraum überlebt, auf weitere 14 Jahre, die nach seinem Tode auch der Wittwe oder den Kindern zu Gute kommen. In Frankreich und Belgien ist der gesetzliche Schutz für den Verfasser lebenslänglich, für seine Erben noch 20 Jahre nach seinem Tode. Der neueste französische Gesetzentwurf beantragt aber eine Verlängerung auf 30 Jahre und in England steht sogar eine noch bedeutendere Verlängerung in Aussicht. In Rußland ist jedem Verfasser oder Uebersetzer eines Werkes das Eigenthum auf Lebenszeit und seinen Erben auf 25 Jahre gesichert. Deutschland bot ganze Menschenalter hindurch die zweispaltige Erscheinung dar, daß im Norden ein unbeschränktes und ewiges Verlagsrecht galt, während im Süden theils gar kein, theils nur ein sehr beschränkter Schutz ertheilt wurde. Erst 1832 vereinigten sich die Regierungen dahin, daß Verfasser und Verleger aller Bundesstaaten das Recht der Inländer genießen sollten. Noch Goethe mußte für seine Werke um den Schutz als um ein absonderliches Privilegium bitten. Börne machte ihm bekanntlich den Vorwurf, daß er da gebeten, wo er sein gutes Recht fordern konnte. Der Bundesbeschluß vom Jahre 1837 setzte ohne Rücksicht auf die Lebensdauer des Verfassers für jedes Buch 10 Jahre als Schutzfrist, für kostspielige Werke ausnahmsweise 20 Jahre. Das preußische Gesetz vom Jahre 1837 sichert das literarische Eigenthumsrecht für die Lebensdauer des Verfassers und für die Erben noch 30 Jahre nach dessen Tode. Pfizer gibt im Rotteck-Welcker'schen Staatslexikon (Bd. 11. Lief. 1.) einen ausführlichen Artikel über diese Verhältnisse. Was den unehrlichen, d. h. mit Verschweigung der Quelle verübten Nachdruck von Journalartikeln betrifft, so gibt es hier nur Gesetze, welche Scham und Ehre gebieten. Wiener und Frankfurter Blätter plündern am frechsten. Von andern Journalen ist die Baumgärtner'sche Modenzeitung, gerade diejenige, die dem Besitzer die bedeutendsten Summen bringt, schmutzig genug, ihr Feuilleton aus anderen zu bereichern. Dies Blatt ist aller Farbe, aller Meinung, aller Gesinnung baar; es hat mithin den allgemeinsten Absatz.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 99. — den 21. Mai 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

In die Welt.

(Fortsetzung.)

Es war mir daher recht lieb, als sich jetzt wieder der Herr Jäger neben mich setzte. „Nun, wie gefällt's Ihnen in der Residenz," sagte er. „Haben Sie sich schon umgesehen? Nicht wahr, hübsche Mädel sieht man schockweise?"

„Ei der Tausend!" antwortete ich.

„Nun, Sie scheinen noch ein junger Anfänger," fuhr er fort, und sah mich mitleidig von der Seite an. „Gucken nur gerade vor sich hin. Na! haben auch nicht nöthig, sich viel umzusehen, um was Hübsches aufzuspüren. Haben da ein allerliebstes Kammerkätzchen und die Gnädige — alle Wetter, das ist eine capitale Frau. Ein wenig korpulent, aber um so stattlicher sieht sie aus."

„Wie, Herr Jäger, Sie haben sich schon die gnädige Frau angesehen? Ich bin zwar in ihren Diensten, aber dazu habe ich doch noch nicht 's Herz gehabt." —

„Hahaha! Man sieht's, daß er noch nicht lange in Herrendiensten sich befindet!" lachte der Jäger, und fuhr, indem er sich mit vielsagender Miene sein Stutzbärtchen strich, folgendermaßen fort: „Denken Sie denn, daß die Herrschaften aus anderem Thon sind, als wir? Weit gefehlt! Sie selbst wissen das auch am besten, und wenden die Augen nicht weg, wenn ein hübscher Bursche — hier strich der Herr Jäger wieder sein Stutzbärtchen — sei es auch in Livrei, ihnen begegnet."

„Eine vornehme Dame sollte sich —"

„Auch in einen Bedienten verlieben können?" ergänzte der Herr Jäger. „Ganz gewiß, Sie sollen es schon erfahren, wenn Sie nur erst weiter in der Welt herumgekommen sein werden. O, man hat Beispiele!"

Bei den letzten Worten zwinkerte er verschmitzt mit den Augen, als wollte er sagen: ich selber kann aus Erfahrung sprechen.

Ich schüttelte ungläubig den Kopf, hatte aber nicht Zeit, meinen Zweifel laut werden zu lassen, da ich eben den gnädigen Herrn auf das Hotel zuschreiten sah.

Er schien sehr aufgeregt und fragte hastig, als er meiner ansichtig wurde: ob die gnädige Frau zu Hause sei?

Auf meine bejahende Antwort stürmte er mit großen Schritten die Treppe hinauf, indem er mir befahl, ihn auf seinem Zimmer zu erwarten. Ich that es und mußte ziemlich lange harren, ehe mich sein Ruf in das Zimmer der gnädigen Frau beschied.

Als ich in das Vorzimmer treten wollte, huschte eben Elise heraus und rief mir zu: „Warte nur noch einen Augenblick im Entree; ich muß Dir erklären — ich bin gleich bei Dir."

Mit den letzten Worten sprang sie die Treppe hinab. Ich trat in der Absicht, Elisens Wunsche nachzukommen, leise in das Vorzimmer, so daß man meinen Eintritt nicht gewahr werden konnte. Doch hätte ich so viele Vorsicht nicht nöthig gehabt, da der gnädige Herr und die gnädige Frau in so lebhaftem Gespräch begriffen waren, daß sie nothwendig das Geräusch einer aufgehenden Vorthür überhören mußten.

So behorchte ich denn wider Willen einen Theil ihrer Unterhaltung.

„Ein aberwitziger Streich! Eine solche Dirne zu entführen, jetzt, wo wir auf dem Punete sind, ihm eine Braut zu wählen!“ rief der gnädige Herr.

„Der arme Bursche, wenn er es erfährt!“ setzte die gnädige Frau hinzu.

„Wir müssen alle Sorge tragen, daß der Skandal vor unsern Leuten verschwiegen bleibt,“ fuhr Jener fort.

„Und Sie wissen nur ungefähr die Richtung, die er bei seiner Flucht eingeschlagen hat?“

„Ich kann mir denken, wo er sie hinbringen wird, und ich hoffe, wir holen ihn noch ein; nur schnell fort. Wo bleibt denn wieder der Tölpel, der Fritz? Es ist kein Auskommen mit ihm!“

„Hier bin ich, gnädiger Herr,“ sagte ich, indem ich in das Zimmer der gnädigen Frau eilte.

Ich weiß nicht, ob die gnädigen Herrschaften über mein ungestümes Eintreten so erschrocken waren, oder was es sonst war — denn sie sahen mich Beide ziemlich verdutzt an, und die gnädige Frau, zu der ich jetzt, eingedenk der Lehren des Herrn Jägers, auch meinen Blick zu erheben wagte, schien mir durch ihre Mienen sogar eine Art Mitleid zu erkennen zu geben.

Nach einer Weile sagte der gnädige Herr: „Schnell, Fritz, bestelle die Rechnung, laß den Wagen aus dem Schuppen ziehen, und triff Anstalt, daß unsere Sachen gepackt werden. In einer Stunde müssen wir abreisen.“

Ich erlaubte mir keine Bemerkung, sondern eilte, die Befehle auszuführen. In einer Stunde war Alles vollendet, die gnädigen Herrschaften saßen im Wagen und ich mit Elisen wieder hinten auf.

„Wo geht es denn hin, Mamsell Elise?“ fragte ich, als wir zum Thore hinausfuhren.

„Weiß es Gott,“ antwortete sie verdrießlich. „In die weite Welt.“

„Nun, wenn nur das ist, bin ich schon zufrieden,“ dachte ich bei mir selbst, und lehnte mich in meinem Sitze zurück. „Wenn es nur immer in die Welt hinausgeht; das ist die Hauptsache.“

Elise schien verdrießlich und keine Lust zum Plaudern zu haben; mich verlangte noch weniger darnach. Ich hatte ja so viel zu bedenken. Die wunderlichen Reden, die der Jäger zu mir geführt hatte, waren nicht ohne tiefen Eindruck auf mich geblieben; besonders was er von den Frauenzimmern gesagt hatte.

Zu Hause hatte ich gar nicht an diese gedacht; sie waren mir gleichgültig; eine ausgenommen, Anna, welche ich haßte, weil ich sie heirathen sollte. Seit ich aber in die Welt hinausgekommen war, hörte ich immerfort von den Weibern reden, als wenn was ganz Besonderes an ihnen, und es ein großes Glück wäre, von ihnen begünstigt zu werden. Das fing an, mich neugierig zu machen; es mußte doch damit eine eigene Bewandniß haben; doch wie sehr ich mir auch den Kopf darüber zerbrach, es blieb ein mir verborgenes Wunder. Ich ließ nun alle Frauenzimmer, die ich kannte, an meiner Seele vorüberziehen, um vielleicht auf diese Weise zur Klarheit zu kommen.

Anna? Die hatte so wenig Lockendes für mich, daß ich ihr den Tag vor der Hochzeit entlaufen war. — Mamsell Elise? Ich warf ihr einen verstohlenen Seitenblick zu; ja, Elise war hübsch und hatte ein gebratenes Hühnchen mit mir getheilt — aber sie hatte mir auch ihre Kleider und Schuhe zum Putzen gegeben — und das entfremdete sie meinem Herzen. — Die gnädige Frau? Ich erschrak vor dem Gedanken; aber der Herr Jäger sagte doch — Hm! vorhin hatte ich sie mir genau angesehen; eine stattliche Frau ist sie, und als sie so mit festem Schritt die Stube auf- und abschritt, daß das schwere Seidenkleid hinter ihr herrauschte, war ich wie bezaubert. Ich hatte nachher kaum den Muth, sie in den Wagen zu heben, und doch durchzuckte mich ein ganz eigener Schauer, als meine Hand ihren lebenswarmen Arm berührte.

Himmel! wenn ich mir dachte, daß eine solche Frau, deren Anzug mehr werth war als mein ganzes Hab' und Gut, daß eine solche Frau einen günstigen Blick auf mich werfen könnte — der Gedanke machte mich schwindeln.

Und vor mir im Wagen saß sie; ich stemmte gegen dasselbe Polster von außen meine Füße — ich zog sie aber jetzt, wo ich daran dachte, bestürzt zurück — an das sie vielleicht im Innern des Wagens ihren Kopf lehnte! Fürwahr, bei solchen Betrachtungen konnte mir die Zeit nicht lang werden, obwohl wir wieder die ganze Nacht hindurch fuhren.

Erst gegen Mittag des andern Tages langten wir an dem Orte unserer Bestimmung an und stiegen abermals in einem prächtigen Hotel ab.

Ich fürchtete mich schon vor der vielen Arbeit, die meiner jetzt wieder harren würde; doch kam es besser, als ich gedacht hatte. Der gnädige Herr befahl, daß der Wagen, ohne abgepackt zu werden, untergebracht würde, und eilte dann, nachdem er sich kaum Zeit gelassen, einen kleinen Imbiß zu sich zu nehmen, spornstreichs von dannen.

Deſto mehr aber machte mir die gnädige Frau zu ſchaffen, und ſeltſam genug, ich kam ſtets auf den erſten Wink von ihr herbei, ja ein paarmal ſogar früher als ſie es verlangt hatte.

„Du biſt ein flinker, bereitwilliger Burſche,“ ſagte ſie. „Bleibe nur ſo, und Du ſollſt es nicht bereuen, Deine Heimath verlaſſen zu haben. Oder, ſehnſt Du Dich vielleicht nach Deiner Braut zurück?“

„Ach, nein,“ antwortete ich, und ſah dabei die gnädige Frau mit großen Augen an, weil ich mich wunderte, daß ſie auch von meiner im Stich gelaſſenen Braut wußte. Zuletzt vergaß ich aber, warum ich ſie ſah, und ließ aus Vergeßlichkeit meine Augen auf ihr haften.

So trat ſie denn lächelnd an mich heran, faßte mich beim Kinn und fragte: „Nun, Fritz, warum ſiehſt Du mich denn ſo ſonderbar an?“

„Ich — ich?“ ſtotterte ich, wie aus den Wolken gefallen. „Ich — ich ſehe Sie gar zu gern an, gnädige Frau.“ Und bei dieſen Worten kamen mir — war es Verlegenheit, Scham, oder was ſonſt — die hellen Thränen in die Augen.

„Wahrhaftig, ein pures Kind noch,“ lispelte ſie und nahm meinen Kopf in ihre beiden Hände und ſtreichelte ihn, wie man wohl einem Kinde thut. Plötzlich aber ging ſie aus dem ſanften Tone, in welchem ſie mit mir geſprochen hatte, in einen viel rauheren über und rief: „Was gibt's, Mamſell? Immer zur unrechten Zeit!“ Dabei verließ ſie haſtig das Zimmer.

Es war Mamſell Eliſe, welcher dieſer Vorwurf galt, und ſie war ſo erboßt darüber, daß ſie jetzt ihre Galle an mir ausließ.

„Sieh' einmal! Saubere Geſchichten!“ ſchrie ſie und ſchlug die Hände zuſammen. „Läßt ſich ſtreicheln, als wäre er das Schooßhündchen der gnädigen Frau.“

„Nun, was iſt Böſes dabei?“ erwiederte ich.

„In unſerm Verhältniß —“

„Ach, was! Die gnädige Frau hat mich vielleicht auch ſegnen wollen.“

Mamſell Eliſe drohte mit einem heftigeren Ausbruch ihrer üblen Laune, und wer weiß, wie weit es mit uns gekommen wäre, hätte uns nicht in dieſem Augenblicke der gnädige Herr durch ſeinen Eintritt getrennt. Die gnädige Frau mußte ihn haben kommen hören, denn ſie trat faſt zu gleicher Zeit mit ihm ins Zimmer, und eilte mit der Frage ihm entgegen:

„Nun, haſt Du ſie gefunden, ſind ſie hier?“

„In der Stadt ganz gewiß,“ war die raſche Antwort; „aber ihre Wohnung habe ich nicht entdecken können. Doch vielleicht verrathen ſie ſich ſelbſt.“

„Wie ſo?“

„Es iſt heut Theater hier. Du weißt, welch ein Freund davon er iſt. Wer weiß, ob wir ihm nicht dort auf die Spur kommen. Aber was ſteht Ihr hier und habt Maulaffen feil?“ Mit dieſen Worten wandte ſich der gnädige Herr an Mamſell Eliſe und mich, und befahl uns, uns zu entfernen, was denn auch ſehr ſchnell geſchah.

Den Abend mußte ich den gnädigen Herrſchaften in das Theater folgen, und ſollte am Eingange warten, während ſie ſich eine Loge öffnen ließen.

„Rühre Dich ja nicht von der Stelle,“ ſchärfte mir der gnädige Herr nachdrücklich ein, als er mir meinen Platz angewieſen hatte. „Ich könnte Dich vielleicht binnen Kurzem brauchen.“

Das war nun ein grauſamer Befehl. Ich hatte eigentlich gar keine Vorſtellung davon, was ein Theater für ein Ding wäre, aber um ſo neugieriger war ich, mich davon zu unterrichten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus dem Katechismus ruſſiſcher Lebensfragen.

(Beſchluß.)

Fr. Alſo iſt es auch nach der Lehre Gottes nicht erlaubt, ſich zu verſchwören, oder heimlich mit den Verbrechern im Auslande zu verkehren und nach dem Umſturze der beſtehenden Regierung zu trachten?

Antw. Nie; weder offen noch geheim, weder gerade noch auf Umwegen.

Fr. Iſt es Pflicht, den Unterthan anzuzeigen, der ſolche Verbrechen begeht?

Antw. Ja, es iſt eine heilige Pflicht.

Fr. Muß man außer dem KAJSER auch jede von IhM eingeſetzte Gewalt ehren?

Antw. Ja, auch das iſt Pflicht; denn dieſer iſt ein Theil der Regierung übertragen. Die eingeſetzten Beamten zuſammengenommen, machen die allerhöchſte Regierung aus; ſie ſind Stellvertreter des KAJSERS, wo er ſelbſt perſönlich nicht ſein, nicht ſehen und nicht handeln kann.

Fr. Welches ſind die Beweggründe zur Erfüllung dieſer Pflichten?

Antw. Die einen ſind angeborene, die andern übernatürliche, oder aus der offenbarten Religion Gottes herſtammende.

Fr. Welche ſind angeboren?

Antw. Außer den in der zweiten Frage angegebenen noch dieſe: daß der KAJSER das Haupt und der Vater der

Nation ist, der sorgt für das Wohl seiner Unterthanen, wie seiner Kinder, die das gemeinsame Vaterland: Rußland bilden; daß ER daher der würdigste der Verehrung und der Dankbarkeit ist, ja daß von dem Gehorsam und der Treue der Unterthanen die Ordnung, Sicherheit und das allgemeine wie das besondere Wohl abhängt.

Fr. Welche sind die übernatürlichen?

Antw. Daß der KAJSER durch Gottes Willen eingesetzt ist; daß ER und seine Stellvertreter und Minister die Vollzieher des göttlichen Willens auf Erden sind; daß die Widersetzlichkeit gegen die Regierung eine Widersetzlichkeit gegen die Anordnungen Gottes ist, da alle Gewalt von Gott herkommt; und daß Gott die der Regierung bezeugte Treue und Anhänglichkeit belohnen, die Untreue aber bestrafen wird. Daher ist es geboten, daß man nicht zum Augenschein, blos äußerlich, nicht aus Furcht vor menschlichem Zorn, sondern gewissenhaft aus Furcht vor dem Gerichte Gottes alle Gewalten und am Ersten den KAJSER verehren und aufrichtig von Herzen JHM gehorsam sein, und aus Gunst für den KAJSER und alle Vorgesetzten beten soll. Wobei noch ausdrücklich zu bemerken ist, daß solches Handeln Gott angenehm und wohlgefällig ist.

Fr. Welche Bücher der heil. Schrift sprechen von diesen Pflichten und Beweggründen?

Antw. Die Bücher des alten und neuen Testaments und insbesondere die Psalmen, Evangelien und Briefe der Apostel*).

Fr. Welche Beispiele bestätigen diese Lehre in der Christenheit?

Antw. Christus bestätigt diese Lehre selbst mit seinem Beispiele: er ist geboren, hat gelebt und ist gestorben unter der Botmäßigkeit des römischen Kaisers†), in seinem Leben verehrte er alle Gewalten und unterwarf sich sogar einem ungerechten Richterspruche, der ihn zum Tode verurtheilte; es bestätigen sie ferner die h. Apostel und ersten Christen, welche die Regierung ehrten und ihr Wohl wünschten, obgleich sie von derselben verfolgt wurden. Sie verschworen sich nicht, verbanden sich nicht mit Schlechtdenkenden, saßen im Gefängnisse für die Religion, aber nicht wie Aufwiegler, Verschwörer, Verräther oder Verbrecher. Es bestätigt sie ferner die Geschichte der Apostel, die Schriften, welche zur Vertheidigung der Christen dem Kaiser†) und dem römischen Senate eingereicht wurden; die Kirchen- und die Weltgeschichte. Es ist sehr zu wünschen, daß die schönen Tage des Glaubens zurückkehren und die heil. Kirche mit der Freude erfüllen, daß die Christgläubigen ihrem Monarchen†) und dem Vaterlande treu seien.

Fr. Wie alt ist der Gebrauch in der Christenheit, für den Monarchen†) zu beten?

*) Psalm XIX. Evang. des heil. Matthäus XXII. Abschnitt. 1. Brief des h. Petrus II. Abschnitt. Brief des h. Paulus an die Epheser VI. Abschnitt. Brief des h. Paulus an Timotheus II. Abschnitt. Brief des h. Paulus an die Römer XIII. Abschnitt, worin die denkwürdigen Worte enthalten sind: „Jede Seele soll untergeben sein den höhern Obrigkeiten; denn es gibt keine Obrigkeit, als nur von Gott."

Antw. Vom Anfange der Christenheit an verrichtete man öffentlich die Gebete für die Regierenden, für die Vorgesetzten, für alle Stände und für die Ruhe des Vaterlandes. Dieser Gebrauch dauerte durch alle Jahrhunderte und erhielt sich in den schönsten alterthümlichen Gebeten, die wir an Feiertagen verrichten.

Dieses ist die treue Lehre der heil. Kirche, bestätigt durch den Gebrauch der Verehrung und Treue gegen den Monarchen†).

†) An diesen fünf Stellen sind die Worte Kaiser und Monarch im Originale nicht mit großen Buchstaben gedruckt. — Diesem größern Katechismus ist ein Auszug von 7 Fragen und Antworten „zum allerersten Unterricht für kleine Kinder" angehängt. Beide sind seit Neujahr 1840 in allen polnischen Schulen eingeführt. Der Uebersetzer.

Notiz.

[Venedey's neueste Broschüre.]

„La France, l'Allemagne, et la sainte alliance des peuples" von Venedey (Paris, Dauvin u. Fontaine) hat gewiß nicht wenig beigetragen, die Franzosen über ihre Stellung zu Deutschland und den Rheinprovinzen aufzuklären. Der monströse Widerspruch zwischen den national-egoistischen Eroberungsideen und dem sonstigen Glaubensbekenntniß der pariser Radicalen wurde vielleicht noch nie so schonungslos in französischer Sprache aufgedeckt. Wo selbst Männer wie Edg. Quinet, Lamennais, Arago zuletzt nichts Besseres zu thun wußten, als in das gemeine Geschrei: à bas les traités de 1815! einzustimmen, da vertrat ein deutscher Flüchtling sein Vaterland, ohne, weder bei den Vorurtheilen heimischer Partheien, noch bei dem officiellen Deutschland überhaupt sich den geringsten Rückhalt zu sichern. Das wird den Franzosen Achtung einflößen vor deutschem Charakter und deutschem Liberalismus. Venedey dringt auf eine deutsch-französische Allianz als auf die einzig mögliche Basis einer heil. Allianz der Völker oder eines völkerrechtlichen Areopagus. Mag er übrigens in seinen Hoffnungen sowohl von Frankreich, wie von Deutschland (siehe S. 46, 47) etwas sanguinisch sein, so ist doch Venedey kein bloßer Ideologe, und weiß auch die Macht der Interessen, der Materie zu würdigen. — Sehr treffend ist die Vergleichung unserer Teutschthümler mit den französischen Männern des National. Die englisch-französische Allianz war, nach Venedey, nicht darum unhaltbar, weil sie sich auf Principien, sondern weil sie sich auf mißverstandenes Interesse stützte. Den Gang der russischen Familien- und Staatsallianzen-Politik seit der Theilung Polens bis zum Julitractat, und die Früchte, welche eine Allianz mit Rußland den Franzosen trüge, hat Venedey ebenfalls in ein sehr helles Licht gestellt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends **100.** den 22. Mai 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

In die Welt.

(Fortsetzung.)

Und es war verführerisch genug. Schon daß so viele Menschen sich nach einem Orte hindrängten, erweckte die Lust, mit dem großen Haufen zu gehen; und dieses Verlangen wurde brennender, als einzelne Töne des Orchesters an mein Ohr schlugen, und bei dem jedesmaligen Oeffnen der Parterre-Thür, welcher ich zunächst stand, eine blendende Lichtmasse mir entgegendrang. Kurz, ich hielt es nicht länger aus, vergaß auch das Gebot des gnädigen Herrn, kaufte mir ein Billet und drängte mich in das Parterre. Das war nun eine Ueberraschung. Das hohe Gebäude, kirchenartig gewölbt, mit Gemälden und Heiligenbildern bedeckt, dafür sah ich wenigstens die Statuen an, welche, wie ich später erfuhr: Apollo und die Musen vorstellten — mit mehreren über einander weglaufenden Galerien verziert. Die vielen Menschen, die Lichter, die Musik, das Alles zusammen machte auf mich einen ganz einzigen Eindruck. Ich muß gestehen, ich sah nur mit Zittern und Zagen nach dem blauen, mit goldnen Sternen übersäten Vorhange, der Dinge harrend, die er noch geheimnißvoll verbarg. Inzwischen fing ich aber auch an, die Zuschauer zu betrachten.

Sieh! da oben die gnädigen Herrschaften, und rechts und links die schönsten Damen und Herren. Da blitzten Gold und Edelsteine, da wogten Federn und Schleier, da glänzten Sammet und Seide! Die gnädige Frau schien mir jetzt gar nicht mehr so reizend; wenigstens gab es viel, viel schönere Frauen hier. Besonders eine, in ihrer Nähe, aber hinter ihr sitzend, so daß sie von ihr nicht gesehen werden konnte, zog meine Aufmerksamkeit auf sich.

Es war noch ein junges Geschöpf, mit einem Gesichtchen, in welchem muthwilliger Trotz und Unschuld um den Vorrang kämpften; ein Gesichtchen, wie Milch und Blut, gar nicht so wie die andern Kreidegesichter. Ach, und wie prächtig war sie gekleidet! Wie malerisch faltete sich der reiche Schleier um das Köpfchen; wie züchtig schloß das schwarze Seidenkleid sich an den vollen, weißen Hals, den ein Sammetbändchen mit einem funkelnden Schloß umspannte.

Je länger ich nach ihr hin sah, desto weniger vermocht' ich, mein Auge wieder von ihr abzuwenden. Es lag etwas in ihren Zügen, was mich, wie bekannt, wie eine Erinnerung ansprach, und dadurch gewaltsam fesselte. Gewiß nur solche Gesichter, die, obwohl früher nie von uns gesehen, uns doch wie bekannt vorkommen, sind es, in die wir uns verlieben; denn sie bestätigen uns eine dunkle Ahnung und erfüllen eine gestaltlose Sehnsucht. — Der Vorhang war längst in die Höhe gezogen, und es war mir noch nicht eingefallen, nach der Scene zu blicken, so sehr beschäftigte mich meine schöne Unbekannte.

Da schien es mir, als begegnete ihr Blick dem meinigen. Ihre Wange, die ohnehin rosig blühte, nahm Purpur an, und ihre Hand zitterte so heftig, daß sie die Lorgnette fallen ließ.

Ich hätte laut aufschreien können. „Wenn es wahr wäre, was der Herr Jäger sagte," dachte ich, „wenn die vornehmen Damen wirklich auch Augen für Unsereinen hätten!" Ich mochte nichts weiter denken und hatte auch jetzt keine Zeit dazu, denn ich sah, wie ein Herr, den ich nicht erkennen konnte, weil er im Hintergrunde der Loge saß, sich zu der Unbekannten wandte, und ihr ein paar Worte ins Ohr flüsterte, worauf Beide aufstanden, um sich zu entfernen.

Kaum hatte ich ihre Absicht erkannt, als ich über Hals und Kopf hinausstürzte, um mich an die Thür zu postiren, zu welcher sie auf die Straße hinaustreten mußten.

Ich hatte noch nicht lange dort gestanden, als sie wirklich auf mich zukamen; doch hatte die Dame dort den Schleier über das Gesicht gezogen.

Jetzt traten sie unter die Thür; der Herr, dessen Gesicht ich wieder nicht erkennen konnte, weil er mit der Hand in den Haaren wühlte, trat einen Schritt hinaus und winkte einen Fiaker herbei, wobei er die Dame bei der Hand ergriff, um sie zum Wagen zu führen. Es schien mir, als machte sie eine leise Bewegung, sich nach mir umzuwenden — der Athem stockte mir, meine Kniee bebten, die seligste Ahnung meines Lebens schien sich verwirklichen zu wollen, da — erhielt ich von ihr einen Puff in die Rippen, daß ich laut aufschrie.

In demselben Augenblicke hörte ich die Stimme meines Herrn, welcher mit heftiger Geberde und lauter Stimme mir zurief: „Fritz, sie sind's; nach! nach!" wobei er sich vergeblich bemühte, den dichten Menschenknäuel zu durchbrechen, der ihn von der Thür, wo ich stand, trennte.

Ich begriff nicht, was er mit jenem Zuruf sagen wollte, und hätte in der Verwirrung, in welche mich die ungewöhnliche Liebkosung meiner schönen Unbekannten versetzt hatte, auch eine viel verständlichere Sprache nicht verstanden.

Endlich war es meinem Herrn gelungen, sich bis zu mir durchzuarbeiten. Ungestüm ergriff er mich beim Arme und zog mich auf die Straße, indem er fortwährend schrie: „Sie sind's! Wo sind sie hin? Dummkopf, warum hast Du sie nicht aufgehalten?"

„Aber wen denn, gnädiger Herr? Wen meinen Sie denn? Wer soll es denn sein?"

„Die Beiden, die bei Dir unter der Thür standen und in den Wagen stiegen; wo sind sie hin?"

„Ach, gnädiger Herr, das möchte ich selber gern wissen."

„Also hast Du sie erkannt?"

„Ich; nein — woher soll ich die vornehmen Herrschaften kennen?"

Der gnädige Herr sah mir scharf ins Gesicht, antwortete aber nichts, sondern wandte sich an die Umstehenden mit der Frage, wohin die beiden Personen, welche er genau beschrieb, gefahren wären.

Er erhielt Antworten genug auf seine Frage, aber so widersprechende, daß wir am Ende so klug waren, wie vorher. Er bot große Summen demjenigen zur Belohnung, der ihn von dem gesuchten Paare sichere Kunde brächte, mir aber befahl er, mich zu gleichem Zwecke auf den Weg zu machen und die Stadt zu durchstreifen, während er die gnädige Frau aus dem Theater nach Hause bringen, und dann in eigener Person zur Verfolgung ausgehen wollte.

Einen angenehmeren Auftrag konnte er mir nicht geben. Ich selbst brannte vor Verlangen, der Unbekannten zu folgen, und wär' es bis an das Ende der Welt. Der Rippenstoß, den ich von ihr erhalten, that mir zwar noch immer weh, minderte aber meine Leidenschaft nicht im Geringsten. Wußte ich doch nicht, wie vornehme Leute ihre Theilnahme zu äußern pflegen!

Genug, ich lief Straße auf, Straße ab; natürlich ohne zu wissen, wohin — und gerieth endlich in eine ganz abgelegene Gegend, wo ich vor einem einsamen Häuschen stehen blieb, das, von einen kleinen Gärtchen umgeben, mir freundlich entgegenlachte.

Ich war zum Sterben müde und durstig; aber nirgends ein Plätzchen, wo ich hätte ruhen können, nirgends eine Aussicht auf Erquickung.

Doch halt! ich durfte ja nur über den niedrigen Heckenzaun des Gartens klettern, um mich drinnen auf weichem Rasensitze zu lagern, und die saftigsten Früchte vom Zweige zu pflücken.

Gedacht, gethan! Ein Satz — und ich war in dem Gärtchen, und dann noch ein paar Schritte und ich lagerte auf einer Moosbank, unter einem Birnbaum, wo mir zwar nicht die gebratenen Tauben in den Mund flogen, aber doch die reifen Birnen auf die Nase fielen.

Es war gar zu hübsch da. So heimlich, so traulich; für Verliebte ein unbezahlbares Plätzchen; zumal wenn der laue Abendwind wie jetzt mit den Bäumen flüsterte, und die bleichen Mondesstrahlen durch das dunkle Laub glitten.

Da fiel mir ein, daß ich zu Hause auch ein solches Plätzchen gelassen hatte, daß da auch Abendwind und Mondenschein nicht ausblieben — aber, ach — ein Lieb-

chen zuviel war! Denn Anna hätte mir gewiß gern Geſellſchaft geleiſtet; aber ihr Bild konnte meiner Sehnſucht nicht genügen. Doch, wenn es die Unbekannte wäre — o, Himmel!

Ich hatte noch nicht lange dageſeſſen, als ſtreitende Stimmen mich aufmerkſam machten. Sie kamen offenbar aus dem kleinen Hauſe, von welchem ich nur einige Schritte entfernt war, und wahrſcheinlich aus einer Stube im Erdgeſchoſſe, denn dort allein ſchimmerte Licht durch die verſchloſſenen Fenſterladen. „Nein, nein; ich folge Ihnen nicht weiter;“ ſagte die eine Stimme, welche einem Frauenzimmer angehörte. „Ach, wie unglücklich fühle ich mich, daß ich Ihren Einflüſterungen Gehör gab.“

„War es nicht der einzige Weg, Dich an dem Ungetreuen zu rächen und den Spöttereien Deiner Bekannten zu entgehen,“ war die Antwort, welche von Männerlippen drang.

„Ein ſchönes Mittel, welches mich der Schande Preis gibt,“ fuhr die erſte Stimme fort.

„Du biſt ein Närrchen! Biſt Du nicht tugendhafter, als ſo manche, die den Ruf dafür haben? Ach, leider treibſt Du Deine Sprödigkeit zu weit. Ja, wahrhaftig, wenn ich Jemandem geſtehen wollte, daß ich ein friſches, junges Mädchen entführt, und daß dieſes Mädchen, trotz dem, daß ſie mir in die Welt gefolgt iſt, mir noch nicht die geringſte Freiheit geſtattet hat, man würde mir, als einem ſchlechten Spaßmacher, nicht glauben, oder mich als einen Dummkopf verlachen!“ Das waren die Worte des Mannes, von einem Lachen begleitet, dem man den verbiſſenen Aerger anhörte.

Ich wurde immer neugieriger, ſtand auf, näherte mich dem Fenſter, und verſuchte, durch die Spalte des Ladens zu gucken.

In demſelben Augenblicke krallt ſich eine Fauſt, ſchwer wie ein Eiſenring, um meinen Hals, und drückt mich zu Boden, während eine andere auf meinem Rücken herumhämmert.

Ich ſchreie laut auf und rufe um Hülfe. Da wird der Laden von innen aufgeſtoßen, und die männliche Stimme fragt heraus: „Was gibt's?“

„Ein Spion, gnädiger Herr!“ war die Antwort, welche wahrſcheinlich von dem Inhaber der beiden groben Fäuſte herrührte.

„Nun ſo prügelt ihn tüchtig ab und werft ihn dann zum Hauſe hinaus!“

Der Befehl wurde zu meinem größten Leidweſen und trotz meines Sträubens pünctlich befolgt, bis die weibliche Stimme zu meinen Gunſten ſich erhob, und endlich den Befehl errang, von mir abzulaſſen.

„Es ſei,“ ſagte die männliche Stimme. „Hoffentlich wird ihm für die Zukunft das Spioniren vergangen ſein. Schafft ihn nur fort.“

Die prügelnde Fauſt ließ jetzt von mir ab, und die meinen Hals umklammernde riß mich empor. Ich konnte nun nach Bequemlichkeit das Zimmer überſchauen, wäre mein Auge nicht von Thränen des Schmerzes getrübt geweſen. Doch ſah ich, daß ein Mann, von mir abgewendet auf dem Sopha lag, während ein Frauenzimmer, das Taſchentuch vor die Augen haltend, an das Fenſter trat. Sie war in ein reizendes Negligee gekleidet, ſo weiß, ſo ſauber, ſo fein, ſo appetitlich, daß Einem, der nicht den Buckel voll Prügel hatte, der Mund nach ihr wäſſern konnte. Sie beugte ſich heraus und drückte mir ſchweigend ein Geldſtück in die Hand. Ich ſah ihr dankend in das Geſicht, welches vom Monde nur eine dämmernde, ungewiſſe Beleuchtung empfing, doch hinreichend, um es als das wieder zu erkennen, welches mich im Theater bezaubert hatte.

„Sie iſt's!“ ſchrie ich.

„Er iſt's! Fritz! rette mich!“ war ihre Entgegnung, indem ſie die Arme nach mir ausbreitete.

„Alle Teufel!“ rief der Mann im Zimmer, indem er aufſprang und meine ſchöne Unbekannte vom Fenſter wegriß, dann aber er meinem Halteſeſt befahl, mich nach dem Gartenhauſe zu bringen und dort einzuſchließen. Wie er befahl, ſo geſchah es. Trotz meines Schreiens und Sträubens ſchleppte man mich fort, und ſtieß mich in ein kleines gemauertes, am äußerſten Ende des Gartens gelegenes Häuschen, deſſen Thür man hinter mir verſchloß. Ich tobte und raſte, wie ein wildes Thier in ſeinem Käfig; man achtete nicht darauf; ich rüttelte an der Thür, ſie gab nicht nach; ich tappte nach den Fenſtern — und fand ſie wohl, aber ſie waren durch ſtarke Läden, die von außen verſchloſſen waren, wohl verwahrt. Ich hätte mit dem Kopfe gegen die Wand rennen mögen, und ich that es auch; aber was half's? Mein Kopf war nicht ſo hart wie die Mauer, und konnte ſie nicht durchbrechen. Ich wurde matt, und mußte es noch als eine Erleichterung anſehen, als ich endlich eine Gartenbank fand, auf die ich mich lagern konnte.

(Der Beſchluß folgt.)

Notizen.

[Kuranda in Brüssel.]

Die deutschen Vorlesungen, welche Ignaz Kuranda über Richtung, Geschichte und Geist unserer Literatur vor einem auserwählten Publicum in Brüssel hielt, haben nachhaltig eine populäre Wirkung erhalten. Belgien, das nach einer Sicherstellung seiner Nationalität sucht, hat sich von Frankreich aufgegeben gesehen; es hat keine eigentlich deutschen Sympathien, aber es beginnt alles zu pflegen, was die Richtung nach dem germanischen Leben hin befriedet. So war Kuranda's rühmenswerthe Wirksamkeit recht an der Zeit. Man sendet uns ein Heft der Jahrbücher für flammändische Literatur zu, in welchem die „Voorlezingen over de hoogduitsche letterkunde door den heer Kuranda" flammändisch erschienen. Der Uebersetzer ist derselbe Delcour, welcher im Interesse des belgischen Unterrichtswesens eine Reise durch Deutschland machte und namentlich seinen Bericht an Berlin knüpfte. — Das Feuilleton des Indépendant (Nr. 71, 72) brachte Kuranda's erste Vorlesung in französischer Sprache. L'indépendant ist gleichsam das belgische Journal des Débats, das Organ des Königs, das Journal, das über den Parteien steht und sie mit Geist und Ruhe begütigt. Van Hasselt, der Uebersetzer der Vorlesung, ist Mitglied der Akademie und Verfasser einer als Preisschrift gekrönten „Geschichte der französischen Literatur in Belgien". Wir können uns nicht enthalten, einen Theil der Uebersetzung unseren Lesern mitzutheilen. Wir ergänzen hiermit das treffliche „Magazin für die Literatur des Auslandes", das sonst so aufmerksam ist, wo es die Ehre deutscher Wissenschaft im Auslande betrifft. Kuranda spricht von den Differenzen der deutschen und französischen Literatur. Dann fährt er fort: „Cependant il y a un moyen de concilier cette lutte de prééminence engagée entre les deux littératures, sans prétendre intervertir une loi de la nature humaine. Nous du moins nous croyons connaître un point de vue d'où chacune d'elle pourrait s'étudier et se juger sans partialité et sans aveuglement. Ce point est la Belgique. Ce pays intermédiaire et indépendant, où les deux races nationales, l'allemande et la française, se confondent; ce pays, où les Allemands et les Français jouissent en nombre égale du droit d'hospitalité; ce pays qui produisit le premier germe de la poésie germanique, tel que le roman de Renard et d'autres, tandis que de nos jours les produits de la presse française commencent sur ce sol les voyages autour du monde, ce pays est celui où l'on est le mieux placé pour pénétrer le plus profondément dans l'esprit des deux littératures, et où, libre des préjugés des deux nations, on peut juger avec le plus d'impartialité leur production et en apprécier les lumières et les ombres, les qualités et les défauts. Seulement il faut avouer en fait et nous le disons avec douleur, c'est que la Belgique ne comprend pas suffisamment la haute et belle mission à laquelle elle est appelée. Si c'est une chose touchante à voir que l'ardeur avec laquelle les plus nobles et les plus généreuses intelligences s'appliquent dans ce pays à faire naître un esprit national et à semer les germes d'une littérature nationale, c'est aussi une chose triste à considérer le peu de resultats obtenus par des efforts si bien intentionnés pourtant et dignes d'un meilleur succès. Elle tourne avec défiance les yeux vers la France; elle regarde avec froideur à l'Allemagne. Et cependant la solution du problème, elles l'ont à la main. En effet de même que le mélange de deux couleurs produit un troisième ton, la Belgique, en s'appropriant ce qu'il y a de plus fin et de plus choisi dans l'esprit des deux littératures, ne pourrait-elle pas parvenir à en produire une troisième qui réunit en elle les qualités de l'une et de l'autre? Ce résultat obtenu, peu importe que le pays reste divisé en deux langues, la flamande et la wallonne, l'esprit serait un le même. La littérature belge serait fille des deux nationalités qui se partagent le pays, et sur le berceau de cet enfant, le père et la mère se souriraient avec plus d'amour et resserreraient leur union dans un embrassement plus intime.

[Tell in Berlin.]

Bei der Aufführung des Tell in Berlin wird folgende Stelle weggelassen:

„Wenn der Bedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last, greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen, unveränderlich
Und unverwüstlich wie die Sterne selbst.
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht;
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben."

Statt dieser göttlichen Worte des großen Dichterpropheten fügte man ein Paar jämmerliche Verse ein, um den Zusammenhang zu flicken.

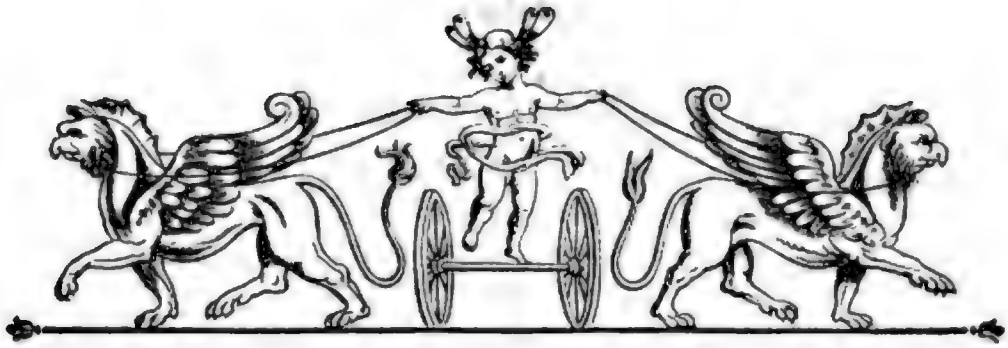
[Deutsche Censur und Censoren.]

In einer der Generalversammlungen des Börsenvereins der Buchhändler stellte Hr. Karl Reimer, der jüngere, der Mitbesitzer der Weidmann'schen Handlung in Leipzig, den Antrag, sämmtliche deutsche Verleger sollten es sich zum Grundsatze machen, mit allen Censoren in Deutschland jeden geschäftlichen Verkehr in der Weise aufzuheben, daß sie keine von einem Censor verfaßte Schrift in Verlag nähmen. Hr. Vieweg aus Braunschweig machte mit Recht die Entgegnung, daß wenn man es ehrenwerthen Männern unmöglich machte, das Censoramt anzunehmen, Literatur und Buchhandel in die Hände Feiler und Gewissenloser fallen würden. Man muß es für das Bestehen des leipziger Literaturmarktes für ein Heil ansehen, daß Männer von wissenschaftlichem Range Censur üben, während in Preußen nicht selten subalterne Beamte die Streichfeder führen.

[Nordamerika.]

Die umfassenden Darstellungen der nordamerikanischen Revolution und Verfassung im Rotteck-Welckerschen Staatslexikon (Bd. 11. Lief. 3.) sind von Murhard.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 101. — den 24. Mai 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

In die Welt.

(Beschluß.)

Aber Schlaf fand ich darum doch nicht. Der Gedanke, in ihrer Nähe und doch so sicher von ihr getrennt zu sein, während sie mich um Rettung bat — brachte mich zur Verzweiflung. Sie hatte mich also bemerkt, sie kannte sogar meinen Namen, sie setzte Vertrauen in mich — und man sperrt mich ein, wie ein ungezogenes Kind!

Ach und wie schön war sie gewesen in dem weißen Nachtgewande, mit dem Spitzenhäubchen! Gewiß war sie eine entführte Prinzessin, oder doch wenigstens ein Ehrenfräulein! Und ich sollte sie retten, ich armer Bauerbube, und ich hätte dann vielleicht zum Lohne ihre Hand erhalten; denn so schlossen immer die Mährchen, die zu Hause erzählt wurden in den langen Winterabenden, wenn die Bursche und Mädchen bei der Arbeit saßen, und ich ihnen von der Ofenbank zusah.

Ja, ja, sie wäre dann meine Frau geworden; sie, die ich so unmenschlich liebte, trotz dem, daß ich schon so viel von ihr und wegen ihr gelitten hatte, ja vielleicht eben deshalb.

Erste Liebe ist wie ein junger Baum, der, je mehr er von Stürmen geschüttelt wird, um so tiefere Wurzeln faßt; spätere Liebe und ältere Bäume werden im Unwetter gebrochen.

Ach, und während unglückliche Liebe mir am Herzen — nagte der Hunger mir am Magen. Ich hatte keinen Trost — als Thränen; und so fing ich denn erschrecklich zu heulen an, bis ich endlich vor Mattigkeit einschlief.

Als ich erwachte, mußte der Tag schon angebrochen sein, denn durch die Spalten der Thür und der Fensterladen drangen die hellen Sonnenstrahlen herein. Aber kein Geräusch ließ sich hören; vergeblich wartete ich auf meine Befreiung. Eine entsetzliche Angst überfiel mich; ich fing an zu schreien und mit Hand und Fuß gegen die Thür zu pochen, so lange Kraft und Athem anhielt.

Stunden vergingen so, da — nein, ich täuschte mich nicht! Fußtritte, die sich meinem Gefängniß näherten; Stimmen, bekannte Stimmen, welche immer vernehmlicher in mein Ohr drangen! Es waren die gnädigen Herrschaften und Mamsell Elise! Die letztere hatte eine etwas kreischende Stimme — jetzt schien es eine Sphärenmusik zu sein.

Ich schrie aus Leibeskräften und pochte an die Thür, damit man mich hörte, und mein Angstgeschrei wurde durch lautes Gelächter erwiedert.

„Lebst Du noch?“ rief mir der gnädige Herr zu.

„Du Herumschwärmer!“ fügte Mamsell Elise kichernd hinzu; „sogar Dein Bett hast Du im Stich gelassen, um auf Abenteuer auszugehen.“

„Um Gottes willen macht auf, macht auf; ich halte es nicht länger in dem dumpfen, finstern Loche aus!“ rief ich kläglich.

Der Schlüssel rasselte im Schloß, die Thür ging auf, und ich sprang mit einem Satze ins Freie hinaus, dem

ersten Westen an den Hals, der mir entgegenkam. Es war Junker Wilhelm, der mich mit einiger Verlegenheit abschüttelte, während seine gnädigen Eltern und Mamsell Elise um mich herum standen.

„Armer Fritz!" begann die gnädige Frau, „Du hast viel auszustehen gehabt; wir haben Dir viel zu vergüten."

„O, das thut nichts," erwiederte ich; „habe ich sie doch entdeckt, gnädiger Herr, die Sie suchen. Dort in jenem Häuschen! Kommen Sie nur, kommen Sie nur."

„Ich habe sie auch entdeckt," sprach der gnädige Herr und faßte dabei den Herrn Junker fest ins Auge. „Ja, ja, Fritz, ich habe sie auch entdeckt, und dadurch auch erfahren, wo Du geblieben bist."

„Sie haben sie entdeckt, gnädiger Herr!" schrie ich, ganz außer mir vor Entzücken. „Ach, sein Sie barmherzig; wo ist sie? Ich muß zu ihr, ich muß sie sehen, sie, die mich um Rettung anflehte!"

„Sie? Ach, sie habe ich nicht, nur ihn. Sie ist ihrem Entführer noch in dieser Nacht entflohen; Niemand weiß, wohin?"

„Entflohen? So will ich ihr nach; ich ruhe nicht, bis ich sie wieder gefunden habe."

„Ei, sieh doch," redete Mamsell Elise dazwischen, und zupfte mich am Arme. „Der Herr ist ja ganz außer sich. Das will ich mir verbeten haben!"

„Ach, ich frage nicht nach Ihnen, Mamsell Elise," schrie ich und riß mich los.

„Geh, geh! laß die Possen!" redete mir die gnädige Frau begütigend zu. „Wir reisen noch heute ab, und Du begleitest uns."

„Es war ja immer Dein sehnlichster Wunsch, in die Welt hinauszukommen," setzte Junker Wilhelm hinzu. „Du wirst doch jetzt nicht zurückbleiben wollen."

„Nein, nein!" schrie ich wieder. „Ich mag nichts mehr von der Welt; ich will nichts, als sie wiedersehen, und mich ewig ihrem Dienste weihen. Ich kann nicht mehr leben ohne sie!"

„Narrenspossen," sagte der gnädige Herr. „Hast Du doch Anna im Stich gelassen, als Du sie heirathen solltest."

„Ach, was, Anna!" entgegnete ich. „Die mag ihre Hühner rupfen und die Kühe melken; aber sie, sie — Ach, hätten Sie sie nur gestern gesehen, in dem Spitzenhäubchen!"

Die gnädigen Herrschaften lachten mir ins Gesicht, was gewiß recht lieblos war, Mamsell Elise aber fuhr auf: „Das wird mir doch zu bunt! Wie, Musjeh Fritz, denken Sie mir auch so durch die Lappen gehen zu können, wie es Ihnen auf dem Dorfe bei Ihrer Anna gelungen ist. Oho! da irren Sie sich! Wir haben unsere Liebe dem gnädigen Herrn gestanden, und er hat seine Einwilligung gegeben."

„Ach was!" schrie ich nun aus voller Bosheit. „Ich habe nichts gestanden und auch nicht um seine Einwilligung gebeten. Seinen Segen hat er Ihnen zwar —"

„Komm nur, meine Liebe," unterbrach mich der gnädige Herr, indem er der gnädigen Frau seinen Arm gab. „Mögen die Leutchen ihre Sache allein ausmachen."

Sie entfernten sich, und da auch Junker Wilhelm ihnen folgte, blieb ich mit Mamsell Elise, die vor Zorn ganz feuerroth im Gesichte war, allein zurück. Sie schwieg eine Weile und scharrte mit ihrem kleinen Füßchen im Sande, als wollte sie dort ein Geheimniß ans Tageslicht bringen; endlich aber sagte sie in ziemlich gemäßigtem Tone: „Höre mich an, Fritz! Sei kein Thor! Du willst einer wildfremden Person nachlaufen, einer ehrlosen Dirne, die sich hat entführen lassen, und nun ihrem eigenen Entführer fortläuft? Ist da Verstand! Und mich willst Du verschmähen, die ihr Hühnchen und ihr Herz mit Dir getheilt hat, und die Dir das gemächlichste Leben von der Welt verschaffen will! Denn ich will es Dir im Vertrauen sagen: der gnädige Herr hat mir versprochen, daß, im Fall wir uns heirathen, er Dich zu seinem Haushofmeister machen will. Dann kannst Du über Küche und Keller verfügen, und anstatt zu arbeiten, kannst Du Andern Arbeiten auftragen. — Nun, was sagst Du dazu?"

Mamsell Elise hatte mich bei diesen Worten am Arm ergriffen, mit mir auf und ab spazierend, bis wir zuletzt, ohne daß ich darauf merkte, in mein kaum verlassenes Gefängniß gerathen waren und uns auf die Bank gesetzt hatten, welche mir in vergangener Nacht ein so kummervolles Lager gewesen war.

„Nun, Fritzchen," schloß Elise ihre Rede, indem sie mich bei dem Kinn faßte und meinen Kopf in die Höhe hob, so daß ich ihr Aug' in Auge sehen mußte. „Nun, Fritzchen, willst Du mit mir gehen und mich heirathen?"

Sie sah gar lieb aus und guckte mich so treuherzig an — aber ich ließ mich doch nicht blenden und schrie: „Nein, nein, ich will Niemanden heirathen, als sie — wenn sie mich nämlich will und ich sie noch einmal im Leben wiedersehe."

„Nun so sieh, wie Du zu Deiner Landstreicherin kommst," schrie jetzt Elise, außer sich vor Wuth, sprang auf, stürzte zum Gartenhause hinaus, und schlug die Thür, ehe ich es hindern konnte, hinter sich ins Schloß, so daß ich zum zweiten Male ein Gefangener war.

Ich bat, ich flehte; doch sie rief mir hohnlachend durchs Schlüsselloch zu: „Grüß' mir Deine Prinzessin!" und lief davon. Ich rief, so laut ich konnte, in der Hoffnung, von den gnädigen Herrschaften gehört zu werden — aber auch vergebens!

Das war nun doch zum Verzweifeln! In dem Augenblicke meiner Befreiung hatte ich mir mein Gefängniß angesehen; es war, wie schon gesagt, ein gemauerter Pavillon, welcher am äußersten Ende eines ziemlich großen Gartens lag, und — wenn die Fenster offen waren — die Aussicht auf weite, weite Kornfelder hatte, welche hier von zwei Seiten den Garten begränzten. Die ganze Umgegend schien öde und verlassen, und ich mußte zweifeln, daß von hier aus meine Stimme ein menschliches Ohr erreichte. Einmal hatte mich die Vorsehung befreit, aber ob sie sich mit einem armen Bauerburschen zum zweiten Male die Mühe nehmen würde, kam mir doch sehr zweifelhaft vor. Eine Art Wahnsinn ergriff mich. Der Tod schien mir unvermeidlich, und ich fragte mich nur, ob ich ihn mir nicht lieber selbst auf der Stelle geben, oder von der Zeit erwarten sollte?

Doch ich überlegte, daß mir das Erstere ja immer frei stünde, und ergab mich am Ende stumpfsinnig in mein Schicksal. Nur der Hunger störte meinen Gleichmuth, und mit Wehmuth gedachte ich der Zeit, wo ich nur in den Brotschrank der Mutter langen durfte, wenn mich hungerte. Hätte ich sie doch nie verlassen! Die Reue wollte mich übermannen, daß ich so leichtsinnig in die weite Welt gelaufen, die doch für mich jetzt so sehr zusammengeschrumpft war; da aber bedachte ich, daß ich ja sonst nicht meine Unbekannte kennen und lieben gelernt hätte, und — ich fühlte mich getröstet. — So kam der Abend heran; es wurde immer finsterer, und die kalte Nachtluft machte meine Glieder erbeben.

Da pochte es leise an meine Thür, und eine Stimme ließ sich vernehmen: „Fritz, Fritz! steckst Du noch drinnen?"

Die Stimme kam mir bekannt vor; doch wußte ich mich nicht zu besinnen, nahm mir auch gar nicht die Zeit dazu, sondern bat nur, mich zu erlösen.

„Ja, wie kann ich denn?" fuhr die Stimme fort; es steckt ja kein Schlüssel!"

„Die Laden auf, die Laden auf!" schrie ich.

„Ja, ja!" hieß es, und ich hörte, wie von außen an den Läden gerüttelt wurde. Es war ein Augenblick der höchsten Angst. Endlich flog ein Laden auf, das klare Mondlicht fiel hell in mein Gemach und beleuchtete das Antlitz meiner Retterin; es war meine schöne Unbekannte von gestern. Wie gestern standen wir uns am Fenster, nur durch eine Mauer getrennt, gegenüber; wie gestern breitete sie ihre Arme nach mir aus, aber heute war ich es, der um Rettung flehte.

„Sind Sie es, gnädiges Fräulein!" rief ich. „Ach, ich habe so viel für Sie erduldet, aber so gern, so gern, da es für Sie war."

„Also liebst Du mich doch, Fritz!" entgegnete sie.

„Mehr als mein Leben," fuhr ich voll Begeisterung fort, und dachte gar nicht daran, mein Gefängniß zu verlassen. „Doch, welcher Engel führt Sie zu meiner Rettung herbei?"

„Ach, wie kannst Du Dich wundern? Ich war wohl recht böse auf Dich, und wollte mich an Dir rächen, doch als ich Dich gestern sah, da fiel es mir schwer auf's Herz, wie schlecht ich gehandelt hatte; es litt mich nicht mehr bei meinem Entführer, und als sie Dich gefangen nahmen, benutzte ich die Verwirrung und lief davon, so weit mich meine Füße tragen wollten. Ich wollte anfangs geraden Weges nach Hause laufen; aber ich dachte an Dich und Deine Gefangenschaft und blieb. Wenn die bösen Menschen Dich hier sitzen, Dich verschmachten ließen! Ich mußte mich erst von Deinem Schicksal überzeugen. So hielt ich mich denn den Tag über verborgen und schlich mich, als es dunkel geworden war, durch die Felder hierher, Dich, wenn es Noth thäte, zu befreien."

„Ach und es that sehr Noth," sagte ich. „Aber," fuhr ich zögernd fort: „wie ist mir denn, Sie — Du — Sie sprechen zu mir wie zu einem Bekannten. Träume ich denn — Sie —"

„Aber Fritz, kennst Du Deine Anna nicht mehr? Oder hassest Du mich immer noch. Ach, Du sagtest doch noch so eben —"

„Alle Teufel! Du — Sie — Anna? Wie kommst Du denn hierher? Das ist ja nicht möglich."

„Es ist aber doch so. Als Du mich so schändlich verlassen hattest, kam Junker Wilhelm zu mir, der mir schon immer nachgegangen war —"

„Während ich auf seinem Pferde trabte —"

„Ja und schürte meinen Zorn an, und sagte mir, ich würde nun allgemein verspottet werden und man würde mit Fingern auf mich weisen. Als ich nun weinte und gar keine Rettung aus dieser Schande sah, überredete er mich, ihm zu folgen und sagte: er wollte mich heirathen und zu einer vornehmen Dame machen, und dann könnte ich Dich auslachen."

„Und Du folgtest ihm?"

„Ja. Er brachte mir schöne Kleider und Ringe

und Ketten, die mußte ich anlegen; ein Wagen stand auf dem nächsten Dorfe bereit, und so ging es fort, bis wir hier ankamen."

„Also Du! Und ich dachte — Du wärst eine Prinzessin und verliebte mich in Dich. S'ist doch Alles nur Einbildung!"

„Fritz, Fritz!" sagte sie schluchzend, „so liebst Du mich also doch nicht."

Ich sah ihr ins Gesicht: es war wirklich noch so hübsch, als es gestern war; ihr Spitzenhäubchen hatte sie auch noch auf dem Kopfe —

„Nein, nein, Anna, ich bin Dir mein Seel von Herzen gut und will Dich heirathen. Aber wahrhaftig, ich hätt's bequemer haben können," rief ich, sprang endlich zum Fenster hinaus und umarmte meine Exprinzessin und jetzt wieder meine Braut recht herzlich.

Es versteht sich von selbst, daß wir sogleich nach unserm Dörfchen zurückwanderten und gleich Hochzeit machten.

„Siehst Du," sagte die Mutter, als ich mit Anna aus der Kirche kam, und Mutter und Weibchen seelenvergnügt umarmte; „siehst Du wohl, daß ich es gut mit Euch vorhatte, und daß ich nicht besser für Dich wählen konnte."

„Ja, ja, Mütterchen," erwiederte ich, „aber wäre ich nicht in die weite Welt gegangen, so hätte ich mein Weibchen doch nicht lieben gelernt. Es ist nichts Glück, wonach in unserm Herzen nicht erst der Wunsch reif geworden!"

Notizen.

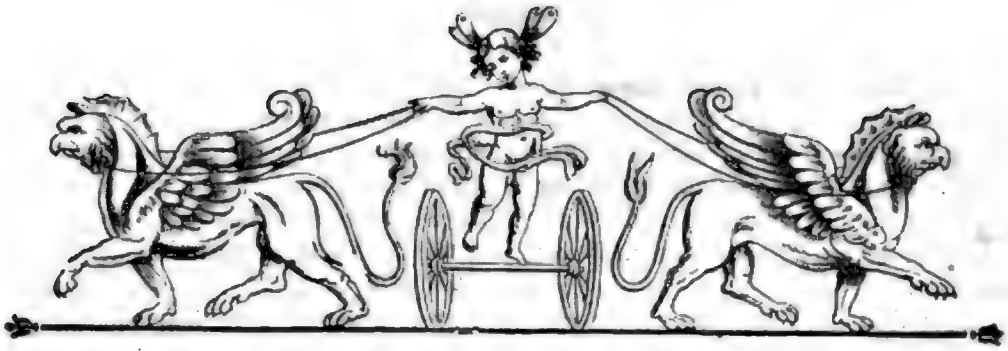
[Die Damen Crelinger-Stich.]

Mad. Crelinger nebst beiden Töchtern eröffnete ihr Gastspiel auf der leipziger Bühne mit dem „Glas Wasser", die Mutter als Herzogin Marlborough, Frln. Bertha als Königin, Frln. Clara Stich als Abigail. Wir sahen sie dann einzeln und getrennt, Mad. Crelinger als Maria Stuart, Frln. Bertha in der Töpferschen „Zurücksetzung", zusammen wieder in Delavigne's „Söhne Eduard's". Die gefeierte Veteranin sollte begrüßt, nicht mehr kritisirt werden. Aber jenes ist nicht thunlich ohne dieses, sofern man herauszuheben hat, wo die Begrüßung der Künstlerin sich am sichersten begründet. Und so müssen wir denn unsere Ueberzeugung als von Neuem bestätigt äußern, daß Mad. Crelinger mit dem hohen Spiel der entfesselten Leidenschaft, im höchsten Pathos, im Sturmschritt der Affecte zu imponiren, zu erfassen, zu schütteln wußte, aber in der Darstellung elegischer Gefühle uns kalt läßt, als Salondame uns niemals bedeutend schien. Ich sage: nicht bedeutend, indem ich hier denselben Maßstab anlege, den ihr Kothurngang beansprucht. Eine Künstlerin mit so vieler Cultur und Kunstpflege wird stets die Dame des Anstandes darstellen; aber ob ihr Seelenleben dabei als productiv erscheint, ob sie hier ist, wie sie erscheinen will und soll, das ist der zweite Punkt. Ich kenne jetzt auf deutschen Bühnen nur zwei Künstlerinnen, die die Salondame mit vollem Zauber, d. h. eben mit dem innern Beruf, der sich aller äußern Mittel dabei harmonisch bedient, zur Erscheinung bringen, Frln. Bauer und Frln. Löwe, in der ich die Schauspielerin für vollendeter halte als die Sängerin. Hiermit ist schon unsere Beurtheilung der Herzogin Marlborough und Maria Stuart gegeben. In jener brachen einige leidenschaftliche Töne, blitzte ein Mienenspiel hindurch, die beide nur in gewisse Naturmomente der Tragödie gehören. Als Maria Stuart entwickelt Mad. Crelinger das ganze System ihrer großartig und klug combinirten, fast ein volles Menschenalter bewährten Kunst, aber sie ist, wie ich schon sagte, da nicht am wirksamsten, wo sie innig sein und rühren soll. — Was die Töchter betrifft, so könnte man klangvollere, lebensfrischere Organe wünschen, erfreut sich aber an der Cultur der gediegenen Schule, an den Resultaten einer sorgsamen, aber zugleich kräftigen Pflege, welche diesen Talenten zu Theil wurde. Frln. Bertha ergreift durch den Ernst der selbständigen Innerlichkeit, die nach großen Zielen ringt. Die Königin Anna im „Glas Wasser" nahm sie falsch, sie gab sie sentimental, blieb zu wenig auf der Gränze des naiven Kindes, ging zu stark ins Tragische über. Scribe's Satyre besteht darin, daß hier ein Kind mit der Spielerei kindischer Neigung die Majestät spielen soll. Diese Satyre hob die Darstellerin auf, indem sie den Charakter viel ernster, ehrlich deutscher nahm. In der „Zurücksetzung" gab Frln. Bertha eine ausgezeichnete Leistung: Frln. Clara mit dem glücklichen Anstrich des Humors ist fast auf dem Wege zur Manierirtheit. Sie kann sehr liebenswürdig sein als schalkhaftes Kind, aber sie ist mehr witzig als naiv, insofern der Witz schon bewußte Naivetät ist; ihr spitzer, pfeifender Ton ist mir zu berlinisch. — Das Zusammenspiel der drei Künstlerinnen geschieht mit einer vollendeten Virtuosität. Auch machen sie damit Glück; das Publicum fühlt einen pikanten Reiz, Mutter und Töchter zusammenzusehen. Mir für meinen Theil gewährt es keinen hervorstechenden Genuß, denselben Habitus, dasselbe Naturell, dieselbe Schule, dieselbe provinzielle Eigenthümlichkeit, ja dasselbe Familienporträt gleich in drei Exemplaren blos mit der Nüance der Altersverschiedenheit vor mir zu sehen. Es gewährt keine Erfrischung.

[Mundt.]

Theodor Mundt, wie wir hören, hat sich zweimal mit vergeblichem Erfolge direct an den König von Preußen gewandt, um die Rücknahme des Verbots der fünf Autorschaften zu erzielen. Die Krone Preußen hat die Sache von sich gewälzt und dem Bundestage überwiesen. — Mundt hat Berlin für immer verlassen; er wird sich nach Süddeutschland übersiedeln.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 102. — den 25. Mai 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Johanna Schopenhauer und das deutsche Rococo.

Johanna Schopenhauer ist erst mit ihren Denkwürdigkeiten *) zu einer bestimmten Gestalt in der Literatur und Geschichte des deutschen Lebens geworden. Was ihr Talent geschaffen, sei es Schilderung dessen, was sie in England, in Schottland, im südlichen Frankreich und am Rhein gesehen und empfunden, oder die gemüthliche Geschichte deutscher Herzenswirren, die sie in ihrer „Gabriele", in der „Tante" und der „Sidonia" sorgsam ausarbeitet, bedarf keines Commentars. Ihre Darstellung von „Fernow's Leben", womit sie, eine Frau in den Vierzigern ihres Lebens, zuerst in der deutschen Schriftwelt auftrat, und ihr Buch über „Johann van Eyk und seine Nachfolger" sind Erzeugnisse des getreuen Fleißes, der als ausübende und als verständig empfindende Kraft auf dem Gebiete der bildenden Künste gemüthliche Studien machte. In Allem, was sie schrieb, war so viel Gleichtakt von Verstand und Gemüth, die Wirkungen, die ihre Schriften hervorriefen, waren wohlthuend, Leidenschaft und Bestrebungen hatten ihr friedliches Maß, ihre schöne Sättigung gefunden, die Schätze des Wissens waren in ihr zu einem Ergebniß vollendeter Bildung geworden. Neu, keck, gewaltig, unentbehrlich war nichts in ihr, und in ihren Selbstbekenntnissen kann nur getäuscht werden, wer eine besonders hervorstechende, geniale und pikante Persönlichkeit erwartet. Sie war freilich nicht Genie, noch weniger aber Lüge, um in den Schlaglichtern der Außerordentlichkeit zu leuchten. Ihre Eigenthümlichkeit besteht vielmehr in dem Maßhalten des Wollens und Strebens, in der Schmiegsamkeit an die Bedingungen des Lebens, in der schönen Harmonie aller Kräfte. Hierin war sie ein Virtuos, und so gibt sie uns nach dieser Seite hin in ihren Bekenntnissen ein vollendetes Bild deutscher Weiblichkeit. Man hat sie in Bezug auf ihre Romane mit ihrer Entsagungslust gehöhnt. Sie war keine erobernde Weiblichkeit, aber sie hat auch nicht entsagt, nicht krankhaft verzichtet, um keiner Illusion willen die Wirklichkeit aufgegeben. Immer war es ihr Beruf, sich ruhig und durchdringend in den Besitz heiliger oder wichtiger Lebensinteressen hineinzufühlen, und sie so mit der stillen Kraft weiblicher Treue zu überflügeln und sich zu eigen zu machen. Wer sie im Leben gekannt, auf den hatte sie auch persönlich denselben Eindruck geübt; ihr Salon in Weimar war ein stehender Verein der auserlesensten Naturen; Fürsten und Genies, Alles huldigte hier gern und fügte sich unter ein Scepter, das nur dazu da war, um Jeden auf Augenblicke mit sich und mit der Welt in Harmonie zu setzen. Die Schriftstellerin merkte man ihr im geselligen Verkehr nicht an, und darauf bildet sie sich in ihren Memoiren etwas ein. Auch daß sie in dem Kreise, der sich zu ihr stellte, den leisen Zügel führte, sah man nicht, man fühlte es unmerklich wie eine geheime Macht. Das gemeine Metall wandelte sich vor

*) „Jugendleben und Wanderbilder." Nachlaß von Johanna Schopenhauer. Herausgegeben von ihrer Tochter. 2 Bde. Braunschweig, Westermann.

ihr in edles, oder blieb ihr ferne. Nichts drängte sich gewaltsam hervor, alles fühlte sich wohl in gemessenen Geleisen. Das ist dem Zauber einer in sich vollendeten Weiblichkeit möglich. Nur Unklare vermißten an ihr den Mangel einer entschiedenen vorherrschenden Richtung. Zum Maßhalten gehört jederzeit mehr Kraft als zur Ueberschwenglichkeit.

Gleich zu Anfang ihrer Lebensgeschichte gibt sie eine Contur ihres eigenen Bildes, indem sie fremde Züge ablehnt, und sich auf die stille Erscheinung einer harmlosen, mit der Satzung und der Sitte des Jahrhunderts schritthaltenden Gestalt zurückweist. Fürs erste, sagt sie, bin ich keine mit philosophischem Blick und männlichem Muth in alle Verhältnisse des Lebens, des eigenen wie des fremden, tief eingreifende Rahel; eben so wenig ein excentrisch poetisirendes Kind, dessen übermächtige Phantasie Wahrheit und Dichtung dermaßen in einander wirrt, daß es selbst am Ende beide nicht mehr zu sondern vermag. Eben so wenig lief sie schon als sechsjähriges Mädchen, wie Frau von Genlis schreibseligen Angedenkens von sich selber erzählt, in der Tracht eines Cupidon du siècle de Louis Quinze, mit einem schön beflitterten Flügelpaar auf den Schultern, im elterlichen Hause umher, so überschwenglich allerliebst und in dem Costüm aller Welt so wohlgefällig, daß sie es viele Monate nicht ablegen durfte, und Sonn- wie Werkeltags der französirte Amorino blieb. Sie erschien im selben Alter in einem Kleidchen von Kattun, eine feine weißleinene Schürze um die Hüfte, eine kleine Flor-Dormeuse auf dem Kopfe, unter welcher ein gepudertes Toupé verstohlen hervorsah. In dieser Tracht nahm sie sich aus, wie das kleine Louischen auf Chodowiecky's Kupfern zur ersten Ausgabe des Weißischen Kinderfreundes, diesen treuesten Modebildern damaliger Zeit.

Jeannette Trosiener war im Jahre 1766 in der alten freien Reichsstadt Danzig geboren. Ihr Vater war ein angesehener wohlbegüterter Handelsherr, dessen Geschäfte nach Rußland gingen, wie denn Danzig mit seinen ehedem blühenden, jetzt verdorrten Handelsverzweigungen im Verkehr zwischen Deutschland, Polen und Rußland einen großartigen Mittelpunct abgab. Der alte Herr war fröhlicher, lebhafter Gemüthsart, ganz und gar verständige, unbestechliche Redlichkeit, von unbeugsam republicanischem Sinn. Er hatte für die damalige Zeit bedeutende Reisen gemacht, in Lyon mehrere Jahre verlebt, war in Warschau, in Petersburg und Moskau gewesen, und redete die Sprachen der verschiedenen Länder. Wenn er als Senator auf dem Rathhause erschien, in der großen Amtskleidung, mit dem faltenreichen, mit Sammet breit aufgeschlagenen Mantel von schwerer schwarzer Seide, mit der lockenreichen, weißgepuderten Alongenperrücke, nahm er sich recht stattlich aus wie eine Säule des freien Bürgerthums, das im Himmel einen protestantischen Gott, auf Erden kein anderes Regiment als die Herrschaft deutscher Redlichkeit anerkannte. Zu seinen Eigenheiten gehörte eine unzähmbare Heftigkeit des Charakters, die sich oft bei geringfügigem Anlaß in plötzlichen Jähzorn steigerte. Dann erbebt vor seiner Donnerstimme das ganze Haus, Kinder, Hunde und Katzen kauern still zusammen, wenn es heißt: „Der Vater kommt!" Nur die Mutter mit ihrer geschäftigen Ruhe, mit ihrer liebevollen Duldsamkeit, weiß dem Ungewitter die ableitende Bahn zu öffnen; sie predigt nicht, sie schmeichelt nicht, redet nicht zu, aber sie versteht es, den Löwen unmerklich zu sänftigen, und innerlich beschämt, schmiegt er sich alsbald vor der Macht der in sich selbst getreuen, wandellosen Freundlichkeit. Eine gewisse altfränkische Galanterie, wie sie unsern Altvordern gegen das andere Geschlecht eigen war, dies Gemisch von Instinkt und Bildung, von deutscher Biederkeit und französischer Eleganz, das ihnen zur andern Natur geworden, half auch hier das Iffland'sche Familienbild, das Johanna Schopenhauer von ihren elterlichen Zuständen entwirft, wieder ins Geleis des Wohlbehagens zurechtrücken. Die Mutter, die diesen Frieden festhielt, war eine kleine zierliche Figur mit großen lichtblauen Augen, mit feiner weißer Haut und schönem hellbraunem Haar, die sich gern mit Kleidern und Hauben aus Lyon, mit italienischen Blumen schmückte, wie man sie damals aus Eierhäutchen und Seidenwürmercocons der Natur nachtäuschte. Die deutsche häusliche Grazie von damals entschädigte für den Mangel an erworbenen Kenntnissen durch Mutterwitz, durch Ursprünglichkeit, durch den Glanz einer unsterblichen Heiterkeit. Bis zur Erscheinung von „Sophien's Reise von Memel nach Sachsen," hatte sie außer Gellert's Schriften wenig gelesen. Romane standen in jener Zeit in schlechtem Credit, doch bei diesem machte die kleine Frau eine Ausnahme, weil er zum Theil in Danzig spielte, und Hermes, der Verfasser desselben, eine Zeit lang dort gelebt.

Auf Danzig mußte Bezug haben, was von Geltung sein wollte. In den Siebzigern regte es sich in Deutschland, allein in der nordischen freien Stadt blieb das Althergebrachte in festen Ehren, seit 1772, dem Jahre der ersten Theilung Polens, war mit der militärischen Barbarei des Preußenthums alles Moderne verdächtig. Das freibürgerliche Danzig fühlte sich in einem neutra-

ten Mittelpunct zwischen deutschen und slavischen Weltverhältnissen, es hatte zwischen diesen Elementen die Mission commercieller Vermittelung, und glaubte sich über die Möglichkeit, einer dieser Gewalten anheimzufallen, weit hinweggehoben. Die Stadt hatte damals das Gepräge einer soliden Prachtliebe und eines hohen Wohlstandes, den sie später unter preußischem Staatsverbande russischen Interessen zu Liebe einbüßen mußte. Es gewährt einen behaglichen Genuß, mit den Darstellungen des Buches sich in dem Rococo des altreichsstadtherrlichen Comfort einzusiedeln. Wie in all den alten hanseatischen Städten sind die Häuser mit der Giebelseite der Straße zugekehrt. Durch den Festungsbau ist der Boden beschränkt, die sorgfältige Benutzung des Raumes wird zur Pflicht, die Gebäude sind in der Dimension der Breite beengt, man wühlt sich in die Erde hinein, und fünf Stock hoch reichen die schmalen Häuserstreifen in die Luft hinaus. Vier bis fünf Fuß hohe Mauern machen von Haus zu Haus eine Gränze, blecherne Röhren leiten das Regenwasser von den Dächern in kolossale Delphinen. Eine Art Terrasse, die sie Beischlag nennen, mit großen Steinplatten belegt, zieht sich vor jeder Fronte hin, bequeme breite Stufen führen hinauf, straßenwärts ist dieser gothische Balkon mit steinernen Brustwehren versehen. Hier ist der Tummelplatz einer offenherzigen Häuslichkeit, während die Souterrainbewohner ihre familiären Verrichtungen auf freier Straße treiben. Hier und da steht ein alter Lindenbaum, an ihn und an den Beischlag knüpft sich die Geschichte der Familien. Die ganze Structur der eigenthümlichen Stadt ist nordisch, und hat die Existenz zwischen dem germanischen Zierrath einen südlichen Anstrich, den man im flachen Kasernenstyl eines modernen Berlins oder anderer nordischen Neustädte vergeblich sucht. So zusammengepfercht, so verbaut im Rococo althergebrachter Sitte, ist hier das Leben der Altvordern voll Stolz, voll Reichthum, voll eines Glückes, das nur innerlicher wird, je mehr es alle seine Schätze in der Enge beisammen hat, und nicht in der Ferne wähnt. Dabei verschrumpfte das Leben hier nicht, wie es den philiströsen Binnenstädten alter Reichsherrlichkeit erging. Das Element des Meeres brachte den offenen Weltverkehr, die Dominiksmesse, die vier Wochen dauerte, war ein Weltmarkt für entlegene Nationen, die Flotten, die der polnische Kornhandel in den Hafen führte, gaben ein unaufhörlich bewegtes Schauspiel. Der Sinn der Bewohner war altlutherisch, Katholiken konnten nicht einmal Nachtwächter werden. Bei alle dem stand Glaubensfreiheit fest, wie der Flor der Handelsstädte sie einbedingt. In allen Stadtwinkeln gab es Klöster aller Art, ein Official des Papstes residirte dort, eine Art Nuntius, der sogar ähnliche Rechte wie der Schmied von Gretna-Green ausübte. Eine große Anzahl angesehener polnischer Familien verlebte mit glänzender Dienerschaft in Danzig einen Theil des Jahres. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Weimar *).

[Mendelssohn; Theater; „Kaiser Rudolph in Worms" von Rost.]

Mendelssohn wurde hier bei Hofe außerordentlich freundlich aufgenommen und zur Tafel gezogen. Ihm zu Ehren veranstaltete die Liedertafel auch noch ein Festmahl, wo Geheimerath Müller den Vorsitz führte, und da dieses anerkannte Rednertalent jetzt die Aufgabe hatte, dem Gaste die dankendste Anerkennung auszudrücken, so geschah dies auf die würdigste und würdigendste Weise. Ein zu dieser Gelegenheit geschriebenes, sehr schönes Gedicht von Präsident Peucer, von Montag allerliebst componirt, wurde dabei gesungen. In dem Liede hieß es, daß Mendelssohn eigentlich der unsrige sei, denn Goethe habe ihn einst seinen Sohn genannt; aber nachdem er noch des andern Tages durch sein Orgelspiel alle Zuhörer zur Bewunderung hingerissen, mußte er leider wieder abreisen; der größte Dank für das uns Gewährte begleitete ihn, während uns sein Versprechen blieb, bald zurückzukommen.

Ehe ich jetzt zum Schauspiel übergehe, will ich auch erwähnen, daß wir Hoffnung hatten, den Improvisator Langenschwarz hier zu hören. Wir Weimaraner erfuhren aber nichts von seinem Talente, als daß er die angekündigte „Abendunterhaltung" improvvisto absagte; denn als eben das Publikum mit den vorher genommenen Billets hinging, wurde uns mit einmal angekündigt, Herr Langenschwarz könne keine Vorstellung geben, denn es wären nicht genug Billets genommen, und so ließ er den angeblich erlittenen Mangel an Theilnahme gerade denen entgelten, die solche für ihn gezeigt hatten. Das Schauspiel brachte uns mehreres Neue. Zuerst ein Trauerspiel: „Ines de Castro," von Wiesner —; dies mußte spurlos vorübergehn, da es sich selbst nur in alten Spuren bewegte, und ein bekanntes Sujet in sehr bekannten Situationen und Redensarten behandelte. Ein neues Lustspiel von Berger: „die Körbe," wollte auch nicht gefallen. Dann sahen wir das Lustspiel „der lange Israel" von Benedix. Die jenaischen Studenten, die in Masse hier waren, dachten wahrscheinlich, nicht jedem Musensohne wird es so gut als dem Alsdorf, 15 Jahre lang zu studiren, man dürfe daher keinen Augenblick unbenutzt vorübergehen lassen, sich des kurzen akademischen Lebens zu freuen, und sangen daher lustig im Theater mit. Aber eben deswegen wurde das Stück nicht wieder gegeben,

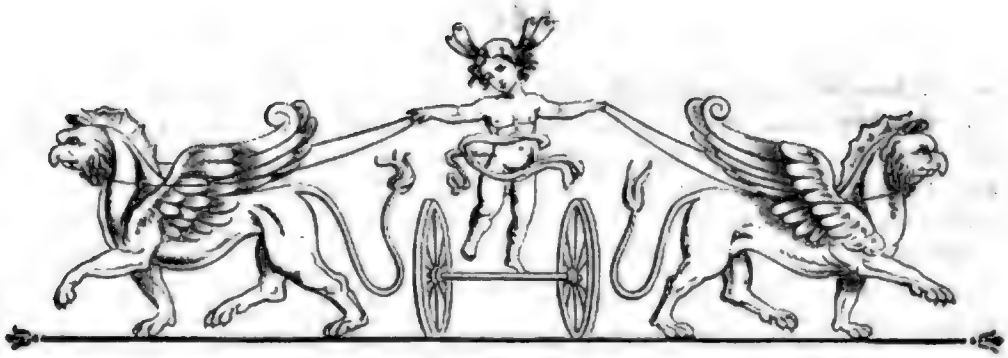
*) Fortsetzung des in N. 84 unterbrochenen Berichtes, durch Zufall verspätet. D. Red.

und ich bemerke ausdrücklich, einzig aus diesem Grunde, denn das Stück hat durch seine Frische gefallen. Der Dialog ist oft sehr witzig, namentlich gefiel die Scene des Stiefelwichsers mit der Wittwe, wo er sich selbst blank putzen will. Ist nun auch vieles sehr oberflächlich motivirt, manches sogar falsch — denn so gefährliche Documente stellt man am wenigsten als ein Buch und noch weit weniger unter einem Titel auf, der so Viele interessirt — so hat doch das Ganze nichts desto weniger recht gefallen, da es das Erste des Verfassers ist, von dem man also in der Folge noch viel Besseres erwarten kann. Gefiel dieses Gemälde des heutigen Universitätslebens, wenn auch Manches darin nicht getroffen war, als ein Versuch, den Kampf mit den modernen Verhältnissen zu schildern, so war dies in noch weit höherem Grade der Fall mit einem Lustspiele, welches uns das frühere Treiben einer Universitätsstadt gab, wo es den Kampf des Gelehrtenthums gegen die offene Gewalt galt. Ich meine „Vor hundert Jahren," von Raupach, ein Stück das, im Vergleich zu den früheren, deswegen schon mehr gefiel, weil man ihm die weit größere Gewandtheit seines Verfassers ansah. Wie überall gefielen hier auch die zwei ersten Acte am besten; die beiden letzten sind gedehnt und können um so weniger zusagen, als uns der Dichter in den beiden ersten durch die rasche, schlagende, oft zu sehr schlagende Handlung verwöhnt hatte; und wenn für dieses Lustspiel sein Name „vor hundert Jahren" nicht mehr paßt, so ist es wohl ihm um so ehrenvoller, sich selbst einen solchen Namen gemacht zu haben, daß es dem ihm gegebenen gewissermaßen entwachsen ist. — Denn 1741 — saß bekanntlich schon Friedrich der Große ein ganzes Jahr auf dem Throne und sollte Raupach nicht darin wohl geirrt haben, indem unter Friedrich Wilhelm I. doch gewiß nicht von Geistlichen als wie von Schwarzröcken geredet werden durfte.

Dann hatten wir auch noch „das Glas Wasser" nach der Uebersetzung von Alexander Cosmar; hier hat es aber nur theilweise sehr gefallen. Wenn man auch in einem modernen französischen Lustspiele nicht erwarten darf, die Geschichte wiederzufinden, so kommt es Einem doch ganz sonderbar vor, wenn der Dichter uns um deswegen historische Personen vorsetzt, um ganz das Gegentheil von dem zu geben, was sie wirklich waren. Wenn nun der Hebel des Stücks der Streit ist, welche Partei die Umgebung der Königin, wegen des Einflusses auf dieselbe, bilden soll, so muß es doch schon weit weniger interessiren, wenn man sieht, wie leicht der Zutritt zu dieser ist, und ist es nicht auch unwahrscheinlich, daß die Partei, die gerade am Ruder ist, die Königin sich so langweilen läßt, während es doch gerade in ihrem Interesse läge, sie durch alle möglichen Zerstreuungen von der Sorge um die Regierung abzuziehen, denn man werfe mir nicht ein, daß sie sich langweilt, weil sie liebt — und einen ihr entfernten Gegenstand liebt — sondern sie liebt, weil sie sich langweilt, und daß nachher die Neigungen der Königin und der Herzogin sich so störend begegnen — kommt etwas viel zu spät. Der Dialog ist sehr witzig und sehr piquant und hat sehr gefallen — trotz der ausgelassenen Phrase: la France bien commandée commandera à toute l'Europe — zu deutsch: Frankreich gut angeführt wird ganz Europa anführen. Hier konnte das Stück auch schon deswegen weniger gefallen, weil man bei der bedeutenden Ueberlegenheit Durand's als Bolingbroke — gegen den Darsteller des Marlborough — des diesem günstigen Ausgangs von Anfang an zu wenig ungewiß war. Am letzten Sonnabend den 17. April sahen wir endlich das schon den ganzen Winter erwartete Stück: „Kaiser Rudolph in Worms," ein romantisches Zeitgemälde von Alexander Rost. Das Sujet ist, wie Rudolph durch Deutschland zieht, um dessen Sicherheit herzustellen, denn wenn gleich ihm sein Kanzler sagt: „daß er erst nach Italien ziehen soll, um sich den goldenen Reif aufs Haupt zu setzen, der die halbe Welt umschließt," so sagt der Kaiser hingegen, „daß er sich erst sein eignes Volk gewinnen will, denn was soll er der Deutschen reines Blut vergießen, um der Italiener vergiftetes damit zu gewinnen? Italien sei eine Löwenhöhle, in die viel Tritte wohl hinein, aber kein einziger heraus führte." Das Schloß eines Raubritters, des Grafen von Rheinfels in der Nähe von Worms, den er vergebens zur Uebergabe aufgefordert, hat er eben zerstören, den Grafen hinrichten und sein Haupt auf dem Thore von Speyer aufpflanzen lassen. Diese Nachricht wird zu Anfang des Stücks durch einen Klosterbruder dem Raubritter Seyfried von Hornberg mitgetheilt, der eben auf seiner Burg gemüthlich Wein probirt, den er einem Fuhrmann abgenommen. Der Ritter wundert sich darüber, denn er sieht in seinem Gewerbe gar nichts Unrechtes, und der Mönch hingegen wundert sich, daß der Ritter noch gar nichts davon wisse, denn weit und breit sei man von den Plänen des Kaisers voll und wie er gegen die sich widersetzenden Ritter aufgetreten sei, „und wußte es nicht der liebe Gott im Himmel zuerst, so wäre die Nachricht gewiß auch so schon in den Himmel gedrungen." Ein anderer Raubritter, Kunz von Breitenfels, kommt auch auf die Burg und bestätigt die Hinrichtung des Grafen Rheinfels. Beide beschließen nun, sich dem Kaiser nicht zu unterwerfen, denn der Kaiser sei vorher nicht mehr gewesen, als sie jetzt sind, und nun kommt auch der Sohn des hingerichteten Grafen — diese drei drohen dem Kaiser blutige Rache — und der junge Graf Rheinfels will sich im Hause eines ihm befreundeten Waffenschmieds, des Meisters Justus Mengersen in Worms, verstecken, um da die günstige Gelegenheit aufzulauern, den Kaiser zu ermorden; die aber auch unterdessen hinzugekommene Gemahlin des jungen Rheinfels merkt dies und will ihn begleiten. Das über des Kaisers Regierungspläne erstaunte Volk macht nun große Anstalten in Worms, um ihn einzuholen, aber Rudolph, der überhaupt nicht viel Umstände liebt, geht lieber mit seinem Geheimenrathe Waldstetten durch den Wald nach Worms. Da trifft er ein junges Mädchen — Armgard — die Tochter des Waffenschmieds Mengersen. Sie geben sich für Kaufleute aus Hamburg aus, fragen das Mädchen nach dem Wege und sie spricht bei dieser Gelegenheit eine prächtige Ballade von der Gründung Worms.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 103. — den 27. Mai 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Johanna Schopenhauer und das deutsche Rococo.

(Fortsetzung.)

Es wimmelte in den Straßen von malerischer Nationaltracht. Man sah den stolzen Starosten, die hohe viereckige Mütze schräg auf den Kopf gerückt, die Hand am klirrenden Säbelgriff, mit der andern den Schnurrbart streichend oder in die breite golddurchwirkte Schärpe gestemmt, die den reichen seidenen Leibrock gürtete, während das flatternde Ueberkleid mit den hängenden Aermeln die schöne Gestalt verhüllte, um sie vortheilhafter zu zeigen. Er trat mit den gelben Saffianstiefeln so verwegen auf, und kam doch, um in der großen freien Stadt dem Genuß des Lebens nachzuhängen, den er zu Hause vermißte. Ganz im Gegensatz zu diesem, nicht prunkend, solid und gegen die Tücke des Klimas emsig geschirmt, erschienen die russischen Kaufherren, auf den kleinen von zottigen Pferden gezogenen, von langbärtigen Iswoschtschiks regierten Kibitken, die Säcke voll Silberrubel, damals noch baare Bezahler, weil sie mit Wechseln nicht umzugehen wußten. In besonders fruchtbaren und wasserreichen Jahren, so lange bis zur ersten Theilung Polens der Kornhandel ein Monopol von Danzig schien, sah man oft den breiten Weichselstrom mit mühsam aneinander sich fortschiebenden Fahrzeugen überdeckt. Hätte man einen Fremden ganz unvorbereitet auf die lange Brücke geführt, er mußte glauben, auf eine der damals kaum entdeckten Südseeinseln, mitten unter die Kanoes der Wilden gerathen zu sein, so durchaus uneuropäisch sahen die Schimkys aus mit ihren Flotillen. So hießen die starknochigen, hagern Gestalten der polnischen Leibeigenen. Ihre Erscheinung war entsetzensvoll. Bis auf den nationellen, von Regen und Sonne gebleichten Zwickelbart, war Haupt und Antlitz kahl geschoren, eine flache Pelzmütze, oder ein selbstfabricirter Strohhut bedeckte den Scheitel, Hals, Nacken, Brust waren entblößt, ein Strick gürtete die grobleinenen Beinkleider, mit den hölzernen, eisenbeschlagenen Sohlen, die sie an den nackten Fuß banden, machten sie, in Haufen herangewälzt, auf den granitnen Pflastersteinen einen Lärm, daß die Bürgerskinder heerdenweise vor ihnen in die Häuser flüchteten. Und dieser Auswurf der polnischen Staatswirthschaft war ein gutmüthiger Schlag Menschen, dieses sarmatische Mittelding zwischen Kind und Affe schien nur so wild, war zahmen Gemüthes, hatte keine Laster, nur die schmachvolle Tugend der Duldung. Fast nie war ein Schimky des Diebstahls beschuldigt; ein Edelmann aber, der im Zorn oder aus Versehen eine Creatur dieser Art erschlug, zahlte zehn Thaler Strafe ohne weitere gerichtliche Procedur. Tag und Nacht lagen sie unter freiem Himmel am Ufer des Meeres neben den haushoch aufgeschütteten Weizenhaufen, die sie bewachen und fleißig umstechen mußten, bevor sie eingespeichert wurden. Erbsenbrei, mit Häringslake oder Talg gefettet, war ihr täglich Mahl, die hölzernen Löffel, mit denen sie speisten, lagen in großer Menge neben ihnen, sie bildeten den Zweig ihrer eigenen Industrie. Und wenn der Branntwein sie be-

rauſcht, werden dieſe Beſtien nicht etwa tückiſch, ſondern höflich und galant. Sie bücken ſich, daß die Stirn faſt den Boden berührt, umfaſſen einander das Knie, küſſen einander die Hände, umarmen ſich auf allgemein polniſche Art, indem jeder über des Andern Nacken den Hals hinüberſtreckt und den Nacken des Freundes küßt. Weiß einer von ihnen eine Saite zu kratzen, ſo ſpringt alles mit elaſtiſcher Federkraft auf, jauchzend machen ſie paarweiſe die eleganten Schwenkungen der Polonaiſe, oder taumeln bachantiſch die edlen Windungen der Maſurka durch. So luſtig kann der Jammer ſein, ſo glücklich die Brut der Verworfenen! — Und dies ſind noch die Marſchfertigen, die Auserleſenen unter den Schimkys. Weiber und Kinder, der Bodenſatz des Elends, ſind daheim geblieben, der Edelmann duldet ſie nicht auf den Zügen nach dem danziger Markt. Dagegen lernen wir auf danziger Boden zu anderer Jahreszeit Horden polniſcher Weiber kennen. Einige Monate vor der Erntezeit kommen die Schaaren der armen Maruſchka's, die für Koſt und jämmerlichen Tagelohn die Kornfelder in der Umgegend ausjäten. Ein langes blaues, um den Leib gegürtetes Stück Wolle und ein weißes Tuch, um den Kopf gewunden, macht ihre ganze Bekleidung, baarhaupt, baarfuß, hager, von der Sonne verbrannt, ſo laufen ſie mit geſchäftiger Haſt auf dem danziger Werder umher, eben ſo hart am Leben gebrandmarkt, aber weit mehr noch an den Zufall preisgegeben wie der Leibeigene, der im Gefühl der ſichern Knechtſchaft faſt eine heitere Zufriedenheit erſchwingt.

So tief ſteckte das germaniſche Element der alten Reichsbürgerlichkeit Danzigs in ſarmatiſcher Umgebung. Von einer Wärterin lernte das Kind Jeanette die polniſche Sprache, die damals, beſonders in der Gegend um Thorn, unter den niedern Ständen noch die herrſchende war. Auch noch andere Figuren nichtdeutſcher Art wirkten auf die Erwachſende ein. Eine traute Geſtalt war der Prediger der engliſchen Kirche, Doctor Jamieſon, an Yorik erinnernd, wie man ihn aus der sentimental journey kennt. Eine alte franzöſiſche Huguenottin, in der ſtreng beibehaltenen Tracht und Sitte des Bürgerſtandes ihrer Heimath, hielt mit ihren Töchtern Schule, und ſo lebte man in dem großen Handelsplatz in der univerſalen Mitte von Völkerſtämmen. Die Darſtellung gibt uns das alles ſo friſch, daß wir uns völlig einleben können in die Exiſtenz des alten Danzigs. Jene Franzöſin war die Mutter Chodowiecky's, und die Erſcheinung dieſes Mannes iſt eine Andeutung, nach welcher Seite ſich in Johanna Troſtener ein Talent entwickeln werde. Es iſt die Kunſt des Zeichnens und Portraitirens, die ſich weit ſpäter im Umgange mit Fernow größere Kreiſe eröffnete, und die techniſche Vorbereitung gab, um ein Werk wie über Johann van Eyk zu liefern. Eine vorüberziehende Geſtalt in Danzig war Abt Vogler, ſpäter in Darmſtadt Maria v. Weber's und Meyerbeer's muſikaliſcher Lehrer, der für Johanna's Leben und Richtung ohne weitern Einfluß blieb. Sie war ein nach klarem Verſtändniß ſtrebendes, ein emſig ſchauendes, ein zeichnendes Talent. Schon frühzeitig übrigens, auf der Gränze zwiſchen Kind und Jungfrau, entſchied ſich ihr menſchlich bürgerliches Loos. Sie ward die Gattin eines um vieles älteren Mannes, der dem Stande ihrer Familie angehörte, und deſſen Namen ſie ſpäter, nach ſeinem Tode erſt, in der Schriftwelt beibehielt. Mit wenigen ſorgſamen Federſtrichen ſkizzirt ſie ihr Balleoſtüm, in deſſen Pochen und Schleifen ſich die Rococozeit charakteriſirt. In der Erſcheinung des Weibes iſt entweder nichts oder Alles bedeutend. Wir haben an Johanna Schopenhauer, Gott ſei Dank, wieder ein Weib, unter deſſen Händen die Angelegenheiten der Toilette eine kleine Bedeutſamkeit erlangen. Ich ſage, Gott ſei Dank! der großen Emancipationsfragen unbeſchadet, in deren raiſonnirende Wuth ſich die deutſchen Grazien hineingelogen, aus Ungewöhnung und Nachgewäſch, nachdem zwei große Geiſter den gottſeligen Frieden eines ſtillbehüteten Glücks in der Menſchenwelt verwüſtet fanden, und die veſtaliſche Flamme mit Sturmwind in rothe Lohe fachten. Jeanette aus Danzig ſieht wie ein einfältiges Kind neben ihnen und zupft beſchämt an ihrem altmodiſchen Reifrocke, der die Sitte der Väter in ſeinen Falten birgt. Wir haben kein Arg, ihr die Skizze dieſes koloſſalen Brautkleides nachzuzeichnen. Ein ungeheurer, mit Drahtgeſtell und Roßhaar unterbauter, mit großen Maſſen von Federn, Blumen, Bändern gekrönter Haarthurm, ſo nennt ſie ſelber den Kopfputz, ſetzt ihrer Länge wenigſtens eine Elle zu; die weißen, kaum mehr als zolldicken Stelzchen unter den mit goldgeſtickten Schleifen gezierten Ballſchuhen halfen der Geſtalt von unten nach, ſo daß ſie auf den Fußſpitzen ſchwebte. Ein aus dicht aneinander gefügten Fiſchbeinſtäbchen zuſammengeſetzter Harniſch, feſt und ſteif genug, um einer Flintenkugel zu widerſtehen, trieb gewaltſam Arme und Schultern zurück, die Bruſt heraus, und ſchnürte über den Hüften die Taille zur Weſpenform ein. Der eiſerne Bügel im Korſet ſchirmte die Bruſt, hemmte aber jede unnütze Bewegung oder zügelte die Leidenſchaft. Ueber dem Reifrock ſaß das ſeidene Ge-

wand, mit Falbeln und allerhand Kinkerlitzchen garnirt, die weder Homer noch Walter Scott zu schildern vermöchten. Ueber dem seidenen Rock von gleichem Stoff das schleppebehangene Oberkleid, vorn auseinanderfallend, zu beiden Seiten unsagbar reich besetzt. Hals und Brust wurden freier getragen, als jetzt das emancipirte Zeitalter es wagt. Die Aermel reichten bis an den Ellbogen, waren bis zu den Schultern hinauf mit Blonden und Band üppig bewachsen. Das war die Tracht der Grazien von damals, reizend und verhüllend, lockend und versagend in raffinirtem Gemisch. Auch Lotte steckte in solchem Kunstgehäuse und die quälerische Sehnsucht Werther's nach der Natur, die Verzweiflung, die nach Pistolen greift, weil sie in der Verwahrlosung nicht mehr die reine Gestalt herausfindet, wird an solchem Costüm erklärlich. Diese halbwahre Betrachtung schieben wir freilich unserer Darstellerin unter, sie bleibt ruhig bei ihrem Metier, sie zeichnet die Conturen ihres Lebens und ihrer Weltumgebung. Roth aufzulegen war nicht Sitte in Danzig, man fürchtete zu sehr die donnernde Kanzelrede eines Mannes, der die Sünden des Zeitalters beim rechten Ende, beim Kragen, faßte. Dagegen gehörte ein länglich glattes Perlmutterdöschen zum tragbaren Necessaire der eleganten Damenwelt. Es enthielt die aus schwarzem englischem Pflaster geschlagenen, winzig kleinen vollen und halben Monde, Sternchen und Herzchen. Verließ eine Musche unberufen ihren Platz, so ward die Lücke schnell aus dem Vorrathe der Dose gefüllt. Diese schwarzen Puncte erhöhten die Lebendigkeit des Mienenspiels im Angesicht. Eine Reihe der kleinsten, aber leise anwachsenden mondförmig gestalteten Tüpfchen saß im äußern Augenwinkel, und diente dazu, die Augen hervorzurücken, und die Wirkung ihres Glanzes, ihres Farbenspieles zu unterstützen. Ein Paar Sternchen im Mundwinkel gaben dem Lächeln der Lippe den Zauber der schalkhaften List. Die Musche auf der Wange, am rechten Orte angebracht, hob den Teint und gab den Schein eines amorosen Grübchens. Auch Muschen in größerem Format waren üblich, für Personen, die sich stark unterstützen und der hinfälligen oder böswilligen Natur mit Energie beispringen wollten. Solche größere Muschen hießen Sonnen, Täubchen, sogar Liebesgötterchen. Diese hießen vorzugsweise assassins, um ihrer mörderischer Wirkung willen, die sie auf die Herzen übten.

Auch für die Toilette der Männer hat der Sinn des zeichnenden Talentes dieselbe Aufmerksamkeit. Junge Elegants fingen damals schon an, den Perrücken den Abschied zu geben und ihr eigenes Haar gepudert und en aile de pigeon frisirt zu tragen. Der gute Haarbeutel lag zu tief im Geist des Jahrhunderts, um sich ausrotten zu lassen, aber man trug ihn in kleineren Dimensionen und ohne postillons d'amour. Pantalons, Gillets und Fracks waren noch nicht erfunden. Die Röcke hatten beinahe den Schnitt der jetzigen Hofkleider, man trug sie in allen Farben, sogar weiße mit reichen Stickereien in Gold oder bunter Seide, und dazu passende, gestickte seidene Westen. Aeltere Männer trugen auch wohl Röcke von dunkelfarbigem Sammet, bei einer Weste von Goldglacée. Manschetten und Jabots von brüsseler Spitzen waren im Putz unerläßlich; mehr noch bei Alt und Jung der Degen, ohne welchen sich Niemand, der zur höhern Bürgerclasse gehörte, auf offener Straße zeigte. Stiefeln wurden nur bei üblem Wetter getragen, selbst die ältesten Männer gingen täglich, ohne Besorgniß sich zu erkälten, in Schuhen und seidenen Strümpfen einher; in einer Gesellschaft, wo Damen zugegen waren, in Stiefeln zu erscheinen, wäre höchst ungezogen gewesen. So wollte es die vom höhern Bürgerstande stillschweigend als Gesetz anerkannte Sitte. Für das Verhalten der Frauen gab es mehr Einbuße, als die heut zu Tage entfesselte Gemüthlichkeit im ungenirten Umgange sich erträumt. Ohne von einem Bedienten oder einem Kammermädchen begleitet zu sein, hätte sich keine Frau von Erziehung über die Straße gewagt; auch ging keine in die Läden, um ihre Einkäufe selbst zu besorgen; die Kaufleute waren darauf eingerichtet, die verlangten Waaren zur Auswahl in die Häuser zu schicken. An öffentlichen Orten, auf der Promenade oder im Theater ohne männliche Begleitung zu erscheinen, galt für unschicklich; da aber die Männer vom Geschäft gefesselt waren, so ergab sich für die Frauen die Nöthigung einer streng häuslicheren Lebensweise.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Weimar. (Beschluß.)

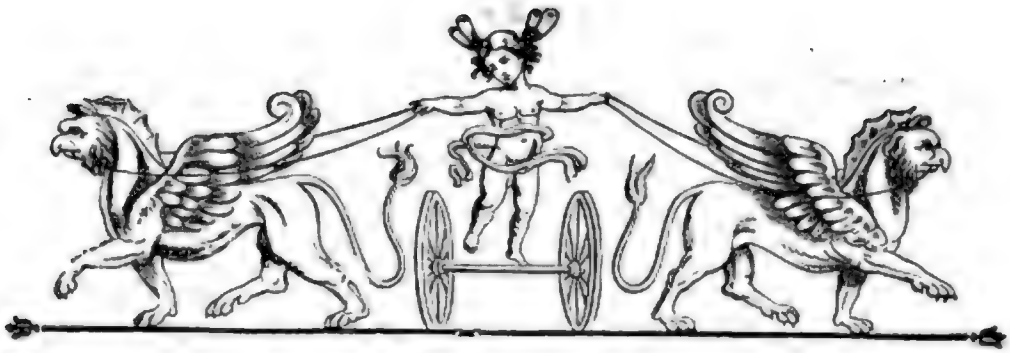
[„Kaiser Rudolph in Worms."]

Aber so kindlich und unerfahren auch das Mädchen ist — denn sie glaubt „Hamburg liege bei Frankfurt" — einen „Amoroso" hat sie doch schon, und das ist der zu dem Rendezvous bestellte, eben hinzukommende und natürlich erst ein wenig eifersüchtige Wolfram. Was helfen aber alle Betheuerungen der Liebe, heirathen können sie sich doch nicht, denn Wolfram gehört einem unehrlichen Gewerbe an, und den Ursprung dieses damaligen unseligen Ständeunterschiedes erklärt jetzt Waldstetten sehr schön. Rudolph

spricht, er gelte etwas bei dem Kaiser und er wolle alles Mögliche für sie bei ihm thun. Nach seiner Ankunft in Worms will er nun den ihm schon durch seine Geschicklichkeit bekannten Waffenschmied Mengersen incognito besuchen, aber seine versprochene Fürbitte bei dem Kaiser wird jetzt von dem Mädchen aufs Unzweideutigste abgelehnt, denn der bei ihnen versteckte Graf Rheinfels hat dem Mädchen soviel Haß gegen den Kaiser beigebracht, daß sie nicht einmal seinen Einzug sehen will und zu Rudolph sagt: „so geht doch hin zu eurem Bettelkaiser, der nur seine Erblande vergrößern will.“ Zufälligerweise kommt aber jetzt ein Rottmeister in Geschäften zu dem Waffenschmied, er erkennt den Kaiser; die Tochter läuft in voller Angst davon und nun gibt's eine drollige Scene, wo der alte Mengersen im Aerger über das Lästern des Kaisers, und über das in dessen Folge geschehene Davonlaufen des Mädchens, über die aus dem Verstecken des Rheinfels für ihn möglichen Unglücksfälle den Kopf verliert, und Alles prügelt und sein hämischer Schwager, ein Schneider, das Beste davon abkriegt. Er und sein Schwager rennen in der Angst davon, um sich in dem Walde zu verstecken. In diesem lauern nun Werdenfels und Hornberg auf die Nachricht der durch Rheinfels geschehenen Ermordung, ziehen sich aber zurück, nachdem sie einen Knappen da gelassen, der jedoch eingeschlafen und sich durch laute Träume verräth, als eben ein kaiserlicher Feldhauptmann vorbeizieht. Man nimmt den Knappen fest — will ihn ohne viele Umstände gleich aufhängen — er bittet um sein Leben gegen das Versprechen, Wichtiges verrathen zu wollen. „Gut, so sprich,“ — „aber,“ antwortet der Knappe, „erst muß ich mein Leben gesichert erhalten, denn der Kaiser belohnt Verrath mit falscher Münze;“ — „das thut er auch,“ antwortet der Feldhauptmann, „wenn er Dir das Leben schenkt.“ — Der Knappe verspricht jetzt, einen unterirdischen Gang zur Burg Hornberg zu zeigen; die Kaiserlichen nehmen ihn nun zu sich und treten etwas zurück. Jetzt erscheint im Walde der Waffenschmied und sein Schwager, der Schneider. Ersterer klagt dem Letztern seine Himmelangst über das Verstecken des verdächtigen Rheinfels; der Feldhauptmann hört es, will beide ergreifen, aber durch die jetzt aus dem Hinterhalte hervorbrechenden Raubritter wird er daran gehindert; es beginnt ein Gefecht, die Raubritter schlagen sich durch nach Hornberg und der Feldhauptmann wird verwundet. Armgard ist ihrerseits wieder in höchster Angst um den Vater, wirft sich dem Kaiser zu Füßen und entdeckt ihm, daß Rheinfels in ihrem Hause verborgen ist. Diesen läßt Rudolph geschwind fesseln und ist im höchsten Grade empört über den Argwohn des Mädchens, daß er jetzt nach dem Geständnisse noch dem Vater die Schuld nachtragen werde. Da nun Breitenfels und Hornberg auf dessen Burg jetzt von der Gräfin Agnes hören, daß ihr Gemahl gefesselt ist, und daß sie den Kaiser für ihn um Gnade anflehen will, — beschließen Beide — Hornberg aber erst verführt von Breitenfels, den Kaiser zu ermorden. Sie mischen sich unter das Volk, das in Worms auf den Fackelzug wartet, welches die Gewecke dem Kaiser bringen, und als der Kaiser kommt, schreit Hornberg um Hülfe, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Breitenfels will den Kaiser niederstoßen, Wolfram fällt jenem aber in den Arm und Breitenfels ersticht sich jetzt selbst, und Hornberg, dessen Burg darauf eingenommen und zerstört wird, stirbt, als er sie in Flammen sieht, auf ergreifende Weise am gebrochenen Herzen. — In einer großen Versammlung, wo das Volk dem Kaiser Glück zu seiner Rettung wünscht, bittet jetzt die Gräfin Agnes um Gnade für ihren Gatten, und um ihretwillen erhält dieser sie auch, denn sie war die Sonne, die aus dem Meere der Raubgier die bittern Tropfen an sich zog, die dann im befruchtenden Regen auf das Land herniederfielen. Der Kaiser will sich jetzt dankbar gegen Wolfram zeigen und bittet den Bürgermeister, den Unterschied der Stände aufzuheben, und da dieser, gestützt auf die Privilegien der Stadt, dies nicht thun will, erbietet sich der Kaiser, dieser einen neuen Brief zu geben, worin er ihr das Münzrecht und Abgabenfreiheit verspricht. Der Bürgermeister thut es und die nun ehrlich gewordenen Bürger wählen Wolfram sogleich zu ihrem Rathsherrn, und der alte Rathsherr Mengersen gibt dem neuen Wolfram jetzt die Hand seiner Armgard. Während Alles sich freut, kommt der Feldhauptmann mit der Nachricht, daß die Raubsitze zerstört sind — sie werden uns jetzt im Hintergrunde in Flammen gezeigt — und der entzückte Kaiser ruft aus, daß dies der schönste Moment seines Lebens sei und daß man noch lange sagen wird in der Zeiten Buch: das war Kaiser Rudolph's Römerzug. — —

Man wird aus dieser Skizze ersehen, daß das Stück sehr ergreifende Momente bietet, und wenn sie der Dichter noch nicht alle so benutzt hat, um ein vollkommenes Bühnenstück daraus zu machen, so muß man nur berücksichtigen, daß es das Erste ist und daß er uns in seinem *ersten* nur ein *romantisches Zeitgemälde* geben wollte. Da er aber jetzt wohl am besten eingesehen hat, worauf es bei einem Bühnenstück ankommt, so können wir gewiß von seinem nächsten etwas Ausgezeichnetes erwarten, da er, was sehr zu loben ist, *nicht* wie in verschiedenen andern Ritterstücken geschehen, die Kraft in der Rohheit suchte, sondern den Dialog sehr gemessen gehalten hat und sogar oft *höchst* gelungene lyrische Stellen vorkommen. Für ein Zeitgemälde hat er aber wohl die dem Stande des Waffenschmieds schuldige Wahrheit dem komischen Effecte allzusehr geopfert, was er wohl um so eher verhüten konnte, da er so vielen Humor mit weit natürlichern Mitteln z. B. in der sehr gelungenen Scene des Hornberg mit dem Klosterbruder entwickelt hat; wie vorsichtig man mit komischen Rollen sein muß, hat der Verfasser wohl aus der chargirten Darstellung des Schneiders gesehen. Durand als Rudolph war wie immer ausgezeichnet, und traf namentlich den jovialen Ton sehr gut, ohne seiner Würde etwas zu vergeben — aber auch Genast (Hornberg), Madame Stöhr (Armgard), Madame Genast (Agnes), Winterberger (Wolfram), Streit (Rheinfels), Franke (Mengersen) spielten recht gut, und suchten so als Einzelne zu dem allgemeinen Beifall beizutragen, der in dem rauschendsten Applause dem Stücke bei der ersten Vorstellung zu Theil wurde. Albert Umlauf.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 104. — den 28. Mai 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gedichte von Ernst Minneburg.

1. Herbstwonne.

Wie das Wasser durch die Hand
Rauscht die Zeit an mir vorbei;
Sänken nicht die Blätter schon,
Träumt' ich immer noch vom Mai.

Doch der Blüthentraum ist hin;
Ernst und nüchtern, kalt und klar,
Zeigt der Herbst nun, was im Mai
Wahrheit, oder Traum nur war;

Zeigt am Baum die goldne Frucht,
Die aus Blüthen er gereift,
Zeigt die Rebe sonnenklar,
Die auf Alles Balsam streut.

Und mein Herz mag sich erfreu'n,
Daß in dieser kalten Zeit
Noch so manche Frühlingsblüth'
So nach Herzenslust gedeiht.

Darum klage nicht, o Lieb,
Daß der Lenz so schnell verblüht!
Wahre treu nur wie der Herbst
Frühlingswonne im Gemüth!

Sieh den Apfel dort am Baum!
Voller Lust ist er gereift,
Und noch wie im Frühlingstraum
Prangt er weiß und roth gestreift.

2. Winter.

Wie ein bleichendes Gerippe
Starr'n die Kinder der Natur,
Die der Tod mit kalter Hippe
Angerührt in Wald und Flur.

Und nicht länger kann ich's sehen,
Alte Schmerzen wühlt es auf,
Wie die Freude muß vergehen,
Drückt der Tod sein Siegel drauf.

Selbst der Himmel wölbt sich trüber,
Schneit herab ein Leichentuch;
Denn sein Auge ging ihm über,
Weil er nicht den Blick ertrug.

3. Umsonst.

Hör' nun auf, Dich abzumühen!
Was der Lenz nicht ließ erblühen,
Herz, wie hoff'st Du bei der Kälte,
Daß der Winter Dir's vergelte?

Wollt' der Herbst, der All' erfreu't,
Die im Frühling Saat gestreu't,
Dich mit keiner Frucht bedenken,
O, wie sollt's der Winter schenken!

Drum hör' auf, Dich abzumühen!
Laß am Frost die Gluth verglühen,
Da Du doch einmal Dein Leben
Herz, umsonst dahingegeben!

4. Weihnachtsabend.

Zum ersten Mal zu dieser Stunde
Sitz' ich allein in meiner Klause,
Gedenkend still der trauten Runde
Der Freunde fern im Vaterhause.

Ich leb' hier still und abgeschieden,
Und wer ich bin, wird Niemand fragen;
Das ganze Jahr war ich's zufrieden,
Nur heute will's das Herz zernagen.

Es faßt die Brust ein kindisch Sehnen,
Nicht länger kann ich ruh'n und weilen;
Es rinnen langverhaltne Thränen,
Durch alle Gassen muß ich eilen;

Durch alle Fenster möcht' ich sehen
Der Kinder selige Gesichter:
Geh' fort! so ruft's, was bleibst du stehen?
Dir brennen keine Weihnachtslichter!

---

5. Keiner ahnt es.

Still und ruhig mag ich scheinen,
Heiter wie der blaue See, —
Keiner ahnt das tiefe Weh
Und das bittre, nächtliche Weinen.

Glüh'n und glänzen auch Stirn und Wangen
Gleich der spiegelklaren Fluth, —
Keiner sieht, was drinnen ruht,
Und was unter dort gegangen.

Schiffe begraben des See's Wogen
Und den Schiffer wohl dazu;
Herz, und die ganze Welt hast Du
Ja zu Dir ins Grab gezogen!

---

6. Geh nur unter!

Immer dunkler brennt das Licht
Meiner thränenreichen Liebe,
Und mir wär' die schwarze Nacht'
Lieber, als so helle Trübe.

Geh nur unter, Liebeslicht!
Blinder Mann zieht dann am Stabe
Sicher schon die Straße fort,
Bis er kommt zu seinem Grabe.

Johanna Schopenhauer und das deutsche Rococo.

(Beschluß.)

Ergötzlich war der phantastische Hang, die Knaben herauszuputzen. Die Kleidung der Mädchen fügte sich mit weniger Aenderung der herrschenden Mode, die Knaben aber liefen bis ins siebente Jahr wie zum Carnevalsscherz costumirt herum. Die Kleidung der Männer wollte sich nicht in Duodezausgaben herstellen lassen, also mußte man erfinderisch sein, fand aber nichts allgemein Geltendes und ließ der Laune die Freiheit. Man sah kleine Husaren, Chinesen, Ungarn, Tyroler, Türken mit Turban, Reiherbusch und hölzernem Dolch im Gürtel. In Berlin wurde damals dieser wunderliche Hang, wie so viele andere Seltsamkeit des Raffinements, lächerlich überboten; eine berliner Dame, die Jeannettens Familie in Danzig besuchte, brachte ihr einen allerliebst niedlichen Hamlet von fünf Jahren in vollem Theatercostum zum Spielgesellen mit.

Seltsame Figuren gaben in Danzig die Aerzte ab. Von slawischen Naturelementen umringt, der dumpfen Verwilderung, welche die Cultur der germanischen Welt schon überwunden, um so vieles näher gerückt, mußten die Doctoren der Heilkunst eine Verehrung genießen, die auf übermächtige Gewalt rechnete; man nannte sie nicht anders als Excellenzen. Ihr Haupt bedeckte eine schneeweiß gepuderte, lockenreiche, dreizipflige Alongenperrücke; einer dieser Zipfel hing über den Rücken hinab, die beiden andern wiegten sich auf den Schultern, ein goldbesetzter, scharlachrother Rock, sehr breite Spitzenmanschetten und Jabot, weiße oder schwarzseidene Strümpfe, Knie- und Schuhschnallen von blitzenden Steinen oder vergoldetem Silber, und ein kleines plattes Dreieck von schwarzer Seide unter dem Arme, chapeau-bas genannt, vollendeten die prachtvolle Toilette einer solchen über Tod und Leben Gewalt übenden Excellenz. Dazu nehme man noch das starke spanische Rohr mit einer goldenen oder aus Elfenbein künstlich geschnitzten Meerfrau als Krückenknopf darauf, um in schweren, bedenklichen Fällen Kinn und Nase zu stützen, und die Figur, die uns die komische Oper noch liefert, tritt fertig ins Leben.

In solchen Umgebungen war Johanna erwachsen, und man findet die schlanke, bescheidene Gestalt kaum unter den Objecten heraus. Wie es solchen Naturen eigen, sie verliert sich in ihrer Welt. Dafür hat sie dann auch den Triumph einer vollendeten Portraitirung der Personen und Zustände. Es gibt kein Bild der Jahrzehende Siebzig und Achtzig, das treffender wäre. Und diese Kunst des literarischen Zeichnens blieb ihr so treu bis in ein hohes Alter, ja vollendete sich erst so spät. 1766 war sie geboren und 1837 schrieb sie ihre Memoiren, ein versteinerter Repräsentant versunkener Aeonen erschien

sie sich selbst, als sie sich anschickte, einem jüngeren Zeitalter vom längst entschwundenen Rede zu stehen. Leider blieb ihr Meisterstück einer weiblichen Biographie Fragment, der Tod übereilte sie beim Abschluß des ersten Bandes, beim Abschluß der alten Reichsfreiherrlichkeit Danzigs. Mit der ersten polnischen Theilung war das Gebiet der Republik geschmälert, der preußische Schlagbaum zog eine arrogante Gränze, Werber kamen, Rekruten wurden vor den Augen der guten alten Mama Danzig gefuchtelt. Der Handel sank, der üppige Reichthum versiegte an seinen Quellen, die großen Verbindungslinien, die ehedem Danzig zum merkantilen Mittelpunkte zwischen Deutschland und zwei slawischen Völkern machten, wurden zur See wie zu Lande abgeschnitten, die alte solide Pracht des freibürgerlichen Lebens verödete, und der republicanische Stolz wurde ein Zorn, dessen Ohnmacht in sich selber ohne Mahnung blieb. Die glänzende Parade, die König Friedrich Wilhelm der Zweite auf der Gränze des freien Stadtgebietes hielt, war das letzte Ereigniß, das die Denkwürdigkeiten schildern.

Im Jahre 1793 ward Danzig blockirt und verlor an Preußen seine selbständige Existenz; zu den Auswanderern, die den Unwillen gegen Rechtsverletzung in die weite Welt hinübertrugen, gehörte auch Johanna's Gatte. Aus den Umrissen des fernern Lebens, die sich notizenhaft in den hinterlassenen Papieren fanden, hat die Tochter der Entschlafenen, Adele Schopenhauer, die Bruchstücke aneinandergereiht, die eigentliche Darstellung hört auf, einzelne Berichte, die selbständig veröffentlicht waren, wurden hinzugefügt. Zu diesen gehört die Schilderung Münchens und Wiens vor vierzig Jahren. Von großem Interesse ist die Erzählung vom Aufenthalt in Berlin und Hannover. Das Badeleben in Pyrmont gibt Veranlassung zur Skizzirung eines deutschen Mannes, der ein berühmtes Buch über die Einsamkeit schrieb und für seine Person den galantesten Hofmann in Costüm und Tournure abgab; es ist der Ritter von Zimmermann, der Hofarzt in Hannover und Pyrmont. Es begannen für Johanna Schopenhauer die Reisen nach Frankreich und England, die sie zum Theil in ausführlichen Mittheilungen niedergelegt. Von ihrem Aufenthalte in Paris, der in das Jahr 1803 fällt, haben wir hier die interessanten Berichte, die uns vor allem den merkwürdigen Mercier und Abbé Sicard's Taubstummeninstitut schildern. Pestalozzi lernen wir mit der Verfasserin in Burgdorf kennen. Die Briefe aus Weimar aus dem October des für Niederdeutschland unseligen Jahres 1806, die wir in unserer Zeitung zur Mittheilung gebracht, geben ein sprechendes Bild von den dortigen Zuständen kurz nach der jenaer Schlacht. Der Aufsatz über das Badeleben in Karlsbad gehört dem J. 1815 an. Die Kritiken und Briefe über Gerhard v. Kügelchen und Friedrich in Dresden sind einige Jahre früher geschrieben. Sie stehen mit dem Talente der Darstellerin in engstem Bezuge, wie sie denn immer im Leben sich zeichnend verhielt. Es ist zu beklagen, daß uns der Tod die Skizzen und Portraits entzog, die sie von ihrem Salon in Weimar geliefert hätte.

Notizen.

[Politische Gedichte.]

Die Deutschen sind jetzt so weit, daß sie nicht mehr schreien: Pfui, ein politisch Lied! Sie nennen es nicht mehr Verbrechen, wenn ein Sänger aufhört, von jenseitiger Unsterblichkeit zu lallen, sie verzeihen es beinahe, wenn einer nicht blos von Liebe singt, in welcher sein liebes Ich sich selbst beäugelt; sie halten es fast nicht mehr für unpoetisch, wenn er sich vom Drange des Jahrhunderts nach neuer Weltgestaltung erfassen läßt. — Es sind kürzlich drei politische Lieder erschienen, es fehlt nicht am Reiz, sich ergreifen zu lassen, aber an der Kraft, das Herz des Jahrhunderts zu treffen, an der Macht des activen Genius, der von seinem Glauben wie von einer Religion überzeugt ist. — Napoleon's Rückkehr hat W. Gerhard in einer Ballade besungen. Das Büchlein ist vortrefflich gedruckt (Leipzig, Barth), mit einer historischen Notiz nach officiellen Berichten und Actenstücken bereichert, mit einer Abbildung des kaiserlichen Sarges und zwei saubern Vignetten geschmückt. Der ausgezeichnete Verdeutscher serbischer Volkslieder und schottischer Balladen, der auch Byron und Burns übertrug, besingt den Leichenzug des Kaisers etwas bänkelsängerig, knittelversmäßig. Ob dies populär sein soll, mithin beabsichtigt wurde, bleibt uns ungewiß. Er schildert auch die Radicalen:

Ein toller Haufe, den die Wuth
Kriegrischen Schwindels packte,
Umtanzet die Vendôme-Säul'
Im Marseillaisentacte.
„Minister nieder," — schreien sie —
„Die uns zum Frieden rathen!
„Tod den Verräthern!" — schreien sie —
„Und nieder die Tractaten!"

Während sich Alles um den Sarg des Helden schaart, eine feierliche Stille sich Aller bemächtigt, springt der Deckel auf, der Kaiser richtet sich empor, hebt drohend die Hand und ruft: Wollt Ihr wohl gleich die Charte in Ehren halten! — Das ist eine sehr gute ehrliche Meinung, die der Dichter hier verräth, aber einen Lorbeer können wir ihm für diese Justemilieuprosa nicht flechten.

Weit mehr poetischen Schwung hat Ludwig von Erfurt (Hilsenberg), wie sich der Verfasser der „Mähr von den drei Inseln" nannte, der jetzt unter der Ueberschrift „Laßt die Todten ruhn!" (Leipzig, Wunder) in fünf Romanzen

das letzte Ereigniß des heroischen Frankreichs besungen hat. Er nimmt es als kalten Theaterpomp, und so gibt ihm die Trauer um den nicht wieder heimgebrachten Geist des Helden eine poetische Stimmung. Die Sprache ist warm und bewegt.

R. E. Prutz hat sich früher als abstracter Kritiker mit Hand und Fuß gegen die politische Begeisterung gesträubt, die in Beck's ersten Gedichten brennt und flammt, er hat ihm mit guter Schulweisheit deduciren wollen, wie er den Begriff der Freiheit gar noch nicht richtig gefaßt habe. Und nun überholte ihn doch ein echter Drang, er ließ den Calcül seines Abc bei Seite und schrieb bei Gelegenheit der deutschen Rheinliedsaufregung jenes kräftige und feurige Gedicht, das seinem Namen einen guten Klang gegeben in deutscher Sache. Was er nachträglich als fleißiger Arbeiter geschaffen: „Ein Mährchen," betitelt, ist dagegen mit seinen breitgesponnenen 130 achtzeiligen Stanzen sehr kalte Küche. Jede Allegorie, so lang festgehalten, muß nicht blos ermüden, sondern auch erkälten. Eine Satyre hört auch auf Satyre zu sein, will man sie so gemächlich ausmeißeln, wie Prutz in diesen Stanzen versucht hat.

[A. Weill in Paris.]

Das „Magazin für Liter. d. Ausl." und nach ihm die leipziger und die augsburger Allgemeine haben diesen elsässischen Schriftsteller, wegen Mangels an Nationalgesinnung, in Anklagestand versetzt. Man kennt A. Weill auch aus diesen Blättern, und wir sind darum verpflichtet, ein Wort mitzureden. Es heißt, er sei weder ganz Deutscher, noch ganz Franzose. Wie kann man einem Elsasser diesen Vorwurf machen? einem Schriftsteller, der eben durch seine eigenthümliche elsässisch neutrale Stellung interessant ist? Daß A. Weill, bald gegen Deutsches, bald gegen Französisches schreibt, ist kein Beweis gegen ihn; es hätte sich gefragt, nicht gegen wen, sondern wie er schreibt, ob mit Einsicht und Recht, oder nicht? Dieser Punkt war nicht berührt, es hieß vielmehr, Weill's deutschen Aufsätzen fehle es nicht an Esprit und sprudelnder Bewegung, seinen französischen nicht an deutschem Gemüth. Wir versuchen also keine Antikritik, nur eine Zurückweisung des moralischen Angriffs. A. Weill ist für jede Idee des Fortschritts und der Humanität, hier wie dort, begeistert, ist das unserem allerneuesten Patriotismus noch keinen Strohhalm werth? Bald wird man vielleicht so weit gehen, den Strasburger als Hochverräther anzusehen, der sich nicht unverzüglich unter die Fittige des Bundestags sehnt. Wie schnöde hat die augsburger Allgemeine sogar Venedey behandelt, der Deutschlands Sache so ritterlich in Paris vertrat! — A. Weill selbst schreibt uns zu seiner Rechtfertigung: „Es ist wahr, ich habe das Unglück, ein Elsasser und ein Schriftsteller zu sein. Nie werde ich die Freiheit des Urtheils und der Gesinnung irgend einer Nationalität opfern. Was an Deutschland schön und heilig ist, wird mir immer schön und heilig bleiben; Manches aber, ja Vieles werde ich stets angreifen müssen. Und was in Frankreich human ist und dem Fortschritt dient, wird mir eben so heilig sein. Niemals übrigens werde ich die Deutschen angreifen, nur Deutschland, niemals Frankreich, stets nur die Franzosen; denn jene sind besser als ihr Land und ihre Institutionen, diese schlimmer. Ich muß gestehen, daß ich in dieser Hinsicht allerdings weder Deutscher, noch Franzose bin."

[Theater in Leipzig.]

Eine erfreuliche Acquisition unserer Oper ist die Tochter des seit 20 Jahren allbeliebten sinnigen Componisten Uhland'scher Lieder, Konradin Kreutzer's aus Cöln. Frln. Kreutzer sang zum ersten Mal auf unsern Brettern die Julia in Bellini's Montechi und Capuletti. Die Stimme der jungen Sängerin, ein hoher Sopran, ist reich, klangvoll und in guter Schule gebildet; Vortrag und Spiel waren echt dramatisch. Der Beifall des Publikums wurde schon im dritten Act zur enthusiastischen Aufregung. Frln. Kreutzer hat jedenfalls Beruf und Begeisterung; sie verspricht eine wahrhafte Künstlerin zu werden. Mme. Schmidtchen machte viel Glück als Romeo, doch schien sie bei allem Feuer nicht genug männlich. Hr. Schmidt, Pögner und Stürmer trugen das Ihrige zum Gelingen der Vorstellung bei. — Die Damen Crelinger-Stich schlossen ihr Gastspiel mit der Jungfrau von Orleans. Das Haus war ziemlich voll und das Publikum befriedigt.

[Literarisches Eigenthumsrecht.]

Bei der Rechtsverschiedenheit, die in Bezug auf das literarische Eigenthum in den deutschen Bundesstaaten herrscht, hören die Processe nicht auf. In Sachsen gilt noch immer das ewige Verlagsrecht. Um diese Ungleichheiten zu beseitigen, wurde in der Generalversammlung des Börsenvereins der deutschen Buchhändler in Leipzig von Hrn. H. Brockhaus der Antrag gestellt, die sächsische Regierung zu bitten, sich in ihren Bestimmungen den preußischen anzuschließen, nach welchen bekanntlich das literarische Eigenthumsrecht auf Lebzeiten des Autors und auf 30 Jahre nach seinem Tode für die Erben gestellt ist.

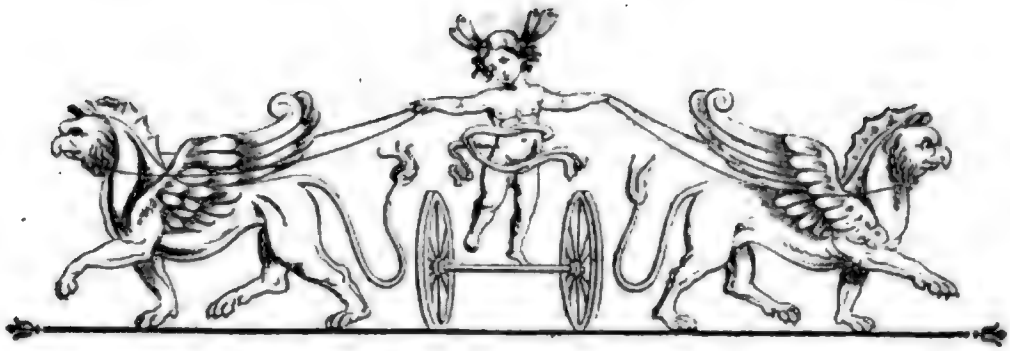
[Isidor Heller.]

Die Novelle: „Blautöckchen" (siehe 86—94 dieser Blätter) ist ein Bruchstück aus einem Roman, auf den wir vor der Hand die deutsche Buchhändlerwelt aufmerksam machen möchten. Der Verfasser, Isidor Heller, nicht zu verwechseln mit dem bekannten Novellisten Robert Heller oder dem pseudonymen Autor Isidor, hat sich schon früher in „Ost und West" durch einige Aufsätze voll Eigenthümlichkeit und genialer Laune bemerklich gemacht.

[Hebbel's Judith.]

Friedrich Hebbel's Judith hatte an der Enghaus in Hamburg, an der Crelinger in Berlin Darstellerinnen gefunden. Dies sind in Deutschland seit der alten Schröder, wie es scheint, die einzigen Schauspielerinnen, die sich an diese kolossale Gestalt wagen. In Nr. 11. und 12. brachte das hamburger Journal „die Zeit" eine Charakteristik dieses Stücks und einige Scenen, deren großartige Gewalt ihresgleichen sucht.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends **105.** den 29. Mai 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Deutsche Romane.

Die Intriguanten. Roman von Friedrich von Heyden. 2 Bde. Leipzig, Einhorn.

Ein diplomatischer Roman. Ein Gewebe von Intriguen und Ränken, eine ganze Welt voll Jesuiten, Schüler Mazarin's und macchiavellistischer Menschen. Der ganze Stoff ist erfunden, sämmtliche Personen sind unhistorisch, aber der Verfasser hat sie dreist in das Jahr 1649 gesetzt, und sie mit Glück in das Costüm des Zeitalters gekleidet. Mit dem westphälischen Frieden datirt sich für die Geschichte der Menschheit, was man Diplomatie nennt. Der Religionsfanatismus hatte das Zeitalter ermattet, und des erschlafften Zeitgeistes bemächtigten sich die Geister der List und Lüge, da alle Kraft zur Einigung fehlte, die Lust zum Zwiespalt noch bei weitem die Stärke dazu überlebte. Nicht blos die Politik der Cabinette, auch die socialen Beziehungen, Umgang, Stellung der Geschlechter zu einander, Erziehung und Bildung, Alles wurde macchiavellistisch; zu der französischen Frivolität hatte sich die spanische etiquettenvolle Grandezza in Costüm und Mode gesellt, um Trug und Ränke nicht blos hinter die Glätte, sondern auch hinter den Pomp der Form zu bergen. Dies ist die Lebensluft, in die uns der Verfasser bringt. Es glückt ihm, die Toilette des Zeitalters zu schildern, an die Toilette knüpft sich der Comfort, an den Comfort die Moral. Das Thema wird uns deutlich, und die Art und Weise, wie der Roman macchiavellistische Principien zum Lebensinhalt vieler Personen macht, die ein seltsam Gewebe um sich schlingen, ist mit eben so viel Geist als Kenntniß ausgestattet. Nur erscheinen die Träger dieser Principien wie Factoren, die das Rechenexempel richtig herausbringen müssen, es sind keine lebenden Wesen, wir glauben an ihre Maximen, aber nicht an ihre Existenz als Menschen, wir erleben den Roman nicht, sondern sehen, wie diese Puppen ihn aufführen, belauschen sogar den Autor, der kein Arg daraus hat, die Drähte und Fäden ungenirt zu lenken. Dies ist der große Fehler, der den Roman fast in das Gebiet der rednerischen Abhandlung versetzt. Wir hören all die Personen reden, wissen was sie wissen, vernehmen, wie sie sich als denkende Wesen verhalten; aber keine ist uns Gestalt, keine sehen wir als volles, fertiges Lebensgebild. Man weiß von alten Malern, die, was sie in ihren Figuren ausdrücken wollten, in deren Haltung nicht zu bezeichnen wußten; sie malten also die Gestalten dicht neben einander steif hin, und hingen ihnen Zettel aus dem Munde, die uns besagten, was jede durch Bewegung, durch Stellung der Glieder, durch Beziehung zu den andern, kurz, durch charaktervolles Verhalten veranschaulichen sollte. Bis zu diesem Grade geht nicht die Manier der Darstellung, wie wir sie in Friedrich v. Heyden's geistvollem Romane finden, aber sie streift, besonders im ersten Theile, daran, und ist ein allverbreitetes Erbtheil des deutschen Romans, seine unsterbliche Erbsünde. Dazu kommt bei Friedrich v. Heyden noch ein zweiter Uebelstand. Es ist der Irrthum, zu meinen, wenn er z. B. etwas Pompöses zu schildern habe, dies müsse auch in pompöser Weise geschehen. Er schildert die Steifheit der spanischen Grandezza des Gesandten am italienischen Hofe, und nimmt dazu steife Wendungen in der Diction. Das heißt die Wirkung verfehlen, der Styl soll nicht in dieser Weise malen und schildern. Und so ist denn die ganze Sprache des Romans großentheils in die Sphäre des Inhalts dergestalt aufgegangen, daß er Unnatur, gespreizten Bombast und gelehrtes Ceremoniell bestens in sich aufgenommen hat, oft mit Absicht, um das Zeitalter zu treffen, oft aus Angewöhnung. Nur im zweiten Theile, wo die Situationen zur raschen Handlung drängen, ist ein schöner Strom der Darstellungsweise merklich. Das blutige Maskengewühl auf dem Schlosse, die Flucht des Prinzen Emanuel in die Nacht hinaus ist

meisterhaft geschildert. Das Arrangement des Stoffes ist im Kurzen dieses. Eine coquette Marquise und ein blasirter Cavalier, beide am französischen Hofe, in der Schule der Lüste und Künste, er seinerseits speciell in der Schule des Kardinals Mazarin erwachsen, finden sich, nachdem ihre Intriguen in Frankreich ausgespielt sind, auf dem Wege nach der italienischen Heimath, unter der man sich das Herzogthum Savoyen denken kann, weil die spanische Nachbarschaft des mailänder Gebietes häufig in Rede kommt. Die coquette Marquise war in der Jugend eine Passion des regierenden Herzogs; deshalb verwiesen. Der Cavalier ist der Sohn des eigentlichen Thronerben, aber sein Vater resignirte für seine Nachkommen, um einer unebenbürtigen Inclination wegen, die dem jungen Emanuel das Leben gab. Ein Versuch dieser Linie des herzoglichen Hauses, die verlorene Position wieder zu gewinnen, hat das Verbannungsdecret zur Folge. Emanuel lebte in Paris. Nun kehrt er heimlich zurück, und die Marquise unterstützt seine Plane. Am Hofe des Herzogs wimmelt es nun von Intriguanten, Alles unterminirt einander den Boden, Mazarin's Creaturen, der spanische Gesandte, der Jesuit, der Abbate Richeldi, ein „politischer Kleinmeister", selbst zwei lose Naturkinder, ein munterer Page, und Rabatilla, ein wildes prophetisches Zigeunermädchen, zwei „wilde Holzäpfel der Politik", durchkreuzen die Intriguen. Indem so Alles sub specie der Diplomatie erscheint, wird uns eben die Absichtlichkeit in Darstellung des Themas peinlich. Und der Prophet unter den intriguanten Diplomaten, jenes Zigeunerkind, ist ein zu wohlfeiler Deus ex machina; seine Vorverkündigungen sind natürlich immer sehr richtig, weil es dem Autor nicht schwer wird, das Schicksal zu machen. In dem Gewühl von Ränkespinnern ist einzig das herzogliche Paar voll echter Menschenredlichkeit. Aber sie verstehen sich nicht; sie schwärmt platonisch, er ist ein praktischer Kopf, eine gute Haut, ein freies edles Herz. Sein Natursinn zerreißt die Fäden, die sich wie ein allgewaltiges Schicksal um ihn ziehen. Auf die bunten Maskenscenen, wo ein Streich gegen den regierenden Fürsten ausgeführt werden soll, hat der Autor alles vorbereitet; die Scenen sind voll Feuer und Leben, die Intriguen kreuzen sich geschickt, die Darstellung ist hier vortrefflich. Nicht minder die schon erwähnte Situation Emanuel's auf seiner Flucht. Vom Ball versprengt, blutend, verwüstet, banquerott an allen Lebensgütern, ein Spott seiner selber, rennt er in den Wäldern herum, der Wahnwitz schüttelt sein Gehirn, ein Einsiedler bemächtigt sich seiner. Der Autor ist hier als Situationsmaler bedeutend. — Ein merkwürdiges Schlußwort weist darauf hin, daß die gute alte Zeit nicht edel genug war, um ehrlich zu sein.

Cordelia. Von der Verfasserin der Agnes von Lilien. 2 Bde. Leipzig, Brockhaus.

Ein junger müßiger Radicaler, den ein Aristokrat auf seinen Gütern beschäftigen möchte, um ihn das Leben praktisch ergreifen zu lassen, während der Fürst eines deutschen Kleinstaates diesen Gutsherrn wieder in sein Ministerium zieht, um an dem liberalen Kopfe eine Brücke zum neuen Leben, das über die Welt hereinbricht, zu finden, mit diesen Gestalten fassen wir auf dem Boden Fuß, auf welchem die ehrwürdige Dame v. Wolzogen sich bewegt. Wir suchten, als wir die Lectüre dieser Cordelia begannen, nicht nach dem Roman im Romane; wir wollten Bekenntnisse, und wir fanden sie." Die Verfasserin machte vom Ruhesitz ihrer Chaise longue lange genug den Beobachter, schon die Reihe von Jahren, in denen sie dem Leben zugesehen, macht sie ehrenwerth; sie ist mit den Heroen der deutschen Literatur jung gewesen, hat den Wendepunkt zweier Jahrhunderte erlebt, sie muß interessant berichten, selbst wo sie nur ihr Tagebuch ausbeutet und ihre gesammelten Anschauungen an den dünnen Faden einer magern Geschichte anreiht. Die Mittheilungen haben für deutsche Zustände nicht ganz den Werth, den das freiere Geschwätz der alten Crequi für Frankreich hat, die Sprache der deutschen Dame ist biederer, ehrenfester, die Kürze, die sie in ihren Wendungen liebt, ist fast lakonisch. Die Stimmungen in Deutschland bei der Invasion der Franzosen haben hier ihren Ausdruck erhalten. Napoleon wird als der neue Attila bezeichnet. „Wir waren auf gutem Wege," heißt es irgendwo im Buche, „das Altfranzösische loszuwerden, aber nun sollen wir uns dem Neufranzösischen bequemen, das uns eben so wenig kleidet." Auf den „edlen König im Norden Deutschlands und das Engelherz an seiner Seite" sieht das Vertrauen der Patrioten fest; Napoleon's Herrschaft wird nicht anders denn als die „dunkle Macht der Lüge" bezeichnet. Auf die Ermannung und Besinnung des deutschen Adels wird die Hoffnung gesetzt. Folgende Stelle dürfte dies am besten bezeichnen. „Schutz den Bedrängten! war die Losung des Adels, eines Sickingen, Hutten, des wackern unglücklichen Götz. Es gibt noch welche, die diesen hohen Bildern der Vorzeit gleichen, deren Geist in Thatkraft sich zeigen wird. Im Bunde mit der in unserer Zeit gediehenen Kraft der Wissenschaft wird ihr Wirken mächtiger sein; im Innern wird sich's von selbst ordnen; der thörichte Stolz auf angeborne Vorzüge wird nur bei der Dummheit wohnen, der echte Sinn des Adels und seine würdige Benutzung bleibt dem klaren Geiste. Nach wackerm Kampfe mit dem Feinde wird dem Adel Vertrauen werden, und mit diesem sein Recht. Welches Volk ist des Vertrauens so fähig als das unsere? welches hat Institutionen aufzuweisen, so tief gewurzelt in freiem Herzen, gediehen im Rechts- und Ehrgefühl? einen hanseatischen Bund, freie Reichsstädte und eine Reichsritterschaft?" — Alle diese Institute, die ihrer Zeit allerdings die Willkür der Fürsten brach, sind zu Grunde gegangen. Haben wir heut zu Tage zeitgemäßen Ersatz? Wird das Bürgerthum sich klug und stark genug entwickeln, um ein einiges Deutschland zu gründen? — Daß eine alte Dame von ehedem sich in ihren Reminiscenzen so ergeht, erschien mir nicht komisch, vielmehr fast rührend.

Der Diamant. Ein Spiel der Phantasie, von C. Terpen. Hamburg, Meißner.

Die junge Herzogin Alix zieht sich plötzlich aus den rauschenden Freuden des versailler Hofes zurück. Sie ist coquett, ganz geschaffen für die geistreichen Eitelkeiten der Welt, aber ihr Gemüth ist geheim bedrückt. Ihr Herz

hatte sich regen, hatte ihr den Streich spielen wollen, unter ihrem Stande zu lieben; sie bekämpfte die Neigung nicht ohne Grausamkeit gegen sich selbst, nicht ohne Kälte gegen den Liebenden. Jetzt überwältigt sie das Gefühl des innern Zwiespalts, sie flieht in die Einsamkeit, auf das Schloß ihrer verstorbenen Eltern, ein Erbtheil ihrer Familie, das sie jetzt zum ersten Male in Augenschein nimmt. Unter den seltenen Kunstwerken, welche die Altvordern hier aufgehäuft, bleibt ihre Aufmerksamkeit einem Standbilde der heiligen Genoveva gewidmet. Auf dem Piedestal unter den Basreliefs sind Darstellungen aus der Geschichte der Heiligen; man sieht die Leidende in der Wildniß, blutend, zerlumpt, den Schauern der Oede preisgegeben, mit dem Kinde zu Boden gesunken: da leuchtet das Auge Gottes aus den zerrissenen Wolken herunter und überglänzt ihre Gestalt mit wunderbarer Seligkeit. Diese Sonne ist von reinstem Golde, das Auge darin ein Diamant von bewundernswerther Größe. Die kranke Alix fühlt sich magisch vom Glanz des Steins erfaßt und sinkt betäubt zusammen. Krank, wie sie ankam, aufgestört und zerstreut von der Schau der Merkwürdigkeiten, gewinnt in diesem Augenblick erst das Gefühl des Unbehagens feste Gestalt. Sie bleibt auf dem Lager gefesselt, das Standbild ihr zu Füßen, ihr Auge bleibt, sowie sie es aufschlägt, mit dem Diamant in Rapport und im Fieberstraume erscheint ihr nun der Geist des Steines, der ihr seine Geschichte erzählt. Es beginnt das Stück im Stücke, und zwar mit einer Ausdehnung, daß man nicht mehr weiß, was Rahmen, was Bild. Ein indischer Fürst liebte unter seinem Stande und verstieß kaltherzig sein Opfer. Um deswillen ist seine Seele in den Stein gebannt und muß nun seine Wandlungen durchs Weltall machen. Wer den Stein der Flamme übergibt, erlöst ihn. Diese indische Geschichte, zum Theil in Jamben vorgetragen, ist mit einer seltenen Kraft, mit Feuer, Leben und Geist erzählt. Die kranke Alix ist sehr gequält, sie hat keine Ruhe, bis sie den Stein der Flamme überliefert. Da fühlt ihr eignes Herz sich wie erlöst. Und — die Wendung und Lösung ist etwas rasch und gesucht — der Geliebte ist alsbald in Gestalt eines Gärtnerburschen da. Er war ihr in dieser Hülle gefolgt. — Die Verfasserin ist Frln. Charlotte Wolfhagen in Copenhagen. Die Sympathie nordischer Geister mit den Sagenkreisen Indiens erscheint hier nicht zum ersten Male. Die nordische Phantastik fühlt sich gern hingedrängt zu der Schwelgerei in südlicher Luft, ihre heimisch gebundnen Kräfte entfesseln sich hier. Auch Oelenschläger verkehrt gern mit den Mythen des Orients.

Vergangenheit und Zukunft. Roman von Regina Frohberg. 2 Bde. Gera, Heinsius'sche Bchdlg.

Die verehrliche Verlagshandlung in Gera gehört noch zu den wenigen in Deutschland, welche Räuber- und Geisterromane bringen. Sie beweist damit, daß das alte Deutschland noch immer da ist, seine Romantik noch ihre festen Säulen hat. Wir weiden uns schon an den Titeln solcher Ausgeburten alter romantischer Gelüste. So erschienen kürzlich in gedachtem Verlag: Pedro de Montillos der Geächtete, Räubergemälde; der Liebesschwur im Grabgewölbe; die Erstürmung des Falkenstein oder des Drachenfelser Tod durch die Macht der Zauberkräfte, Räuber-, Ritter- und Geistergeschichte; das Turnier zu Nürnberg oder die Rache des Schicksals; Markaff der Seelenfänger oder des neunfachen Mörders Befreiung aus den Banden der Unterirdischen, Geister- und Kriegsgeschichte. Als Verfasser solcher Romane, deren Helden als edle Halunken uns zu Thränen zu rühren bestimmt sind, geben wir der Unsterblichkeit anheim: Zöllner, Albert von Wandsdorf, Belindor u. A. — Der obgedachte Roman von Regina Frohberg, an welche das jüngere Deutschland durch ihren Verkehr mit Rahel erinnert wurde, hat mit dieser Richtung der Romanfabrikation nichts gemein. Er ist ein edles Gemälde von der Trüglichkeit der Herzensneigungen, gewöhnlich ein Thema, das er fast mit allen Frauenromanen theilt, ungewöhnlich in der sorgfältig durchgebildeten Sprache und Gefühlsentwickelung. Die vielen Personen, die das Gewebe menschlicher Hinneigungen hier spinnen, sind keine fertigen Gestalten, keine lebendigen Wesen, sie sind, wie das bei Frauenromanen häufig ist, keine Charaktere, lauter Gemüther; träte ein einziger entschlossener Charaktermensch dazwischen, die ganze verwickelte Geschichte löste sich und wäre unmöglich. Das macht alle diese Lebensbilder zu erträumten Fictionen, wo nicht zur Lüge. — Das Buch ist der verwittweten Frau Herzogin von Anhalt-Köthen gewidmet, die, soviel wir wissen, in Wien zum katholischen Ritus übertrat. Dieser Widmung entspricht auch die religiöse Färbung in der Sprache der Verfasserin, einer Jüdin bekanntlich, welche ebenfalls katholisch wurde.

Grumbach. Von Ludwig Bechstein. 3 Thle. Hildburghausen u. Meiningen, Kesselring.

Indem wir dies streng historische Werk, das die Grumbach'schen Händel erzählt, unter die deutschen Romane bringen, wollen wir damit den Beleg bieten, wie chronikgetreu die deutschen Romanschreiber bereits ihr vaterländisches Gebiet anbauen. Der fränkische Ritter Wilhelm von Grumbach hat indeß wenig mehr als provinzielles Interesse; seine Fehden gegen die fränkischen Bischöfe, in denen er den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach, später den Herzog Johann Friedrich den Mittleren von Sachsen-Gotha zu Bundesgenossen gewann, können nur nachweisen, wie wenig vereinzelte Kraftanstrengung ohne großes Ziel, Tugend ohne Klugheit, in deutschen Dingen erreichte. Als er Würzburg 1563 geplündert hatte, ward er in die Reichsacht gethan sammt allen seinen Anhängern, selbst über den Herzog Johann Friedrich ward sie ausgedehnt. Kurfürst August von Sachsen, mit der Vollstreckung beauftragt, erschien zu Anfang des Jahres 1567 vor Gotha (Bd. 3. umfaßt die Jahre 1566 u. 1567), und nahm es nach langwieriger Belagerung. Der Herzog wurde lebenslänglich Gefangener, Grumbach wurde geviertheilt, viele seiner Anhänger hingerichtet. Bechstein hat sich um sachlich getreue Darlegung dieser Historie bemüht. Drei schöne Stahlstiche schmücken das Werk, Grumbach, den Herzog Johann Friedrich und die Herzogin Elisabeth darstellend.

Eduard Sternthal. Eine Charakterskizze, von Emil Walther. Leipzig, Meißner.

Auch ein reflectirender Autor als Romanpoet. Zwei Freunde kommen aus dem Theater und kritisiren Stück, Spiel, Publicum und sich selbst; Raimund hält lange Reden über die Entwickelung des Goethe'schen Faust, über den die Deutschen schon eine ganze Literatur-Kritik geschrieben haben. Herr Emil Walther reflectirt nicht blos im Buche, sondern auch nach vorn und hinten, reflectirt über seine Reflexionen, und gibt dem Buche seinen raisonnirenden Segen. Er nennt es Charakterskizze. Was daran Charakterzeichnung, ließe sich auf drei Seiten drängen.

Notizen.

[Cooper.]

Cooper's amerikanische Romane, offenbar diejenigen unter seinen Werken, welche zu den geschichtlichen Acten gezählt zu werden verdienen, sind (Stuttgart, Liesching) in einer neuen Uebersetzung angekündigt, von welcher der letzte Mohikan, übertragen von Dr. Leonhard Tafel, und das neue Werk „der Pfadfinder," übertragen von Dr. C. Kolb, bereits erschienen sind. Dieser letzte schließt sich an die „Ansiedler" und die „Prairie," insofern der Leser in dem Hauptcharakter einen alten Freund unter neuen Verhältnissen wiederfindet. Es ist ein Kundschafter in den Kriegen, welche England und Frankreich um den Besitz des amerikanischen Festlandes führten, ein Jäger in jenen Zeiten der emsigsten Thätigkeit, welche dem Frieden vom Jahre 1783 unmittelbar folgten, ein Mensch, der endlich zum einsamen Streifer in den Prairien wird, nachdem die Politik der Freistaaten jene endlosen Oeden dem Unternehmungsgeiste ihrer halbcivilisirten Abenteurer geöffnet hatte. Im „Pfadfinder" rückt uns der Verfasser diese seine Lieblingsgestalt, an welcher er die Geschichte seines großartigen Landes nachweist, in die erste der drei Epochen; der neue Roman ist also chronologisch der älteste, der Ansiedler steht in der Mitte und die Prairien zeigen den Cooper'schen Helden in der Entwickelung der neuesten Zeit. Zugleich ergötzt er uns in dem Pfadfinder durch die Contrastirung seines Natursohnes der Wälder mit dem Natursohne des Meeres. Gleich im ersten Capitel tritt uns Urwald und Meer, Beides in seiner Ungeheuerlichkeit und der ganzen Pracht unermeßlicher Erhabenheit, entgegen. Diese Parallele zwischen zwei großen Naturgewalten reißt uns mit Einem Male aus aller engbrüstigen Cultur Europa's, wir athmen mit diesen Elementen eine Reinheit, die uns wie moralische Größe drückt und uns über das glatte Phlegma der Darstellung frisch hinweghebt. Sehr naiv spricht Cooper in dem Vorwort von einem Anachronismus, den er sich zu Schulden kommen ließ. Er versetzt in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Schiffe auf den Ontario. Längs der Linie der großen Seen gab es schon immer vereinzelte Stellen, welche schon so lange als viele der ältesten amerikanischen Städte bewohnt waren, und die lange, ehe der größere Theil selbst der älteren Staaten der Wildniß entrissen wurde, einen gewissen Grad von Civilisation aufzuweisen vermochten. Der Ontario ist jedoch erst in unsern Tagen der Schauplatz wichtiger Entwickelungen gewesen, und eine poetische Licenz bedarf in Cooper's Augen der Entschuldigung: „Wo sich vor einem halben Jahrhundert, sagt er, nur eine öde Wasserfläche zeigte, haben jetzt Flotten manövrirt, und der Tag ist nicht fern, wo diese Kette von Seen der Sitz einer Macht und mit Allem befrachtet sein wird, dessen die menschliche Gesellschaft bedarf. Ein Rückblick auf das, was diese weite Gegend ehedem war, und wäre es auch nur durch die farbigen Gläser der Dichtkunst (dies beleidigende „Nur" ist eine Captatio benevolentiae vor den Augen der großen praktischen Handelswelt, welche Cooper's Publikum abgibt), mag vielleicht einen Beitrag zu der Summe des Wissens geben, das uns allein zu einer richtigen Würdigung der wunderbaren Mittel führen kann, deren sich die Vorsehung bedient, um dem Fortschritt der Civilisation über das ganze amerikanische Festland Bahn zu brechen."

[Antihegel'sche Stimmungen.]

Der leidenschaftliche Eifer gegen die Hegel'schen Richtungen ist mit einer unklaren dumpfen Wuth wieder ausgebrochen. Rationalisten und Mystiker überbieten sich im Fanatismus. Ich meine nicht blos die Rohheit Leo's, die Plattitüden Hengstenberg's. Auch zwei andere Organe bringen Schmähungen statt Erläuterungen. Im Märzheft des Freihafens sagt der leipziger Professor Biedermann, sämmtliche Hegelianer coquettirten nur mit liberalen Ansichten. Auch Gans? Auch Ruge? Ich nenne diese Aeußerung eine flache Schmähung, weil sie sich nicht auf die Sache einläßt. In N. 36. des Piloten lesen wir einen Artikel von J. F., der das arrogante Gewäsch des Hrn. Arthur Schopenhauer wiederholt.

[Eduard v. Schenk.]

Der am 26. April in München verstorbene bairische Dichter und Beamte Eduard von Schenk war 1788 in Düsseldorf geboren. 1817 war er zum Katholicismus übergetreten. Kurz vor seinem Tode las er seinen Freunden sein erstes dramatisches Gedicht, „Judith," vor. Sein „Adolph von Nassau" scheint nicht aus Baiern herausgekommen zu sein. Sein letztes Gedicht war eine Todtenklage auf Eßlair. War sein ganzes Dichten und Trachten als Poet und Staatsmann mehr als Treibhausleben des Dilettantismus? — Wir stellen die Frage.

[Florencourt.]

Von Franz v. Florencourt, der sich in Jena niederzulassen gedachte, erscheint (Leipzig, bei Böhsenberg) eine Geschichte der Burschenschaft.

Druckfehler.

In der Novelle: „Blauröckchen" (in Nr. 92. unserer Zeitung) blieb aus Versehen statt Hypochonder das unsinnige Wort: Hippochonder stehen. Mit Pferden aber hat der gute Mensch nichts gemein.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

log der von Sömmerring hinterlassenen Sammlung von anatomischen Präparaten, herausgegeben von Rud. Wagner. gr. 8. 1839. 1 Thlr. 16 Gr.

Soubeiran, E. Anleitung zur Verfertigung künstl. Mineralwässer und ähnlicher Compositionen. Aus dem Franz. übersetzt und durch Zusätze, so wie die Formeln der vorzüglichsten deutschen Mineralwässer vermehrt. Mit 1 Steindrtaf. 8. Leipzig, 1840. 15 Ngr.

Stoeckhardt, H. R., de recto jurisconsulti eruditione proximo justitiae fonte oratio. 8 maj. Lipsiae, 1840. 7½ Ngr.

*Tchoubinof, David, Dictionnaire géorgien-russe-français. Gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. 6 Thlr.

*Trinius, C.B., Agrostideae, Villeae. 4 maj. Petr., 1840. 15 Ngr.

— — Oryzeae. 4 maj. Petropoli, 1839. 15 Ngr.

*Unger, F., über den Bau und das Wachsthum des Dicotyledonen-Stammes. Eine von der K. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg mit dem Accessit gekrönte Preisschrift. Mit 16 Steindrt. gr. 4. St. Petersb. 1840. 2 Thlr.

Verzeichniss der in der Kreis-Naturalien-Sammlung zu Bayreuth befindlichen Petrefacten. Mit I. Einer petrefactologischen Karte von Ober-Franken. II. Einer geognostisch-petrefactologischen Uebersicht. III. Zwei und zwanzig Tafeln Abbildungen. gr. 4. Leipzig, 1840. 9 Thlr.

Wagner, Moritz, Reisen in der Regentschaft Algier in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Nebst einem naturhistorischen Anhange: Beiträge zur Fauna der Berberei von J. F. Brandt, M. Erdl, W. F. Erichson, C. L. Koch, H. Nathusius, K. A. Rossmässler, H. Schlegel, A. Wagner und R. Wagner. 3 Bände gr. 8. und 1 Kupferatlas (Karte von Algier und 17 colorirte und schwarze Kupfertafeln). Fol. Leipzig, 1841. 12 Thlr.

Wagner, Rud., Icones physiologicae. Erläuterungstafeln zur Physiologie u. Entwickelungsgeschichte mit vorzüglicher Rücksicht auf seine Lehrbücher der Physiologie u. vergleichenden Anatomie. Dritte Abth. (10 Kupfert. zur Physiologie der Empfindung und Bewegung.) Fol. Leipzig, 1840. 2 Thlr. 15 Ngr. Das damit nun vollständige Werk kostet 7 Thlr. 15 Ngr.

Weinlig, C. A., Lehrbuch der theoretischen Chemie. Zum Gebrauche der Vorlesungen und zur Repetition für Studirende. In 3 Lief. 1. u. 2. Lief. gr. 8. Leipzig, 1840. 2 Thlr. 25 Ngr.

Will, F., Beiträge zur Anatomie der zusammengesetzten Augen mit facettirter Hornhaut. Mit 1 Kupfertafel. gr. 4. Leipzig, 1840. 20 Ngr.

Zeitung für die elegante Welt für 1840. (40. Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. In wöchentlichen Lieferungen. gr. 4. 8 Thlr.

Inhalt.

No. 85.

Deutsche Romane.
Correspondenz. Aus Dresden. — Notizen.

No. 86.

Blauröckchen. Novelle von Isidor Heller.
Cachinno. Von Theophil Mathieu.

No. 87.

Blauröckchen. (Fortsetzung.)
Cachinno. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Hamburg.

No. 88.

Blauröckchen. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Hamburg. (Fortsetzung.)

No. 89.

Blauröckchen. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Brüssel.
— — Aus Hamburg. (Beschluß.) — Notiz.

No. 90.

Blauröckchen. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Brüssel. (Beschluß.) — Notizen.

No. 91.

Blauröckchen. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus London. — Notiz.

No. 92.

Blauröckchen. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus London. (Fortsetzung.)

No. 93.

Blauröckchen. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus London. (Fortsetzung.)

No. 94.

Episode aus dem Roman in Versen: „Jankó, der ungrische Roßhirt," von Karl Beck.
Blauröckchen. (Beschluß.) — Notiz.

No. 95.

Episode aus dem Roman in Versen: „Jankó, der ungrische Roßhirt." (Beschluß.)
Correspondenz. Aus London. (Beschluß.) — Notiz.

No. 96.

In die Welt. Novelle von Robert Bürkner.
Correspondenz. Aus Berlin. — Notizen.

No. 97.

In die Welt. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Schlesien.

No. 98.

In die Welt. (Fortsetzung.)
Aus dem Katechismus russischer Lebensfragen.
Notiz.

No. 99.

In die Welt. (Fortsetzung.)
Aus dem Katechismus russischer Lebensfragen. (Beschl.)
Notiz.

No. 100.

In die Welt. (Fortsetzung.) — Notizen.

No. 101.

In die Welt. (Beschluß.) — Notizen.

No. 102.

Johanna Schopenhauer und das deutsche Rococo.
Correspondenz. Aus Weimar.

No. 103.

Johanna Schopenhauer und das deutsche Rococo. (Fortsetz.)
Correspondenz. Aus Weimar. (Beschluß.)

No. 104.

Gedichte von Ernst Minneburg.
Johanna Schopenhauer und das deutsche Rococo. (Beschl.)
Notizen.

No. 105.

Deutsche Romane. — Notizen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Verlags-Bericht, Januar 1841, von Leopold Voß in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Mémoires de l'Académie Imp. des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tom. II. gr. in 4. St. Pétersb. 1840. 6 Thlr. 22½ Ngr.

Sciences naturelles. Tome IIIme. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. 11 Thlr. 7½ Ngr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie Tom. V. gr. in 4. St. Pétersbourg. 1840. 4 Thlr. 15 Ngr.

Mémoires presentés par divers savans. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 6 Thlr. 22½ Ngr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XV. gr. in 4. St. Pétersbourg. 1840. 1 Thlr. 4 Ngr.

Bulletin scientifique publié par l'Académie des sciences. Tome VI., VII. et VIII. (chacun en 24 Nros.) gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. (Prix du tome: 1 Thlr. 15 Ngr.)

*Baer, K. E. v., u. G. v. Helmersen, Beiträge zur Kenntniss des russischen Reiches und der angrenzenden Länder Asiens. 1—3. Band.

I. Statistische u. ethnographische Nachrichten über die russ. Besitzungen an der Nordwestküste von Amerika. Gesammelt v. Contre-Admiral v. Wrangell. Herausgeg. v. K. E. v. Baer. Mit 1 Karte. gr. 8. St. Petersb. 1839. 1 Thlr. 10 Ngr.

II. Nachrichten über Chiwa, Bochara, Chokand u. den nordwestl. Theil des chines. Staates, gesamm. von dem Gen.-Major Gens, bearbeitet von G. v. Helmersen. Mit 1 Karte. gr. 8. St. Petersb., 1839. 1 Thlr.

III. Essai sur les ressources territoriales et commerciales de l'Asie occidentale, par J. de Hagemeister. gr. in 8. St. Pétersb., 1839. 1 Thlr. 10 Ngr.

Baumgarten, Moritz, das Schielen u. dessen operative Behandlung nach eigenen Beobachtungen u. Erfahrungen wissenschaftlich dargestellt. Mit 1 Stdruckt. gr. 8. Leipzig, 1841. 22½ Ngr.

*Bongard, H. G., Descriptiones plantarum novarum. 4 maj. Petropoli, 1839. 1 Thlr.

*Brandt, J. F., Spicilegia ornithologica exotica. Fasc. I. Acced. tabb. V. lith. et color. 4 maj. Petropoli, 1839. 15 Ngr.

*Brosset, M. F., Catalogue de la bibliothèque d'Edchmiadzin. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1840. 7½ Ngr.

*Brosset, M. F., Monographie des monnaies arméniennes. Avec 2 planches. 4. St. Pétersbourg. 1839. 7½ Ngr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft bearbeitet. 6r Bd., mit Beiträgen von E. Burdach und J. F. Dieffenbach. gr. 8. Leipzig, 1840. 3 Thlr. 15 Ngr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 11r Jahrgang für 1840. Herausgegeb. von Dr. A. Weinlig. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 6r Jahrg. für 1840. Herausgeg. von Dr. J. A. Hülsse und Dr. A. Weinlig. In fünftäg. Lief. (75 Bog. u. 551 Abbild.) gr. 8. 5 Thlr.

*Charpentier, Toussaint de, Libellulinae europ. descriptae ac depictae. Cum 48 tabb. col. 4 maj. Lipsiae, 1840. 16 Thlr.

Choulant, L., historisch literarisches Jahrb. für die deutsche Medicin. 3ter Jahrgang. 16. Leipzig, 1840. 1 Thlr.

Davy, Humphry, Denkwürdigkeiten aus dem Leben Sir Hmphry Davy's, herausgegeben von dessen Bruder John Davy. Deutsch bearb. v. C. Neubert, eingeleitet von Rud. Wagner. Mit Davy's Portrait und einer Abbildung der Sicherheitslampe. 4 Bände. 8. Leipzig, 1840. 5 Thlr. 15 Ngr.

— — Salmonia oder neun Angeltage Unterhaltungen über naturgeschichtliche und verwandte Gegenstände, insbesondere über Fische aus dem Salmengeschlecht. Deutsch bearb. von C. Neubert. Mit 3 Steindrtaf. 8. Leipzig, 1840. 1 Thlr. 25 Ngr.

Davy's Bildniss. Nach Sir Th. Lawrence in Stahl gestochen von C. Preisel. 4. Chines. Papier. 10 Ngr.

Drobisch, M. W., de Joannis Widmanni Egerani Lipsiensis quondam art. lib. magistri compendio arithmeticae mercatorum, scientiae mathematicae saeculi XV simul atque artis typographicae Lipsiensis insigni monumento. Solemnia inventae typographiae saecularia rite peragenda concelebraturus scripsit. 4. Lipsiae, 1840. 10 Ngr.

— — Grundlehren der Religionsphilosophie. gr. 8. Leipzig, 1840. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ehrenberg, H., Ansichten über die Gräfenberger Wassercur, begründet auf einen längern Aufenthalt daselbst. gr. 8. Leipzig, 1840. 22½ Ngr.

Einige Worte zur Vertheidigung des Hrn. Weiß, Directors der Wasserheilanstalt in Freiwalde, von einem Curgaste. Bevorwortet von Dr. H. Ehrenberg. 8. Leipz. 1840. 5 Ngr.

*Fedorow, W., vorläufige Berichte über die von ihm in den Jahren 1832 bis 1837 auf allerhöchsten Befehl in West-Sibirien ausgeführten astronomisch geographischen Arbeiten. In Auftrag der K. Akademie der Wissenschaften herausgegeben von F. G. W. Struve. Mit 1 Karte. gr. 8. St. Petersburg, 1838. 1 Thlr.

*Gerhard, E., griechische u. etruskische Trinkschalen des K. Museums zu Berlin. Mit 12 Taf. gr. fol. Berlin, 1840. 20 Thlr.

*Grundlage der praktischen Baukunst, nach der Originalausgabe der Königl. technischen Deputation für Gewerbe mit deren Bewilligung herausgegeben:

I. Vorlegeblätter für Maurer in 42 lithographirten Tafeln mit Erläuterungen. Dritte Aufl. Fol. Berl., 1841. 4 Thlr. 15 Ngr.

II. Vorlegeblätter für Zimmerleute in 37 lithogr. Taf. mit Erläuterungen. Dritte Aufl. Fol. Berl., 1841. 4 Thlr. 15 Ngr.

Allgemeine Maschinen-Encyclopädie. Im Verein mit G. Altmütter, A. Burg, Th. Fischer, M. F. Gätzschmann, C. G. Hummel, K. Karmarsch, F. Reich, F. Schneider, J. A. Schubert, K. Weinlig, A. Weinlig und J. Weisbach, herausgegeben von J. A. Hülsse.

Text. 2te Lief. (10 Bg.) gr. 8. Lpz. 1840. Subscr.-Pr. 1 Thlr.

Atlas. 2te Lief. (10 Kupfrt.) quer Fol., Subscr-Pr. 1 Thlr. 20 Ngr.

*Ménétriés, E., Essai d'une monographie du genre Anacolus. Avec 1 planche color. gr. in 4. St. Pétersb. 1839. 11½ Ngr.

*Meyer, C. A., das Alyssum minutum u. die zunächst verwandten Arten, monographisch bearbeitet u. durch Abbildungen erläutert; nebst einer Uebersicht der Arten der Gattung Philonema. Mit 2 Stdrtaf. gr. 4. St. Petersb. 1840. 10 Ngr.

— — einige Bemerk. üb. die natürl. Familie der Polygonaceae. Erster Artikel. Versuch einer naturgetreuen Anordnung der Gattungen dieser Familie. Mit 1 Steindrucktafel. gr. 4. St. Petersburg, 1840. 5 Ngr.

*Muralt, Ed. de, Catalogus codicum bibliothecae Imperialis publicae graecorum et latinorum, Fasc. I. Fol. Petrop., 1840. 1 Thlr 5 Ngr.

Nicolai Damasceni, de plantis libri duo Aristotelī vulgo adscripti. Ex Isaaci Ben Honain versione arabica latine vertit Alfredus. Ad codd. mss. fidem addito apparatu critico recensuit E. H. F. Meyer. 8. maj. Lps. 1841. 1 Thl. 15 Ngr.

*Pander, C. H., Beiträge zur Geognosie des russ. Reiches. Mit 35 Stdrtaf. gr. 4. St. Petersburg, 1830. 15 Thlr. 22½ Ngr.

*Parrot, G. F., Recherches physiques sur les pierres d'Imatra. Avec 14 planches, 1 tableau de l'Imatra et 1 plan du Wuoxen jusqu'à la cataracte. gr. in 4. St. Pétersb., 1840.. 1 Thlr. 15 Ngr.

Personen und Zustände aus den kirchlich politischen Wirren in Preußen. Mit 39 bisher ungedruckten Documenten. gr. 8. Leipzig, 1840. 25 Ngr.

Prichard, James Cowles, Naturgeschichte des Menschengeschlechts. Nach der dritten Auflage des engl. Originals mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von Rud. Wagner. 1. und 2. Bd. gr. 8. Leipzig, 1840. 4 Thlr. 20 Ngr.

Radius, Justus, ausgewählte Heilformeln zum Gebrauche für praktische Aerzte und Wundärzte. Mit Originalbeiträgen der berühmtesten klinischen Lehrer und Berücksichtigung der neuesten Bereicherungen der Arzneimittellehre. Zweite umgearbeitete Auflage. 16. Leipzig, 1840. 1 Thlr. 25 Ngr.

*Rein, G., statistische Darstellung des Großfürstenthums Finnland. 8. Helsingfors, 1839. 17½ Ngr.

*Ruprecht, F. J., Bambuseae. Cum 18 tabb. lith. 4 maj. Petropoli, 1839. 1 Thlr.

Sömmerring, S. Th. v., vom Baue des menschl. Körpers. Neue umgearb. u. vervollständigte Orig.-Ausg. besorgt von W. Th. Bischoff, J. Henle, E. Huschke, F. W. Theile, G. Valentin, J. Vogel u. Rud. Wagner. In 9 Bdn. 2r Bd. Sömmerring's Lehre von den Knochen u. Bändern des menschl. Körpers. Nach der 2ten Aufl. u. nach den Handexemplaren des Verfassers mit den nöthigen Ergänzungen u. Zusätzen, auch dem Kata-

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Einundvierzigster Jahrgang.

Juni.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.

1841.

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst.
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten.
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

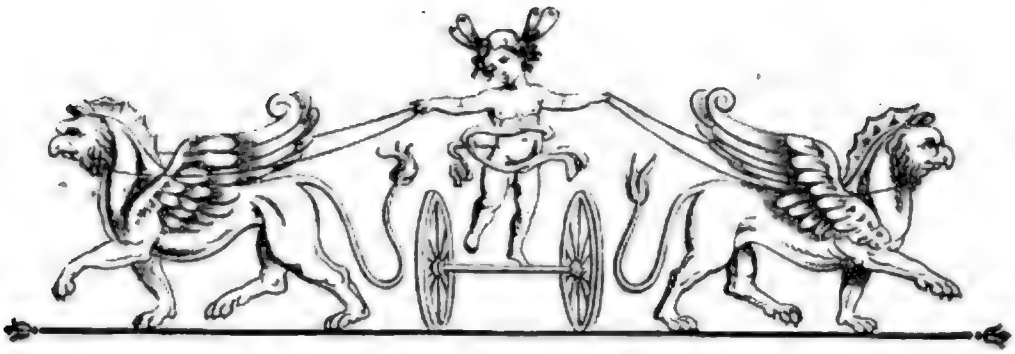
Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 106. — den 3. Juni 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Britische Skizzen.

I. Die Sonne von London.

Wenn der Fremde, der zum ersten Male England betritt, hoch oben auf einem Wagen sitzt, der ihn acht Meilen in einer Stunde London zuführt, so wird er kaum umhin können, zu glauben, daß er mit dem Gespann Pluto's gerade hinab in das Reich der Finsterniß fährt, zumal wenn er aus Spanien oder Italien, den Lieblingsgegenden der Sonne, kommt. Mitten unter den Wundern, die ihn umgeben, wird er sich doch schwerlich eines melancholischen Gefühles erwehren können, das ihn bei dem ersten Eindruck anwandelt. Ein ewiger Qualm von Rauch, der Alles umhüllt und durchdringt, ein Nebel, der während der Monate November und December das Tageslicht stets verdunkelt und nicht selten völlig auslöscht, muß nothwendig dieser unermeßlichen und endlosen Hauptstadt eine schwermüthige und des Pinsels eines Dante würdige Färbung geben. Mehrere Tage lang erscheint die Sonne inmitten der sichtbaren Dunkelheit nur wie ein großer gelber Flecken. Eine Sonnenfinsterniß brachte uns der Kalender während meines Aufenthaltes in London, und der Himmel war an diesem Tage zufällig unbewölkt, aber Niemand schenkte dieser Erscheinung auch nur die mindeste Aufmerksamkeit, da der Nebel in einem Jahre in England mehr Sonnenfinsternisse erzeugt, als alle andern Ursachen vielleicht seit Erschaffung der Welt. Eines Tages schlenderte ich in Gesellschaft eines Peruaners in Hydepark herum; es war einer von den schönen Tagen Londons, aber die Sonne war von dem Nebel so verdüstert, daß sie wie ein großer rother Feuerball anzusehen war. „Was sagen Sie zu der Sonne heute?" fragte ich meinen Begleiter. „Ich dachte, das Ende der Welt sei gekommen," erwiederte der Anbeter der wahren Sonne.

Allein den Engländern ist es mittels ihrer Industrie gelungen, sich selbst eine Sonne auf dem Wege der Manufactur zu schaffen, denn ist dieses Gas, das in unterirdischen Röhren nach allen Seiten hin dieses Eiland durchströmt, und Alles wie ein: „Es werde Licht!" erleuchtet, nicht eine wahre Sonne — eine Sonne ohne Zwielicht und Untergang, das wie Leuchten des Blitzes erscheint, und verschwindet, und zwar oft gerade dann, wenn man es bedarf? Die Gasbeleuchtung von London ist so prachtvoll, daß Sismondi mit gutem Fug sagen konnte, man müsse in London, um zu sehen, warten, bis es Nacht werde. Der Platz St. Antonio in Cadix bei einem sternenhellen Sommerabend, die geräuschvolle, vom Mondlicht überstrahlte Straße Toledo in Neapel, das pariser Tivoli, wenn es von Feuerwerken erglänzt — keines von allen hält eine Vergleichung mit der Regent Street in London aus, wenn sie mit Gas beleuchtet ist.

Alle englischen Dichter scheinen sich übrigens verschworen zu haben, ihren Landsleuten Liebe für ihren umwölkten Himmel einzuflößen und sie glauben zu machen, Wunder wie glücklich sie seien, daß sie in einem

so wundervollen Klima geboren wurden. Und warum sollte es nicht also sein? Sind die Träume und Luftschlösser der Einbildungskraft nicht eben so wahrhafte Genüsse, als sie die Wirklichkeit zu bieten vermag? Montesquieu sagt: Wenn die Engländer nicht frei sind, so glauben sie doch wenigstens es zu sein, und dies läuft fast auf eins hinaus. So möchte man auch sagen: Wenn die Engländer unter keinem schönen Himmel leben, so glauben sie es doch, und das ist eben so gut. Ich pries einst einer jungen Lady den reinen, erhabenen, perlenmutterklaren Himmel Madrids, Neapels, Athens und Smyrnas, und sie erwiederte mir: „Ein solcher immerwährender Sonnenschein müßte mir bis zum Tode ermüdend werden; die Abwechslung und Phantasmagorie unseres Wolkenhimmels ist sicherlich schöner."

II. Charakter der großen Welt.

Die in England ausschließlich „Gesellschaft" (society) benannte große Welt unterscheidet sich durch scharfe Züge vor jeder in andern europäischen Ländern. In Wien sind ihre Grundbestandtheile aristokratisch, aber der österreichische Adel ist nicht reich genug, um ganz den Parvenü und nur halbblütigen Millionair auszuschließen. In Frankreich ist die Gesellschaft, wie sie unter dem alten Regime bestand, als ausgestorben zu betrachten, und die Cirkel, wie sie gegenwärtig die Salons von Paris füllen, sind Jedermann zugänglich, selbst Leuten aus den untern Ständen. In Rußland ist die höhere Gesellschaft noch halb feudalistisch und halb barbarisch, eine Mischung der Sitten aus gegenwärtiger Zeit und aus dem funfzehnten Jahrhundert. In Italien ist die Einlaßkarte zu jeder guten Gesellschaft Geschmack oder die Affectation desselben. Wer die Sprache der Dilettanti annehmen, über Gemälde, Statuen, Münzen, über Rubens' Colorit und Raphael's Ausdruck, oder die sonnige Helle Claude's sprechen kann, allerlei grüne und blaue Worte darüber vorzubringen versteht, ist für die „Conversazioni" der höchsten Gesellschaft geeignet. In England ist die Gesellschaft rein aristokratisch: Talent mag wohl durch Takt und gutes Glück Entree erlangen, niemals aber bloßer Reichthum. Selbst dem Talente ersten Ranges ist ein Hülfsmittel nöthig — Behutsamkeit, nicht sowohl in dem, was der Aspirant zu thun hat, als in dem, was er nicht zu thun hat. Die erste Schwierigkeit besteht schon in der Wahl dessen, von dem man sich einführen lassen will; hiervon hängt viel ab. Geschieht die Einführung zur unrechten Zeit oder durch Jemand, der selbst nur geduldet ist, so schlägt sie selten glücklich aus. Die Oberhäupter des „haut ton" empfangen ihn mit Kälte und Verdacht, die jeder fernern Annäherung eine starke Schranke entgegenstellen. Der „succès de société" von Manchem ist schon daran gescheitert, daß er von einem unentschiedenen Charakter eingeführt wurde, und es ist besser, unbekannt bleiben, als nur halb anerkannt werden. Einmal eingeführt, hält ein sanguinisches Temperament Alles, was es in seinem Bereiche sieht, schon für erreichbar, und geräth hierdurch auf eine gefährliche Klippe. Die Conservatoren der Kaste betrachten ein neues Gesicht stets mit Argwohn, und sollte er mit einem Male die Stellung sich anmaßen wollen, nach der er strebt, so ist sein Sturz gewiß; nur allmälig werden sie an seine Gegenwart gewöhnt, nur stufenweise werden sie seine Ansprüche auf Gleichheit anerkennen. Satyre, alte Verbindungen und Ostentation sind drei andere Schwierigkeiten. Mit erstierer, er mag sie nun selbst ausüben oder in Andern wecken, kann er nicht vorsichtig genug sein; er wird sich nie dadurch einen Freund erwerben und manchen verlieren. Dadurch, daß er zu eifrig darnach strebt, die Bekanntschaft der Männer von Rang zu machen, kann er sie am ersten einbüßen. Einmal aber im Heiligthume zugelassen, mag er seinen Witz nach allen Seiten leuchten lassen, selbst gegen die Freunde, die ihn emporgehoben; wenige nur werden ihn darum tadeln, da dies der Welt Lauf ist. Alte Verbindungen, Freundschaften und andere antediluvianische Gefühle muß er mit einem Male abstreifen; nicht als ob man ihm rathen wollte, gewaltsam abzubrechen, oder seine alten Freunde geradezu von sich zu stoßen; ersteres würde unklug sein und letzteres ziemt sich für keinen Mann von Bildung; eine allmälige Kälte wird die Einen zur Ruhe verweisen und ein Wink im Vorbeigehen für die Andern hinreichen. Ostentation muß aber immer vermieden werden, sowohl in Kleidern, als Pferden und Juwelen. Größerer Reichthum wird eben so selten vergeben als größerer Geist, und der Parvenü, der eine Gesellschaft mit diamantenen Dosen oder den schönsten Pferden in der Stadt zu erstürmen gedenkt, wird finden, daß er sich sehr verrechnet hat. Talent, Einfachheit und gute Manieren sind die ersten Erfordernisse für die Aufnahme unter die höhere Gesellschaft; eine unzweckmäßige Einführung, Sarkasmen und Prahlerei sind die sichersten Mittel, um sich den Zutritt zu versperren.

III. Indische Curiositäten.

Es ist gegenwärtig ein buddhistischer Tempel zur Schau gestellt, der wirklich als eine außerordentliche Sehenswürdigkeit gerühmt werden muß. Seit Belzoni's ägyptischem Grabmale sah man in London nichts Aehnliches. Es ist nicht etwa ein Modell eines solchen Gebäudes, sondern ein wirklicher Tempel, in dem jeder Verehrer Buddha's anbeten könnte. Die äußern und innern Wände sind mit hieroglyphischen und sinnbildlichen Sprüchen bedeckt, welche verschiedene Scenen aus dem Leben Buddha's, seine Incarnationen, seine Verrichtungen als Priester und seine Attribute als Gottheit darstellen. Die Figuren der Bilder sind roh, wie alle Kinderanflüge der Kunst; sie haben einige Aehnlichkeit mit den ägyptischen, und sind wie diese mit den drei Urfarben, blau, roth und gelb, bemalt. Der Tempel besteht aus zwei Abtheilungen. In der äußern stehen Sama und Wisna, zwei dienende Geister, die aus Holz geschnitzt und bemalt sind, und hier den profanen Dienst haben, den Schaulustigen in das Allerheiligste des Tempels zu leuchten, wo Buddha in riesenhafter, aber unförmlicher Größe, gelb bemalt und mit dem rothen Priestermantel angethan zu sehen ist. Zu seinem Kopfe und zu seinen Füßen stehen zwei seiner Schüler, gleichfalls aus Holz geschnitzt und bemalt. Unter seinen Fersen erhebt sich die Schlange, auf zwei Füßen aufgerichtet, und Buddha selbst liegt auf einer Art von Grabmal ausgestreckt, um die ewige Ruhe anzudeuten, in der er sich nach so vielen Incarnationen befindet. Sein Kopf mit den pechschwarzen Locken ruht auf einem hölzernen Polster. Seine Handflächen und Fußsohlen, so wie die der Nebenfiguren, sind roth bemalt und von Strichen und Linien durchzogen, die eine Zigeunerin verwirrt machen könnten. Außer diesem Tempel sind auch noch viele andere indische Curiositäten in kleinen Modellen, aus Holz geschnitzt und bemalt, zur Schau gestellt; so ein gottesdienstlicher Aufzug, eine Menge hölzerner Masken von scheußlicher Fratzenhaftigkeit, deren sich die Eingebornen bei Verrichtung ihrer Mysterien bedienen, Häuptlinge von Ceylon in ihrer vollen Tracht, verschiedene indische Alterthümer, Waffen, Gewänder und andere Gegenstände. Die erwähnten Masken sind aus ganzen Stücken leichten Holzes geschnitzt und bemalt; man sieht daran keine Oeffnung für den Mund, sondern blos zwei Löcher für die Augen; alle diese Gegenstände kamen aus Ceylon, und werden den Schaulustigen von einem Eingebornen jener Insel, der geläufig englisch spricht, erklärt.

Nachträge zu Schiller.

Mit dem dritten Bande schloß Eduard Boas seine Nachträge zu Schiller's Werken (Stuttgart, Scheible). Wir finden darin Schiller's erstes Lied, vom Jahr 1775, seinem sechzehnten Lebensjahre, mithin älter als der „Abend," den man bisher für sein erstes hielt. Der Herausgeber verdankt es dem Prediger Becker zu Donaueschingen. Es hat die prosaische Ueberschrift: Schilderung des menschlichen Lebens, und malt quälerische, engbrüstige Schulstubengedanken, mit einer grotesken Kraft, die in ihrer Wirkung ins Komische überschlägt.

„Wahrlich, wahrlich, arme Jammersöhne
Sind wir höchst gepriesne Herr'n der Welt.
Von Geburt an, bis die letzte Thräne
Aus der armen Schächer Auge fällt.

Schlüpfen wir kaum erst aus unsrer Tonne
In dies große, weite Narrenhaus,
Grüßen wir schon mit Gebrul die Sonne;
Alles Elend fühlen wir voraus.

Trägt der Knabe seine ersten Hosen,
Steht schon ein Pedant im Hinterhalt,
Der ihn hudelt, ach! und ihm der großen
Römer Weisheit auf den Rücken malt.

Beut uns Jugend ihre Rosenhände,
Welche Güter bringt die Zaub'rin dar?
Mädchen, Schulden, Eifersucht, am Ende
Hörner, oder die Pistolen gar.

Sind wir Männer, kommt ein andrer Teufel,
Ehrgeiz heißt er, oft auch heißt er: Weib.
Nahrungssorgen quälen, so wie Zweifel
Einen Narrenschädel, unsern Leib.

Kommt das Alter endlich angeschlichen,
Sagt, was hat der arme Greis wohl da?
Husten und Verachtung, Spott und Siechen,
Brustweh, Langeweil' und Podagra.

Um das Maß des Jammers voll zu füllen,
Müssen wir des Erben Lächeln seh'n. —
Lohnt es sich um dieses Plunders willen
Wohl der Müh', aus Mutterleib zu geh'n?"

Wir erhalten im dritten Bande mehrere Gedichte in erster Abfassung, einige krasse Varianten der frühesten Ausgabe der Räuber vom Jahre 1781, eine Bühnenbearbeitung des Fiesko, die sich in der Bibliothek des mannheimer Theaters fand, aus dem Jahre 1784 *). Don Carlos er-

*) Diese Veröffentlichung verdanken wir Herrn Hoffmeimeister, dessen „Nachlese" in zwei Bänden (Stuttgart, Cotta) erschien. Das Stück schließt nach dieser Bearbeitung mit einer Scene, welche großartig ideal ist, aber das Trauerspiel am Drama vernichtet. In einem frühern Monologe ist der Schluß schon vorbereitet, indem Fiesko sich zur Entsagung stark macht. Die Republik siegt also in seinem Naturell, nicht, wie später, in der Gestalt des Verrina. Sein Entschluß bleibt

erhalten wir hier in Prosa, in erster Abfassung, wie das Stück in Dresden und Leipzig 1785 gespielt ward, und sich als Manuscript im dresdner Theaterarchiv vorfindet *). Gleichzeitig mit diesem wichtigen Fund erschien auch als ein Ergänzungsband zu Schiller's Werken (Hannover, Helwing) Don Carlos nach dem fragmentarischen Abdruck der vier ersten Acte in Jamben, mit den beiden spätern Bearbeitungen zusammengestellt. Die Prosa des Theatermanuscriptes beginnt ziemlich übereinstimmend mit der letzten Bearbeitung, wie sie uns in der Gesammtausgabe bekannt ist. Dagegen ist das Fragment in Jamben, offenbar später abgefaßt, viel weitschweifiger; mithin kehrte Schiller, als er das Gedicht nochmals überarbeitete, zur ersten strenger gefaßten Introduction zurück. Das Jambenfragment beginnt:

Carlos.

Der Erzspion verfolgt mich überall
Wie die Gerichte Gottes — — Was verlangt Ihr?
Wen sucht Ihr hier? — Dorthin, so viel ich weiß,
Hat sich der König mit dem Hof gezogen.

Domingo.

Der König, Prinz, und alle Granden steh'n
Versammelt im Citronenwald. Die Freude
Herrscht allgemein; sie zu vollenden fehlt
Nur Carlos noch.

Carlos.

— sie plötzlich zu vergiften?

Ist König Philipp seiner guten Laune
Schon satt, daß er die Nattern seines Sohns
Zu Gaste ruft?

Domingo.

Mir unbegreiflich, Prinz.
Der schönste Frühlingstag — die muntern Gärten —
Und rings herum die blumenvolle Flur —
Der Himmel selbst wetteifert mit der Gegend,
Die Kunst mit der Natur — sie aufzuheitern.
Gleich einem Paradies' lacht weit und breit
Das prächtige Aranjuez, und doch,
In Ihrem Aug' nicht eine Spur von Freude.

Carlos.

In diesem lachenden Aranjuez
Sieht Carlos nichts — als seine finstre Seele.

Domingo.

Doch eben dieser räthselhafte Gram,
Den wir schon lang' in Ihren Blicken lesen,
Der Schrecken Ihres Reichs und das Geheimniß
Des ganzen Hofs, hat manche Thräne schon
Dem König, Ihrem Vater, ausgepreßt.

Carlos.

Fließt mir deswegen eine einz'ge minder?
Heilt dieses Herz vielleicht, wenn seines blutet?
Nur Thränen hat er für den einz'gen Sohn? —
Die gibt auch wohl der Bettler seinem Kinde.
Er presse doch nur einen Tropfen Mohn
Aus seines Perus unerschöpften Schachten,
Den Schmerz in diesem Busen einzuschläfern; —
Er biete doch den prahlenden Tribut,
Den ihm sein furchtbarer Vasall, das Meer,
Aus beiden Indien herüberfrohnt, —
Ob er vielleicht den Henker seines Karl's
Damit bestechen kann? — Seht rings herum —
Dies Paradies rief Euer großer König
In eine fürchterliche Wildniß her —
Er rufe doch — sein Karlos läßt ihn bitten —
Ein Lächeln auf mein Angesicht.

Domingo.

Er wird's.

(Der Beschluß folgt.)

---

aber verborgen, er hat den Kampf zwischen dem Gelüst nach monarchischer Machthöhe und republicanischer Tugendgröße für sich gekämpft. Die Verschworenen haben ihm im Namen des Volkes schon gehuldigt, Verina warnt, droht, wofern er als Fürst die Huldigung annehmen werde. Den Schwertstreich, den er auf sie versucht, verhindert das Volk. Da erhebt sich Fiesko, zerbricht das Scepter und wirft es unter das Volk, das jauchzend ruft: „Fiesko, Freiheit!" Zu Verina sich wendend spricht er: „Und mit Drohungen wolltest Du mir meinen Entschluß abnöthigen, den mein eigenes Herz nicht geboren hat? Genuas Freiheit war in dieſem Buſen entschieden, ehe Verrina noch dafür zitterte, aber Fiesko ſelbſt mußte der Schöpfer ſein. (Verrina's Hand ergreifend, mit Wärme und Zärtlichkeit:) Und jetzt doch mein Freund wieder, Verrina?

Verrina (begeistert in seine Arme stürzend). Ewig!

Fiesko (mit großer Rührung, einen Blick auf das Volk geworfen, das mit allen Zeichen der Freude noch auf den Knieen liegt). Himmlischer Anblick, belohnender als alle Kronen der Welt! (Gegen das Volk eilend.) Steht auf, Genueſer! Den Monarchen hab' ich Euch geschenkt, umarmt Euren glücklichſten Bürger!" — — Man gestehe, daß dies eine schwindelnde Größe ist, auf welche sich Schiller hier erhebt.

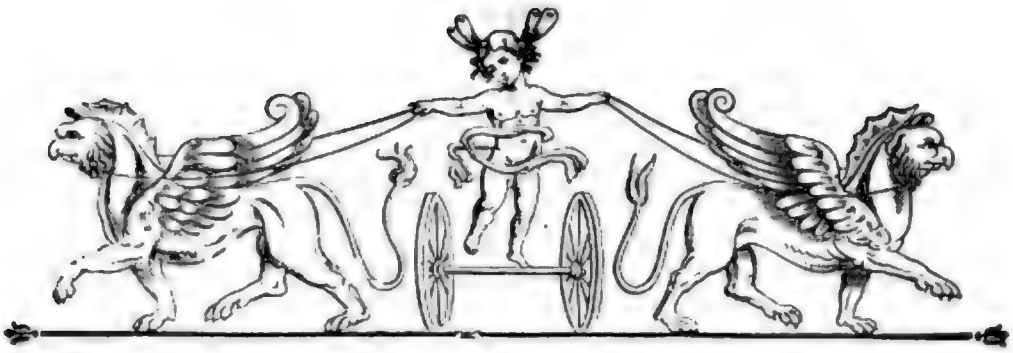
*) Gustav Schwab gibt uns jedoch, wie wir nachträglich finden, in der Vorrede zu seinem zweiten Bande von Schiller's Leben (Stuttgart, Liesching) die Mittheilung, daß dieser Don Carlos in Prosa bereits 1808 von Dr. Albrecht im Druck bekannt gemacht wurde.

Notiz.

[Pierer's Theaterlexikon.]

Dieses dramatische Lexikon ist bis zum dritten Hefte des vierten Bandes gediehen. Wir finden interessante Abhandlungen über das holländische, indische, italienische und japanische Theater, Biographien von Holberg, Holbein, Holtei, Victor Hugo, Iffland, Immermann, Kemble u. s. w. Sogar die drei Lustspiele der Kaiserin Katharina von Rußland sind berücksichtigt. Der gründliche Artikel über die Juden als Theaterfiguren, namentlich in Bezug auf Shylock und Lessing's Nathan, ist von H. Marggraff und Robert Blum.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 107. — den 4. Juni 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Zur Charakteristik Berlins *).

Wenn ich in Berlin bin, sagte mir Fürst Sch., ein Oesterreicher, so merk' ich noch immer zuviel Absichtlichkeit; „man merkt die Absicht und man ist verstimmt." — Er meinte die Absicht zur Existenz im größern Maßstabe, die Abstraction aus heiler Haut, eine große Stadt zu sein, den improvisirten Entschluß eines brandenburger Kurfürsten und Herzogs in Preußen, plötzlich ein König sein zu wollen. Der Oesterreicher meinte auch die principienmäßige, wo nicht casernenhafte Architektur des modernen Berlins, dessen Häuserreihen in vielen Stadttheilen wie Bataillone aufmarschiren und Front halten. Jetzt construiren sie sich das köpnicker Feld zur funkelnagelneuen Stadt, wie die Berliner selbst zu sagen pflegen. Nach Handel und Fabrikwesen, nach bürgerlichem Bedürfniß und Comfort ist Berlin noch immer keine volle Stadt ersten Ranges; Gardesoldaten, militärisch organisirte Civilbeamte, große Bauwerke und Institute geben nur die Conturen dazu, deren Lineamente sich noch füllen müssen. Daß aber die Existenz des Bürgerthums, sein Bedarf, seine Wohlfahrt und sein Heil der Staatszweck ist, die Maschinerie der Beamten- und Militairwelt lediglich dienendes Triebwerk zu diesem Zweck, das dämmert in Preußen erst als Ahnung heran, man verwechselt hier noch immer Mittel und Zweck. Man kann erstaunen über die Kraft des Geistes, die sich dem gemächlichen Werden entzieht und das Dasein nach abstracten Begriffen ordnet. Aber die Abstraction bleibt immer eine Anticipation, deren hohle Form sich einer zukünftigen Erfüllung entgegensehnt. Ein Beamtenstaat ist immer nur ein vormundschaftlicher, provisorischer. Man kann ein Musterding von Staat hervorzubringen scheinen, und doch immer noch in der bloßen Vorhalle zum wirklichen Staats- und Nationalleben bleiben. Mechanismus und Ordnung werden nie die Volkskraft ersetzen, Gehorsam nie die Begeisterung, Gesetze nie die Sitte.

Auch darf man sich nicht verhehlen, daß ein philosophisches System, selbst wenn es irgendwo auf das kräftigste Fuß faßt und sich praktisch verzweigt, niemals die sonst fehlende Production poetischer Lebenskräfte ersetzt oder nicht vermissen läßt. Die Hegel'sche Philosophie hat in Berlin eine Periode gehabt, in deren Pflege sie fast Staatsglaubensbekenntniß werden zu wollen schien. Diese Epoche ist in Preußen vorüber, die Hegel'sche Schule ist zur Opposition gedrängt, sie sieht sich genöthigt, den Hang zum beschaulichen Quietismus aufzugeben, ihre besseren Kräfte als oppositionelle zu entfalten. Marheineke, Vatke, Werder haben, als ihnen jüngst die Studenten Lebehochs brachten, die Freiheit der Wissenschaft leben lassen, Rosenkranz in Königsberg hat die Petition in der bekannten Verfassungssache unterzeichnet. Sonst war es anders; man ließ, so lange Altenstein Minister war, die Herrschaft der Wissenschaft leben; denn Freiheit will in Deutschland nur so viel sagen,

*) Brieflich aus Berlin. D. Red.

als ihr Kampf gegen Beschränkung. Der oberste Staatswille soll nie Partei sein und das jetzige Gouvernement von Preußen hat sich wider Willen das Verdienst erworben, die Hegel'schen Philosophen zur Opposition gezwungen zu haben. Diese Schule hat stark an sich zu arbeiten, will sie mehr als Schule, will sie, wie weiland die Kant'sche, concretes deutsches Leben sein, die Volksadern erfüllen, die Gänge und Kanäle des wirklichen Daseins durchfluthen. Diese Philosophenschule, da sie fürder nicht mehr gleich leichtes Spiel hat, wird anfangen müssen, klug zu sein, wenn sie wirken will; sie wird ihre ästhetische Rohheit, die selbst einem Rosenkranz noch anklebt, aufgeben müssen, um das Leben der Gesellschaft besser zu fassen und ihm beizukommen; sie wird die bornirte Rechthaberei, die jede Nüance der weiteren und reicheren, wenn auch indirecten Entwickelung des Princips verwirft, fahren lassen; sie wird es sich überhaupt nicht so leicht zu machen haben, das lebendige Leben dem Princip nachzusetzen; sie wird den hohlen Dünkel der Arroganz, der das Concrete nur zum Genuß für die Abstraction bestimmt ansieht, unter den Personen ihrer Propaganda strafen; sie wird den geschmacklosen Schwulst in ihrer Diction gänzlich tilgen, die unfruchtbaren Köpfe unter sich zum Respect gegen den Inhalt des Lebens, der nicht der Form wegen da ist, zu zwingen suchen. Es ist beklagenswerth, wie sehr Hegel's großer Fond unter den Händen seiner Erben zum todten Capitale geworden ist. Wie sich bisher die Schule in der Entwickelung ihrer Jünger hielt, hatte das Berlinerthum zu starken Einfluß auf ihr Werden. Was sich an imponirender Geistesfeckheit, aber auch an hohler, schnöder Anmaßung und dürrer Unfruchtbarkeit im berliner Wesen als charakteristisch vorfindet, hatte in Hegel'schen Manieren, in der ganzen Gebahrung einiger seiner Schulmaximen einen wissenschaftlich erhöhten und forcirten Ausdruck gewonnen. Die Maximen der Anhänger haben den Kredit der Hegel'schen Lehrsätze in Deutschland heruntergebracht. Die Brutalität der Abstraction, allem Inhalte gegenüber, und die Arroganz des Berlinerthums, das in ganz Deutschland mit Recht als widerwärtig verschmäht und gehaßt wird, diese beiden Züge im Hegel'schen Wesen haben es verschuldet, wenn die Umpflügung des gesammten geistigen deutschen Bodens durch die Gedankenpflugschaar des großen Philosophen nicht so vollständig erfolgte, als es jeder wahrhaften, im Zeitalter wurzelnden Doctrin Aufgabe ist. Jede Religion, jede Philosophie erhält Modificationen nach territorialen Eindrücken, aber mich dünkt, die Hegel'sche habe nicht eben gewonnen, indem sie aus dem Schwabenthum mälig verberlinerte. Eine echte Philosophie Deutschlands streift jeden provinciellen Schmuz von sich. —

Ich blättere in dem Nachlasse Franz Horn's, der in einer von Gustav Schwab und Friedrich Förster, dem Schwager des Verstorbenen, veranstalteten Auswahl erschienen ist*). Horn gehörte zu den Vielen, die das Leben Berlins von auswärts bereichern, ihm fremde Elemente zuführen, aber, wie von einem großen Proceß absorbirt, spurlos in ihm verschwimmen. Kein größerer Gegensatz ist denkbar, als Berlin und Franz Horn mit der süßlichen Gemüthseligkeit seines empfindsamen Sinnens, Horchens und Lauschens. Kranke Fühlfäden solcher Seelen empfinden aber fein, wo es sich um den Causalnexus in atmosphärisch-klimatischen Verhältnissen handelt. Wir finden unter den kleinen kritischen Skizzen von Horn's Nachlaß, den die Herausgeber mit Recht als Psyche, als hingehauchte Töne, bezeichnen, auch ein Schnitzelchen über Berlin. Horn erledigte nie ein Thema, er entzückte sich zu schnell über die kleinen Spielereien des Zufalls, bevor er die Nothwendigkeit der Sache erfaßt hatte. Deshalb die unzähligen Andeutungen und kritischen Strichelchen, die er Zeit seines Lebens aufsetzte, immer voll hübscher Bemerkungen, niedlicher Wahrnehmungen, sauberer Einzelblicke. An dem Wesen und der Physiognomie Berlins fiel ihm nun auf, daß diese Stadt, die Residenz eines groß anstrebenden modernen Staates, die sich eine Summe deutscher Intelligenz, einen Centralpunct des germanischen Geisteslebens nennen möchte, seit ihrer Existenz bis zum Schluß des achtzehnten Jahrhunderts nur Einen Dichter, Ludwig Tieck, und in frühern Zeiten einen geistreichen feinen Versificator, Canitz, producirt hat**). Das ist eine unter den vielen großen Merkwürdigkeiten dieser Stadt, aber es gibt, wie Horn bemerkt, deren fast noch größere. Ver-

*) Unter dem Titel: Psyche, Leipzig bei Teubner, Bd. 1. mit dem wohlgetroffenen Bilde Horn's. Unter den vielen literarhistorischen und biographischen Aphorismen nehmen die Artikel über Lessing's Leben und Werke das vorzüglichste Interesse in Anspruch. Horn wollte Lessing's Leben im Zusammenhange darstellen. Sein eigner Lebensabriß, der dem Bändchen vorangestellt ist, scheint ein Auszug der größern Arbeit, welche Karoline Bernstein (Leipzig, Brockhaus) über ihren Freund und Lehrer lieferte.

**) Es muß auffallen, daß Horn nicht an Achim v. Arnim dachte, der 1781 in Berlin geboren ist. Er freilich wie Tieck suchten und fanden südliche Luft für ihre innere Welt. D. Red.

lin hat z. B. stets lediglich dem mathematischen Verstande und dem Witze gehuldigt, andere Zeitrichtungen selten getheilt. In Berlin wurden keine Theosophen, keine Paracelsisten und Böhmisten geboren. Hierbei muß man freilich einschieben, daß keiner menschlichen Existenz die Ergänzung vorherrschender Einseitigkeit erspart bleibt, Berlin vielleicht jetzt das Schicksal hat, in gewissen Dunkelheiten nachzuholen, was es früher in der Frivolität des gemüthleeren Verstandes eingebüßt. In Berlin, fährt die Horn'sche Psyche fort, wurde Lohenstein nicht angebetet, hier dichtete man keine Nachtgedanken, hier hat kein Klopstockianer seine Wiege gehabt. Hier begegnete man den Werther'schen Leiden durch Werther'sche Freuden, wie denn die Nicolai'sche Parodie auf Werther, wo die Pistole des guten Schwärmers mit Hühnerblut geladen ist, durchaus als berliner Witz von damals genommen werden muß. Auf die damalige Sturm- und Drangperiode der deutschen Gemüther ließ man sich in Berlin nicht ein, hier hielt man sich von der Empfindsamkeitsperiode völlig frei, und wollte nichts wissen von dem, was damals an die hundert Schriftsteller die Wonne der Thränen nannten; vielmehr schrieb man mehrere hundert satyrische Bücher dagegen, die jedoch meist ohne Werth sind. Hier wurden keine Bardengesänge angestimmt, hier dichtete man keine Volkslieder wie die im Wunderhorn. Hier ließ man sich nicht auf Lavater'sche Physiognomik, noch weniger auf dessen christlichen Feuereifer und Uebereifer ein, sondern konnte gar nicht aufhören, sich über den wunderlichen Scribenten lustig zu machen. — So weit reichen Horn's Wahrnehmungen. Das spätere Berlin, das Hegel'sche und das heutige, kannte Horn nicht, obschon er bis zur Mitte des Jahres 1837 lebte.

Ich greife in meiner Lectüre zu einem andern Buche, zu den „Erinnerungen eines Preußen aus der Napoleonischen Zeit*)," von George, wie sich der Verfasser nennt, offenbar ein Mann, der das Decennium von 1805 bis 1815 in Berlin selbst erlebte, ein gescheidter Kopf, der unabhängig denkt, und dem gemäß eine freie Stellung zu behaupten scheint. Der Verfasser schildert die Stimmungen der Residenz seit dem Betreten des ansbacher Gebiets. Berlin glich einem Feldlager, und die Armee Friedrich des Großen, wie sich die preußischen Truppen noch immer nannten, blähte sich pfauenhaft, zugleich noch mit dem ganzen weichlichen Comfort, den die üppige Friedenszeit unter dem zweiten Friedrich Wilhelm hatte aufkommen lassen. Es war wirklich unglaublich, welche entsetzliche Masse von Gepäck in jener Zeit ein Regiment mit sich führte; der Hof des Hauses, in welchem ein Capitain quartiert war, enthielt zwei große Wagen, in deren einem Käfiche für Geflügel angebracht waren; die leibliche Sorge für die Befehlenden schien die hauptsächlichste. An Pracht in Uniform und Haltung zeichnete sich bei dem damaligen Manöver in Berlins Umgegend besonders das Regiment Leibhusaren aus, in rothen Dolmans, blauen Pelzen mit Bärenmützen, die Officiere mit Tigerfellen behangen, auf denen Sonne, Mond und Sterne stark vergoldet prangten. Die Politik von damals ist noch unerklärlich, wie der Verfasser behauptet; die Convention des Grafen Haugwitz ist nie veröffentlicht; von entschiedener Feindseligkeit ging man plötzlich zur Ruhe über. Auch über die Besetzung Hannovers ist nichts Officielles publicirt worden. Offenbar wiegte sich Berlin, das ewig streitsüchtige und kritisch hungrige, damals in einem Dünkel, wie ihn die Armee Preußens theilte. Uebrigens war man nicht kleinlich, man ließ der Zeitstimmung offene Sprache. Wochen und Monate lang waren Berlins Bewohner mit Zacharias Werner's Weihe der Kraft beschäftigt. Dies Stück war damals neu, Iffland als Martin Luther war ein Nationalereigniß, das man mit tobendem Jubel begrüßte. Erst später, als die Gendarmenofficiere im Sommer eine Schlittenfahrt veranstalteten, bei welcher die Personen des Dramas, Luther hauptsächlich, im Costüm die Hauptstraßen der Stadt durchfuhren, wurde diese Persifflage Grund zum Verbot des Stückes. —

(Der Beschluß folgt.)

*) Erschienen in Grimma, Verlagscomptoir. Von vorzüglichem Werthe ist die Schilderung von Berlins Antheil an den Kriegsereignissen der Jahre 1812 bis 1815, auf welche der geneigte Briefsteller nicht weiter eingeht. D. Red.

Nachträge zu Schiller.

(Beschluß.)

Und nun gibt ihm der Beichtvater den Rath, sein Herz dem Vater zu öffnen. Den Freunden des großen Dichters muß das weitere Vergleichen der alten und neueren Jambenausgabe von sprachlichem Werthe sein. Die prosaische Abfassung des Drama's, die wir in Boas' Nachträgen erhalten, gewährt dagegen das noch größere Interesse, die Umgestaltung des Stoffs zu verfolgen. Der Schluß der Tragödie ist in dem Theatermanuscript ein anderer. Wie Carlos die Maske vorlegt und zu seiner Mutter sagt: „Leben Sie glücklich, meine Mutter! dies sei mein letzter Betrug!" der König mit den Worten vortritt: „Es ist Dein

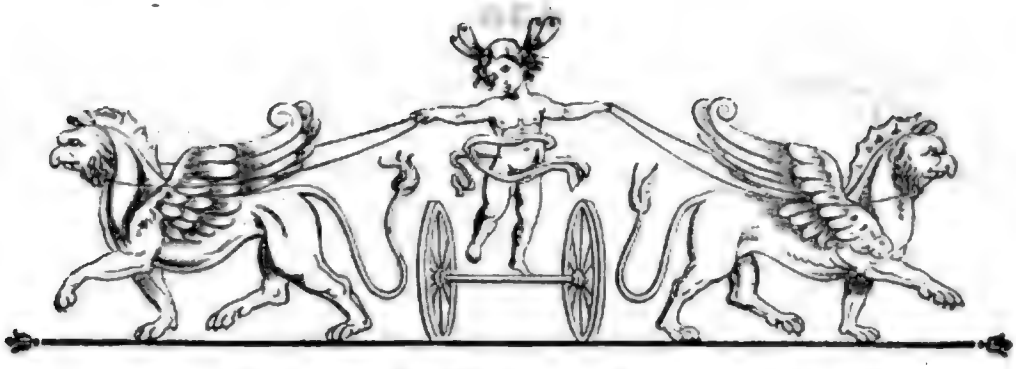
letzter!" drückt Carlos ein Pistol auf ihn los, aber die Kugel fehlt. Mit großem Theaterlärm läuft nun Alles durcheinander. Die Garden schreien: „Ist der König todt?" Carlos ruft: „Hülfe der Königin, ist sie getroffen?" Mit Fackeln erhellt man nun die dunkle Scene. Lerma sagt: „Sie lebt! Es ist nur eine Ohnmacht! Der Schrecken — König: Der Schrecken einer Buhlerin! Carlos (fürchterlich zum König): Buhlerin, Sire? — der Schein ist wider uns, aber zittern Sie, ihre Tugend zu lästern! König (schrecklich lachend): Tugend? — Spanier, Ihr seid Zeugen, wie ich Eure Königin überraschte! Carlos. Der Schein ist wider uns! Ich kann nichts zu unsrer Rechtfertigung sagen. Ihre Seele kann es nicht fassen, daß auch bei dem höchsten Schein des Lasters die erhabenste Tugend bestehen kann. Wir sind überwiesen vor Menschen; aber droben ist Einer, der das Verborgene beleuchtet. König. Nenn' ihn hier nicht, frecher Lästerer! Ich habe genug! Und brauch' ich weitere Beweise? Man führe ihn in die Kerker des heiligen Amts. Dort werde ich mich selbst als seinen Ankläger stellen. Carlos. Eine kleine Geduld! Ich bin ohne Rettung verloren, ich weiß es. Blut dürsten meine Richter, meine Todfeinde werden über mich sprechen. Und wenn die Wahrheit vom Himmel stiege, meine Unschuld zu beschwören, sie würde mich doch nicht aus ihren schrecklichen Händen reißen! Aber hört mich, Spanier! hascht meine letzten sterbenden Worte auf! Bewahrt sie heilig und laßt sie bis in die Nachwelt herunterschallen! Eure Königin ist unschuldig, Spanier! Im Tode ist Wahrheit! Ich trete vor den Richter der Welt! (ersticht sich und fällt Alba und Feria in die Arme) König (mit einem Schrei des Entsetzens). Mein Sohn! — o, mein Sohn! (will auf ihn zugehen und sinkt nieder. Vorhang fällt.) — Dieser Carlos in Prosa ist ganz von der Art der frühern Periode, König und Sohn sind wie Präsident und Ferdinand in Kabale und Liebe gehalten. Erst nach mehrfacher Umarbeitung streifte das Gedicht die erste Rohheit ab, um Handlung und Personen aus den Schranken wilder Gemeinheit in ein höheres Gebiet zu heben; freilich wurden dann aus den Bestien überirdische Wesen, die, um nicht zu sinken, sich beflügeln. Aus der animalischen Wildheit sprangen des Dichters Charaktere plötzlich über zu ätherischer Körperlosigkeit, seine Dichtung faßte nicht die Menschenwelt, die sich zwischen beiden Erdpolen getragen fühlt, aber sie war nach beiden Seiten groß, im Ungeheuern wie im Idealen. An diesem zwiefachen Carlos, in Prosa und in Jamben, kann man die Natur Schiller's recht getreulich belauschen.

Im ersten Bande der Nachträge hat Eduard Boas mehrere interessante Varianten zum Carlos gegeben; im dritten Bande theilt er einen Monolog des Marquis Posa mit, den Schiller für die erste Darstellung in Weimar schrieb. Der Dichter fühlte, wie dunkel der Rettungsplan für Don Carlos dem Zuschauer bleibt; mit dem Selbstbekenntniß glaubt er ihn motiviren oder andeuten zu müssen. Statt der letzten Worte im vierten Akte Scene 18., mit welchen Posa den Dolch auf die Brust der Prinzessin Eboli setzt und wieder fallen läßt, spricht er, nachdem er sinnend einige Male auf und niedergegangen:

So rett' ich ihn, und auf mich selbst
Will ich den Donner seiner Rache leiten, —
Verwirren will ich dieses Königs Sinn.
Mich selber klag' ich als den Schuld'gen an,
Und Frist verschaff' ich ihm, daß er entrinne.
Doch wie vollbring' ich's? — Wie? ist's denn so schwer,
Den Argwohn der Tyrannen aufzuwecken?
Das Gute nur hat Mühe, zu dem Thron
Zu dringen; doch auf tausend Straßen wandelt
Das Böse ihrem offnen Ohre zu;
Vor ihrem Einbruch schützt nicht Schloß noch Riegel,
Sie lösen selbst der Briefe heilig Siegel!
Dank sei es der Tyrannen Furcht und List,
Vor der nichts heilig, nichts verschlossen ist.
Ihr eignes Werkzeug sollen sie mir leihen,
Den Freund aus ihren Händen zu befreien! (ab.)

Mit dem dritten Buche ist nun die schon erwähnte treffliche Arbeit von Gustav Schwab über Schiller's Leben vollendet. Es ist entschieden das Beste, was über den Dichter mit Liebe zusammengetragen wurde. Näher auf Schwab's Darstellung einzugehen, geböte eine Berücksichtigung dessen, was Hoffmeister, Hinrichs, Carlyle und Döring geleistet, wozu sich nicht gleich der Raum findet. Wir verweisen nur noch kurz auf die „Urkunden über Schiller und seine Familie," die Schwab in einem Heftchen zum Besten des in Marbach zu errichtenden kleineren Denkmals (Stuttgart, Liesching) zusammengestellt hat. Aus dem Taufregister zu Marbach ergibt sich, wie wir schon früher nach Schwab's Angabe angeführt, der 11. November als Schiller's Geburtstag. Allerlei Curiosa in den Zeugnissen, die dem Knaben ausgestellt wurden, sind für Liebhaber solcher Dinge willkommen. In Orthographie und Sprachwendung stellt sich in diesen Testaten die schwäbische Natureinfalt selbst ihr Testimonium. Beim Eintritt in die Karlsschule ward Schiller's Leibesbeschaffenheit „mit einem ausgebrochenen Kopf und etwas verstörten Füßen behaftet, sonst aber gesund befunden." Ein Attest über seine Kenntnisse gesteht ihm ziemliche Fertigkeit im Verstehen des griechischen neuen Testaments, womit dem Glauben, Schiller habe nie Griechisch getrieben, widersprochen wird; in den „Trivial-Schulen" habe er bereits einen guten Anfang in der lateinischen Poesie gemacht. Bei seinem Austritt aus der Karlsakademie erhielt er im Zeugniß unter der Rubrik: „Genie" — gut. — Der Anhang gibt uns fünf neue Briefe Schiller's, worunter ein ungedrucktes Autographon. Der Brief äußert eine rührende Sorgsamkeit Schiller's um seine Kinder. Ein Gedicht „An den Kaiser Napoleon, 1804," das neuerdings wieder von Karl Hoffmeister für Schiller's Werk gehalten und commentirt wurde, hat Karl Müchler als seiner Autorschaft zugehörig öffentlich in Anspruch genommen. Den philosophischen Commentatoren geht es mitunter wie dem Tieckschen Magister Ubique in der Vogelscheuche, dem ein Wirthshausschild genügt, um daran die Ideen eines „Stilllebens" sublim zu entwickeln.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 108. — den 5. Juni 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gedichte von Ernst Minneburg.

1. Du darfst sie nicht lesen!

Die Lieder alle,
Die ich sang
In meiner Liebe
Schmerzensdrang,

Du darfst sie nicht lesen,
Mein einzig Lieb!
Sie klingen alle
Zu weh, zu trüb.

Und daß kein Zufall,
Kein böser je
Sie möchte bringen
In Deine Näh,

Und Du dann weintest
Immerhin,
Wenn ich schon lange
Nicht mehr bin;

So nahm ich die schlimmsten
Heut zur Hand
Und hab' im Feuer
Sie all' verbrannt.

Ha, wie es rauschte,
Ha, wie es sprüht',
Als in den Flammen
Die Qualen verglüht!

Ha, Funken flogen
Daraus hervor,
Als wollten sie steigen
Zum Himmelsthor!

Nun ist mir leichter
Und wohler ums Herz,
Seit ausgeglommen
Mein Liederschmerz.

Nun darfst Du Engel
Nicht traurig sein,
Wenn Du wirst lesen
Die Lieder mein.

Und siehst Du's manchem
Auch noch wohl an,
Daß die Lieb' dem Sänger
Viel Leid's gethan:

O, so behalte
Nur frohen Muth!
Und lächle und denke:
Er war mir gut!

Es würde stören
Meine Grabesruh,
Säh ich Dich trauern,
Du Engel, Du!

2. Aussicht.

Wie durch ein zertrümmert Schloß
Weht die warme Frühlingsluft,
Und im Winkel unvermerkt
Junges Grün ins Leben ruft:

O, so drang mit Frühlingsmacht,
Lebenlockend voller Lust,
Heut ihr milder, stiller Blick
Durch die Trümmer meiner Brust.

---

3. Vorwärts.

Durch das Thal kam ich gezogen,
Sah die jungen Saaten wogen,
Sah das Bächlein munter ziehen
Und die Frühlingsblumen blühen.

Und da hat es nah gerauschet,
Daß ich andachtsvoll gelauschet;
Bach und Blümlein leise, leise,
Sangen wechselnd diese Weise:

Bach.

„Nimmer darfst Du stille stehen,
Nimmer darfst Du rückwärts sehen;
Vorwärts schreite rasch und heiter!
Vorne wird die Aussicht weiter."

Blümlein.

„Von der Erd' emporgehoben
Wende Deinen Blick nach oben!
Licht und Thau daher entflossen,
Hat auch unser Aug' erschlossen."

Bach.

„Gibt der Himmel wenig Regen,
Schütze selber Dich dagegen!
Schmal, doch tief muß man sich gründen,
Will man sichern Ausgang finden."

Und so sangen sie noch länger
Diese wunderbaren Sänger;
Doch ergriffen eilt' ich weiter,
Und bald war die Aussicht heiter.

Zur Charakteristik Berlins.

(Beschluß.)

Das Unglück des Jahres 1806 bei Jena fiel wie ein kalter Wetterschlag in den hellen Tag. Man war noch kurz zuvor so patriotisch sicher, so erstaunlich national vollbrüstig gewesen, und mit wenigen Hieben war die ganze Monarchie, die sich auf Friedrich des Großen Ruhm stützte, vernichtet. Wie wenig Berlin sich damals als eine fertige Großstadt mit concentrirtem und organisirtem Nationalbewußtsein erwies, schildert der Verfasser in dem Artikel: „Napoleon in Berlin." Es ist, wie er sehr richtig bemerkt, eine Eigenheit der Stadt Berlin, daß die Ereignisse, die in der Nähe Statt haben, sehr langsam dort bekannt werden, und hat wohl in dem eigentlichen Mangel politischer Tagesblätter ihren Grund, während man die Weltbegebenheiten daselbst verhältnißmäßig schnell genug kennen lernt. Was dagegen in der Nähe vorfällt, wird durch mündliche Erzählungen mitgetheilt, und während in einigen Straßen, deren Bewohner zusammentreffen, irgend etwas Wichtiges bekannt und besprochen wird, bringt blos der zufällige Besuch eines andern Districtbewohners vielleicht nach einigen Tagen erst diese Neuigkeit in fernere Stadtgegenden. Dieser Umstand, dessen Wahrheit nicht zu bezweifeln, macht sich sogar noch jetzt, wo die Communicationsmittel vielfältig geworden sind, nicht selten fühlbar. Nicht für die Inwohner; denn es gehört zu den Eigenheiten der Berliner, erstaunlich süffisant zu sein. Man will gar nicht wachsen, und die an und für sich dürftige Creatur verbessern. Unter den Stadtverordneten Berlins sitzt ein einziger Gelehrter, Professor Zumpt, der zufällig Hausbesitzer ist, und wahrscheinlich über Rom und Griechenland mehr als über die dringenden Bedürfnisse seines Zeitalters zu sagen weiß. Auch will man gar nicht fortschreiten; man ist in Berlin optimistisch bis zum Uebelwerden, und die brandenburgischen Stände wollten anfangs gar nicht Gebrauch machen von dem königlichen Anerbieten, ihre Verhandlungen während der Dauer der Sitzungen zu veröffentlichen. Während im regierenden Beamtenstande der Respect vor der Stimme der Oeffentlichkeit geringfügig ist, ergibt sich also im Publicum selbst kein Bedürfniß in dieser Beziehung, oder es erweist sich als getrübt, gestört, und die Gesinnung der Masse kann vor Dünkel nicht aus den Augen sehen. Das Publicum ergibt sich hier wieder als eine nicht germanische, als eine Mischrace mit starkem slavischem Beisatz. Berlin, müssen wir sagen, ist in diesem wesentlichen Puncte der Entwickelung, im öffentlichen Leben, weit hinter den kleinern Städten in Mittel- und Süddeutschland zurückgeblieben, die ohne Stolz, aber mit germanischer Innigkeit, eine freie Stirn haben und das Auge aufschlagen. Gerade weil Berlin immer auf seine wissenschaftliche Intelligenz, die das Gouvernement dort zusammenhäuft, pochen kann, beschwichtigt es sich, täuscht sich und kommt nicht zu derjenigen Intelligenz, die noth thut, zur bürgerlichen. Der getreue Beobachter von damals, der sich George nennt, schlägt den Mangel öffentlicher Organe hoch an, wenn er die charakterlose Unklarheit schildert, in welcher man sich damals von den Ereignissen überraschen ließ. „Nach der Revue," erzählt er, „eilte Napoleon wieder zur Stadt. Das berliner Publicum stellte Betrachtungen über den

Wechsel der Dinge an, wie erst vor fünf Monaten die preußische Revue bei Berlin gesehen worden, die man weit entfernt war für die letzte ihres Namens zu halten, und so ging Jeder nach Hause. Hernach aber, wie erstaunte man da, als die ersten französischen Official-Berichte über die Schlacht bei Jena in den Zeitungen erschienen, und sich daraus der entsetzliche Verlust ergab, den die preußische Armee erlitten, die nun in einzelnen Corps zerstreut umherirrte. Diese Niederlage hatte man nicht erwartet, Viele bestritten sie noch aufs heftigste mit dem gewöhnlichen Nothbehelf, daß die Angaben übertrieben und erlogen wären. Der Augenschein aber ergab zu sehr das Gegentheil. Und der Lange'sche „Telegraph", das damalige berliner Journal, das glühenden Haß gegen Napoleon aussprach, und die heftigsten Ausdrücke dazu gebraucht hatte, war der eifrigste Anhänger der Franzosen geworden, und sprach mit Hohn und Erbitterung gegen Preußens Herrscher und Regierung. Dieses Blatt wurde allgemein verachtet; sein Redacteur begnügte sich nicht, wie die andern Zeitungen, die aufgegebenen Artikel im Geiste der Franzosen aufzunehmen, sondern er selbst füllte sein Blatt mit eigenen Aufsätzen, die an schmuzigem Eifer, vergrößert durch skandalöse Erzählungen und großentheils Erdichtungen, alles Aehnliche übertrafen." — So ging es Berlin damals mit seiner Journalistik. Als später die vertrauten Briefe des Kriegsraths v. Cölln und dessen Feuerbrände in der Lesewelt erschienen, konnte nicht wieder gut gemacht werden, was durch den Mangel einer freien Presse und einer ehrlichen, selbständigen, moralisch und geistig gesicherten Journalistik verübelt war. Herr v. Cölln suchte die vielen Mängel der preußischen Verwaltung vor dem Kriege zu schildern, wobei er im schmerzlichen Gefühl seiner patriotischen Erbitterung die Feder zu tief in Galle tauchte. Nächstdem erzählte er die Vorfälle des letzten Krieges, und brachte viel interessantes Einzelne zum Vorschein. Das Publicum lernte dadurch manches Verdienst kennen, zugleich auch viele Elende verachten, die, des preußischen Namens unwürdig, aus schnöder Selbstsucht oder Unfähigkeit, ihre Pflichten verletzt hatten. Es ist wohl nicht zu viel gewagt, anzunehmen, daß genannte Schriften zur Umgestaltung der Zustände in Preußen damals beigetragen haben. Für die Bearbeitung der öffentlichen Stimme kamen sie zu spät, nur Journalistik weiß im Momente zu wirken, und zugleich bleibt sie durch fortgesetzte moralische Controle über Personen und Zustände eine nachhaltige und unausgesetzte Macht. Der Verfasser jener Schriften aber, sagt unser Verfasser, wurde für seine Freimüthigkeit, die allerdins mit mehr Schonung verbunden sein konnte, mit langem Festungsarrest bestraft; seine damals vielbesprochenen Werke sind in Vergessenheit gerathen, deren werthvoller Inhalt und muthmaßlicher Erfolg gehört zur Geschichte Berlins.

Die Schletter'sche Gemäldesammlung in Leipzig.

Was der Kunstsinn sich zum eignen Genuß an Schätzen zusammenstellt, kann nicht füglich, selbst wenn es einem erweiterten Kreise zugänglich wird, der öffentlichen Kritik anheimgegeben sein. Gleichwohl kann die Wichtigkeit einer Privatsammlung dem öffentlichen Berichterstatter seinem Publicum gegenüber die Pflicht auferlegen, gewohnterweise Rede zu stehen. Wird der Genuß der Privatschätze nicht mit der regen Eifersucht behütet, die vor den Schlössern und Villen englischer Aristokratie Wache hält, wird vom Besitzer der Kreis der Genießenden nach offenherzig freier Art italienischer Nobili erweitert, so darf auch wohl der Beschauer, falls er Verpflichtungen an die Oeffentlichkeit hat, sich einige Hinweisungen gestatten, die nichts weniger als Kritik sein dürfen. Seit längerer Zeit weiß man in Leipzig von zwei Privatgalerien, die in vieler Hinsicht die Beachtung Kunstliebender verdienen, es sind die Gemäldesammlungen des Hrn. Hofrath Keil und des Hrn. Baron Speck von Sternburg, die letztere in Lützschena bei Leipzig. Diesen Galerien reiht sich die des Hrn. Schletter an, der bei einem längern Aufenthalt in Paris Gelegenheit fand, einen ganzen Cyclus von hervorstechenden Werken französischer Kunst um sich zu versammeln. Auf diesem Boden neuerer französischer Malerei dürfte der Salon des Hrn. Schletter der ausgezeichnetste in Deutschland sein. Indem wir hier auf Vollständigkeit und genaue Angabe verzichten, stellen wir die Schätze der Sammlung, je nachdem sie sich uns bei einige Mal wiederholtem Besuch hervordrängten, zusammen. Von Biard, dessen Sklavenhändler vor einigen Jahren durch die Debatten, die dies Bild anregte, in Leipzig fast Epoche machte, finden wir die berühmte Eisbärenjagd, im Original und in einer kleinern, aber gleich sorgfältig ausgeführten Farbenskizze. Ferner das große Krokodilbild, eine entsetzenvolle Scene aus der wilden Tücke africanischer Natur, eine Negermutter darstellend, die ihren schwarzen Buben gegen den Angriff des Krokodils zu schirmen sucht, indem sie dem Ungethüm selbst entgegenspringt. Biard liebt den Kitzel, der im Schauder vor der tropischen Naturverwilderung liegt. Im Genrestück malt er gern die Caricatur mit komischer Situation; von der Art ist die vielfach bewegte Posthausscene im Moment des Briefempfangens. Wahrhaft tiefsinniger Poet in Farben ist Biard in dem Bilde der wahnwitzig kranken Majestät, die an der Hand der Geliebten zum Altar flüchtet, um die Schrecken des innern Gesichts loszuwerden, während zwei Priester mit Gebet und Weihrauch den Exorcismus beginnen. Sollen wir neben dem Glanz und der pikanten Ausartung tragischer Intentionen in der französischen Malerei gleich auf einen idyllisch versöhnenden Gegensatz deuten, so sind es die Bilder von

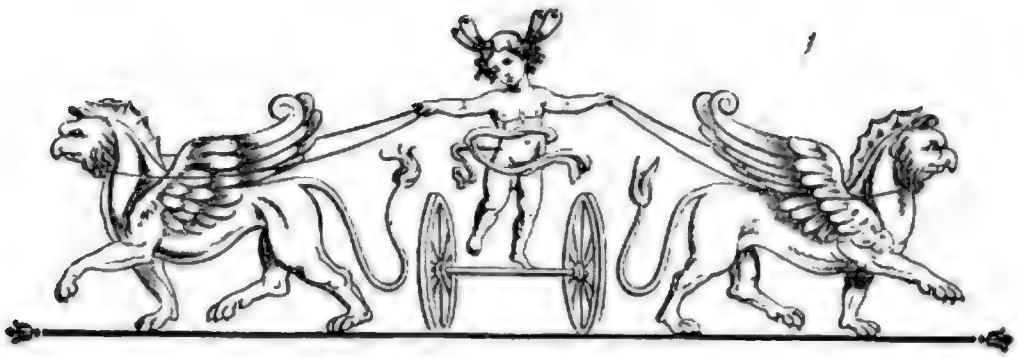
Destouches, deren liebliche naturfrische Harmlosigkeit in der Malerei der jetzigen Zeit ihresgleichen sucht. Die Geschwister führen auf einem Karren den verwundeten Bruder, den die Uniform der polytechnischen Schüler kleidet, aus dem Tumult des Kampfes und bitten, vor einem Hause haltend, um Unterkunft. Dies das eine Bild; das andere ist in einem besondern Zimmer die kleine neckische Unschuld vom Lande, die sich lachend zwischen Betten und Gardinen vor uns birgt. Von Jacquard: der kranke Sohn des Grafen Gaston, der sich zu Tode hungert und vor unsern Augen sichtlich an seinen Gliedern und Kleidern hinschwindet. Von Le Poittevin: der Contrebandier am Felsenufer, hinausschauend ins Meer, sein Weib an seiner Seite hangend. Von Franquelin zwei schöne Stücke, darunter die römische Mutter, vor der Madonna knieend, ihr krankes Kind der Benedeiten darbietend, hoffnungsstark im Glauben auf erlösendes Heil. Von Dubuisson: normännische Gäule vom schwersten Caliber, Schiffe ziehend. Von Watelet: eine romantische, wilde, unruhige Landschaft mit Mühle und Waldbach. Von Vernet: ein Vollblutsaraber, Original, und seine Judith und seinen Sklavenmarkt in Copien. Von Delaroche: eine Copie der Söhne Eduard's. Von Ludwig Robert: eine Copie seiner römischen Schnitter. Von Winterhalter: ein herrlicher Eremitenkopf. — Mit den beiden letztern stehen wir bereits auf deutschem Kunstboden, obschon beide Maler unter französischen Einflüssen malten und malen. Robert war bekanntlich Schweizer, aus Genf gebürtig; das Original seiner Schnitter, das größere, ist im Louvre, ein kleines im Besitz des Grafen Raczynski in Berlin. Winterhalter in Paris ist Badenser von Geburt; er malte vor Kurzem die gesammte Familie Ludwig Philipp's. Von deutschen Bildern treten uns am bedeutendsten aus der Sammlung heraus: die ausgezeichneten Landschaften von Scheuern, ein Winterstück und zwei mit mittelalterlicher Romantik, das eine mit den Nebeln in den Bergschluchten, das andere ein See mit Schiffenden. Von Sohn das berühmte Stück Donna Diana, von Achenbach ein Seestück mit Felsenufer, von Ulrich, einem uns bisher unbekannten Maler, drei Bilder, darunter ein bedeutendes Seestück, von Wickenberg außer zwei köstlichen Scenen aus dem plebejer Familienleben des Nordens das berühmte Eisstück, das hier früher bereits auf der Ausstellung die gerechteste Bewunderung in Anspruch nahm. Mit Wickenberg sind die Grenzen, die sich die Eigenthümlichkeit der Düsseldorfer stellt, entschieden überschritten; Wickenberg ist Schwede und lebt in Paris. Von deutschen Bildern ist noch Zeller's italienische Gruppe tanzender Figuren herauszuheben. Mit Canon treten wir aus der französischen Sphäre in eine andere über; Canon war lange Zeit in Spanien, sein Bettlergreis mit dem Lumpenjungen hat nicht den Humor, den Murillo's geniale Straßenscenen bieten, aber entschieden spanisch ist ein zweites Bild von Canon, einen Bauer darstellend, der die ganze Grandezza des Grande mit der wilden Verwegenheit des Banditen vereinigt. Wir finden mit diesem Bilde den Uebergang zu andern, meistens älteren spanischen Stücken. Von Tobar sehen wir ein Bild, dessen Gegenstand uns unklar blieb, anscheinend Christus mit einem schlafenden Knaben im Arm, vielleicht allegorisch zu nehmen als Bild der Unschuld mit der Lilie. Ebenfalls ungewiß erscheint uns der weinende Greis mit gesperrtem Munde von Ribera; eine Gestalt, die am Rande gänzlicher Auflösung steht; der Schlüssel in der Hand läßt auf Petrus deuten, ohne uns dessen gewiß zu machen. Von Zurbaran finden wir einen heiligen Anachoreten mit schräg verzücktem Auge, wie es die Frömmigkeit erheischt. Selbst das Kleinod der ganzen Sammlung, die Madonna von Murillo, im weißen Gewande, auf einer Mondsichel stehend, schwebend auf Wolken, die sich mit Cherubim beflügeln, hat das erforderliche Attribut der fanatischen Verzückung, das schräglaufende Augenpaar. Dies Bild von hohem Werthe ist mit Recht Gegenstand der gerechtesten Bewunderung. Es ist Original, während eine zweite Madonna von Murillo, deren Original im Louvre, uns hier in einer Copie dargeboten wird. Von Alonzo Cano, von Iriarte finden wir ebenfalls Stücke. Mit Amiconi treten wir in die Gebiete der italienischen Malerei; mit Corriani in die Zeit der älteren Venezianer. Beide Maler waren uns bisher fremd; der letztere kann sehr wohl als ein Zeitgenosse des Bellini gelten, soweit das Bild der Sammlung einen Schluß gestattet. Der raisonnirende Katalog, den der Besitzer der Galerie anfertigen zu lassen gedenkt, kommt uns in unsern Vermuthungen sicherlich zu Hülfe, sie bestätigend oder widerlegend. Mehrere Teniers, viele andere höchst schätzbare Bilder bekannter Ausländer, auch einige Rubens in Copien übergehen wir, bis uns ein Verzeichniß vielleicht in den Stand setzt, auf den großen Werth der interessanten Sammlung sorgfältiger einzugehen. Außer mehreren Statuetten finden wir in den Salons des Hrn. Schletter auch eine größere Marmorcopie der Jeanne d'Arc, welche die verstorbene Prinzessin Marie von Frankreich arbeitete.

Notiz.

[Eberhard in München.]

Man wird über die naive Frechheit erstaunt sein, mit welcher der Prediger Eberhard auf das sanft vermahnende Schreiben des Erzbischofs von Regensburg in öffentlichen Blättern geantwortet hat. Aber man muß gestehen, daß seine Sprache blos darum so empört, weil sie offen und ehrlich ist. Eberhard geht nicht weiter als die päpstlichen Allocutionen, auf die er sich beruft. Er ist blos wirklich römisch-katholisch. Das protestantische Deutschland dünkt ihm ein feindliches Lager; es fällt ihm nicht ein, zu denken, daß er auch ein Deutscher ist. Aber seine Deutschheit bricht unwillkürlich in seiner plumpen Offenheit durch; statt zu gleißen, schimpft er; statt den römischen Katholicismus mit gebildeten Redensarten zu schminken, zeigt er uns erst recht, was es heißt, wirklich und consequent römisch-katholisch sein. Man wird ihn auch von oben her desavouiren, der Papst selbst und alle Heiligen werden ihn nicht schützen; denn man braucht jetzt Diplomaten in der Kirche, nicht ehrliche Fanatiker.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 109. — den 7. Juni 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Abendstern.

Novelle von L. Wallenheim.

Das Jahr 1572 begrüßte Soliman den Dritten, der in Stambul auf dem Throne seiner Väter herrschte, als das letzte seiner Macht und seiner irdischen Laufbahn. Jung, feurig, mit seltenen Gaben des Geistes reich ausgestattet, hielt er mit energischer Kraft die Zügel der Regierung, während sein stolzer Sinn mit innerem Groll auf die stets wachsende Gewalt und Anmaßung der Janitscharen blickte. Diese so gefürchteten Wachen aufzulösen und sich von ihrem verhaßten Einflusse zu befreien, war der lebhafte und heiße Wunsch des jungen, sich nach unbeschränkter Herrschaft sehnenden Monarchen, und zu jener Zeit das Gewagte eines solchen Unternehmens nur mit dem glücklichen zuversichtlichen Auge der Jugend betrachtend, das überall nur Sieg und Ruhm erblickt, wollte er endlich an die Ausführung seines kühnen und gefahrvollen, doch längst gefaßten Entschlusses schreiten. Sein Jahrhundert indeß war noch nicht dazu geeignet, daß er ungestraft mit rascher verwegener Hand an der einmal bestehenden Ordnung der Dinge zu rütteln wagen durfte, und noch ehe sein Vorsatz ins Leben trat, kamen ihm die stolzen, übermüthigen und furchtbaren Garden durch eine offene Empörung zuvor. Mit großer Erbitterung ward dieser Streit sowohl von Seiten Soliman's, als der wilden zügellosen Janitscharen geführt, und vielleicht lange noch wäre derselbe unentschieden geblieben, wenn nicht Mustapha, der Oheim des Großherrn, von Morea aus Abgesandte nach Constantinopel geschickt hätte, unter dem Vorwande, jenen blutigen Zwist zu schlichten, die im Geheim mit den Empörern verbündet, meuchlings den jungen Monarchen ermordeten, um sich sogleich im Namen Mustapha's des Thrones zu bemächtigen. — Eine finstere, stürmische Nacht hatte ihren schwarzen Mantel über Stambuls vergoldete Kuppeln und schlanke Minarets gebreitet, als Soliman raschen flüchtigen Fußes die Gärten des Serails durchschritt, um mit seinem Gefolge eine Barke zu erreichen, die, von den bewegten Wellen des Bosporus geschaukelt, mit ihrer reichen glänzenden Vergoldung wie ein strahlendes Meteor durch die Dunkelheit leuchtete. Einen auf asiatischer Seite liegenden Sommerpalast hatte er an diesem Abend zu einer wiederholten Zusammenkunft mit den Abgesandten seines Oheims bestimmt, und als die festgesetzte Stunde geschlagen hatte, eilte der Kaiser, nur von einem kleinen Gefolge umgeben, dem Ufer zu. Kaum hatte er jedoch das Fahrzeug bestiegen, so traf ihn von rascher sicherer Hand der Todesstoß, und noch ehe seine Begleiter zu den Waffen greifen konnten, waren sie umringt und niedergemetzelt. Ohne daß die Mörder es zu hindern vermochten, verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch einige ihren Dolchen entflohene Diener im Serail die Nachricht von des Großherrn Ermordung, und bevor die Abgesandten Mustapha's den Palast erreichen konnten, um auch den fünfjährigen Sohn des Sultans zu tödten, war dieser bereits von einem treuen Sklaven gerettet, der ihn unter dem Schutze der

dunklen stürmischen Nacht, auf geheimen, ihm nur bekannten Wegen entführte, glücklich den Mörderhänden der Barbaren entriß, und später Gelegenheit fand, mit dem kleinen Prinzen Amurath nach Griechenland zu entfliehen. Nicht so glücklich war Fatime, die in jener schrecklichen verhängnißvollen Nacht am Lager der kleinen Assarah, dem dreijährigen Töchterchen Soliman's, saß, ihrem Liebling durch ein persisches Liedchen die süße Nachtruhe herbeizulocken, denn ehe noch die Kunde des gräßlichen Ereignisses bis zu ihr in die innern Frauengemächer gelangte, ehe noch die Ahnung einer Gefahr in ihrer sorglosen Seele aufsteigen konnte, stürmten auch schon die Mörder mit gezücktem Dolche in das Gemach, und der treuen Fatime blieb keine andere Rettung übrig, als sich über das Bettchen des schlummernden Kindes zu werfen. „Assarah! Assarah!" rief sie, die Kleine mit ihren Armen umschlingend und jeden Augenblick den Todesstoß erwartend, „Allah beschütze Dich! Dich nur, Dich nur möge er beschirmen, Du Stern meiner Augen!" — Bei dem Namen Assarah stutzten die Mörder, und wüthend, das Gemach Amurath's verfehlt zu haben, wollte eben einer von ihnen die treue Sklavin von dem Lager des Kindes emporreißen, um Beide zu tödten, als ihr Anführer, ergriffen von der rührenden Schönheit der Kleinen, ausrief: „Halt ein! sie soll leben, und ein besseres Loos soll ihr dereinst zu Theil werden, als den kalten Armen des Todes zu verfallen. Mustapha, unser Gebieter, entscheide über ihr künftiges Schicksal, und ohne Zweifel wird sie dann einst der Schmuck und die Zierde seines Harems werden." Unterstützt von den Rebellen, riefen sie noch in derselben Nacht Mustapha als Kaiser aus, der ihnen in feiger Sicherheit heimlich von Morea aus auf dem Fuße gefolgt war, und am andern Tage schon schaute der Oheim und Mörder Soliman's triumphirend auf das gelungene Werk seiner schwarzen blutigen Politik, und bestieg nunmehr den erleuchteten Thron des osmanischen Reiches, auf den er die rauhen Sitten eines Usurpators und Tyrannen mitbrachte. Seine Regierung bezeichneten Treulosigkeit, Despotie und Grausamkeit. Unter den bleichen Schattengestalten der verblichenen Cäsare aus grauer Vorzeit konnte man wohl seinen Namen zu dem eines Nero und Tiberius gesellen, und mißtrauisch gegen alle Menschen, lebte er traurig und vereinsamt im Innern seines Palastes, den griechische Soldaten bewachten, ungeachtet des lauten Murrens seiner Milizen und Janitscharen. Nur Stumme, Eunuchen, Zwerge und Gaukler durften Mustapha's geheiligter Person nahen, denen er ein williges Gehör schenkte, sobald sie aus der Hand, oder aus den Sternen ihm die Zukunft zu enthüllen versprachen. Gefoltert von den Qualen seines Gewissens und der langen Weile, dem schlimmsten Feinde eines Tyrannen, gingen seine Tage in finsterer Unthätigkeit an ihm vorüber, und der mit Blut erkaufte und errungene Thron beglückte und befriedigte keineswegs das unersättliche und raubgierige Herz des Barbaren.

Funfzehn Jahr später, am zweiten Tage des Beiram-Festes, erblickte man in Stambul zahlreiche Gruppen andächtiger Muselmänner, die aus der geöffneten Pforte der Moschee St. Sophie strömten, und nachdem sie dort ihr Gebet verrichtet, langsamen gemessenen Schrittes entweder ihren Wohnungen zueilten, oder die Zahl einer Versammlung vermehrten, die theils sitzend, theils stehend, auf dem Platze Atmeidon einen dichten Kreis gebildet hatte, und einen Gegenstand umringte, dem sie große Aufmerksamkeit zu schenken schien. Nicht weit vom Denkmale Constantin's, am obern Ende dieses schönen Platzes, steht der sogenannte delphische Dreifuß. Er ist besonders durch eine Tradition interessant, an welche die Türken fest glauben, daß nämlich, sobald er durch einen Zufall zerstört oder von seiner Stelle gerückt werden sollte, Constantinopel wieder eine christliche Hauptstadt wird. Er besteht in einer aus drei metallenen Schlangen gewundenen Säule, die einst im Tempel zu Delphi den Dreifuß getragen haben, und von Constantin dem Großen nach Constantinopel geführt worden sein soll. Der fehlende Kopf der ersten Schlange soll bei dem Transport der Trophä nach Stambul verloren gegangen sein; den zweiten aber der Sultan Achmed mit einem Hiebe seines Schwertes abgehauen haben, als er dem versammelten Heere einen Beweis von der Stärke seines Armes geben wollte. Der dritte ist verschwunden, man weiß nicht wie und wohin. Am untern Ende des Platzes Atmeidon erhebt sich dagegen auf einem Fußgestell von weißem Marmor ein hübscher Obelisk von röthlichem ägyptischen Granit, mit einer Vorstellung der Siege des Kaisers Theodosius, die indeß nur von sehr roher Ausführung ist, und gegen die ägyptischen Hieroglyphen sehr absticht, welche sich unmittelbar darüber befinden und mit großer Kunst gearbeitet sind. Diese Hieroglyphen bedecken alle vier Seiten des Obelisken; die Abbildungen in erhabener Arbeit aber sieht man auf dem zwölf Fuß hohen Marmor-Sockel. Dieser schöne Obelisk wurde aus Aegypten über Athen nach Constantinopel gebracht, und hier, nachdem er durch Erdbeben umgestürzt worden, unter Theodosius

wieder aufgerichtet, wie die zweifache, griechische und italienische Inschrift des Sockels zeigt. Auf der Mitte des Platzes Atmeidon ungefähr war es, wo man, wie bereits schon erwähnt, in der sechsten Stunde des Abends eine bedeutende Anzahl Muselmänner, einige stehend, andere auf Teppichen von Wolle oder Bast sitzend, die über den Sand gebreitet waren, versammelt sah, und die von Minute zu Minute durch Vorübergehende, die hinzutraten, zu einer immer größern Masse anwuchs. Die Blicke der Anwesenden waren mit dem Ausdrucke gespannter Erwartung auf einen Punct gerichtet, und eine blaue Rauchwolke, die aus den Tschibuken der ehrenwerthen Versammlung langsam in die Lüfte stieg, ließ nur ab und zu den Gegenstand ihrer Neugier, wie in Nebel gehüllt, wahrnehmen. Dieser war ein junger Mann von hoher schlanker Gestalt, edlen regelmäßigen Gesichtszügen, und vornehmem, fast Ehrfurcht einflößendem Aeußern, obgleich ein wenig von der asiatischen Sonne gebräunt und mit Attributen umgeben, die auf den ersten Blick über seinen Stand keinen Zweifel zuließen. Er trug eine Art engen Rock von grüner Seide, der seine feine und elegante Gestalt vortheilhaft hervorhob. Eine Schärpe von Gazellenleder, worauf mysteriöse Buchstaben von Silber und allerhand wunderbare Hieroglyphen gestickt waren, hielt einen Mantel fest, der bis zu den Füßen herabwallte und eine phrygische Mütze, an deren rechter Seite eine wohlgestimmte bewegliche Schelle niederhing, bedeckte das rabenschwarze Haar seines schönen Hauptes. Diese originelle, aber auch zugleich graziöse Tracht gestattete dem jungen Manne überall eine freie ungehemmte Bewegung, und vor einem leichten tragbaren Tische gelagert, der mit diversen Waffen, kupfernen Kugeln und verschiedenen geheimnißvollen Geräthschaften beladen war, führte er mit großer Gewandtheit die schwierigsten Kunststücke aus, die das um ihn versammelte Auditorium oft für die unbegreiflichste Hexerei zu halten sehr geneigt war, und auf dieses Factum Stein und Bein geschworen hätte. Die Blicke der Anwesenden hingen mit der gespanntesten Erwartung an den Leistungen des jungen Mannes, und starres Entsetzen, wie tiefe Bewunderung, fesselte jede Zunge und sprach sich in jedem Auge aus. Er gehörte zu der umherschwärmenden Kaste der Jongleurs, welche alljährlich das Beiram-Fest nach Stambul zog, und die unter dem Namen Zingari's überall bekannt und bei den Türken besonders beliebt waren. Bald mehrte sich die Zahl der Zuschauer so sehr, daß nur die, welche in den vordersten Reihen des Kreises standen, etwas von den Künsten des Zingari sehen konnten, der nunmehr den ganzen Reichthum seiner Kunst und Geschicklichkeit vor den staunenden und überraschten Blicken der guten Muselmänner auf das Glänzendste zu entfalten strebte. Von seiner kräftigen Hand geworfen, stiegen eine Anzahl kupferner Kugeln pfeilschnell in die Luft empor, spielten dort, von den Strahlen der Sonne beleuchtet, wie kleine glänzende Meteore über seinem Haupte, und kehrten nach einigen Minuten dann wie durch Zaubermacht stets in seine Hand zurück, die er aber sogleich wieder, entweder in Gestalt einer rinnenden Cascade, eines Goldregens, eines Kreuzes, oder eines Turbans emporschleuderte, und die zuletzt einen Augenblick lang, einem Diadem gleich, seine Stirn zu umstrahlen schienen. Der Gewandtheit und Grazie, mit welcher der Zingari dieses Spiel ausführte, folgte eine neue und ernstere Probe seiner Kunst, indem er eine der erwähnten Kugeln nach der andern in eine hellklingende Urne zu seinen Füßen fallen ließ, und sich mit dem Yatagan bewaffnete. Er faßte hierauf den glänzenden Griff desselben, zog die damascener Klinge aus ihrer reichen Scheide, und ließ den krummen Säbel in so raschen Schwingungen um sein unbeschirmtes Haupt kreisen, daß die sausende erbebende Luft Blitze zu sprühen schien. Plötzlich löste sich die Klinge vom Heft, berührte fast die hohe edle Stirn des jungen Mannes, und fuhr zischend in einen Korb, der mit Taubeneiern angefüllt war, ohne jedoch die Schaale eines einzigen zu verletzen. Der Athem erstarb auf der Lippe der Raucher, die Atmosphäre lichtete sich auf einen Augenblick, und ließ die schreckensbleichen Gesichter der sonst so phlegmatischen Muselmänner erkennen. Sie hatten vor Entsetzen die Augen geschlossen, und man vernahm durch die Todtenstille des weiten Kreises nur das Zittern des Schwertes und das Klingeln der Schelle. Als der Jongleur dieses gefahrvolle und merkwürdige Kunststück beendet hatte, neigten sie langsam zu verschiedenen Malen beifällig ihre Häupter, den aus Pappe geschnittenen Mandarinen vergleichbar, welche die italienischen Tabulettenkrämer feil bieten, und die einander fortwährend mit grinsendem Lächeln und steifer Grandezza auf dem Sims der Kamine begrüßen. Einige der Zuschauenden, von Mißtrauen erfüllt, nahten während der eingetretenen Pause dem zierlich geflochtenen Mooskorbe, berührten mit prüfendem Finger die darin befindlichen Eier, und mußten zu ihrem gränzenlosen Erstaunen wirklich die Erfahrung machen, daß dieselben, welche so eben dem scharfen Stahl der damascener Klinge widerstanden hatten, von dem leisen Druck ihrer Hand zerbrachen. Von ihrem Zweifel schnell geheilt, und vom gelben Strom eines Eidotters über-

gossen, zogen sie sich beschämt zurück, und über die ernsten Gesichter der ehrenwerthen Versammlung schien hier und da ein leises Lächeln zu gleiten. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

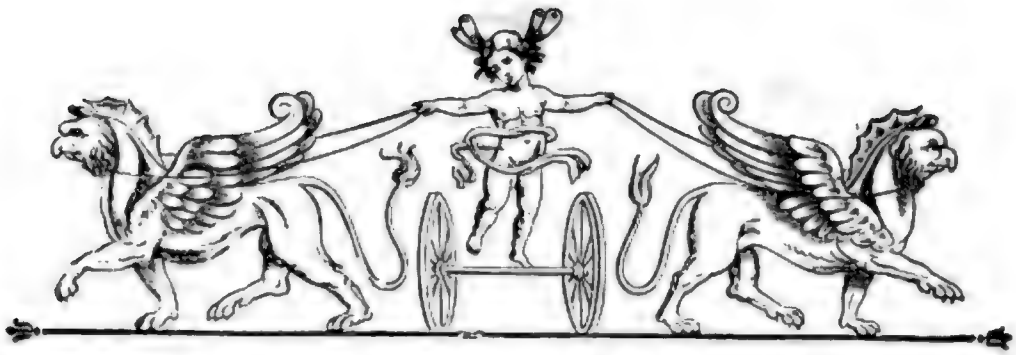
Aus Berlin.

[Der patriotische Adel auf dem Landtagen; die märkischen Stände.]

Es ist unzweifelhaft wahr, daß Wünsche mit der Gewährung steigen und in der organischen Natur, wie im Menschen- und Völkerleben, dasselbe Gesetz aus den Keimen und Anfängen zur Fortentwickelung, zur Blüthe und Frucht vorwärts treibt. Seit einem Jahre fast ist auch für Preußen ein neues Vorwärts! erschollen, und gewiß ist in dieser kurzen Zeit mehr dafür geschehen, als in den letzten siebenzehn oder achtzehn Jahren, wo in unserer politischen Weiterbildung ein langer, träger, furchtsamer und zuweilen besorgt nach rückwärts schauender Aufenthalt eingetreten war. Dennoch aber sieht man sich häufig nicht so befriedigt, als man anfänglich vermuthen mochte, d. h. man wünschte und hoffte vielleicht, daß jene lange Zeit der Ruhe vergütet und alles das nun rasch erfolgen würde, was man als eine Verkümmerung mit Recht zu fordern meinte. Denn man glaubt sich in Preußen nicht minder reif für die Wohlthaten einer freien Verfassung und der heiligen Güter politisch gleicher Rechte, als irgendwo in Deutschland, was allerdings auch bei der großen Intelligenz nach allen Richtungen nicht Verwunderung erregen kann; auch haben die Ständeversammlungen, wenigstens in einigen Provinzen, bewiesen, daß die politische Erziehung bedeutend fortgeschritten ist, und daß man nicht allein in der Mark, sondern auch an andern Orten und ganz besonders in den östlichen Landestheilen weiß, was man will! Wenn die Veröffentlichungen der allerdings im Allgemeinen nicht sehr interessanten Provinzialberathungen mit Interesse von einem Theile der Bevölkerung gelesen und verfolgt wurden, so ist dies Resultat fast ganz der preußischen Versammlung zu verdanken, die in der würdigsten Weise überall das gemeinsame Interesse voranstellte und überwachte, deren Debatten lehrreich, von Geist und Kenntniß belebt, und deren Beschlüsse, eben so loyal als freigesinnt, die wichtigsten Fragen und Anträge mit bewunderungswürdiger Klugheit und Entschlossenheit behandelten. Preßfreiheit, Oeffentlichkeit der Sitzungen und die ganze Verfassungsangelegenheit wurden auf diesem Provinziallandtage beantragt, als geschehe es im Namen der uns fehlenden Reichsstände, und die Einigkeit, mit welcher alle Deputirte, die der Ritterschaft an ihrer Spitze, für den Fortschritt handelten, gab den erfreulichen Beweis, daß nicht überall der Adel seine wahre Stellung für Gegenwart und Zukunft verkennt. Der Unterschied zwischen dem in Osten herrschenden Geist, und wie es in den westlichen Provinzen dagegen steht, zeigte sich am besten in den Anträgen, welche vom Adel ausgingen. In Preußen petitionirte dieser einstimmig gegen die Patrimonialgerichte, gegen Erneuerung der Adelsvorrechte, Stiftung von Majoraten, Beschränkung der Bodentheilung, wie gegen alle Gesetzgebung, welche nicht Fortschritt im Sinne der Jahre 1807 bis 12 bezwecke und aus dem Schooße dieses Standes gingen eine Reihe von erleuchteten Denkschriften hervor, die theilweis von der leipziger Allgem. Zeitung mitgetheilt wurden, wo man bis zur Evidenz zeigte, welche Folgen es haben müsse, wenn beschränkenden Gesetzvorschlägen Folge geleistet würde. Die edlen und alten Familien des Freiherrn von Schwanfeld, Auerswald, Brünnink, Dohna u. s. w. haben sich durch sehr freimüthige und ritterlich aufgeklärte Vertretung des Landes den Dank aller derer erworben, die ihr Vaterland aufrichtig lieben, und nicht zu vergessen ist es, daß ein Staatsmann aus der alten Schule der Stein und Hardenberg, glücklicherweise an der Spitze der Provinz, gleich eifrige Gesinnungen für den wahren Fortschritt hegt und jede loyale Bestrebung dafür unterstützt. So konnte es nicht fehlen, daß in Preußen alle Bewilligungen des Königs für die Fortentwickelung der berathenden Monarchie mit Dank und Freude aufgenommen, nur im hohen Sinne des königlichen Verleihers benutzt wurden, indem man zugleich darauf weiter fußte und baute. Der Adel war es auch, der sogleich seine Vorrechte, als erster Stand in der Versammlung obenan zu sitzen, aufgab, die Plätze durchs Loos vertheilen ließ und einen Bauer, der dadurch den ersten Platz erhielt, mit Acclamationen dahin begleitete. Dieser patriotische Adel kann mit Stolz auf seine Verdienste sehen, und in der Geschichte Preußens wird sein Andenken immer ein hoch gefeiertes bleiben, aber es wäre ungerecht, wollte man nicht bekennen, daß in anderen Provinzen sich nicht auch gleichgesinnte Stimmen erhoben hätten. Diese blieben jedoch dort vereinzelt, und zuweilen kam es freilich vor, daß sich ein dem preußischen Adel ganz entgegengesetzter Standpunkt zeigte. So hat man bei den märkischen Ständen eine lange und heftige Debatte geführt, ob die königl. Bewilligung der Veröffentlichung der Sitzungsprotokolle im Auszuge durch die Zeitungen anzunehmen sei. Der Adel war es hier, der den Anfang der Revolution in diesem ersten Anfange der Oeffentlichkeit witterte, und seine dreiunddreißig Mitglieder waren so lange einig und fest dagegen, bis es zur Abstimmung kam, wo sich elf Stimmen mit denen des zweiten und dritten Standes verbanden, und zweiundzwanzig eine Minorität bildeten. Welcher Einfluß sich hierbei geltend machte, lassen wir unerörtert, aber man kann den Ausspruch eines geistreichen preußischen Deputirten vom Adel wohl begreifen, der, als er Berlin besuchte, äußerte, daß diese Stadt der Beamten und Soldaten um ein Menschenalter gegen die östlichen Provinzen in politischer Bildung zurück sei, und bei ihrer Abhängigkeit vom Hofe, bei dem Einfluß, der von manchen Seiten herabwehe, wohl zu erklären sei, warum eine gewisse Gesinnungslosigkeit vorherrschen müsse. Die theilweise Wahrheit dieser Bemerkungen ist allerdings nicht zu leugnen. Es gibt hier außerordentlich viel Bildung, viele freigesinnte Tüchtigkeit, aber sie ist vereinzelt, furchtsam und steckt zum größten Theil in dem Beamtenheere.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 110. — den 8. Juni 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Abendstern.

(Fortsetzung.)

Ohne auf die Wirkung, die seine Kraft und Gewandtheit bei den Anwesenden hervorgebracht, besonders zu achten, ließ der Jongleur diesem Hauptstücke seiner Kunst noch andere von weniger gefahrvoller Art folgen, und da er diese mit unterhaltenden Erzählungen begleitete, so wußte er nicht allein das Auge, sondern auch das Ohr seiner Zuschauer auf das Angenehmste zu fesseln. Leute seines Standes verließen gewöhnlich nie ihre stumme Rolle, und nur allein in den Fingerspitzen war ihr Verstand zu finden. Dieser Zingari machte indeß eine seltene Ausnahme, und vereinigte die Eigenschaften eines indischen Zauberers und eines arabischen Erzählers in so vollkommenem Grade, daß er nach Beendigung seiner Vorstellungen von mehreren der Anwesenden aufgefordert wurde, sie noch durch ein unterhaltendes Mährchen zu ergetzen. „Ich will es versuchen, aus dem Schatze meiner Erinnerung zu schöpfen," erwiederte er ernst, und während er sich anschickte, den Wünschen der Versammlung zu genügen, schlossen diese erwartungsvoll, von Neugierde erfüllt, einen dichten Kreis um ihn, in dem augenblicklich die tiefste Stille herrschte. Auf einer Matte von Bast gelagert, den dunklen Blick forschend auf seine Zuhörer gerichtet, begann sofort der junge Mann folgende Erzählung: „Am Gestade des Meeres, über dem ein ewig klarer blauer Himmel sich wölbt, liegt eine freundliche Hütte, die von herrlichen majestätischen Cedern reich beschattet, an der hohen Felsenküste wie eine Perle eingefaßt steht, und deren einfache, aber dennoch malerische Umrisse, so wie der zarte Hauch des Windes sein launiges Spiel treibt, auf der glänzenden Fläche des Meeres, bald länger, bald breiter wie in Zauberkreisen sich abspiegeln. Diese Hütte, in den Rahmen eines üppigen Laubwerkes eingefaßt, steht auf dem smaragdgrünen Rasen eines Bodens, der mit den lieblichsten Blumen bestreut, sich bis zu dem Ufer des Meeres hinzieht, dessen Wellen zur Zeit der Fluth, ihn mit ihrem Schaume sanft benetzen. Unter dem Dache dieses friedlichen Asyls lebte ein alter Derwisch, der schon in meiner frühesten Kindheit mein Lehrer ward, und mich später in die Mysterien so mancher Kunst und Wissenschaft einweihte. Ihm habe ich zu danken, was ich weiß, und — hier leuchteten seine Blicke — mir vielleicht dadurch erringen werde. — Seiner Hütte gegenüber, ungefähr so weit als ein Pfeil vom Ufer fliegt, erhebt sich hoch und gespenstisch ein altergrauer Thurm aus den Fluthen, der auf einem Felsen von so geringem Umfange erbaut ist, daß sein Fundament die ganze Fläche desselben einnimmt, und das Gebäude auf den Fluthen zu schwimmen scheint. Seine Mauern grünbemoost, von seltener Stärke, sind nach der Art alter Burgmauern, und sein Ursprung, der in die graueste Vorzeit fällt, schreibt sich von einer Begebenheit her, der ich oft mit heimlichem Entzücken und leisem Schauern, aus dem Munde des guten Derwisches lauschte. — Ein Sultan, harten und grausamen Herzens, dessen Name je-

doch nicht mehr bekannt ist, besaß eine sehr schöne Tochter, das einzige Kind, das der Prophet ihm geschenkt hatte, und das einzige Wesen auf Erden, dem er mit Milde und Freundlichkeit begegnete, ja das er sogar überschwenglich liebte. Schön wie eine Houri des Paradieses, und lebhaft wie der Sommerwind, wenn er über den Rosengarten von Nisahor rauscht, erblühte sie selbst zur reizendsten Rose, und ihr besorgter Vater hielt es nunmehr für rathsam, einen berühmten Wahrsager wegen ihres künftigen Schicksals zu befragen. Nachdem der weise Mann in dem Buche seiner tiefen geheimen Wissenschaft geforscht, so wie am hohen Himmelsbogen den Gang der Sterne beobachtet und gedeutet hatte, sprach er die schreckliche Prophezeihung aus, daß die Prinzessin in ihrem achtzehnten Jahre die Beute einer giftigen Schlange werden würde. Der Sultan, erfüllt von Schmerzen und Verzweiflung, ertheilte sofort den Befehl, jenen Thurm in den Fluthen des Meeres zu erbauen, um die Erfüllung einer Prophezeihung in das Bereich der Unmöglichkeit zu verweisen, die ihm den Schlaf seiner Nächte, wie den Frieden seiner Tage raubte. Umrauscht von den Wellen der schäumenden See, eingeschlossen von den schützenden Mauern des von aller Verbindung abgeschnittenen Castells, wähnte er seine Tochter vor jedem Unheil sicher, und nachdem er zuvor noch ihre Hand einem seiner Lieblinge zugesagt hatte, ließ er sie, bis das verhängnißvolle Jahr vorüber sein würde, dort einsperren. Doch wer vermag (und hier erhob der Zingari den Ton seiner Stimme, und sein dunkles Auge sprühte Flammen), wer vermag seinem Schicksale zu entgehen, oder etwas zu ändern in seinem Sternenbild! Was am Himmel einmal geschrieben steht, steht geschrieben, und obgleich Allah's Gnade groß und unendlich wie der Sand seiner Meere ist, so läßt er in seiner unerforschlichen Weisheit es doch oft geschehen, daß der Unschuldige hier auf Erden leidet, und der Bösewicht eine Zeit lang triumphirt. — Ungeachtet aller Vorsicht des Sultans erreichte der Tod dennoch fast im Anfange ihres achtzehnten Jahres die schöne Zemira durch eine Natter, welche sich in ein kleines Körbchen mit Feigen aus Smyrna geschlichen hatte, und ihre Sklavin fand sie von dem gräßlichen Thiere umschlungen, mit der Todeswunde in der Brust marmorbleich auf dem Divan ausgestreckt, eine Feige neben sich, die Schlange an ihrem Busen ruhend, dessen frisches warmes Lebensblut sie vergiftet hatte, gleich der, welche dem Leben der Königin Kleopatra ein frühes Ziel steckte. Der Ruf von der seltenen und wunderbaren Schönheit der Prinzessin Zemira war überall so weit und breit erschollen, daß er auch bis zu dem persischen Prinzen Almansor gedrungen war, und neugierig, die von allen Zungen laut Gepriesene zu sehen, und entschlossen, jeder Gefahr zu trotzen, und jedes Hinderniß mit muthigem Arm zu besiegen, trat er die weite und beschwerliche Reise an, deren schönes Ziel ihn über Land und Meer verlockte. Endlich hatte er es erreicht, und unter dem Schutze der dunklen Nacht schon oft, doch stets vergebens, auf einem leichten Nachen das kleine düstere Castell umschwärmt. Zu seinem nicht geringen Erstaunen und namenloser Freude findet er an einem Abend, der schon mit seiner Dämmerung sich aufs Meer gelagert hatte, die kleine und einzige Pforte des Thurmes geöffnet, und aus dem Innern desselben dringen die Laute tiefer schmerzlicher Klage in sein lauschendes Ohr. Getrieben von seines Herzens immer lauteren Schlägen, eilt er leisen flüchtigen Schrittes die schmale gewundene Treppe empor, und tritt in ein rundes mit reichen Teppichen geschmücktes Gemach, auf dessen Marmorboden eine Schlange noch in den letzten Zuckungen des Todes sich windet. Im Hintergrunde des Zimmers erblickt er eine Schwarze, die laut weinend in Schmerz aufgelöst vor einem Divan kniet, auf dem ein Wesen ruht, über dessen himmlisch schönes Antlitz die Farbe des Todes ausgegossen ist. Starr vor Entsetzen bleibt Almansor vor der Gruppe stehen, erkennt nach einem Traume, den er gehabt, Zemira, und ahnt schaudernd den schrecklichen Zusammenhang. Doch in demselben Augenblick verwandelt sich sein Schreck in Entzücken, er erinnert sich eines Arcanums, das er gegen den Biß einer giftigen Schlange stets bei sich trägt; ein Strahl von Hoffnung, daß vielleicht ihr Leben noch nicht entflohen, noch aufzuhalten sei, belebt seine Seele, er wendet es an, und zu seiner namenlosen Freude sieht er, daß sein Bemühen von einem glücklichen Erfolge gekrönt wird. Sie schlägt die Augen auf, und erschreckt, einen fremden Mann zu sehen, will sie entfliehen, doch seine Bitten, sein inniges Flehen, und das Geständniß seiner heißen Liebe, halten sie endlich zurück. Bald gewinnt der junge schöne Prinz auch die ihre, und nun beschwört er sie, da er weiß, daß ihr Vater sie bereits einem Andern bestimmt hat, mit ihm zu fliehen, und seinen Thron mit ihm zu theilen. Kurz nur schwankte sie zwischen Liebe und Pflicht, und bestürmt vom Geliebten ihres Herzens, und dem heißen Flehen der treuen Kassandra, willigt sie ein, und unbemerkt trägt derselbe Nachen, auf dem Almansor so oft jenen grauen Thurm umsegelt, die glückliche Zemira aus dem düstern Gefängniß, an der Seite

des Geliebten, dem Glück und der Freude entgegen. Ihr Vater, in Wuth entbrannt, von seinem Kinde, dem einzigen Wesen, dem er mit Liebe zugethan war, sich so hintergangen und betrogen zu sehen, schwört beim Barte des Propheten, diesen Frevel auf das schrecklichste zu rächen, und mit einem zahlreichen wohlgerüsteten Heere überzieht er das persische Reich. Mord und Verwüstung sind überall das Gefolge seiner siegreichen Waffen, und Almansor, sich ihm in offener Feldschlacht entgegenstellend, wird überwunden und fällt, durchbohrt vom Schwerte seines erbitterten Gegners. Die unglückliche Zemira, aufgelöst in Schmerz und erfüllt vom tiefsten Jammer, muß ihrem grausamen unversöhnlichen Vater in die Heimath folgen, der sie in denselben Thurm, aus dem sie entflohen ist, zurückführt und dort ihren Hungertod beschließt. Durch die Schlauheit der treuen Kassandra, die als Theilnehmerin ihres Vergehens dieselbe Strafe mit ihrer Gebieterin erleiden soll, ward wenigstens der unglücklichen Fürstin jener qualvolle Tod erspart. Diese treue Sklavin, die Pflegerin ihrer Kindheit, hatte unbemerkt in ihren Kerker eine Natter eingeschwärzt, der Zemira den giftigen Biß auf die Stelle des Herzens gestattete, worauf sie mit einer dankbaren Thräne im schönen Auge an dem Busen Kassandra's verschied. — Oft führte mich der gute Derwisch an das Gestade des Meeres, dessen wildschäumende Wogen das düstere Castell umrauschen, zeigte mir am Fuße desselben die kleine Pforte, die seitdem noch von keiner menschlichen Hand wieder geöffnet ward, und sagte mir, von leisen Schauern bewegt, daß allnächtlich, in weiße Schleier gehüllt, die Gestalt der unglücklichen Zemira am kleinen vergitterten Fenster sich zeige, und sanfte Klagelaute, selbst durch das Gestöhne der Brandung, deren Wellen sich oft mit Ungestüm am Felsen brechen, zu seinem Ohre dringen." —

Als der Zingari geendet hatte, konnte man in dem dichtgeschlossenen Kreise das Fallen eines Blättchens hören, solch eine tiefe Stille herrschte in demselben, nachdem seine Worte schon längst verklungen waren. Doch plötzlich wurde sie unterbrochen durch die Ankunft eines Mannes, dessen Jahre man ungefähr auf vierzig schätzen konnte, und an dessen kostbarem Turban sowohl als an den Farben und dem Reichthum seiner Kleidung man den Bostandschi-Bassa, Intendant der Gärten, der Aquädukte, und überhaupt der Vergnügungen des Sultans, erkannte. In den vordersten Reihen der Zuschauer, die ehrerbietig zurückwichen, ließ er von zwei Schwarzen den prächtigen Teppich ausbreiten, und als er auf demselben Platz genommen, gab er dem Zingari ein Zeichen, seine Künste wiederholt zu zeigen. Dieser begann von Neuem seine Kraft und Gewandtheit in den bewunderungswürdigsten Leistungen zu entwickeln und an den Tag zu legen, und seine Kunst, die diesmal wahrlich an das Gebiet der Zauberei zu streifen schien, entzückte ihn und imponirte dem guten Bassa dergestalt, daß er vor Erstaunen mehrere Male die Bernsteinspitze seines Tschibuks aus der Hand fallen ließ, und indem er den Blick zum Himmel aufschlug, ausrief: „Allah! Allah! welche Wunder schaut mein Auge!" Die anwesende Versammlung glaubte pflichtschuldigst in den Ausbruch dieser Extase einstimmen zu müssen, und wie auf Commando erfüllte die Luft der Ruf: „Allah! Allah! welche Wunder!" und jeder Blick haftete, einen Ruhepunkt suchend, an der höchsten Thurmspitze der Sophienmoschee. — Als jetzt der Jongleur nach Beendigung seiner Künste eine Pause eintreten ließ, neigte der Bostandschi-Bassa, der bereits seine vollkommene Fassung wieder erlangt hatte, mit der gewöhnlichen Grandezza sein Haupt, welches Mouvement stets seine Zufriedenheit andeutete, und winkte dem Zingari näher zu treten. Lange ruhte sein forschender Blick auf den ausdrucksvollen edlen Zügen des Jünglings; endlich sprach er, den Rauch seines Tschibuks langsam in die Luft blasend: „Was ich von Dir gesehen habe, hat meinen Beifall erlangt; sind's der Gaukeleien noch mehrere, die Du kannst, und die ich noch nicht gesehen habe?" (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

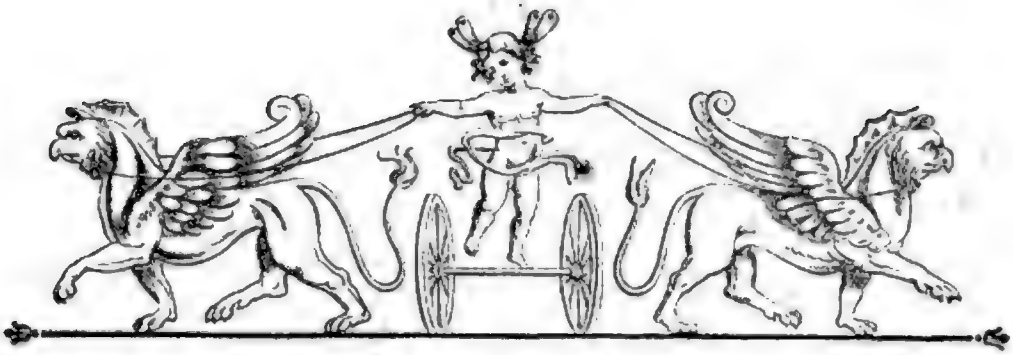
[Verbote und Gebote; die Universität und die Brüder Grimm.]

Berlin ist noch keine der Welthauptstädte, erst die Eisenbahnen und das folgende Jahrhundert werden sie dazu erheben. Es ist die erste Residenz des hohenzollerschen Fürstenhauses, das mit väterlicher Liebe dies Kind seiner eigenen Größe aufzog und es noch immer an den Wickelbändern festhält und leitet. Königsberg, Breslau, Cöln und selbst kleinere Städte können ein weit selbständigeres Leben entfalten, als das moderne Berlin, wo die Schreibermonarchie ihren Mittelpunkt findet, der Militairstaat sich centralisirt und das Bürgerthum, überwacht von allen Seiten und erst seit dem Jahre 1807 von drückender Abhängigkeit zum Leben angeregt, weit mehr Sinn und Lust für seine materiellen Interessen hat, als für eine gleichmäßige Entwickelung geistiger Zustände. Gewiß wird aber die fortgesetzte Erweiterung landständischer Rechte viel dazu beitragen, die allgemeine politische Bildung zu erhöhen und im Verein mit den großen materiellen Interessen, auch Berlin zur Selbständigkeit führen. Zwar ist es diesmal nicht bewilligt worden, daß bei der Veröffent-

lichung die Namen der Redner genannt, eben so wenig Zuhörer und Tribünen geduldet, oder die Protokolle außer den Landtagsdeputirten sonst Jemand mitgetheilt werden, aber doch sind die Fortschritte nicht unbedeutend, trotz der furchtbaren Langweiligkeit siebenfacher Wiederholung größtentheils für das Allgemeine sehr unbedeutender Verhandlungen, die mit wenig Kunst und viel Behagen täglich die Zeitungen füllen. Es ist aber von unermeßlicher Wirkung, daß die Staatszeitung selbst die Verhandlungen der östlichen Landtage wiedergeben mußte, wo über Beamtenwillkür und Preßzwang bittere Klage geführt, manche unserer Zustände scharf beleuchtet und von Freiheit und Verfassung geredet werden durfte, deren Einführung durch unsern hochherzigen König man als Gewißheit annahm. So etwas ist in Preußen noch niemals vorgekommen, und daß man nun wirklich so etwas wagen kann und darf, ohne daß die Censurscheere und der rothaufgeschlagene Polizeiarm hinter dem Verbrecher her sind, das ist das größte und belehrendste Zeitwunder. Wir theilen den frohen Glauben, daß es unseres Königs fester Wille ist, weiter zu schreiten, und in deutscher Weise uns nach und nach die Freiheiten zu verleihen, welche theils in der alten Geschichte unseres Volkes begründet sind, theils aus den neuen Ideen sich entwickelt und gebieterisch festgestellt haben; und wir schöpfen diese Hoffnung sowohl aus dem, was geschehen und vorbereitet, wie aus Anderem, was unterlassen ist. Wie hochgeartet, in Beziehung auf Kunst, die Regierung des jungen Herrschers begonnen hat, verkünden seit Monaten die öffentlichen Blätter; auch die Wissenschaften sind nicht minder geehrt und berücksichtigt, und nur die Hegel'sche Philosophie, oder vielleicht die Philosophie auch in weiterer Beziehung, insofern sie nicht die dienende Magd der Theologie sein will, dürfte davon eine Ausnahme machen. Hatte die Berufung Stahl's schon Aufregung und die Anklage der hallischen Jahrbücher das Gerücht erregt, daß Preußen von der Philosophie abgefallen sei, so ist jetzt, durch die Anstellung des Gymnasiallehrers Dr. Schubart, bekannten Goetheerklärers und Denuncianten der Hegel'schen Philosophie, als Professor in Breslau, wie auch durch den Cabinetsbefehl, welcher die hallischen Jahrbücher entweder der preußischen Censur zu unterwerfen oder zu verbieten sucht, die Hegel'sche Philosophie vollständig erlegen. Mit diesen Vorgängen zugleich erschreckte das Verbot des Niemeyer'schen Religionsbuches für höhere Schulen, welches, von 1814 bis jetzt, siebenzehn Auflagen erlebt hat. Der zahme Rationalismus darin kann unmöglich so fürchterlich erschienen sein, um einen so auffallenden Schritt zu thun, und sicher walten hier besondere Ursachen ob, die wir nicht kennen. Was würde aber der alte ehrwürdige Kanzler von Halle sagen, er, der im Leben als eine der Hauptstützen der Theologie galt, wenn er aus seinem Grabe auferstände, und seine Werke polizeilich als sittenverderbend verboten sähe! So wandelbar sind die Ansichten von Frömmigkeit und Sünde, aber leider ist das Menschengeschlecht nicht eben so leicht zu bekehren, und wenn auch, wie man jetzt sagt, in allen Gymnasien und Schulen der Religionsunterricht nicht allein vermehrt, sondern auch in die Hände anerkannt frommer Männer gelegt werden soll, fürchten wir dennoch, daß die Früchte nicht so ausfallen werden, wie man es von gewissen Seiten erwarten mag. Erfreulich ist es übrigens, daß seit einiger Zeit Familien von Stand und Vermögen ihre Söhne vom Studiren abhalten, und sie mehr der bürgerlichen Thätigkeit zuwenden. Die Abmahnungen des Justizministers und die augenscheinlich traurige Aussicht für den Staatsdienst haben nämlich diese längst ersehnte Folge gehabt, durch welche ein Theil der Blüthe der Nation nun dem Volke selbst erhalten, dies heben und nicht mehr Alles vom Staate ganz absorbirt werden wird. Der Sommerbesuch der berliner Universität ist aber so merklich verringert, daß über 500 Studirende weniger sind, als im vorigen Jahre, woran theils auch Heidelberg und Bonn viel Schuld haben. Mehreren Professoren ist es mit Mühe gelungen ihre Vorlesungen zu Stande zu bringen, und unter diesen befindet sich auch Herr Stahl, obwohl er von der ganzen Partei lebhaft unterstützt wird. Erfreulich ist es dagegen, mit welchem allgemeinen Enthusiasmus die Gebrüder Grimm bei der Eröffnung ihrer Vorlesungen begrüßt wurden. Es zeugt von dem Geiste, der sich nicht so leicht beherrschen läßt, als man meint, daß nicht allein Studenten, sondern sehr viele längst ins Leben getretene Männer sich eingefunden hatten, um die verfolgten Lehrer zu empfangen. Warum soll man es leugnen, daß dies eine gewisse politische Demonstration bedeutet? Ganz gewiß ist es das, und soll es auch sein, denn nicht blos den gelehrten Professoren Grimm galt der Jubelruf, sondern auch den Männern, die in solcher Sache gewagt und gelitten haben. Ueberhaupt hat im Laufe des Winters dieser Geist sich öfter geregt. Er zeigte nicht allein den Stand der Zeit bei den Aufführungen solcher Komödien wie Egmont und Tell an, sondern er spielte selbst ein wenig Komödie, bei den Vivats, Hurrah's und Ständchen, die man von zwei sich bekämpfenden Feldlagern den Anführern brachte. Die Gläubigen wurden heiser für Neander und Stahl, die Skeptiker schrieen Marheineke, Vatke und Werder heraus, um zum Theil etwas bombastische oder langweilige Reden zu halten, die dann in öffentlichen Blättern abgedruckt wurden; ein Beweis, daß man gut vorbereitet war. Aber wer daran etwas aussetzen will, weiß nicht, was die Glocke geschlagen hat. Wir freuen uns dessen, denn es zeigt, daß man wach und gerüstet ist, und in der That, nie ist es vielleicht nöthiger gewesen, aufmerksam den Gang der Zeit und der leitenden Räder zu verfolgen. Den größten Spectakel haben in den letzten Monaten die zahllosen Gerüchte über die Bauten gemacht, welche vom Könige beschlossen seien. Die Hohenzollern haben, mit wenigen Ausnahmen, Alle Liebe zu den Künsten, und ganz besonders Liebe zur Baukunst mit auf den Thron gebracht. Viel aber erwartet man mit Recht von Friedrich Wilhelm dem Vierten, der als Kronprinz schon das edelste Zeugniß für seine hohe Durchbildung ablegte, und im Umgange mit Künstlern und Gelehrten Erholung von den Geschäften fand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 111. — den 10. Juni 1841.

Redacteur: Dr. F. S. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Abendstern.

(Fortsetzung.)

„Herr," antwortete der Zingari, und ein spöttisches Lächeln umspielte den schönen Mund, und glitt wie ein Schatten über sein Angesicht, „nur zum Theil habe ich den Schatz meines Wissens vor Euch aufgethan, doch ein Wort von Euch, und Ihr sollt in die geheimste Tiefe desselben schauen. — Sowohl den Lauf der Sterne am hohen Himmelsbogen, wie die Linien der Hand weiß ich zu deuten, verstehe mich auf diese Schrift, und vertraut mit dem Reiche der Geister, müssen sie auf mein Gebot mir dienstbar sein, sobald die Beschwörungsformel meiner Lippe entschlüpft ist. Ein Derwisch, der Lehrer und Leiter meiner Kindheit und Jugend, weihte mich ein in die Mysterien jener erhabenen Kunst, und als er fühlte, daß die Stunde gekommen war, in der er von dieser Erde scheiden würde, führte er mich an eine heilige Quelle, tauchte dort diesen Yatagan dreimal in die silberklare Fluth, wischte die Klinge mit einem Palmenblatte sorgfältig ab und sagte: Nimm diese kostbare Waffe, mein Sohn, sie ist alles, was Du auf dieser Welt Dein nennen kannst, aber ein gutes Schwert in einer geschickten und muthigen Hand ist ein Schlüssel, der jede Thür öffnet. Dieses glänzende Eisen besitzt eine hohe herrliche Eigenschaft; es wird Dich, so lange Du es trägst, die Zukunft durchschauen lassen; die geheime Kraft seiner geweihten Klinge, das Licht ihrer sprühenden Funken, wird die dunkeln Schatten des Lebens zerhauen, und nicht die Nacht, noch die Zeit wird für Dich ein Geheimniß bergen. — Seit diesem Tage besitze ich die Gabe, die Schicksale der Menschen in der Sterne verhängnißreicher Schrift zu lesen, und aus den Linien der Hand ihnen Glück oder Verderben zu verkünden." — Ein leiser Anflug von Schwermuth glitt hier über die schönen ernsten Züge des Zingaris, der nur erst verschwand, als der Bostandschi-Bassa ihn mit folgenden Worten anredete: „Da Du so viele rühmliche Eigenschaften besitzest, so erzähle mir ein Mährchen, das mich unterhält und mir die Langeweile verscheucht. Von Deinen halsbrechenden Künsten habe ich genug gesehen, sie sind merkwürdig, aber sie regen mich zu sehr auf, und ich hasse jede körperliche und geistige Anstrengung. Darum will ich ein Mährchen hören, das mich allmälig in eine sanfte Gemüthsruhe wiegen wird." — „Kein Mährchen, Herr, ist die Begebenheit, die ich Euch erzählen will, der Sonne heller Strahl hat sie beleuchtet, doch keines Menschen Arm sie noch gerächt auf dieser Welt," erwiederte der Zingari, und seine Blicke sprühten Flammen. — „Mir auch recht," entgegnete gleichgiltig der Bassa, ließ von einem seiner Schwarzen sich einen Tschibuk reichen, winkte dem zweiten, mit einem Fächer von Pfauenfedern ihm Kühlung zuzuwehen, und gab dem jungen Manne ein Zeichen, der nunmehr begann: „Ein Bassa von drei Roßschweifen, den der Prophet reich an Glücksgütern aller Art gesegnet hatte, mußte, da einmal kein vollkommen ungetrübtes Glück den Sterblichen dieser Erde zu Theil werden soll, den Schmerz erfahren,

daß eine Anzahl seiner Sklaven, die zu bestrafen er gezwungen war, in offener Empörung gegen ihn aufstanden und seine Sicherheit bedrohten. Unter dem listigen Vorwande, ihm beizustehen, sandte aus der Ferne ein naher Blutsfreund, ein Bassa, ihm Hilfe gegen die Rebellen, doch die wahre Absicht seines schwarzen tückischen Herzens trat nur zu bald ans Licht hervor. Er ließ den Bassa meuchlings ermorden, setzte sich in den Besitz seines Reichthums und seiner Güter, nach denen er längst verrätherischer Weise gestrebt, und nur ein Wunsch war dem Barbaren unerfüllt geblieben. Der Sohn des Bassa, noch ein zartes Kind, das er auch zu tödten befohlen hatte, war durch die Umsicht und Treue eines Sklaven gerettet worden und seiner Mörderhand entflohen. Der Gedanke, daß vielleicht dieser Knabe später sein rechtmäßiges Erbe zurückfordern, und einst blutig die blutige That an ihm rächen werde, war die Sorge seiner Tage und die Qual seiner Nächte, die den goldenen Schlummer von seinem Lager scheuchte, und mit der ganzen Schwere ihres Gewichtes auf der geängsteten Seele des Tyrannen lastete. Die einzige Zerstreuung seines Trübsinns fand er bei seiner jungen Gemahlin, der sanften und schönen Sultanin Melita, dem unglücklichen Opfer, das er gezwungen, ihm anzugehören, und sein Dasein in dem Harem eines Gatten zu vertrauern, den es hassen und verabscheuen mußte. Sie war die Tochter des ermordeten Bassa und ihr Gemahl der Mörder ihres Vaters. Stilles Dulden war ihrem sanften gefühlvollen Herzen auferlegt, doch keine Worte sprachen den Gram ihrer bekümmerten Seele aus. Die seltene Schönheit des Kindes erregte das Mitleid des Aga, der jene Schaar zum blutigen Morde des Bassa geführt. Er hatte ihr kleines Leben verschont, und sie mit ihrer Wärterin seinem Gebieter übergeben, der Melita, als sie zur wunderholden Jungfrau erblüht war, zu seiner Gemahlin erhob. Mit heftigem, innerm Widerstreben fügte sich die Unglückliche in dies herbe Loos, und schwerer noch würde sie ihr freudenloses Dasein getragen haben, hätte sie nicht durch die geliebte Pflegerin ihrer Kindheit, der treuen Fatime, erfahren, daß Allah's Gnade ihr noch einen Bruder erhalten habe, an dem ihre Seele mit schwärmerischer Liebe hing, obgleich ihr Auge ihn nie gesehen. Zeangir war indeß zum kräftigen Jüngling erwachsen, kühn und muthig sein Sinn, hatte er racheglühend sich im Stillen gelobt, den blutigen Tod seines Vaters zu rächen, seine Schwester aus den Klauen seines Mörders zu befreien, und sich wieder in den rechtmäßigen Besitz seiner geraubten Güter zu setzen. Auf Flügeln der Rache eilt er nach Damaskus, die treue Fatime wagt das Unerhörte, ihn tief verhüllt in ihre Schleier zu ihrer Gebieterin zu führen, und unvermögend ist hier die Sprache, das zu schildern, was in dem Augenblick des Wiedersehens die tiefbewegten Herzen der Geschwister erfüllte." — So weit war der Zingari in seiner Erzählung gekommen, als ein Insekt die Kühnheit besaß, sich auf die beträchtliche Nase des sanft entschlummerten Bassa niederzulassen, und von dem Schmerze seines Stiches plötzlich erweckt, hatte zugleich der Traumgott seiner Seele gänzlich die Erinnerung entführt, daß der Zingari auf seinen Wunsch eine Erzählung begonnen. Er unterbrach daher dieselbe bei seinem Erwachen mit der Frage: „Da Du Zauberer bist, und es für Dich kein Geheimniß gibt, so wirst Du auch wissen, welcher Blume der Sultan den Vorzug schenkt? Sprich." — „Dem Mond von Alep, er ist roth," erwiederte der Jongleur, ohne zu zögern. — „Zu welcher Stunde schläft der Kaiser den ruhigsten Schlaf?" fragte gespannt der Bostandschi-Bassa nach einem Augenblick des Nachdenkens, hoffend, den jungen Mann durch diese Frage in Verlegenheit zu setzen. — „Zu keiner," murmelte dieser finster. — Erstaunt und entsetzt über solche Allwissenheit, ließ der erschrockene Bassa die besorgten Blicke umherschweifen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß auch nicht etwa andere Ohren diese Antwort gehört. Langsam erhob er sich jetzt von seinem kostbaren Teppich, gab dem Zingari ein Zeichen, sich ihm zu nahen, und indem er sich zu ihm neigte, fragte er ihn mit leiser Stimme: „Weißt Du den Namen der Lieblingsgemahlin des Sultans?" — „Ja," erwiederte der Allwissende, mit einem dämonischen Lächeln, und sein Auge funkelte, „es ist Assarah." — Der Bostandschi legte, bis zum Exceß überrascht, den Finger auf die Lippen des Zauberers. „Folge mir," sagte er zu ihm, und schweigend schritt er durch die Menge dahin, die ehrerbietig von beiden Seiten zurückwich, ihm und seinem Gefolge Raum gebend. — Der Zingari umgürtete sich schnell mit seinem Yatagan, überließ es einem Sklaven, seine übrigen Geräthschaften und mystischen Apparate zu tragen, und folgte seinem hohen Führer, welcher der großen Pforte des Serails zuschritt.

Während sich diese Begebenheit auf dem Platze Atmeidon zugetragen hatte, und der Jongleur dort die vielgeliebten Unterthanen seiner Hoheit sattsam belustigte, saß Mustapha, der grämliche Tyrann, über neue Unthaten brütend, in tiefer Zurückgezogenheit in einem der innersten Gemächer sei-

nes Palastes. Die Füße gekreuzt, auf einem reichen Divan von Goldbrocat ruhend, suchte er die tödtliche Langeweile sich zu vertreiben, die ihn marterte, indem er mit den Augen den Rauch seines Tschibuks verfolgte, der in leichten sich kräuselnden Wolken bis zur hohen, schön verzierten Decke des Zimmers emporstieg. Ein Neger, mit einem farbigen Federfächer bewaffnet, stand ihm zur Seite, während ein Anderer ihm knieend die Schaale mit Mocca auf einer silbernen Platte darreichte. Umsonst versuchten es die Narren, die gewöhnlich in der Nähe seiner geheiligten Person sein mußten, ihrem Gebieter ein beifälliges Lächeln abzugewinnen, doch seine Theilnahmlosigkeit an ihren Späßen belehrte sie endlich, daß heute die Stunde schlecht dazu gewählt sei, und daß ein ferneres Bemühen, ihn zu erheitern und seine böse Laune zerstreuen zu wollen, zu gewagt, ja verwegen sein würde. Einer nach dem Andern hatte das Gemach verlassen, und nur einer der Zwerge, der Häßlichste und Ungestaltetste von ihnen, war zurückgeblieben. Im stolzen Bewußtsein, der Liebling des Kaisers genannt zu werden, ließ er sich verleiten, noch einen Versuch zu wagen, ob nicht seine Scherze die bekannte Wirkung auf die Stimmung desselben üben würden. Wie ein zusammengeballter Knäuel trudelte er sich in possierlichen Windungen zu den Füßen seines grämlichen Gebieters, hob von dem kostbaren persischen Teppich, der theilweise den Fußboden bedeckte, eine Spitze des Narghile auf, setzte sie an die dicken aufgeworfenen Lippen, und mit großem Pathos dasselbe finstere träumerische Sinnen annehmend, copirte er sehr treu in dieser Stellung den Sultan, und verharrte so eine Zeit lang in stummer steifer Grandezza. Dieser bemerkte indeß mißfällig, daß der Narr die Absicht habe, seine geheiligte Person zu parodiren, und stieß mit dem durchlauchtigen Fuße, solchen Frevel zu bestrafen, so heftig nach dem armen Höfling, daß der dicke Kopf des Zwerges krachend gegen den Marmorrand der Fontaine stieß, und sogleich ein Blutstrom der klaffenden Wunde entströmte, der den hellen Silberstrahl derselben purpurroth färbte. Der Unglückliche, so hart Bestrafte, dessen einziges Verbrechen in dem Wunsche bestanden hatte, die düstere Laune seines Herrn und Gebieters zu erheitern, ihn zu belustigen, zu zerstreuen, richtete sich mühsam empor, und mit einer Thräne des tiefsten Schmerzes, die in seinem Auge glänzte, verließ er traurig das Gemach, in welchem der Großherr bald wieder in finstere Träumereien versank. — Einige Augenblicke später ward von zwei Schwarzen die Draperie des Einganges gehoben, und ein Mann trat ein, der ehrfurchtsvoll vor dem Kaiser sich niederwarf, und dann auf einen Wink desselben sich wieder erhob. „Was willst Du?“ fragte Mustapha finster. Der Bostandschi-Bassa, denn er war es, erwiederte kurz nach Art der Muselmänner: „Ein Jongleur harrt an den Pforten des Palastes, der Deine Hoheit einen Augenblick zu belustigen wünscht.“ — Der Sultan machte ein verneinendes Zeichen. — „Dieser Mensch,“ fuhr der Bostandschi fort, „weiß merkwürdige Dinge, ist von großer Geschicklichkeit, versteht sowohl aus den Sternen, wie aus den Linien der Hand das Schicksal der Sterblichen zu lesen, und vor seinem Blicke ist die Zukunft sonnenhell gelichtet.“ — „So mag er kommen,“ erwiederte Mustapha. — Der Bostandschi-Bassa bückte sich tief und verschwand aus dem Gemache. — Schwarze Sklaven mit bloßen glänzenden Schwertern bewaffnet, umgaben den kaiserlichen Divan, als der Zingari eingelassen wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

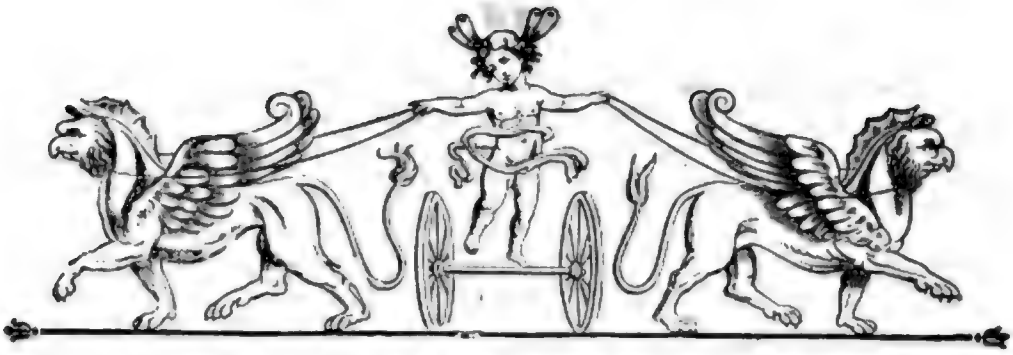
Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Prachtbauten; Fabrikanten und arme Ritter; Cornelius.]

Es war daher nicht zu verwundern, daß sogleich von einer Reihe von Prachtbauten die Rede war, die der König beabsichtige. Eine neue Domkirche nach Schinkel's Entwürfen, eine neue Bibliothek, Säulengänge und Arkaden am Schloß, eine mächige Kuppel, auf diese herrliche alte Königsburg gesetzt, ein Zug von Palästen und Anlagen bis zum Lustschlosse Monbijou, und ungerechnet die vielen Statuen u. s. w. wurden noch ganz andere Dinge, von Ruhmeshallen in Potsdam, von Herstellung der Wasserkünste in Sanssouci u. s. w. verbreitet. Jeder Tag fast brachte einen neuen Bau. Die Fasanerie sollte ein jardin des plantes mit großer Menagerie werden, Berlin mit Potsdam vereint durch die großartigsten Parkanlagen und, wer weiß alle die zahllosen Projecte, die zuweilen völlig fabelhaft klangen. Und von allen diesen schönen Träumen soll nun nichts wahr werden, denn mit Uebereinstimmung sagt man, daß Se. Majestät für jetzt alle Baupläne suspendirt hat. Man könnte daher denken, daß irgend ein witziger Berliner sich den Spaß gemacht habe, dergleichen Geschichten zu erfinden und es nicht erst eines königlichen Entschlusses bedürfe, um sie in ihr Nichts zurückzuschleudern, allein seltsamer Weise sind sie fast alle keineswegs aus der Luft gegriffen. So sind z. B. die Häuser am neuen Packhof und das Wölper'sche Bad schon gekauft worden, um dort die Bibliothek zu erbauen, die Maschinen und Röhren zu den großen Wasserkünsten waren wirklich schon bestellt, und auf dem Wege nach Potsdam hat der König das Rittergut Steglitz des verstorbenen Ministers von Beyme für 270,000 Thlr. erstanden, um große Parkanlagen daraus zu machen. Warum Alles so plötzlich eingestellt ist, weiß man aus keinem andern Grunde

zu erklären, als daß nicht genug Geld vorhanden sei, wahrscheinlich aber hält man mit höherer Einsicht die Zeit der Ruhe für noch nicht so vollständig gesichert, um so bedeutende Summen von mehreren Millionen Prachtbauten und Gartenanlagen zuzuwenden. Wie sehr der König sich für die Vergrößerungen Berlins interessirt, beweist jedoch, daß eine Million bewilligt ist, um den östlichen Theilen der Stadt zu Hülfe zu kommen und den alten Plan auszuführen, das Köpenicker Feld zu bebauen. Dies sucht man jetzt zu erreichen, indem der Schafgraben, ein an der Mauer Berlins hinfließender schmaler Spreearm, schiffbar gemacht und durch Nebengräben, welche das Köpenicker Feld durchschneiden, mit Wasser versehen wird. Diese Gräben werden von Straßen eingefaßt, die Raum und Gelegenheit für Fabriken geben, Kirchen und Schulen sollen dann zugleich gebaut, der Wollmarkt hierher verlegt und Alles gethan werden, um eine Bevölkerung hier anzusiedeln. Alle diese Plane sind jedoch weitumfassend, werden aber sicher zum Ziele gelangen, wenn erst die Eisenbahnen in Thätigkeit sind, welche aus diesen östlichen Theilen nach Stettin und Breslau laufen. Vorläufig hat man eine neue Brücke aus der Köpenickerstraße nach dem Strahlauerplatz geführt, wo die Eisenbahn nach Frankfurt beginnt, um die Communication zu erleichtern; überhaupt aber wird Berlin in Zeit von fünf Jahren, wo fünf große Eisenbahnen es einschließen werden, eine ganz andere Gestalt und Lebendigkeit gewinnen. Ob der Anfangs so schnelle Wachsthum unseres Fabrikwesens mit Glück weiter gedeihen wird, ist neuerlich manchen Zweifeln unterworfen worden. Der Zollverein belebte die deutsche und ganz besonders die preußische Industrie. Die Waaren fanden Markt und Absatz, und so entstand die Reihe von großen Fabriken, Kattunfabriken besonders, welche endlich so viel producirten, daß der Markt zu klein wurde. Bei den ungünstigen Handelsverhältnissen des letzten Jahres zeigte es sich nun, daß viele dieser großen Etablissements bloße Speculationsproducte waren, welche durchaus nicht die nöthigen Fonds besaßen, um eine der unvermeidlichen Schwankungen zu ertragen. Alle sind in den Händen von Juden, welche mit der ihnen angeborenen Intelligenz sich nothdürftig die Mittel verschafften, und bei der unglaublichen Leichtigkeit, mit welcher man Credit hier findet, es möglich machten, Fabriken zu Stande zu bringen, die vielleicht acht hundert Menschen beschäftigten und täglich tausend Stück Kattun fertig lieferten. Jetzt haben mehrere fallirt und große Summen sind verloren gegangen, welche fast ganz Christen zu tragen haben. Künftig wird man vorsichtiger sein, aber unsere Fabriken werden nicht eher einen neuen Aufschwung erhalten, bis der Zollverein Mittel gefunden hat, neue Märkte ihnen außerhalb der Bundesgrenzen zu öffnen. Dies erwartet man hier, und mit nicht geringer Theilnahme sieht man jetzt nach England hinüber, wo die Herabsetzung der Zucker- und Getreidezölle zugleich eine Maßregel gegen das deutsche Fabrikwesen ist, die jedoch, selbst wenn sie angenommen würde, schwerlich die Wirkung haben könnte, welche die englischen Minister und Fabrikanten davon erwarten. Ist es möglich, der deutschen Industrie Märkte in Brasilien und Südamerika zu verschaffen, wie dies in den Absichten des Zollvereins mittels Handelstractaten liegen soll, so würde es sich bald zeigen, daß für grobe Baumwollenwaaren unsere Fabricanten die englische Concurrenz nicht fürchten. Die Klagen, welche man jetzt oft von großen Güterbesitzern hört, daß der Staat weit mehr Rücksichten auf Handel und Gewerbe, als auf den Ackerbau nehme, sind theils ungerecht, theils ist die veränderte Stellung des Staates so, daß er allerdings diesen Thätigkeiten seiner Bürger größere Wichtigkeit widmen soll und muß, als früher. Die indirecte Besteuerung ist Preußens größte Einnahme. Nach der letzten Uebersicht hatte sie um fast vier Millionen jährlich zugenommen und deckte beinahe die Kosten des Heeres. Diese bedeutende Zunahme ist fast ganz eine Folge der vermehrten Intelligenz und es ist daher das Gerücht sehr glaublich, daß ein besonderes Ministerium für Handel und Gewerbe errichtet werden soll, an dessen Spitze Herr von Schön, bis jetzt Oberpräsident in Preußen, treten würde. In dieser vermehrten und immer wachsenden Intelligenz liegt aber auch eine Bürgschaft, daß die Ideen einiger, den alten Anschauungen ergebener Herren, welche von der angestammten obersten Herrlichkeit des Landadels hohe Begriffe haben, nicht auszuführen sind. Was will ein Edelmann, selbst wenn er ein paar sogenannte Rittergüter besitzt, im Staatsleben gegen einen Fabrikanten bedeuten, der tausend Arbeiter beschäftigt und dem Staate vielleicht jährlich so viel steuert, als jene Rittergüter ganz und gar werth sind? Wäre es bei uns möglich, daß wie in England, in Oesterreich, Rußland u. s. w. der Adel nicht allein durch seine Stammbäume, sondern auch durch Reichthümer Ansehen hätte, so möchten die Titel, welche man jetzt von neuem ihm als Erbämter freigebig gespendet hat, sein Ansehen überhaupt und Vorrechte sichern können; der arme Adel mit Ansprüchen ist dagegen eine mit jedem Jahre schwerere Last für Preußen, denn das Heer und der Staatsdienst reichen für sein Unterkommen nicht mehr aus. Bald wird er sich genöthigt sehen bürgerliche Gewerbe zu ergreifen, wie es recht und billig ist, nur so erst wird er seine Versöhnung und Ausgleichung in der Zeitschickung finden. Mit der Stiftung des neuen Grundadels nach englischem Muster scheint man auf Schwierigkeiten gestoßen zu sein, die vielleicht erst dann gehoben werden, wenn, wie es im Vorschlage ist, jeder Rittergutsbesitzer adlig ist, und nach der russischen Sitte gewisse Klassen ganz von selbst den Landesadel durch Besitz, oder Rang und Stellung erhalten. Im Kunstleben ist die Berufung von Peter von Cornelius ein sehr freudiger Anlaß gewesen. Wie er empfangen wurde mit Festen, guten und schlechten Liedern und Trinksprüchen, Fackelzügen u. s. w. erregte mehrere Tage lang die allgemeine Aufmerksamkeit. Lange ist kein einziehender Künstler hier so geehrt worden, aber man erwartet auch Großes von ihm. Der König läßt ihn häufig rufen, um mit ihm von seinen Entwürfen zu reden, und wie man vernimmt, wird Cornelius selbst Schinkel's Fresken für die Halle des Museums ausführen. (D. F. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 112. — den 11. Juni 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Abendstern.

(Fortsetzung.)

Nach einer leichten Verbeugung lehnte sich der junge Mann mit Anmuth auf seinen Yatagan, und erwartete, ohne die kleinste Spur von Befangenheit zu zeigen, die Befehle des Großherrn. „Dein Name?" fragte Mustapha. — „Mechalle." — „Dein Vaterland?" — „Die Jongleurs haben keins." — „Dein Alter?" — „Ich zählte fünf Jahre, als Du Dich mit dem osmanischen Schwerte in der heiligen Moschee zu Eyaub umgürtetest." — „Wo kommst Du her?" — „Aus Morea, Herr," erwiederte der Zingari, indem er auf diese Worte ein besonderes Gewicht legte. — Der Sultan schwieg, sein durchbohrender Blick ruhte lange auf den schönen edlen Zügen des jungen Mannes, doch endlich wendete er sich mit einem Hohnlächeln zu ihm und sprach: „Da Du Wahrsager bist, so will ich Dein Wissen auf die Probe stellen, denn wer durch der Zukunft dunklen Schleier blickt, dem muß auch die Vergangenheit licht sein." — „Ihr habt es gesagt, Herr," erwiederte Mechalle, „wer den Abendstern am Horizont aufgehen sieht, darf nur die Blicke rückwärts wenden, um die letzten Strahlen der Sonne zu schauen." — „Wohlan denn, so sage mir," sprach boshaft lächelnd der Kaiser, „wie ich gestern meine Abwaschung verrichtete?" — „Die erste mit Canarienseet, die zweite mit Cyperwein, und die dritte mit Wein von Chios," antwortete gelassen der Jongleur. — Der Herr der Gläubigen strich schmunzelnd seinen langen Bart. Er war gewohnt, oft im Geheimen die Vorschriften des Koran zu übertreten, und erstaunte nicht wenig über die Allwissenheit des Zingari. „Weißt Du," sagte hierauf der Sultan, den die Antworten des Wahrsagers in eine gute Laune versetzt hatten, „weißt Du, daß ich Dir den Kopf könnte abschlagen lassen, Deines allzugroßen Freimuthes wegen?" — „Ohne Zweifel," erwiederte der Zingari ruhig und ohne zu erblassen, „wie jenem spanischen Kaufmann, der als guter Christ den Wein getauft hatte, den er Dir verkaufte." — Mustapha fand die Bemerkung richtig, und zollte dem Wissen des jungen Mannes große Bewunderung. Dieser fürchtete endlich die schreckliche Frage des mißtrauischen und neugierigen Tyrannen zu hören: wann werde ich sterben? — Sie erfolgte jedoch noch nicht, sondern der Großherr nahm einen schmeichelnden, doch auch zugleich vorsichtigen Ton an, um den Zingari auf eine feine unbemerkte Weise auszuforschen und zu verwirren. Dieser Versuch gelang indeß nicht, und nachdem er das Reich der möglichen Fragen erschöpft hatte, erschien endlich für Mechalle der gefürchtete Augenblick. „Du bist ein merkwürdiger, unbegreiflicher Mensch," sagte er freundlich zu ihm, „Du kennst und weißt Dinge, die nur vor dem Auge eines allwissenden Zauberers aufgedeckt sind. Ich habe Faquirs, heilige Marabouts und berühmte Derwische befragt, doch keiner vermochte mir so wie Du zu antworten. Ich will Dich in meinem Palaste behalten, Du sollst stets meine geheiligte Person umgeben, und ich will Dich reicher machen, als alle Kaufleute in Galata, wenn

Du mir das Jahr nennen kannſt, in dem ich ſterben werde." Der Zingari wendete ſich ſchweigend zum Kaiſer, nahm ſchaudernd ſeine Hand und ſchien die Linien derſelben mit großer Aufmerkſamkeit zu ſtudiren. Nach dieſer Prüfung ging er zum Fenſter, ließ ſeinen Blick in die Ferne ſchweifen, und erhob ihn dann zum Himmel. „Die Feuer des Beiramfeſtes erleuchteten ſo eben die Kuppeln der Moſcheen," ſagte er gedehnt, mit dumpfer hohler Stimme, „und die Nacht wird bald hereinbrechen über Stambuls friedliche Dächer." — Muſtapha erwartete mit ſichtbar geſpannter Aengſtlichkeit noch eine weitere Antwort des Sterndeuters, als dieſer endlich in einem geheimnißvollen Tone fortfuhr: „Der ſcheidende Tag verdunkelt noch das Licht der Conſtellationen; ich werde Dir antworten, Herr, wenn der Abendſtern erſchienen iſt." — Der Sultan verrieth eine Bewegung der Ungeduld, der aufſteigende Zorn malte ſich in ſeinen ſcharfen finſtern Zügen, und der Blick, den er auf die Stummen warf, die noch immer mit gezücktem Säbel, wie aus Stein gehauen, ſeinen Sitz umgaben, ließ den Zingari errathen, daß er das Mißfallen ſeiner Hoheit auf bedenkliche Weiſe erregt habe. Die noch unbefriedigte Neugier des Tyrannen überwand jedoch diesmal jede andere Leidenſchaft, die ſeine ſchwarze boshafte Seele bewegte, und indem er ſich zu Mechalle wendete, ſprach er finſter zu ihm: „Obgleich ich des Wartens ungewohnt bin, will ich dennoch bis zu der von Dir bezeichneten Stunde harren, wenn Du mich bis zu ihrem Erſcheinen gut zu unterhalten verſtehſt." — „Befiehlt Deine Hoheit Kunſtſtücke zu ſehen?" fragte der Zingari, indem er den Säbel aus der glänzenden Scheide zog. — „Nein, nein!" rief der Sultan erbleichend, während er den Kreis der Schwarzen dichter um ſich ſchließen ließ; „laß Deine Waffe ſtecken, ich wünſche ſie nicht in Deiner Hand entblößt zu ſehen." — „Oder ziehſt Du ein Mährchen vor, Herr?" ſprach er gelaſſen, den Yatagan wieder an ſeiner Seite befeſtigend. „Vielleicht Erzählungen, die den Araber unter ſeinem Zelte in den Schlaf wiegen? oder ſolche, die den Böſewicht aus ſeiner trägen Ruhe ſchrecken?" fuhr Mechalle fort, einen durchdringenden Blick ſeines dunklen Auges auf den Sultan geheftet. — „Nein," erwiederte dieſer unmuthig, „ich verlange etwas Neues; unter den bekannten Spielen gibt es nur Eins, das mir gefällt. Ich habe es lange nicht geſpielt, daher würde es mir lieb und wieder ein neuer Zeitvertreib für mich ſein, verſtändeſt Du es zu ſpielen. Oft ſchon hat es früher mir die Stunden der gräßlichen Langeweile verkürzt, doch jetzt findet ſich in meinem ganzen Reiche Niemand mehr, der mein Gegner ſein will, oder es vielmehr verſteht," ſetzte er ſpäter ſchnell verbeſſernd hinzu. — Der Zingari lächelte ſchweigend, zog aus einem ſchwarzſammetnen Futteral eine Schachtel von Ebenholz hervor, die er dem Großherrn überreichte, deſſen Wunſch er ſchon im voraus errathen zu haben ſchien, da unter dem gelüfteten Deckel des Käſtchens ein Schachſpiel zu ſehen war. Die Worte Muſtapha's bedürfen jedoch für den Leſer noch einer nähern Erklärung. Der Kaiſer, der dies Spiel leidenſchaftlich liebte, fand im Anfange ſeiner Regierung leicht viele Gegner, und ſpielte mit ihnen um beträchtliche Summen. Er verſtand auf ſonderbare Weiſe das Glück an ſich zu feſſeln, war faſt immer der glückliche Gewinner, und wurde er überwunden, ließ er den unglücklichen Sieger erdroſſeln. Diejenigen ſeiner Hofleute alſo, welche die gefährliche Ehre genoſſen, von der Partie zu ſein, mußten entweder ſich zu Grunde richten laſſen, oder der ſeidenen Schnur rettungslos verfallen. Bald fand ſich Niemand mehr im ganzen Umfange der Monarchie, der ſich zur Wiſſenſchaft des Schachſpieles bekannte, und Muſtapha mußte ſeinem leidenſchaftlichen und grauſamen Vergnügen entſagen. Dem Zingari waren dieſe Umſtände kein Geheimniß, dennoch enthielt das Käſtchen, das er dem Sultan überreichte, ein Schachſpiel, und er beſaß den Muth, ſich dem Tyrannen als Gegner zu ſtellen. Bei dem Anblick der wohlbekannten zierlichen Figuren von Elfenbein entwölkte ſich die ernſte finſtere Stirn des Großherrn, Freude ſtrahlte aus ſeinen Augen, und ſogleich wurde das Spiel auf dem gekrümmten Rücken eines Sklaven in gehöriger Ordnung aufgerichtet. Ehe die Partie begann, bedachte ſich der Sultan einen Augenblick, dann ſagte er ſarkaſtiſch lächelnd: „Wir werden jetzt beginnen, das iſt allerdings recht ſchön, aber wenn Du verlierſt, was haſt Du mir zu bieten?" — „Da Deine Hoheit ſich herabläßt, mit mir zu ſpielen, ſo ſetze ich Alles daran, was ich beſitze, dieſes Schwert und — meine Freiheit. Sollte ich indeß Sieger ſein," fuhr Mechalle fort, indem er die Arme über der Bruſt kreuzte, „was werde ich alsdann gewinnen?" — „Du erhältſt einen Lohn, der Dich gewiß zufrieden ſtellen wird," entgegnete der Kaiſer und über ſein finſteres Angeſicht glitt ein Zug des Hohnes und der Schadenfreude. — „Für einen Mann wie ich," ſprach mit verbiſſenem Grimm der Zingari, „iſt ein ſo unbeſtimmtes Verſprechen kein paſſender Gegenſatz, und das Spiel ſomit nicht gleich." — „Nun ſo gebe ich Dir einen Sklaven, und will einen meiner beſten Renner von arabiſcher Abkunft noch hinzufügen." — „Deſſen bin ich nicht benöthigt, Hoheit, meine

Füße sind so flüchtig wie die des arabischen Rosses, und so schnell als der Flug des Pfeiles, wenn er vom Bogen sich getrennt." — „Was verlangst Du denn, Unersättlicher?" fragte gereizt und unmuthig der Kaiser. — „Viel und wenig, großer Herr!" entgegnete Mechalle; „ich habe einen Wunsch, nenn' es eine Laune, gleichviel, die zu befriedigen aber leicht in Deiner Macht steht. Bis zu diesem Augenblick war ich ein armes Vagabundenkind, ein Kind der Wüste. Ich habe nur das Gewand des Jongleurs und die Schellenkappe getragen. Diese Worte sollen jedoch keine Klage in sich fassen; ich würde undankbar sein, denn diese einfache Kleidung hat mich immer fröhlich und frei von jeder Schuld gesehen. Doch ich will ihr für immer entsagen, will von nun an Dein Sklave sein, mein Witz soll Dich erheitern, jene indischen Gesänge, die so innig zum Herzen dringen, sollen die Wolken Deiner Stirn zerstreuen, und die hohe Gabe, in der Zukunft dunkler Schrift zu lesen, soll nur Deinen Zwecken, Deinen Wünschen geweiht sein, sobald Deine Huld eine kleine Grille, einen Wunsch mir erfüllt." — „So sprich," erwiederte voll Erwartung der Sultan, „Deine Bitte soll Dir gewährt sein." — „Dann erlaube, Herr, nur zehn Minuten Deinen reichen Mantel anlegen zu dürfen, mich auf Deinen Divan zu setzen, umgeben von Deinen Sklaven, und auf meinem Haupte den gefürchteten Turban schimmern zu sehen, von dem alle Zungen der Erde, vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne, sprechen." — Ein schallendes Gelächter war der Gruß, mit dem der Kaiser den Vorschlag des Jongleurs aufnahm, der wahrscheinlich des Todes gewesen wäre, wenn Mustapha's gute Laune es gestattet hätte, ihn näher zu beachten. „Du willst Dich auf den Thron des Khalifen setzen?" fragte er spöttisch, „fürchtest Du nicht das Gewicht des Turbans auf Deinem schwachen unwürdigen Haupt? Du wirst in Wahrheit eine treffliche Figur spielen, Dich herrlich ausnehmen unter dem Pelz des Ottomanen! Es belustigt mich höchlich, zu sehen, wie Du den Vezirs und Pascha's von drei Roßschweifen Audienz ertheilen wirst." — „Es hängt nur von Dir ab, Herr, dieses Schauspiel Dir zu gewähren," entgegnete äußerlich gelassen der Zingari. — „Bei Mohammed!" rief der Sultan noch immer lachend, „ich halte das Gegenspiel — es mag darum sein; es ist zu possierlich! ein Jongleur auf dem Throne! das hat man in der That im Orient noch nicht gesehen!" — Die Partie begann und — endete schnell. Der Sultan verlor, doch blieb er bei völlig guter Laune, und aufgelegt, sein Versprechen zu erfüllen. — Er begann sich sofort zu entgürten, legte sein kaiserliches Gewand ab, und nahm den Turban von seinem Haupte, während ein Schwarzer behülflich war, dem Zingari die Kleider Mustapha's anzulegen. Nach Beendigung dieses verhängnißvollen Aktes war der Großherr nur in weite Unterkleider und eine reich gestickte Weste von Goldbrocat gekleidet. Er nahte sich einer Pendüle, und indem er den Finger auf das goldene Zifferblatt legte, sagte er zu Mechalle gewendet: „Wenn die Nadel auf 8 Uhr zeigt, werde ich meine Schuld getilgt haben, und dann wirst Du für immer mein Sterndeuter, und stets zu meinem Dienst bereit sein." Der Zingari bestieg, ohne etwas zu erwiedern, den Divan, und nachdem er sein treues Schwert an seiner Seite befestigt hatte, befahl er die Thüren den zahlreichen Hofleuten zu öffnen, die schon lange vergebens auf den Augenblick geharrt hatten, beim Großherrn vorgelassen zu werden, dessen Laune sie oft bis zur Ungebühr im Vorgemach warten ließ. Der Saal, den bereits die hereinbrechende Nacht zu verdunkeln begann, füllte sich nach und nach mit einer beträchtlichen Menschenmenge; in ihrer Mitte erblickte man Muftis, Ulemas und Bassas, die aus ihren Provinzen zu dem Ende des Ramasan nach der Hauptstadt gekommen waren. Der Aga der Janitscharen und der Bostandschi-Bassa traten zuerst ein, gefolgt von den Uebrigen, die erschienen waren, die Befehle des Großherrn zu empfangen. In seinem Versteck auf seidene Kissen gelagert, lachte Mustapha in sich hinein, wenn er an das Erstaunen und die Ueberraschung dachte, die der ganzen Versammlung bevorstand, so wie ihn die Verlegenheit ungemein belustigte, die nach seiner Beurtheilung der Zingari ohne Zweifel empfinden mußte, so bald die Erkennungsscene vor sich ging, und er in der Rolle eines Herrschers fungiren sollte.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Akademiereformen; Gelehrtencongreß; Zeit Friedrichs d. Großen i. J. 1842.]

Wollte Gott, ich könnte Ihnen schreiben, daß Schinkel selbst auch diese freudige Erfüllung seines liebsten Wunsches vernehmen wird. Aber das unglückliche Schicksal dieses großen und beklagenswerthen Künstlers ist immer noch dasselbe. Er liegt nun seit neun Monaten besinnungslos auf seinem Schmerzenslager, nicht lebend und nicht todt, ohne Aussicht auf Herstellung! Was man von Cornelius, der zuerst einen der Schloßsäle, den berühmten weißen Saal, mit seinen Arbeiten schmücken wird, mehr erwartet als Fresken, ist daß er ein Mittelpunkt für die berliner Künstlerwelt werde. Man hofft auf die Errichtung einer Ma-

handlungen und bis jetzt weder über Leitung, Kosten, als Ort und Zeit der Eröffnung, noch über die Eintheilung in vier Klassen Nähe gefallen, und hat insbesondere die Leitung des Bauwesens, welche ihm als Chef des Ingenieur-Departements zur Entscheidung von Ihr abgetreten worden, nicht nur nicht übernommen, sondern sogar, wie mir scheint, den Beschlüssen der Bauleitungs-Kommission Hindernisse bereitet. Ob, wie es heißt, der Chef des Ingenieur-Departements, Herr Minister Dufour und seine Untergebenen, Herr Ingenieur Pestalozzi und Herr Oberst Wieland, welche Sie ernannt, mit einigen Rechten, wenn die Bauleitung selbständig ist, theilen werden, ist mir unbekannt. Ich habe Ihnen meine Ansichten schon früher mündlich mitgetheilt. Ich wünsche, daß Sie dieselben prüfen, und wenn Sie dieselben billigen, daß Sie mir Ihre Ansichten mittheilen, damit ich weiß, was ich zu thun habe. Ich bin bereit, Ihnen alle Aufschlüsse zu geben, die Sie wünschen, und Ihnen alle Dokumente zu senden, die Sie verlangen. Ich bin überzeugt, daß Sie mit mir darin einig gehen, daß wir unsere volle Verantwortlichkeit, die wir nach Ihrer Ansicht haben, nicht mit einer Kommission theilen können, in welcher wir nicht die Mehrheit besitzen. Ihre Ansicht ist, daß wir die Mehrheit haben, und ich bin geneigt, sie als solche anzunehmen, wenn Sie mir nicht sagen, daß Sie sich, wenn Sie erfahren, es sind nur wenige Mitglieder gegen Sie, mit Ihrer Ansicht der Minderheit anschließen werden. Ohne diese Zusicherung kann ich nicht handeln, und ich bitte Sie, mir dieselbe sogleich zu geben, wenn Sie sie geben können

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends **113.** den 12. Juni 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Abendstern.

(Beschluß.)

Der Tag neigte sich indeß immer mehr und mehr zu Ende, die buntgemalten Fensterscheiben wurden von dem Abglanz der bereits untergehenden Sonne mit dunkler Purpurröthe überstrahlt, und in der Tiefe des hohen weiten Saales herrschte fast schon sanfte Dämmerung. Es gewährte ein herrliches Schauspiel, als jetzt auf einen Wink des Bostandschi-Bassa die Fackeln angezündet wurden, deren Schein plötzlich die Dämmerung im Saale zur Tageshelle lichtete, und tausendfach von den großen venetianischen Spiegeln zurückgeworfen, den Strahl der Fontaine schimmernd beleuchtete, der in der Mitte des großen weiten Raumes emporstieg, und in glänzenden Perlen wieder in das smaragdgrüne Marmorbecken herabfiel. Dies wahrhaft zauberische Schauspiel fesselte jedoch keinen Athemzug lang die Blicke der Menge, die sich ehrfurchtsvoll dem Divan des Großherrn nahte, und in knieender Stellung, schweigend des ersten Wortes von den kaiserlichen Lippen harrte. — Namenloses Erstaunen verwandelte fast die Versammlung zu Stein, als die schöne jugendliche Erscheinung eines schlanken, hochgewachsenen Jünglings in der Tracht ihres Herrschers vor ihnen stand, und mit flammenden Blicken die Menge überschaute. — Der Zingari in stehender Stellung, stolz das Haupt emporgerichtet, trug mit einer wahrhaft majestätischen Haltung das kaiserliche Gewand, stützte mit der einen Hand sich auf den Griff seines Yatagan, und befahl mit der andern winkend, der Menge, sich zu erheben. Eine sichtbare Bewegung, die jedoch mehr dem Beifall, als allein der Verwunderung angehörte, durchlief die Versammlung. Der junge Mann empfing mit einem zufriedenen Lächeln diesen Beweis stiller Huldigung, und indem er den Turban mit Leichtigkeit auf seinem Haupte befestigte, der von einem Busch blutrother Federn beschattet wurde, rief er mit lauter Stimme: „Man entfalte die Fahne des Propheten auf der großen Moschee, das Volk wird sie von weitem bei dem Schein des Feuers des Beiramfestes begrüßen!“ — Bei diesen Worten trat sogleich ein Aga aus den Gruppen hervor, die bereits den Saal bis zum Erdrücken anfüllten, um den Befehl zu vollziehen, als Mustapha hastig aufsprang und ihn zurückhalten wollte. „Gehorche, Aga Mohammed!“ rief der Zingari mit einer lebhaften und gebietenden Geberde seiner ausgestreckten Hand. Sich tief verneigend entfernte sich der Aga, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, und Mechalle fuhr fort: „Die Imams verfügen sich sogleich in den Tempel, um die Gebete für den neuen Kaiser zu sprechen, und in der Stadt der Todten soll unverzüglich das Grabmal Mustapha's geöffnet werden!“ — Wir erlauben uns hier die Erklärung einzuschalten, daß die sogenannte Stadt der Todten die auf asiatischer Seite gelegene Vorstadt von Constantinopel, Scutari ist. Sie war früher eine für sich bestehende Stadt, Chrysopolis genannt, deren Erbauung in die ältesten Zeiten des großen Perserreiches fällt, die aber schon zu Strabo's Zeiten ihre Mauern verloren hatte.

Jeder türkische Leichenhof besitzt seine eigenthümlichen abergläubischen Traditionen, und die, welche dem berühmten Begräbnißplatz zu Scutari angehören, verdienen ihres originellen poetischen Charakters wegen hier angeführt zu werden, in der Voraussetzung, daß diese Mittheilung für den geneigten Leser nicht ohne Interesse sein dürfte. Der Bosporus wird nämlich von Vögeln in ganzen Schaaren besucht, welche etwa so groß wie Drosseln und mit dunklen Federn bedeckt sind, ausgenommen auf der Brust, die in blaßblauer Farbe spielt. Sie sollen zu der Gattung der Alcedos*) gehören, jedoch weiß man es nicht genau, da die Türken es nicht erlauben, sie zu fangen oder zu tödten. Nie findet man einen derselben todt, nie sieht man diese sonderbaren Vögel Nahrung zu sich nehmen oder sich irgendwo niederlassen. Zuweilen fliegen sie ganz niedrig, ändern aber nicht die Richtung ihres Fluges, wenn ihnen ein Schiff entgegen kommt, sondern heben sich nur, entweder etwas höher, oder lassen das Boot durch, ohne die geringste Furcht zu zeigen. Schnell und geräuschlos nehmen sie ihre Richtung vom schwarzen Meere nach der Propontis, wo sie sogleich sich umdrehen und wieder zurückfliegen. Wenn sie dort angekommen sind, halten sie sich daselbst nur kurze Zeit auf, verlassen es gleich wieder, und wenden sich nach dem Marmormeere zurück. So fliegen sie ewig von einem Tage zum andern, vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne, ohne sichtbaren Zweck und ohne zu ermüden, den Kanal entlang; sie rasten nicht, und die Richtung ihres wunderbaren Fluges bleibt immer dieselbe. Dies räthselhafte unheimliche Treiben jener seltsamen Thiere hat der Sage den Ursprung gegeben, daß sie die verurtheilten gerichteten Seelen der Gottlosen wären, deren Asche zwar einen Ruheplatz auf dem großen Leichenhofe zu Scutari gefunden habe, deren Geister aber mit den reinern bessern Geistern ihrer Nachbarn dort nicht verkehren dürften. Viele aus dem Volke glauben an diese Sage, nach welcher jene Vögel die verdammten Seelen genannt werden. Sie wird sehr durch den Umstand unterstützt, daß wenn bei stürmischem Wetter der Wind den Thieren die gewöhnliche Richtung am Kanal entlang nicht gestattet, sie kläglich schreiend nach dem Cypressenhain fliegen und dort Schutz suchen. Da dies nun die einzige Zeit ist, wo sie einen Laut von sich geben, so glauben die abergläubischen Türken, daß ihr scharfes durchdringendes Geschrei die Angst ihnen auspresse, indem sie zur Strafe für ihre frühern Vergehungen im Leben, die sie einander dann vertrauen, verurtheilt wären, auf den Gewässern von Constantinopel rastlos hin und her zu fliegen und keine Ruhe im Grabe zu finden. — Wir nehmen hier den Faden der Geschichte wieder auf, und fahren da fort, wo der Zingari den Befehl ertheilte, in Scutari, der Stadt der Todten, das Grabmal Mustapha's zu öffnen. Dieser bemühte sich vergebens zu lächeln und den Schein einer leidlichen Fassung zu zeigen. „Schatzmeister," fuhr Mechalle fort, „vertheile unter die Armen Stambuls die geheimen und unrechtmäßig zusammengehäuften Schätze des vorigen Sultans, denn Blut klebt an diesem geraubten Gute." — „Genug des Spiels!" rief Mustapha mit vor Zorn bebender Stimme, und fuhr von seinem seidenen Lager empor, indem er mit geheimem Schrecken die Bereitwilligkeit und den Gehorsam bemerkte, mit dem seine abtrünnigen Diener fremde Befehle vollzogen. — „Noch bin ich der Herr," erwiederte stolz und mit ruhigem Ernst der Zingari, „und noch gilt hier mein kaiserliches Wort, denn die Uhr hat noch nicht acht geschlagen. — Bist Du denn so begierig," fuhr er fort, „das Schicksal zu erfahren, das Deiner wartet?" — Die Höflinge suchten voll Erstaunen sich umsonst diese geheimnißvollen Worte zu erklären, und betrachteten mit Verwunderung und Schaudern den kühnen jungen Mann, der, mit den Zeichen der Macht bekleidet, dieselbe mit so viel Würde und Kraft handhabte. Am gränzenlosesten war das Erstaunen des Bostandschi-Bassa, seinen gestrengen und blutdürstigen Gebieter vor einem Jongleur zittern zu sehen, den er ihm vor wenigen Minuten zugeführt hatte. — „Mustapha," sprach dieser jetzt mit lauter Stimme, „Du begehrst die Stunde Deines Todes zu wissen — ich will sie Dir nennen — denn der Abendstern ist bereits aufgegangen, und da ich Deine Neugier ganz zu befriedigen gesonnen bin, so will ich Dir auch sagen, wie Du sterben wirst. — Ihr Herren Muftis!" rief Mechalle, und der Oberste der Ulemas trat auf diesen Ruf aus der Menge hervor. „Ihr, die Ihr täglich das Buch des Propheten leset, und es dem Volke erklärt, sagt diesem Manne, wie man den Mord und die Betrügerei bestraft, welche Qualen desjenigen warten, der sich im Schatten verbirgt, um die Gesetze zu brechen, der sich in den Stunden der Buße betrinkt, und, allen Verbrechen hingegeben, sich der Macht nur

*) Alcedo ist der Linné'sche Name des Vogels, welchen die Griechen Halcyon nannten. Dieser Vogel, welcher sich durch den Reichthum und die Pracht seiner Farben auszeichnet, hat bei verschiedenen Völkern abergläubische Vorstellungen veranlaßt. Die Ostiaken in Sibirien machen aus seiner Haut und seinem Schnabel Amulette, und die Bewohner der Inseln des Südmeeres halten ihn in hoher Achtung.

bedient, um die Schwachen zu unterdrücken, den Reichen zu berauben, die Unschuld zu verläumden und die Tugend in den Staub zu treten." — Ein dumpfes Murmeln erhob sich unter der anwesenden Volksmenge, Mustapha erblaßte, und bebend vor Wuth suchte er den Dolch in seinem Gürtel. Der Mufti entgegnete mit Würde und ruhiger Haltung: „Nur Eines dieser Verbrechen begangen, und der Tod ist die gerechte Strafe des Sünders." — Mechalle fuhr mit lauter kräftiger Stimme fort: „Du hörst es, Mustapha, es ist der Prophet, der Dich verdammt!" Und indem er diese Worte sprach, gab er den Stummen einen Wink. Mustapha, wie ein Rasender, wollte sich dem Zingari mit gezücktem Dolche entgegenwerfen, doch die Sklaven hielten ihn zurück und legten ihm die seidene Schnur um den Hals. „Deine Stunde ist gekommen," rief der Jüngling, „und Du wirst wahrlich noch eines viel zu sanften Todes sterben für alle die von Deiner Hand so gräßlich hingewürgten Opfer. Ich bin gekommen, sie zu rächen." — „Wer bist Du, Elender?" sprach ihn betrachtend der Sultan. — „Ich brauche es Dir wohl nicht zu sagen, denn Dein entsetzter Blick hat mich erkannt. Es sind jetzt bereits funfzehn Jahre, als ein Mann an demselben Tage, wo Du sterben wirst, unter den Dolchen Deiner Abgesandten fiel. Du nahmst seine Stelle ein, Du bedecktest Dich frech mit seinem Turban, und zwangst die unglückliche Assarah, dem Bösewicht ihre reine Hand zu reichen, an dem das Blut ihres Vaters klebt. Ihr Vater ist auch der meine, es war der Khalif, es war der edle Padischah, der Schatten Gottes auf Erden. Ja, ich bin der Sohn Soliman's. Du hast mein ganzes Glück vernichtet, meine Familie dem Elende preisgegeben und gewürgt, doch Du hast die Köpfe nicht gezählt; Unbesonnener! Die Hand eines treuen Sklaven entriß mich einem gleichen schmachvollen Tode, sie erhielt mich dem Leben, um dem Deinen ein verdientes Ziel zu stecken. Ich bin der Abendstern! — ich bin Sultan Amurath, und nehme gerechten Besitz von dem Throne meiner Väter." — Indem er so sprach, war der junge schöne Prinz einen Schritt vorgetreten, und seine edle Stirn, seine wohlklingende Stimme, die fast überirdische Majestät, die von seinem Angesicht strahlte, bewirkte eine allgemeine tiefe Bewegung in der zahlreichen Versammlung. Alle Anwesenden beugten sich ihm huldigend bis auf den Marmorboden des Saales, und viele der älteren glaubten den jungen schönen Soliman wiederzusehen, wenn er bei den Audienzen die ungehorsamen Bassa's bestrafte. Nach einem Augenblicke ehrerbietiger Stille erscholl plötzlich der Ruf: „es lebe Amurath!" in den weiten Hallen des Serails, und weiter und weiter wurde er von der Menge wiederholt, die bis vor den Pforten von St. Sophia in gedrängten Reihen sich versammelt hatte. In diesem verhängnißvollen Augenblicke rollte der todte Körper Mustapha's auf dem Marmor hin. Die Uhr schlug langsam und schauerlich, und der Muezzin wiederholte mit dumpfer feierlicher Stimme: „Es hat acht geschlagen!" —

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschl.)

[Italienische Oper; Theaterröde; Thorwaldsen; Schelling.]

Daß es nicht Sänger der ersten Qualität sind, versteht sich von selbst, die können wir nicht bezahlen, aber wenn sie wirklich zur dritten Klasse gehören, wie sie selbst bescheiden sagen, so müssen sich viele Mitglieder unserer königlichen Oper sagen, daß sie dagegen sich zur vierten oder fünften Klasse kaum rechnen können; das Damenpersonal, die Signoras Forconi und Ferlotti sind freilich kaum mittelmäßig, namentlich die erste, auch die Tenore und Liebhaber übersteigen diese Grenzen nicht, aber sie sind jung und können noch etwas werden, während sie bei uns Großväter sind und Perrücken tragen; die Buffobassisten aber sind vortrefflich, einen Figaro wie Signor Paltrinieri hat man hier noch nicht gesehen, und was das Zusammenspiel betrifft, die musikalische Bildung, die gute Schule und die ausgezeichnete Deutlichkeit der Aussprache, so können die besten unserer deutschen Sänger von ihnen lernen. Die Gesellschaft wird sechs und dreißig Vorstellungen geben, dann sollen sie auch in Potsdam spielen, wenn der König nicht früher seine Reisen antritt. Während nun die Italiener nicht üble Geschäfte, trotz des reizenden Mai, wie er seit vielen Jahren nicht gekommen ist und der Sommerhitze, machen, wird das königl. Theater immer mehr eine Einöde, ungeachtet der Gastspiele der jungen und talentvollen Sängerin Tuczek aus Wien, und der Schauspielerinnen Brückmann und Glasbrenner. Auch diese beiden Damen haben hier nicht ohne Beifall die reisende Familie Crelinger und Fräulein von Hagn ersetzt, aber lebendiger konnten sie den Antheil nicht machen, der einmal im Hinsterben ist, und nicht eher wieder erscheinen kann, bis durchgreifende Reformen erfolgen. Diese müssen aber nicht etwa aus der unteren Sphäre, sondern von oben herunter kommen, und alle die Krebsgeschwüre mit scharfen Messern ausschneiden. Was ich zuerst in diesen Blättern vorgeschlagen habe, einen Sommerurlaub, in welchen alle Urlaubsverwilligungen fallen, wird vielleicht im nächsten Jahre schon eingeführt werden, aber es gehört vor allen Dingen eine energische Handhabung bestehender Gesetze dazu, nicht die galante Höflichkeit des Hofmanns gegen Damen auf Kosten des ganzen Publikums, mit welcher hier häufig, ohne Wissen der Regisseure und gegen alle Bestimmungen, Urlaub und sonstige Bewilligungen nach Gutdünken ertheilt werden, dazu kommen alle die schlechten Folgen, welche ein Kunstinstitut drücken müssen, das eine Hofangelegenheit ist, und wo man mit merkwürdiger Gedankenlosigkeit die Rechnung ohne den Wirth macht. So lange der verewigte König lebte, ging das, denn man war überzeugt, es würde doch Alles bezahlt, nun aber werden wir hoffentlich andere Dinge erleben, denn man hört mit Gewißheit, daß der König als bestimmten Zuschuß 100,000 Thlr. geben wird, eine wahrhaft königliche Beisteuer, mit deren Hülfe man jedenfalls in glänzender Weise das große Kunstinstitut erhalten kann, wenn man die nöthige Ordnung beobachtet und wirklich der Kunst huldigt. Statt die Koriphäen des Ballets und des Schauspiels auf

Reisen zu schicken, was man mit der Oper leider nicht kann, denn da hat man keine, muß man sie freilich hier behalten und könnte die theuren Gastspiele dann wohl beschränken. Jetzt zahlt man der Sängerin Tuczek für jede Vorstellung zwanzig Friedrichsd'or, obgleich dieselbe in Wien bisher nur dritte Partien gesungen hat, und wenn gleich Fräulein Tuczek jung, außerordentlich musikalisch und von recht angenehmer Stimme ist, so ist sie doch keineswegs eine Sängerin ersten Ranges. Wir glauben kaum, daß sie die zwanzig Louisd'or bei irgend einer Vorstellung eingebracht hat, denn die Oede ist oft schauerlich. Es giebt Abende, wo Ballet und Oper ist, und die Direction mehrere hundert Thaler zuschießen muß, um die Tageskosten einzubringen, und kürzlich an einem Sonntage, wo das neueste, freilich sehr mittelmäßige Stück von A. P., „das Wort des Fürsten," gegeben wurde, betrug die Einnahme vier und dreißig Thlr. und einige Groschen, was seit dem Jahre 1822 nicht vorgekommen war. Das neue Schauspiel des Verfassers von Lüge und Wahrheit „die Heimkehr des Sohnes" ist auch gegeben, aber es ist noch matter und leerer als seine Vorgänger und dürfte kaum eine Wiederholung erleben. Egmont und Tell sind dagegen noch immer anregend. Herr Seydelmann hat jüngst im Tell die Rolle des Walter Fürst übernommen, aber zum ersten Male scheiterte sein Talent vollkommen an dieser einfachen Natürlichkeit. Man studirt jetzt viele Opern ein und bereitet Manches vor, worüber ich Ihnen nächstens berichte. In einigen Tagen wird Thorwaldsen hier erwartet, der Anlaß zu Künstlerfesten geben und mit aller Verehrung, welche er verdient, empfangen sein wird. Man rechnet auf einiges Verweilen des berühmten Bildhauers, und gewiß wird der König selbst durch seine Einladungen dazu beitragen. Gegenwärtig findet er in Professor Rauch's Atelier mehrere sehr schöne fertige Kunstwerke, welche gewiß auch den Beifall dieses Heroen der Plastik erhalten. Es ist darunter die kolossale Büste Blücher's, welche Graf Nostitz auf dem Schlachtfelde an der Katzbach aufstellen will. Nebenan steht die Bildsäule Gneisenau's, des Mannes mit dem stillen denkenden Kopfe, der das ersann, was Blücher ausführte. Sie ist acht Fuß hoch, vom preußischen Heere mittelst Subscription bestellt und soll in Sommerschenburg am Harz, auf dem Familiengute des Grafen, über seiner Gruft ihren Platz erhalten. Von der Statue Friedrich's des Großen ist das riesenhafte Pferd jetzt ganz fertig, auch der Kopf des Königs und einzelne Theile; endlich wird das Atelier von sechs schönen marmornen Siegesgöttinnen in den verschiedensten Stellungen erfüllt, welche für die Walhalla von König Ludwig von Baiern bestellt sind. Unsere Friedenssäule auf dem Belle-Alliance-Platz wird auch bald errichtet werden, und ein schönes Point de Vue der Friedrichsstraße bilden. Schon liegen die Baustücke bereit und die 20 Fuß hohe Granitsäule ist geschliffen. Wahrscheinlich wird die Statue am Jahrestage des zweiten pariser Friedens enthüllt. Gestern ist August Wilhelm Schlegel zugleich mit dem Componisten Meyer-Beer eingetroffen. Rückert wird in wenigen Tagen erwartet. Herr von Schelling in den ersten Tagen des Juni. Man hofft hier, daß Schelling zum Winter Vorlesungen halten und uns den eigentlichen Kern seiner Philosophie, die Schlußresultate derselben, die er bekanntlich noch immer für sich behält, nur in geheimnißvollen Andeutungen gibt, endlich enthüllen wird.

°

Notizen.

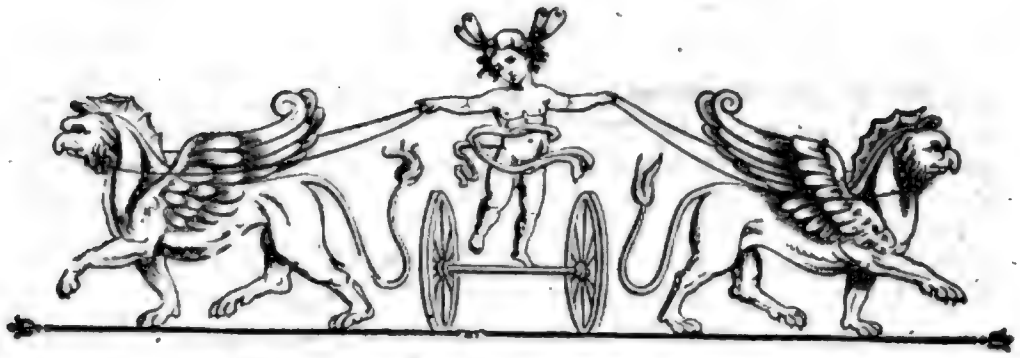
[Theater in Leipzig.]

Capricciosa von Carl Blum soll ein Lustspiel sein und überschlägt jeden Augenblick in die Posse. Wäre dies Possenhafte nur ergötzlich und gemüthlich, nicht so plump und geschmacklos. Eine Braut-Xantippe ist schon widerlich, nun aber ist auch die Zähmung dieser übercoquetten Keiferin ein leeres Gerede und wird uns vorgespiegelt, weil wir auf den fallenden Vorhang warten. Daß sich die Zwei am Ende kriegen, ist, gelinde gesagt, ein sehr tragischer Ausgang, denn diese Ehe wird ein wahres Fegefeuer für den Jammermenschen, Baron Waller sein. Selbst als satyrisches Gemälde weiblicher Launen und männlicher Schwäche ist das Stück zu sehr Carricatur und vernichtet die eigene Wirkung. Es spielt in der vornehmen Welt und die comteßliche Heldin reißt Literaturwitze und spricht von Buchhändlerkrebsen wie ein berlinischer Ladendiener. Der Heldin entsprechen die andern Personnagen, zwei gutmüthige Onkel aus der alten Schule, ein Lieutenant, der eigentlich ein Pinsel sein müßte, aber blos Lieutenant ist, und ein nichtssagendes Gänschen; am treuesten sind das stereotype Kammerzöfchen, ein Bedienter und Herr von Mengler, Hausfreund. Was daran so viele Zwerchfelle erschüttert, sind einzelne drastische Scenen, recht komische Wendungen, aber oft bloße Ausdrücke. Mme. Glasbrenner aus Berlin gab die Capricciosa mit sehr vielem Glück. Die grillenhafte Bosheit und die pathetische Einbildung waren sehr wirksam, wurden oft sogar durch einige Milderung liebenswürdig. Diese Schauspielerin hat hier gerechtes Aufsehen erregt. Herr Düringer, Berthold, Ballmann, Baudius und Frln. Günther thaten das Ihrige. — Wie weit das deutsche Conversationsstück hinter dem französischen zurücksteht, zeigte selbst das unbedeutende vorhergehende Stückchen, „der Kammerdiener." Hr. Lortzing hätte nur den Kammerdiener etwas feiner, nicht wie einen deutschen Bedienten geben müssen; denn dieser Monsieur Germain ist ein Weltmann, der noch seine Carriere machen wird. Hier spielte Hr. Düringer mit vieler Leichtigkeit. Wir Deutschen sind immer noch glücklicher in der Tragödie, weil wir darin wahrer sind; umgekehrt bei den Franzosen.

[Friedliche Nachrichten.]

Lamartine hat an Nicolaus Becker eine pomphafte Friedensmarseillaise gerichtet. Der Friede ist also definitiv geschlossen. — Eben so angenehm dürfte vielleicht die Nachricht klingen, daß Louis Philipp einem verdienstvollen deutschen Professor das Kreuz der Ehrenlegion verliehen hat.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 114. — den 14. Juni 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Geheimnisse des Serails.

Novelle von C. Terpen.

Im elften Jahrhundert der Hedschra sah man auf dem Friedhofe zu Mekka, unweit der Ruhestätte Umna's, der Mutter des Propheten, ein Grab mit einer weißen Marmorplatte bedeckt, rings umsprossen von prangenden Tulpen und gewürzig duftenden Nelken. Zu Häupten desselben erhob sich eine zierlich gewundene Säule, mit einem grünen Turban geschmückt, zum Zeichen, daß die Seele, deren irdische Hülle hier ihre letzte Wohnung gefunden, sich von Sünden in dem Brunnen Zemzem gereinigt und in dem heiligen Raum der Kaaba zu Gott erhoben. Zu Füßen desselben saß, unter einem Aloegesträuch, eine alte schwarze nubische Sklavin, als lebendes Sinnbild unwandelbarer Treue; eine nicht gar lange gepflanzte junge Cypresse warf ihren zarten Schatten über das Ganze. Es war zur Zeit der Wallfahrt, und der Begräbnißplatz wimmelte von Gläubigen aus allen Himmelsgegenden; man sah den prächtigen Mameluken-Bei neben dem schwarzen Sklaven des heißen Afrika, den reichen persischen Kaufmann neben dem unherschwärmenden Räuber der Berberei, den frommen Negerfürsten neben dem bettelnden Indier, den wohlbedächtigen Türken neben dem feurigen Araber, seinem angestammten Widersacher; hier aber unterschieden sie sich wenig von einander, denn Alle trugen das heilige weiße Gewand der Buße und Reinigung, und jeder Zwiespalt schien ausgeglichen, denn Alle waren zu gleichem Zwecke vereinigt. Als so die Menge, Gebete murmelnd, vorüber wallte, öffnete die alte Sklavin von Zeit zu Zeit ihre Lippen und rief: „Ihr frommen Jady's allzumal, aus Marokko und Samarkand, aus Stambul und Kairo, alle Ihr Gäste der heiligen Stadt, die Ihr den Ihram tragt, sprecht einen Spruch aus dem Koran für meine Herrin: einst war sie die mächtigste Prinzessin der Welt, jetzt sind ihre Gebeine Staub! — Gott ist Gott und Mohamed ist sein Prophet!" — Niemals ließ sie diesen Ausruf umsonst ertönen, ein Pilger nach dem andern erfüllte bereitwillig eine so fromme Pflicht, doch fiel es Niemanden ein, still zu stehen, um sie nach ihrem und ihrer Herrin Schicksal zu befragen; ein Jeder war zu sehr in die Betrachtung seiner eigenen Seele, oder in Beachtung heiliger längst ergrauter Gegenstände versunken, um für Ergebnisse der Gegenwart Interesse zu äußern. — Der Abend ward frischer, die Sonne sank hinter die Berge im Westen, da trat ein alter Derwisch mit langem silberweißem Bart herzu, setzte sich stumm, mit untergeschlagenen Beinen, an die Seite des Grabes, und hielt seine Augen fest auf die Inschrift der Marmorplatte geheftet. Der Schatten der Berge verlängerte sich, und warf ein wohlthätiges Helldunkel über die Stadt der Lebenden und über die Ruhestätte der Todten, die Menge fing an, sich zu zerstreuen, denn bald sollte sie das prächtige Schauspiel genießen, die große Moschee von Tausenden flimmernder Lampen leuchten zu sehen — Beitullah, das Haus Gottes, das die schwarzbehangene Kaaba umgibt, wie die Muschel die Perle umschließt — nur den alten Derwisch

schien dies nicht zu locken. Die Dunkelheit nahm zu, die Sterne traten hervor, die leichte Sichel des Mondes schwebte am Himmel, der Begräbnißplatz war verödet, ein jeder der Gläubigen wünschte seine von der Tageshitze glühende Stirn in den Flügelschlägen der siebzigtausend Engel zu kühlen, die unsichtbar die heilige Kaaba bewachen; der Derwisch aber blieb unbeweglich. Die Sklavin warf dann und wann einen Blick auf ihn, seine Züge und sein schlanker Gliederbau schienen ihr von arabischer Abstammung zu zeugen, doch wagte sie nicht das Wort zuerst an ihn zu richten, um ihn darum zu befragen; so saßen die beiden alten Gestalten unbeweglich, wie aus Stein gehauen, und stumm wie die Nacht, die sie umfing.

„Wie nennt man Dich mit Namen, armes Weib?" fragte endlich der Derwisch. — „Rabia, Herr," entgegnete die Alte, indem sie als Zeichen der Demuth beide Arme kreuzte und sich mit der Stirn gegen die Erde neigte. — „Und Deine hier ruhende Herrin war Esma Sultane?" fragte der Derwisch weiter. — „Esma Sultane, Tochter des Großherrn in Stambul, des hochmajestätischen und großmächtigen Imams der Gläubigen und Sultans der Welt," bestätigte die Sklavin. — Der Derwisch erfaßte seinen Rosenkranz und schien in Gebet und Betrachtung versunken; nach einer Weile fragte er abermals: „Und was bewog denn Deine Herrin, so jung an Jahren und so reich an Genüssen weltlichen Glanzes, die Tröstungen der heiligen Stadt zu suchen?" — Rabia zuckte die Achsel und machte eine leise verneinende Bewegung mit dem Haupte, nach Kurzem aber faßte sie sich und erwiederte: „Herr, die Unwahrheit kann ich einem so heiligen Manne wie Du bist nicht sagen, es würde mir den Zorn Gottes zuziehen; die Wahrheit aber gehört in die Geheimnisse des Serails, und Du weißt, wie man deren Verrath zu strafen pflegt; daher flehe ich Dich an in Demuth, mir die Antwort zu erlassen." — Der Greis versank in tiefes Sinnen, er saß regungslos, die Augen auf den Stein geheftet, und nur das tiefe Athmen seiner Brust verrieth, daß Leben in ihm wohne; der Aufruf zum Gebete ertönte von den Minarets durch die stille Mitternacht, aber jeder Laut schien an seinem Ohr unbemerkt vorüberzuziehen. Nach sichtbarem Kampfe hub er endlich von Neuem an: „Die Antwort erlaß ich Dir ungern, Rabia; aber wie finde ich Mittel, das Band Deiner Zunge zu lösen? — Gold ist Tand für ein so treues Herz, vielleicht hat auch Deine Herrin Dich schon wohl versehen?" — „Reich an Freiheit und an Gold hat mich meine Herrin hinterlassen, aber kein Gut hienieden vermag dem Stachel des Schmerzes seine Schärfe zu nehmen, wenn die Liebe heimzieht, von wannen sie gekommen," seufzte die Alte. — „Wenn sich der Derwisch im Kreise dreht, um, losgerissen von den Neigungen der Welt, die Gegenwart Gottes zu suchen, so findet er Gott überall, Gott ist die Liebe, so findest Du auch die Liebe, wo Du sie suchst," entgegnete der Greis, „eröffne mir Deine Seele mit dem Vertrauen, das Du meinem Stande schuldest, und der Trost Gottes wird sich unvermerkt in Dein Herz schleichen. Doch um dies Vertrauen zu verdienen, will ich Dir ein Beispiel geben, ein Beispiel, worüber Du staunen wirst; höre: wenn Du die Zipfel meines Gewandes faßest und die Wächter der heiligen Stadt anrufst, so werde ich des schmählichsten Todes sterben, denn ich bin ein Geächteter, ich bin flüchtig auf dieser Welt gleich Kain, doch nicht um gleicher Sünden willen, sondern aus Liebe für Gott und Vaterland." — Rabia machte eine hastige Bewegung lebhafter Ueberraschung, dann erhob sie sich, trat vor den Derwisch hin, warf sich mit der Stirn zu Boden und küßte den Staub seiner Füße: „Allah ist groß!" rief sie, „welch einen Trost sendet er mir in meiner Trübsal! — Herr, Dein Geheimniß ruht wohl versiegelt in meiner Brust, und die meinigen sollen Dir nicht entgehen. — Du verlangst das Schicksal Esma's zu erfahren, — wirst Du mir gestatten, zuerst von dem meinigen zu reden?" — „Was könnte mir erwünschter sein?" entgegnete der Derwisch. „Die Schicksale der Menschen sind das Buch, worin ein Frommer die Schriftzüge Gottes erkennt; darum rede, wie es Dir der Drang Deines Herzens gebietet." — Die Alte stand auf, nahm ihren Platz ein und begann in ruhigem Tone der Erzählung: „Du kennst, o heiliger Mann, das Schicksal jener Völker, über die der Erzvater Noah im Zorn den Fluch der Knechtschaft gesprochen, ich entging dem Loose meiner schwarzen Brüder nicht; noch sehr jung, ward ich als Sklavin nach Kairo in den Harem eines vornehmen Mameluken-Beis gebracht. Ich staunte über die Pracht, die mich dort umgab, doch brachte sie keine Freude in mein Herz, denn ich erduldete eine üble Behandlung; geplagt, verlacht, zurückgestoßen, fühlte ich einzig Erleichterung, wenn die Nacht hereinbrach und der Mond mein einsames Lager beschien. Alsdann wiederholte ich mir die Sprüche aus dem Koran, die ich am Tage meine Quälerinnen beten hörte, und unterhielt mich so mit Gott und dem Propheten. Lange Zeit blieb dies mein einziger Trost, da aber kam es mir endlich in den Sinn, auch in eigenen Worten zu ihnen zu reden und sie anzuflehen, mir zu entdecken, weshalb sie solches Leiden über mich verhängt? — Ich schlief mit

diesen Gedanken ein und als ich am Morgen erwachte, schienen meine Augen heller zu sehen; ich blickte um mich und gewahrte, wie alle Frauen und Sklavinnen sich wuschen, salbten und schmückten, um ihrem Herrn zu gefallen; verstohlen sah ich über die Schulter meiner Gebieterin in den Spiegel, und dieser zeigte mir meine eigene Häßlichkeit. Betrübt schlich ich von dannen, mit dem Gefühl, vor aller Welt mich zu verbergen, durchkroch ich die entlegensten Theile der Gebäude; so kam ich in ein kleines bestäubtes und ganz vernachlässigtes Gemach, dessen dichtvergittertes Fenster auf die Straße schaute. Ich schlich hinan und konnte deutlich die Gestalten, Mienen und Geberden der Vorübergehenden erkennen, auch mit einiger Anstrengung ihre Rede vernehmen; dies fesselte meine Neugier so sehr, daß ich mein Unglück darüber vergaß. Menschen von allen Geschäften, Ständen, Trachten und Farben wimmelten durcheinander, plötzlich sah ich, wie diese bunte Masse einen Knäuel bildete, und in der Mitte desselben ein Mensch stand, der mit den heftigsten Geberden um sich schlug, und dabei mit lauter Stimme eine so wunderliche Geschichte erzählte, wie ich sie nie in meinem Leben gehört. Ich horchte mit Herzklopfen, ohne ein Wort davon zu verlieren, meine Aufmerksamkeit ward gespannt und immer gespannter, der Athem stockte mir, nun mußte die Entwickelung kommen!.... Aber, seltsam, plötzlich machte sich der Erzähler auf die gewandteste Weise Platz, und rannte davon. Der Tumult ward ungeheuer, man lief ihm nach, man rief die Entgegenkommenden an, ihm den Weg zu versperren; endlich war man, mit Hülfe dieser, so glücklich, ihn zu erwischen, als er eben im Begriff stand, in ein Haus zu schlüpfen. Man führte ihn zurück, man drang in ihn, man bat, man drohte, vergebens; er beharrte in hartnäckigem Schweigen, bis ein reichgekleideter ägyptischer Kaufmann hervortrat, einen Beutel mit Goldstücken wies, und ihm eine Anzahl derselben versprach, falls er ihm das Ende der Erzählung mittheile; er willigte ein, folgte dem reichen Manne in seine Wohnung, um das Versprechen unter dem Siegel der Verschwiegenheit zu lösen, und die Menge verlief sich murrend und unbefriedigt. Eben so verdrießlich blieb ich auf meinem Platze zurück; bald aber versank ich in tiefes Sinnen, meine Gedanken wogten wie der Sand der Wüste im Winde, Bilder tauchten auf und vergingen, es war, als ob sich mir die Pforten zu neuen Welten eröffneten; endlich kam ich wieder zum Bewußtsein meiner Lage, und wunderbarer Weise hatte ich den Schluß der Erzählung gefunden. Ich kehrte zurück in den Kreis der Sklavinnen, die eben nach der Mahlzeit im innern Hofe um den Brunnen ruhten; das plätschernde Wasser kühlte anmuthig die Luft, und die Orangenbäume, worunter sie Schatten suchten, dufteten lieblich. Als ich mich zu ihnen setzte, ward ich verspottet, wie gewöhnlich, und wegen meines Ausbleibens gescholten, allein diesmal erwiederte ich dreist: „Habt Ihr meine Geschäfte verrichten müssen, so will ich Euch dafür ein Mährchen, an Schönheit ohne Gleichen, erzählen.“ Meine Gefährtinnen lachten mir ins Gesicht, allein von dem Verlangen gedrängt, meine neuerworbene Kenntniß der Dinge mitzutheilen, ließ ich mich dadurch nicht stören, ich erzählte, erregte bald ihre Neugierde; dies machte mir Muth, die Worte flossen mir zu, ich fesselte die Aufmerksamkeit, steigerte sie von Stufe zu Stufe, bis ich an die Stelle kam, wo der Mann seine Erzählung abgebrochen, da machte ich's wie er, indem ich die Flucht ergriff. Die Odalisken verfolgten mich mit Geschrei und suchten mich zu haschen, ich aber wußte ihren Nachstellungen zu entgehen, und der Lärm ward immer toller. Dies weckte die Gemahlinnen des Herrn und die sonstigen vornehmen Frauen des Harems aus ihrem träumenden Schlummer, halb verdrießlich, halb neugierig und halb erschrocken traten sie auf die Galerien hinaus, um zu sehen, was es gäbe. Als sie die Ursache unseres Streites erfuhren, befahl mir eine Jede von ihnen, zu ihr zu kommen; da sie nun aber alle zugleich befahlen, und ich doch nur den Befehlen einer Einzigen folgen konnte, stand ich zögernd und zweifelnd, bis die Mutter des Herrn den Ausschlag gab, indem sie die Uebrigen einlud, sich bei ihr zu versammeln, damit sie vereint meine Erzählung hören könnten. Stolz, der Gegenstand so allgemeiner Aufmerksamkeit zu sein, nahm in den mir angewiesenen Platz ein, schmückte meinen Vortrag so gut ich es vermochte, erzählte meine Geschichte unter steigender Theilnahme meiner Zuhörerinnen zu Ende, und erntete reichen Beifall. — Von nun an änderte sich meine Lage, ich ward ein Gegenstand der Beachtung, blieb von allen Geschäften, die mir beschwerlich fielen, verschont und konnte ungestört meinen Träumereien nachhängen; oftmals schlich ich mich daher in mein Versteck, beobachtete hier die Geschäfte, Reden und Geberden der Vorübergehenden, setzte mir daraus allerlei Mährchen zusammen, um damit den Frauen die Zeit zu vertreiben. Meine Bemühungen in dieser Rücksicht gewannen mir nicht allein die Zuneigung meiner Umgebung, sondern sie wurden auch bald so sehr anerkannt, daß meine Gebieterinnen mich von Zeit zu Zeit zu vornehmen Frauen anderer Harems sandten, um diesen eine Artigkeit zu erzeigen, indem sie ihnen einen Genuß ver-

schafften, den sie selbst so sehr liebten. Reich beschenkt kehrte ich alsdann zurück, durch Mittheilung dieser Geschenke wußte ich mir die Freundschaft meiner putzsüchtigen Gefährtinnen und unserer geizigen Wächter zu erwerben, und lebte dadurch bald so geachtet und frei, wie eine der Gemahlinnen selbst. Gern wäre ich Zeit meines Lebens in dieser Stellung geblieben, anders aber hatte es Allah über mich beschlossen: eines Tages ließ mich mein Herr zu sich entbieten, um die Kunst meiner Rede, wovon alle Welt gesagt, zu erproben; da ich nicht frei von Eitelkeit war, und tagtäglich sah, wie Alles um seine Gunst buhlte und nach einem Blick seines Auges haschte, bestrebte auch ich mich, ihm zu gefallen; dies gelang mir in der That, denn als ich meine Erzählung geendet, knüpfte er mir eigenhändig Hals- und Armbänder von indischen Korallen um und erklärte, ich sei das kostbarste aller Geschenke, die er dem Pascha zu machen gedenke. Diese Aeußerung machte mich bestürzt und erregte die Betrübniß meiner ganzen Umgebung; allein der Wille des Herrn war Befehl, und ich mußte, nebst andern Dingen, nach Alexandria in den Harem des Paschas wandern. — Hier angelangt, gestaltete sich meine Lage bald wie zuvor; allein auch hier war meines Bleibens nicht für immer; der Ruf meiner Geschicklichkeit verbreitete sich mehr und mehr, und einstmals, als eben der Pascha eine Ladung köstlicher Geschenke in das Serail nach Stambul schickte, schiffte man mich gleichfalls mit ein, um der jungen Esma Sultane die Stunden der Muße zu verkürzen.

Esma Sultane, die Lieblingstochter des Großherrn, war ein Wunder der Natur; schön und angebetet, reizend und hochgepriesen, war sie dennoch von unruhigem Geiste und sehnsüchtigem Streben; Niemand ihrer Umgebung begriff dies, ich aber muthmaßte bald, daß das Feuer arabischen Blutes durch ihre Adern rolle. Wenn ich zu ihren Füßen saß, von den unermeßlich wüsten Flächen und dem weiten Himmelsbogen, von den luftigen Zelten und einsamen Brunnen, von den zahlreichen Heerden und sparsamen Triften, von den hurtigen Rennern und geduldigen Kameelen, den Strauß- und Tigerjagden, der Araberinnen Liebe und ihrem Wanderleben sprach, dann glänzten ihre Augen, ihre Wangen rötheten sich, und sie verrieth die glühendste Sehnsucht nach dem heißen Reiche der Freiheit. In der That hatte sich die Stimme der Natur in ihr nicht verleugnet, denn nachdem kurze Zeit verstrichen, entdeckte mir das Vertrauen einer alten Sklavin, wie Esma's Mutter die Tochter eines Scherifs von Medina gewesen, der behauptete, von Fatime, der Tochter des Propheten und Ali, der Sonne des Glaubens, zu stammen, und mithin das Recht zu besitzen, dem Großherrn die Würde des Imams aller Gläubigen streitig zu machen; wie dieser, darüber erzürnt, das heilige Land Hedjaz mit Krieg überzogen, und als Beute desselben die edle Araberin hinweggeführt, die bald aus Gram über ihre Gefangenschaft gestorben. Der Sultan aber hatte alle Liebe, die er für sie empfunden, auf ihre Tochter übertragen, und da das Verständniß ihres Innern mir die junge Prinzessin äußerst gewogen machte, hatte ich eine Lage, wie nur ein Mährchen sie zu ersinnen vermag; in den Genüssen heiterer Scherze und der wonnevollsten Muße schwelgend, drückte meine befriedigte Seelenstimmung allen meinen Worten den Stempel auf, und es gelang mir dadurch, dem Gemüth meiner Gebieterin eine ähnliche Richtung zu geben; lange, vielleicht für immer, hätte uns die Ruhe so eingewiegt, wäre nicht ein Umstand eingetreten, der Esma's abschweifenden Gedanken neuen Schwung verlieh.

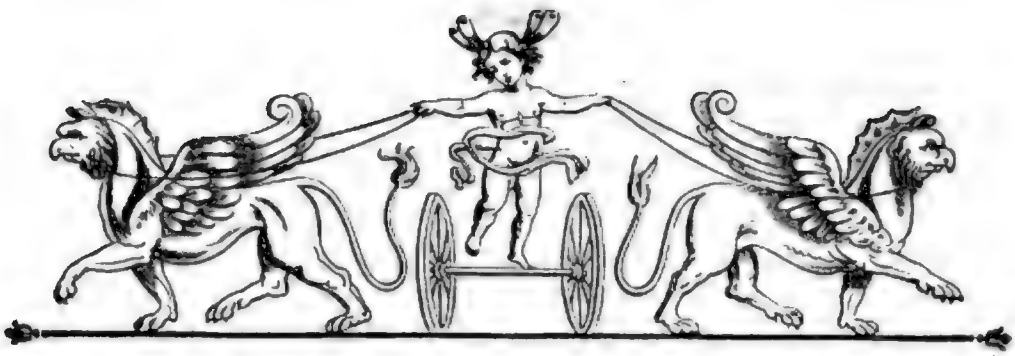
Der Großherr, der begaglich von den Siegen seiner Jugend im Genusse der Freuden seines Serails ruhte, ging seltner durch die Pforte des Heils hinaus zu seinem Volke, öfter durch die Pforte der Glückseligkeit hinein zu seinen Weibern, wo er in einem prächtigen Gartenpalaste die anmuthigsten Feste mit seinen Frauen und Töchtern feierte. Inmitten dieser Wonne empfing er durch seine Späher Kunde, wie Mustapha, Pascha von Bagdad, Schätze häufe und seine Streitkräfte vermehre, wie er Verbindungen mit den angränzenden Gebieten unterhalte und Freundschaft mit den Beduinen der Wüste, wie sein Ansehen sich weit, ja, über das ganze Hedjaz erstrecke, und er nicht übel Lust bezeige, des Khalifats sich zu bemächtigen und seine Herrschaft von der Pforte unabhängig zu erklären. (D. F. f.)

Notiz.

[Holländische Schnurren.]

Die holländische Philologie scheint an einer besondern Art Spleen zu leiden. Wie das „Magazin f. Lit. d. Ausl." berichtet, starb der Dichter Bilderdijk in der festen Ueberzeugung, das Holländische müsse mit dem Arabischen und Hebräischen verwandt sein. Jetzt hat sogar die „Gesellschaft der niederländischen Literatur" als Preisaufgabe für 1841 die Frage gestellt, worin jene Sprachverwandtschaft vornehmlich bestehe, und wie sie sich am besten beweisen lasse? Am Ende wird sie auch noch bewiesen. Vielleicht sind die Holländer einer von den verloren gegangenen Stämmen Israels. Ihre Philologen wenigstens haben große Aehnlichkeit mit den alten Rabbinen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 115. — den 15. Juni 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Geheimnisse des Serails.

(Fortsetzung.)

Erschrocken berief der Sultan seinen Divan; der Mufti und die Ulemas riethen zur Strenge; allein der Großherr durchschaute die Sache besser: mit Uebersendung der seidenen Schnur war es hier nicht gethan, man mußte mit gleichen Kräften kämpfen, und da die Kriegslust ihm ausgegangen, beschloß er gelindere Mittel zu wählen. Er rüstete eine zahlreiche Botschaft aus, ließ dem Pascha einen kostbaren Ehrenpelz übersenden, prächtig geschirrte Handpferde, Waffen mit Edelsteinen garnirt, das Feldzeichen der drei Roßschweife, und Mustapha, seinem Getreuen, hiermit verkünden: daß er ihn zum Gemahl seiner Tochter Esma Sultane erhebe. — Der Pascha erwiederte die Geschenke um das Gevierte und drückte das überschwenglichste Entzücken aus, daß das segenspendende Auge der Gunst so heilbringend auf ihn gefallen, und die Zuflucht der Welt ihm die Arme geöffnet! — Nach diesem ward die Prinzessin mit ihrem neuen Verhältniß bekannt gemacht.

Im Grunde änderte dies nicht das Geringste in ihrer Lage, da es, wie Du weißt, gegen die Ehre des Großherrn wäre, wenn eine Frau seines Blutes zu einem Manne zöge, der ihr geborner Sklave ist, weshalb dieser gezwungen ist, zu ihr zu kommen, und da dies nur in Fällen geschehen kann, wie sie sich selten ereignen, so bleibt es immer sehr zweifelhaft, ob sie jemals sein Angesicht sehen wird; nichts desto weniger aber beschäftigten die Persönlichkeit des neuen Gemahls, seine Lebensverhältnisse und seine Denkungsweise die Einbildungskraft meiner jungen Herrin. Dies ward noch um Vieles gesteigert, als bald darauf eine Sendung reicher Geschenke anlangte: indische Shawls von köstlicher Feinheit, Diamanten, Smaragden, Rubinen, Türkisen in allerlei Formen zum Schmuck gefaßt, Pantoffeln mit Perlen und Gold gestickt, persische Teppiche mit Blumen durchwirkt, Kästchen von Bernstein und Elfenbein, seltene Oele und Spezereien — kurz Alles, was das Herz eines Weibes erfreut; von der Zusicherung eines fürstlichen Jahrgehaltes und folgendem Schreiben begleitet:

„Schönste Houri des Paradieses, kostbarste Perle im Diademe der Allmacht, reizendste Blume in Stambuls duftenden Gärten, erhabene Esma Sultane! Mustapha, Dein Sklave, entbietet Dir Heil und Gruß! — Allah ist groß! aber selbst die Worte seines Propheten reichen nicht hin, Dir das Entzücken zu schildern, worin meine Seele schwelgte, als ich die Nachricht empfing, daß ich die Ehre genieße, Dein Gemahl zu sein, o, liebliche Herrin! — Ermuthigt durch dieses Glück, das auf mich herniederfloß, wie der Regen des Himmels auf die schmachtende Erde, sende ich Dir hier die geringen Gaben meiner Demuth, nebst der Verschreibung auf eine jährlich wiederkehrende Summe Goldes, so spärlich wie sie meine Armuth erheischte, und erflehe die Gnade von Dir, sie entgegen zu nehmen, hohe Gebieterin! — Je mehr ich mich einer solchen Gnade unwürdig fühle, um desto eifriger habe ich mich bestrebt, Dir meine Dankbarkeit im

Voraus zu beweisen: meine Frauen, deren Reize vor den Deinigen erblichen wie Nebelgebilde vor dem strahlenden Glanze, habe ich aus meinem Hause verstoßen und nur die Sklavinnen darin behalten, die bestimmt sind, Deinen Befehlen zu gehorchen; so ist Alles zu Deinem Dienste bereit, edle Prinzessin! — Der Segen des Propheten über Dich! Mustapha, Dein Sklave, wirft sich zu Deinen Füßen und empfiehlt sich Deiner hohen Gnade, erhabene Sultane!"

Esma gab das, mit goldenen Arabesken umränderte und von Wohlgerüchen durchduftete Papier in meine Hände und sprach: „Was meinst Du, Rabia, ist mein Gemahl häßlich oder schön, jung oder alt, jähzornig oder von freundlicher Gemüthsart? Ich denke von Allem das Beste." — „Hm," entgegnete ich, „es ist schon recht und den Gesetzen des Korans angemessen, wenn eine Frau von ihrem Manne das Beste denkt; jedoch, Herrin, schmeichle seinem Bilde nicht allzu sehr; das Gerücht sagt, des Paschas Jugend sei abgeblüht, sein Bart kraus und sein Sinn trotzig." — „Das Gerücht?" wiederholte Esma, „nun, möglich, daß das Gerücht wahr spricht, aber auf jeden Fall muß er doch einen hohen Begriff von meiner Schönheit haben, da er seine Frauen verstößt aus Liebe zu mir, die er niemals gesehen." — „Der Ruf Deiner Schönheit erklingt durch die Welt, Herrin," erwiederte ich, „wie sollte er nicht das Ohr des Paschas erreicht und seine Seele durchflammt haben? — Uebrigens aber ward die Verstoßung seiner Frauen ihm schon durch das Gesetz zur Pflicht, denn kein Mann darf neben einer Sultane noch andere Gemahlinnen haben, es würde gegen die Ehre des Großherrn sein." — Esma schwieg eine Weile, sie lehnte sich auf ihre Kissen zurück und schien zu schlummern, endlich richtete sie sich wieder auf und sprach: „Rabia, weißt Du, was ich denke? Du bist verdrießlich, weil Du mir keine einzige Freude gönnst." — „Wahrlich, Herrin, Du versetzest mich in Erstaunen! — nimmermehr konnte ich vermuthen, einem Weibe, aus so edlem Blut entsprossen, könne das Unglück Anderer Freude gewähren, im Fall es dem Ruf ihrer Schönheit schmeichle," war meine Antwort. — Esmas [illegible]des Antlitz verfinsterte sich, und sie machte mir ein Zeichen zum Gehen. Einsam wandelte ich durch die Gärten, ich suchte die dunkelsten Cypressengänge, denn meine Seele war traurig, ich fürchtete, zu kühn gewesen zu sein, und flehte zu Allah, dem Gnädigen, die Folgen meiner Unvorsichtigkeit von mir zu wenden, da mich Liebe für meine junge Herrin geleitet; nicht lange, so ließ diese mich zu sich rufen. Sie hielt mir ein Papier entgegen und sprach: „Lies, Rabia, und sage, wie Du meine Worte findest, ich habe sie für den Pascha, meinen Gemahl, bestimmt, denn eine Antwort will mich nicht mehr als schicklich dünken!" — Durch ihre Güte gerührt, empfing ich das Schreiben aus ihrer Hand; es lautete:

„Krone der Kämpfer für Allah und unsern heiligen Glauben, eherne Säule des Rechtes und der nie wankenden Treue, mächtige Stütze des Thrones Sr. Hoheit des hochmajestätischen Sultans, edler Mustapha Pascha, Esma Sultane, Deine Gemahlin, wünscht Dir Segen und Heil! — Ich schätze von ganzem Herzen das Glück, die Frau eines so tapfern Helden zu sein, und die reichen und prächtigen Geschenke, wodurch Du mir die Anerkennung von Deiner Seite bewiesen, erfüllen mich mit unbeschreiblicher Freude; sie machen mich zum Gegenstande des Neides für den ganzen Serail und der Name des glanzreichen Paschas von Bagdad erklingt von Munde zu Munde. — Nimm daher meinen Dank, den ich Dir aus der Fülle meiner Seele spende, und lehne die Bitte nicht ab: die wenigen hierbei folgenden Geschenke als Beweis meiner treuen Gesinnung entgegenzunehmen. — Eins nur ist es, was den Himmel trübt, der mir seit unserer Verbindung so heiter lacht, es ist: die Verstoßung Deiner Frauen. Warum bist Du damit so eilig verfahren, da Du weißt, daß mir das Gesetz verbietet, jemals zu Dir zu kommen? — Nimm sie ruhig in Dein Haus zurück, und wenn auch der Gehorsam gegen Se. Hoheit es anders erheischt, so will ich Dich schon bei meinem Vater vertreten; denn er liebt mich so sehr, daß er mir noch niemals eine Bitte abgeschlagen hat. — Die Freuden des Paradieses über Dich, sehr edler Pascha!"

Obgleich ich den Ton für eine Prinzessin ein wenig zu herzlich und vertraulich fand, mochte ich doch nichts an diesem Schreiben tadeln, der guten Gesinnung wegen, die sich darin aussprach. Es ging daher an den Pascha ab, begleitet von dem kostbarsten Pelzwerk, das der Norden zu liefern vermag, und kunstvollen Stickereien von Gold, Silber, Perlen und Edelsteinen, die Esma in den Stunden ihrer Muße verfertigt; und vermuthete ich zwar, der finstere, kriegslustige Osmanli werde das Ganze belächeln, so konnte ich es doch nicht über mich gewinnen, das Vertrauen eines so jugendlichen Gemüthes zu stören. Auch beruhigte ich mich darüber, als in kürzester Frist diese Antwort erfolgte:

„Himmlische Blüthe im Morgenthau, süßduftende Rose von Taef, bezaubernde Esma Sultane, Mustapha, Dein Sklave, wagt die Lippen auf den Zipfel Deines Gewandes zu drücken, um Dich, Erhabene, zu grüßen!

Minder Groß Schlawentin zu Berglohe, und der Ritter Jo hannes Wenkow, derzeit in Diensten des kaiserlichen Hofes und Ritter Johann Wenkow's Sohn, jetzt seiner Jugend beim Reichstage weilt, beim jetzt obigen Akt in und bei Lauenburg Zeugenschaft leistend, und bekennen hiemit, daß ihre Ritter Herr Jacob gerade, weil sie in Nöthen sind, sich nur um Gottes Willen ihrer annehmen, daß ihre Ritter Adolf gefangen, Ludolph aus der Mitten Gefangenschaft, und Ludolph von Bonin Gefangenschaft beschwerlich sind, und daß sie sich gerade deshalb um Gottes Willen ihrer annehmen. Ritter Jacob ist ja auch ein Ritter, der sich in seinen Gefangenschaften ritterlich erhielt. — Doch ich wollte ihr Zeugniß hier nicht vorgreifen, sondern nur sagen, daß sie die Zeugnisse vor Siegel ermahnt sind. Ritter Johann von Bonin ist ja auch ein Ritter, der sich in Ehren gehalt; meine Herren sind ihr verwandtschaftlich, auch ihr Vater, und ich bin ihr Vetter — ich bin — und ich bin ja zunächst hier, diesen Rittern, denn Ritter Jacob Wenkow's Sohn ist ja mein Vetter, und ich bin ja unserer Ritter, wie Sie wissen, Vormund, und ich bin ja unserer Ritter Vormund, und ich bin ja Vormund, und ich bin ja Vormund, und ich muß mich sehr gründ Ihre ermahnen! — Ich bitte meine Herren, sich zu mir in Acht und Schutzgenommen zu nehmen, sagt Ihr Ritter Wenkow, sagt Ihr Ritter Bonin, sagt Ihr Ritter Jacob Wenkow, sagt Ihr Ritter Adolf, sagt Ihr Ritter Ludolph, sagt Ihr Ritter Ludolph von Bonin, sagt Ihr Ritter Jacob

Staatsgeheimnisse Sr. Hoheit, meines erhabenen Vaters, zu horchen; bis dahin waren mir diese bei weitem nicht so wichtig, wie die Blume, die vor mir im Grase blüht, und ich begriff nicht, wie die Frauen so unermüdlich in ihren Listen waren, um bald Diesem zu schaden, bald Jenem zu nützen; so aber ist mir auch darüber ein Verständniß aufgegangen, denn Dein Schicksal liegt mir am Herzen, als wäre es das meinige. — Rede also, sehr edler Pascha, befiehl über Deine Gemahlin. — Der Segen des Propheten bringe Frieden in Deine Seele!"

Allerdings schien mir dies Schreiben bedenklichen Inhalts; eingegeben von dem natürlichen Gefühl, sich für so viel unverdiente Güte und Verehrung erkenntlich zu bezeigen, konnte es dennoch leicht zu argen Deutungen führen — ich zweifelte — aber ich erwog, wie ich, im schlimmsten Fall, bei Sr. Hoheit ja leicht Alles mit kindischer Unerfahrenheit entschuldigen könnte; wie des Paschas Charakter für fest und verschlossen gelte — und endlich siegte bei mir die Ueberzeugung, daß bei dem Tode des hochedlen Sultans meines Lieblings Schicksal und Leben leicht durch dessen Nachfolger gefährdet werden könnte, wenn sie nicht einen mächtigen Vertreter hätte, den sie jetzt im Begriffe stand, sich in aller Arglosigkeit zu erwerben. Deshalb billigte ich Alles, der Brief ging fort, und der Pascha schickte in möglichster Eile die Antwort zurück. (D. F. f.)

Notizen.

[Broschüren.]

Soll man die steigende Broschüren-Sündfluth für einen Beweis nehmen, daß auch ein gewisser praktisch-politischer Sinn bei uns im Steigen ist? Jedenfalls zeigt es selbst bei denen, die in Fluchschriften und Erklärungen sich über Aufklärung und Oeffentlichkeit ärgern, von einer Vorliebe für diese Oeffentlichkeit. Fürsten und Völker, Professoren und Studenten, Schuldner und Gläubiger, Alles wendet sich jetzt in letzter Instanz an das liebe Publikum. Freilich kommt bei dieser allgemeinen lauten Beichte, wo Jeder für seine Sünden sich selbst absolvirt, viel innerliche Misere an den Tag, aber es ist besser, der Krankheitsstoff wird ausgeworfen, als daß er im Körper bleibt und zu Gift verkocht. In dieser Hinsicht sind uns einige Broschüren wirklich interessant gewesen. Die „Huldigungs-Reise eines Rheinländers im Oktober 1840" (Magdeburg, Wilhelm Heinrichshofen) zeigt, daß auch am freien, deutschen Rhein viel süßliche Seelen und unfreie Creaturen wachsen. Man kommt nur zu keinem gründlichen Zorn über die Speichelleckerei des anonymen Verfassers, weil er selbst sein Seelenportrait mit den komischsten Zügen entwirft. Bei jedem Komma macht er einen ergebensten Diener und von all den Hochwohl- und Wohledelgeborenen, mit denen ihn das Glück zusammenführte, bringt er ohne Zweifel Stammbuchblätter heim, die sein Enkel noch mit Entzücken betrachten wird. Aber die löschpapierene Ausstattung dieser süßen Schrift ist leider gar nicht hoffähig. „Briefe eines Rationalisten an den Verfasser der Schrift: Der Bischof Dräseke u. s. w." (bei dems. Verleger). Ein gutmüthiger Landpfarrer und Untergebener des Bischofs vertheidigt diesen hier sine studio, sed cum ira (so lautet das Motto), d. h. etwas unverständig, aber mit großem Lärm. Die jedesmaligen Anläufe zum Wortgefecht sind höchst ergötzlich. -- Herr, Herr, wissen Sie, Herr, Sie sind ein — doch am Ende eines jeden Briefes empfiehlt sich der Zornige sehr respectvoll. Es ist merkwürdig, daß man sich nur der Anschuldigung von Pietismus und Mysticismus gegenüber, aber auch nur dann auf das Princip der Glaubensfreiheit beruft. „Das Denkmal Hermann's, Gedicht von Wilhelm von Merkel" (bei dems. Verl.), ist eine versificirte Geschichte des deutschen Patriotismus, beginnt natürlich mit der Zerstörung Carthago's und schließt mit einer Anspielung auf den freien deutschen Rhein. Die Diction ist übrigens stellenweise poetisch und kraftvoller als in Nicol. Becker's Rheinlied.

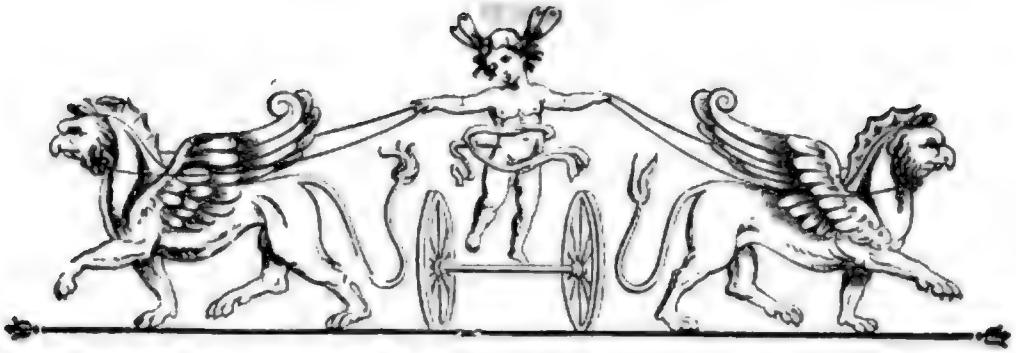
[Schubart und Seume.]

Th. Creizenach zieht in der „Europa" eine treffende Parallele zwischen zwei großen deutschen Patrioten des vorigen Jahrhunderts; zwischen Schubart, dem flammenden Kraftgenie, dem Dichter der „Fürstengruft," dem gewaltigen Volkstribun, der auf dem Hohenasperg für seine „deutsche Chronik" büßte, und zwischen Seume, dem edlen Stoiker und brütenden Spaziergänger nach Syracus, der früher von Hessen an England verkauft, gegen die Freiheit in Amerika fechten mußte. Creizenach weis't auch auf die merkwürdige Fügung hin, daß der jugendliche Schiller mit beiden Männern in persönliche Berührung kam. Der Eindruck, den sie auf ihn machten, war unauslöschlich. Daß Schiller den Gefangenen auf Hohenasperg besuchte, ist ein historisches Factum. Schubart feierte dieses Zusammentreffen später in einer Ode.

[Abraham Wormser.]

Herr Wormser, ein Franzose, wurde polizeilich aus Dresden verwiesen, weil er den Vornamen Abraham trug. In französischen Pässen nämlich existirt die Rubrik: Religion, gar nicht; aber glücklicherweise hieß Hr. Wormser Abraham und war, wie Börne sagen würde, eingestandener Maßen ein Jude. So kam die Wahrheit an den Tag und Hr. Wormser wurde verwiesen. Hr. Carnot, der im vorigen Jahre Deutschland bereist hat, hielt in dieser Angelegenheit eine Rede in der französischen Deputirtenkammer und zeigte dabei eine genaue Kenntniß deutscher Zustände, er citirte diverse Paragraphen der Bundesacte, daß es eine Lust war. Auch kam in der Rede dieses Franzosen von der äußersten Linken gar nichts Mordbrennerisches, Anarchisches oder Tollhäuslerisches vor, wie man doch als guter Deutscher erwarten oder im Nothfall verlangen sollte. Er sprach blos etwas human, aber im Ganzen sehr vernünftig. Es ist merkwürdig. —f—

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 116. — den 17. Juni 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Geheimniſſe des Serails.

(Fortſetzung.)

„Holdes Kind des erwachenden Frühlings, Deine Seele iſt lieblich wie Maienduft und Dein Geiſt kühn, wie der Adler des Libanon, wenn er die jugendlichen Schwingen regt. Muſtapha, der getreueſte Deiner Sklaven, grüßt Dich mit dem Gruß der Liebe und der Verehrung! — Freude verdrängt das Erſtaunen, und Erſtaunen verdrängt die Freude, bis Sehnſucht Beides in Wehmuth verſchmilzt, wenn ich die Zeilen Deiner reizenden Hand betrachte! — Kann ich's glauben, edle Sultane? Dein Sinn iſt auf Waffenklang, auf den Zwieſpalt der Völker und Ringen nach irdiſcher Größe gerichtet, während Muſtapha das Schwert in die Scheide ſteckt, Zank und Hader ruhen läßt und die Blumen des Waldes zuſammenlieſt? — Unnennbar iſt meine Dankbarkeit und unermeßlich iſt mein Entzücken! Doch hat kein Wunſch nach Glanz und Hoheit Theil daran, ſondern einzig das ſelige Bewußtſein, daß unſere Seelen den weiten Raum der Trennung überflogen, daß Dein Hauch den meinigen geküßt, Du mir Deine weiche Güte hinterlaſſen, während Du Kraft und Streben hinweggenommen; — ach, mehr wie das wollte ich Dir zollen, könnte mein leibliches Auge nur ein einziges Mal Deine Züge erblicken! — Grauſame Sehnſucht, die mich quält! Unhaltbar zieht Dein Bild in mildem Glanze vorüber, wenn der Mond einſam am Himmel ſteht; es lächelt lieblich im Dämmerſchein, wenn die Sterne freundlich herniederblicken; es ſchwebt vor mir in goldenen Wolken, wenn die Sonne ſich aus der Umarmung des Meeres erhebt; der Tag beginnt, und es ſpiegelt ſich in jedem Tropfen, der an Blumen und Gräſern hängt; meine brennenden Augen ſchlürfen ſeinen Anblick zehntauſend Mal, wie der Stern des Tages die flüſſigen Diamanten, und doch bleibt die Sehnſucht meiner Seele ſo heiß wie zuvor! — Dein Bild treibt mich in das lauteſte Gewühl des Lebens, es lockt mich in die Ruhe der Einſamkeit, es verfolgt mich bei allem Handeln und Treiben, es iſt Eins mit mir in Freude und Leid; aber unerreichbar bleibt es meinem Verlangen! — Darum, weil ich dem verſchmachtenden Wanderer der Wüſte gleiche, dem Pilger, der vergebens die heilige Stätte ſucht, die ſeiner Seele Zuflucht gewähre, dem Schiffer auf weitem Meer, der umſonſt nach der blumigen Küſte ſchaut, habe ich nichts von Dir zu erflehen, liebreizende Herrin, als Deine Güte und Dein Bedauern. — Möchte Dich dieſes, Erhabene, bewegen, mir ferner einen Theil Deiner kryſtallreinen Schriftzüge zu ſenden; dann, ſo wie einſt Hagar in der Wüſte ihren Finger in den Brunnen Zemzem tauchte, um die Lippen ihres verſchmachtenden Sohnes Ismael zu netzen, ſtärke ich tropfenweiſe meine hinſterbende Seele durch die erquickenden Worte Deines lindernden Troſtes. — Jede Wonne der Ruhe, die Muſtapha, Deinen Sklaven, geflohen, ruft er herab auf Dich, hochgeehrte Sultane, und Dein ſanftdahinfließendes Leben!“

Esma entzog dies Schreiben zwar meinen Blicken

nicht, forderte mich indeß eben so wenig auf, es zu lesen, und schickte bald darauf folgende Zeilen ab, ohne zuvor meinen Rath zu vernehmen:

„Gruß und Heil dem edlen Mustapha Pascha von seiner ergebenen Gemahlin Esma Sultane! — Schon lange suche ich nach Worten, aber keines will mir paßlich erscheinen, um Dir die Betrübniß zu schildern, die mir Dein Schreiben erregt; während unsere Verbindung täglich neuen Glanz über mein Dasein verbreitet, mein Ansehen hier im Serail von Stufe zu Stufe gestiegen, mein Stolz sich in gleichem Maße erhoben — denn es gibt viele Töchter Sr. Hoheit, meines erhabenen Vaters, aber nur eine Gemahlin Mustapha's, des sehr mächtigen Paschas von Bagdad — muß ich erfahren, wie Dein erprobter Muth immer tiefer zu Boden sinkt, Deine kraftvolle Seele von Unruhe gepeinigt und Dein hochfliegender Geist von Kleinmuth gedrückt ist? — Womit kann ich Dich trösten, da Du jedes Anerbieten von meiner Seite verschmähst, und das Gesetz mich hier fesselt, indem es mir verbietet, zu Dir zu eilen? — Ich bin ohnmächtig, wie eine Gefangene, und kann nichts als Dich anflehen: raffe Dich auf, tapferer Pascha, verscheuche jegliche Schwachheit, fasse Deine Stärke zusammen; wie ein Feldherr die Fesseln des Schlafes bricht und am frühen Morgen die Truppen mit erneuten Kräften um sich versammelt. Bedenke, daß Du Feinde hast, Feinde, die erwachen, wenn Du ruhst, die „durch Deine Schwäche stark werden" wie der weiseste aller Derwische sagt. — Oft wenn ich auf weichen Kissen sitze, zum kindischen Spiele verdammt, sinken die Hände mir in den Schooß und träumend schaue ich in den Garten hinaus; ich sehe die plätschernden Marmorbrunnen, die goldig schillernden Fische, die Feigen- und Maulbeerbäume, die Orangen, Rosen und Tulpen; doch bald umnebelt ein weicher Flor meinen Blick, Gedanken, Farben und Sonnenschein schwimmen im wogenden All durcheinander; endlich gewinnen sie eine feste Gestaltung, und es taucht daraus ein Haupt hervor, dessen Augen strahlen wie Sonnenglanz, dessen Lippen brennen wie knospende Rosen, dessen Wangen glühen wie Pfirsichroth, dessen Locken wallen im dunkeln Braun der Kastanie — bange Seufzer entsteigen meiner gepreßten Brust, denn ich fühle: diese Züge würden die Wonne meines Herzens sein, wenn nicht Mustapha, mein Gemahl, sie aus Selbstsucht und Eigensinn dem drohenden Verderben dahingegeben, und so die bittersten Wermuthtropfen in den Kelch meiner süßesten Freuden gemischt hätte. — Unvermögend, Dir beizustehen, sehr edler Pascha, empfiehlt Dich Esma, Deine betrübte Gemahlin, dem Schutze des Propheten und der heiligen Engel!"

Die Antwort des Paschas ließ diesmal lange auf sich warten, Esma zur Betrübniß und Qual, mir zum nicht geringen Erstaunen; ein Gegenstand des Geflüsters für den ganzen Serail, ein Gegenstand ernster Betrachtung für den Großherrn, der näher von der Ursache unterrichtet schien; endlich kam sie, umstrahlt von Glanz und Ruhm, begleitet von unschätzbaren Sendungen; sie lautete:

„Lieblichste aller Herrinnen, holdseligste aller Weiber des Erdenrundes, Dein Sklave Mustapha wirft sich Dir zu Füßen, um die reizende Hand zu küssen, die ihn in ewige Fesseln geschlagen! — Zorn und Güte kämpfen in dem Sylbenspiel Deiner Rede, schönste der Frauen; aus Deiner Güte trinke ich Wärme und Licht, aus Deinen Vorwürfen Leben! — Nur ein fröstelnder Gleichmuth würde mich tödten, darum erbarme Dich, Herrin, und laß niemals Dein Herz gegen den getreuesten Deiner Diener erkalten! — Kaum erfuhr ich durch die himmlische Offenheit Deiner Worte, die an rührender Wahrheit den Offenbarungen des Propheten gleichen, indem man durch sie hinabschaut in die Tiefe der Menschenbrust, dort das göttliche Wesen erkennend; wie man krystallreine Gewässer mit forschenden Blicken durchdringt und die Perlmuschel am Boden erblickt, daß mein Leben, mein Handeln und Treiben ihren Abglanz auf das Dasein meiner süßlächelnden Herrin werfen, als mein Muth sich erhob, wie ein flammendes Schwert, und meine Kräfte verdoppelt wiederkehrten. — Ich blickte um mich, das Auge Deines fleckenlosen, durchdringenden Geistes hatte schärfer gesehen wie das meine; Du hattest Recht: die gebrochene Kraft des Herrschers entging den Beherrschten nicht; mein Ansehen war gesunken und meine Feinde schmiedeten ihre Ränke. — Da entschloß ich mich, meinen Ruf wieder herzustellen, und zugleich meinen hochmajestätischen Herrn, Deinen erhabenen Vater, meiner treuen Dienste zu versichern. — Seit lange her war es mir nicht mehr unbekannt, wie der Pascha von Aegypten anfing, sich als Nachfolger der früheren Könige zu betrachten, wie er in dieser Eigenschaft Sr. Hoheit, Deinem erhabenen Vater, die Oberherrschaft über das heilige Land Hedjaz streitig zu machen strebte, einverstanden mit den Scherifs der heiligen Städte Mekka und Medina, um Se. Hoheit der Würde des Imams aller Gläubigen zu berauben. Die Zeit vor der Wallfahrt war, so lautete die Kunde, zum Ausbruch der Feindseligkeiten bestimmt, um alsdann, wenn fromme Pilger zu Tausen-

den nach den heiligen Stätten der Andacht strömen, die Bekleidung der Kaaba, vor aller Gläubigen Augen, durch den Sultan von Aegypten vornehmen zu lassen; zum Beweise, daß sie ihn von nun an als ihr Oberhaupt zu betrachten hätten. — Ich rüstete mich ins Geheim, erwartete nicht erst die Ankunft der frommen Pilger aus Persien und andern Ländern der Gläubigen, die jährlich unter meinem Schutze die Wallfahrt vollziehen, sondern brach, unter dem Vorwande, den Ramadan in Mekka zuzubringen, von Bagdad auf, begleitet von den auserlesensten meiner Truppen. Auf meinem Zuge wußte ich mich mit den Beduinenhäuptern zu verständigen, die Zahl unserer streitkräftigen Männer wuchs immer mehr, und war, ehe wir die Gegend um Mekka erreichten, um viele Tausende gestiegen. Wir nahmen eine vortheilhafte Stellung ein und erwarteten ruhig den Pascha von Aegypten, der vor seinem Einzuge in Mekka diese Straße passiren mußte. Nicht gar lange ließ er auf sich warten, jedoch durch das Einverständniß mit den Scherifs von Mekka von unserer Absicht wohl unterrichtet, kam er mit ungeheuern Streitkräften und lagerte sich uns im Angesichte; wir hörten die berauschende Musik seiner schallenden Instrumente und sahen das geheiligte Kameel vor unsern Augen einherstolziren, das diesmal mit besonderem Glanze ausgestattet war. — Ich zögerte nicht lange, ich ließ den Pascha becomplimentiren, und ihm mein Bedauern ausdrücken, daß wir eben auf diesem Flecke zusammengestoßen, indem ich gezwungen sei, den Vortritt vor ihm zu verlangen, auch mein geheiligtes Kameel mit dem Mahmal überall an der Spitze zu führen, da ich, als Adoptivsohn unseres hochheiligen Imams und Herrn, von diesem den Auftrag erhalten, statt seiner die Bekleidung der Kaaba zu vollziehen und die Predigt auf dem Berge Arafat zu halten. — Der Pascha schäumte vor Zorn, er ließ mir erwiedern: meine schlecht verhehlte Absicht sei ihm bekannt, ich möge mir daher nicht mit gleißenden Worten die Zeit verderben, sondern mich zum Kampfe bereiten; er, ein Nachfolger der Abkömmlinge Fatime's, werde sein Recht zu vertreten wissen. — Mein Muth drohte im entscheidenden Augenblicke zu wanken, ich hatte mir meinen Gegner weniger stark gedacht, seine Schaaren wimmelten zahllos wie Heuschreckenzüge, sie brausten daher wie Fluthen vom Sturm gepeitscht, doch wie ein Schiffer auf schwankendem Brett wußte ich meiner Mannschaft klug zu gebieten; ich wich aus, um anzugreifen, ich griff an, wo Jene glaubten zu siegen, — ich dachte an Dich, Hochgepriesene, und flehte zu unserem heiligen Propheten. — Allah ist groß! Er verlieh mir den Preis des Kampfes, er verlieh mir Ehre und Ruhm; eh' sich die Sonne wieder vom Lager erhob, war das Schlachtfeld mein, als Siegestrophäe fielen mir das finstere Haupt des Paschas, seine unermeßlichen Schätze, seine Frauen und Sklavinnen zu; doch der Weiber Anblick rührte mich nur insoweit, als ich ihnen Schutz und Gnade ertheilte, in der Hoffnung, Dein Herz werde mir durch diese Milde gewogen werden, schönste Herrin! — Jetzt konnte ich ungehindert mein Mahmal nach Mekka führen, wo Alles mir die tiefste Ehrfurcht bezeigte. Ich nahm ungestört die heiligen Handlungen der Wallfahrt im Namen des Sultans, Nachfolgers der Khalifen und Imams aller Gläubigen, vor, ohne daß irgend Jemand mir dies Recht zu bestreiten wagte; dann schickte ich meine Siegeszeichen nach Stambul, um sie Deinem erhabenen Vater zu Füßen zu legen, und führte meine Truppen nach Bagdad zurück, ruhmbedeckt durch den heiligen Kampf, den sie überstanden. — Für Dich aber, o Holdseligste, schien mir kein Reichthum, keine Kostbarkeit würdig genug; ich sann daher auf Dinge, deren Werth nicht nach irdischer Schätzung zu wägen ist: als ich die Bekleidung der Kaaba herunter nahm, die ein Jahr lang das heilige Gebäude bedeckt, zu tausend Malen von den Flügelschlägen der Engel bewegt und gefächelt, behielt ich heimlich einen Theil davon, das Uebrige mußte ich der glühenden Andacht der Pilger übergeben, ich ließ daraus ein Kleid für Deine himmlisch reizende Gestalt verfertigen; betrachte es wohl, es ist schwarz in schwarz, darin der Spruch eingewoben: „Ich sage, Gott gehört der Ost und West; er leitet nach Seinem Gefallen Jeden auf den Weg der Frömmigkeit", und darüber mit Golddraht eingestickt: „Der Fromme soll sich in der Liebe Gottes berauschen, um das Auge seines Nächsten in Liebe zu schauen" — das ich Dir, Angebetete, knieend überreiche! — Ferner sende ich Dir zwanzig Krüge, vollgeschöpft aus dem heiligen Brunnen Zemzem, der einst Ismael, den Stammvater der feurigen Araber, von dem Tode des Verdurstens errettete, wie der milde Thau Deiner Rede mich vor dem Verschmachten bewahrt. Daneben folgen ein Paar geheiligte Tauben, ebenfalls aus der großen Moschee zu Mekka, die ich, ohne Vorwissen der Pilger und Wächter, die sie, als untastbar betrachtend, dort zu ganzen Schaaren ernähren, an mich gelockt und eingefangen, und Früchte von dem heiligen Lotusbaume aus der Moschee zu Medina, den einst Fatime, die Tochter des Propheten, gepflanzt, die dort neben ihrem Vater ruht, und deren Milde ich angefleht, den hochstrebenden Sinn ihrer Enkelin zu ihrem demüthigsten Sklaven herabzu-

neigen. — Ja, Erhabene, endlich muß ich gestehen, daß das Geheimniß Deiner Geburt mir verrathen ist, und ich allen Scherifs von Mekka und Medina Güter und Leben geschenkt, weil ein Tropfen ihres Blutes in Deinen Adern fließt. — Und nun, hochgepriesene Herrin, muß ich von Dir mich mit Schmerzen trennen. — Die Waffen ruhen, der Quell meiner Rede versiegt, aber meine Sehnsucht nach Dir ist ewig und unerschöpflich; mein Geist will nicht rasten und ruhen, er malt in lebendigen Farben Dein Bild, wohin nur mein Auge blickt, die Wüste ist nicht zu weit, sie bildet den Rahmen, der Rose Kelch nicht zu eng, er umschließt es! — Mustapha bleibt ein Sklave in Ewigkeit, ob er gleich fern von seiner Herrin ihrer Befehle harrt!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Landtagsabschiede; die Reaction.]

Die Landtagsabschiede beschäftigen jetzt die Minister im höchsten Grade. Der König verlangt die schleunigste Beendigung dieser Arbeit. Er hat sich persönlich mit großer Zufriedenheit über die Vorgänge des ostpreußischen Landtags ausgesprochen, da es ihm wirklich Ernst ist, daß freie Discussion bei den Landtagsverhandlungen stattfindet. Anderer Meinung scheinen dagegen die Umgebungen der höchsten und hohen Herrschaften zu sein, denn der Prinz von Preußen hat sich auf seiner Reise durch Königsberg sehr mißbilligend über die Anträge der Ostpreußen in Ansehung der Preßfreiheit ausgesprochen, und eine Partei der Reaction in jener Provinz triumphirt darüber sehr und sucht das Streben nach Fortschritten als eine Parteisache verdächtig zu machen. Doch die Besten jener Provinz sind darin einig, daß sie keine Rückschritte wünschen, und verdient vorzüglich der Oberburggraf des Königreichs Preußen, Freiherr von Brünneck, die höchste Anerkennung, den wahre Humanität bei seinen unmittelbaren Verhandlungen mit dem Könige leitet. Es hat derselbe die Humanität schon mit der Muttermilch eingesogen, sein Vater schaffte als Regimentscommandeur bereits vor 1806 in seinem Wirkungskreise die Stockprügel ab und entließ die Bauern auf seinen Gütern in Ostpreußen der so drückenden Erbunterthänigkeit, welche erst das Gesetz vom 9. Octbr. 1807 aufhob, das Manche gern vernichtet wissen möchten. ††.

Notizen.

[Mickiewicz und die polnische Emigration.]

Unlängst begruben die Polen in Paris den greisen Dichter Niemcewicz. Mickiewicz dagegen, der endlich den pariser Lehrstuhl slavischer Sprachen bestiegen hat, gab zum Schrecken seiner Landsleute eine Art fatalistischer Ergebung in den Untergang Polens zu erkennen. Mit bitterer Wehmuth wies der moderne Jeremias auf die weltgeschichtlichen Thorheiten seines Volkes, gegenüber der zähen Ausdauer und kalten Ueberlegenheit Rußlands, hin. Ein gewisser dunkler Glaube an den Herrscherberuf des Czarenreichs schien sich seiner bemächtigt zu haben. Die Resignation ist bei ihm System geworden, sie klingt sogar durch seine Anschauungen von den Sprachen, der Literatur und dem Charakter der verschiedenen slavischen Völker hindurch. „Das Böhmische," sagt er „ist die Sprache der Poesie, das Polnische die der Conversation, das Russische ist die legislative, gebietende Sprache." Solche Worte mögen den Polen im Exil bitter munden, allein verdienten sie ein milderes Wort? Selbst in der Verbannung noch ist Polen mit Blindheit geschlagen, der Wurm, der sein Herz zernagte, hat es überlebt und ist noch nicht gesättigt. Der alte Reichstag mit seiner permanenten Uneinigkeit spukt noch immer den heimathlosen Magnaten im Kopfe. Zehn polnische Factionen gibt es in Frankreich, die in eben so vielen kleinen Zeitungen ihren ohnmächtigen Haß gegen einander schleudern. Vor einiger Zeit ließ ein polnischer Fürst in London von seinen Anhängern sich als erwähltem König huldigen; ein pariser Polenjournal schlug darüber ein Hohngelächter auf, das in St. Petersburg und, auf Befehl, auch in Warschau widerhallte. So hoch aber sonst Mickiewicz über den Eitelkeiten und Vorurtheilen seines Volkes steht, so scheint er selbst doch darin ganz Pole geblieben, daß er mit blindkatholischem Eifer gegen jeden religiösen Fortschritt predigt. Oder ist es das gebrochene Herz des Patrioten, das im Mutterschooß der katholischen Kirche ein letztes Asyl sucht? —

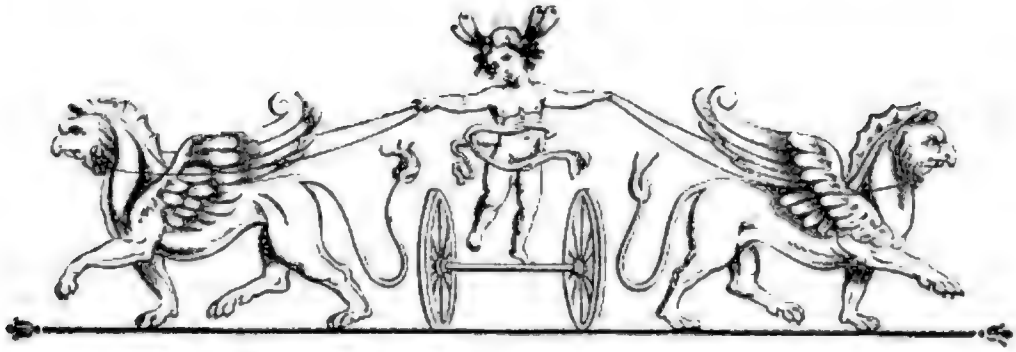
[Französisches Theater in Leipzig.]

Die französische Schauspielergesellschaft fand hier vielen Beifall, aber ein kleines Publikum. Sie gab Leon, Tour de Nesle und Merope von Voltaire. Die sogenannte classische Tragödie der Franzosen, in der die antiken Helden moderne Phrasen wechseln und sich wie Marionetten im Puppenspiel drehen, kann dem deutschen Sinn eben nicht zusagen. Französische Schauspieler im Auslande sollten auch mehr das Lustspiel und das Vaudeville pflegen, da sie gerade darin Eigenthümliches leisten. Die einst so hochgefeierte Dlle. George ist jetzt eine großartige Ruine. Sie imponirt noch immer durch tiefe Auffassung, glänzenden Vortrag und ein klangreiches Organ, dem sie aber etwas viel zumuthet. Auch ihr Mienenspiel ist ein wenig überladen. Unter den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft verdient Mr. Auguste die rühmlichste Erwähnung.

[Ludwig Tieck.]

Auch Ludwig Tieck hat von Louis Philipp das Kreuz der Ehrenlegion erhalten. Wir wissen nicht, ob der gebildete Monarch von Tieck mehr als den berühmten Namen kennt, aber jedenfalls ehrt diese Aufmerksamkeit gegen den deutschen Dichter den König der Franzosen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 117. — den 18. Juni 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Geheimnisse des Serails.

(Fortsetzung.)

Esma mäßigte ihre Freude nicht mehr, die Leidenschaftlichkeit ihrer Gefühle durchbrach die Schranken der Sitte; sie drückte das Schreiben an ihre Rosenlippen, sie empfing das heilige Kleid mit religiösen Ceremonien, sie herzte die Tauben, sie netzte ihre Zunge unter Gebet durch einen Trunk des Wassers, das einst die Wunderkraft des Engels Gabriel hervorsprudeln ließ; so von Gedanke zu Gedanke, von irdischer Liebe zur himmlischen schwankend, rief sie einmal über das andere: „Ich glücklichste aller Frauen des Erdenrundes, ich unglückseligste aller Weiber der Gläubigen! — Nur einen Blick, nur einen einzigen auf meinen siegreichen Gemahl, und gern würde ich mit dem Tode büßen!" — „Allah ist groß," entgegnete ich, „vielleicht, o Herrin, versagt er Deinen Augen eine solche Gunst, um Deiner Seele die Täuschung zu ersparen?" — „O, Rabia," rief sie dagegen, „erzürne mich nicht durch solche Reden! — Täuschung, was sollte mich täuschen? weiß ich denn nicht schon, was ich an dem Pascha liebe? wo ist ein Muselmann wie er, muthig, tapfer, kriegerisch, gläubig, edelmüthig und sanft gegen Frauen; welch ein Araber von edlem Stamm übertrifft ihn? welch ein glänzender Ritter des unglücklichen Granadas kam ihm gleich? — Er ist gelehrt wie ein Ulema von Mekka und treu wie ein Beduine der Wüste; aber wehe mir, wehe, ich muß hinsterben vor Sehnsucht und mein Haar zerraufen vor Kummer, weil mein Kerker mir den Anblick des Lichtes raubt, das mir vom Himmel als Leitstern gesendet, weil die Härte der Menschen mir die Stütze entzieht, die dem Weibe von Gott gegeben!" — Mit diesen Worten warf sie sich auf das Angesicht, zerzauste ihre schöngeordneten Locken mit den Alabasterhänden, und schien dem Schmerze fast zu erliegen; dieser Anblick zerriß mein Herz, ich hatte sie nie so in Kummer vertieft gesehen, und ob ich gleich wußte, daß diese Leiden einzig ihrer feurigen Einbildungskraft entsprungen, so empfand ich sie doch mit ihr, als hätte sie ein wahrhaftes Unglück betroffen. „Geliebteste Herrin," redete ich tröstlich, „welch ein finsterer Zauber hält Dich umfangen? blicke um Dich, nennst Du diese glänzenden, von Blüthen und Blumen durchdufteten Gärten, diese lustigen, von Gold und Edelstein strahlenden Paläste einen Kerker? — Sieh jene Vögel im Limonienwäldchen, das mit einem feinen, kaum sichtbaren Gitter von Silber umsponnen, sie singen und zwitschern fröhlich darin, und erblicken sie die Gränzen ihrer Freiheit, so denken sie, es seien Thautropfen, die auf den Schatten der Blätter gefallen. Sieh die Fischlein im Marmorteiche, sie ziehen lustige Kreise im Sonnenschein und springen spielend heraus auf die ruhige Fläche, doch gelüstet es sie nach tiefem Bett, und stoßen sie auf den Grund ihrer Wohnung, so denken sie, es sei der weiße Sand eines Kieselbaches. Die Welt ist weit, der Platz, darauf wir leben und genießen, ist eng, Gott gab uns die Einbildungskraft, um ihn zu verschönern." — „Nein," rief Esma, sich rasch erhebend, „Gott gab uns die Liebe, um die

Erde zum Paradiese zu schaffen, ohne sie ist sie finster und kalt und aller Sonnenschein ist ein Blendwerk! — Fische und Vögel lieben in ihrer Gefangenschaft, darum ist der enge Raum ihres Kerkers auch ihre Welt; aber ich, die ich die heiße Sehnsucht der Liebe empfinde, ohne ihren Frieden zu kennen, möchte alle Räume des Himmels durchfliegen! — O, Rabia, erbarme Dich, ich ertrage die Qualen der Knechtschaft nicht länger, laß uns fliehen, nimm alles, was ich besitze, Gold und Edelgesteine, nur eröffne mir den Ausgang, meine Füße tragen mich bis ans Ende der Welt, um den zu suchen, den meine Seele liebt!" — „Herrin, alle guten Geister weichen von Dir!" rief ich vor Schrecken starr. „Fliehen? wir wären des Todes in alles Bösen Namen! — Nein, gereicht die Sehnsucht nach Deinem Gemahl Dir zu solcher Qual, so wüßte ich wohl ein Mittel; aber, fluche meiner Zunge nicht, wenn sie Dir in dieser Stunde bösen Rath ertheilt; denn, wie Du auch über den Pascha denkst, ich sage es Dir noch einmal, längst hat er die Blüthe des Lebens unter Kampf und Thaten von sich gestreift, seine Blicke von den Auen der Liebe auf die Steppen der Ehrbegierde gewendet, seine Glieder sind verdorrt, sein Antlitz gefurcht, sein Bart kräuselt sich wie die Fluth, wenn der Wind wirbelnd über ihre Fläche fährt, und seine Stimme gleicht dem Grollen des Donners." — „Und wäre der Pascha alt wie die Pyramiden Aegyptens und verdorrt wie ein büßender Derwisch aus Samarkand, ich würde ihn dennoch lieben!" erwiederte Esma mit Hartnäckigkeit, „glaubst Du, ich werde seinen Werth nach dem Laufe der Zeiten messen, oder ihn wie einen Pfirsich nach dem Flaum seiner Wangen schätzen? — Nicht des Ruhmes wegen hat er der Liebe entsagt, nein, meinetwegen ist es geschehen, Du weißt ja, wie er's mir selbst geschrieben; ja, wäre er finster, wie das schwärzeste Ungewitter, mein Blick wird die Falten seiner Stirn verscheuchen, wie der Mond die düstersten Wolken zerstreut. Höre auf, mich zu quälen, Rabia! willst Du mich zum glücklichsten Weibe machen? willst Du mir den Anblick meines Gemahls verschaffen? — Nein, willst Du nicht? — Nun, so wirst Du sehen, wie ich mir vor Deinen Augen das Leben raube!" — Hiermit sank sie in ihre vorige Stellung zurück, der Anblick drohte mir das Herz zu brechen, und von thörichter Liebe übermannt rief ich: „Herrin, Du Kleinod meiner Seele, komm an meine Seite und höre mich nur mit einiger Ruhe an: Dein Gemahl ist aus einem Rebellen die treueste Stütze der hohen Pforte geworden, er hat seinen frühern Bundesgenossen verrathen und überwunden, den Pascha von Aegypten meine ich, dessen Haupt jetzt, nebst vielen andern, dem Volke zur Schau und zum Hohne preisgegeben in den Nischen, die das Thor des Padischahs, den Eingang dieser erhabenen und glückseligen Wohnung, zieren; wer hat also gerechtere Ansprüche auf Belohnung von Seiten Sr. Hoheit, als der Pascha von Bagdad? — Eile daher, die Zeit nicht in müßigem Schmerz zu verlieren, erflehe für ihn von Deinem erhabenen Vater die Würde des Großveziers, oder mindestens des Capudan-Paschas, dann wirst Du alle Deine Wünsche verwirklicht sehen: Du wirst ihn anblicken können, so viel es Dir gefällt, und an seiner Seite wohnen in einem Palaste, der Deiner würdig ist." — Kaum war dieser Rathschlag meinen Lippen entfahren, als Esma's Antlitz in den hellsten Farben der Freude strahlte, sie preßte mich in ihre Arme, sie dankte Gott und dem Propheten für das Licht, das ihr gegeben, sie drückte ihren blühenden Mund auf mein dunkelfarbiges Gesicht; kurz, sie war so hinreißend lieblich in ihrem Entzücken, daß ich unverständig genug war, mich mit ihr zu freuen. — Welche Schritte nun von Esma's Seite geschahen, brauche ich Dir wohl nicht erst zu sagen? Natürlich bot sie die ganze Schmeichelfülle ihres bezaubernden Wesens auf, Se. Hoheit für ihre Wünsche zu stimmen, und dieses, verbunden mit den wohlerwogenen, staatskluge Berechnungen des Großherrn, führten endlich zum glücklichen Ausgang: der tapfere Mustapha Pascha von Bagdad ward, zum Lohn unabweislicher Ergebenheit und Treue seiner Stellung enthoben, und statt dessen als Stellvertreter des Padischahs, im Gericht und im Felde, nach Stambul berufen. — Die Ernennung des neuen Großveziers brachte den ganzen Serail in Bewegung, mehr als alle andern Gemüther aber die unsrigen. Zwar redeten wir von seiner Ankunft nicht viel, doch fanden wir nirgend ruhiges Behagen und musterten einstweilen Schmuck und Gewänder; wir stritten und versuchten, um den Streit zu entscheiden, ob Dunkelroth mit Gold durchwirkt, oder Blau von Silber durchflossen, oder weißer Musselin mit Blumen gestickt hübscher und gefälliger kleide; ob ein Schmuck von Diamanten, Perlen, Smaragden, Rubinen, Topasen, Türkisen, oder alles durch einander zu bunten Farben vermischt, prächtiger und schöner stehe; oder ob ein Blumengewinde lieblicher lasse, und ob dies von Rosen oder Orangen, von Myrten oder Granatblüthen vorzuziehen. — Plötzlich aber konnte alsdann Esma erbleichen, sie legte die Blumen vor sich nieder und sprach: „Aber, Rabia, wenn doch etwas Wahres an dem wäre, was Du mir sagtest, wenn der Pascha mir nicht

gefiele?..." — „O, daß doch solche Zweifel nicht das Roth Deiner Wangen verscheuchen, geliebteste Herrin," tröstete ich, „wie dem auch sei, Du hast nichts zu befürchten, Du bist nicht verpflichtet, den Befehlen Deines Mannes zu gehorchen wie andere Frauen; die Tochter des Großherrn erkennt keine Macht außer der Seinigen über sich." — Esma lächelte, ihr Antlitz glühte im Purpurschein: „Keine?" war ihre Frage, „ja wohl erkennen wir zwei andere Mächte noch über uns, es sind Allah und...." — „Die Liebe," ergänzte ich, „freilich die eigensinnigste und gefährlichste; das hat auch der Prophet mit seinem Seherblick wohl erkannt, und deshalb den Töchtern des Islams die Verlockungen derselben zu ersparen gewußt, indem er sie allen Blicken, außer denen ihrer rechtmäßigen Männer entzogen."

Unter solchen Tändeleien und Zwiegesprächen vergingen Wochen, Tage und Stunden, als uns unerwartet die Botschaft ward, der Großvezier sei im Anzuge durch die Straßen von Stambul mit einer Pracht, die man bis dahin unerhört genannt, seine Begleitung reite auf arabischen Rossen, mit Gold und Edelsteinen gezäumt, die Menge seiner Sklaven sei ungeheuer und die Zahl seiner Lastthiere unermeßlich, die die kostbaren Geschenke für den Padischah und die schöne fürstliche Gemahlin kaum zu schleppen vermöchten; das Volk juble ihm zu auf allen Wegen und der Großherr sehe ihm gnädig entgegen, weshalb Esma Sultane ersucht werde, alle Vorbereitungen zu treffen, am morgenden Tage ihre Wohnung zu verlassen, um einen Palast mit ihrem Gemahl zu theilen. Esma verfärbte sich bei dieser Nachricht, so unvorbereitet sollte sie ihre bisherige Lage mit einer andern ungekannten vertauschen; ihr Fuß hatte nie den Bereich des Harems verlassen, nur ihre Blicke waren sehnsuchtsvoll über Stadt und Meer geschweift, jetzt sollten sich ihr die Pforten eröffnen, ein neues Leben sich vor ihr entfalten und — kein ermunterndes Wort von ihrem Gemahl, das sie zu diesem Wechsel ermuthigte? — In der That befremdete dieser Umstand auch mich, indeß die Sache war nun einmal so weit gediehen, daß kein Rückschritt mehr möglich, weshalb ich Esma zu erheitern strebte, jedoch vergeblich, ihre Seelenstimmung blieb trübe und peinlich; sie legte allen Schmuck auf die Seite, zog das schwarze Oberkleid aus Mekka über weiße Untergewänder und verbrachte den Rest des Tages in religiösen Uebungen.

Die Nacht war hereingebrochen; wir befanden uns in einem fernen Kiosk mitten in einem Cypressenwäldchen, durch welches sich Gebüsche von Rosen und Myrten wanden; Esma lag auf einem Divan ausgestreckt, ihr Haupt war gesenkt, ihre Haare aufgelöst, die dunkeln Locken und das schwarze Gewand hoben noch mehr die Marmorblässe ihrer Haut, die, wenn die Streiflichter des Mondes auf sie fielen, wie Sternenschimmer durch die Schatten der Nacht erglänzte; ihre Arme durch keinen Schmuck entstellt, ihre Züge so edel und ruhig und dennoch ein Spiegel jener zweifelnden Hoffnung, die ihre Brust bewegte — ich mußte gestehen, niemals hatte ich sie schöner gesehen, selbst in den Stunden der Blüthe und des Glanzes nicht, ein leises Geräusch weckte mich aus dieser Betrachtung, es war das Flüstern des Nachtwindes, der durch die Blätter schlich, aber sanfte Klänge gesellten sich diesem Geflüster, Esma horchte auf, war es ein fernher tönender Schall oder ein nahes Saitenspiel? aber die Töne schwollen sehnsüchtiger an und ließen uns bald keinen Zweifel mehr, da eine Stimme sie mit den Worten begleitete:

Trauernd schleich' ich durch die Nacht,
Scharf von Eifersucht bewacht,
Hart von Tyrannei bedrängt,
Bangen mich und Gram umfängt;
Nur in der Gedanken Flügen
Darf sich meine Seele wiegen.

Meine Seele fliegt zu Dir,
Doch die Sprache mangelt ihr;
Weh' der Zunge, ihr vertraut,
Raubt man Worte, Klang und Laut;
Darum laß' der Augen Flehen,
Hohe, Dir zu Herzen gehen!

Doch, so wie das Auge spricht,
Raubt man ihm des Tages Licht;
Schmach ist meiner Liebe Lohn:
Finsterniß und Spott und Hohn;
Nur in meines Herzens Beben
Wird sie tief verschlossen leben.

Ja, mein Herz, auch dennoch Dein
In Verachtung, Schmach und Pein,
Dein im Leben, Dein im Tod,
Dein in Kummer, Schmerz und Noth;
Soll es jetzt zu fern'rem Leiden
Ungetröstet von Dir scheiden?

Hohe Herrin, nur ein Blick,
Einen Hauch dem Mißgeschick,
Das, von Zaubermacht gedrängt,
Sich in Feindes Schlingen fängt;
Blind vor Leidenschaft, getrieben
Von Verlangen, Hoffen, Lieben!

„Der Schutz des Propheten über uns!" flüsterte Esma, von Gefühlen der Bangigkeit und des Entzückens

durchschauert, „Allah! sei uns gnädig, solche Töne können nur aus der Brust eines Mannes hervordringen; wir sind des Todes, wenn man uns überrascht, eile Rabia, den Verwegenen in Sicherheit zu bringen!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Schwerin.

[Norddeutsches Pfingstfest; weltliche Concerte.]

Die norddeutschen Musikfeste, so bedeutende Schwierigkeiten sich denselben anfänglich auch entgegenstellten, finden die eifrigste Unterstützung, und ein höchst erfreulicher Sinn für das Große und Erhabene der Kunst hat sich von allen Seiten kund gethan. Auch an Opfern fehlt es nicht, welche gern und bereitwillig dargebracht worden sind, diese Feste auf die höchste Stufe zu bringen; und was wir bis jetzt gehört und gesehen haben, zeigte das beste Gelingen der lobenswerthen Absicht, und verbürgt das erfreuliche Fortbestehen der Feste, die abwechselnd in verschiedenen Städten Mecklenburgs und in den angrenzenden Nachbarstädten stattfinden sollen. Lübeck begann im Jahre 1839 den Reihen und bewies uns, daß, mit Eifer und Liebe zur Sache, das Höchste zu erreichen ist, Diesem Beispiele folgend, fand im vorigen Jahre, am 8., 9. und 10. Juli das zweite norddeutsche Musikfest in Schwerin statt. Eine schöne, großartige Erinnerung knüpft sich an diese uns unvergeßlichen Tage, an welchen sich über 500 Musiker und Sänger eingefunden hatten, um die größten Meisterwerke in höchster Vollendung auszuführen. Der erste Festtag brachte uns Felix Mendelssohn-Bartholdy's Paulus, unter dessen eigener Leitung in hiesiger Domkirche zur Aufführung. Wahrhaft ergreifend, erhebend war der Eindruck, den die ungeheure Tonmasse auf die Zuhörer hervorbrachte. Mit Begeisterung für das schöne Werk folgten sämmtliche Sänger und Musiker dem sicher leitenden Commandostabe des Meisters. Das Comité hatte es sich angelegen sein lassen, eine Wahl der Sänger und Sängerinnen für die Soli zu treffen, wie sie für den schönen Zweck am geeignetsten war; die Wahl fiel auf Dem. Sophie Löwe aus Berlin, Mad. Schmidtgen aus Schwerin, Herrn Mantius und Böttcher aus Berlin und Herrn Reichel aus Hamburg, bei welchen Namen die vollendetste Ausführung der ihnen übertragenen Partien schon im Voraus zu erwarten stand. Am zweiten Festtage fand ein sogenanntes weltliches Concert im hiesigen äußerst brillanten Schauspielhause, unter der Leitung unseres verdienstvollen Herrn Musikdirectors Schmidtgen, statt. Es bestand aus 9 verschiedenen Piecen, worunter sich auch einige Arien und Duetts, von den gedachten Gesangskünstlern vortrefflich ausgeführt, befanden. Insbesondere wollen wir einige Instrumentalstücke herausheben, und beginnen mit einem Violinconcert, welches von dem Herrn Concertmeister David aus Leipzig componirt und mit bewunderungswürdiger Virtuosität vorgetragen wurde. Wir hatten unlängst vorher Gelegenheit, die berühmten Heroen auf diesem Instrumente, Ole Bull und Ernst, zu hören, und fanden nun in Herrn David den rechten Mann, das Künstlerkleeblatt vollständig zu machen. Herr Dr. Mendelssohn-Bartholdy erfreute uns durch ein von ihm selbst componirtes Pianoconcert und belehrte uns, daß der Genius des reinsten Geschmacks in ihm wohnt, und daß nicht ein Arbeiten mit dem ganzen Körper, wie es leider sehr oft der Fall ist, nöthig sei, Begeisterung zu erwecken. Mit Anspruchslosigkeit und Ruhe, die jedem Meister seiner Kunst eigen sein sollte, beginnt er das große Werk, und seine ganze Seele in dem Selbstgeschaffenen aushauchend, so wie mit Leichtigkeit die größten Schwierigkeiten überwindend, ergreift er die Herzen der Zuhörer, von denen nur wenige ihm folgen, Alle ihn aber anstaunen müssen. Mit der Erinnerung an diesen erhabenen Genuß stellt sich auch die Ausführung der Ouvertüre zu Weber's Euryanthe und Beethoven's Symphonie, Nr. 7, in A-dur, vor unsere Seele, welche in Folge der vortrefflichen Leitung, mit der ausgezeichnetsten Präcision in allen Nüancen und ganz fehlerfrei ausgeführt wurden, und so wird uns der Eindruck noch lange unvergeßlich bleiben. „Und es ward Licht!“ Mit einfachen Tönen, aber mit markerschütternder Kraft, rief uns Vater Haydn diese Worte am dritten Festtage in seiner „Schöpfung“ zu. Es ward Licht! und wir erkannten in dem Rauschen himmlischer Accorde das Wesen aller Wesen, und Engelschöre schienen sich aus dem Jenseits in die weiten Hallen der Domkirche segnend herabzusenken. Die Direction und die Besetzung der Solostimmen war dieselbe wie am ersten Festtage. Mit diesen geistigen Genüssen vereinigten sich würdig auch die leiblichen, und in dem vielleicht schönsten Saale seiner Art, im Saale des hiesigen Schauspielhauses, ergötzten sich mehr als Tausend an den Tafelfreuden, welche durch Gesänge der rostocker und schweriner Liedertafeln, wie auch durch zweckmäßige Vorträge einiger Gelehrten erhöht wurden. An diese schlossen sich Vergnügungen im Freien, als: Lustfahrten auf dem Wasser, Musik im Schloßgarten und prachtvolle Illumination desselben, an, und die schönen Tage flohen unter Freuden aller Art wie Minuten dahin. Möchten sie bald wiederkehren! Die Erfüllung dieses Wunsches liegt uns indessen nicht mehr fern, da in unserer Nachbarstadt Hamburg am 5., 7. und 8. Juli d. J. das dritte norddeutsche Musikfest stattfinden wird, welches ebenfalls aus 5 bis 600 Musikern und Sängern bestehen soll. Das Nähere, die Besetzung der Solostimmen, ist uns bis jetzt noch nicht bekannt geworden, doch hoffen wir einem, wenn gleich nicht größeren, doch einem gleichen Genusse mit Zuversicht entgegen zu gehen, da, wie es heißt, Händel's Messias und S. Bach's „Sanctus“ zur Aufführung kommen werden. Möchten endlich auch alle übrigen zu diesem Unternehmen verbundenen Städte von gleichem Eifer beseelt sein, die Kunst zu befördern, und das Fortbestehen der begonnenen Feste begründen zu helfen. .....s.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 118. — den 19. Juni 1841.

Redacteur: Dr. J. S. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Geheimnisse des Serails.

(Fortsetzung.)

Ich zögerte nicht, den Befehl meiner Herrin zu vollziehen, doch kaum machte ich einige Schritte gegen das Rosengebüsch, woher der Gesang zu kommen schien, als mir schon ein Mann daraus entgegen trat, dessen schimmernde Tracht und außerordentliche Schönheit mich befremdeten, obgleich Beides mich nicht so sehr in Erstaunen setzte als sein Turban und das Feldzeichen, woran ich augenblicklich den Großvezier erkannte. Ich berührte mit meiner Stirn den Boden und sprach: „Herr, die Sehnsucht nach dem Anschauen meiner Gebieterin hat Dich zu kühnen Schritten verleitet, bedenke wie Dich selbst Dein hoher Stand nicht schützt, wenn uns Verrath umlauert; aber wie hast Du es möglich gemacht, hier herein zu dringen?“ Er hob einen Beutel mit Gold gefüllt empor, wies mit der Hand nach Süden, legte den Finger auf den Mund und machte einige andere Zeichen. Also von der Seite des Meeres durch das Thor der Stummen war er gekommen, forderte mich auf, diesen an Schweigsamkeit und Willfährigkeit zu gleichen, die Zeit nicht mit Bewunderung seines Wagstücks zu verlieren, sondern ihn zu meiner Gebieterin zu führen. Ich verneinte das Letztere und bestand darauf, diese erst vorzubereiten, schlich leise in den Kiosk zurück und flüsterte: „Herrin, erschrick nicht allzu sehr, Dein Gemahl ist da, ein unerhörtes Unternehmen, . . .“ aber ehe ich noch Zeit gewann, mich weiter zu erklären, hatte Esma sich erhoben, der Sänger war hereingetreten, die Liebenden standen sich gegenüber, bei dem sanften und klaren Lichte des Mondes, Eines des Andern langersehnten Anblick genießend. Ueberraschung malte sich in Beider Zügen, Beider Augen drückten das angenehmste Erstaunen aus, aber indem des Paschas leuchtende Blicke nur die Freude wiederspiegelten, einen noch höhern Grad von Liebreiz und Schönheit zu finden, als er erwartet, schimmerte unter Esma's gesenkten Augenlidern alle Wonne des seligen Bewußtseins hervor, einen Gemahl, dessen Alter und rauhe Sitten sie gefürchtet, jetzt in Jugendglanz und weicher Sehnsucht der Liebe vor sich zu sehen. Dem Geliebten kehrte zuerst die Gabe der Rede zurück; er kniete nieder, drückte die glühende Stirn auf den Marmorboden, küßte den äußersten Zipfel von Esma's Gewändern in tiefster Ehrerbietung und sprach: „Herrin, wirst Du Deinem verstummenden Sklaven verzeihen, den ein Wunder zu Deinen Füßen geführt, weil er von auserkohrnen Lippen dem Schutz des Propheten und der heiligen Engel empfohlen?“

Bei dem Klang dieser Rede ergoß die Freude einen Rosenschimmer über Esma's lilienbleiche Wangen, und aller Zweifel beraubt erwiederte sie: „Ja, edler Pascha, Du bist es, für Dich habe ich Jener Gunst erfleht, doch bin ich keine Auserwählte, mein Verdienst muß sich vor dem Glanz Deiner Huldigungen verbergen.“ — „Deine Schönheit strahlt wie die Sonne am Firmament! Dein Geist leuchtet wie das Gestirn durch die schweigende Nacht, über die Dunkelheit des Serails hinaus!“ rief

der Entzückte, „nur Eins iſt es, worin Esma Sultane ihrem Sklaven weicht, in der Ergebenheit des Herzens.“ — „Nein, glorreicher Muſtapha,“ entgegnete Esma in leiſem Tone, „in Dir erkenne ich meinen Gemahl und meinen Herrn, wie es einem Weibe geziemt. Vom morgenden Tage an wird mein Herz nur Deinen Winken gehorchen; jetzt aber ſieh' auf, um mich zu verlaſſen, denn das Bild der Gefahr, worin Du ſchwebſt, ſchreckt mich mehr als der Gedanke des Todes.“ — Dieſe letzten Worte meiner Herrin riefen mir meine Pflicht ins Gedächtniß zurück, ich eilte, die Gegend ringsum zu durchſpähen, jeden Schatten mit forſchendem Auge zu prüfen, und den Weg zu verfolgen, den der Verwegene etwa genommen, um ihn zu warnen, wenn Verrath ſeine Spuren ſuchte. Bei dieſen Bemühungen verlor ich mich weiter, als ich gewollt, und ging von einer Empfindung in die andere über; Furcht vor Entdeckung, Freude über das Glück meiner geliebten Sultane, Staunen über die Schönheit des Paſchas, Zweifel an ſeiner Jugend, Spott über meinen Unglauben, der den leiblichen Augen nicht traue, Unmuth über meine falſchen Berichterſtatter waren es, die mein Gemüth in ſtetem Wechſel bewegten. Wie lange Zeit mir unter ſolchem Forſchen und Denken vergangen, weiß ich Dir nicht genau zu berichten, nur ſo viel iſt mir erinnerlich, daß ich erſchrak, als der Mond ſichtbar zu erblaſſen begann, und ich unvermuthet einen lichten Streif im Oſten gewahrte. Mit haſtigen Schritten kehrte ich in den Kiosk zurück und rief: „Herr, eile, um aller Heiligen willen, ſonſt biſt Du verloren, denn ſchon naht der Morgen im Dämmerſchein!“ — „Eile, mein Geliebter,“ rief Esma bebend, „Allah iſt groß, ſein Schutz wird Dich geleiten!“ — Aber der Geliebte blieb eine Minute lang unbeweglich, dann ſank er zu Esma's Füßen und ſprach im trüben, tiefen Ton: „Hier auf dieſer Stelle will ich ſterben; wo der Mond mein Glück beſchienen, mag die Sonne meinen Tod beleuchten.“ — „Um der heiligen Engel willen, mein Gemahl, mein Leben,“ flehte Esma, „raffe doch Deine Sinne zuſammen! — Wie, Du willſt nicht dem Aufgebot der Sonne folgen, deren Strahlen uns zu neuen Freuden winken?“ — „Mir zum Uebergange in jene dunkle Weite....,“ ſprach der Betrübte dumpf vor ſich hin. — „Aber nur durch Deine Hartnäckigkeit, Kleinod meines Herzens,“ klagte Esma, „wehe mir, welche böſe Macht verwirrt Deinen Verſtand! — O, unglücksvolle Warnung! man ſagte mir, Du ſeieſt eigenſinnig bis zur Grauſamkeit; wahr, ach nur allzuwahr! erbarme Dich meiner, ich vergehe, ich erliege....“ Ein Thränenſtrom erſtickte ihre Stimme. — Der Geliebte gerieth in die äußerſte Verzweiflung, er umklammerte ihre Kniee, warf ſich zu Boden, hielt die Hände krampfhaft geballt, die er gegen die Stirn ſchlug, indem er rief: „Dieſe Thränen fallen mir brennend auf die Seele, ich, ich Unwürdiger, machte ſie fließen! — Vergib mir, o Angebetete, vergib mir, wenn ich mein Blut dafür verſpritzt!“ — „Aber beim Grabe des Propheten, hoher Herr,“ redete ich unwillig dazwiſchen, „warum marterſt Du meine Gebieterin? — Siehſt Du nicht, wie Deine Reden ihr Schmerz und Schauder erregen? Wozu dieſe Leidenſchaft, dieſer Uebermuth, da Du doch recht wohl wiſſen wirſt, daß, ſelbſt wenn Deine Verwegenheit entdeckt wird, der Padiſchah ſich ſchwerlich blutig rächen würde an Muſtapha Paſcha, ſeinem edlen Vezier.“ — „Muſtapha Paſcha, ſein Vezier?“ wiederholte der junge Mann träumend. — „Ja, ſein Vezier, mein Gemahl, mein Glück, mein Leben!“ rief Esma, ſeine Hände an ihre Bruſt drückend. „Um Allah des Barmherzigen willen, beſinne Dich, Wonne meiner Seele, Du biſt es ja ſelbſt, Du, Muſtapha Paſcha!“ — „Ich, ich Muſtapha Paſcha?“ ſtammelte der Verzweifelnde. „Ich — ich bin — Theophil, ſein Sklave!“ — Mit einem Schrei des Entſetzens ſank Esma auf die Kiſſen des Divans zurück; mir lähmte der Schreck die Zunge.

Aber niemals hatte ich mehr Urſache, die Kraft der Liebe in einem weiblichen Herzen zu bewundern, als an Esma Sultane, ſie war es, die zuerſt ihre Faſſung wiedergewann; die Hand an die Stirn legend, als wolle ſie ſich von der Wahrheit ihrer Gedanken überzeugen, richtete ſie ſich auf und fragte mit unſicherer Stimme: „Unglückſeliger, was hat Dich zu dieſem ſtrafbaren Betruge vermocht? — Du, ein Ungläubiger? wehe mir, wehe mir!“ — „Angebetete Herrin,“ ſeufzte der junge Mann, „die Anmuth Deiner Schriftzüge haben mir Herz und Gehirn entflammt, ſo daß mein Wille in Leidenſchaft untergegangen und ich Dich und meinen Heiland verrathen.“ — „Aber wie kamſt Du zu dem Anblick meiner Schriftzüge, ungetreuer Diener?“ fragte die Sultane ſtrenger. „Wenn Muſtapha Paſcha ſie weniger ſorgfältig verſchloß, weil er Dir traute, ſo haſt Du dreifachen Verrath auf Dich geladen.“ — „Hier iſt Verrath mir fern geblieben,“ entgegnete Theophil, „denn da mein Herr mir gebot, Dir Briefe in ſeinem Namen zu ſchreiben, ſo mußte ich doch auch ſtatt ſeiner die Antwort leſen; überdies hat ihn niemals darnach verlangt.“ — Mit weit aufgeriſſenen Augen ſah Esma dem Sprechenden ſtarr ins Geſicht: „Wie,“ rief ſie, „ſprichſt Du die

Wahrheit? kannſt Du das bei Deinem gekreuzigten Gott beſchwören? — So hätte mich Muſtapha hintergangen? Ha, daß ihn Allah ſtrafe, den Verräther!" — „Bei Allem, was mir heilig, kann ich es beſchwören," betheuerte der Gefragte, „bei meinem Gott und meiner Liebe! — Als der Paſcha die Nachricht der hohen Ehre ſeiner Vermählung mit Dir, erhabene Sultane, erhielt, ließ er mich zu ſich rufen und ſprach: Beim Bart des Propheten, meine Pläne nehmen jetzt eine andere Richtung; ich werde das Bündniß mit dem Paſcha von Aegypten brechen, ja ſelbſt wenn er von ſeinem Vorhaben nicht abſteht, in Feindſchaft mit ihm zerfallen; denn es iſt jetzt nicht mehr mein Wille, meine Macht von der des Padiſchahs unabhängig zu machen, ſondern im Gegentheil meine Kräfte den ſeinigen zu vereinen, indem ich als Großvezier an der Spitze ſeiner Reiche ſtehe. Zu dieſem Zweck mußt auch Du mitwirken, Theophil, — ihr Rajas ſeid gewandt in Reden, wie ſie den Weibern gefallen, — auf, nimm die Feder zur Hand und ſage der jungen Sultane in meinem Namen alles Zärtliche und Schöne, was einem Weibe den Kopf verrücken und das Herz entflammen kann; denn, ſiehſt Du, iſt ihre Liebe glücklich bis zum Taumel der Leidenſchaft geſtiegen, dann wird ſie ihrem Vater nicht mehr Ruhe laſſen als die Fliege dem Schläfrigen, ſie wird ihn unaufhörlich plagen, mir einen Poſten zu verleihen, der mich in ihre Nähe bringt, da ihr Rang ihr verbietet, zu mir zu kommen. — Aber, Herr, fragte ich, wie wird es nun, wenn Du kommſt, und Esma findet in Dir nicht, den ſie geſucht? — Bah, entgegnete er, bei uns Anhängern des Korans iſt es anders, wie bei Euch, die Ihr in Unglauben und abgöttiſcher Verehrung befangen ſeid! wenn Esma in mein Haus kommt, ſo gehört ſie mir allein, und Jedem iſt die Möglichkeit benommen, dazwiſchen zu treten, das Uebrige wird ſich ſchon finden. Thu', was ich Dir befehle, ſpare weder an Reden noch an Geſchenken, — denn nichts iſt mir zu koſtbar für dieſen Zweck — gelingt Dir alsdann Dein Bemühen, ſo ſchenke ich Dir von Stund' an, wo wir in Stambul ankommen, die Freiheit und meine Gnade." — „Und Beides haſt Du dahingegeben, um die zu ſehen, die Du auf Geheiß Deines Herrn betrogen?" fragte Esma, der bei dieſer Erzählung alles Blut in die Wangen zurückgeſtrömt. — „Mehr noch, edle Herrin, mein Leben!" rief Theophil, „aber ich beklage deshalb mein Schickſal nicht, Dein Bild iſt es, das mich in den Träumen meiner Kindheit umſchwebt, Dir zollte ich meine Andacht in den Schwärmereien meiner Jugend, ja, ſo erblickte ich die Madonna, vom Kerzenſchein beleuchtet, wie ich heute Dich im ſanften Lichte des Mondes geſehen, Dein bleibt mein Herz in jeglicher Qual, und könnte ich eines zehnfachen Todes ſterben!" — „Nein, Theophil, Du wirſt nicht ſterben, ſo wahr mir Allah gnädig iſt," entgegnete Esma mit feſter Stimme, „lieber gehe ich durch die Unglückspforte dem Meere entgegen, um meinen Untergang in den Wellen zu finden, ehe ich leide, daß der Henker auch nur ein einziges Haar Deines Hauptes berührt. Aber ſage mir, welch ein unſeliges Geſchick hat uns in den Irrgarten der Leidenſchaft geführt? — Welchem Volke, welchem Lande, welchem Stande gehörſt Du an, durch welchen Umſtand biſt Du in die Sklaverei Deines unwürdigen Herrn gerathen?"

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz.

Aus London.

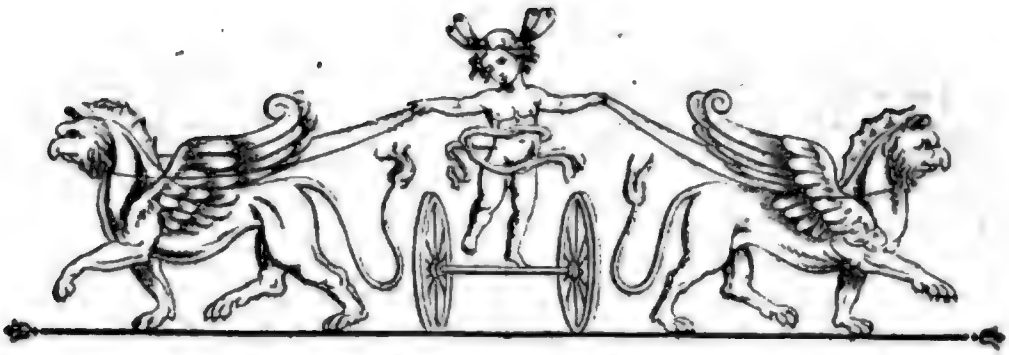
[Cardigan noch einmal; die Juſtiz und die Preſſe.]

Vielleicht hören Ihre Leſer gern etwas Näheres über des berüchtigten Lord Cardigan Leben und Thaten. Wegen grober militairiſcher Vergehen ward ihm ſchon einmal die kitzliche Wahl geſtellt, ſeine Epauletten ſelbſt abzunehmen oder ſie zu verlieren, und er ſcheint ſeinem Vaterlande noch einmal den Beweis liefern zu wollen, daß auch jetzt noch die Hand eine mächtige, die ihm damals die Epauletten zurückgab. Nicht ohne Einfluß mag die Beſitzerin dieſer Hand ſein; Lord Hill, der Commandeur en Chef der Armee, iſt fortwährend glücklich, die ſchöne Hand küſſen zu dürfen; aber der Scepter, den die Hand einſt hielt, iſt ihr entſunken, iſt jetzt das Beſitzthum einer Andern, und Lord Hill ein alter Mann. Viel eher dürfte Lord Cardigan — er war zur Zeit ſeiner Dienſtentlaſſung und bis zum Tode ſeines Vaters Lord Brudenell — ſeinem eigenen Aeußern und ſeinen ein- oder zweiundvierzig Jahren vertrauen. Er iſt ein hoher, feingeformter Mann, mit allen Zeichen des geborenen Kriegers. Gang, Blick und Haltung ſind ſoldatiſch, nicht im eingebläueten, ſondern im echten, freien Style. Der Schnitt ſeines Geſichts iſt mehr eckig als rund, und der Ausdruck im Allgemeinen Entſchloſſenheit und Stolz; nur um die Mundwinkel zuckt bisweilen etwas, wie noble Suffiſance. Die Oberlippe krönt ein tüchtiger, brauner Schnurrbart. Dieſer gibt zwar dem untern Geſichtstheile einen Anſtrich von Wildheit; der verſchwindet aber, wenn der Lord lächelt, was er indeſſen nur ſelten thut. Sein Teint neigt ſich zur Bläſſe, nicht zu der, die eine Folge von Kränklichkeit oder Schwäche iſt; im Gegentheile deutet ſeine Geſtalt auf Kraft und Geſundheit. Die Geſichtsbildung iſt im Ganzen regelmäßig, die Naſe faſt römiſch und die Stirn hoch, das dunkelbraune Haar ſtets mit Sorgfalt geordnet. Wenn nicht in Uniform, trägt der Graf meiſt Blau. Daß er Stolz

mit Ruhe, Entschlossenheit mit kaltem Blute verbindet, bewies er deutlich genug bei seinem Erscheinen als Angeklagter im Hause der Lords. Er hörte die Anklage, wie er in guter Gesellschaft das Vorlesen eines leidigen Gedichtes gehört hätte, sprach sein not guilty mit fester, freier Stimme, warf sich in bester Salons-Manier auf einen gepolsterten Sitz, legte den rechten Schenkel über den linken, kreuzte die Arme und besah sich das Haus, namentlich die Galerie zu seiner Rechten, wo die Damen saßen „in schönem Kranz." Und nicht lange, so wandte er den Damen seine ganze Vorder-, den Pairs drei Viertel seiner Rückseite zu. Cardigan hat das angeborene Unglück, zu den, nicht blos englischen, Tories zu gehören, deren astronomische Weisheit sich darauf beschränkt, daß die Erde um die Sonne läuft und die davon nichts wissen mögen, daß der eigentliche Sonnenkörper eine dunkle Masse ist die ihre Flecken zeigt, sobald die sie umgebenden, leuchtenden Wolken sich trennen und dem menschlichen Auge erlauben, der Wahrheit auf den Grund zu sehen. Außerdem hat er gleich andern, nicht blos englischen, Tories Lichtenberg nicht gelesen und meint, es sei noch heute „wie im dreißigjährigen Kriege." Seinen Duell-Proceß gegen das englische Rechtsgefühl hat Cardigan gewonnen, mußte er gewinnen, weil das Recht für ihn sprach, das, seit es positive Gesetze gegeben, von allen Ungerechtigkeiten die größten begangen hat, das strenge Recht, das summum jus. Seinen dermaligen Proceß gegen das englische religiöse Gefühl wird er verlieren, muß er verlieren, weil den Forderungen dieses Gefühls selbst diejenigen sich beugen, die es nicht im Herzen tragen. Ich meine hier das Auspeitschen des Husaren Rogers am heiligen Ostersonntage. Rogers war auf dem Marsche von Brighton nach Hamilton betrunken gewesen und hatte sich etwas insolent benommen. Dafür dictirte ihm das Distrikts-Kriegsgericht hundert Peitschenhiebe, was in Betracht der neun Stränge sothaner Peitsche arithmetisch gleich ist neunhundert Hieben. Weder Cardigan, noch das Kriegsgericht, sondern das Gesetz hat das Unmenschliche der Strafe zu verantworten. Die Sentenz lief, vom General-Kriegscommando bestätigt, Ostersonntagsmorgen beim Oberstlieutenant ein, er bestimmte die nächste Stunde nach dem Früh-Gottesdienste zur Vollstrekkung derselben, und da dasselbe Lokal in Hounslow Reitschule, Kirche und militairischer Executionsplatz ist, so empfing Rogers hier eine Stunde nach der kirchlichen Feier die zuerkannte Strafe. Diese Entweihung des Gottestages hat nun Lord Cardigan zu vertreten. Dem Engländer aber ist der Sonntag überaus heilig; unter allen christlichen Ländern wäre England gewiß das letzte, wo die Civil-Regierung ein Todesurtheil Sonntags vollstrecken lassen dürfte. Ich zweifle nicht, daß der Henker gehenkt würde. Auch Leibesstrafen rasten Sonntags. Gefangene werden allerdings nicht frei gelassen, aber die Tretmühle steht still und ein Braten auf dem Tische. Beim Militair ist das nicht anders. Lord Hill sah sich, ich kann nicht sagen bewogen, aber durch den Zorn des Publikums genöthigt, dem Lord einen Verweis zu ertheilen und hat damit vom militairischen Gesichtspunkte aus seiner Pflicht genügt. Nun fordert aber das religiöse Gefühl der Nation, daß Cardigan als Christ und Engländer bestraft, und zwar, daß er in Ermangelung einer bestimmten Strafquote mit Entziehung der Gewalt, die er mißbraucht, d. h. mit Dienstentlassung bestraft werde. Es tritt hier eine jener wunderbaren Erscheinungen ins Leben, wie sie nur in preßfreien Ländern vorkommen, daß etwas Hypothetisches gegen etwas Gegebenes, eine Idee gegen eine Thatsache ankämpft, daß die Meinung den Bestand befehdet. Man sollte glauben, das Befehdete könne stolz herabblicken „auf die andern, schlechtern Glieder," brauche blos nicht zu weichen, um Sieger zu sein. Das aber ist eben die Geschichte vom dreißigjährigen Kriege und von dem metaphysischen Räthsel: es ginge wohl, aber es geht nicht. Auch in England hat die öffentliche Meinung kein unmittelbares Zwangsrecht. Was kann sie thun, wenn Lord Hill dem Aufrufe beide Ohren verschließt? — Ihn ermüden, bis er die Hände sinken läßt. Dankt Cardigan ab, so hat die Volksstimme schnell nach einander zwei Triumphe gewonnen. Den ersten gewann sie neulich durch die Verurtheilung des Lord Waldgrave und des Hauptmann Duff zu sechsmonatlichem Gefängniß. Ich habe diesen Proceß in meinem letzten Berichte erwähnt, und freue mich aus Liebe zur Gerechtigkeit, daß er ein solches Ende genommen. Lord Denman hat das Zetergeschrei der Presse gehört, und nach der, ihm in dessen Folge im Oberhause abgeforderten Rechtfertigung es gerathener gefunden, die zwei frechen Menschen seiner Pflicht, als seine Pflicht ihnen aufzuopfern. Aber die neulichen Vorfälle in Canterbury machen ein noch schärferes Strafexempel nothwendig. Vier Hauptleute der dortigen Garnison wußten für ihre heitere Weinlaune keinen würdigern Tummelplatz als die Gassen der in Schlummer liegenden Stadt. Sie sangen unfeine Lieder und schlugen zum Accompagnement Laternen und Fenster ein. Die Polizei störte das Concert und wurde dafür, wegen Mangels an musikalischem Sinn, mißhandelt, argumentirte jedoch mit Fäusten und nahm die Herren Sänger beim Kragen. Auf dem Wege nach dem Wachhause begegneten sie zwei Soldaten und befahlen ihnen, mit Hülfe der Kameraden sie aus den Händen der Haltefeste zu befreien. Die Soldaten hatten nichts Eiligeres zu thun, als 30 bis 40 Kameraden zu sammeln, sich mit Steinen, Brechstangen und Hebebäumen zu bewaffnen, hurrahend vor das Wachhaus zu ziehen, die Fenster einzuwerfen und die Thür zu sprengen. Solchen Demonstrationen nicht gewachsen, stellte der Polizei-Inspector den Verhafteten frei, sich zu entfernen. Das thaten diese, nöthigten jedoch zugleich den Inspector, sie vor die Hausthür zu begleiten und warfen ihn hier den Soldaten in die Arme, die darin natürlich den Befehl sahen, ihn weiter zu werfen, so daß er, aus mehr als einer Wunde blutend, ins Wachhaus zurückkam. Die Officiere zogen im Triumphe heim, wurden aber des folgenden Tages wieder verhaftet und für die Assisen verbehalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 119. — den 21. Juni 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Geheimnisse des Serails.

Novelle von C. Terpen.

(Fortsetzung.)

„Ein Unfall war es, edle Sultane," erwiederte Theophil, „denn ich bin frei geboren, — so weit man dies von einem unterdrückten Volke sagen kann — als Grieche in Napoli di Romania. Mein Geschlecht gehörte zu den geachtetsten und ältesten, und da ihm in dieser Beziehung viele Aufmerksamkeiten von Seiten seiner Nation zu Theil wurden, und es selbst unter den stolzen Nobili's Venezias einigen Ansehens genoß, wuchs ich in einer Lage heran, die mich das entwürdigte Geschick unseres Landes wenig empfinden ließ. Die erste Ahnung ward mir hiervon, als ich mein sechzehntes Jahr erreicht und man über meine künftige Bestimmung rathschlagte; meine Familie war nicht unbemittelt, allein was sie an liegenden Gründen besaß, gehörte meinem ältern Bruder, und auf sonstige Reichthümer konnte man bei den Stürmen des Krieges und dem wechselnden Loos unserer Heimath nicht rechnen; ich mußte also einen Lebensweg erwählen, der mir künftig einen anständigen Unterhalt sicherte. Mein gelehrter Oheim, Prior eines nahegelegenen Basilianer-Klosters, nahm als Selbstverstand an, daß ich mich dem geistlichen Stande widmen werde, da er von jeher in diesem Sinne meine Bildung geleitet. — Daß Theophil zum Dienste des Herrn bestimmt, meine Lieben, sprach er zu meinen Eltern, darüber kann, nach meiner wohldurchdachten Meinung, kein Zweifel obwalten; besitzt er ein gutgeartetes Gemüth, schlichte Tugenden und einen frommen Sinn, dann wird er ein Trost für seine Mitmenschen werden, ein Freund seiner Brüder, ein demüthiger Knecht Gottes, und wird in solchem Thun und Treiben seine irdische Laufbahn gesegnet beschließen. Neigt hingegen sein Geist sich zur Trägheit, sein Sinn zum Eitlen und Seichten, sein Herz zur Thorheit, dann wird die strenge Ordensregel ihm die Möglichkeit der Verwirklichung seiner Wünsche nehmen, ihm aber Träumerei und Müßiggang gestatten; so wird er in stumpfer Gedankenlosigkeit dahinsterben, ohne uns Schande und sich und Andern Qualen zu bereiten. Fiebert aber der Ehrgeiz in seinen Adern, strebt sein Geist zu den Höhen des Lebens empor, überschaut er die Welt mit schnellen und scharfen Blicken, weiß er sich und Andere in rechtem Lichte zu erkennen, die Tugend zu ehren, ohne sich dadurch hinreißen oder schwächen zu lassen, das Laster zu verabscheuen, ohne sich erschrecken oder verderben zu lassen; weiß er dem Guten zu helfen, um ihn zu fesseln, dem Schlechten zu schmeicheln, um ihn zu benutzen, den Hohen zu bedienen, um ihn zu beherrschen; kurz, versteht er die vielfach verworrenen Fäden des Lebens in einen wohlberechneten Knoten zu verschlingen, dann kann er Patriarch von Constantinopel werden, ein Glanzpunct unseres Geschlechts und ein Hebel unseres bedrängten Glaubens. Ruht jedoch, statt dessen, sein Herz in dem Frieden Gottes, sonnt sich sein Geist im Lichte himmlischen Glanzes, spiegelt sich seine Seele im klaren Quell selbstanschauli-

cher Betrachtung, möchte er rohe sinnliche Lust zerstören, um den Duft der ganzen Sinnenwelt zu schlürfen, alles Schlechte in Finsterniß bannen, um das Gute von Knechtschaft zu erlösen, alle Entweihung der Liebe vertilgen, um sich in dem Born der Liebe zu berauschen, dann wird er endlich, nach vielen Erfahrungen und bittern Enttäuschungen, nur Trost in den Worten der Weisen und den Reden der Gottgesandten finden, warum also nicht lieber gleich diese bei frischen Kräften zum Leitstern nehmen, als sie nachmals mit gebrochenem Muthe als Stütze suchen? — Indem Theophil seinen Willen Solcher Einsichten gefangen gibt, ordnet er sich dem Geiste des Herrn unter; der Schmerz, der auf einem unterdrückten Volke lastet, wird in so erhabener Gesellschaft von ihm weichen, der Rachedurst, der den Entwürdigten quält, wird erlöschen durch die lautern Tropfen, womit die Weisheit seine Lippen netzt; er wird den Fleck der Erde vergessen, darauf seine Füße ruhen, und nur der Menschheit gedenken, der Menschheit, die aus seinen Worten Trost und Labung saugt. — Meine Eltern schwiegen aus Ehrfurcht, als mein Oheim geendet; nach einer Weile indeß hub meine Mutter, wiewohl zaghaft, an: Sehr ehrwürdiger Vater und vielgeliebter Bruder, es will sich zwar nicht schicken, gegen Deine gottgefälligen Reden Einwendungen zu erheben, doch drängt es mich allzusehr, meine Meinung über Theophil zu sagen, und Du mußt es mir verzeihen, denn ich bin seine Mutter, und habe daher Gelegenheit gehabt, Beobachtungen über ihn anzustellen, die Dir, trotz Deiner weit höhern Einsicht, entgangen sind. Mein Sohn ist weder so bescheiden, noch so thöricht, noch so ehrgeizig, noch so weise, wie Du die verschiedenen Classen geschildert, sondern von allem Guten und Schlechten, was Du so eben angeführt, steckt, dünkt mich, mehr oder weniger etwas in ihm; überdies ist er muthig bis zur Verwegenheit, was mich oftmals zittern gemacht, ist offen und mittheilend und liebt die geselligen Freuden des Lebens; wie er also im gottseligen Kreise der Mönche zurecht kommen wird, begreife ich nicht! — Daher, wenn Du, sehr verehrter Bruder, ihm Deinen Segen nicht entziehen willst, und Du, mein edler Gemahl, ihm Deine väterliche Einwilligung nicht versagst, so dächte ich, wir ließen ihn die Waffen tragen zur Ehre unseres Geschlechts und zur Beschämung der stolzen Nobili's Venezias und Genuas, die, obgleich von minder edler Herkunft, sich mehr dazu berechtigt glauben wie uns, und deshalb ihre herrische Geringschätzung nur schlecht verhehlen. Wie würde mir das Herz vor Freude schlagen, könnte ich ihnen Theophil an die Seite stellen, wo er sie eben so sehr an Tapferkeit übertreffen würde, wie er ihnen an hoher Abstammung überlegen .... Und wie bald, meine Liebe, würdest Du durch diese thörichte Freude den Untergang unseres Sohnes herbeiführen, — entgegnete mein Vater — ein Held kann nur aus dem Manne werden, der für die Sache seines Volkes kämpft, wer für die Interessen anderer Nationen streitet, bleibt ewig ein Söldling, er muß sich stets entschließen, sein Gewissen und sein Leben um schnöden Gewinn feil zu bieten, und flicht nur erborgte Lorbeern in den Siegeskranz. Würde nicht Theophil in den Fall kommen, die Waffen wider sein Vaterland zu tragen, oder sich ihm ganz entfremden? Dem Lande, das von zwei feindlichen Mächten, der Herrschsucht fanatischer, kriegslustiger Bekenner des Islams und der Habsucht stolzer, unternehmungslustiger Republikaner niedergetreten, zu keiner Kraft gelangen kann und dennoch uns und unsern Vätern die nothwendige Nahrung gereicht? Nein, wer einem unterdrückten Volke angehört, muß nicht auf hohen und allgemeinen Interessen fußen, nicht erwarten, von großen Begebenheiten auf den Gipfel des Strebens erhoben zu werden, sondern mit Fleiß und Anstrengung seinen Weg, abgesondert als Individuum, suchen. — Ich bin gleich Dir nicht der Meinung unseres verehrten Bruders, der Theophil ausschließlich für den Dienst der Kirche bestimmt, ich pflichte Dir bei in Deinen Bemerkungen über seine Freude an lebendiger Anschauung der Dinge, seinen unternehmenden Muth, seine schnelle Auffassung alles Anwendbaren und Nützlichen, und möchte noch seine Abneigung gegen ernste Studien und tiefe Betrachtungen hinzusetzen; doch ziehe ich andere Folgerungen aus diesen Wahrnehmungen wie Du, und möchte daher, nach reiflicher Ueberlegung, dafür stimmen, ihn Handelsgeschäfte treiben zu lassen. — Dieser Vorschlag fand von Seiten des Oheims und der Mutter lebhaften Widerspruch, mir aber eröffnete er einen freudigen, anregenden Blick in die Zukunft; dies Umhertummeln im Leben, sich mit allen Menschen und Sprachen zu befreunden, das Meer zu durchschiffen, fremde Länder und Gewohnheiten kennen zu lernen, nichts zu groß und nichts zu klein zu erachten, und von der Ueberlegenheit des Scharfblicks gleich sichtlichen Vortheil zu ziehen, wodurch das Spiel der Geisteskräfte stets in wachsamer Thätigkeit erhalten wird; dies Alles war es, was mit anziehender Kraft auf meine Phantasie wirkte. Ich vereinigte meine Beredtsamkeit mit der meines Vaters, und als ich bemerkte, daß unsere Gegner schwächer wurden und ihre Gründe an überzeugender Kraft verloren,

machte ich den kräftigsten Ausfall, den ich als entscheidend bis zuletzt verschoben, indem ich meine Mutter an das Beispiel des glorreichen Geschlechtes der Medici erinnerte und meinem Oheim ins Gedächtniß rief: wie er mir selbst erzählt, daß Solon, der weiseste aller Griechen des Alterthums, in seiner Jugend Handelsgeschäfte getrieben. Nach diesem schüttelten Beide schweigend die Häupter, wir aber nahmen es für bessere Ueberzeugung; nicht lange, so schickte mich mein Vater nach Venedig zu einem seiner Freunde, der versprochen, mich in meinem künftigen Berufe zu unterweisen. — Vergebens würde ich versuchen, Dir ein Bild der stolzen Venezia zu entwerfen, die von San Marco's Löwen bewacht, Tag für Tag beim Glanze der Sonne, und allnächtlich beim Mondenschein ihre Schönheit in den Fluthen spiegelt; mich blendeten Pracht und Vergnügen, Kunst und reizende Frauen; meine Sinne wären in diesem Taumel untergegangen, wenn nicht die ernste Nothwendigkeit des Geschäfts mich nüchtern erhalten; wie oft habe ich dieses verwünscht, um mich ganz den Genüssen zu weihen, bis die Ueberzeugung bei mir Raum gewann, daß der Erwerb größerer Reichthümer die Brücke sei zu höheren Genüssen; nun verfolgte ich meinen erwählten Beruf mit größerem Eifer, unter diesem Eifer aber ging mir bald die Ursache desselben verloren, und ich liebte meine Arbeit der Arbeit wegen. Das Glück lächelte mir fortan, ich ward geliebt und geachtet von meinen Genossen, und sah mich schon in meinem fünfundzwanzigsten Jahre in der Lage, mit Andern vereint ein unabhängiges Haus hier und in meiner Vaterstadt zu gründen; dies konnte mich jedoch nicht fesseln, da ich das Reisen über Alles liebte, und als eben eines unserer Schiffe in die See stach, um nach der Levante zu segeln, ging ich an Bord desselben, um mein Geschäft persönlich abzumachen. Unterwegs verschlugen uns widrige Winde, während dessen war abermals der Krieg zwischen der Pforte und der Republik ausgebrochen, und unvorbereitet, wie man uns fand, wurden wir ein Raub der Korsaren. Meiner Güter und meiner Freiheit beraubt, verkaufte man mich an den Pascha von Aegypten; dieser, der über meine Kenntniß verschiedener Sprachen erstaunte, freute sich über den Handel, hörte nicht auf mein Anerbieten eines beträchtlichen Lösegeldes, sondern sandte mich als Geschenk an seinen Freund Mustapha Pascha von Bagdad, dem, wie er sagte, eben ein Dragoman fehle. — Die nunmehrigen Umstände, Erhabene, sind Dir bekannt, nur fühle ich mich gedrungen, hinzuzufügen, wie eine unnennbare Traurigkeit mein Leben verzehrte, wie nichts mir Theilnahme einzuflößen vermochte, und meine Tage dahinschlichen im bleichen Gewande des Jammers, bis — Dein erster Brief an mich gelangte. Ich gestehe, die Wirkung desselben war mir Anfangs selbst unbegreiflich, ich hatte viele schöne Frauen gesehen, von den schönsten Gunstbezeigungen erhalten, und sie wahrhaft zu lieben geglaubt, aber keine hatte jemals einen solchen Eindruck auf mein Gemüth gemacht, wie diese Unbekannte, der ich, auf Geheiß meines Herrn Liebe gelogen. War vielleicht die Fähigkeit zu lieben im Getümmel des geschäftigen Lebens geschwächt, und jetzt in der Muße und Einsamkeit höher entwickelt? oder war die, Allen verborgene Unbekannte und mein geheimnißvolles Verhältniß zu ihr mehr geeignet, meine Phantasie zu entflammen? oder war sie liebreizender und schöner als Alle, die je mein Auge erblickt; bei dieser Meinung verharrte ich, o gütige Sultane, und wie sehr hat sich meine Ahnung bewährt! — Die Natur gewann für mich jetzt neues Leben und die Künste neuen Reiz, Dein Bild schwebte mir vor Augen und wohnte in meinem Herzen, und Deine Sprache ward die meinige; daß bei solcher Spannung meines Gemüths von Allem, was ich Dir schrieb, nur der Name erborgt, wirst Du meinen Schwüren glauben, angebetete Herrin!" — „Der Name .... und mehr noch!" seufzte Esma bekümmert, „Theophil, wie konntest Du es wagen, so Dein Spiel mit dem Heiligsten zu treiben? sieh dies Gewand, das ich trage, über dessen Ursprung Du mich so schmählich getäuscht; oder wenigstens aus Deinen Händen sind nicht jene verehrten Gegenstände gekommen; denn wie hätte ein Ungläubiger die Moschee des Propheten betreten dürfen?" — „Herrin, in diesem Punkte denke nicht schlimm von mir," versicherte der Grieche, „die Gegenstände Deiner Verehrung kommen aus meinen Händen; als der Pascha den Zug nach den heiligen Städten unternahm, von dessen Erfolg Alles für ihn abhing, stellte ich ihm vor, wie ich Dir unmöglich eine Beschreibung der Ereignisse liefern könne, wenn ich ihnen nicht selbst mit beigewohnt; die Sache ward ihm anschaulich, und nach einigem Zögern entschloß er sich, mich, als Muselmann verkleidet, seinem Gefolge einzuverleiben. Mit welchem Eifer durchforschte ich unter dieser Verkappung die geweihten Stätten, um für Dich zu erlangen, was Deiner Verehrung würdig, erhabenes Kind des Propheten; jeder Gegenstand, durch den ich meine Geschenke vermehrte, verursachte mir unermeßliche Freude, indem ich die Genugthuung hatte, ihren Besitz durch eigene Mittel erschwungen zu haben.

während ich im Gegentheil bei den frühern schimmernden Sendungen den Schatz meines Herrn in Anspruch nehmen mußte." (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus London. (Fortsetz.)

[Juwelenproceß; Simonie; Wettrudern.]

Einmal bei der Justiz, gedenke ich des Processes, den der König von Hannover seit geraumer Zeit wider seine königliche Nichte von England beabsichtigt und jetzt vorm Rolls-Court in Gang gebracht hat. Die hiesigen Blätter sind darüber ungewöhnlich schweigsam, und deswegen ist der eigentliche Klaggrund Vielen hier unklar, und in zwei oder drei deutschen Journalen theils halb, theils ganz unwahr dargestellt. Daß der Proceß gewisse Juwelen zum Gegenstande hat, welche im Besitze der Königin Victoria sind und auf welche König Ernst ein Eigenthumsrecht prätendirt, so viel steht fest. Was dies aber für Juwelen seien, und worauf der Anspruch beruhe, das wird verschieden erzählt. Die Einen behaupten, es seien Juwelen, die, weil der Krone Hannover gehörig, König Ernst als Träger dieser Krone jetzt abfordere. Wäre das der Fall, so könnte es darüber kaum zum Processe kommen. Die beanspruchten Juwelen würden sich leicht herausfinden lassen und Königin Victoria sie ihrem Oheim nicht vorenthalten. Eben so, wenn es wahr wäre, daß die betreffenden Juwelen von Wilhelm dem Vierten seinem Bruder vermacht worden und aus Irrthum unter die Kronjuwelen gerathen sind. Das Richtige an der Sache ist, daß Georg der Dritte, als er sich mit Prinzeß Charlotte vermählte, ihr eine Juwelen-Schenkung machte im Werthe von 50 bis 60,000 Pfund Sterling. Die Identität dieser Juwelen ist unbezweifelt und auch das nicht zu leugnen, daß sie unter dem Namen Kronjuwelen nebst andern der Art im Tower aufbewahrt werden. Mehrere Jahre vor ihrem Tode machte Königin Charlotte ein Testament, in dem sie über jenes Geschmeide dahin verfügte, daß, wenn ihr Gemahl geistig gesund sie überlebte, die Juwelen an ihn, falls er hingegen vor ihr oder geisteskrank nach ihr verstürbe, an das Haus Hannover in directer Linie fallen sollten. Demgemäß ist das Geschmeide bis auf Königin Victoria in England geblieben, und auf dieses Testament stützt König Ernst seinen Anspruch. Warum aber willfahrt man ihm nicht? Erstens, weil dirsseitige Sachverständige sagen, König Georg habe Kronjuwelen verschenkt und dazu kein Recht gehabt, und zweitens, weil die zu Recht Beständigkeit des letzten Willens der Königin Charlotte erheblichen Zweifeln unterliegt. Nebenbei kommen noch andere Fragen in Betracht, die auch ihre Wichtigkeit haben, natürlich aber nur dann berührt würden, wenn jene Präjudicialpunkte eine dem Kläger günstige Entscheidung erhielten. Im ersten Termine hat der Gerichtshof nichts gethan, als den Antrag der hohen Verklagten genehmigt, einige auf dem Continent wohnende Beweiszeugen für die Ungiltigkeit des fraglichen Testaments abhören zu lassen, und laut einer dem Rechtsgange sehr vortheilhaften Berechnung steht unter 90 bis 100 Jahren ein Endurtheil nicht zu erwarten. Es dünkt mir daher ungewiß, ob ich jemals die Ehre haben werde darüber zu berichten.

Gleich wortkarg wie über diesen Proceß verhalten sich unsere Journale über die Dienstentsetzung des Dechanten von York; mag sein, um in einer Zeit, wo die Staatskirche ohnedies die gewaltigsten Angriffe erleidet, und die Dissenters täglich mehr Raum gewinnen, eins der Hauptgebrechen dieser Kirche, den unter ihrem hohen Klerus stark im Schwunge gehenden sträflichen und sündhaften Verkauf geistlicher Stellen, nicht schonungslos zur Schau zu legen. Die betreffenden Redactionen müssen freilich am besten wissen, was ihrer Sache frommt und was sie demgemäß zu thun und zu lassen haben; sonst möchte man glauben, daß die ex capite simoniae erfolgte Absetzung eines Mannes wie der Dechant von York, Sohn des reichen Baronet Sir James Cockburn, Bruder des Vice-Admirals Sir George Cockburn und Schwager des in diesem Augenblicke wenigstens mit einem Fuße über die Schwelle der Premierschaft steigenden Sir Robert Peel, für das Bestreben der anglikanischen Kirche, ihre räudigen Schafe auszumerzen, das beste Zeugniß liefern könnte. Der Vorfall ist blos von zwei oder drei kleineren Blättern flüchtig besprochen worden. Das Factum der Absetzung gereicht indessen jedenfalls sowohl dem Erzbischofe von York, der die Untersuchung beantragte, als den zu ihrer Führung ernannten geistlichen Commissaren zum Ruhme der Unparteilichkeit, nicht zu sagen Unbestechlichkeit, indem es allerdings an werthvollen Ködern nicht gefehlt haben soll. Der Dechant wird auf einige Jahre außer Landes gehen und — nicht hungern — — —.

Vorstehende drei Gedankenstriche müssen die Worte vertreten, welche mir in der Feder hingen, als ich gestern zu the Cambridge and Oxford Match abgerufen wurde. Wer von einem Wettstreite der Universitäten Cambridge und Oxford hört, zumal wenn er ein Deutscher ist, dem Universität und Gelehrsamkeit untrennbare Begriffe sind, der hat gewiß keine Ahnung davon, daß es sich um ein — Wettrudern handelt. Wie vor Zeiten Halle und Leipzig sich auf „die Klinge" forderten, und einstmals unweit Skeudiz „der lange Hallenser mit aufgeschlitztem Bauch im Grase lag," so fordern sich bisweilen die Universitäten Cambridge und Oxford auf ein Wettrudern, das hier in London stattfindet und zu den fashionablen Sehenswürdigkeiten gehört. Cambridge hatte gefordert und Oxford angenommen. Ein solches Ereigniß setzt die beiderseitigen Studenten — Cantabs für Cambridgianer, Oxonians für Oxfordianer — in starke Bewegung. Auf beiden Universitäten gibt es besondere Ruderer-Clubs, gegen deren Respectabilität im englischen Wortsinne sich schon deshalb nichts einwenden läßt, weil die Theilnehmer meist die Mittel haben, sich, wie Lichtenberg es ausdrückte, Studirens halber dort aufzuhalten. Sobald nun die Ausforderung acceptirt worden, rudern die Clubs unter sich Wette und wählen aus den Siegern für jede Universität neun Repräsentanten, d. h. einen Vormann — stroke —, einen Steuermann — cockswain — und sieben Ruderer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 120. — den 22. Juni 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Geheimnisse des Serails.

(Fortsetzung.)

Gerührt streckte ihm Esma die Hand entgegen und sprach: „Ich danke Dir, Theophil, ja ich will es Dir nicht verhehlen, jetzt weiß ich, warum eine so unwiderstehlich anziehende Kraft in diesen heiligen Gegenständen für mich gelegen; ich erkenne die Allmacht der Liebe. — Mein Herz ist geneigt, Dir zu vergeben, wie Allah und sein Prophet Dir vergaben; denn sonst hätte ein Stein der großen Moschee Dich zerschmettert oder Dich ein Blitz vom Himmel vernichtet. — Aber jetzt stehe auf und entferne Dich; eile, ich befehle es Dir, zögere nicht länger, Dein Untergang würde mich den Schmerz des Todes empfinden lassen! — Lebe wohl und vertraue mir, ich bin ein Kind des Serails!" — Mit diesen Worten machte Esma den feurigen Danksagungen des Eindringlings ein Ende, und ich ergriff den Widerstrebenden, um ihn durch die dunkelsten Partien des Gartens an das Thor der Stummen zu führen, wodurch ich ihn alsbald verschwinden sah.

Unser erstes Geschäft war nun, uns auf den Glanz des Zuges zu bereiten, der, nach Verlauf weniger Stunden, die Sultane in den Palast ihres Gemahls führen sollte. Nachdem Esma gesalbt und gebadet, ordnete sie ihren Anzug reicher als je, sie starrte vom Kopf bis zu den Füßen von Seide, Pelzwerk und Stickereien, und war, von der Feder, die ihren Turban zierte, bis zur äußersten Spitze ihrer Pantoffeln mit Edelsteinen übersäet; Hals, Arme und Hände wurden gedrückt durch die Last der Diamanten, die mit ihren blitzenden Strahlen das Auge verblendeten und ihm den Anblick der schönen Trägerin streitig machten. Die Stunde kam, die Thore des Serails öffneten sich, und die Sultane hielt mit unerhörter Pracht und unter ungeheurem Andrange des Volkes verschleiert ihren Umzug durch die Straßen von Stambul. Als dieser Strom von Glanz und Schimmer sich so durch die heiligen Räume der Moscheen, durch die belebten Regionen des Verkehrs und durch die niedern des Mangels ergossen, kehrte er wieder an seinen Ursprung zurück, in die Gegend des Serails, und verlor sich in den Palast des Großveziers. Hier ward Esma, von einer endlosen Schaar Sklavinnen und Sklaven empfangen, und von einer noch größern Zahl begleitet, durch die prächtigen Räume geführt in ein Gemach, das noch alles Frühere überglänzte, und das der Pascha zu ihrer ersten Zusammenkunft bestimmt. — Alles zog sich zurück bei seinem Herannahen, mir aber gab Esma einen Wink, mich zwischen die reichen rothsammetnen mit Gold durchwirkten Vorhänge zu verbergen. — Der Pascha trat sicheren Schrittes herein, stutzte jedoch, und als er die Augen mit den Händen bedeckte und sein Antlitz zur Erde neigte, schien er wirklich geblendet: „Beim Bart des Propheten," rief er, indem er wieder den Blick erhob, „vor Deiner Schönheit schwinden die Reize der übrigen Weiber wie der Schnee Libanons vor der Frühlingssonne! — Ich rühme Allah und mein gutes Glück, die mir statt verwelkender Frauen

eine junge und schöne senden, und werde die Gnade des Padischahs doppelt preisen, wenn ich im Genuß Deiner Liebe schwelge!" — „Wem glaubst Du, edler Pascha, daß Du der Gnaden mehr verdankst, dem Padischah oder Deiner Gemahlin?" fragte Esma. — „Ha, reizende Sultane, es ist wahr, Du verstehst die Kunst des Gefallens, Du erinnerst mich an die Pflichten der Dankbarkeit, um meiner Liebe stärkere Nahrung zu geben; so schüttet eine verständige Hausfrau zeitig Oel auf die Lampe, um der Flamme längere Dauer zu sichern; aber fürchte nichts, Mustapha versteht sich auf die Schönheit der Weiber und würde Dich auch ohne Deine wirksame Fürsprache eben so zärtlich liebkosen." — „Ich danke Dir für Dein artiges Lob," entgegnete die Prinzessin, „aber sage mir, glaubst Du wirklich, Esma Sultane habe sich für Mustapha, den edlen Pascha von drei Roßschweifen, verwandt um den Genuß eitler Liebeständeleien?" — „Reizende Sultane, mache mir das Leben nicht sauer," sprach der Pascha weicher, „denn zwar verstehe ich Länder zu erobern, Schlachten zu gewinnen, Städte zu stürmen, nicht aber den Widerstand der Weiber durch Worte zu besiegen. Allerdings glaube ich, daß Du bei Deinen Bemühungen meine Zärtlichkeit als Lohn gewünscht, denn man kennt die Gelüste schöner Frauen, sie sind: Naschen, Putzen und Lieben." — „Möglich," meinte Esma, „jedoch Eins vergißt Du bei der Tochter des Padischahs, es ist der Durst nach Macht und Ehre; deshalb habe ich Dich, mit Zuziehung meines erhabenen Vaters, hieher beschieden, weil ich hoffte, Du werdest meinen Wünschen gefällig sein und in meine Pläne eingehen; wogegen ich Dir meine Hülfe und meinen Einfluß bei den Deinigen zusichere."

Der Pascha sah meine Herrin einen Augenblick verwundert an, dann lachte er und erwiederte: „Das Alles wird sich schon nachmals finden; jetzt aber, schönste Houri des irdischen Paradieses, lasse die Kunst der Sprödigkeit fahren. Sieh, ich bin Dir aufrichtig zugethan, fürchte nicht, durch zu viel Nachgiebigkeit die Frist zu verkürzen, oder einer Andern schneller den Platz zu räumen; meine Gunst bleibt Dir unbestritten, da Dir keine an Liebreiz gleicht. — Deine Verstellung täuscht den erfahrnen Mustapha nicht; komm in meine Arme, süße Wunderblume, das Glück des Lebens zu geben und zu empfangen." — „Wie, solche Reden wagst Du an Esma Sultane zu richten?" rief diese mit Zornesgluth auf den Wangen, „Du, der Du länger und besser wie ich das Gesetz kennen mußt, das diejenigen unerbittlich zum Tode verdammt, denen ich unglücklich genug wäre, das Leben zu geben! — Denke nicht die niedere Gesinnung gemeiner Weiber bei mir zu finden; versuche nicht noch einmal, mich zur Verletzung meiner Gelübde und meines Gewissens zu verleiten, oder fürchte die Rache, die das Kind Deines Herrn Dir bereitet!"

Des Paschas Augen rollten, seine buschigen Brauen zogen sich zusammen, seine Adern schwollen an, er legte die Hand an den Dolch, stieß Flüche in den Bart; kaum konnte ich einen Schrei der Furcht unterdrücken; doch der Respect vor der Tochter des Großherrn drängte den Ausbruch seiner Wuth zurück; nach einer Weile sammelte er sich, und sich verbeugend murmelte er, nur halb verständlich, etwas zum Lobe georgischer und abyssinischer Sklavinnen. — „Allerdings ihre Sanftmuth ist vollkommener wie die meinige," sprach Esma mit unerschütterter Fassung, „deshalb werde ich Dir auch deren Gesellschaft nach Deinem Gefallen gestatten, ohne den Frieden und die Eintracht des Hauses zu stören, ganz wie es der Koran befiehlt." — „Ich danke Dir, erhabene Sultane," erwiederte Mustapha, „für eine Erlaubniß, die ich mir vielleicht auch ohne Deine Zustimmung genommen hätte, da der Koran mir dies nicht verbietet; übrigens ist es paßlich, daß Du die Gesellschaft Deines Gemahls erfahrner verläßt, wie Du hineingekommen, und deshalb will ich Dir anvertrauen, was wir Männer in Bagdad, Aleppo und Damaskus, in Mekka, Medina und Kairo ganz vorzüglich lieben: Frauen, die niemals den Koran gelesen haben, und eben deshalb nicht vor der Zeit klug geworden sind." — „Meinen Dank für Deine Belehrung, edler Pascha," entgegnete die Prinzessin, „Dein Zutrauen verdient Erwiederung, und deshalb wisse, was man in Stambul am meisten fürchtet: das Blut des Großherrn zu erhitzen, weil er Mittel besitzt, Verrath und Undank zu strafen. — Sollte Dir dieses Unglück jemals geschehen, so baue auf die Zuneigung Esma's, Deiner leicht versöhnlichen Gemahlin." — „Bei allen Weibern Mohammed's, des Propheten, schwöre ich, daß mir von meiner weisen Gemahlin eine Zuneigung ward, wie ich sie bis hieher niemals gefunden, um ihr aber nicht zu harte Proben zu stellen, werde ich dem Blute des Großherrn Zeit gönnen, sich abzukühlen, und küsse hiermit, als Dein Sklave, den Staub Deiner erhabenen Füße, tief verehrte Sultane." — Mit diesen Worten ging Mustapha Pascha, Lächeln auf den Lippen, aber Groll und Verdruß im Herzen; athemlos stürzte ich hervor und rief: „Herrin, um aller Heiligen willen, Du hättest sanftere Worte und zweifelhaftere Ausflüchte wählen sollen! ein Mann, wie der Pascha, vergibt viel, wenn

nur das Nein in Schmeicheleien gehüllt, und überbietet an Langmuth das Kameel, wenn man ihm nicht die Hoffnung des Erfolges seiner Wünsche benimmt." — Aufgeregt warf sich Esma auf eins der schwellenden Polster, die rings an den Wänden umherliefen: „Rabia," sprach sie, ihr Gesicht verhüllend, „wie kannst Du mir solche Erniedrigung preisen? — Der Pascha ist ein Nichtswürdiger, ein Verräther; Rache und Verderben über ihn, der mich dem Irrthum und der Sünde preisgegeben!" — „Nicht er, das Geschick that es," entgegnete ich begütigend, „das bei der Erschaffung die Schwäche des Weibes der Stärke des Mannes untergeordnet, und sie dadurch seiner Geringschätzung hingegeben; kein Weib entrinnt diesem Fluch, und sei sie an Geist und Stand gleich hochgeboren, und deshalb, sträubt sich auch anfangs ihr Stolz, greift sie doch endlich zu den einzigen Waffen, die ihr geblieben, sie heißen, List und Geduld." — „Weshalb sollte ich List, weshalb Geduld an ihm üben, dem Elenden? ist er mir nicht unterthan nach dem Gesetz? und halte ich nicht sein Leben in meiner Hand gleich einer zerbrechlichen Seifenblase; ein Hauch, ein Wort und sein Haupt ziert die Pforte des Serails! — Er muß mich fürchten, denn was hindert mich, ihn zu verderben?"

„Die Klugheit, Herrin, — frage Dein Herz, ob Du nicht mehr dabei opfern würdest, wie Dein Leben?" — Esma wurde nachdenklich und sanfter; endlich seufzte sie schwer und sprach: „Ach, Rabia, Du getreue Führerin meiner Seele, ich erkenne wohl meine Unbesonnenheit, die mir Verderben droht, aber sage, wie fange ich's an, den Tiger zu zähmen, der auf seine Beute schießt und den wilden Büffel in seinem Laufe zu hemmen?" — „Durch List, Herrin, indem Du ihn auf falsche Fährten führst; Schwierigkeiten nutzen den Eifer ab; laß mich machen, Du verstehst Dich auf die Kunst des Salems." — Mit diesen Worten eilte ich in die Gärten hinaus, um die verschiedenartigsten Blüthen zusammenzulesen; zurückgekehrt legte ich diese vor Esma hin. Als diese sie jedoch zurückschob, wie wenn ihr eine Schlange zu nahe gekrochen, ordnete ich selbst einen Strauß, worin ich eine Entschuldigung in Rücksicht auf Ueberrilung und Heftigkeit machte und über verletztes Zartgefühl klagte; diesen trug ich dann, mit Esma's Erlaubniß, zum Pascha.

Alle Thüren öffneten sich mir, als Botin der Sultane, und Mustapha empfing mich, wiewohl mürrisch, doch mit einer gewissen Befriedigung; er warf die Blumen nichtachtend von sich, beschenkte mich indeß reichlich, und ließ sogleich nach meiner Entfernung Hafiz, den obersten Astrologen des Padischahs, zu sich rufen und sprach: „Sage mir, weisester Mann in den weiten Reichen der Gläubigen, was kann ein Weib für Gründe haben, denjenigen nicht zu lieben, der ihr in Zärtlichkeit zugethan?"

Die spitze Mütze des Munedjim-Baschi machte eine leichte Bewegung, und sein schneeweißer Bart, der über sein schwarzes Gewand herabfloß, schien ein wenig zu beben; ein argwöhnisches Auge würde den Verdacht gefaßt haben, daß ein unwürdiges Lachen sich des Weisen zu bemächtigen drohe, der Großvezier aber war weit entfernt, ihm solchen Mangel an Haltung zuzutrauen, als er sich tief verbeugte und erwiederte: „Darf man wissen, ob Mustapha, der glorreiche Träger irdischer Würden, also fragt?" — „Ja, ehrwürdiger Baschi," entgegnete der Pascha nicht ohne Verlegenheit, „wenn es zu Deinem Zwecke nothwendig ist, will ich Dir gestehen, daß ich es bin, der vergebens um die Liebe eines Weibes wirbt und den Grund ihrer Abneigung kennen möchte." — „Und welche Gründe vermögen Mustapha, die Stütze weltlicher Hoheit, nach Erlangung der Liebe dieses Weibes zu trachten?" fragte der Seher weiter. — „Nun Gründe," meinte der Vezier, „Gründe genug; erstlich, weil ihre Reize mein Blut erhitzen; zweitens, weil es eines Mannes unwürdig ist, dem Eigensinn eines Weibes zu weichen, und drittens, weil es meinen Plänen dient." — „Dreifach," sprach Hafiz nachdenklich, „drei also ist die Zahl, die Deinen Willen lenkt? — Nun erstlich: das Weib ist eitel; tritt vor die Geliebte in allem Glanze Deines Standes, sage, wie ihre Reize Deine Augen mehr verblenden, als Deine Würden die ihrigen zu locken vermögen, spiele den Ueberwundenen und Du wirst siegen." — „Pah, nicht für alle Schätze der Welt werde ich mich noch einmal vor ihr erniedrigen!" rief Mustapha mit Unwillen. — „O, Du sahest sie schon mit Deinen leiblichen Augen," lenkte der Seher ein; „nun, zweitens: das Weib ist furchtsam; laß die Wolken des Zornes Deine Stirn verfinstern, laß die Blize der Leidenschaft um Deine bebenden Lippen zucken, erhebe in der Rechten den Dolch und lasse der Trotzigen die Wahl zwischen Sterben oder Lieben." — „Beim Bart des Propheten, sehr weiser Mann, wenn Gewalt hier an der Stelle wäre, so verplauderten wir die Zeit nicht müßig mit einander!" rief spottend der Vezier. — „Ach, also unsere Macht reicht nicht aus für ein solches Verfahren," meinte Hafiz bedenklich; „nun drittens: das Weib ist geizig, zeige der Hartnäckigen den

Glanz des Goldes, laß die Fülle desselben ihr Auge reizen, ja, leere Deinen Schatz und jede Falte Deines Beutels, denn, verstehst Du den Handel recht, so ist mit der Erkauften doch wiederum Alles Dein....“ — „Schweige mit solchen Reden,“ herrschte der Pascha, „solche Weisheit brauchst Du dem erfahrenen Mustapha nicht zu predigen; um solcher Ausbeute willen hätte ich Dich schwerlich von Deinem hohen Gemach herunter bemüht, würdiger Baschi, allein ich glaubte, Du hättest dort tiefere Einsicht und geheimere Blicke in die Regungen des menschlichen Herzens gethan, wie wir andern Sterblichen im täglichen Verkehr des Lebens.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus London. (Fortsetz.)

[Englisches Studentenrudern; die Cantabs und die Oxonians.]

Ungefähr vierzehn Tage vorm Wettkampfe begeben sich die Repräsentanten nach London, ordnen die einschlagenden Einzelnheiten in convivialer Besprechung und üben sich für den entscheidenden Tag. Zur Wahlstatt hatten sie diesmal die ziemlich lange Wasserstraße von der Westminster-Brücke zur Putney-Brücke ersehen, und es versteht sich, daß die Themse-Polizei unter Oberdirection des Lord-Mayor, zu dessen Justizbarkeit der ganze Themsefluß gehört, bei solchen eleganten Veranlassungen für den Wegfall etwaiger Störungen sorgt. Sechs Uhr Abends war die zur Abfahrt bestimmte Stunde; eine volle Stunde früher starrten die Westminster-Brücke und die Gerüste der im Bau begriffenen Parlamentshäuser von Köpfen, bedeckten Menschen aller Art — some with principles, and some with none, wie Jemand witzig bemerkte — hatte hie und da die städtische Polizei Noth, waren die an beiden Ufern liegenden Kähne, Barken und Fahrzeuge aller Art ein Gewühl, standen sechs und sieben wogende Reihen längs der sogenannten Bischofs-Allee, hatten Hunderte von Wagen und Reitern die Zugänge zur Vauxhall-Brücke besetzt, und wimmelte es auf der Vauxhall-, der Battersea- und auf der Putney-Brücke von Menschen und Fuhrwerken jeder Gattung. Zwanzig Minuten vor sechs kamen schnell nacheinander fünf stattliche Dampfboote den breiten Strom herauf, gingen unter der Westminster-Brücke durch und legten sich an den Pfeilern fest. Das am lustigsten geschmückte trug ausschließend die Elite der beiden Universitäten, ungefähr 150 Köpfe. Auf den anderen vier, „alle voll zum Ueberfließen,“ mochten sich auch ganz respectable Personen befinden, denn fünf Shillinge à personne ist selbst in London ein bewährtes Exclusivitäts-Mittel. Außerdem war der Strom mit Nachen und Kähnen wie besäet, die jedoch beim Anfange der Ragazza und sobald die fünf Leviathane „den Dampf anließen,“ sich bescheidentlich nach den Ufern zogen. Schlag sechs Uhr erschienen die Kampfhelden von entgegengesetzten Seiten, die Einen wie die Andern in leichter, schiffsmännischer Tracht, die Oxonians weiß und dunkelblau, die Cantabs weiß und hellblau. Lautes Hurrah begrüßte sie, und wahrlich, alle achtzehn waren schöne, kräftige Gestalten, Roastbeef-, nicht Wassersuppen-Figuren. Sie waren gegen einander zu gleicher Schwere abgewogen und ihre Boote von gleichem Maaße, jedes 52 Fuß lang und in der Mitte 7 breit. Wenn die Wetten 5, 6 und sogar 7 gegen 4 zu Gunsten der Cambridgianer standen, so ist es möglich, daß daran geheime Kenntnisse Theil hatten, möglich auch, daß der in den letzten drei Wettkämpfen den Cantabs verbliebene Sieg ihnen „goldene Meinungen“ gewonnen. Während die Kämpfer ihre Boote bestiegen, bestieg der Kampfrichter das seinige, ein Oxfordianer, der beim letzten Wettrudern Vormann gewesen und von beiden Theilen für jeden etwaigen Zwist zum Schiedsrichter ernannt war. Acht erlesene Schiffer ruderten sein Boot. Zwölf Minuten nach sechs gab ein Pistolenschuß das Zeichen zur Abfahrt und im Nu schossen die wettkämpfenden Boote fort. Die Dampfschiffe folgten, blieben aber von Minute zu Minute weiter zurück und bestätigten dadurch die alte Erfahrung, daß sie es, versteht sich auf kurze Distance, mit tüchtigen Ruderern nicht aufnehmen können. Die erste englische Meile wurde mannhaft durchgekämpft; dann schleuderten sechs oder acht mit Blitzesschnelle geführte Ruderschläge die Cantabs um eine halbe Bootslänge vor, und dieser Moment machte sie zum vierten Male Sieger. Trotz des Aufgebots der äußersten Kraft vermochten die Oxonians nicht, den verlorenen Raum zurück zu gewinnen, bis sie, das Vergebliche ihrer Anstrengungen einsehend, den Siegern gemächlich nachruderten. So kamen diese um eine Minute und fünf Sekunden früher ans Ziel. Die ganze Fahrt hatte etwas über 33 Minuten gedauert. Sieger und Besiegte erwartete in Putney ein stattliches Mahl und ich kann bezeugen, daß der Sieg keinen Stachel zurückgelassen hatte. — (D. F. f.)

Notizen.

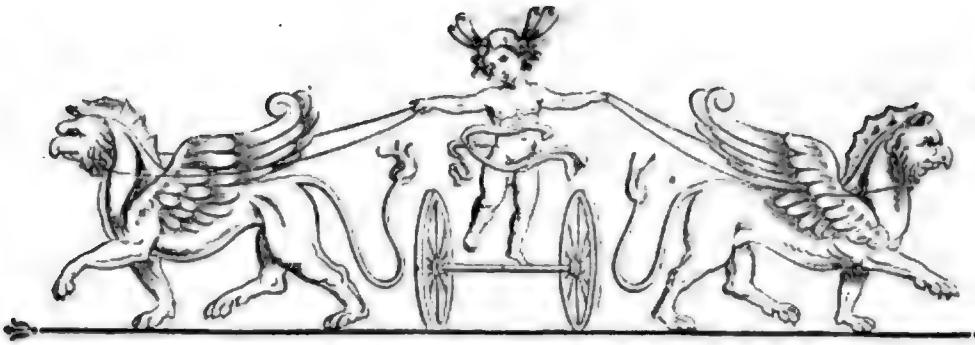
[Der ungarische Landtag.]

Auf dem ungarischen Landtag, der auf den 1. Juli d. J. einberufen ist, werden folgende Propositionen vom pesther Comitat gestellt werden: Erstens verlange das Land unbedingte Preßfreiheit, zweitens die Landesverweisung der slavischen Propagandisten. Jene Slaven, die in Ungarn gegen die Herrschaft des Magyarismus eifern, gelten nämlich mehr oder minder für Emissäre Rußlands.

[Kritische Dreistigkeit.]

Der Verfasser einer dramatischen Bücherschau in den Blättern für lit. Unt. ist dreist genug zu behaupten, der Berichterstatter in unsrer Zeitung, der sein ehrenwerthes Urtheil über Klein's Maria v. Medicis abgab, habe das Buch gar nicht gelesen. Dergleichen Dreistigkeit wird durch die Feigheit anonymer Kritik verschuldet.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 121. — den 24. Juni 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Geheimnisse des Serails.

(Fortsetzung.)

Ruhig strich sich Hafiz den Bart und sprach dann bedeutungsvoll: „Jetzt erst erkenne ich die ganze Schwierigkeit Deiner Aufgabe; wir haben es hier mit einer Hocherhabenen und Großmächtigsten zu thun, und also den Stolz der Herrin und den Eigensinn des Weibes zu besiegen; da aber Eins schon hinreicht, die Weisheit des Weisen zu erschöpfen, so wohnt die Möglichkeit, Beides zu überwinden, nur in den Sternen.“ — „Nun so ziehe die Sterne zu Rathe,“ meinte der Pascha, „Deine Mittel gelten mir gleich; willst Du, daß ich hier Deiner harre oder Dir folge?“

Der Seher winkte geheimnißvoll, und Beide stiegen hinauf in ein entferntes hohes Gemach; hier mußte der Vezier lange stehend warten, während der Weise sich in tiefe Betrachtungen verlor, Kreise zog, geheimnißvolle Zeichen beschrieb, und den Himmel durch künstlich gegliederte Röhren beschaute, bis er endlich mit Salbung sprach: „Schau her, Mustapha, Stab des Schirmes der Gläubigen, siehst Du nicht den Schatten, den ein fremder Körper auf den Krieger wirft, der Liebeskönigin seinen Glanz verbergend? es ist ein Sendling verdammter Geister, wie Dir sein feuriger Schweif beweist, der durch die Sphäre der Ordnung und des wahren Heiles streift, und sich zwischen den tapfersten Streiter des himmlischen Reiches und den Blick seines Verlangens gestellt. So werden wir durch tückische Mächte verdunkelt, wo wir zu leuchten streben, und müssen wiederum in erborgtem Glanze strahlen, wo uns nur Dunkelheit erquicklich scheint; wie aber den Neckereien höllischer Scherze entgehen? — Durch die Erkenntniß unserer eigenen Thorheit! — Haben Deine Augen richtig geschaut, Mustapha, dessen Blicke so eifrig forschen am Sternenzelt?“ — Der Pascha, der sich lange vergebens abgemüht, versicherte: „Ich sehe nichts, ehrwürdiger Weiser, als die Sterne hell und klar, jedoch sind meine Augen solcher Betrachtungen ungewohnt.“ — „Mit nichten ist es die Blödigkeit Deines Auges, sondern es ist die Kurzsichtigkeit Deines Geistes,“ sprach der Seher aus hohem Tone, „gehe hin, Mustapha, Du blinder Kämpfer unseres heiligen Glaubens, und prüfe wohl, welcher Schatten an Deinen Fersen haftet.“

Die begeisterte Stimmung des Weisen schien keine weitern Fragen noch Störungen zulässig zu machen; von einem leisen Schauer durchfröstelt verließ daher Mustapha das Gemach und suchte tappend den Weg in seine Wohnung zurück; hier dachte er viel über die räthselhaften Worte nach und ging lange mit sich zu Rathe, ehe er eines ruhigen Schlafes genoß. — Am andern Morgen war er nicht klüger denn zuvor, in dieser Unbehaglichkeit sehnte er sich nach einem Beistande in Lösung seiner Aufgabe, und ließ deshalb Theophil vor sich kommen: „Verstehst Du Dich auf die Kunst des Salems, Grieche, so enträthsele mir diesen,“ sprach er, indem er jenem den Strauß überreichte. — „Allerdings, Herr,“ entgegnete Theophil, „habe ich mich mit der reizenden Sprache

der Blätter, Blumen und Blüthen beschäftigt, allein diese holden Boten, die ich gegenwärtig in der Hand halte, thun wirklich geheimnißvoller, als mir je welche zu Gesicht gekommen; überdies lassen sie schon ein wenig die Köpfe hängen, wodurch ....“ — „Der Strauß ist von gestern,“ murrte der Pascha, „kannst Du mir zum Verständniß desselben verhelfen oder nicht?“ — „Ganz unzweifelhaft, Herr, kann ich das,“ versicherte Theophil, „nur stutze ich einen Augenblick über die ausnehmende Kunst der Senderin, in solcher Ausdehnung, solcher Zartheit, so voll mystischer Anspielungen und feiner Wendungen habe ich diese Sprache nirgends gefunden; die Dame muß voll hoher Wissenschaft sein?“ — „Pah, die Wissenschaft der Weiber gereicht den Männern zur Qual; Strafe meiner Seele; Ihr Rajas habt eine Zunge wie ein Zitteraal; zur Sache, mach' fort!“ rief Mustapha erhitzt. — „Sogleich, Herr,“ erwiederte bereitwillig Theophil, „ja zur Sache, also: die Senderin versichert Dich ihrerseits ganz besonderer Hochachtung, macht Entschuldigung zu rasch gesprochener Worte und erwartet Deine Aufträge.“ — „So viel Weisheit hätte ich ihr wahrlich kaum zugetraut,“ meinte der Pascha mit einer gewissen Befriedigung; „aber weiter.“ — „Sie beklagt sich Deinerseits über allzu große Heftigkeit, Mißverständniß ihrer Gefühle und Verletzung zarter Sitte,“ fuhr Theophil fort. — „Weibergewäsch!“ murmelte Mustapha dazwischen, „weiter.“ — „Sie bleibt in Kummer versunken über Deine Verspottung ihrer Wünsche, Deinen Stolz und Deine Härte,“ schloß der Grieche. — „Sie ist toll!“ rief der Vezier. „Wer hat den Andern verspottet, sie oder ich? — Stolz und Härte — Einfalt! — Gleichviel — das Schicksal hat sie verhätschelt, wie der Affe seine Jungen; nun so sage ihr alles Artige in meinem Namen, sende ihr einen Salem zurück, Theophil, heute, morgen und übermorgen, und so lange bis sie getröstet ist.“ — „Heute will ich Dir gern den Dienst erzeigen,“ erwiederte achselzuckend Theophil; „allein morgen — übermorgen — werde ich schwerlich mehr in Deiner beneideten Nähe sein .... Du wirst Dich erinnern, Herr, daß Du mir die Freiheit versprachst, von Stund' an, da wir den Fuß in Stambul gesetzt?“ — „Ganz recht, ich entsinne mich dessen,“ entgegnete der Pascha stutzig, „aber warum eilt es so sehr damit, wer wartet Deiner?“ — „Die Heimath und das Geschäft.“ — „Dein Geschäft; pah, es wird durch Deine Abwesenheit keinen großen Abbruch erleiden, wenn Du es eben nur so zur Hälfte vollbringst, wie Du dies bei dem meinigen gethan; ja, mich wundert's, wie Du überall auf Lohn Anspruch machen kannst, da ich Dir wohl nicht erst zu sagen brauche, daß Esma Sultane die Dame ist, mit der ich jetzt eben jene Verdrießlichkeiten habe.“ — „Glorreicher Träger der Macht und Gerechtigkeit,“ versetzte Theophil, seine geheime Freude unter tiefer Ehrfurcht verbergend, „Du wirst unmöglich Dein Ohr gegen die billigen Forderungen des Wehrlosen verschließen, indem Du Dein Gedächtniß verstockst und die Erinnerung verscheuchst, wie niemals von wahrhafter Liebe und Zuneigung der Prinzessin zwischen uns die Rede gewesen, sondern nur von einer Täuschung, nothwendig zur Erlangung der Würde, deren Du Dich ....“ — „Schweig!“ herrschte ihm der Pascha entgegen, „schweig, oder ich lasse Dir die Zunge ausreißen, und Dich eingesackt wie ein Weib im Bosporus ersäufen!“ — Theophil antwortete betheuernd durch die Bewegungen der Stummen. — „Nun gut,“ sprach der Pascha nach einer Weile besänftigter, „Du sollst nicht denken, daß Du einem wortbrüchigen Herrn gedient, ich schenke Dir die Freiheit, aber unter der Bedingung, daß Du hier bleibst.“ — Theophil gab seine Freude und Dankbarkeit zu erkennen, jedoch ohne ein Wort laut werden zu lassen. — „Ja, ich habe es noch besser mit Dir im Sinn,“ fuhr der Pascha fort, „der Dragoman der Pforte, ein alter vornehmer Raja aus dem Fanar, ist mir zuwider; was sagst Du, wenn ich Dir in Kurzem zu diesem Posten verhülfe? — Was sagst Du dazu? ich gebe Dir die Erlaubniß zu reden.“ — „Herr, wo finde ich Worte ...., wo finde ich Reden, Dir meine unermeßliche Dankbarkeit auszudrücken?“ rief Theophil. „Ich verstumme von Neuem vor Ueberraschung und Entzücken! — Aber ich bebe vor den Folgen Deiner Großmuth, meinem Glück wird die Feindschaft folgen, wie der Schatten dem von der Sonne Beschienenen und, gleich Mückenschwärmen, werden Verleumdungen ....“ — „Genug, genug,“ fiel Mustapha ein, „Deine Worte haben mir so eben ein Licht angezündet; ja, der Glückliche hat Feinde, wie konnte ich so gedankenlos sein, das zu vergessen. — Nun, Du kannst mir Deine Dankbarkeit durch die That beweisen, versuche Deine Kunst in der Blumensprache, sage der Sultane, daß ich mich unmöglich so schuldig bekennen könne, wie sie mich möchte glauben machen, daß ich es sei, daß ich indeß weder Stolz noch Härte gegen sie in meinem Innern trüge, sondern bereit sei, Alles zu verzeihen, im Fall sie sich entschließt, mir denjenigen zu bezeichnen, der mich vor ihren Augen in Schatten gestellt. Spinne dies aus so lang und so zart es Dir gefällt, und füge

gelegentlich hinzu, wie ich sie ersuche, bei Besetzung verschiedener Stellen keinesfalls gegen meine Wünsche zu reden; hörst Du? — Und somit bist Du entlassen."

Theophil ging wirklich daran, einen Strauß für die Herrin zu winden; aber tief versteckt in der Fülle der Blüthen sandte er den Schlüssel zu einer verborgenen Pforte, deren Eingang in ein entlegenes Platanen-Wäldchen er bezeichnete, und flehte zu seiner Geliebten um ihren Rath in einer geheimen Unterredung. — Obgleich unentschlossen, ob seinem Verlangen zu willfahren sei oder nicht, untersuchten wir doch den Platz, sobald wir uns, unter einem schicklichen Vorwande, zurückziehen, und die Schwarzen und Odalisken entfernen konnten; wir fanden das Wäldchen erquicklich und von undurchdringlichem Schatten, aber den Boden so sehr mit Stauden, Dorn und Gestrüpp überwuchert, daß wir schwerlich die bezeichnete Stelle entdeckten, wenn uns nicht Fußtritte, durch niedergetretene Pflanzen bezeichnet, dorthin geleitet hätten. Das Ganze war vernachlässigt und vergessen, die Pforte mit Schlingkraut umwachsen, und nur vor Kurzem mit vieler Anstrengung einmal wieder geöffnet; der Kiosk, zu dem wir, die Spuren weiter verfolgend, gelangten, stand da von dem Grunde der Mauer bis zur Spitze des Daches von Waldreben umschlungen, wodurch nur hin und wieder die vergoldeten Kugeln hervorschimmerten; inwendig verblichene Wandmalereien, vertrocknete Springbrunnen und verfärbte Polster; kurz, nichts schien geeigneter für ein Geheimniß wie dieser Ort: sollte Esma sein Schweigen dazu in Anspruch nehmen oder nicht? — Sie schwankte wie Jemand zwischen Pflicht und Liebe kämpft, wenn das Herz schon im voraus Recht behalten; sie entschied, indem sie die Zweifel ihres Gewissens durch den Gedanken beruhigte, daß sie ein Werkzeug Gottes sei, wodurch er die Bekehrung ihres Geliebten zum Islam veranlassen wolle; denn wie anders konnte sie sich die seltsame Verkettung ihrer Schicksale deuten? — Erheitert und beruhigt sandte sie am andern Morgen einige Blumen zurück, wodurch sie ihn um Mitternacht zu sich beschied. — Nichts glich dem Entzücken der Liebenden bei diesem Wiedersehen, ihre Herzen waren übervoll von Zärtlichkeit und Vertrauen, die Entdeckungen, die sie sich gegenseitig über ihre Vergangenheit zu machen hatten, raubten ihnen jeden Gedanken an die Lage der Gegenwart, und die wiederholten Versicherungen ihrer Liebe ließen ihnen kaum Zeit, die nothwendigen Berathungen über die Zukunft zu nehmen; sie ruhten so sicher im Schooße des Glücks, als ob das Gesetz sie mit dem Schwert der Gerechtigkeit beschirmte. — Ich mahnte zum Aufbruch, Esma trieb Theophil zum Gehen, doch erst nachdem die Pforte geschlossen war, fiel es ihr ein, daß sie den Zweck der Unterredung vergessen. Aus diesem Grunde war sie weniger bedenklich, ihm eine zweite zu gestatten; sie fand diesmal Geistesgegenwart genug, ihm ihre Wünsche mitzutheilen, als aber Theophil sie mit seinen großen, plötzlich von Schwermuth getrübten Augen anblickte, und sie mit Innigkeit bat, ihm den Zauber der Gegenwart nicht durch zu ernste Betrachtungen der Zukunft zu stören, verwirrte sie sich in ihren Reden, und ließ den Gegenstand fallen, ehe sie noch ihre Ansichten entwickelt. — Dies gab zu einem dritten Wiedersehen Anlaß, und so ging es fort in ununterbrochener Seligkeit, wobei der Austausch des Salems unvergleichliche Dienste leistete. — Der Pascha aber ging seinen vielfachen Verrichtungen nach, und verwickelte sich in den Gang der Geschäfte, indem er über die Sache seines Herzens beruhigt war, die er gewandten Händen anvertraut glaubte; deshalb wohnte in dem Palast der Neuvermählten neben Pracht und Schimmer vollkommene Zufriedenheit.

Theophil war unterdeß wirklich zum Dragoman der Pforte ernannt, und fing an, tiefere Blicke in die Gesetzgebung und Regierungsweise des ottomanischen Reiches zu thun; in die Verhältnisse desselben zu den europäischen Nationen und in die Triebfedern der strengen Maßregeln im Innern. Esma verrieth ein eifriges Streben, die Liebe, die ihr erhabener Vater von jeher für sie gehegt, wach zu erhalten, und stets von Neuem anzuregen, indem sie ihm häufige Besuche abstattete, wobei sie ihn auf so anmuthige Art zu unterhalten wußte, daß selbst die Gegenwart der Favoritin unbeachtet blieb, und der Sultan die geliebte Tochter nur wieder von sich ließ, nachdem sie ihm eine Bitte vorgetragen, oder er in die Gewährung eines ihrer Wünsche gewilligt. Der Pascha aber erkannte das ganze Gewicht dieser Zuneigung, und da er sich im Besitz der höchsten Machtvollkommenheit sah, die Gunst des Padischahs ihn über alle Ränke siegreich machte, und Esma ihm in allen Plänen behülflich war, lächelte er über ihre Grillen, rüstete sich zum Kriege, ja zog hinaus gegen die Ungläubigen des Nordens und Westens, um den Halbmond über das Kreuz zu erheben, ohne andere Gunstbezeigungen von der Sultane zu erbitten, als ihre Verwendung während seiner Abwesenheit. (D. F. f.)

Correspondenz.

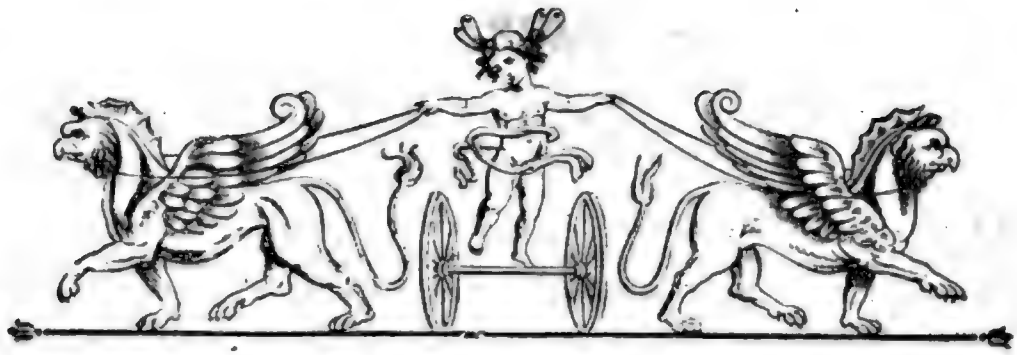
Aus London. (Fortsetz.)

[Laporte und Schumann; die italienische, deutsche u. englische Oper.]

Die italienische Oper ist im Städtchen London nie populair gewesen. Die hohen Eintrittspreise machen sie zu einem Exclusiv-Vergnügen und darum gehört es dann und wann zu den stehenden Artikeln der Presse, in Ziffern nachzuweisen, wie viel mit dem, was die fremden Singvögel kosten, für das einheimische Drama und für die englische Oper gethan werden könnte. Das war so, als König Wilhelm noch auf dem Throne saß, den jeder Shilling dauerte, den er Herkommens halber einmal im Jahre im Drury-Lane und Coventgarden-Theater bezahlte, der die italienische Oper nie mit seiner Gegenwart beehrte und einer diesfallsigen Bittschrift des Unternehmers Laporte den Bescheid ertheilte: „habe kein Geld." Seit Victoria Königin ist und die italienische Oper unter ihren besondern Schutz genommen, für diese viele Abende und selten einen für das englische Theater hat, zürnt die Presse noch lauter. Weder sie, noch die italienische Oper ist dadurch populairer geworden. In besserer Gunst hat jede deutsche Operngesellschaft gestanden, vielleicht, weil man in ihr eine Opposition gegen die Italiener sah, vielleicht auch, weil sie nicht jedes Jahr regelmäßig mit den Schwalben kam, und drittens, weil sie zu deutsch war, um Prätensionen zu machen. Daher äußern die hiesigen Zeitungen über das Schumann'sche Unternehmen sich im Allgemeinen so vortheilhaft. Das hat falsche Folgerungen veranlaßt. Schumann soll im Golde schwimmen. Er dürfte aber nur zu häufig die goldenen Wogen sich in Schaum verwandeln sehen. Deutsche Blätter jubiliren über den Triumph der deutschen Musik. Sie verdient ihn, das leidet keinen Zweifel. Aber Schumann hat um der Flüssigkeit der goldenen Wogen willen seine Zuflucht zu italienischen Opern nehmen müssen. Drury-Lane ist fashionabler als das Theater der Königin, berichtet ein Blatt, und nun folgert eine deutsche Zeitung gleich, die vornehme londoner Welt habe sich nach Drury-Lane gewendet. Es wäre hübsch, wenn's wahr wäre; nur hat's den Fehler, nicht wahr zu sein. Schumann thut Laporte ungeheuren Abbruch, heißt's eines Tages. Aha, denkt Jemand, da wäre es von Laporte klug, Schumann für das Nichtwiederkommen ein Sümmchen zu offeriren. Er spricht den Gedanken aus und zwei Tage nachher erscheint er als Thatsache im Druck. Laporte hat sich über den klugen Einfall, noch mehr aber darüber gefreut, daß er davon keinen Gebrauch zu machen braucht. Ja, es gibt boshafte Leute, die den Einfall einen, in Schumann's Interesse und mit seinem Verwissen gegebenen Wink nennen.

Dies soll aus den Kränzen der wackern Gesellschaft nicht das kleinste Blättchen pflücken, sondern nur ein Wink zur Vorsicht im Glauben und zur Behutsamkeit im Folgern sein. Es ist fabelhaft, welch' schillernde Reflexe die englischen Tagesblätter nach Deutschland werfen, und es ließe sich darüber nicht blos Vieles, sondern auch Gehöriges sagen. Ich aber wende mich lieber von der italienischen und deutschen Oper zur englischen, die freilich vor ihren Schwestern keinen andern Vorzug hat als den, hier ein eigenes Haus zu besitzen, the English Opera house. Es wurde zu dem Zwecke errichtet, eine nationale Oper zu schaffen oder vielmehr der angeblich im Schöpfungs-Processe liegenden ein Asyl zu eröffnen, wo sie gepflegt und groß gezogen werden könne. Die Idee stammt aus der musikalischen Zeitung, welche den Satz: „unterstützt das einheimische musikalische Talent, und bald werden wir unsern Opernbedarf nicht länger aus Frankreich, Deutschland und Italien zu beziehen brauchen," so unaufhörlich wiederholte, daß endlich sie ihn und Andere ihr glaubten. Aber die musikalische Zeitung druckte das mit keinem bessern Rechte, als mit welchem mancherlei Aehnliches in und für Deutschland behauptet werden könnte, und vergaß dabei das wohlbekannte: non omnia possumus omnes, und das suum cuique. Es ging ihrem Satze wie vielen andern Dingen dieser Welt — er klang gut. Doppelt Schade daher, daß der Klang sein ausschließender Werth und dies zwar in solchem Umfange war, daß aller gesunde Sinn ausgeschlossen blieb. Wie nämlich die aus der Knospe brechende Blüthe der Sonne bedarf, um zur Frucht zu reifen, so bedarf allerdings das Talent der Unterstützung, sich zu heben. Wie aber die Sonne allein keine Blüthe, so erzeugt Unterstützung nie und nimmer ein Talent. Das ist freie Gottesgabe. Und wo birgt sich das musikalische Talent der Engländer? Musik zu machen oder bis auf einen gewissen Grad Musik zu beurtheilen, versteht in England gewiß mehr als Einer und Eine; aber wo sind die Compositionen? — Musik zu schreiben — die Hand aufs Herz, ich weiß Niemand, der eine vollständige Oper gut schreiben könnte. Als vor längerer Zeit Balfe Operetten zu schreiben anfing, wurde davon großes Aufsehen gemacht. Balfe sollte der Mann sein, die musikalische Ehre Englands zu retten; man ahnete in ihm den Stifter einer eigenen nationalen Schule. Später schrieb Balfe Opern; aber Mangel und Klage blieben unerledigt. Statt der verheißenen Originalität brachte seine Belagerung von Rochelle all den Firlefanz der französischen Schule und Reminiscenzen aus Italien. Das Mädchen von Artois war gleich buntscheckiger Natur. Ja, ja, beide Opern machten Glück; es ist merkwürdig, was Alles in London bisweilen Glück macht. Eine gefällige Melodie half der Belagerung durch, und im Mädchen von Artois theilte das Publikum den von der Malibran allein geübten Zauber zwischen ihr und dem Tonsetzer. Ganz kürzlich ist wieder eine Oper von Balfe durch das Orchester und über die Bühne des englischen Opernhauses gegangen. Sie nennt sich Keolanthe, or the unearthly Bride, und das Libretto ist aus der Officin des vieldichtenden Fitzball. Die Scene stellt das Studirzimmer eines jungen Studenten zu Pavia vor, Namens Andrea. Was er studirt, sollen die umherstehenden Mumien, Sarkophage und ägyptischen Gefäße andeuten — er studirt Hieroglyphen. Ein Chor singt „Glück und Gesundheit dem erwachenden Bräutigam," und ein gewisser Filippo erwähnt, daß seine Schwester Pavina morgen Andrea's Gattin werden solle. (D. B. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 122. — den 25. Juni 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Geheimnisse des Serails.

(Fortsetzung.)

Die Liebenden waren durch das Ereigniß nicht wenig erfreut, Theophil entfaltete jetzt eine regere Thätigkeit, er wußte durch manche Wendungen, die er den Reden gab, durch manche Erläuterungen, die er einfließen ließ, oftmals die Ansichten der Pforte zu bestimmen; veranlaßte sie Handelstractate mit den italienischen Staaten zu schließen, und so den Krieg mit der Republik zu vermeiden, von dem jedesmal sein unglückliches Vaterland der Schauplatz wurde; überdies war er unermüdlich, die Klagen und Beschwerden seiner unterdrückten Glaubensbrüder mit Mäßigung und passenden Worten zu unterstützen, denen Esma's heimliche Fürsprache Nachdruck verlieh, indem sie dabei durch die Milde ihres weiblichen Herzens hinlänglich gerechtfertigt erschien. Der Patriarch von Konstantinopel spendete dem jungen Dragoman seinen väterlichen Segen, und die vornehmen Griechen des Fanars, so sehr sie anfangs seine Erhöhung beneidet, suchten aufs eifrigste seine Verwendung und Freundschaft; Esma's Gunst blieb ihm ungeschwächt, und obgleich sie in seiner Bekehrung zum wahren Glauben nicht nachließ, wußte sie doch, wenn er schied, manchmal nicht, ob sie sich mehr zum Kreuze, oder er sich mehr zum Halbmond geneigt. Indem die Liebenden so gegenseitig den Schein ihres Glückes übereinander ergossen, theilten sie die allgemeine Freude über die Siege des Paschas nicht, sondern wurden bei jeder dieser ruhmreichen Nachrichten erschüttert, wie Jemand, der im weichen Schlummer einen unsanften Stoß erhält, und fühlten sich erst wieder beruhigt, wenn der Knoten, den das Schicksal durch die Zwietracht der Völker geschlungen, fester geschürzt war, und der Brand des Krieges von Neuem zu lodern begann. — Freude wie Jammer aber muß eine Endschaft erreichen, die Waage im Osten sinkt, wenn sie im Westen steigt; Länder, Städte und Dörfer lagen verödet, das Blut hatte den Boden wie Herbstregen durchnäßt, die Christen erkannten sich für überwunden; Mustapha, der Vertreter des Schattens Gottes auf Erden, schloß einen ruhmvollen Frieden, und bald darauf hielt dieser Glanz des wahren Glaubens, dieses gesegnete Schwert des Propheten, seinen prachtvollen Einzug in Stambul. Ungeheuer war der Zudrang des Volkes, unermeßlich die Freude, die höchsten wie die niedrigsten Behörden empfingen ihn in prunkenden Aufzügen, die daheimgebliebenen Janitscharen mit blitzenden Waffen und klingendem Spiel, die Ulemas mit dem Koran, die Imams mit heiligen Gesängen, der Padischah erwartete den Sieger auf hohem Thron und mit offenen Armen; nur Esma's Herz erzitterte, als das Jauchzen der Gläubigen und ihr Jubelruf in unsere wohlverwahrten Mauern drang.

Der Pascha stand jetzt auf dem Gipfel der Macht, überall von Unterwürfigkeit und Lobeserhebungen umringt, von Bittenden und Eitlen umschwärmt, mußte es ihm um so mehr auffallen, wie seine Gemahlin seiner

Aufmerksamkeit auszuweichen suchte, und nur durch eine kurze, förmliche Botschaft ihm ihren dürftigen Glückwunsch senden ließ. Nachdem er Theophil darüber befragt, der ihm versichert, die Sultane berufe sich fortwährend auf ein Gelübde, das ihr Herz gegen die Liebe jedes wahren Gläubigen verschließe, ließ er abermals den sternkundigen Hafiz vor sich kommen. „Sage mir," sprach er, „o weiser Mann, wessen Schatten kann jetzt noch meinen Glanz verdunkeln?" — „O, Träger der Macht und Herrlichkeit, ruhmreicher Mustapha, Säule des wahren Glaubens und Waffe des alleinigen Gottes, ich weiß Dir keine Antwort zu geben; denn nimmer darf ich reden, wo die Sterne schweigen, und diese lassen sich nicht zweimal fragen." — „Von ihrem Begünstigten werden sie dies nicht übel nehmen," meinte der Pascha, „mache keine Umstände, hellschauender Hafiz, ich muß den Grund einer unerklärlichen Hartnäckigkeit wissen, ziehe die Sterne zu Rathe; fehlt es Dir an den gehörigen Mitteln? — Mein Schatz ist Dir geöffnet." — „Mehr als einmal hatte Hafiz die Tugend der Freigebigkeit Deiner Hoheit zu preisen," erwiederte der Seher, nachdem er mit lüsternen Blicken einen Haufen Goldes zu sich gesteckt; „deshalb fühlt er auch kein Bedenken, Dein Geschenk entgegenzunehmen, obgleich die Sterne nicht zu ihm reden werden. Doch sollst Du an mir keinen Undank erfahren, glorreicher Mustapha, ich werde nicht von hinnen gehen, ohne Dir einen Schatz zu hinterlassen, der den Werth des lautersten Goldes überwiegt; merke die Lehre der Weisheit, die ich Dir spende: ein Gut, das Du nicht erringst, bringt Dir kein Anderer ein; wer den Arbeiter spart, hat zehnfachen Lohn erworben." — Nach diesen Worten verschwand der schwarze, mit goldenen Zeichen durchwirkte Talar des Astrologen, ohne daß Mustapha's Ruf ihn zu halten vermochte.

Der Vezier setzte sich jetzt auf den Divan und ließ sich seine Pfeife reichen, um nachzudenken; nachdem eine Weile die kräuselnden Wolken des Rauches sein Haupt umwirbelt, sprach er bedächtig: „Hafiz's Worte scheinen mir viel Wahrheit zu enthalten, ja, wie würde es mir ergehen, wenn ich die Führung der Schlachten dem Janitscharenaga vertraute? — Wie?" setzte er schmunzelnd hinzu, „wie dem Großherrn, dessen Ansprüche jetzt den meinigen weichen...." — Plötzlich entschlüpfte das lange elastische Rohr seiner Hand, er fuhr damit in den Bart und murmelte unverständliche Worte, seine Augenbrauen zogen sich zusammen, wie eine düstere Gewitterwolke, die am fernen Horizont heraufsteigt; aber wie ein frischer Wind vom Norden fährt, um das Unheil zu zerstreuen, so schienen allmälig kühlere Betrachtungen den herannahenden Zorn zu verscheuchen, er nahm die Pfeife wieder zur Hand, that einige tiefe Züge, um das Verglimmen des Krauts zu beleben, und nachdem er sein Haupt abermals in Wolken gehüllt, lächelte er und sprach: „Grillen, Grillen; Mustapha, verliere doch den Kopf nicht! — Die Festigkeit der Schlösser — und ein Ungläubiger! — Gut, daß es ein Hund von Raja war ...., was sage ich? — Schlimm, daß es ein Raja war, denn der Schmuz seiner Hände hat den Schatten auf mein Antlitz geworfen. Ich muß mich seiner entledigen; aber Mäßigung, Mustapha! er ist im Besitz Deines Geheimnisses; auch will ich ihm wohl, dem armen Jungen."

Nicht gar lange Zeit, nachdem dies Selbstgespräch gehalten, ward Theophil zum Großvezier beschieden und ihm ein unermeßliches Glück verkündet: Mustapha hatte bei seinen letzten Feldzügen die Moldau wieder erobert, den Woiwoden enthaupten lassen, und jetzt vom Padischah die Ernennung des Dragomans der Pforte zum Hospodaren jener Provinz erlangt. — Die ganze Verstellung des Griechen gehörte dazu, um nicht bei dieser Nachricht vom Schlage getroffen zu werden; ein Glück für ihn, daß man das Stammeln seiner Zunge für eine Folge der Ueberraschung hielt, und das Zittern seines Körpers für ein Uebermaß von Freude. — Noch weniger vorbereitet und noch weit weniger gefaßt, traf diese Kunde meine Herrin; sie fuhr wie ein Blitzstrahl in den Zauberpalast der Glückseligkeit, sie drohte das Gehirn derjenigen zu verwirren, die sich plötzlich aus dem reichen, warmen, sonnigen Gebiete der Liebe in die kalte, öde Weite der Entsagung verstoßen sah. Die Verzweiflung der Sultane war unaussprechlich, und ward noch mehr gesteigert, als sie von Theophil einen flüchtig geschriebenen Gruß empfing, worin er ihr, neben seinem Schmerze, die Unmöglichkeit betheuerte, sie auch nur einen Augenblick zu sehen, ohne Verdacht zu erregen; ihr Herz war verwundet, ihr Stolz gestachelt, ihre Rachegefühle entflammt; aber eben das Gähren innerer Leidenschaften bei äußerer Ohnmacht, dies Abnutzen der Empfindungen an einem unvermeidlichen Geschick brachte allmälig Ermattung hervor; der Ermattung folgte bald ein stillerer Kummer, und endlich — wie ein Sinkender den kleinsten Gegenstand erfaßt — griff Esma noch einmal nach den Abschiedsworten ihres Freundes, um seine letzten Wünsche zu berücksichtigen. Diese sprachen für den Schutz seiner Glaubensbrüder, und meine Her-

rin fand hierin hinfort die einzige Beschäftigung, die sie dem Trübsinn, der auf ihr lastete, zu entreißen vermochte. Sie verfolgte ihren Zweck, indem sie die Fäden so geschickt zu verschlingen wußte, daß man das feine Netz nur an den Wirkungen erkannte, gleich wie man das Spinnengewebe häufig nur durch das Zucken der Fliege gewahrt. — Aber wer spielend Kiesel in den Abgrund schleudert, weckt die Dämonen der Finsterniß, wer zwischen Rache und Verfolgung tändelt, fordert die Hölle zum Kampf heraus, man soll fahren lassen, was der Vergangenheit hingegeben; denn wehe meiner armen Herrin!

Hafiz, Günstling des Großherrn, hegte seit lange einen Groll gegen den Patriarchen von Konstantinopel, da dieser Zweifel an der Untrüglichkeit seiner Vorhersagungen geäußert, nachdem er von jenem des falschen Glaubens und Mangels an tiefer Wissenschaft war beschuldigt worden. Dies Letztere wandte der Padischah dem Astrologen jedes Mal ein, wenn er zu Haß und Verfolgungen reizte und ermahnte ihn, eine persönliche Beleidigung nicht an die Stelle des Staatsinteresses zu setzen. Diese unbegreifliche Sanftmuth des Schattens Gottes auf Erden, umgürtet mit dem Schwert des Propheten gegen die Ungläubigen, ward dem gekränkten Weisen nicht schwer zu deuten, und die wachsende Freiheit der Rajas und ihr kühneres Auftreten bestätigten ihn vollends in seiner Meinung. Er, der Nacht und dem Schweigen vertraut, war der Einzige, der das Geheimniß meiner Herrin durchschaute, und was er sonst als Schwachheit belächelt, begann er jetzt als Verbrechen gegen den Himmel zu betrachten, dessen Zornes Vollstrecker er zu werden beschloß. Da er indeß die Macht der Sultane kannte und die unbegrenzte Zärtlichkeit des Großherrn für sie, so mußte er Geduld und Selbstbeherrschung üben und Zeit und Umstände als Verbündete seiner Pläne beachten.

Während die Sachen so standen, verlor der Großvezier ebenso wenig seinen Zweck aus den Augen; kaum hatte er sich seines Unterhändlers entledigt, als er für Sendungen prangender Blumen, in deren Sprache er sich hatte nothdürftig unterrichten lassen, selbst Sorge trug; täglich flammte die feuerfarbene Lilie neben dem bleichen Jasmin, oder die dunkelrothe Nelke glühte neben der weißen Rose und dazwischen trauerte die farblose Nachtviole. Da meine Herrin mir die Antwort überließ, suchte ich auszuweichen und die Dinge in der Schwebe zu erhalten, dies gelang mir eine Zeitlang gut, dann aber verrieth der Vezier sichtliche Spuren der Ungeduld, und ich schützte, im Namen der Sultane, eine Krankheit vor. Die Krankheit stieg und sank und gewährte uns eine bequeme Frist, endlich aber mußte sie zu einem Ende führen, zur Gesundheit oder zum Tode, oder einen bestimmten Namen erhalten; so dachte Mustapha auch und sandte uns deshalb nach geraumer Zeit seinen Arzt. Dieser verordnete stärkende Mittel und wir konnten nun bald die Besserung nicht mehr verhehlen; kaum aber hatten wir diese eingestanden, als auch der Pascha eine feierliche Botschaft sandte, wodurch er seine Gemahlin um die Erlaubniß ersuchte, ihr zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit Glück wünschen zu dürfen. Ich bewies der Sultane die Unmöglichkeit, dem einflußreichsten Manne in den Reichen der Gläubigen eine schmachvolle Beleidigung zuzufügen; sie räumte dies ein, wiewohl ungern, und entschloß sich ihn zu sehen. Die Zusammenkunft fand statt, das Betragen des Großveziers war ehrerbietig, das der Prinzessin rücksichtsvoll, er schien weniger hingerissen, aber mehr gefesselt, sie weniger stolz, aber mehr überlegen; so setzten sich die Vermählten an eine prachtvoll bereitete Tafel, hier mußte die Spannung der Gemüther bald zierlichen Gesprächen weichen, diese gaben oft gar heitern Scherzen Raum, und als die Zeit der Trennung kam, schieden Beide im besten Vernehmen und der üble Eindruck, den ehemals die erste Unterredung hervorgebracht, schien gänzlich aus ihrer Erinnerung verwischt zu sein.

In seine Gemächer zurückgekehrt ließ sich der Pascha auf einen Divan nieder, und ein gewisses Gefühl der Befriedigung, wenigstens die Würde, die ihn schmückte, von seinem Weibe anerkannt zu sehen, zog in seine Brust und ließ jede Leidenschaft schweigen. In träumerischer Behaglichkeit entschlüpfte ihm ein Augenblick nach dem andern, worin ihn das Bild der schönen Sultane umschwebte, an deren fortschreitendem Gehorsam und endlicher Unterwürfigkeit er bald nicht mehr zweifelte. So mochte ungefähr eine Stunde und länger vergangen sein, als man ihm den Besuch Hafiz's des Munedjim-Baschi, meldete. Dies hatte für ihn nichts Befremdliches, da er öftere Unterhaltungen mit dem Weisen pflog, und jetzt eben nicht einmal etwas Störendes, da er sich guter Laune und aufgelegt fühlte; weshalb er ihn ohne Umstände einzulassen befahl. Der Astrolog kam, und nachdem er dem Stellvertreter des Großherrn die schuldige Ehrerbietung bezeigt, ließ dieser ihn vertraulich neben sich niedersitzen; das Gespräch begann und spann sich in bedächtigen Reden langsam fort, vom Niedern zum Hohen und vom Großen zum Kleinen, aber was man auch sagen mag, neben der Kunst des Schweigens besteht die

Wahrheit, daß die Sprache der Ausfluß dessen ist, was die Seele mit Empfindungen erfüllt, und deshalb geschah es auch Mustapha, daß er nach einer eingetretenen Pause herausfuhr: „Ich habe heute Esma Sultane, mein Weib, gesehen, von deren Wiedergenesung Du vielleicht hast reden hören?" — „Ja Herr," entgegnete Hafiz schmunzelnd, „die Krankheit hat doch keine Spuren hinterlassen?" — „Ja und auch nein," meinte Mustapha arglos, „ihre Glieder sind schmächtiger geworden, wie es die Rajas lieben, ihr Farbenschmelz ist verflogen und einem blassen Weiß gewichen, kurz es ist als ob ein Nachtwind über den Flaum des Pfirsichs gefahren, oder eine Hand den Flügel des Schmetterlings gestreift; aber sie gefällt mir darum nicht minder, denn ihre Reden sind verständiger, ihr Sinn ist sanfter und ihr Betragen gefälliger." — „Nun, siehst Du wohl," nickte Hafiz beifällig, „sagte ich Dir nicht, Du solltest den fremden Schatten von Dir scheuchen, aber warum hast Du das nicht früher gethan? dann hättest Du Dein Weib rosig und frisch bekommen, denn bedenke doch, glorreicher Mustapha, es ist wohl Sitte, daß der Knecht hinter dem Herrn geht, nicht aber daß er diesem den Vortritt bestreite." (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus London. (Beschluß.)

[Eine englische Oper, von Fitzball und Balfe.]

Glücklich in dieser Hoffnung sinkt Andrea auf die weichen Polster eines mailändischen Sopha und gibt sich den „Träumen der nächsten Zukunft" hin. Daraus erweckt ihn Ombrastro, laut Zettel Schutzgeist Keolanthens und Hüter der heiligen Blume, und erzählt ihm, daß vor tausend Jahren eine Prinzeß von Memphis, Keolanthe geheißen, einen Jüngling geliebt, der Andrea so ähnlich gesehen „wie eine Erbse der andern," daß sothane ci-devant junge Prinzeß in einem geräumigen Grabe der größten Pyramide Aegyptens schlummere und es in Folge gedachter Gesichts-Aehnlichkeit ihm beschieden sei, die Scheintodte zu beleben. Andrea entgegnet zwar sehr vernünftig:

Awake the dead! One who hath slept a thousand years!
It cannot be — it cannot be!

allein Ombrastro beseitigt den Einwurf, Andrea glaubt ihm und gelobt, „durch Erde, Feuer und Wasser" nach Aegypten zu gehen. Jetzt verwandelt sich die Scene in den Eingang zur größten Pyramide Aegyptens und Ombrastro beschwört Isis bei der Lotusblume, Keolanthe dem Leben zurückzugeben. Der Zauberspruch wirkt; die Prinzeß entmummt sich und thut die ganz in den Umständen liegende Frage: „wo bin ich?" worauf sie die Ueberzeugung gewinnt, daß sie trotz ihres 1000jährigen Schläfchens frisch und gesund sei. Da singt sie ein Lied von ihrem geliebten Andrea; der Student sinkt zu ihren Füßen und haucht ihren Namen. Sie erschreckt, schreit und ruft: „bist du nicht eine Luftgestalt?" Das verneint Andrea, betheuert seine sterbliche Geburt und wird mit der Prinzeß in fünf Minuten so vertraut, wie unmusikalische Menschen es kaum in fünf Wochen werden würden. Ombrastro führt den Oberpriester ein; die Trauung erfolgt und mit ihr schließt der erste Act. Der Schauplatz des zweiten ist Sicilien, wo das junge Ehepaar liebelt und kost, Pavina unerwartet ankommt und der Anblick des Ungetreuen ihr das Herz bricht. Der mit seiner Schwester eingetroffene Filippo macht Andrea bittere Vorwürfe und fordert Genugthuung. Das Mausoleum Pavina's ist das Stelldichein; aber Andrea will nicht fechten und bietet dem gekränkten Bruder die entblößte Brust. Filippo stößt ihn nieder, und in demselben Momente erscheint ein Diener der Inquisition, „ihn zur Folter fortzuschleifen." Vermittelst der magischen Kraft der Lotusblume beschützt Keolanthe ihren Andrea. Wie sie jedoch von seinem Verhältnisse zu Pavina hört, zuckt sie schmerzlich zusammen, die Lotusblume verwelkt, Keolanthe kehrt in ihr Pyramiden-Grab zurück und Andrea wird auf Pavina's Grab ohnmächtig. Der alte Aetna, außer Stand, solchem Gräuel schweigsam zuzuschauen, erhebt ein gewaltiges Gepolter und ergießt sich in siedender Lava. Eben droht die Lava den treulosen Andrea zu überfluthen, da verwandelt sich die Bühne in das frühere Studirzimmer, Andrea schlummert auf den weichen Polstern seines mailändischen Sopha und die reizende Pavina sitzt zu seinen Häupten. Lächelnd beugt sie sich über den Schläfer und „küßt ihn wach mit Liebeskuß." Er schlägt die Augen auf, erkennt Pavina und — der Bösewicht! — erwiederte „den Kuß, den nur Treue darf küssen." Glücklicherweise findet sich, daß keine Keolanthe existirt, daß Andrea's Pyramiden-Leidenschaft und Treubruch, Pavina's Tod, das Duell und alles Uebrige Traumbilder gewesen; die Liebenden umarmen sich und darüber fällt der Vorhang.

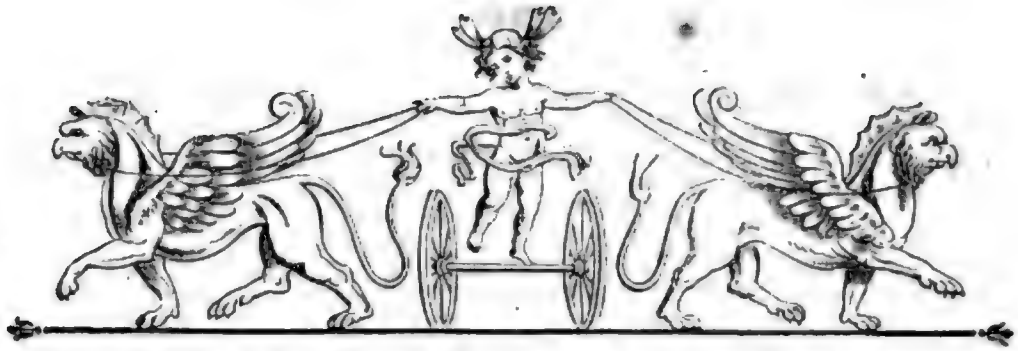
Ich habe den Inhalt der Oper skizzirt, als Beleg meiner unmaßgeblichen Meinung, daß er sich wohl zu einer tüchtigen Composition eigne, zumal die Dichtung im Allgemeinen für einen Operntext sehr gut gerathen ist und Fitzball, wie in der Belagerung von Rochelle, die ebenfalls von ihm, so hier documentirt hat, daß er in seinen Produkten vielleicht nur wähliger zu sein brauchte, um Vortreffliches zu produciren. Und was hat Balfe aus der hübschen Dichtung gemacht? — Weniger eine Oper, als ein Melodrama mit Musik.

Notiz.

[Der Freischütz in Paris.]

Der aufgeblasene, arrogante Berlioz hat Recitative zum Freischütz geschrieben, welche die Oper lächerlich machten. Er mochte dies nicht beabsichtigen, aber sein Dünkel, das Werk des deutschen Meisters bedürfe seiner Hand, hat der Oper den ohnedies vor französischen Ohren zweifelhaften Erfolg gänzlich ruinirt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 123. — den 26. Juni 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Geheimnisse des Serails.

(Fortsetzung.)

Anfangs wurden Mustapha's Augen hell und starr bei diesen wunderlichen Reden, dann gingen sie über in ein immer tieferes, glänzenderes Schwarz, und endlich schleuderten sie Blitze wie die Wolke der Mitternacht. Der Vezier sprang auf, wie der Tiger auf seine Beute schießt, packte den Astrologen und rief: „Verräther, lügt Dein Mund, so bist Du des Todes!" — „Allerdings ist mein Leben in Deiner Hand," erwiederte dieser kaltblütig, „da das Gesetz des Propheten befiehlt, vier Zeugen für die Untreue des Weibes zu stellen, sonst falle die Strafe auf den Kläger zurück ..... allein ich frage Dich, Träger der Gerechtigkeit in den Reichen der Gläubigen, ob Du ehemals vier Männer zu Zeugen genommen, als Dir Zobah so wohl gefiel? Zobah, die schöne Frau Deines damaligen Herrn, des Beglerbeg's von ...." — „Schweig!" rief Mustapha betroffen und ließ die Schlange fahren, die ihm unter den Händen aus dem Zimmer schlüpfte.

Keine Bewerbung Mustapha's störte nunmehr meine Herrin in der Sehnsucht nach ihrem Geliebten, sie lebte mit ihrem Gemahl in einem Palast, ohne auch nur ein einziges Zeichen seines Daseins zu erhalten; dies kümmerte sie wenig, mich aber desto mehr; ich traute der gewitterschwülen Stille nicht, und nur zu bald zeigte sich, daß meine Ahnung richtig gewesen. Der Pascha, von Rache gegen die Rajas entflammt, sann auf ihren Untergang und ihr Verderben, da aber der Friede dazu keine erwünschte Gelegenheit bot, hegte sein unruhiges Gemüth unaufhörlich Pläne der Eroberung und des Krieges. Bald bot sich hierzu die erwünschte Gelegenheit dar; einige Seefahrer unter den Osmanlis beklagten sich über Beleidigungen, die ihnen von den Schiffen der Republik zugefügt worden; die Republik ließ die Versicherung geben, daß es ein Mißverständniß gewesen, indem man jene für Corsaren genommen, die fortwährend Streifzüge an den Küsten Italiens machten, wider alles Recht und gegen die Beschlüsse des Friedens. Der Vezier erwiederte trotzig, wenn ihr der Zustand des Friedens nicht gefalle, möge sie ihn als beendet ansehen; die Republik war's zufrieden, verbündete sich zu dem Ende mit dem Kaiser der Christenheit; dieser, vereint mit den Magyaren, forderte die Polen zum Beistande auf, und Mustapha sah sich in einem Halbzirkel von Feinden umgeben. Seine Seele schwoll von Freude, Wuth und Rache; mit unerhörtem Glanz und klingendem Spiel zog er an der Spitze des Heeres aus; als das Volk das Flattern der Roßschweife und den Halbmond sah, gerieth es in taumelnde Begeisterung: „Tod den Rajas!" brüllten wüthende Haufen, die zu Tausenden unter Leitung prophetischer Derwische die Straßen durchzogen; man mordete die Christen, wo man sie fand und ein allgemeines gräßliches Blutbad drohte über sie hereinzubrechen. — Durch diesen schrecklichen Umstand ward Esma aus ihrer unthätigen Traurigkeit aufgescheucht, sie entfaltete eine Kraft wie nie, sie bot alle ihr zu Gebote stehenden

Mittel auf, das Unwesen zu verhüten; sie wußte eilig zum Großherrn zu gelangen und warf sich ihrem Vater unter Thränen zu Füßen. Dieser, der glaubte, ihr weiches Herz flöße ihr die Theilnahme ein, drückte sie an seine Brust, bedeckte ihre Wangen mit Küssen, und versprach ihr jede mögliche Abhülfe. Etwas beruhigter kehrte sie zurück, da sie jedoch den Verheißungen des Großherrn nicht genug traute, auch wußte, wie sie von Hasiz würden bestritten werden, hatte sie den unglücklichen Einfall, sich an den Capudan-Pascha zu wenden. Hussein, der eben beschäftigt war, die Flotte zum Auslaufen in Bereitschaft zu setzen, schien sehr erfreut über die Botschaft der schönen Sultane, und ließ ihr mit vieler Höflichkeit erwiedern: sie möge ruhig ihr liebliches Auge nach dem Abendgebete schließen, indem er ihr bei dem Grabe des Propheten schwöre, daß kein Tropfen Christenblut innerhalb der Mauern von Stambul solle vergossen werden; ein Schwur, den er zu halten im Stande war, da er noch den größten Theil seiner bewaffneten Macht am Lande hatte.

Nach diesem ward es in den Straßen von Stambul ruhig und still, und Alles kehrte in das gewöhnliche Geleis zurück, aber Esma's Seele blieb stürmisch bewegt. Bald kamen Nachrichten von Mustapha's Verheerungen und Siegen, er führte den Krieg mit blinder Verwegenheit und mit nie gesehener Grausamkeit, dies bestätigten immer erneuerte Sendungen von abgeschnittenen Ohren, Nasen und Köpfen. Esma's Herz zitterte unaufhörlich für das Schicksal und Leben ihres Geliebten; an der Gränze von seinen Glaubensbrüdern umgeben, wenn er sich hinreißen ließe? wenn er sich zur geringsten Pflichtvergessenheit verleiten....; es dunkelte der Sultane vor den Augen — sie schickte Warnungen über Warnungen an Theophil, deren Besorgung sie dem Patriarchen vertraute, der ihr wegen des Schutzes, den sie den Rajas angedeihen ließ, mit Leib und Seele ergeben war, und sich überdies nicht ungern eines solchen Geheimnisses bemächtigte, indem er sich ihrer dadurch auch für die Zukunft versicherte; sie flehte unaufhörlich zum Padischah, den Raserein Mustapha's ein Ziel zu setzen; dieser versprach einmal über das andere, aber dabei mußte es wohl sein Bewenden haben, denn er hätte lieber zehntausend Franken erbleichen sehen, als ein einziges Stirnrunzeln Mustapha's wahrgenommen, Mustapha's, des Blitzes seiner Augen und des Schwertes seiner Hand! — So hin und her getrieben von schrecklicher Angst, wandte sich, nach langem Zögern, meine Herrin wieder an Hussein Pascha, der, von einem Siege heimgekehrt, neue Befehle erwartete; Niemand war bereitwilliger, ihr zu dienen wie er, er schilderte dem Padischah die unerschöpfliche Streitmacht der Franken, ihre gränzenlose Erbitterung über die Grausamkeit der Osmanlis, und, wie bald ihr Ruf um Hülfe durch die ganze Christenheit erschallen werde, diese gleich Heuschreckenschwärmen die Länder der Gläubigen überziehen werde — im Fall Er nicht strengere Befehle an Mustapha ertheile. Solche Vorstellungen, vereint mit den Bitten der Sultane, vermochten den Großherrn endlich, dem Vezier die Weisung zukommen zu lassen: keinen vornehmen Franken oder Raja außer der Schlacht ohne Erlaubniß seines Herrn zu tödten. — Der Vezier schäumte, als er den Befehl erhielt, er warf den Ferman zu Boden, ja, später behauptete man gar, er habe ihn mit Füßen getreten und geschworen, die Verrätherei, die man angesponnen, zu rächen. — Scheinbar indeß ging von nun an Alles einen ruhigern Gang, die Siege Mustapha's hörten nicht auf, Stadt und Serail mit Jubel zu erfüllen; der Capudan-Pascha stach wieder in die See und machte gleichfalls von sich reden; die Sultane gab sich von Neuem einer sanftern Trauer hin; unsere Tage vergingen unter Seufzen, Sehnsucht und Thränen, aber Nachts floh uns der Schlummer nicht mehr.

Nachdem auf diese Weise geraume Zeit, und viele lange einsame Stunden entwichen, störte uns eine seltsame Botschaft in der gewohnten Ruhe; man meldete uns, der Pascha wünsche nichts mehr, als das Glück seiner Siege mit seiner erhabenen Gemahlin zu theilen, schicke ihr zu dem Ende denjenigen Antheil der Beute, der ihr unstreitig am wohlgefälligsten sei, und erflehe von ihr die Gunst, den Ueberbringer in eigener Person vor sich treten zu lassen. Esma ward bestürzt, ich erschrocken, Esma äußerte sogleich die Furcht, es möge der Pascha selbst sein, der sie auf diese Weise überraschen wolle, ich zweifelte, ich erwog, ich schwankte; aber so viel schien mir gewiß, ich konnte meiner Herrin keinen andern Rath ertheilen als den, in das Verlangen ihres Gemahls zu willigen. Sie stimmte mir bei, und auf ihre Bejahung theilten sich die Vorhänge wie durch einen Zauberschlag; man führte einen schmächtigen, blassen, abgehärmten Mann herein, der ein Gefäß voll schimmernder Juwelen in den Händen trug: „Gehe ich hieher zum Tode?" fragte er mit einer weichen, tonreichen Stimme. — „Theophil! Theophil!" schrie Esma auf; er stieß einen herzzerreißenden Ton aus und tastete nach ihr; das holde Licht seiner Augen war für immer erloschen!

Von dem Jammer, der nun erfolgte, würde ich

vergebens versuchen, Dir eine Beschreibung zu machen; es gibt Fälle, wo unserer Stimme die Kraft versagt und unsern Worten der Ausdruck mangelt; eben so wenig vermag ich Dir den Schrecken zu schildern, der meine Herrin erfaßte, als sie sich, nach langen Ausbrüchen der Verzweiflung so weit erholt, um an die Sorge für ihren Liebling zu denken, und man ihr erklärte: der Grieche sei ein Gefangener, ein Verräther, und nur zu fernern Strafen aufgespart, und darauf die Serailwächter ihn, trotz ihres Gegenbefehls, fortführten. Erstarrt blieb Esma zurück, bald aber wich die Betäubung, und Zorn, Rache, Liebe und Angst tobten in ihrem Busen; gestachelt von diesen Gefühlen blieb sie keinen Augenblick ruhig, sie zog Alles an sich, was ihr dienstbar und ergeben war, sie schonte weder Schmeicheleien, noch Gold, noch Drohungen, noch fürchtete sie selbst Gefahren, um Nachrichten von ihrem Geliebten einzuziehen und sein Loos zu mildern. Entschlossen, es dabei nicht bewenden zu lassen, sondern um jeden Preis die Thüren seines Kerkers zu öffnen, wagte sie endlich gar zitternd den Gang ins Serail zu ihrem Vater, dessen Anblick sie gegenwärtig lieber gemieden hätte; aber wohl hatte sie Ursache zu zagen, denn statt, wie immer, sie mit offenen Armen zu empfangen, ließ sie der Padischah von seinem Angesicht verweisen; die erste Strafe, die er je über sie verhängt, und die sich jetzt in Aller Mienen, in Hohnlachen und Schadenfreude wiederspiegelte. Zerknirscht kehrte Esma in ihre Wohnung zurück, ein Raub der trostlosesten Verzweiflung, nichts wie Tod, Untergang und Verderben um sich schauend, sie, das verweichlichte Kind der Macht, wälzte sich jetzt ächzend auf den schwellenden Polstern, die ihr das Glück noch übrig gelassen. Händeringend und rathlos stand ich daneben, das Bild des Jammers durchschnitt meine Seele; da kam mir, ich weiß nicht wie, der Name Hussein über die Lippen, und wie der Gefangene auch den kleinsten Lichtstrahl, der in seinen Kerker dringt, für einen Schein der Freiheit hält, so klammerte sich Esma's ersterbende Hoffnung an diesen Mann, den einzigen Freund, der ihr vielleicht noch geblieben. — Wir fanden Mittel, seinen Aufenthalt zu erforschen und ihm heimliche Botschaft zu senden; während des peinlichen Zwischenraums aber, wo wir auf seine Antwort warteten, konnten wir nichts thun, als uns fest in unsere Wohnung einschließen, und den Schatz unserer Juwelen leeren, um Theophil vor der Folter zu schützen.

Endlich nahm die quälende Ungewißheit ein Ende; der Kapudan-Pascha hatte einen Vorwand gefunden, um nach Stambul zu kommen und ließ uns Winke davon geben. Wir erbebten bei einer Nachricht, die wir so sehnsüchtig herbeigewünscht, doch erkannte Esma augenblicklich die Nothwendigkeit, dem Pascha ihre Erkenntlichkeit zu bezeigen und befahl mir zu gehen, worauf ich, schwankend zwischen Furcht und Hoffnung, zu ihm eilte. Er empfing mich mit herablassendem Gruß, entfernte alle Zeugen und fragte: „Du bist Rabia, die Vertraute der schönen Esma Sultane? und kennst die Tiefen ihrer Seele wie der Herr die Gründe der Wasserbäche?" — „Ja Herr, so weit dies ein Mensch von dem andern sagen kann;" erwiederte ich. „Nun gut, so sage mir: wird Deine Herrin sich entschließen können, Hussein-Pascha zu ehelichen, im Fall ihren Gemahl ein Unglück beträfe?" — (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Dresden.

[Gastlichkeit und Spießbürgerthum; Td Mundt; Theater.]

Dresden ist eine merkwürdige Stadt. Ich erinnere mich noch, wie magisch Alles auf mich wirkte, als ich sie zum ersten Male betrat. Lange hab' ich mich gegen die Nüchternheit gewehrt, die man mir bei längerm Aufenthalte voraussagte, weil ich das poetische Rauschgeld schon um der Ehre meines Gefühls willen für echt hielt, und ich bin doch übermannt worden. Wie ein Traumland versinkt der Zauber, der beim ersten Anblicke sich hier um Natur und Menschenwerk webt, sobald man Heimathsgedanken daran knüpfen will, und es steht dann allmälig Alles im tiefen Grau kalter Philisterhaftigkeit da. Was diese bedeute, kann man recht gründlich lernen, wo zu so viel äußern Lebensschönheiten nur eine Kleinigkeit fehlt, — das Herz! — Fremd und dem gasthäuslichen Naturell der Dresdner tributär sein, ist eine ganz anmuthige Situation; denn wer behält nicht gern sein Menschliches in sich unversehrt, und dies scheint bei dem hiesigen Einheimischen in der Gasthäuslichkeit auf- oder untergegangen.

Da die sächsische Residenz ein Hauptdurchgangspunkt der Reisenden zwischen Nord und Süd ist, so bilden die Fremden ein stationäres Element der Bevölkerung. Man sollte glauben, daß die Einheimischen bei der beständigen Einwirkung verschiedener Nationalitäten auf ihren Charakter diesen zu einer gewissen Weltbildung, worin Humanität ihre liebenswürdigste Form findet, abschleifen müßten; es ist aber gerade das Gegentheil wahrzunehmen. Früher hatten Zopf und Haarbeutel hier ein so gedeihliches Zeitalter, die Rücksichten der Etikette umflorten mit so dichten Spinnenweben Haus und Person, der Egoismus fand dabei eine so engherzige Schule, daß ferner kein anderer sympathetischer Lichtstrahl, als der nach dem lieben Gelde, mit der Außenwelt zu correspondiren trachtete. Wo die kalte, hohle Form der Gesellschaft eine so merkwürdige historische Vollendung erhalten, konnte der Contrast mit dem sich stetig ablösenden Frem-

denheere keine Anziehungskraft ausüben, wodurch eine Umbildung des einheimischen Charakters veranlaßt worden wäre; es schloß dieser sich vielmehr nur noch strenger ab, und stellte damit die unzugängliche Eigenthümlichkeit dar, welche jedem Fremden, der hier mehr als ein bloßes Gasthausleben sucht, so unbehaglich wird. Der Coteriegeist ist durch ganz Deutschland verbreitet, allein er ist ein ganz anderer, ungleich menschenfreundlicherer als hier, z. B. in Leipzig und Breslau. Wer dort in den ihm nach Stand und Bildung zusagenden Kreis sich einmal gefunden hat, richtet sich auch alsbald heimisch darin ein, was hier nur nach Jahren mit der Annahme des Dresdener Charakters möglich wird. Im ganzen großen Dresden gibt es übrigens nur zwei Familien, wo der gebildete Fremde Zutritt und einen größern häuslichen Gesellschaftskreis findet; alle übrigen einheimischen Verhältnisse umschließen sich für ihn mit einer chinesischen Mauer, wenn man die verschiedenen Unterhaltungsvereine abrechnet, wo er eingeführt werden kann.

Dem so ausgebildeten Formalismus sagt die tönende und bildende Kunst, welche beide die Kreise der geistigen Lebensbewegung nicht eben sehr erweitern, am besten zu. Es ist aber auch unglaublich, was hier für die Kunst gefaselt und geschwärmt wird. Für die Literatur ist dagegen Dresden eine entlegene Insel. Der Dresdner liest ein Paar Romane und seinen „Anzeiger" mit den Klatschereien, welche ihn charakterisiren, und damit gut. So oft ich einen Blick auf Stadt und Umgegend werfe, fällt mir stets die Bemerkung eines geistreichen Dresdeners ein: „Der Herrgott hat sich vergriffen; er hätte meine Landsleute in die Lüneburger Haide setzen sollen!" — Es ist übrigens nicht denkbar, daß hier eine periodische Literatur gedeihen könnte.

Seit Ende April hat Th. Mundt mit seiner Gattin hier eine Station auf seiner Uebersiedelung von Berlin nach dem Süden genommen. In einigen Wochen denkt er eine Reise nach dem ihm liebgewordenen Schlesien zu machen. Mundt ist eine der gewinnendsten literarischen Persönlichkeiten, die ich kenne. Eine freundliche Ruhe, das Resultat eines klaren Bewußtseins, ist über die kräftige Gestalt ausgegossen. Sein Gesicht ist charaktervoll und anziehend. Als Tourist von so unbefangenem Auge und gesinnungsvollem Talente ist seine Reiselust ein großer Gewinn für die Kenntniß der europäischen Zustände. Wie höchst interessant ist z. B. in seiner zuletzt erschienenen „Völkerschau auf Reisen" die Schilderung krakauischer Verhältnisse, über welche nur er, in seiner rücksichtslosen Unabhängigkeit, so frei berichten konnte, während die geographische und politische Lage des Freistaats bis dahin alle Nachrichten über dessen inneres Leben verkümmerte.

Am 24. Mai eröffnete die französische Gesellschaft des Hrn. Harel ihre Vorstellungen auf der Hofbühne, war aber in der Gunst des Publikums weniger glücklich als im vorigen Jahre die von Delcour. Von dieser sah man meist Vaudevilles mit jener Volubilität ausgeführt, worin die Franzosen uns wohl immer überlegen bleiben werden, während man sich mit ihrer tragischen Manier schwer befreunden kann, selbst wenn eine Mlle. George mitwirkt. Diese ehrwürdige dramatische Größe aus Talma's Zeit spielte mit diesem schon 1813 hier, als Napoleon die Mitglieder seines Hoftheaters herkommen ließ. — Am 2. Juni ging die erste neue Oper in dem neuen Hause: „Il Giuramento" von Xaver Mercadante, in Scene. Sie machte nicht sonderliches Glück, wie brav auch die Ausführung genannt zu werden verdient. Es ist eine leichte italienische Arbeit voll melodischer Sätze; das Sujet ein Convolut südlicher Leidenschaften, worin man nur nach tiefem Studium des Textbuches einen dramatischen Faden entdeckt. Mit mehr Freude ward am 6. Juni auf dem Theater am Linke'schen Bade eine wiener Gesangsposse aufgenommen: „Dienstbotenwirthschaft oder Schatulle und Uhr," von Kaiser, die Musik von Hebenstreit.

Der niedere Wasserstand der Elbe machte in den letzten Wochen die aushelfenden Fahrten des prager Dampfschiffes „Bohemia," das nur 17 Zoll tief geht, nach Tetschen erwünscht. Am 9. Juni kündigte die sächsische Dampfschifffahrtsgesellschaft wieder den Abgang unserer Fahrzeuge dahin an. Sobald das Flußbett der Moldau gehörig dazu vorbereitet ist, etwa im Juli, wird mittels der „Bohemia" eine regelmäßige Verbindung zwischen Prag und Tetschen, und von da durch die sächsischen Schiffe mit Dresden stattfinden.

*

Notizen.

[Berichtigungen. Briefstich aus Berlin.]

Auch in Ihren Blättern war die Rede von einem Verbot des Niemeyer'schen rationalistischen Religionshandbuches. Was man hierbei Verbot nennt, ist nur auf die Abschaffung des Buches beim Unterricht in den Gymnasien zu beschränken. Unter Verbot pflegt man etwas anderes zu verstehen. — Eben so unrichtig war früher die Mittheilung, Seydelmann habe sich speciell geweigert, bei der Aufführung des Tell mitzuwirken. Zur Zeit der ersten Darstellungen war er verreist. Später gab er und gibt noch den Walter Fürst.

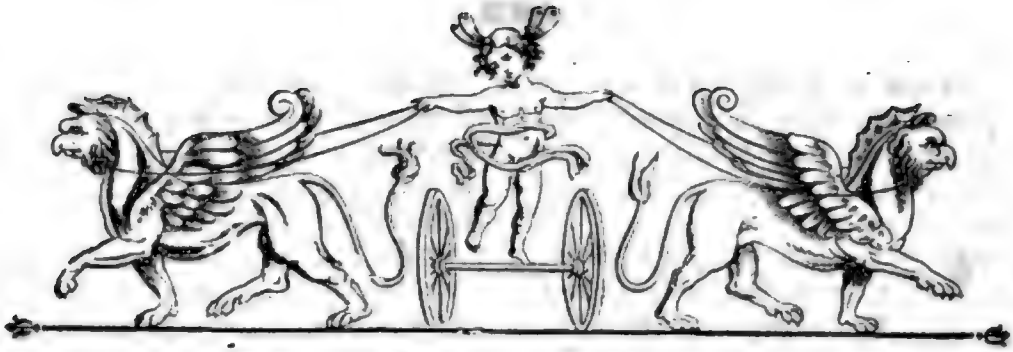
[Die Rheinfrage in Paris.]

Unter den Stimmen, die in Sachen des linken Rheinufers gegen Lamartine's Friedensgedicht sich erheben, ist außer Alfred de Musset auch Edgar Quinet. Jener ist ein catullischer Tauber, der mit Gewalt ein Adler sein möchte. Aber auch Edgar Quinet? Der Dichter des Prometheus, der Kosmopolit, der tiefe Kenner deutscher Literatur ein borniter Stockfranzose? Wichtiger als das Schlachtgewieher aller politischen Paradepferde in Frankreich, sind die Aeußerungen der „Phalange" und des „Journal du Peuple" die ganz im Sinne der wirklichen Demokratie für die gerechte Sache Deutschlands reden. Dies ist ein schönes Zeichen der Zeit.

[Die „Hallischen Jahrbücher."]

Von den „Deutschen Jahrbüchern" (früher Hallische genannt) sind bereits die ersten Blätter hier in Leipzig erschienen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 124. — den 28. Juni 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Geheimnisse des Serails.

Novelle von C. Terpen.

(Fortsetzung.)

Ich schüttelte mich hastig, ohne recht eigentlich zu wissen, was ich that. „Nein," fragte er weiter, „warum nicht? weil ihr die geschorenen Rajas besser gefallen wie die bärtigen Muselmänner?" Ich schwieg, aber eine Miene tiefen Unwillens überzog mein Gesicht. „Laß es gut sein, Rabia," fuhr er weiter zu reden fort, „es ist jetzt nicht Zeit, die Unschuld Deiner Herrin zu vertheidigen, auch würde Dir dies schwerlich gelingen, denn sieh wie die Sachen stehen: der Vezier Mastapha Pascha hat Briefe von Deiner Herrin an den Hospodaren der Moldau aufgefangen, die aus den Händen des Patriarchen von Konstantinopel kamen; nicht genug, daß daraus die Untreue der Sultane erhellt, sondern man findet darin auch noch eine Bestätigung jener längst gehegten Vermuthung, daß zu Gunsten der Ungläubigen eine Verschwörung gegen den Padischah stattfindet, deren Wurzeln tief im Serail verborgen." — „Hilf Allah und alle Heiligen! meine Herrin ist rein wie der Schnee des Libanon's gegen so schwarze, boshafte Verleumder-Zeugen!" rief ich. — „Höre weiter," sprach er, ohne auf meine Versicherung zu achten, „der Vezier ließ dem Hospodaren die Augen ausstechen, an weiterer Rache hinderte ihn der Befehl seines Herrn, und schickte ihn mit Anklagen belastet nach Stambul; zugleich rieth er dem Großherrn, ihn unvermuthet mit einer Botschaft in die Gemächer der Sultane zu senden, aus deren Betragen man alsdann leicht ermitteln werde, ob die erste Beschuldigung wahr sei oder nicht; nun aber haben die Vertrauten, die ihn führten, gegen sie gezeugt und ..." — „Allah ist groß, er wird sich meiner armen Herrin erbarmen!" rief ich außer mir, „und? ..." — „Und das Urtheil wartet nur auf die Rückkehr Mustapha's, die nach Beendigung der nächsten entschiedenen Schlacht erfolgen wird," vollendete der Pascha. — „Aber Herr," flehte ich, in Thränen zerfließend, „trägst Du denn ein Herz von Stein im Busen, daß Dich solches Elend nicht jammert? Du hast die Macht uns zu retten, erbarme Dich unser!" — „Wenn Deine Herrin sich meines Herzens erbarmt, so werde ich selbst den retten, für den das ihrige strafbare Neigung empfand," erwiederte Hussein, „ich werde den Griechen in Schutz bringen, wohin er verlangt und ihn mit Schätzen beladen; ich werde Esma Sultane von jedem Flecken reinigen, sie zu früherem Glanz und Ansehen bringen und ihr die Liebe ihres Vaters wiedergeben, sage ihr das, und somit bist Du entlassen." — Aber ich ging nicht, sondern die Verzweiflung gab mir Muth noch ein Mal zu reden: „Herr," rief ich, „denke an den Himmel, an das Grab des Propheten und den Koran! Du sollst nicht blos Gutes thun um irdischen Lohnes willen ...." — „Rabia," unterbrach er mich ungeduldig, „Du bist in vorgerückten Jahren, schwatze daher nicht wie ein Kind: die Goldstücke, die man in der Jugend weggeworfen, lies't man in reiferem Alter zusammen; in der Jugend leiden wir Hunger und Durst um Ande-

rer Lob und Ehre, darum ist es billig, daß wir uns später einen Platz am Tische suchen, um endlich gesättigt von hinnen zu gehen; ich bin nicht der Mann, mit der Hand ins Blaue zu greifen; sage das Deiner Herrin und störe mich nicht weiter."

Größere Seelenfolter hat wohl nie ein Weib erduldet, wie Esma nach dieser Botschaft litt; sie war schon zu sehr mit den dunklen, verworrenen Gängen des Lebens bekannt, um nicht zu wissen, daß sie mit der Einwilligung, dem Capudan-Pascha die Hand zu reichen, ihren Gemahl dem Untergange verschreibe; andererseits aber war sie gewiß, durch diesen des schmachvollsten Todes zu sterben, im Fall er siegreich und mächtig heimkehre. Baue indeß auf Esma's edlen Sinn, o, heiliger Mann, und denke nicht, daß Selbstsucht so schwer bei ihr gewogen, wenn nicht Liebe und Rache hinzugekommen; aber Theophil, den Schatz ihres Herzens, allen Qualen und Martern preiszugeben, die der über ihn verhängte, der ihn schon so schändlicher, ungerechter Weise verstümmelt!.... Erlasse mir die schwere Pflicht, Dich von den Kämpfen meiner Herrin und meiner eigenen Rathlosigkeit zu unterhalten, von den schrecklichen Tagen und jammervollen Nächten; kann das Schwanken des Sünders die Strafe seines endlichen Falles mildern, so werden die Heiligen sich Esma's erbarmen!.... Ach, sie sprach, von Hussein gedrängt, das unglückselige Ja!

Kaum hatte er ihre Zusage empfangen, als der Capudan-Pascha die geschlossenen Thüren aufzuthun und die gebundenen Zungen zu lösen verstand; das geheime Spiel tiefverborgener Leidenschaften, das sich hinter den wohlverwahrten Mauern des Serails bewegt, war bald gegen den Vezier gerichtet. Dem Janitscharen-Aga war nicht schwer beizukommen, er hatte sich zu oft durch Mustapha's strenges, herrisches Wesen beleidigt gefühlt; der Kißlar-Aga sah sich in seiner unersättlichen Goldgier beschränkt und wollte ihm deshalb wenig wohl; die Weiber glaubten sich mehr als je in ihren eingeengten Rechten und Freiheiten gekränkt.... Kurz, man schmiedete Ränke und Pläne gegen Mustapha, man brachte Beschuldigungen über Beschuldigungen vor, wodurch Esma und die unterdrückten Rajas gerechtfertigt erschienen, und die ganze Last auf den Kläger gewälzt wurde. Anfangs verschloß der Padischah standhaft das Ohr gegen solche Versuche, er achtete Mustapha gleich dem geweihten Schwerte des Propheten, und glaubte sich zu versündigen, wenn er an seiner Treue zweifle; da man indeß in dem begonnenen Eifer nicht nachließ, sondern scheinbar gültige Beweise beibrachte, begann sich allmälig ein leiser Argwohn in seine Seele zu schleichen, und er beschloß, Mustapha zurückzuberufen und ihn zur Verantwortung zu ziehen.... Aber Alles hing bei den Klägern davon ab, dies zu vereiteln, sie waren zu weit gegangen, das Richtschwert hing über ihren Häuptern; kehrte der Vezier zurück, so rechtfertigte er sich vor seinem Herrn, und ihr Untergang war gewiß. Man machte unerhörte Kunstgriffe, um ein persönliches Zusammentreffen zu vermeiden, man strengte Alles an, um Mustapha's Sturz zu beeilen, man schilderte seine Macht, seinen verwegenen Sinn, die Gefahr eines Zwiespaltes in den Reihen der Gläubigen; aber selbst dieser Eifer, ich bin dessen gewiß, hätte die Festigkeit des Großherrn nicht erschüttert, hätte nicht die Liebe für Esma in seinem Herzen gelauert und ihn zur Schwäche geneigt gemacht; ich glaube, er verzieh im Innern seinem Kinde einen Fehltritt, aus einer Leidenschaft entsprungen, die ihn selbst zu oft überwältigt, indeß sein Glaube ihm verbot, sie zu retten; ward ihre Schuld erwiesen, so mußte sie sterben, wie es das Gesetz befiehlt. — Das Ende der Sache war Hussein's Sieg; man schickte die Stummen mit der seidenen Schnur und einem großherrlichen Ferman versehen an Mustapha Pascha.

Aber der Prophet war mit dem Seinen und duldete nicht, daß der Streiter des Glaubens den Tod eines Verräthers sterbe; vielleicht auch rührten ihn Esma's Gebete, die Tag und Nacht zu ihm flehte, sie vor dem Morde ihres Gatten zu bewahren; als die Stummen in das Lager kamen, wagte der Pascha von Rumilien, sie zu verbergen und aufzuhalten; denn es war am Tage vor einer entscheidenden Schlacht, und der Untergang des Heeres gewiß, wenn es plötzlich seines gewohnten Hauptes beraubt wurde. Der Kampf begann, die Schaaren waren siegreich; aber — Allah ist groß — ihr Führer sank von einer feindlichen Kugel getroffen! — Die Stummen kehrten heimlich zurück, von ihrem ganzen Vorhaben war nicht weiter die Rede. Mustapha's Leiche ward sieggekrönt nach Stambul geführt, mit heiligen Gesängen und militärischen Ehren empfangen und, als dem Propheten wohlgefällig in der großen Moschee bestattet.

Hussein's Macht war jetzt unbestritten; er wußte das Fahrzeug seiner Wünsche durch die richtigen Kanäle zu leiten, seine erste Sorge war, einen ehrenvollen Frieden zu schließen; was ihm nicht schwer ward, da die Elemente der Zwietracht ermattet waren und die feindlichen Parteien sich nach Ruhe sehnten. Ferner wußte

er es so einzuleiten, daß Hasiz, der Astrolog, trügerischer Mittel zur Erreichung seiner Zwecke beschuldigt und in das Exil geschickt ward; Theopil aber, der frühere Hospodar der Moldau, von Seiten der Republik, als ihr angehörig, zurückgefordert und für ihn auf Entschädigung für seine lange Abwesenheit, und die ungerechte Behandlung, die er erfahren, gedrungen wurde; was die Pforte in reichem Maße gewährte. Nun blieb dem Capudan-Pascha noch ein Drittes zu bewerkstelligen übrig; daß er auch hierin die richtigen Mittel erwählte, zeigte sich bald, indem der Padischah Esma Sultane vor sein Antlitz beschieden ließ, und ihr mit eigenem Munde ihre Vermählung mit Hussein-Pascha verkündigte. Sie sagte kein Wort der Mißbilligung, sondern dankte ihrem erhabenen Vater die Sorge, die er von Neuem für sie getragen, warf sich aber gleich darauf zu seinen Füßen, um die Erlaubniß bittend, eine Wallfahrt nach den heiligen Städten machen zu dürfen, ehe sie die Wohnung ihres neuen Gemahls bezöge. Der Großherr war sehr erfreut über die fromme Regung in dem Gemüthe seines Kindes, für dessen Seelenheil ihm nur allzu bange gewesen, und gab deshalb ohne Zögern seine Zustimmung; Hussein-Pascha aber biß die Lippen zusammen, als er diesen Umstand erfuhr, mehr noch aus Aerger, indem er sich überlistet glaubte, als aus Verdruß, sich in seinen Hoffnungen getäuscht zu sehen, und schwur im Geheimen, Wiedervergeltung zu üben. — Du kennst das Gesetz, o heiliger Mann, und weißt, daß es einer Frau verbietet, die Wallfahrt anders zu unternehmen, als in Gesellschaft ihres Mannes oder eines nahen Verwandten, den jener ihr als Begleiter gegeben; dies Recht ließ Hussein nicht außer Acht, und da er selbst nicht reisen konnte, um seinen Einfluß nicht durch Abwesenheit zu schwächen, benutzte er es, um der Sultane den boshaftesten, hartnäckigsten und verschmitztesten Wächter aufzubringen, den je die Sonne auf Erden beschienen. Diesen zog er ins Geheimniß, indem er ihm anvertraute: alle Wahrnehmungen sprächen für die Vermuthung, die Sultane gedenke auf der Reise zu den Ungläubigen im Libanon zu entweichen, zwar erspare er ihr aus Geneigtheit die Strafe für solche Pläne, die ihre Wurzel in der Thorheit des Weibes hätten, fühle sich aber nichts desto weniger, als echter Muselmann, in seinem Gewissen gedrungen, sie an Ausführung desselben zu hindern, und ersuche ihn deshalb, es an Argwohn nicht fehlen zu lassen, wogegen er in der Folge auf Erkenntlichkeit rechnen könne; der Verwandte des Paschas grinste und schwur, mit seinem Kopfe für die sichere Bewachung der Sultane zu haften.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin, den 20. Juni.

[„Patkul" von Karl Gutzkow auf der Bühne.]

Gestern, bei sehr gefülltem Hause, wurde uns Patkul, eine „politische" Tragödie von Karl Gutzkow, zum ersten Male vorgeführt und ungemein beifällig aufgenommen. Den verschiedenartigen Urtheilen, dem Antheil, den man hier an dem Verfasser nimmt, der so mannigfach von sich reden machte, nebst Wollmarkt und Pferderennen, welche jetzt gerade Berlin ungewöhnlich beleben, verdankt dies Trauerspiel das gefüllte Haus, den Beifall aber weit weniger wohl der empfundenen Schönheit des Werkes oder der Darstellung, als den Umständen, daß Gutzkow ein Berliner ist und in dem Patkul ein Stück geliefert hat, bei dem es jedem, der Berlin und unsere Verhältnisse kennt, ganz natürlich erscheinen muß, wenn die vielen anregenden Anspielungen ersetzten, was andrerseits vermißt ward, und die reichlich eingestreuten Freiheitsfloskeln, statt der Poesie, die Herzen und Hände in Bewegung setzten.

Der poetische Gehalt dieses Trauerspiels ist in der That noch dürftiger als der des Richard Savage, obwohl das Geschick der scenischen Anordnung und der Theatermittelbenutzung sich vergrößert zeigt. Gutzkow besitzt die dichterische Gewalt nicht, welche Gestalten schaffen kann, an denen man wahren Antheil nähme und die den Zuschauer fesseln und fortreißen könnten. Es sind Schattenbilder, die uns ganz kalt lassen, die er aber mit Hülfe seiner scharfen und nüchternen Dialektik herausputzt und mit Benutzung unserer Zeitverhältnisse so zuzustutzen weiß, daß sie wie Satyren auf unsere Zustände aussehen. Es sind also nicht die Charaktere, selten die Situationen, nicht der innere Organismus, erhabene Ideen, Pracht und Schönheit der Sprache, Begeisterung, Pathos oder ein großartiger Conflict von Leidenschaften, der uns hier in Wahrheit hinreißt; der Eindruck kommt weit mehr durch die Benutzung der Conflicte der Gegenwart, durch Bemerkungen und Ausrufungen, die uns unsere Leiden zeigen und Prophezeihungen für die Zukunft enthalten. Patkul soll eine Art Sittengemälde des üppigen, lasterhaften Hofes, der Günstlings- und Maitressenwirthschaft Friedrich August's von Polen und Sachsen sein, und uns die Zustände der Gesellschaft zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts verführen. Wären Volksscenen, wie im Egmont, vorhanden, und zeigten sich vielleicht in dem rauhen tugendvollen Karl dem Zwölften, dem ausschweifenden Könige von Polen gegenüber, die Gegensätze der Zeit, so würde dieser Zweck mehr erreicht worden sein. So aber bleibt Karl und das Volk ganz aus dem Spiel und eine etwas lächerlich magere Lagerscene der Schweden ist das einzige, was wir davon erhalten. Patkul ist dagegen einer jener jungen Helden, die nichts thun, aber desto mehr schwatzen und von Vaterland und Freiheit faselnd untergehen, ohne daß man

eigentlich weiß, warum sie so viel Entsetzliches erleiden. Noch übler steht es mit einem schwedischen Junker, der weit gefährlicher schwärmt und sich ohne weiteres todtschießt, weil er den angebeteten Helden Patkul, den er übrigens nie vorher gesehen hat, nicht retten konnte. Patkul, der die Intriguen der Höflinge aufdecken will, wird verrathen und den Schweden ausgeliefert, weil er sich heimlich mit einem Fräulein von Einsidel verlobt hat, die der König für sich zur Maitresse haben will. Die Scenen dieser Liebesintrigue und des Verrathes, welche den dritten und vierten Act füllen, sind die gelungensten und lebendigsten, wie überhaupt die Schilderung des lüsternen Monarchen und die Sittenlosigkeit und Verderbniß seines Hofes noch das meiste Interesse erregen. Der erste Act beginnt dagegen völlig undramatisch mit einer Vorlesung aus einem Buche über Patkul's Schicksal, welche sich zwei Hofdamen halten, dann kommt Patkul selbst und wiederholt kürzlich, was man schon gehört hat, und endlich folgen zur Schilderung der Frömmelei an diesem üppigen Hofe, ein paar langweilige Scenen und katechetische Examina, welche die Kurfürstin Mutter mit ihren Hofdamen anstellt. Dennoch aber bilden diese Scenen einen Gegensatz, der, wenn er nicht so flüchtig erblassend gehalten wäre, größere Wirkung haben würde. Ueberhaupt aber gibt es nur kleine Rollen in diesem Stück; die des Königs ist die bedeutsamste und aushaltendste, die Liebesintrigue zerstäubt im vierten Act mit der Gefangennehmung Patkul's, und den fünften füllt beinahe ganz eine matte Kerkerscene auf dem Königstein, wo Patkul den Schweden ausgeliefert wird. Prophezeihte nicht noch zuletzt der zum Tode abgeführte Held, daß sein Blut nicht vergebens für die Freiheit fließen und daß alle die Opfer der Tyrannei die Morgenröthe eines neuen Tages erwecken würden, so wäre der Ausgang sehr wenig zum Beifallklatschen und Hervorruf geeignet, und doch mußte er erfolgen und erfolgte auch. Gutzkow wurde gerufen und erschien in Begleitung der Herren Devrient und Rott, die ihn dem erstaunten Volke zeigten. Mag man darüber denken, was man will, es ist in vielen Beziehungen gut, daß der Enthusiasmus sich regt, und sich mit dieser seltenen Ehrenbezeugung gegen Raupach und seine Zeit aufwirft. Patkul ist das Erzeugniß eines Anfängers in der dramatischen Laufbahn, mit Schwächen und Mängeln behaftet, aber es ist, wenn wir den poetischen Werth dieser Tragödie auch nicht hoch anschlagen können, doch kein geringes Verdienst, darin die liberalen Ideen zu verherrlichen und, dem bisherigen Weg ganz entgegen, wo Herr Raupach mit seinen plumpen Füßen alle junge Saaten zerstampfte, einer anderen freiern Anschauung Bahn zu brechen. Patkul ist ein Mann, der für die Freiheit von 1830 sich opfert, und eben auch zu dem jungen Deutschland gehören könnte; von dem Liefländer, der für die Standesvorrechte des liefländischen Adels stritt und litt, ist natürlich keine Spur, wie denn überhaupt der Verfasser die Geschichte mit großer Willkür behandelt, was bis auf einen gewissen Punct sich wohl auch rechtfertigen läßt. Fassen wir Alles zusammen, so hat das Trauerspiel Patkul, was die Verhöhnung des Königthums betrifft, manche Aehnlichkeit mit neuen französischen Stücken, Patkul selbst ist als moderner Freiheitsschwärmer eine Art von matter Copie des Posa, und der verwirrte schwedische Fähndrich wäre beinahe ein Stück Mortimer zu nennen; aber wie verwischt und unklar ist Alles, und in wie wenigen Momenten gelingt es dem Verfasser, sich über seinen kritisch beobachtenden Standpunkt zu erheben. Noch immer halte ich auch dafür, daß Gutzkow's Talent, trotz des Hervorrufs von gestern, mit besserem Erfolg im socialen Schauspiel und Lustspiel sich geltend machen wird, wo die Kritik jedenfalls mehr für seine Anerkennung thun kann als in der Tragödie, zu der ihm Phantasie und die Offenbarungen der Gemüthswelt fehlen. Wir sind begierig seinen „Werner" zu sehen, der einstudirt wird, und ein Lustspiel: „die Schule des Reichen," das nach dem Urtheile derer, die es lasen, eine treffliche Arbeit sein soll. Gespielt wurde der Patkul im Allgemeinen recht gut. Herr Rott, der sich schon nach dem dritten Acte hervorrufen ließ, machte freilich viel Komödianterei, aber es war noch mäßig genug gegen sonst zu nennen. Herr Devrient war in den Liebesscenen wie gewöhnlich kaum zu ertragen, und mit seinem eiskalten Spiel als Freiheitsschwärmer ein Beruhigungsmittel gegen alle Erhitzung. Fräulein Bertha Stich that für ihre kleine Rolle, was sie thun konnte, und so Jeder, bis auf Herrn Seydelmann, der noch mehr that und so arg karrikirte wie noch nie. Dieser Vorwurf ist in jüngster Zeit dem talentvollen Künstler häufig gemacht worden, und wir können ihn eben so wenig zurückhalten. Wenn aber die Besten durch solche Parforcemittel Beifall suchen, was sollen die armen Teufel thun, die da nehmen, wo sie finden? Wie Herr Seydelmann in seinem Mephistopheles umherpustet, damit Gretchen es schwül und dumpfig finden soll, so spricht er hier, als Rath Pfingsten, mit sächsischem Dialekt und unterstützt durch einige andere niedrig komische Mittel der Demuth und Heuchelei seine Rolle als Intriguant und die Witzeleien Gutzkow's, der auf Sachsen, vielleicht seiner leipziger Freunde wegen, nicht gut zu sprechen sein muß und sich durch einige kleine Bosheiten über Nationalcharakter u. s. w. rächt. (D. B. f.)

Notizen.

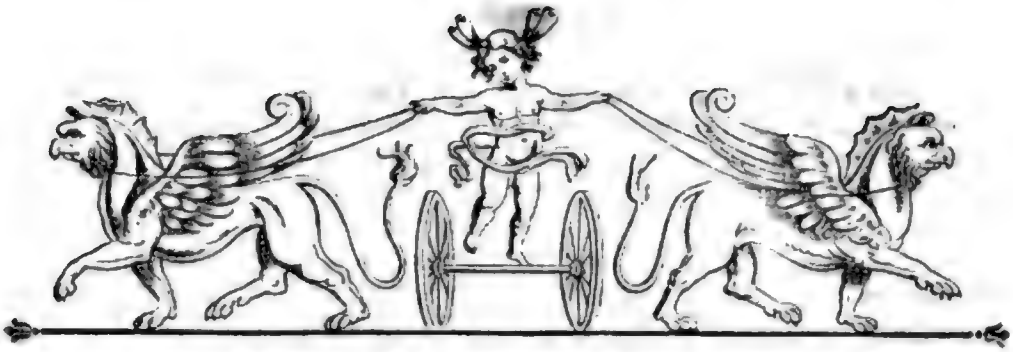
[Kritische Lächerlichkeit.]

Ein leipziger Briefsteller in der „Europa" schließt seinen Bericht: „Das leipziger Theater ist bis zur Unanständigkeit herunter. Die Schauspieler wissen dies; sie rasiren sich gar nicht mehr." Der traute Freund des guten Lewald, der ihm dies als Privatscherz meldet, hat vielleicht irgend einen bärtigen Choristen über die Straße laufen sehen, und die Europa gibt dies dem Publicum als Kritik.

[Der Schatbirt.]

Von diesem holländischen Roman, von J. van den Hage, aus den Zeiten der utrechter Stiftsfehde 1481 bis 1483, erschien in der Uebersetzung von Professor Wolff (Leipzig, Weber) der sechste und letzte Theil. Wir sprachen schon früher von dem historischen Werth dieses chronikgetreuen Romans.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 125. — den 29. Juni 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Geheimnisse des Serails.

(Beschluß.)

Wir machten die Vorbereitungen zu dieser traurigen Reise; unser Zug setzte sich in Bewegung; ach, er glich mehr einem schreitenden Kriegslager als einer Wanderung frommer Büßender in das Land göttlicher Verheißungen: die Kameele mit Mordgewehren bepackt, die Dromedare mit Schießvorräthen beladen, wir selbst in verschlossenen Sänften von Waffen umstarrt, aller Gemeinschaft mit den übrigen Pilgern beraubt, von einem Orte zum andern geführt; so gelangten wir nach Damaskus. Hier, wo sich der Blick in die Wüste erweitert, regte sich auch Esma's früherer Freiheitsdrang; von Reue über die Vergangenheit und Sorge um die Zukunft niedergedrückt hatte sie bis hierher die Lage der Gegenwart wenig beachtet, jetzt aber fing sie an, das Peinliche derselben zu empfinden. Kaum setzte sie den Fuß auf den beweglichen Sand, in den früher die windschnellen Rosse ihrer Väter die leichten Hufe gedrückt, so zog sich ein Kreis lauernder Sklaven um sie her; wünschte sie in der Schwüle unter einem Dattelbaume am Brunnen zu ruhen, so verscheuchte man zuvor die durstigen Pilger, die müden Lastthiere, die gastfreien Töchter der Wüste mit ihren vollgeschöpften Krügen, woraus sie jenen zum Trank gereicht, und wir kamen an eine öde, ausgestorbene Stätte, rings umgeben von dem brennenden Widerschein der Mittagssonne; lockte sie der einsame Zauber der Nacht mit dem weitgespannten Sternenzelt, so klirrten die Säbel, das gebotene Losungswort erscholl von Mund zu Mund, machte den Gesang arabischer Weisen verstummen, und weckte, als einzige Antwort, das heisere Hundegebell eines fernen Beduinenlagers. Kein Laut ihrer geliebten Muttersprache berührte Esma's Ohr, keiner der Scheiks, die uns geleiteten, kam vor ihr Angesicht; ihren Befehlen begegnete man mit höhnischer Ueberlegenheit, ihren Bitten mit Stumpfsinn — wie hätte ihre Gesundheit eine solche Behandlung ertragen können? — Schon zerknirscht von dem Eingeständniß der Sünde, gequält von der Demüthigung tiefster Reue, bekümmert durch das Unglück der Liebe, kam jetzt noch das marternde Gefühl ungerächter Beleidigungen und das zermalmende gekränkten Stolzes hinzu; diese Empfindungen wanden sich wie Nattern in ihrem Busen, doch trug sie ihr Geschick, wie es ihrer Abstammung würdig war. Ruhig in ihrer Sänfte liegend, oder in ihrem Zelte schlaflos der Morgendämmerung entgegenharrend, kam keine Klage über ihre Lippen, sondern sie regten sich nur zum Gebet, und drohten innere Seelenleiden sie zu überwältigen, so legte sie sich strenge Büßungen auf und fastete oft viele Tage lang. Ich konnte dies nicht ohne Besorgniß sehen, denn ihr Körper schien täglich schwächer zu werden, doch machte ich vergebens Vorstellungen dagegen, und mußte mich endlich mit der Ueberzeugung trösten, daß ihr Geist täglich mehr dem Himmel zu eigen werde; ja, ich bin dessen gewiß, er wohnt jetzt in den Reihen der Seligen, denn so viel ich weiß, hat

während der ganzen heiligen Reise nur ein einziger sündhafter Gedanke seine Reinheit befleckt. Es war dies in einer Mittagsstunde, wo wir während der glühenden Hitze ruhten. Esma's Blicke schweiften ermattet über die unendliche Fläche; plötzlich hafteten sie auf einem Punct, ihr Feuer belebte sich und hastig rief meine Herrin: „Rabia, sieh, den See voll glänzenden Wassers; die Sonne taucht ihre Strahlen hinein und schafft Alles zu flüssigem Golde um; eine Insel steigt aus der Purpurfläche empor, o, diese Palmen, die ihre Blätterkronen in blauen Lüften schaukeln! Diese Feigen, Granaten, Orangen, Oleander und Rosen — smaragdgrüne Rasen mit Blumen durchwirkt — Akazien biegen ihre feinen Zweige herab, Rebengehänge .... O, die prächtigen Mameluken-Beis, die braunen Scheifs der Wüste! — Aber dort ein Mann in fremder Tracht, weiß gekleidet mit zwei Augen wie Sternenglanz — Allah, es ist Theophil, der im Garten Gottes wandelt!" — „Herrin!" rief ich erschrocken, „daß der Prophet uns gnädig sei! es ist ein Bild der Wüste, eine Versuchung böser Geister für das zerbrechliche Menschenherz; flehe zu Gott um ein ewiges Leben des unvergänglichen Geistes!" — Trauernd senkte Esma die Augen nieder und bedeckte die blassen Wangen mit dem Schatten der Wimper; ergriff ihren Rosenkranz und betete bis nach Mitternacht.

Schweigend setzten wir unsere Reise fort und gelangten endlich nach Mekka; hier verlangte Esma augenblicklich in die Moschee gebracht zu werden, und ich konnte nicht dawider sein, da ich das Gesetz kannte, das verbietet, eine Wohnung zu beziehen, ehe man das Haus Gottes betreten; kaum jedoch dort angelangt, sehnte sie sich aus dem Brunnen Zemzem zu kosten, und sich mit dem heiligen Wasser überschütten zu lassen, und als man ihr auch hierin gewillfahrt, bestand sie darauf, den siebenmaligen Umgang um die Kaaba zu machen. Vergebens stellten wir ihr vor, dies werde sie, von der Reise ermüdet, zu sehr ermatten, vergebens flehte ich sie an, ihre Kräfte für fernere Andachtsübungen zu schonen, sie beharrte auf ihrem Vorsatze, von heiligem Eifer getrieben. Der Umgang begann, sie war bleich, wir mußten sie im Stützen fast tragen, aber jedesmal, wenn sie zum schwarzen Stein gelangte, überzog eine flammende Röthe ihr Gesicht, und sie küßte ihn mit Andacht; das siebente Mal endlich sank sie vor diesem nieder, machte sich von unsern Armen los, umfaßte ihn mit Inbrunst, küßte ihn wiederholt und rief: „O, Du Schlußstein der Gnaden, ich flehe zu Dir, den Gabriel, Führer der himmlischen Schaaren, einst unserem Stammvater Ismael als Zeichen des Bundes gegeben; wenn Du am Tage des Gerichts Gesicht und Sprache erhälst, dann gib Zeugniß für mich, daß ich Dich mit Thränen der Reue benetzt! Daß ich aus Irrthum geliebt, aus Schwäche gefehlt, aber mit gläubigem Herzen ge...." — Hier schwankte sie, klammerte sich an die Umhängung der Kaaba — und verschied unter den Flügelschlägen der heiligen Engel." — —

Die Alte schwieg und hatte das Gesicht verhüllt, der Derwisch blieb stumm und in sich versunken; da röthete den Osten ein lichter Schein, von den Minarets erscholl der Ruf zum Gebet, und schien ihn aus der Betrachtung zu wecken. Er warf sich, gen Morgen gewandt, auf sein Angesicht, Gebete und heilige Sprüche murmelnd, dann kehrte er sich feierlich gegen Rabia: „Nimm meinen Segen," so sprach er, „Du Abbild treuer Liebe auf Erden, Du wirst einst in schönern Gefilden wandeln, wo man nicht Tag, noch Nacht, noch Weiß von Schwarz unterscheidet, und weder Sklaven noch Herrn erkennt; wo Alles von reinem Licht übergossen, wo Flüsse von Milch und Wein, von Honig und lauterem Krystall durch die lachenden Ebenen fließen, wo in erquickendem Schatten, Friede, Freude und Eintracht wohnen." — „Und werde ich dort meine Herrin finden?" rief die Alte, indem sie sich zur Erde warf, um dem Heiligen die Füße zu küssen: „Du wirst sie finden," erwiederte dieser, „um der Demuth willen, die Du in ihr stolzes Herz gepflanzt, denn Stolz war die Sünde, die Esma von ihren Vätern ererbt; ja, Esma die Enkelin Abubeker's — Abubeker — der echte Sproß Ali's und der Fatime, der strebte, die Macht des Tartaren zu schwächen, um das Volk des Propheten auf den Gipfel des Glanzes zu heben; ich bin es, Rabia, ich, einst Herr und Scherif von Mekka, den Du jetzt als Geächteten siehst! — Ja, meine Macht zerschellte an der eisernen Faust des Sultans von Stambul, der mir zum Hohne die Tochter geraubt; aber ich sage Dir, die Macht der Erde taucht auf und nieder, wie der Schaum, den die Woge trägt, und wie sich Welle an Welle bricht, so sieht man Gewalt den Gewalten erliegen; die Hoheit des Padischahs, jetzt ein Schrecken der Welt, wird durch die Stürme des Nordens zerstieben und, wie die Dattel vom Winterfrost, wird sein Reich zum Kiesel verschrumpfen, den die Großen der Erde nach Gefallen in die Waage der Gleichheit legen!" — „Allah ist groß, er wird uns vor Schmach und Vernichtung bewahren!" rief Rabia. „Aber Du? Stammvater Esma Sultane's? — O, strecke Deine Rechte segnend über ihren

Grabstein aus, damit der Prophet ihr die Liebe für den Ungläubigen vergebe!" — „Daß ihr Allah gnädig sei," erwiederte der Greis, „und auch mir, der ich für meinen Wohlthäter flehe! — Denn wisse, Rabia, der Ungläubige ist kein Anderer als der blinde Bruder Theophilus, Prior im reichsten Kloster des Libanons, der Kranke jeglichen Glaubens verpflegt, weil er mit freundlichem Herzen bekennt: er habe seine Güter durch Gottes, nicht minder aber durch Allah's Gnade." — „Theophil, Mönch im Libanon!" schrie die Alte, „gelobt seien die Engel und Heiligen! — O, könnte ich ihm einmal noch die verschwiegenen Grüße meiner Herrin senden!" — Majestätisch richtete sich Abubeker auf, schüttelte den Thau der Nacht von seinem Gewande und sprach: „Lebe wohl, frommes Weib, das ich segnend dem Auge des Propheten empfehle! — Zum letzten Male betrat mein Fuß ein undankbares Vaterland; mein Stamm ist erloschen, meine Hoffnung dahin, ich gehe und werde dem nichts verschweigen, unter dessen Schutz ich zu sterben gedenke." — Die Alte wollte sein Gewand erfassen, um es noch einmal zu küssen, als er schon schweigend dem Morgen entgegengeschritten. Sie sah ihm in stillen Gebeten nach, dann nahm sie ihre vorige Stellung ein.

Streit und Friede,

von Fredrika Bremer.

Unter diesem Titel ist von den schwedischen Skizzen aus dem Alltagsleben ein sechstes Bändchen (Leipzig, Brockhaus) erschienen. Der Antheil, den sich die Verfasserin in Deutschland erweckt hat, ist so groß, daß das Büchelchen als erster Band „neuer Skizzen" gleich eine zweite Verdeutschung (Berlin, Morin) erlebt hat. Keiner von beiden Uebersetzern ist genannt; der in der Brockhaus'schen Handlung schreibt weniger gutes Deutsch als der geschmackvollere in der Morin'schen; jener erregt die Vermuthung, er sei Schwede; manche seiner linkischen Sprachwendungen gehen noch weit über die etwaige Absicht hinaus, die Naivetät des Naturkindes streng und getreu wiederzugeben. Eine liebe Naturcinfalt ist nämlich die Verfasserin der „Nachbarn;" eine solche mitten in moderner Gesellschaft sich entwickeln zu sehen, macht den Reiz ihrer Schriften aus, deren ungenirte Kindereien weder gehauen, noch gestochen sind. Das erste Product, mit welchem sie auftrat, scheint uns das beste. Es könnte statt die „Nachbarn" auch „Streit und Friede" heißen. Zwei junge Eheleute erziehen sich vor unsern Augen und gewöhnen sich mit aller Derbheit eines Naturwitzes, den man, wäre er gebildeter zum Ausspruch gebracht, Humor nennen könnte, die kleinen schlechten Lächerlichkeiten im Umgang ab. Er ist ein Brummbär, der lange an eignen Pfoten saugte, sie eine kecke Ungeduld voll blanker Derbheit. Die naive Darlegung dieser Memoiren einer jungen Ehe, denn darin besteht der Reiz des Buches, ist so sehr aller Frivolität fern, daß schon diese Art der Behandlung des Thema's im deutschen Publikum, das der französischen Romangemeinheit überdrüssig ist, sich Freunde erwecken mußte. Andererseits verfällt das Thema bei der Schwedin in die nackteste Trivialität; lang und breit wird unter anderm erzählt, wie die junge Frau ihrem „Bären" das Spucken abgewöhnt; er spie ihr nämlich vor Augen den Fußboden und die Decken voll, und dagegen wirft sich das junge Weib in den Harnisch. Das neue Product, „Streit und Friede," malt uns mit gleicher harmloser Detailkrämerei das Gezänk zwischen zwei Liebenden aus. Er ist Norweger, sie Schwedin, beide verwalten die Einkünfte, besorgen das Wirthschaftswesen einer edlen Dame; ihr Disput geht ebenfalls sozusagen bis in die aschgraue Möglichkeit, wird zum Gänsegeschnatter, und die Verfasserin hat einen Humor, der sich erlaubt, den Nationalstreit zwischen Norwegen und Schweden wirklich auf das naivste unters Vieh zu bringen; das Hühnervolk auf dem Edelhof setzt fort, wo die Domestiken anhoben, und Frln. Bremer weiß sehr Bescheid unter dem Volk, kennt dessen Sitten, muthmaßt seine Ansichten, erklärt witzig, was Gänserich und Gänschen meinen, wenn sie gackern und schnattern. Für Herald und Susanna löst sich dieser Streit natürlich friedlich mit Handschlag und Ehebündniß auf. Die Geschichte der Edeldame ist die ernste Partie des Buches. Die junge Wittwe drückt eine schwere Melancholie, die noch eine andere Quelle zu haben scheint als den Verlust des Gatten. Es ist der Argwohn, daß der Mann ihrer Wahl ihrer Liebe nicht werth gewesen. In seiner Obhut lebte ein junger reicher Neffe. Sein Vermögen stand schwach; der junge Mensch verschwand; dem Ruine des Hauses ward vorgebeugt. Jetzt hat sie Spuren von der Existenz des verschwundenen Neffen im hohen Norwegen. Sie macht sich auf den Weg. Diese Gebirgsreise in den skandinavischen Alpen ist vortrefflich, ein Sturm wird meisterhaft geschildert. Zugleich erledigt sich das zweite Thema des Buches, die Erzählung norwegischer Sagen und Mährchen, die freilich sehr roh und altern überliefert, eben so ungeschickt eingepaßt werden. Die Verfasserin weiß ein Familientagebuch zu führen; sie weiß zweitens die heimische Umgebung in Natur und Menschenwelt aufzufassen. Zur Reproduction eines Hochlandmährchens gehört eine dichterische Natur, wenigstens ein tieferer Sinn für den Menschengeist und seine Offenbarungen. Hier ist das naive Friedrikchen nicht zu Hause, wie auf dem Edelhofe unter den Gänsen.

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschluß.)

[Lustspielpreis-Aussetzung; Meyerbeer und das Hoftheater.]

In Dresden, Leipzig, Wien u. s. w. wird der Patkul überhaupt nicht gegeben werden, und wenn wir aufrichtig sagen sollen, so wundern wir uns, daß es hier geschah, wo Ludwig der XI. in Peronne u. s. w. noch immer verboten ist. Wir sehen dies aber um so mehr als einen Anfang zur Besserung an und hoffen, daß eine neue freiere Regung

gleichzeitig mit Andern auch die Bühne beleben und allgemein wohlthätig einwirken soll. Die Preisaussetzung auf das beste Lustspiel kann auch als ein Schritt dafür gelten, und wenn es der freilich nur sehr mäßige Geldgewinn nicht ist, so sollte die Aussicht auf Einwirkung auf die Bühne alle fähigen Köpfe vermögen, jetzt etwas dafür zu thun, wo eine Besserung möglich ist. Freilich müßte zugleich ein richterliches Comité aus den anerkanntesten Talenten ernannt werden, statt des bestehenden, in welchem ein paar Hofjunker, die Regisseure, Herr Spiker und einige andere erleuchtete Geister des Jahrhunderts Sitz und Stimme haben. Alles Gute kommt aber nicht zusammen, allein eine ganz neue Zeit würde für unsere Bühne in jeder Hinsicht hereinbrechen, wenn das Gerücht sich bestätigte, daß sie aus einer Hofbelustigungsanstalt ein wahrhaftes Nationaltheater werden soll. Man erzählt sich, daß Herr Meyerbeer, der gegenwärtig hier ist, sich erboten hat, die Bühne für eigene Rechnung zu übernehmen und mit dem höchsten Glanze als erste deutsche Bühne weiter zu führen, wenn er von Seiten des Staates mit einer jährlichen Unterstützung von 100,000 Thalern bedacht wird. Jetzt kostet diese Anstalt wenigstens noch ein Mal so viel, und was leistet sie dafür? In neun Monaten haben wir keine, sage keine! neue Oper gehabt; die ungeheuren Mittel werden nutzlos versplittert, die größte Verwirrung herrscht in ihrer Anwendung und ohne einen kräftigen, willensstarken Mittelpunkt schwankt, stockt und verstockt die Maschine nach allen Seiten. Dem. Tuczek hat ihre Gastspiele beendet und ist abgereist, dagegen sind die beiden Damen Spatzer hier eingetroffen, hoffentlich um bei uns zu bleiben, wie sie es ihrem Contracte nach können, und auf der Königstadt, im Verein mit der italienischen Gesellschaft, gibt die einst so berühmte Pasta Gastspiele, worüber ich Ihnen nächstens berichte.

Notizen.

[Die hannoversche Opposition.]

Ein Correspondent in der leipziger Allgemeinen sagt von der Opposition in Hannover: Ihre Geschichte war von der Aufhebung des Grundgesetzes an eine unausgesetzte Reihe politischer Fehler. Machte die Regierungspartei einen Fehler, so konnte man sicher sein, daß die Opposition ihn durch drei aufeinander folgende ausgleichen werde. Ihr letzter, in ihrem System unverantwortlicher Fehlschuß war ihr Zurückbleiben von der vorjährigen Ständeversammlung. Gewählt wurde diesmal eine so große Zahl Oppositionsmänner zur Kammer, weil sie sich um Deputirtenstellen mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln bewarben, während die andere Seite kein Gewicht in die Wagschale legte und weil die Wahlschaften von ihnen ganz absonderliche Sorge für die materiellen Bedürfnisse des Landes erwarteten, welche nunmehr schleunige und volle Befriedigung heischen. Die Opposition verschleppt aber die Zeit und verzehrt ihre Kräfte ohne Erfolg am Principienstreit; das Reelle findet bei ihr kaum Beachtung; wir sehen voraus, sie wird den letzten Rest ihres Credits verlieren, wenn sie als werthlos behandelt, was das Land für die Gegenwart als sein Höchstes achtet: Betrieb seiner materiellen Interessen. Darin liegt aber gerade das Leiden der Opposition, daß sie sich nie sichern, festen Boden zu ihrem Gebäude erwirbt, sondern die Plane auf Hoffnungen und Eventualitäten baut, die nicht eintreffen.

[Russische Amnestie.]

Die Zeitungen erzählen viel von einer russischen Amnestie, die sehr reich an Ausnahmen ist. Nebenbei werden, in Folge der Verschwörung des Koinarski zu Wilna, etwa 40 Personen verhaftet, worunter 13 Mädchen und Frauen. Bei unmündigen Personen wurde das Vermögen der Eltern confiscirt. Amnestien scheinen in manchen Ländern wie die Stille vor dem Gewitter oder umgekehrt, wie die betäubende Trommel bei Executionen zu sein. Auch in Oesterreich kamen kurz nach der mailänder Amnestie 60 Personen auf den Spielberg.

[Französische Wirren.]

Louis Philipp wird alt und verliert die Geduld, sich noch täglich zu schminken. Die Emporkömmlinge des Julikönigthums, die jungen Geldaristokraten, wähnen sich schon sicher und werden schwindlig. Das Journal des Debats buhlt offen mit den englischen Tories und Monopolisten, weil es sie bald am Ruder zu sehen hofft. Sogar ein Dupin petitionirt nebst andern reichen Waldbesitzern um eine Accise auf die Steinkohlen, damit, zum Schaden der Armen, sein Holz theurer werde. Und Guizot, der stille, professorliche Staatsmann thut Alles, den entschlummernden Revolutionsgeist zu wecken. Die Presse wird regelmäßig bekämpft, die untern Volksclassen bearbeitet die eiserne Hand des Fiscus, und das Militair muß für schmählichen Sündensold die Bastillen bauen. Auch die Jesuiten zeigen sich wieder keck in den Straßen, wie Unheil kündende Raben. — Deutschland ist ruhig. Der Zollverein arbeitet an der Begründung einer deutschen Seemacht. Ist es nur nicht ein böses Omen, daß zu gleicher Zeit bremer Schiffe des Sklavenhandels beschuldigt werden?

[Die spanische Emigration.]

Cabrera ist noch immer carlistischer als Don Carlos selbst. Eine Proclamation von ihm ermahnt die spanischen Flüchtlinge, die Amnestie Espartero's auszuschlagen. Die arme Exregentin Christine reist von Hof zu Hof mit Heirathsprojecten. —

[In Sachen Eberhard's.]

Franz Xaver heißt der würdige Bischof von Regensburg, der kürzlich in einem neuen Schreiben den münchner Hofprediger und Zeloten Eberhard auffordert, fleißig in der Bibel zu lesen, dann würde er noch ein recht guter Christ werden und einsehen, daß bis jetzt nur Fleisch und Blut, nicht der Geist aus ihm gesprochen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Verlags-Bericht, Januar 1841, von Leopold Voß in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Mémoires de l'Académie Imp. des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tom. II. gr. in 4. St. Pétersb. 1840. 6 Thlr. 22½ Ngr.

Sciences naturelles. Tome IIIme. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. 11 Thlr. 7½ Ngr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie Tom. V. gr. in 4. St. Pétersbourg. 1840. 4 Thlr. 15 Ngr.

Mémoires presentés par divers savans. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 6 Thlr. 22½ Ngr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XV. gr. in 4. St. Pétersbourg. 1840. 1 Thlr. 4 Ngr.

Bulletin scientifique publié par l'Académie des sciences. Tome VI., VII. et VIII. (chacun en 24 Nros.) gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. (Prix du tome: 1 Thlr. 15 Ngr.)

*Baer, K. E. v., u. G. v. Helmersen, Beiträge zur Kenntniss des russischen Reiches und der angrenzenden Länder Asiens. 1—3. Band.

I. Statistische u. ethnographische Nachrichten über die russ. Besitzungen an der Nordwestküste von Amerika. Gesammelt v. Contre-Admiral v. Wrangell. Herausgeg. v. K. E. v. Baer. Mit 1 Karte. gr. 8. St. Petersb. 1839. 1 Thlr. 10 Ngr.

II. Nachrichten über Chiwa, Bochara, Chokand u. den nordwestl. Theil des chines. Staates, gesamm. von dem Gen.-Major Gens, bearbeitet von G. v. Helmersen. Mit 1 Karte. gr. 8. St. Petersb., 1839. 1 Thlr.

III. Essai sur les ressources territoriales et commerciales de l'Asie occidentale, par J. de Hagemeister. gr. in 8. St. Pétersb., 1839. 1 Thlr. 10 Ngr.

Baumgarten, Moritz, das Schielen u. dessen operative Behandlung nach eigenen Beobachtungen u. Erfahrungen wissenschaftlich dargestellt. Mit 1 Stdruckt. gr. 8. Leipzig, 1841. 22½ Ngr.

*Bongard, H. G., Descriptiones plantarum novarum. 4 maj. Petropoli, 1839. 1 Thlr.

*Brandt, J. F., Spicilegia ornithologica exotica. Fasc. I. Acced. tabb. V. lith. et color. 4 maj. Petropoli, 1839. 15 Ngr.

*Brosset, M. F., Catalogue de la bibliothèque d'Edchmiadzin. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1840. 7½ Ngr.

*Brosset, M. F., Monographie des monnaies arméniennes. Avec 2 planches. 4. St. Pétersbourg. 1839. 7½ Ngr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft bearbeitet. 6r Bd., mit Beiträgen von E. Burdach und J. F. Dieffenbach. gr. 8. Leipzig, 1840. 3 Thlr. 15 Ngr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. IIr Jahrgang für 1840. Herausgegeb. von Dr. A. Weinlig. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 6r Jahrg. für 1840. Herausgeg. von Dr. J. A. Hülsse und Dr. A. Weinlig. In fünftäg. Lief. (75 Bog. u. 551 Abbild.) gr. 8. 5 Thlr.

*Charpentier, Toussaint de, Libellulinae europ. descriptae ac depictae. Cum 48 tabb. col. 4 maj. Lipsiae, 1840. 16 Thlr.

Choulant, L., historisch literarisches Jahrb. für die deutsche Medicin. 3ter Jahrgang. 16. Leipzig, 1840. 1 Thlr.

Davy, Humphry, Denkwürdigkeiten aus dem Leben Sir Humphry Davy's, herausgegeben von dessen Bruder John Davy. Deutsch beard. v. E. Neubert, eingeleitet von Rud. Wagner. Mit Davy's Portrait und einer Abbildung der Sicherheitslampe. 4 Bände. 8. Leipzig, 1840. 5 Thlr. 15 Ngr.

— — Salmonia oder neun Angeltage. Unterhaltungen über naturgeschichtliche und verwandte Gegenstände, insbesondere über Fische aus dem Salmengeschlecht. Deutsch beard. von E. Neubert. Mit 3 Steindrtaf. 8. Leipzig, 1840. 1 Thlr. 25 Ngr.

Davy's Bildniss. Nach Sir Th. Lawrence in Stahl gestochen von C. Prelsel. 4. Chines. Papier. 10 Ngr.

Drobisch, M. W., de Joannis Widmanni Egerani Lipsiensis quondam art. lib. magistri compendio arithmeticae mercatorum, scientiae mathematicae saeculi XV simul atque artis typographicae Lipsiensis insigni monumento. Solemnia inventae typographiae saecularia rite peragenda concelebraturus scripsit. 4. Lipsiae, 1840. 10 Ngr.

— — Grundlehren der Religionsphilosophie. gr. 8. Leipzig, 1840. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ehrenberg, H., Ansichten über die Gräfenberger Wassercur, begründet auf einen längern Aufenthalt daselbst. gr. 8. Leipzig, 1840. 22½ Ngr.

Einige Worte zur Vertheidigung des Hrn. Weiß, Directors der Wasserheilanstalt in Freiwalde, von einem Curgaste. Bevorwortet von Dr. H. Ehrenberg. 8. Leipz. 1840. 5 Ngr.

*Fedorow, W., vorläufige Berichte über die von ihm in den Jahren 1832 bis 1837 auf allerhöchsten Befehl in West-Sibirien ausgeführten astronomisch geographischen Arbeiten. In Auftrag der K. Akademie der Wissenschaften herausgegeben von F. G. W. Struve. Mit 1 Karte. gr. 8. St. Petersburg, 1838. 1 Thlr.

*Gerhard, E., griechische u. etruskische Trinkschalen des K. Museums zu Berlin. Mit 12 Taf. gr. fol. Berlin, 1840. 20 Thlr.

*Grundlage der praktischen Baukunst, nach der Originalausgabe der Königl. technischen Deputation für Gewerbe mit deren Bewilligung herausgegeben:

I. Vorlegeblätter für Maurer in 42 lithographirten Tafeln mit Erläuterungen. Dritte Aufl. Fol. Berl., 1841. 4 Thlr. 15 Ngr.

II. Vorlegeblätter für Zimmerleute in 37 lithogr. Taf. mit Erläuterungen. Dritte Aufl. Fol. Berl., 1841. 4 Thlr. 15 Ngr.

Allgemeine Maschinen-Encyclopädie. In Verein mit G. Altmütter, A. Burg, Th. Fischer, M. F. Gätzschmann, C. G. Hummel, K. Karmarsch, F. Reich, F. Schneider, J. A. Schubert, K. Weinlig, A. Weinlig und J. Weisbach, herausgegeben von J. A. Hülsse.

Text. 2te Lief. (10 Bg.) gr. 8. Lpz. 1840. Subscr.-Pr. 1 Thlr.

Atlas. 2te Lief. (10 Kupfrt.) quer Fol., Subscr-Pr. 1 Thlr. 20 Ngr.

*Ménétriés, E., Essai d'une monographie du genre Anacolus. Avec 1 planche color. gr. in 4. St. Pétersb. 1839. 11½ Ngr.

*Meyer, C. A., das Alyssum minutum u. die zunächst verwandten Arten, monographisch bearbeitet u. durch Abbildungen erläutert; nebst einer Uebersicht der Arten der Gattung Philonema. Mit 2 Stdrtaf. gr. 4. St. Petersb. 1840. 10 Ngr.

— — einige Bemerk. üb. die natürl. Familie der Polygonaceae. Erster Artikel. Versuch einer naturgetreuen Anordnung der Gattungen dieser Familie. Mit 1 Steindrucktafel. gr. 4. St. Petersburg, 1840. 5 Ngr.

*Muralt, Ed. de. Catalogus codicum bibliothecae Imperialis publicae graecorum et latinorum, Fasc. I. Fol. Petrop., 1840. 1 Thlr. 5 Ngr.

Nicolai Damasceni, de plantis libri duo Aristoteli vulgo adscripti. Ex Isaaci Ben Honain versione arabica latine vertit Alfredus. Ad codd. mss. fidem addito apparatu critico recensuit E. H. F. Meyer. 8. maj. Lps. 1841. 1 Thl. 15 Ngr.

*Pander, C. H., Beiträge zur Geognosie des russ. Reiches. Mit 35 Stdrtaf. gr. 4. St. Petersburg, 1830. 15 Thlr. 22½ Ngr.

*Parrot, G. F., Recherches physiques sur les pierres d'Imatra. Avec 14 planches, 1 tableau de l'Imatra et 1 plan du Wuoxen jusqu'à la cataracte. gr. in 4. St. Pétersb., 1840. 1 Thlr. 15 Ngr.

Personen und Zustände aus den kirchlich politischen Wirren in Preußen. Mit 39 bisher ungedruckten Documenten. gr. 8. Leipzig, 1840. 25 Ngr.

Prichard, James Cowles, Naturgeschichte des Menschengeschlechts. Nach der dritten Auflage des engl. Originals mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von Rud. Wagner. 1. und 2. Bd. gr. 8. Leipzig, 1840. 4 Thlr. 20 Ngr.

Radius, Justus, ausgewählte Heilformeln zum Gebrauche für praktische Aerzte und Wundärzte. Mit Originalbeiträgen der berühmtesten klinischen Lehrer und Berücksichtigung der neuesten Bereicherungen der Arzneimittellehre. Zweite umgearbeitete Auflage. 16. Leipzig, 1840. 1 Thlr. 25 Ngr.

*Rein, G., statistische Darstellung des Großfürstenthums Finnland. 8. Helsingfors, 1839. 17½ Ngr.

*Ruprecht, F. J., Bambuseae. Cum 18 tabb. lith. 4 maj. Petropoli, 1839. 1 Thlr.

Sömmerring, S. Th. v., vom Baue des menschl. Körpers. Neue umgearb. u. vervollständigte Orig.-Ausg. besorgt von W. Th. Bischoff, J. Henle, E. Huschke, F. W. Theile, G. Valentin, J. Vogel u. Rud. Wagner. In 9 Bdn. 2r Bd. Sömmerring's Lehre von den Knochen u. Bändern des menschl. Körpers. Nach der 2ten Aufl. u. nach den Handexemplaren des Verfassers mit den nöthigen Ergänzungen u. Zusätzen, au[illegible] dem Kata-

log der von Sömmerring hinterlassenen Sammlung von anatomischen Präparaten, herausgegeben von Rud. Wagner. gr. 8. 1839. 1 Thlr. 16 Gr.

Soubeiran, E. Anleitung zur Verfertigung künstl. Mineralwässer und ähnlicher Compositionen. Aus dem Franz. übersetzt und durch Zusätze, so wie die Formeln der vorzüglichsten deutschen Mineralwässer vermehrt. Mit 1 Steindruck. 8. Leipzig, 1840. 15 Ngr.

Stoeckhardt, H. R., de recto jurisconsulti eruditione proximo justitiae fonte oratio. 8 maj. Lipsiae, 1840. 7½ Ngr.

*Tcheubinof, David, Dictionnaire géorgien-russe-français. Gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. 6 Thlr.

*Trinius, C.B., Agrostidea I, Vilfea. 4 maj. Petr., 1840. 15 Ngr.

— — Oryzea. 4 maj. Petropoli, 1839. 15 Ngr.

*Unger, F., über den Bau und das Wachsthum des Dicotyledonen-Stammes. Eine von der K. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg mit dem Accessit gekrönte Preisschrift. Mit 16 Steindrt. gr. 4. St. Petersb. 1840. 2 Thlr.

Verzeichniss der in der Kreis-Naturalien-Sammlung zu Bayreuth befindlichen Petrefacten. Mit 1. Einer petrefactologischen Karte von Ober-Franken. II. Einer geognostisch-petrefactologischen Uebersicht. III. Zwei und zwanzig Tafeln Abbildungen. gr. 4. Leipzig, 1840. 9 Thlr.

Wagner, Moritz, Reisen in der Regentschaft Algier in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Nebst einem naturhistorischen Anhange: Beiträge zur Fauna der Berberei von J. F. Brandt, M. Erdl, W. F. Erichson, C. L. Koch, H. Nathusius, K. A. Rossmässler, H. Schlegel, A. Wagner und R. Wagner. 3 Bände gr. 8. und 1 Kupferatlas (Karte von Algier und 17 colorirte und schwarze Kupfertafeln). Fol. Leipzig, 1841. 12 Thlr.

Wagner, Rud., Icones physiologicae. Erläuterungstafeln zur Physiologie u. Entwickelungsgeschichte mit vorzüglicher Rücksicht auf seine Lehrbücher der Physiologie u. vergleichenden Anatomie. Dritte Abth. (10 Kupfert. zur Physiologie der Empfindung und Bewegung.) Fol. Leipzig, 1840. 2 Thlr. 15 Ngr. Das damit nun vollständige Werk kostet 7 Thlr. 15 Ngr.

Weinlig, C. A., Lehrbuch der theoretischen Chemie. Zum Gebrauche der Vorlesungen und zur Repetition für Studirende. In 3 Lief. 1. u. 2. Lief. gr. 8. Leipzig, 1840. 2 Thlr. 25 Ngr.

Will, F., Beiträge zur Anatomie der zusammengesetzten Augen mit facettirter Hornhaut. Mit 1 Kupfertafel. gr. 4. Leipzig, 1840. 20 Ngr.

Zeitung für die elegante Welt für 1840. (40. Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. In wöchentlichen Lieferungen. gr. 4. 8 Thlr.

Inhalt.

No. 106.

Britische Skizzen.
Nachträge zu Schiller. — Notiz.

No. 107.

Zur Charakteristik Berlins.
Nachträge zu Schiller. (Beschluß.)

No. 108.

Gedichte von Ernst Minneburg.
Zur Charakteristik Berlins. (Beschluß.)
Die Schletter'sche Gemäldesammlung in Leipzig.
Notiz.

No. 109.

Der Abendstern. Novelle von L. Wallenheim.
Correspondenz. Aus Berlin.

No. 110.

Der Abendstern. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)

No. 111.

Der Abendstern. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)

No. 112.

Der Abendstern. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.) — Notiz.

No. 113.

Der Abendstern. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Beschluß.) — Notizen.

No. 114.

Die Geheimnisse des Serails. Novelle von C. Terpen.
Notiz.

No. 115.

Die Geheimnisse des Serails. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 116.

Die Geheimnisse des Serails. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. — Notizen.

No. 117.

Die Geheimnisse des Serails. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Schwerin.

No. 118.

Die Geheimnisse des Serails. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus London.

No. 119.

Die Geheimnisse des Serails. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus London. (Fortsetzung.)

No. 120.

Die Geheimnisse des Serails. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus London. (Fortsetzung.) — Notizen.

No. 121.

Die Geheimnisse des Serails. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus London. (Fortsetzung.)

No. 122.

Die Geheimnisse des Serails. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus London. (Beschluß.) — Notiz.

No. 123.

Die Geheimnisse des Serails. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Dresden. — Notizen.

No. 124.

Die Geheimnisse des Serails. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. — Notizen.

No. 125.

Die Geheimnisse des Serails. (Beschluß.)
Streit und Friede, von Fredrika Bremer.
Correspondenz. Aus Berlin. (Beschluß.)
Notizen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google